XVIII. Jahrgang 6. Juli 1922 Nummer 27

Deutsche Reden von Otto Flake

8.
Nach dem Mord

Nach Erzbergers Ermordung sagten wir: Vielleicht floß dieses Blut nicht umsonst, vielleicht gibt es der Republik den Willen zu sich selbst. In Deutschland Vielleicht sagen, heißt so viel wie die Achseln zucken.

Diesmal, nach der Ermordung Rathenaus, liest es sich wunderschön, wie die Empörung Denen in die Glieder gefahren ist, die es angeht.

Liebe Deutsche, ich kenne euch. Es gibt einen typisch deutschen Verlauf der deutschen Ermannungen. Ich studierte ihn bei der Zaberner Affäre, und seither traue ich euch nicht. Ihr fallt in eure Lethargie zurück, manchmal siedet Ihr zwar auf, aber nach acht Tagen Kulissenarbeit versteht Ihr selbst nicht mehr, daß Ihr aufgebracht wart.

Wenn jetzt nicht der republikanische Block zustande kommt, will sagen: die Frage des Fortbestandes der Republik so heiß in den Mittelpunkt rückt, daß sich zwei Parteien bilden, die republikanische und die nationalistische, dann hat sich nichts geändert.

Aber was geschieht? Die Rechtsparteien verurteilen das Verbrechen. Die Schufte. Sie haben es auf dem Gewissen. Der Helferich des Mordes erhielt seinen schwarz-weiß-roten Kranz mit Recht. Diese Männer und ihre Gesinnung, ihr Reden und ihr Tun müssen vernichtet werden, oder sie vernichten die Republik, und das heißt nicht etwa, daß sie eine Staatsform und nicht einmal einen Staat, sondern ein Volk vernichten.

Ecrasez l'infâme ! Ich bin Pazifist, ja, und verurteile die Gewalt als Mittel, Ideen zu verwirklichen. Aber ich weiß auch, daß es einen Punkt gibt, wo die Konsequenz einer Gesinnung zur Aufhebung dieser Gesinnung führt. Philosophieren wir nicht. Wer einen Staat baut, muß entschlossen sein, Diejenigen abzuhalten, die sein Werk stören, eine Aufgabe, die umso leichter fällt, je mehr er es mit Feiglingen zu tun hat.

Ihre Deutschgeborenheit, wie sie sich selbst nennen, die Herren Redakteure, Redner, Erzieher, Offiziere und Beamten des nationalen Lagers sind Feiglinge, sie liefern den Mördern das Auto, die vermummende Lederkleidung und die Maschinenpistole, wie sie allgemein Milliarden liefern: aber wenn sie wohl oder übel zu der Mordtat Stellung nehmen müssen, tun sie es in einer so üblen Form, daß man sie nur verachten kann.

Welche Lehre und welcher Trost: der Militarismus korrumpiert die Seelen. Wenn er sie auch noch tapfer machte, dann allerdings wäre er die übermächtige Gefahr, für die wir ihn manchmal halten. Greift zu, tretet dem Gesindel entgegen, lernt jetzt endlich, daß jede Idee, auch die der Republik, tot ist, solange sie nicht Erlebnis wurde — erlebt eure Empörung, haßt,

denn es gibt einen Haß, der die aktive Form der Liebe heißen muß.

Die Unfähigkeit, das Erlebnis der Politik zu haben, ist das deutsche Laster. Manchmal glaubte man diese Kraft bei den Nationalisten zu finden, weshalb wir sie den Republikanern als Beispiel vorhielten. Der Militarismus war Erlebnis — die Republik muß es werden: das ist die Formel der heutigen Situation. Sogar die Demokratische Partei hat das gefühlt und einen Aufruf erlassen. Sehr interessant, diesen Aufruf zu lesen. Die Herren Petersen und Erkelenz erklären, daß die Partei um des Wiederaufbaus willen „den Geist der Versöhnung betätigt" habe, und schließen: „Unsre Hoffnung hat getrogen, die Politik der Versöhnung ist als Schwäche gedeutet worden." Hier, am entscheidenden Punkt, wollen wir Lager beziehen: die Politik der Demokraten ist nicht falsch gedeutet worden, sie war falsch; sie wurde nicht als Schwäche mißdeutet, sie war Schwäche.

Sie ist noch immer Schwäche. Der Beweis? Daß Herr Geßler nicht das Reichswehrministerium in bessere Hände legt, das heißt: daß seine Partei ihn nicht dazu zwingt, und das heißt wieder, daß die Demokratische Partei nicht ihre Stellung zum Problem der republikanischen Armee völlig ändert.

Man braucht nur die Proklamation des Herrn Geßler zum Tode Rathenaus zu lesen und weiß Alles, was in seiner Partei unerträglich ist. Da sie den Kriegsminister stellt, so ist sie verantwortlich für den Geist und die Zustände, die zur Ermordung Rathenaus führten, sie und Niemand sonst.

Sie hat geduldet, statt vorgebeugt; sie hat nicht gewollt, daß die Reichswehr etwas völlig andres sei als das alte Heer; sie hat die Generäle reden, die Prinzen defilieren, die Offiziere Bünde schließen lassen und, allgemeiner gesagt, verhindert, daß die Männer, die heil aus dem Krieg zurückkehrten, sich dem Gefühl hingeben konnten, nun sei eine Epoche der Heereszüge vorüber und es gelte, wieder bürgerliche Wurzeln zu schlagen. Die Demokraten sind schuld, daß die Erinnerung künstlich wachgehalten wurde, die Menschen nicht bereitwillig wurden; war sie es nicht, die in Spa noch die allgemeine Wehrpflicht retten wollte? Die Skandale im Reich des Herrn Geßler häuften sich, die Demokratie schwieg. Sie wünschte ihre Popularität zu bewahren und wurde doch gehaßt. Was hat sie erreicht? Nichts als das, was Der verdient, der nicht den Mut hat, entschlossen Ja und Nein zu sagen: die Verachtung, die Einflußlosigkeit. Am Tod Rathenaus krepiert die Deutsche Demokratische Partei, oder sie wird an ihm gesund.

Das gilt auch von den Sozialisten. Kommt nicht die Verschmelzung der Unabhängigen mit den Mehrheitssozialisten und treten jene nicht in die Regierung ein, dann ist die Zerschlagung Deutschlands besiegelt. Denn es ist klar, daß Europa den Unruheherd in seiner Mitte nicht dulden kann. Europa braucht nur ein wenig nachzuhelfen, Deutschland zersetzt sich von selbst, wenn ein Geschehnis wie dieser Mord nicht die Folge hat, daß die republikanische Regierung die chronische Verschwörung des Nationalisten ausrottet, mit Feuer und Blei.

Ich persönlich bin so weit, selbst die politische Auflösung Deutschlands zu wünschen, falls seine moralische Vereinheitlichung aussichtslos wird. Man wird es satt, unter Kastraten zu leben, denn man kann nicht unter ihnen wirken. Ein Volk, das kein politisches Temperament hat, hat kein Recht auf politische Existenz, es hindert die Welt.

Wird die Regierung mit den Militaristen nicht fertig, dann ist Frankreich und sein Sprecher Poincaré gerechtfertigt. Der Aufruf des Reichskanzlers war prachtvoll; fragt sich, ob das Land hinter ihm steht, nicht momentan, sondern dauernd. Es ist ein historischer Augenblick, es geht um die politische Selbständigkeit. Von der Zaberner Affaire zum Tod Rathenaus geht eine grade Linie, die Bestie Militarismus lebt immer noch. Bestien muß man totschlagen, Herr Erkelenz und Herr Petersen, mit Versöhnlichkeit erreichen Sie das nicht.

Jenseits der Grenze

VIII.
Brüssel von Joseph Friedfeld

Einst war es ein sumpfiges Tal des Sennebaches, überschattet von einem steilen Hügel, wo die Herzöge von Brabant, damals noch Grafen von Löwen, eine Burg errichteten. Unweit davon starrte die Schutzpatronin der Stadt, die heilige Gudula, aus gotischen Kirchenfenstern auf gieblige Häuser hinab. Handel von Brügge nach Köln zog durch. Glanz aber kam erst unter den Habsburgern. Der Coudenberg, der kalte Berg, gewann Wärme und Licht. Die Prachtliebe des achtzehnten Jahrhunderts schmückte ihn. Er ist heute noch so, fremd der eigentlichen Stadt unten im Tale, Sitz des Königs und des Adels, der Regierung und der Künste. Unten aber lebt die Hauptstadt des dichtest bevölkerten Industriestaates.

Sie hat einen Anstrich von Paris. Die Warenhäuser und die Mädchen, die Läden und Fassaden — all Das erinnert an die Stadt der Städte. Auf flämischem Grunde herrscht unbestritten französische Kultur. Alles, was zählt, Adel und Bürgertum, Wissenschaft und Kunst, ist französisch. Nur das biedere Volk in den dunklen Straßen, in den immer mehr wachsenden Vororten, spricht flämisch. So ist die Hauptstadt ein Abbild dessen, was das Land ist: französische Kultur auf flämischem Untergrund. Die Ritter der Kreuzzüge sind die ersten Erbauer dieses Doppelgebäudes. Gottfried von Bouillon hat auf dem Coudenberg die Flamen zum Kreuzzug gerufen: Dieu li volt. Die Spanier unter Alba haßten die flämische Sprache der Rebellen, das neue Königreich der Belgier entstand vor allem durch die Wallonen — mit Unterstützung französischer Bajonette.

Das Königreich Belgien hat im Allgemeinen eine fromme, friedliche und vergnügte Bevölkerung. Der übertriebene Nationalismus der größern Mächte war hier unbekannt. Der Krieg hat das gewandelt. Durch Reaktion auf die deutsche Okkupation und auf das vor allem im Anfang oft skrupellose Vorgehen der Deutschen ist hier der Nationalismus stark gestiegen. Da er vorher schwach war, ist er jetzt umso stärker und sentimental. Brüssel ist deutschfeindlicher als

Paris. Man sieht nirgends eine deutsche Zeitung. Die Presse in Belgien ist schlecht, noch viel schlechter als die französische. Es gibt kaum ein Blatt, das man lesen kann, das, abgesehen von seinem sinnlosen Chauvinismus, nicht joumalistisch und kulturell tiefstehend wäre. Das sozialdemokratische Parteiblatt ist um nichts besser.

Das Gute ist nur, daß man die londoner und pariser Zeitungen schnell bekommt, und, wenn man holländisch liest, vor allem die vorzüglichen rotterdamer, haager und amsterdamer Blätter. Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Nachbarländern ! Und nicht anders auf dem Gebiet des Theaters und der allgemeinen Kultur. Brüssel begnügt sich damit, ein Ableger von Paris zu sein, und nicht des Besten, was Paris zu bieten hat. Die königliche Oper, das Theater de la Monnaie, singt die französischen und einige italienische Opern, etwa von ‚Lakmé' bis ‚Traviata'. Die andern Theater bringen das im Ausland als pariserisch bekannte Theaterstück. Von fremden Autoren ist nichts zu hören. Erst im Anfang dieses Jahres wurde ein neues Theater, du Marais, eröffnet, das sich in Nachbildung des pariser Vieux Colombier die Pflege eines höhern Niveaus zur Aufgabe gesetzt hat. Nur die Musik ist gut in Brüssel, und es gibt auch eine ganze Anzahl von Sammlern und Amateuren, deren Interesse sich aber auf die einheimischen Meister erstreckt, auf die alten Herren der Akademien, die noch im Impressionismus stecken.

Die Brüsseler haben verstanden, ihre Stadt zu verschönern. Der Umbau ist noch nicht fertig. Der Krieg hat ihn gestört Aber in wenigen Jahren wird eine Reihe modemer Geschäftspaläste, Banken und Warenhäuser von der untern Stadt bis zum Königsplatz hinaufführen. Das Land blüht auf, die geschäftlichen Krisen haben es weniger geschädigt als seine Nachbarn, und wenn nun noch die Entschädigung aus Deutschland käme . . . Die Steuerlast ist nicht sehr groß, von der scharfen Eintreibung wie in Holland oder England merkt man nichts, freilich ist dafür auch der öffentliche Dienst laxer. Man sieht viel Militär, aber es macht keinen kriegerischen Eindruck. Der Streit der Flamen und der Wallonen um die Vorherrschaft im Staate, der politische Kampf der drei großen Parteien: der Katholiken, Sozialisten und Liberalen, ist nicht allzu hitzig. Im Allgemeinen hat das Land Ruhe, ist das Leben normal.

Man sieht viele Geschäfte mit den berühmten Spitzen: Brüsseler Spitzen. Sie sind schön. Manche erinnern in ihrer Feinheit an die gotischen Kathedralen. Und ihr Preis ist hier im Lande nicht hoch. Man kann schöne Kragen und Decken für einige Zehner Francs erhalten. Wie überhaupt im glücklichen Westen auch dem mittleren und kleinern Manne noch ein gewisser Luxus der Lebenshaltung möglich ist. Das ist, was am meisten in valutastarken Ländern den Mitteleuropäer befremdet: daß man noch ins Ausland reisen kann, fremde Bücher kaufen, Kleider wechseln, kurz: noch bunt, weit leben, Ausblicke haben kann, die nicht mit dem nächsten Kirchturm oder der täglichen Not begrenzt sind. Deutschland und das balkanisierte Mitteleuropa sind heute Provinz geworden. Verengerung führt unter Umständen zur Verinnerlichung; aber Verspießerung liegt näher und ist bequemer. Auch wird man leicht selbstgerecht. Drum täte heut grade den Deutschen nichts so not, als jenseits der Grenzen zu reisen. Freilich: wie viele Deutsche sind dazu noch in der Lage ?!

So geht es nicht mehr weiter !

Nach dem Kapp-Putsch

Die Reichsregierung wird den gesetzlichen Bestimmungen gemäß
die Vermögen dieser Leute beschlagnahmen und der Nationalversamm-
lung ein Gesetz vorlegen, das harte Strafen vorsieht, darunter völlige
Vermögensentziehung. Die Reichswehr wird gesäubert werden.

Reichskanzler Bauer in der Nationalversammlung zu Stuttgart am 18. März 1920

*

Mit eisernem Besen muß ausgekehrt werden. Demokratiserung
der Verwaltung unter voller Wahrnehmung der Rechte der verfassungs-
treuen Beamten; Auflösung der ungetreuen Heeresformationen und an
deren Stelle Schaffung neuer Verbände, die als wahrhafte, keinen Stand
des Volkes ausschließenden Volkswehren gelten können — all das
unter engster Beteiligung der schaffenden Stände des ganzen Volkes:
das wird unsre Aufgabe sein, und wir werden sie rücksichtslos und
entschlossen durchführen.
Jetzt geht es nicht um Parteien oder Parteikoalition, sondern um
das Ganze, um die Republik und die Demokratie. Wir können nicht
wieder an die Arbeit gehen, ohne Abrechnung mit den letzten Vor-
gängen gehalten zu haben.
Nichts wird uns davon abhalten, dem verletzten Recht Genug-
tuung zu verschaffen, auch nicht die besänftigenden Einflüsterungen.
von rechts, da doch die Parteien der Rechten einzig und allein die
intellektuellen Urheber des Putsches sind.

Reichskanzler Hermann Müller in der Nationalversammlung am 29. März 1920

*

Führer, die nicht restlos auf dem Boden der Verfassung stehen,
sind unmöglich. Ihre Entfernung ist die erste Voraussetzung für die
Wiederherstellung des Vertrauens.

Reichswehrminister Gessler in der Nationalversammlung am 29. März 1920

Nach der Ermordung Erzbergers

Die Reichsregierung ist entschlossen, Das zu tun, was die Zeit-
umstände und die Provokationen der Gegner der Verfassung gebie-
terisch erheischen. Sie wird mit unerbittlicher Strenge gegen jede
Auflehnung vorgehen und fordert alle Organe des Reiches und der
Länder auf, in völliger Unparteilichkeit und ohne Ansehen der Person
den Verordnungen rücksichtslos Geltung zu verschaffen.

Aufruf der Reichsregierung vom 29. August 1921

*

Wir wollen über den Toten den Schild halten, aber nicht in stum-
men Schmerz verharren, sondern wir wollen handeln, denn das Vater-
land ist in Gefahr.

Reichskanzler Wirth im Reichstags-Ausschuss am 2. September 1921

*

Ich hoffe, daß es auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen
gelingen wird, mit der bayerischen Regierung ein Einvernehmen zu
erzielen und sie zur Aufhebung des Belagerungszustandes zu veran-
lassen.

Reichskanzler Wirth bei Erzbergers Beisetzung zu Biberach am 31. August 1921

Der Schuß in Griesbach war Erzbergers Lohn. Wir wollen auf dem Posten sein, wir wollen die Republik mit aller Macht schützen. Wir müssen aber nicht nur die Exzesse abwehren, sondern auch ihre Quellen verstopfen. Ich werde alle Extreme abwehren, auch, wenn es sein muß, mit allen Mitteln unsrer staatlichen Macht, über die wir noch verfügen.

Reichskanzler Wirth am 4. September 1921

* *

Am 24. Juni 1922 wurde Walther Rathenau ermordet.

Kritisches Programm von Adolf Behne

Der Kritiker hat es nicht mit der Qualität der von ihm beurteilten Werke zu tun. Ob sich die Kunstmaler X oder Y heuer besonders angestrengt haben, oder ob sie sich haben gehen lassen, interessiert doch die Allgemeinheit zu wenig. Und zu entscheiden, ob X und Y überhaupt Talent haben, oder ob sie besser täten, sich einem andern Beruf zuzuwenden, mag den Professoren aller Akademien überlassen bleiben. Stellt sich der Kritiker auf solche Untersuchungen und Zensuren ein, wird er zum Schulmeister.

Gegenstand seiner Untersuchung sind ganz andre Fragen.

Weshalb kann die Kritik der Qualität nicht seine Aufgabe ausmachen?

Die Qualität besagt nicht allzuviel für den Wert eines Werkes innerhalb der menschlichen Gemeinschaft, und auf diese kommt es in allererster Linie an. Eine Arbeit kann ohne Fehl und Tadel, ja hervorragend in der Qualität sein — ohne doch in der menschlichen Gemeinschaft notwendig zu wirken. Mit der Erkenntnis künstlerischer Zeitnotwendigkeiten hat es aber der Kritiker, der etwas andres als ein bakelschwingender Schulmeister sein will, zu schaffen.

Qualität ist an sich ein toter Begriff, wenn man ihn nicht kühn wie Jacob Böhme mit dem Begriff „Quelle“ als seinen Ursprung in Verbindung bringt („Qualität gleich Qualität, hergeleitet von quellen, ist das Wallen und Treiben, das Leben eines Dinges“).

Die Qualität sollte sich von selbst verstehen — nicht anders als das Moralische. Qualitätsarbeit ist ja einfach eine Sache der Moral. Ueber den Sinn einer Arbeit sagt sie noch nichts Wesentliches aus.

Das Wesentliche einer jeden Arbeit liegt in ihrer geistigen Stärke. Entscheidend ist die Kraft der Erkenntnis.

Legen wir an die künstlerische Arbeit diesen Maßstab an, so erkennen wir sofort, daß die andauernd bemühte Qualität noch nichts Entscheidendes bedeutet. Qualität ist selbstverständliche Voraussetzung, aber sie ist an und für sich noch stumm. In einer geistigen Leistung ist sie ohne weiteres und mit Notwendigkeit enthalten — und in einer andern . . . macht sie uns nicht glücklich.

Die Qualität allein bringt die Welt nicht weiter . . . nicht einen Schritt. Wir könnten heute noch Feuerstein-Werkzeuge benutzen, wenn es unsern Vorfahren immer nur darauf angekommen wäre, Qualitätsarbeit zu leisten. Auch die vollendetste Qualität in Feuerstein-Messern bedeutet uns heute nichts. Das Entscheidende war immer eine neue Erkenntnis.

Wir könnten heute noch in vollendeter Qualität Arbeiten ausführen, die in den Aufgabenkreis eines primitiven häuslichen Handwerks gehören — wenn nicht die Zeit inzwischen weitergeschritten wäre.

Der Kritiker kann seelenruhig die Qualität aller dargestellten Arbeiten als gleich annehmen. Er kann getrost alle Arbeitenden als gleich ehrlich, gleich begabt, gleich ernst und gleich gewissenhaft annehmen . . . umso klarer erst wird dann erkennbar, wer notwendig ist und wer nicht.

Die Notwendigen sind Die, die neue Erkenntnis bringen ... die Erfinder. „Kommt es denn auf das Neue an?” fragen mitleidig die Aestheten, denen das Neue peinlich ist, wie jede „Sensation”.

In der Kunst, die eine aesthetische Angelegenheit ist, kommt es nicht auf das Neue an. In der Kunst, die Ausdruck der Zeit ist, muß es wohl auf das Neue ankommen.

„Aber doch nur auf das gute Neue?? das qualitätsvolle Neue???”

Aber welchen Maßstab haben wir denn für das wirklich Neue? Messen und Abschätzen ist immer ein Vergleichen. Und so ist das wirklich Neue unmaßstäblich, es entzieht sich dem Vergleich — und dies ist der letzte Grund, daß es Vielen so unsympathisch ist . . . nur weil es neu ist.

Andre finden es grade erfreulich, weil es neu ist, weil es keinen Maßstab mitbringt, weil es es selbst ist, ohne Marke und Stempel, ein lebendiges rundes Wesen.

Die Artisten sind in der Wertung des Neuen viel ehrlicher als die Künstler. Bei ihnen versteht sich die Qualität tatsächlich von selbst — und der bessere Artist ist der kühnere Erfinder.

Es kann niemals ein wirklich Neues geben, das nicht lebendig, das nicht gut, das heißt: notwendig wäre. Deshalb haben die schöpferischen Menschen aller Zeiten und Zonen das Neue geliebt. In jedem starken Schöpfer steckt der Erfinder, und mit Recht ist stets der bedeutende Erfinder der populärste Typus gewesen.

Durch das Neue, das er bringt, nicht durch die völlig selbstverständliche Qualität, wird der Künstler zur notwendigen Funktion im Leben der menschlichen Gesellschaft.

Seine soziale Notwendigkeit besteht nicht in praktischen, politischen, organisatorischen oder tendenzhaften Dingen; sondern darin, daß er die geistige Struktur der Zeit in die Sphäre der Bewußtheit hebt. Durch sein Werk wird die Zeit sich ihrer selbst bewußt — sofern sie von den Arbeiten der Künstler Notiz zu nehmen bereit ist.

Die Konflikte einer Zeit, die auf allen Gebieten materiell durchgekämpft werden, erscheinen noch einmal sublimiert in der Kunst . . . in der Kunst der schöpferischen Naturen — und werden hier in einer entstofflichten Sphäre am entschlossensten ausgetragen: als reine Gewissenskonflikte, mit ideellen „Werten an sich”. Der Künstler, der Instrument seiner Zeit ist, konstruiert eine räumliche Darstellung der neuen Schwerpunktlage, in der die geistigen Spannungen, ihre auf Zug und Druck beanspruchten Energien, in allen ihren Verhältnissen sichtbar werden . . . und erfüllt so seine Notwendigkeit.

Die Erfüllung der Notwendigkeit ist nicht geknüpft an irgendwelche Stilprinzipien. Der Künstler, der sich mit einer einmal gefundenen Erkenntnis zur Ruhe setzte, hätte am sichersten seine Zeit-Funktion überlebt !

Händler und Helden von Theobald Tiger

Für Emil Rabold

„Alte Memoiren? Alte Memoiren?”
Die reisigen Helden der Wotans-Eiche,
die Erzgepanzerten aus dem Reiche,
die deutschen Führer der glorreichen Zeit —
sie zückten das Schwert. Nun war es so weit.
Zuerst aber zückten die Paladine
eine amerikanische Schreibmaschine
sowie eine freundliche Tippmamsell:
„Bitte, Fräulein, schreiben Sie schnell !”
Das Fleisch ist willig. Das Hirn ist weich.
O du geliebtes deutsches Reich ! . . .
Alte Memoiren ! Alte Memoiren !

Alte Memoiren? Alte Memoiren?
Die Bände liegen fertig verpackt.
Darein ist alles hineinversackt:
Entschuldigung, Beschönigung, Material —
o, du geduldige, statistische Zahl
Kartenpläne, ein artig Ragout —
und ein bischen Beschimpfung der Heimat dazu.

Alte Memoiren? Alte Memoiren?
Dann ziehen sie die Pistole voll Lust
und setzen sie auf die Verlegerbrust.
Und sprechen, gestützt auf das mannhafte Schwert:
„Suum cuique. Was ist das wert — ?“
Und sie handeln mit englischen Insulanern,
mit dollarbesitzenden Amerikanern . . .
Der Feindbund scheint ihnen auf ein Mal verwandelt.
Und sie handeln, wie man nur in Galizien handelt.
Alte Memoiren? Alte Memoiren?

Einer aber von München bis Zossen
hat von Allen den Vogel abgeschossen.
Wem flog wohl am höchsten der preußische Aar?
Unser Kaiser bekam das Rekordhonorar !
Zween Juden haben ihn unterstützt;
so hat ihm doch Zion ein Mal genützt . . . !
Potz Hakenkreuz und Feindesschreck:
Bis zum letzten Hauch von Verleger und Scheck !
Und dies ist der Wahlspruch des Hohenzollers:
„Keine Partein mehr. Nur noch Dollars — !”

Der neue Hamsun von Harry Kahn

Er heißt: ‚Die Weiber am Brunnen' und ist wieder bei Albert Langen erschienen. Seit er in deutscher Sprache — der nicht immer einwandfrei deutschen Sprache Pauline Klaibers — vorliegt, es ist schon gut ein halbes Jahr her, will ich ihn hier anzeigen. Aber ich scheute mich immer, es zu tun. Denn: was soll man über solch ein Buch schreiben? Ueber ein Buch, das so gar nicht Literatur ist, sondern nur Leben; nichts mehr, aber auch nichts weniger; o nein, kein Lot weniger: Welt, Wesen, Schöpfung; Himmel-und-Erde, Alles-und-Nichts; eben: Leben.

Was soll man, soll man überhaupt über das Leben schreiben? Oder gar über das Wunder, wie es zustande kommt? Ueber Wunder schreibt man nicht. Man glaubt sie, oder glaubt sie nicht. Nun, ich glaube an das Wunder, das Hamsun heißt. Oder ist das etwa kein Wunder: zwischen zwei Stücken gelben Pappdeckels ist ein Häuflein handgroßer weißer Flächen aus Zellulose, Wasser und Leim eingeheftet, auf denen in kunterbunten Abständen allerhand schwarze Zeichen aufgedrückt sind; und dieses Handvoll toter Materie beginnt, sobald ein Mensch mit normal funktionierenden Augen und Ganglien es unter seine Nase hält, zu leben: es bewegt sich in ihm, es tanzt aus ihm heraus; es lacht und weint aus ihm, es liebt und trauert in ihm, es kämpft, siegt und unterliegt mit ihm. Ist das kein Wunder?

Zu Neapel färbt sich alljährlich am Fest der Madonna unter den Worten des betenden Priesters ein Kelch voll Wasser rot. Ich bin gern bereit, zu glauben, H_2O wandle sich hier nicht in eine andre, durch wissenschaftliches Abrakadabra bezifferbare Flüssigkeit, sondern tatsächlich in jenen ganz besondern Saft, für den es noch keine chemische Formel gibt, und von dem man nur aussagen kann, daß er dicker als Wasser ist. Aber was ist das für eine mesquine Jahrmarkts-Thaumaturgie gegen dies: daß ein bißchen Druckerschwärze, auf Papier gepreßt, Blut wird ! Und nicht nur Blut, ein simples Gläschen Blut, der zehnte Teil kaum so viel, wie in einem einzelnen menschlichen Körper rinnt. Nein, Blut einer ganzen Menschensiedlung; und nicht allein Blut: nein, Fleisch, Atem, Seele einer ganzen Stadt. Da sind Menschen zu Haufen, Hunde, Fische, Bäume, Blumen; sind nicht allein da: werden, vergehen; haben Glück und Jammer, Auftrieb und Niedertracht, sinnlosen Sinn und schuldloses Schicksal. Und ihre Häuser sind um sie; Türme bauen sich auf, Telegraphenstangen, Schiffe; verwittern, zerfallen, wie die Tiere, wie die Menschen . . . Dies ist ein Wunder, glaubet nur.

Soll man da nun erzählen, es handle sich in der Hauptsache um den Matrosen Oliver Andersen, dem ein Sturz aus der Raa — er sagt: eine rutschende Trantonne — den graden Gang und noch eine andre, fürs gutbürgerliche Dasein nicht ganz unwichtige Fähigkeit zerrüttet hat, sodaß seine Kinder meist gar nicht seine, sondern — vielleicht ! — Konsul Johnsens Kinder sind, wie die Weiber am Brunnen tratschen? Oder soll man etwa andeuten, dieser Konsul Johnsen sehe Konsul Mack, Edvardas

Vater panischen Angedenkens, und die kleine Stadt, die um ihn kreist, sehe dem unvergeßlichen Segelfoß so ähnlich, wie nicht nur die Landeier einander ähnlich sehen, sondern wie eben ein Provinzhahn dem andern und ein Provinznest dem andern gleicht? Oder soll man gar drucken lassen, solch Buch sei gut oder schlecht; es sei besser oder schlechter als andre Bücher; es bedeute eine „Entwicklung", einen „Stillstand", einen „Rückschritt", oder Gott weiß was sonst im Schatten des Dichters? Wo ist Fortschritt oder Rückschritt im Spiel der Gezeiten? Ist es mehr als eine müßige Backfischfrage ob das Meer großartiger sei als das Gebirge, Wald schöner als Wiese? „Hamsun ist eine Welle, die dichtet", äußerte Jemand einmal. Es ist nicht schön ausgedrückt; aber es ist richtig. Hamsun ist ein Naturspiel. In jedem Jahrtausend gibt es das bestenfalls ein Mal.

Der Legende nach soll es gleich enschütternd gewesen sein, ob Talma einen Speisezettel rezitierte oder die Rolle des Cinna. Nun, für Hamsun ist der Anlaß seiner Kunstübung noch viel irrelevanter. Handelt es sich eigentlich um Oliver Andersen? Oliver Andersen ist ein Anlaß, ein Vorwand; bestenfalls ein Brennpunkt. Nie hat Hamsun so etwas wie einen „Stoff", eine Fabel; geschweige daß man ihm so literaturbeamtenhafte Kategorien wie Handlung und' Nebenhandlung oder dergleichen nachweisen könnte. Alles, was sich bei ihm begibt, ist zugleich Handlung und Nebenhandlung. „O der kleine Ameisenhaufen ! Alle Menschen sind von ihrem Eignen hingenommen, sie begegnen einander auf den Wegen, elner pufft den andern auf die Seite, manchmal schreiten sie über einander weg." So heißt es einmal am Anfang des neuen „Romans". Und gegen den Schluß hin von seinem „Helden": „Ein Opfer der unheilvollen Kräfte des Lebens, jawohl, gekaut, wieder gekaut und ausgespuckt, an einem Strand hinterlassen, aber mit einem unausrottbaren Lebenstrieb in sich." Das ist es: der kleine Ameisenhaufen — das ist sein Stoff; der unausrottbare Lebenstrieb — das ist seine Fabel. „Mein Feld ist die Welt." Nirgends mit so viel Recht könnte dieser hanseatische Kaufmannsspruch stehen wie über dem Werk Knut Hamsuns. Denn bei ihm, nur bei ihm, ist dieses Wort wahrhaft und im wörtlichsten Sinn eben . . . Wort geworden. Nicht bei Tolstoi und nicht bei Dostojewski, nicht bei Dante, ja nicht einmal bei Goethe ist Welt als Realität und Totalität des menschlichen Lebens — ; des Lebens der Menschen und um den Menschen — so reine, klare, so wesentliche Wesenheit, so unvermischte Gestalt und so unverwischtes Bild geworden. Sie Alle, die Größten, die — was nicht vergessen sei ! — eben darum doch Größern als Hamsun, sie gehen an Welt und Leben, Mensch- und Gottheit mit dem Pathos des Willens, mit der Distanz der Einstellung heran. Selbst Shakespeare, das gewaltigste Phaenomen alles Schöpfertums durch das Wort, ist nicht so frei davon wie er. Auch Shakespeare hat, in des Wortes höchster und gewöhnlichster Bedeutung, eine Weltanschauung. Aber, es ist kein Paradox: Hamsun hat keine Weltanschauung. Hamsun hat, ist Welt. Das Leben geht durch ihn hindurch wie durch ein Tor, nicht wie durch eine Retorte. Auf keine Dichtung so

wenig wie auf seine trifft Zolas banale Wendung von der vision par un tempérament zu.

Bei keinem Epiker, selbst bei Flaubert nicht, weiß man wie bei Hamsun mit so untrüglicher Sicherheit auf der ersten Seite des Buches, daß das Leben nicht mit ihr angefangen hat, und auf der letzten, daß es nicht mit ihr endet. Die Begebenheiten beginnen nicht mit der Tinte aus der Feder des Schreibenden erst zu fließen, und sie rauschen weiter, wenn die Blätter des Buches nicht mehr rascheln. Was wird aus Nagel? Wie war die Kindheit Edvardas? Wie entwickeln sich Konsul Johnsens Bastarde? Unerhört ist die Genialität und höchstens mit Homer vergleichbar — der die Anrede an die Muse ja auch nur braucht, um, wie mit einem Giebel, den sonst völlig unmarkanten Eingang in das Eros zu betonen — ; von einer einfach göttlichen Souveränität ist es, wie Hamsun ohne jeden Anfang und ohne jeden Schluß ein zeitlich ablaufendes Stück Leben in untadeliger Rundung vor einen hinstellt und einen doch jedes Mal enttäuscht entläßt, weil die Geschichte genau so gut noch um das Doppelte oder Dreifache an Seitenzahl hätte weitergehen können. Und plötzlich, nach einem Jahr oder dreien, geht sie ja auch weiter, ganz bruch- und nahtlos, ohne Ungereimt- und Gerenktheiten — wie meist bei Balzac —: ‚Rosa' knüpft so an ‚Benoni' an; ‚Stadt Segelfoß' setzt so „Kinder ihrer Zeit' fort. Man sollte sie später einmal zusammendrucken: ein gewiegter Literarhistoriker wird in hundert Jahren kaum einen bündigen Trennungsstrich ziehen können. Und so wird vielleicht auch dieser neueste Hamsun eine Fortsetzung finden, und wenn man sie zu lesen anfängt, wird man glauben, man habe noch gar nicht aufgehört gehabt.

Nicht Wagner — Hamsun ist der wahre Musiker der unendlichen Melodie.

Wer bezahlt die Mörder? von Morus

Mord mit allem Komfort

Der politische Mord ist in Deutschland für die Söhne der bessern Stände zu einem aussichtsreichen Beruf geworden. Ein bequemer Beruf. Risikolos. So risikolos fast, wie hier zu Lande die Entfesselung und der Verlust eines Weltkrieges ist. Und ein einträglicher Beruf. Wer so ein republikanisches „Schwein abgekehlt hat" — wie es im deutschnationalen Apachenjargon heißt — , hat sein Abstandssümmchen mitsamt den nötigen Teuerungszuschlägen in der Tasche und kann unter dem Horthy der Reaktion: in München, in Budapest, oder wo sonst es sich leben läßt, auf seinen Lorbeeren ausruhen. Und wenn er gefaßt wird, wird er befreit Und wenn er nicht befreit wird, wird er freigesprochen. Und wenn er nicht freigesprochen wird, wird er nach kurzer Zeit amnestiert.

Das ist der markanteste Unterschied zwischen den politischen Morden in der deutschen Republik und den Attentaten der letzten hundert Jahre: früher waren es die Taten von geknechteten, abgehärmten, armen, verhungerten Fanatikern, die sich ihre „Höllenmaschinen" aus alten Konservenbüchsen und selbstgebrautem Sprengstoff fertigten; Menschen, die bereit waren, für ihre Idee nicht nur zu morden, son-

dern auch zu sterben. Die russischen Nihilisten, die italienischen Anarchisten stellten sich nach der Tat freiwillig der Polizei, und selbst wenn sie einmal fliehen wollten, so hatten sie zum Weglaufen nur ihre beiden Beine, und der nächste Kriminalschutzmann, der immer rechtzeitig zur Stelle war, hatte sie am Kragen, noch bevor der zweite Schuß abgegeben war. Kein Mercedes-Wagen stand ihnen zur Verfügung, nicht Automäntel und — aus Noskes und Geßlers „Heeresbeständen“ gestohlene — Maschinengewehre, nicht Flugzeuge und mit zwanzig Korruptionen erkaufte Pässe. Der Mord in der deutschn Republik ist gewissermaßen ein Mord mit allem Komfort. Die Ermordung unbequemer politischer Gegner ist zu einem neuen Zweig, einem üppig finanzierten Zweig des neudeutschen Hochkapitalismus geworden, bei dem es auf ein paar Millonen „Betriebskapital” nicht ankommt.

Wo kommen die Millionen her? Die Antwort weiß Jeder: die Großagrarier, die Großindustriellen zahlen Alles. Es sind dieselben Kreise, die während des Krieges die Propaganda des Massenmordes bezahlten, und die nun seit vier Jahren alle jene Organisationen aushalten, von denen die Morde vorbereitet werden. Da von diesen Organisationen tausende Nichtstuer leben, so kann man leicht errechnen, in welchen Dimensionen sich die Gelder bewegen, die zur Verfügung stehen. Man greift gewiß nicht zu hoch, wenn man sagt, daß dafür jährlich ein den Arbeitern, den Konsumenten erpreßtes Kapital von mehreren hundert Millionen ausgegeben wird — ungerechnet die unzähligen Millionen, die der reaktionären Hetzpresse zufließen.

Daß die Herren des Pommerschen Landbundes, daß die Januschauer östlich und westlich und südlich der Elbe wissentlich den politischen Mord finanzieren, muß, nach ihrer Vergangenheit, nach den Erfahrungen der letzten Jahre als sicher gelten. Von den Großindustriellen wird man das, bis zum Beweis des Gegenteils, nicht ohne weiteres annehmen können. Es ist wahrscheinlich, daß nicht nur Stinnes (den die ‚Deutsche Allgemeine’ trotz allen Preisrätseln auch in diesem Jahr wieder an die 20 Millionen kostet), sondern selbst Hugenberg, der, wie der Stinnes des ‚Kladderadatsch’ wie die Herren Hagen, Wolff und Strauß und die andern Aufkäufer der deutschen Presse, selbstverständlich zu den intellektuellen Schuldigen der politischen Morde gehört, den Mord seiner politischen Gegner ehrlich verurteilt. Aber in den Büros der Großindustrie haben jene Nichtskönner und Nichtstuer des alten Heeres und der Marine zu Hunderten Unterschlupf gefunden und sitzen, dank ihren Familienbeziehungen, auf feisten und potenten Posten. Sie haben nicht nur gutbezahlte Sinekuren inne, sondern sie haben auch oft den Schlüssel zu wohlgefüllten Geldschränken und können über sehr stattliche Mittel verfügen, die dann unter irgend einem bilanzsichern Konto verbucht werden. Fast jedes größere Werk unterhält heute seinen „Reptilienfonds”, dessen Verwaltung irgendeinem Kapitänlieutenant oder Ludendorff-Major anvertraut ist, und das sind die Quellen, aus denen die Mörder-Autos, die Flugzeuge, die Reisen nach Budapest, die Requisiten, die Akteure und die ganze Komparserie der deutschnationalen Verbrecher unterhalten werden. Mag sein, daß die Industriellen zum guten Teil nichts davon wissen. Aber sie dulden es und machen sich dadurch mitschuldig.

Der politische Mord in Deutschland wird nicht eher aufhören, als bis man daran geht, diese Quellen zu verstopfen. Bisher ist merkwürdigerweise selbst in den paar Prozessen, wo die Gerichte anscheinend den ernsten Willen hatten, die politischen Verbrechen der Rechten aufzuklären: im Jagow-Prozeß und im offenburger Killinger-Prozeß, auch nie der leiseste Versuch gemacht worden, einmal nachzuspüren, wer die Ehrhardt-Leute, die Organisationen C und L, wer die Orgesch-Banden finanziert. Und merkwürdiger noch: nicht nur in den kümmerlichen Verordnungen „zum Schutz der Republik", sondern selbst in den Schutzprogrammen der sozialistischen Parteien und der Gewerkschaften wird nirgends eine Handhabe gegen die Geldgeber der Mordhetze verlangt. Es ist aber eines der dringendsten, vielleicht das dringendste Gebot der Republik, das Zuhältertum der Reaktion auszurotten. Und dazu bedarf es schleunigst eines Gesetzes oder einer Verordnung, daß nicht nur die Gelder, die antirepublikanischen Zwecken irgendwelcher Art dienen, sondern das gesamte Vermögen der Geldgeber zugunsten des Reiches verfallen sind. Und die dringendste Aufgabe der Arbeiterschaft ist: darüber zu wachen, daß diese Expropriation der Expropriateure, die auch „unter den gegenwärtigen oekonomischen Verhältnissen" durchgeführt werden kann, durchgeführt wird.

Die Abfindung der Hohenzollern

Aber hat es überhaupt einen Sinn, in diesem Lande Forderungen „zum Schutz der Republik" zu erheben? Zu der gleichen Zeit, wo im Zentrum, wo selbst in der Demokratischen Partei so etwas wie ein Schrei der Entrüstung- laut wird, verhandelt man im Preußischen Abgeordnetenhaus nach allen Regeln der parlamentarischen Kunst darüber, ob man den Hohenzollern 200 Millionen, ein bißchen mehr oder gar ein bißchen weniger, nachschicken soll. Zur gleichen Stunde wagt ein preußischer Finanzminister als Vertreter einer republikanischen Regierung, deren Chef der Sozialdemokrat Otto Braun ist, zu erklären, bei der „Abfindung" der geflohenen Dynastie handle es sich „um Rechtsfragen, die objektiv bearbeitet werden müßten". Alles, was recht ist: der Königliche Oberpräsident a. D. von Richter, den der Freistaat Preußen als Verwalter seiner Interessen bestellt hat, ist kein „Umlerner — er nimmt zwar von dieser verfluchten Republik 200 000 Mark im Jahr, aber er ist, was er immer war: ein aufrechter, königstreuer Mann.

Und er hält im Kastanienwäldchen auf Ordnung. Der Ministerialdirektor Bachem — trotz seinem Zentrumsnamen übrigens Protestant und politisch durchaus nicht linksstehend — fliegt, weil er gewagt hat, gegen das „Schiedsgericht", in dem wilhelminische Richter Wilhelms Douceur festsetzen sollen, aufzumucken. Bei Herrn Dr. Südekum waren es — nach hundert Möbelwagen, ein paar Schlössern und andern Kleinigkeiten — noch 100 Millionen. Jetzt sind es 200 Millionen geworden. Die Valuta fällt, und der Monarch von Doorn, der den deutschen Steuerzahlern vor dem Kriege 20 Goldmillionen im Jahre kostete, hat doch einen Anspruch darauf, sein Geld in guter Münze zu erhalten.

Aber an Münzen herrscht in Preußen nun einmal Mangel. Es gibt nur ein Mittel, beiden Teilen gerecht zu werden. Wilhelm braucht

Sachwerte. Geben wir ihm die Sachwerte, die ihm am nächsten stehen, und die er gewiß in Doorn am schmerzlichsten vermißt: geben wir ihm die Siegesallee, geben wir ihm das Bildnis seiner hohen Gemahlin im Rosengarten (mitsamt dem Duplikat in Potsdam), geben wir ihm das erlauchte Elternpaar vor dem Brandenburger Tor und all die andern Monumente seines Geistes, mit denen er Berlin und ganz Deutschland geschmückt hat. Marmor ist teuer — und vielleicht haben sogar Johann Sigismund und Ludwig das Kind einen Marktwert (obwohl amerikanische Millionäre sich schön hüten werden, den wilhelminischen Kitsch in ihren Gärten aufzustellen).

Der Vorschlag bedarf ernsthafter Prüfung. Das preußische Volk ist loyal und spendabel: es liefert portofrei, zu Lande und zu Wasser, cif Rotterdamm. Die Gelegenheit ist günstig.

Die Pensionen der Reaktion

Ich muß von den Vorwürfen, daß monarchistische Kreise die Republikaner-Mörder bezahlen die Hälfte zurücknehmen. Denn reichlich die Hälfte dazu gibt die deutsche Republik. Sie setzt alle jene Monarchisten in Nahrung, die länger als zehn Jahre Wilhelms Thron geschützt haben, nur am Neunten November ihn zu schützen vergaßen, aber nunmehr Versäumtes nachholen wollen. Die deutsche Republik zahlt treu und bieder ihre Pensionen, ohne danach zu fragen, wer das Geld erhält. Im letzten Etatsjahr (1921) kosteten die Pensionsgebührnisse für Offiziere, Sanitätsoffziere undsoweiter mit Ausnahme der Kriegsbeschädigten die Kleinigkeit von 764 541 000 Mark, die der Marineoffiziere 16 283 000 Mark und die der Schütztruppenoffiziere 2 332 000 Mark, insgesamt 783 156 000 Mark. In diesem Jahr werden die Kosten mehr als den doppelten Betrag erfordern. Das Alles zahlst du, lieber deutscher Bürger, für dein ruhmreich geschlagenes Heer. (Von den unentbehrlichen 3 Generalen, 14 Generalleutnants, 28 Generalmajoren, 110 Obersten, 200 Oberstleutnants, 400 Majoren und 4000 andern Offizieren, die unsre 100 000-Mann-Reichswehr unbedingt braucht, und die im vorigen Jahr die Lappalie von 761 Millionen kosteten, ganz zu schweigen !)

Die deutsche Republik hat diese Methode, die Schmarotzer des Kaiserreiches weiter durchzufüttern, vor allem aus Angst befolgt. Sie wollte die stellungslosen Offiziere lieber aushalten als sie sich zu Feinden machen. Es war der Versuch, mit Güte und Versöhnlichkeit auszukommen.

Dieser Versuch ist gescheitert. Die alten Offiziere sind, wie sich jeder nicht ganz in deutsch-demokratischer Gerechtigkeitsduselei vertrottelte Mensch im voraus sagen mußte, erbitterte Feinde der Republik geblieben. Sie benutzen das Geld, das die Republik ihnen gibt, gegen die Republik, zur Beseitigung der Republik. Deshalb muß mit dem bisherigen System der Pensionen gebrochen werden. Es gehört zu den dringendsten Maßnahmen, daß man all den Offizieren und pensionierten Beamten, denen antirepublikanische Agitation oder Zugehörigkeit zu Verbänden mit antirepublikanischen Zwecken nachgewiesen wird, unverzüglich die Pension entzieht. Wird das auch diesmal versäumt, so ist die Republik ihr Schicksal wert.

„So gepeinigt bin ich in meinem Beruf noch nicht gewesen", spricht bei Moritz Heimann der Arzt des Armand Carrel. Daß ein Drama nichts taugt — welche Pein, das einem Autor zu sagen, dem man die bittere Gefangenschaft liebend gerne versüßen würde ! Und nun will gar der berliner Buchdruckerstreik, daß zunächst kein andres Votum als meines — und vielleicht wäre manch eines freundlicher — in die Festung Niederschönenfeld dringt. Das ist für mich der zweite Grund, den Arbeitern gram zu sein. Der erste ist ihre erschreckende Instinktlosigkeit. Nach langer Zeit war ihnen die Situation wieder einmal günstig. Sie hatten alle Sympathien — nicht um ihrer selbst willen, sondern einfach deshalb, weil alle Antipathien die „Nationalunken" hatten, die Deutschland zum Haß der ganzen Welt noch ihre Verachtung eintragen. Diese unverhoffte Wendung war mit wachsamster Energie auszunutzen. Die Zeitung, bestenfalls überflüssig, meistens vom Uebel — hier hatte sie ausnahmsweise eine Mission. Aber in unserm erschütternd unpolitischen Lande weiß das Proletariat von Flammen nur, daß sie geeignet sind, eine Suppe daran zu kochen. Jeder Geisteskampf verkümmert bei uns auf der Rechten zum Faustkampf, auf der Linken zum Lohnkampf. Die Tarifverhandlungen um ein Mehr von wöchentlich dreihundert Mark konnten nicht um vierzehn Tage hinausgeschoben werden ! Wenn diese Zulage durchgesetzt sein wird, dann werden ihre Propagatoren erkennen, welchen Preis sie dafür gezahlt haben. Man wird bald von dem Schweineglück der Reaktion reden dürfen.

Auch Ernst Toller wird ihr nicht schaden. Ein Märchenonkel, dem es, zum Unterschied von seinen bürgerlichen Vor- und Mitonkeln, die Gedankenwelt des Kommunistischen Manifests angetan hat. Die Armut kommt von der Powerteh, ja, ja. Der reiche Mann Goldbauch und die Kinder Sorgenlos und Immerelend sind taugliche Symbole der unüberbrückbaren sozialen Gegensätze, deren Gestaltung der Dramatiker vor der Gefahr der Eintönigkeit schützt, indem er Poesie mit Prosa wechseln läßt. Arbeiters Prosa? „Und damit nicht Albdruck Felsgeröll in deine Nächte wirft, daß sie auf dich donnern wie zum Tale stürzende Lawinen . . ." Seine Poesie? „Herr Ure, schaffen Sie den Menschen Arbeit, Verkürzen Sie die Arbeitszeit, Sie geben Tausenden das Tagesbrot. Zerstören Sie nicht freventlichen Sinnes Menschenleben, Die gleich wie Sie in diese Welt gezwängt Den Weg des namenlosen Schicksals schreiten. Und vollenden müssen. Sie töten Gott, wenn Sie das Leben Ihrer Brüder töten." Nachdem der Arbeitnehmer Posa solchermaßen seine Stretta hingelegt hat, nennt der Arbeitgeber Philipp ihn durchaus nicht „Sonderbarer Schwärmer !", sondern fragt: „Wer sind Sie, Herr?" Unsre Neugier ist längst nicht mehr rege. Wir sind leider schnell dahintergekommen, daß dieser Herr samt allen seinen Brüdern und Schwestern dem Genossen Ernst Toller höhere Ehre macht als dem Charakteristiker.

Dem Großen Schauspielhaus war Walther Rathenau sehr gelegen gestorben oder ermordet worden. Unter dem frischen Eindruck der Schreckenstat vergaßen die Dreitausenddreihundert, daß sie ein Jahr zuvor von festen Dichterhänden die Vision gepackt gesehen hatten, die dreißig Jahre nach Gerhart Hauptmann einem warmen Herzen Schemen geblieben war. Die Schauspielern bieten die ‚Weber' Gelegenheit, nicht die ‚Maschinenstürmer'. Auch Karlheinz Martini muß sich auf expressionistische Meiningerei beschränken. Kunstwert hat an dem Abend nur Klaus Pringsheims Musik: leitmotivisch stampft durch die grauen Szenen ein Revolutionsrhythmus, der das Blut peitscht und deshalb geeignet wäre und verdiente, einen Revolutionstext untergelegt zu erhalten. Dann hätte man eine deutsche Marseillaise. Und dann entstünden am Ende noch deutsche Revolutionäre. Die würden entweder eine Amnestie für die Niederschönenfelder durchsetzen oder sie zu den Klängen dieses Marsches aus einer Qual befreien, mit der Deutschland seine ernsthaft gefährlichen Staatsverbrecher dumm und feige verschont.

Potsdamer Sonnenwendfeier von Heinz Pollack

Die potsdamer Sonnenwendfeier stand im Zeichen des Kaffees und des Streuselkuchens. Beides, sowohl der Kaffee wie der Kuchen, war schlecht; ganz folgerichtig, daß dadurch die Feier eine erhebliche Einbuße erlitt.

Uebrigens war die ganze Veranstaltung noch am Nachmittag von der Regierung verboten worden. Man ließ, um dieser Verordnung den nötigen Nachdruck zu verleihen, den Brauhausberg und das dahinter liegende Schießplatzwäldchen von berittenen Schupos durchstreifen. Die Reiter benahmen sich ganz ruhig und ließen die Spaziergänger mit Familienanschluß zum Waldcafé, alias Sonnenwendfeierplatz ungehindert ihres Weges strömen. Offenbar gehörte das zu ihrer Instruktion. Allein die Pferde machten sich unbeliebt, denn sie trugen erheblich zur Verunreinigung der Wege bei. Offenbar gehörte das wieder zu ihrer Instruktion. Später, gegen Abend, als größere Massen mit Guitarrenklang und Brusttönen der tiefsten Ueberzeugung im geschlossenen Zuge, begleitet von Samariterkolonnen, zum Festplatz marschierten, zogen sich die berittenen Schupo-Leute diskret zurück und wandten sich den Toren Potsdams zu, von wo aus ja die Verteidigung der Stadt leichter zu bewerkstelligen war. Sicherlich hatte auch diese Taktik die Regierung angeordnet. Somit war also die Gewähr für einen ruhigen Verlauf der Feier unbedingt gegeben.

Was die Feier selbst betrifft, so sei zunächst vermeldet, daß eine Zivil-Blechmusik-Kapelle anwesend war, die, um die Pausen auszufüllen, traurige Militärmärsche und lustige Wiener Walzer durch den wispernden Eichenwald ertönen ließ, über den Wotan und Freya gütig-grimmig lächelnd thronten. Ringsum das Waldcafé hatte man Eichenstämme in die Erde gebohrt. In Abständen von je zehn Metern erhoben sich davor Tafeln, auf denen so markante Worte standen wie: Bataver, Heruler, Chatten. Dies hielt ich zunächst für die botanischen

Namen der einzelnen Eichenarten. Später wurde ich jedoch eines bessern belehrt.

Auf den Tischen lag statt eines Tischtuchs eine Broschüre der ‚Deutschen Zeitung', die übrigens eine eigne Propaganda-Abteilung an einem großen Extratisch eingerichtet hatte, von wo aus durch Zettel jedem Wissensdurstigen mitgeteilt wurde, daß die ‚Deutsche Zeitung' sich in Berlin, Hedemann-Straße 12 befindet, und daß man sie dort schleunigst bestellen solle. Auch wurden die ersten Kapitel des neuen Romans verteilt, der sich ‚Dies irae' nennt. Da die Propaganda- Abteilung keinem der Sonnenwend-Festteilnehmer zumuten konnte, daß er diese Worte verstehe, wurde gleich hinzugesagt, daß es auf gut Deutsch heiße: „Der Tag des Gerichts, der Tag von Gottes Zorn." Ehrlich erleichtert atmete man auf.

An den Anwesenden fiel nichts weiter auf als die recht mangelhafte Bekleidung, besonders der Jugendlichen, die sich oft auf schwarz-weiß-rote Schärpen, mehrere Vereinsabzeichen und lange Haare oder Schneckenfrisur beschränkte. Sonst sahen sie eigentlich aus wie andre Menschen. Manche Gesichter blickten trutzig in die Biergläser, manche kühnen Zähne bissen mit verhaltener Wucht in den Kuchen. Sollte die Hauptfeier doch erst beginnen, wenn es dunkel war, wenn die von Thor und Baldur verlassene übrige Menschheit im, pfui, pfui, weichen Pfühl die Glieder streckte. Man würde ja sehen. Oho Heilio ! auf ewig immerdar in Treue !

Endlich fühlte sich der Sonnengott bemüßigt, seine güldenen Fittiche einzuziehen und sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Immer neue Mannen strömten in den Festpark, der fast auseinanderzubersten drohte. Unter den Anwesenden bemerkte man vor allem die vielen Vertreter der potsdamer Reichswehr, die mit Orden, Säbeln und Dolchen festlich geschmückt herbeigeeilt waren, um nach des Tages Mühen etwas in „Sonnenwendfeier" zu machen. Die Musik hörte jetzt allmählich auf, Wiener Walzer zu spielen, und gab sich immer mehr den Militärmärschen hin, was auch von allen Anwesenden dankbar anerkannt wurde. Die verschiedenen Gaue und Gruppen zogen sich diskret in die verschiedensten Ecken zurück, um für sich zu feiern. So stellte sich die Reichswehr zusammen und stimmte in herrlichem Männergesang das Lied an: „Wir sind die alte Garde, die nur für den Kaiser stirbt !" Es waren hoffnungsvolle junge Leute, und wenn sie ihren Schwur halten, so werden sie wohl ewig leben müssen. Die jungen Mädchen wanden sich midgarschlangenartig durch die Alleen und stießen in kurzen Absätzen Heil-Heil-Rufe aus.

Ich fiel leider allgemein unangenehm auf, da ich entgegen den festgesetzten Normen einen richtigen Hut auf dem Kopfe trug. Weil ich aber mein Bier voll Mut und Trotz immer wieder von neuem austrank, so duldete man mich schließlich schmunzelnd. An meinem Tisch saß eine alte ehrwürdige Bardenfamilie mit jungem Sprößling. Der Barde erklärte seiner Bardin immer wieder von neuem, was doch heute für ein herrlicher Tag in zweifacher Bedeutung sei. Als die Kapelle den Hohenfriedberger Marsch anstimmte, wandte sich der Barde junior an mich und fragte: „Ist das nicht vom Beethoven?" Worauf ich erwiderte: „Beethoven? Aber der ist doch international !"

Der Park war in häßliches Dunkel gehüllt. Man sah nicht mehr die Hand vor den Augen, kaum daß man sein Bier finden konnte. Es hieß allgemein, daß das Feuer nicht angesteckt werden könne, da

es sowohl an Brennmaterial wie an Streichhölzern fehle. Zudem sei der Chef der Oberfeuerwerker Jürgen von Ramin nicht anwesend. Die jungen Mädchen und die jungen Herren schlossen sich allmählich zu Gruppen zusammen und legten sich vor den Standarten, auf denen die obenerwähnten komischen Namen standen, nieder. Jetzt endlich wurde mir klar, daß die merkwürdigen Namen wohl nicht botanischer, sondern eher zoologischer Herkunft seien. Diese meine Annahme wurde dadurch bestärkt, daß sie nun gemeinsam mit der Reichswehr ein überaus beifällig aufgenommenes Lied sangen, dessen Text sich folgendermaßen anhörte:

> „Schmeißt sie raus, die Judenbande,
> Schmeißt sie aus dem Vaterlande,
> Laßt sie zieh'n nach Jerusalem,
> Dort treffen sie ihren Stamm Sem !“

Die Schupo standen immer noch vor den Toren Potsdams.

Punkt zehn Uhr spielte die Kapelle einen Tusch. Ein Herr trat auf das Podium, verschaffte sich Ruhe und erklärte:

„Wir sind hier, um einen nationalen Festtag zu feiern. (Bravo !) Leider hat die Regierung uns soeben mitgeteilt, daß sie uns das Singen von nationalen Liedern verbietet. (Bravo !) Wenn wir es doch tun, soll die Versammlung: aufgelöst werden. (Bravo !) Müssen wir uns das gefallen lassen? (Nein, Nein !) Aber wir wollen zeigen, daß wir ehrliche Menschen sind und wollen uns fügen. (Bravo !) Die Musik muß von jetzt an also nur noch Walzer spielen ! (Bravo !)”

So war der Stand der Dinge am Abend.

Auf dem Programm befanden sich noch zwei Reden und drei Festgedichte. Da die Musik auf Walzer beschränkt war, begann jetzt jeder Tisch für sich allein ein besonderes Lied zu singen. Ich weiß nur noch, daß Jemand den Oberförster von Potsdam hochleben ließ, weil er neulich so eine herrliche Rede auf die ehrwürdige deutsche Kaiserin gehalten habe, und daß der Oberförster dankte und die interessante Mitteilung machte, er werde die Rede nächstens noch mal halten. Die Jünglinge stellten sich zu einem Kreise zusammen, und einer hielt einen Vortrag über die Ermordung Rathenaus. Damit sei noch lange nicht Alles geschafft, meinte er. Es sei noch viel auszurichten, bis es ein neues Deutschland gebe. Die junge Reichswehr von Potsdam sang unausgesetzt: „Juden raus !” oder: „Wir sterben nur für den Kaiser !” Die Schupo stand immer noch vor den Toren Potsdams.

Gegen elf Uhr mußte ich leider dem Fest den Rücken kehren, da ich den Zug nach Berlin noch bekommen wollte. Grade sollte ein Festzug arrangiert werden. Aber ich ging beruhigt fort in dem Bewußtsein, daß nichts passieren würde, da sich ja unter den Festteilnehmern die Hälfte der potsdamer Reichswehr gut bewaffnet und ordensgeschmückt befand. Die würde schon für die nötige Ruhe sorgen.

Das walte Wodan !

(Als ich mich wieder innerhalb der Mauern Potsdams befand, stieß ich auf eine Unmasse von Schupo-Beamten. Sie hatten Karabiner umgeschnallt, saßen auf Pferden und sahen entsetzlich drohend aus. Man merkte ihnen an, daß sie die Stadt Potsdam bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen würden.)

Zehn Minuten von Kaspar Hauser

> Der gesamte Postbetrieb des Reiches ruhte am Tage der Beerdigung Walter Rathenaus von zwei Uhr bis zwei Uhr zehn Minuten.

Wenn er die Faktura nicht anerkennt, dann werde ich ihn eben einfach mal anrufen. Legen Sie die Couverts inzwischen auf den Stuhl. (Am Telephon): Welches Amt hat Skalitzer? Amt Königstadt? Na, warte ... Nu? Na? Na, was ist — ? Fräulein ! Warum melden Sie sich denn nicht? Haste gesehen: sie sagt nicht, warum sie sich nicht meldet ! Fräulein ! Na, ist denn der Apparat nicht in Ordnung. . .? (Klingelt): Fräulein Tinschmann, was ist mit dem Apparat? Ist er nicht in Ordnung? Wie oft hab ich Ihnen schon gesagt . . . Was? Was ist? Der (Betrieb ruht? Was heißt das? Warum . . .? Ach so — wegen Rathenau. Danke, Sie können wieder gehn . . . Wegen Rathenau. Sehr gut. Sehr richtig ist das. Der Mann ist ein königlicher Kaufmann gewesen und unser größter Staatsmann. Das ist unbestritten. Schkandal, daß sie ihn erschossen haben ! So ein effektiv anständiger Mensch ! Ich hab noch den alten Rathenau gut gekannt — das waren Kaufleute waren das ! Na, er hat eine hervorragende Trauerfeier im Reichstag gehabt ! Sehr eindrucksvoll. Glänzend war der Leitartikel heute morgen — ausgezeichnet. Ja, die Regierung wird ja kräftig durchgreifen — eine Verordnung haben sie ja schon erlassen. Ausm Anto raus zu erschießen — unerhört ! Die Polizei sollte da . . . Fräulein ! Die zehn Minuten sind noch nicht um, Glänzende Schützen müssen das gewesen sein, die Jungens. Vielleicht Offiziere . . . Aber das kann ich mir eigentlich gar nicht denken: meinem Joseph seine Regimentskollegen waren damals alle zu Tisch bei uns — alles so nette und feine Leute ! Famose Erscheinungen darunter ! Ich hab mich ja damals doch gefreut, wie der Joseph Reserve-Olfizier geworden ist ! Fräulein ! Fräulein ! Ein bißchen länglich dauern die zehn Minuten ! Fräulein ! Aber wenn sie eine Minute länger streiken als zehn Minuten — ich bin imstande und beschwer mich ! Fräulein ! Ich muß doch den alten Skalitzer haben ! Kateridee, deshalb das Telephon abzusperren ! Davon wird er auch nicht lebendig. Solln se lieber die Steuern gerecht verteilen, das wär mehr im Sinne des Verstorbeinen gewesen ! Fräulein ! Wer sperrt das Telephon ab, wenn ich mal nicht mehr bin? Kein Mensch ! Meschugge, das Telephon abzusperren ! Wie soll ich jetzt an Skalitzers ran? Nachher ist der Alte sicherlich zu Tisch gegangen. Schkandal ! Mehr Lohn wollen die Leute — das ist Alles. Was sind das für Sachen, einem am hellerlichten Tage das Telephon vor der Nase abzusperren ! Unterm Kaiser sind doch gewiß manche Sachen vorgekommen — aber so was hab ich noch nicht erlebt ! Unerhört ! das ist eine Belästigung der Oeffentlichkeit ! Solln se sich totschießen oder nicht — aber bis ins Geschäft darf das doch nicht gehn ! Ueberhaupt: ein Jude soll nicht solches Aufsehen von sich machen ! Das reizt nur den Antisemitismus ! Seit dem Neunten November ist hier keine Ordnung im Lande ! Ist das nötig, einem das Telephon abzusperren? Wer ersetzt mir meinen Schaden, wenn ich Skalitzer nicht erreiche? Fräulein ! Nu hör an — da draußen gehnse demonstrieren ! Sieh doch — mit rote Fahnen — das hab ich gar gern ! Was singen sie da? Fräulein ! Se wern noch so lange machen, bis es wieder Revolution gibt ! Fräulein ! Mich kann die ganze Republik . . . Fräulein ! Fräulein ! Mein politischer Grundsatz ist . . . Fräulein ! Endlich ! Fräulein ! Königstadt — !

Das Zentrum

ist schon mit manchen Gegnern fertig geworden und würde auch mit einem neuen fertig werden. Aber liegt es eigentlich in seinem Interesse, sich wiederum einem evangelischen Pontifex aufzuladen? Und daran arbeitet es, wenn es — wie hier und da bemerkbar — der monarchistischen Bewegung nicht so entgegentritt, wie das richtig wäre. Die beiden Machtfaktoren in der Partei: Industrie und ländliche kleine Wähler haben sich noch immer die Wage gehalten ; daß man dem Zentrum einen seiner fähigsten Führer, vielleicht auch einen seiner unbequemsten, weggeschossen hatte, ließ das Zünglein an der Wage, das schon heftig ausgeschlagen hatte, wieder zur Ruhe kommen ...
Aber man male sich das aus: Der neue evangelische Herr hatte mit Rom nicht allzuviel im Sinn, und wir kamen ohne einen kleinen Kulturkampf nicht aus. (Nur wäre der von solcher Seite doppelt unsympathisch.)
Was willst du, Zentrum? Eine Republik oder eine protestantische Monarchie — ?

Ignaz Wrobel

Masereel

Masereel verläßt seine Bilder, macht sich auf und fährt in die große Stadt. Ah ! der schöne Zug ! Zunächst muß er sich einmal die Lokomotive genau betrachten, sie hat so ausdrucksvolle Räder. Dann schreitet er aus dem Bahnhof in die Straßen, hochaufgerichtet und ruhig zwischen den purzelnden Menschen. Er steht zwischen dem Gewimmel von Wagen und Automobilen, oder vor dem großen Schwungrad einer Maschine, vor der sinnvollen Unruhe einer Fabrik. Da lockt ein Volksredner; preist er neue Knöpfe an oder eine neue Weltordnung? Da drüben sind auch Cafés mit viel Lärm, mit Cocotten und gebückten Menschen, die rechnen. Oder soll er sich weiterreißen lassen, in Straßen mit riesenhaften tausendäugigen Fabriken und ganz hohen Schornsteinen, in diese dröhnenden Straßen, deren Grauen ihn lockt? Plötzlich begegnet sie ihm, eine Frau am Arm des Andern; erwählt ihn. Er umarmt sie, verläßt sie, trunken vor Dankbarkeit. Kann man in der Freude des Herzens nicht auch einen Droschkengaul umarmen ? Man muß alle lieben, wenigstens jetzt, in diesem Augenblick, man muß ihnen helfen: dem alten Hutzelweibchen, das nicht über die Straßen kann, den Pferden, denen der Wagen zu schwer ist, und dem Bettler. Und dann die Kinder ! Er nimmt sie an der Hand, geht mit ihnen in den Wald und ins Kasperle-Theater und zeigt ihnen, wie gut er auf dem Kopf stehen kann. Weiter: zu den Bauern aufs Land, zurück in Volksversammlungen und Bibliotheken, dann in ein fremdes Land, wo komische Mohrenknaben und Elefanten wachsen, wieder nach Hause, um Bürger, Geistliche, Polizisten zu foppen und über sie zu lachen, ah ! ein breites flämisches Lachen — ; und hinein in einen jähen, etwas melodramatischen Tod.

Dies und vieles andre steht in dem ‚Stundenbuch' von Masereel, wo es nicht in Worten erzählt ist, sondern in einer Folge von

Holzschnitten, (erschienen bei Kurt Wolff). Welch lebendiger Herzschlag hier wie in jenen genfer Blättern der Empörung und des Zornes !

In einem andern Buche (ebenfalls bei Kurt Wolff erschienen) sucht er in fiebrischen Träumen die Sonne. Er stürzt sich aus dem Fenster ihr entgegen, er klettert auf Schornsteine und Dachfirste, Kirchturmspitzen, Blitzableiter, sie zu suchen, zuweilen verfolgt von gestikulierenden und wütenden Menschen. Er sieht sie im Kopf des Kruzifixes, in den Schenken, im Lächeln der Dirne, er klettert auf Bäume, sie zu finden, er fliegt ihr entgegen, einmal als Vogel, einmal auf einem Flugzeug — immer wieder wird er hinuntergerissen. Bis er schließlich nur von seinem Willen getragen mit seltsam zusammengefaßter Gebärde in die Sonne hineinstürzt und dort verbrennt um als Flammenrest auf die Erde zu fallen.

In diesen Büchern weht ein ganz reiner Geist des Staunens, der Sehnsucht, der Trauer, des Verzichts, der Hoffnung und des stets von neuem belebten Aufschwungs. Diese Blätter, die einen fiktiven oder wahren Masareel in allen seinen Gebärden dar-, stellen, zusammengesunken und traurig, nachdenkend, in seiner schmalen langen Gestalt frei und grade durch die Menge hindurch schreitend, ekstatisch gebückt über den Körper einer Frau oder den Leichnam eines mißhandelten Kindes — sie zeigen ihn am häufigsten, wie er die Arme weit mit sehnsüchtiger Gebärde zum Himmel emporreckt. Und dies ist Masereel: kein Literat, kein Bildermacher, kein Programmrevolutionär — sondern ein Mensch, der die Arme emporreckt, weit, ganz weit, ein Mensch, der es immer wieder mit nie ermattender Leidenschaft versucht, der Sonne zuzufliegen, ein Mensch geschüttelt von Sehnsucht, Verzweiflung, und tiefem Glauben, dies ist Masereel: ein Mensch !

Franz Warschauer

Krach !

Wenn Sie die Seele dieses Volkes ganz genau kennen lernen wollen, dann müssen Sie einen deutschen Krach mitanhören. Der geht so vor sich:

Getränkt von Offensivgeist, heimlichen Rittern gleich, jeder Zoll ein Baron, so stehen die deutschen Mannen bei einander: auf der Plattform des Omnibus, in den Wandelgängen des Theaters, in Berlin-Garmisch, in Berlin-Charlottenburg, in den Kinos — überall. Aber der Raum ist eng, es kommt vor, daß es da ein Gedränge gibt, eine kleine Meinungsverschiedenheit . . . Böse Blicke ... ein Zucken zu viel in den Augen des Andern . . . Und dann gehts los.

Der deutsche Krach unterscheidet sich von allen andern Krachs der Welt dadurch, daß er sich niemals mit dem Einzelfall begnügt. Es wird immer gleich alles Prinzipielle miterledigt. Anderswo beschimpft man Personen.

Bei uns nur Institutional . Beginn: „Erlauben Sie mal — wie kommen Sie denn dazu?” Das ist noch aristokratisch durch und durch und von der besten Tanzstundenbildung diktiert, aber schon durchzittert von der geheimen Angst, der Andre könnte — wir sind wir ! — die persönliche Würde, die man repräsentiert, nicht anerkennen. Das tut er auch nicht. Er antwortet. „Wer sind Sie denn überhaupt, Herr?” (Grundsätzliche Anerkennung der

Kastenunterschiede ; Negierung ihrer Gesetze für den vorliegenden Fall.) „Das werden wir ja sehen ! Unerhört ! Man müßte . . . ."
Hier beginnt die Auseinandersetzung jenen seltsamen, prinzipiellen Charakter anzunehmen, der sie so auszeichnet. Zunächst stößt der Benachteiligte Drohungen aus, die er niemals verwirklicht, die aber deutlich zeigen, was er sich so unter wirksamen Waffen im Daseinskampf vorstellt. „Ich werde das mal der Presse übergeben !" (Wahrscheinlich als Inserat.) Und dann kommt das deutsche Wörtchen „überhaupt".

„Ueberhaupt diese Logenschließer ! Aber wenns Gehaltzulage gibt, dann sind sie da . . . Ja, das können sie !" Nun nimmt das Gjespräch schnell einen rassenbiologischen und allgemein sozialen Charakter an.

Wenn es gegen Angehörige der arbeitenden Klassen geht, hörst du den Andern einen Leitartikel aus dem jeweiligen Morgenblättchen aufsagen. „Nischt arbeiten und denn ooch nischt tun — so is richtig ! Na, das kommt noch mal anders ! Ihr werdt noch mal so klein — !" (Prophezeiung größerer Wirtschaftskrisen mit angedrohter Ausnutzung durch den Kapitalisten. Dazu meist höhnisches Gelächter der Produktionsvertreter.) Wird die offene Feldschlacht aber mit einem Herrn im Stehkragen ausgefochten, so kann man Zehn gegen Eins wetten, daß er wenn er nicht grade Schmisse sein eigen nennt, Folgendes zu hören bekommt: „Das sind alles diese verfluchten Juden ! Man müßte euch alle rausschmeißen, galizisches Gesindel ! Erst nehmen se einem hier die Wohnungen weg . . . !" Der Zuschauer bemächtigt sich in solchen Fällen eine ungeheure Erregung. Es bilden sich Gruppen, die in angeregter Unterhaltung ihre Meinungen austauschen und aufsagen, worauf sie abonniert sind.

Der Omnibus ist inzwischen schon längst weg, das Theaterbillett ist schon lange verkauft, die Garderobenfrau ist nach Hause gegangen . . . Aber unentwegt, mit Schaum vor dem Mund, mit puterrotem Kopf und einem Schwall von Papierphrasen steht Jener noch da und regelt den Fall grundsätzlich, juristisch, ein für alle Mal.

Denn wir sind gründlich, wir Bewohner dieses platten Landes, und wollen es auch bleiben, für und für.

Peter Panter

Verband Deutscher Zeitschriften

heißt eine Vereinigung, die am neunundzwanzigsten Juni in Berlin gegründet worden ist und den Zweck hat, die wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten. Der Vorstand besteht aus den Herren: C H. M. Zander (Deutsche Stimmen), Siegfried Jacobsohn (Die Weltbühne), Hans Richter (Deutscher Offizierbund), Paul Schmidt (Konservative Monatsschrift), Leopold Schwarzschild (Das Tagebuch). Beitrittserklärungen sind zu richten an Herrn Hans Richter, Berlin-Wilmersdorf, Südwestcorso 18.

Antworten

Historiker. Wer die Memoiren des Kaisers in die deutsche Sprache übersetzen wird? Eugen Zimmermann. Und nun können Sie sich einen Begriff machen, wie das Buch wohl aussehen wird. Freuen wir uns, daß wir zwei solche Kerle haben.

Deutsche Volkspartei. Während am fünfundzwanzigsten Juni, am Tage nach der Ermordung Walther Rathenaus, im Reichstag darüber beraten wurde, ob das Zuckergußstandbild Kaiser Wilhelms des Ersten, den ER den „Großen" nannte, entfernt werden sollte oder nicht — Ueberschrift: die Republik —: da eilte, während der Debatte, deine Abgeordnete Frau Katharina von Oheimb hinaus und ans Telephon, rief Frau Rathenau an und bestand darauf, daß die achtzigjährige Dame selbst ans Telephon käme. Sie kam. Und Frau von Oheimb sprach: „Sagen Sie mal, Frau Rathenau, ist es Ihnen denn so wichtig, daß zur Totenfeier Ihres Sohnes das Kaiserdenkmal aus dem Reichstag entfernt wird?" Nein, Frau Rathenau hatte andre Sorgen. Und ich möchte dir, Deutsche Volkspartei, Eines sagen: Es gibt in ganz Deutschland keine Proletarierin, keine Jüdin, die Das fertig bekäme: die greise Mutter eines solchen Opfers vierundzwanzig Stunden nach der Bluttat, wo der Körper noch nicht unter der Erde ist, anzurufen und sie in einen Kampf hineinzuzerren, der in einer republikanischen Republik überflüssig wäre. Die hätte Beide entfernt: das Standbild und diese Zierde eines christlichen Adels deutscher Nation.

Lügner. Eine Zierde deiner Zunft veröffentlicht in der „Rechts-Presse" einen reizenden Aufruf, der die Kriegsteilnehmer auffordert, Beobachtungen über den Dolchstoß der Heimat mitzuteilen. „Der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, ist Ehrenpflicht aller Soldaten." Man verbreitet also erst Jahre lang eine Lüge und sucht sich dann kümmerlich seine Beweismittel zusammen. Heilo !

Politischer Propagandist. In der Vossischen Zeitung hat ein gutartiger Greis den Vorschlag gemacht, den Kronprinzen wieder zurückkehren zu lassen. Er nennt seinen Kronprinzen „unsern Kronprinzen", zitiert die blakenden Petroleumlampen und die schlecht geheizten eisernen Oefen in Wieringen, die sich der junge Mann nun aber wirklich reparieren lassen sollte, und schließlich wird dem Ausreißer nachgesagt, daß er als guter Deutscher den Wunsch hat, still am Wiederaufbau unsres Landes zu helfen. Daß er das still tun wird, ist nicht anzunehmen: denn er ist ein Hohenzoller. Aus den Aeußerungen der Leser, von denen ein Teil sich sehr vernünftig gegen die Rückkehr eines solchen ewig drohenden Prätendenten wendet, stechen drei hervor. Ein Soldat der Kronprinzenarmee, der dreieinhalb Jahre draußen war, schildert die Takt- und Gefühllosigkeit des Kronprinzen deshalb besonders überzeugend, weil er weder diese noch jene empfindet; und objektiv, wie er als Deutscher, gutgedrillt, wie er als Preuße ist, will er auch Diesem die Rückkehr in die verhaßte Republik nicht verwehrt wissen. Dann kommen die Frauen: „Daß er fern von seiner Familie in primitivsten Verhältnissen leben muß, ist eine Grausamkeit, und daß sogar eine Frau ihm dieses Los wünscht, wie ein Brief an die Vossische Zeitung bewies, ist ein trauriges Zeichen dieser Zeit. Mitleid war noch immer eine gute Eigenschaft der Frau . . ." Diese hier hat Mitleid mit Einem und weiß nichts von den Leiden der Millionen. Eine andre: „Hat er den Krieg begonnen oder verloren? Er hat wie jeder andre Deutsche seine Pflicht im Felde getan ..." Das weiß die Frau Konsul zuhause ganz genau. Aber die's mitgemacht haben, wissen es besser. Und so ist dieser ganze Meiungsaustausch wiederum ein Beweis für die außerordentlich geschickte Gefühlspropaganda der Monarchisten, deren erstes Opfer die deutschen Frauen geworden sind.

Republikaner. Kölnische Zeitung: „Die Unabhängigen überrasch-
ten das Haus mit der Behauptung, es entspräche dem dringlichsten
Bedürfnis des deutschen Volkes, heute im Reichstag eine allgemeine
Aussprache über monarchistische Treibereien zu veranstalten; sie be-
antragten, zu diesem Zweck den Kanzler zu laden. Das gesamte
Haus, mit Ausnahme der Kommunisten, lehnte diesen groben Unfug
ab.” Monarchistische Treibereien gehören auf den Frühstückstisch
jedes gebildeten Menschen, und es ist in der Tat ein grober Unfug,
ihn an der Inszenierung eines kleinen Hochverrats zu hindern. Ach,
Republik ! Schlafe ruhig weiter ...

Rektor der Universität Berlin. Sie und Ihre gleichwertigen Be-
amten haben eine studentische Totenfeier für Walther Rathenau ver-
boten. Sie wären keine preußischen Beamten, wenn Sie dieses Verbot
nicht formell rechtfertigen könnten. Das interessiert hier nicht. Daß
Ihr Gefühl Ihnen nicht gebietet, freiwillig eine solche Feier anzusetzen,
genau so, wie die Universität bei hundert monarchistischen und ver-
steckt republikanischen Gelegenheiten demonstriert hat; daß Sie sehr
wohl Versammlungen über die „Schuldlüge von Versailles” erlauben;
daß in Ihrer Gegenwart einer der jungen Herren, aus deren Kreisen
die Mörder und ihre Helfershelfer stammen, ungestraft sagen darf:
Eine solche Totenfeier ist eine Provokation der Studentenschaft ! — all
Das zeigt, daß Sie entfernt werden müssen. Zehn solcher Zwangs-
pensionierungen, hundert Relegationen der nationalistischen Haupt-
schreier — und es wird sich nicht mehr ereignen, daß im Vorraum
der Universität eine nationalistische Studentenverbindung ihr Schild
mit den Worten: „Für Kaiser und Reich“ schmücken darf.

Mitteilung

Neue Erhöhung aller Kosten zwingt uns, den Preis der Einzelnummer
auf 8 Mark festzusetzen. Das Vierteljahresabonnement kostet
50 Mark. Der Abonnent spart jährlich 216 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 88.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Die zufällige Republik von Ignaz Wrobel

Der Deutsche braust wie das Meer, das morgen wieder
geduldig seine Lasten trägt.
Georg Herwegh

In der Sitzung des Preußischen Landtags vom sechsundzwanzigsten Juni 1922 hat der Abgeordnete Dr. Kalle von der Deutschen Volkspartei die neuen Ausnahmieverordnungen der Republik gebilligt. „Wir rechnen aber darauf, daß das Gesetz gleichmäßig gegen alle Seiten angewandt wird, gegen alle, die sich gegen den Staat vergehen." Hier unterbrachen ihn die unabhängigen Sozialdemokraten: „Warum sagen Sie nicht Republik?" Und das Mitglied einer Regierungspartei antwortete: „Gegen den Staat, der zufällig Republik ist". Und das ist die Wahrheit.

Diese negative Monarchie, die nur deshalb keine ist, weil ihr der Monarch ausgekniffen ist, hat nicht einmal das Eine von ihrem Vorgänger übernommen, dessen Konkursmasse sie verwaltet: nicht einmal den Selbsterhaltungstrieb. Sie kann sich nicht schützen. Denn Das, wogegen sie sich schützen müßte, liegt in ihr selbst

Zweimal schon stand sie vor dem unmittelbaren Untergang, zweimal hat die Volksseele gekocht, zweimal sind die Deutschen aufgebrodelt wie Bromwasser — beide Male war es nichts.
Vor zwei Jahren, 1920, habe ich hier — unmittelbar nach dem Kapp-Putsch — diese Forderungen erhoben:

Entfernung der konservativen Preußenoffiziere aus der Reichswehr. Umwandlung der Reichswehr in eine zuverlässige Volksmiliz. Aufklärung der Oeffentlichkeit von Staatswegen über die ungeheure Schuld der nationalistischen Parteien an der Katastrophe Deutschlands. Genaue Befolgung des Artikels 177 des Friedensvertrages (,,Erziehungsanstalten, Universitäten, Kriegervereine, Schützen-, Sport- oder Wander-Vereine dürfen sich mit keinerlei militärischen Erfolgen beschäftigen.") Vollständige Auflösung aller ‚Wehren'.

Nicht eine dieser Forderungen ist bis heute erfüllt worden. Ueberlegen lächelnd oder hitzig in Geschäftsordnungsdebatten befangen, gingen die „Realpolitiker" und die von den Oberregierungsräten eingewickelten Konzessions- Minister darüber hinweg. Das, was man im Auto nach dem Hause der Königs-Allee zurückgeschafft hat, ist die Quittung für die Pflichtvergessenheit und den bösen Willen der Regierung.

Es ist kein Wunder, daß wir bis dahin gediehen sind.
Wenn man auf Massen einwirken will, muß man unbedenklich, demagogisch, völlig subjektiv und hemmungslos arbeiten. Eine republikanische Propaganda gibt es schon deshalb nicht, weil es in den entscheidenden Stellen nur wenig Republikaner gibt. Der Beamtenkörper, völlig Selbstzweck geworden, erkennt keinesfalls den imaginären Auftraggeber „Staat" an, für den und durch den erst Beamte sind; der Beamtenkörper ergänzt sich vielmehr

durch Kooptation, und seine Kohäsion ist so groß, daß er jeden mißliebigen Eindringling sofort ausscheidet. Meist nimmt er ihn aber gar nicht erst auf. Sie sind sich einig. Die Republik kann sehen, wo sie inzwischen bleibt.

Die tiefen Ursachen ihrer Schlappheit liegen darin, daß sie dem Geheimrat und dem Kanzlei-Sekretär rettungslos ausgeliefert ist. Da ist Keiner, der wagt, eine Verfügung einfach über den Haufen zu werfen, Keiner, der wagt, die alteingesessenen Rechte, die erworbenen, erschlichenen, dahinfaulenden Rechte mit einem Fußtritt zu beseitigen. Einer hat es einmal gewagt, und der hats büßen müssen, weil er den Teutschen wirklich gefährlich war: Erzberger. Bei den Andern bleibts meist guter Wille.

Die tiefe Unkenntnis von der Psychologie des provinziellen Stammtischs ist ganz erstaunlich. Vielleicht ist es ein soziologisches Gesetz, daß man, tief im Apparat steckend, die Uebersicht verliert; aber ich muß sagen, daß es jedes Mal ein trauriges Schauspiel ist, die Weltkenntnis dieser wie Oel auf dem Meer der Reaktion schwimmenden Beamten der Republik zu erleben. Es erscheint ihnen unendlich pikant und diplomatisch erwägenswert, daß nicht jenes Ressort, sondern dieses da oder dort eingegriffen habe, sie zerbrechen sich den Kopf, wie sie einen geheimrätlichen Reaktionär übergehen können: aber Keiner greift durch, Keiner wirft wirklich ein paar tausend Leute ohne Pension auf die Straße, nur, weil sie monarchistisch sind und — wie gewisse Damen — das Geld von einem Auftraggeber nehmen, über den sie sich heimlich lustig machen. Heimlich? Es ist in der deutschen Republik ein Hindernis für die Karriere, Republikaner zu sein. Das Haus hat den Schwamm Und daher sieht es außen so aus:

Die Reichswehr ist völlig unzuverlässig. Eine Institution, die — entgegen den ausdrücklichen berliner Befehlen (du armer Geßler !) — . vor einem nationalistischen, antirepublikanischen, also staatsfeinlichen Privatmann Paraden abhält, eine, die mit Prinzen kokettiert, ist nicht zuverlässig. Der Erlaß, den v. Seeckt und v. Behncke jetzt angekündigt haben, und in dem die Treue der Reichswehr festgestellt wird, ist eine Farce. Das gesamte deutsche Militär hat, so, wie es heute ist, mit der Republik überhaupt nichts zu tun. Seine vornehmlichste Sorge war, sich Spezialflaggen zu schaffen, die in keiner Weise an die verhaßte Fahne Schwarz-Rot-Gold erinnern, sondern an die alten Monarchistentücher. Das ist ihnen gewährt worden. Ich habe noch nie eine Reichswehrformation hinter einer schwarz-rot-goldenen Fahne marschieren sehen, und unter diesen Führern werden wir das auch nie sehen. Wenn wirklich der völlig bedeutungslose Herr Geßler geht —: seine Generale bleiben. Sie sind zum größten Teil die schwerste Gefahr für die Republik. Und sie werden sie nicht schützen. Ueber ihr Verhalten im Fall eines Hochverratsversuchs gibt es unter den Kennern nur eine Stimme. Deutlicher will ich hier nicht werden. Die Mannschaften, die in Putschzeiten erhöhte Gebühren bekommen, leiden zum Teil sehr unter dieser in Autos herumkutschierenden, monokelblitzenden Führerschaft. Eine Unterstützung findet kein Republikaner

in der Reichswehr. Es gibt dort auch gar keinen. Geßler hat
nie gewußt, was eine Republik ist, und zu Lande, wo sie un-
gestraft Hans Paasche ermordet haben, und zu Wasser, wo ein
Hochverräter einen Kreuzer führt, sind sie überall „richtig"
Das ist unsre Wehrmacht. Sie hat nicht, wie Geßler will, „un-
politisch" — sie hat republikanisch zu sein. Er beschwert sich,
man überschätze seine Zuständigkeit. Er tröste sich: Wir
wissen, daß er nirgends zuständig ist.

Die Verhältnisse in der Polizei liegen ähnlich, aber schwie-
riger. Es sei erwähnt, daß die von der Entente erzwungene
Verringerung des Mannschaftsbestandes eine Erhöhung der
Offiziersstellen mit sich gebracht hat; der letzte, gradezu skanda-
löse Milliarden-Etat der Polizei sieht aus wie die Aufstellung
einer Armee in der Neger-Republik Liberia — es wimmelt von
Offizieren. Das Plus beträgt: 20 Polizeimajore, 198 Polizei-
hauptleute und viele andre Posten und Chargen. Keine Sorge:
es wird schon bewilligt werden.

Die offiziellen Sport-Veranstaltungen sind völlig nationa-
listisch „aufgezogen". Herr Lewald, dessen Gehrock auf keiner
Sportveranstaltung fehlt, weiß nicht, daß es keine Leibesübung
ohne Ethos gibt, und will nicht wissen, daß dieses unausge-
sprochene Ethos im Stadion nichts taugt. Von dumpfer Unter-
ordnung bis zum beseligenden Aufgehen im Herdengefühl gibt
es da alle Nuancen; und jeder Sportverband ist ein kleiner Staat
mit allen Untugenden des Staates. Der postenerjagende Herr
Dominicus, der niemals ohne den schönen Titel „Staatsminister
a. D." ausgeht, fehlt gleichfalls nicht, und das Ganze heißt Er-
tüchtigung der Jugend. Und wir lehnen Beides ab: diese Er-
tüchtigung und solche Jugend.

Die Republik wird entweder anders sein als heute, oder
sie wird nicht sein. Die Minimaltemperatur, bei der sie grade
noch leben kann, ist erreicht. Ich sagte neulich zu einem
Politiker: „Aber warum verteidigen die Herren ihre Republik
nicht wenigstens aus Selbsterhaltungstrieb? Es ist doch ihre
Sache, die da abgehandelt wird !" „Nein", sagte er. „Es ist
eben nicht ihre Sache." Das scheint richtig zu sein: es ist
nicht ihre Sache. Gott hat ihnen gegeben, sich umzustellen,
wenn etwas passiert. Aber es ist unsre Sache.

Ich will nicht, daß meine Kinder einmal auf einem Kasernen-
hof stehen und von einem uniformierten Großknecht angebrüllt
werden, indes ein gleichfalls uniformierter Gutsinspektor mit
viereckigen, aber polierten Fingern lässig, in der Geste des ge-
borenen Herrn, eine Front von Verprügelten abschreitet. Ich
will nicht, daß eben diese Kinder einmal in Ackergräben ver-
recken, weil sich zwei Kapitalistengruppen nicht anders über
die Verteilung der Konsumentenplantagen einigen können, und
weil zwei Beamtenapparate dergleichen zur Auffrischung und
Weiterexistenz nötig haben, soziologische Fakten, die man unter
Zuhilfenahme entsprechender Universitätsprofessoren und frei
schaffender Schriftsteller als mystisch immanente Gegensätzlich-
keiten leicht philosophisch begründen kann. Wir habens ja:
wozu haben wir auf diesen Universitäten studiert !

Die Republik will nicht einsehen, daß nur die unverhohlene Bekämpfung der alten Monarchie etwas helfen kann. Es muß eben nicht an die alten, schlechten Traditionen dieser wilhelminischen Epoche angeknüpft werden, eben nicht an ihre grauenvolle Commis-Tüchtigkeit, ihre schnodderige Fixigkeit, ihre tiefe Verlogenheit und ihre verbrecherische Ausnutzung des Staates zu Gunsten einer kleinen Kaste. Wie die Seele dieser Germanen beschaffen ist, beweisen die telephonischen Beschimpfungen einer achtzigjährigen Frau, der man ihren Sohn hingemordet hat — diesen Sadismus kann nur verstehen, wer das alte Heer gekannt hat, diesen Misthaufen auf dem Felde Deutschlands. Eben die Tatsache, daß Meineidige, Mörder und Diebe sich frisch und froh auf den „Dienst” berufen und noch stolz sind, ungestraft alle Sensationen eines Verbrechers ausgekostet zu haben, ohne die Verantwortung fürchten zu müssen, die eine imaginäre Kollektivität trägt — eben das macht diese Gesellschaft so gefährlich. Und man bekämpft sie nicht mit einer „Objektivität”, die uns fragen macht, ob denn vielleicht ein Feuerwehrmann gegen die Flammen objektiv zu sein hat. Der Leichnam Walther Rathenaus war noch nicht unter der Erde — da fingen die zimperlichen Demokraten schon wieder an, vor „Verallgemeinerungen” zu warnen, wären sie schon wieder dabei, die versöhnliche Rechte hinzuhalten und sich hineinspucken zu lassen. Sie haben die Wahl: Entweder das Herz sitzt rechts, dann ist ihnen nicht zu helfen. Oder sie sind unverbesserlich dumm.

Wird es dieses Mal besser? Es muß besser werden. Wir Republikaner stehen heute nackt und bloß da, und ich halte von dem Flugblattwort „Massen heraus !” nicht viel. Wohin sollen sie denn gehen? Haben wir eine Kampforganisation, der wir uns im Fall eines Putsches zur Verfügung stellen können? Haben wir Waffen? Womit will denn die Arbeiterschaft einen solchen Putsch abwehren? Mit ihren Korkziehermessern? Weiß sie nicht, mit wem sie es zu tun haben wird? Auf der andern Seite stehen kriegserfahrene, bewaffnete und sehr gut organisierte Verbände. Ueber diese Reichswehr und über diese Polizei soll dabei im Augenblick nichts gesagt werden.

Wer so schwache Sehkraft hat, daß er allein den Herrn Tillessen für das große Verderben Deutschlands hält: mit Dem ist nicht zu diskutieren. Wer nicht sieht, daß es ganze Gesellschaftsschichten sind, ganze Klassen und Kasten, die so verkommen, so heruntergekommen in ihrem moralischen Empfinden, von so frechem Hochmut sind — wer nicht sieht, daß man diesen Beamten, ihren Frauen, ihren Söhnen, diesen Studenten, Professoren, Oberlehrern, Medizinern, diesen Balkan-Deutschen die Macht zeigen muß, die unlogische, nicht objektive, ungerechte, einfache Macht: der richtet das Land zugrunde. Und wir wollen uns nicht zugrunde richten lassen. Wir haben nicht Lust, uns von einer kleinen Ober- und Mittelschicht, diesen Opfern einer ausgezeichneten Propaganda, terrorisieren zu lassen. Dies ist die Diktatur des Nationalismus.

Hier unsre Forderungen:

1. Umwandlung der Reichswehr in eine Volksmiliz. Entfernung aller überflüssigen und gegenrevolutionären Generale und Offiziere.

2. Entmilitarisierung der Schutzpolizei. Stützung des Herrn Abegg, ihres Referenten. Zwangspensionierung und Maßregelung aller unzuverlässigen Elemente, besonders in der Provinz.

3. Reformierung der Justiz — ganz besonders der Staatsanwaltschaften, die auf dem Disziplinarwege zu fassen sind. Rücksichtslose Säuberung der Justiz von allen monarchistischen Elementen.

4. Demokratisierung der Verwaltung. Durchgreifende Verfolgung jeder republikanischen Beschwerde. Entlassung aller Beamten, denen antirepublikanische Politik nachzuweisen ist, mit Entziehung der Pension. Aufhebung aller dem entgegenstehenden Vorschriften.

5. Stärkung des Reichs den Ländern gegenüber.

6. Völlige Umformung der Lehrkörper auf Schulen und Hochschulen. Sofortige Aufhebung aller Zwangsmaßregeln, auch der indirekten, die darauf abzielen, aus den „körperlichen Leibesübungen" der Studenten eine neue Wehrpflicht zu machen.

7. Sofortige Amnestie für die politischen Häftlinge aller Art, soweit sie republikanisch sind. (Also nicht für Herrn v. Jagow.) Diese Forderung ist insbesondere für die Leute aus Niederschönenfeld zu erheben, von denen keiner, kein einziger, ein so viehisches Verbrechen auf dem Gewissen hat, wie es die Mordtaten an Erzberger oder Rathenau sind.

8. Aufhebung des § 360 des Reichs-Strafgesetzbuches, Ziffer 8. Diese Vorschrift stellt das unbefugte Tragen von Orden und Ehrenzeichen unter Strafe, ebenso die unbefugte Führung des Adelstitels. Dieser monarchistische Unfug verdient nicht, verboten zu werden — man muß ihm seinen Wert nehmen. Da der Adel heute nicht mehr verliehen wird, so hat diese schwer antirepublikanische Kaste einen größeren Wert als je zuvor: den Seltenheitswert. Diese Mätzchen der Monarchie müssen der allgemeinen Wertlosigkeit verfallen.

9. Vor allem aber: Aufklärung und Propagierung der neuen Ideen einer neuen Republik:

Die Zerstörung der Preußen-Legende ist da an erster Stelle zu nennen. Abgesehen von der moralischen Vertiertheit vieler Vertreter dieses Systems muß eben das System in seinen Wurzeln angegriffen werden: klar und deutlich ist an Beispielen zu zeigen, wie da gearbeitet worden ist. Aus diesem Negativen entwickelt sich das Positive: aus Untertanen werden Bürger, aus Hände-an-die-Hosennaht-Maschinen Menschen, aus Kerls Männer. Unbequem für die frühern Herren — eiserne Notwendigkeit für den Bestand einer Republik.

Dies sind unsre Forderungen. Werden sie befolgt, haben wir ein neues, lebenskräftiges Land. Werden sie es nicht, haben

wir in Wochen oder Monaten eine elende und von aller Welt verachtete Reichsverweserschaft.

Die letzte Rettung ist: Einigung der sozialistischen Parteien.

Als Walther Rathenau im Reichstag aufgebahrt lag, stand, still und zuckergußartig, sein erhabener Großvater da. Ein heißer Streit war um ihn entbrannt: Sollte in dem Volkshaus der Republikaner dieses monarchistische Standbild entfernt werden oder nicht? Gefühle mußten geschont werden . . .

Man umkleidete es mit Lorbeerbäumen; es wurde verhüllt. So ist hier Alles. Wir schlagen nichts nieder — wir verhüllen es.

Eine kleine, sadistisch-masochistische, in ihren funktionellen Lebensbeziehungen schwer psychopathische Minderheit terrorisiert das Land, das in weicher Wabbligkeit diese Qualen fast wollüstig duldet.

Bleiben die Republikaner wiederum in den Versammlungssälen und packen sie die ungetreuen Amtsdiener ihres eignen Landes nicht in den Büros, auf den Kasernenhöfen, in den Polizeiwachen, auf den Gerichten, in den Landratswohnungen, schlagen sie diese größenwahnsinnigen Recken, die von einer Welt geistig und militärisch krumm geprügelt worden sind, nicht zu Boden —: dann ist es mit dieser zufälligen Republik zu Ende.

Bayern und Rathenau von Otto Graf
Rede, gehalten im Bayerischen Landtag

Meine Damen und Herren !

Untersuchen wir einmal die Richtigkeit der Maßnahmen der Reichsregierung, sehen wir zu, ob diese Maßnahmen zu scharf, oder ob sie nicht vielmehr noch schärfer zu treffen gewesen wären.

Wo ist denn diese ganze Atmosphäre geschaffen worden? Von wo ist dieses Meuchelmordsystem denn ausgegangen? Wer hat damit begonnen? Doch nur Bayern !

Wer hat den Miesbacher Anzeiger unterstützt, welche Regierung die Plakate der Nationalsozialisten genehmigt, Plakate des Inhalts, daß jede Zeile davon ohne weiteres einem Arbeiter nicht etwa nur drei Monate, sondern zwei, drei und vier Jahre Gefängnis eingebracht hätte? Die bayrische Regierung ist schuldig der intellektuellen Urheberschaft all der geschehenen Morde.

Wo ist denn das Signal, wo ist der Auftakt gegeben worden? Hier in München ! Dadurch, daß Arco Eisner meuchelte, dadurch, daß die münchner bürgerlichen Zeitungen diese Tat verherrlichten, dadurch, daß bayrische katholische Geistliche wie Domdekan Kiefl aus Regensburg diese Tat rühmten.

Das hat sich fortgesetzt, fortgesetzt über Gareis, über das Attentat auf Auer, über den Mord im Forstenrieder Park, über den Mord im Zusmarshausen, über Erzberger bis Rathenau.

Wer war es denn, der zum ersten Mal in dieses Treiben Licht zu bringen suchte? Das war Der, dessen Platz dafür leer ist, nämlich der unabhängige Abgeordnete Gareis.

Wer war es denn, der damals hohnlachend über diese Geheimorganisation C sich gebärdet hat? Das war der Vertreter der bayri-

schen Staatsregierung Dr. Schweyer; das war der Vertreter der Bayrischen Volkspartei Münsterer; das war der Abgeordnete Held.

Als damals in dem von Gareis aufgegriffenen Fall Dobner-Bracheur die Untersuchung gegen die Organisation C geführt wurde: da war es die bayrische Regierung, da waren es die bayrischen Rechtsparteien, die ein Ergebnis verhinderten.

Sie, meine Herren (nach rechts) hintertreiben, daß man sich schon damals mit der Person jenes Leutnant Schweikhart im Untersuchungsauschuß näher befaßte; Sie stellten sich schützend vor den Polizeipräsidenten Pöhner. Schweikhart entkam.

Und als dann Schweikhart schon vor Monaten von der oesterreichischen Regierung an die bayrische ausgeliefert wurde, mit dem Hinweis, er sei auch dringend des Mordes an Gareis verdächtig, da schwieg die bayrische Regierung zu dieser Sache.

Wie kommt ferner der bayrische Staatsminster Schweyer dazu, im Falle der Munitionsschiebungen Pöhners im Staatshaushalt bewußt unwahre Angaben zu machen !

Als der damalige Polizeipräsident Pöhner den Direktor der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft Engleder zu ungeheuern Munitionsschiebungen nach Ungarn veranlassen wollte, als diese Tatsache der bayrischen Staatsregierung bekanntgegeben wurde: da erklärte sie, wie immer, nichts davon zu wissen.

Erst nach Monaten äußerte dann Herr Dr. Schweyer im Staatshaushalts-Ausschuß, Direktor Engleder sei nun vernommen worden.

Dagegen haben wir Engleders Aussage, wonach von einer Vernehmung keine Rede sei.

Meine Damen und Herren, in München konnte sich dieser Tage noch die Zeitschrift ‚Wiking' der Organisation C die höhnische Bernerkung erlauben, Erzberger sei ja nur vor dem Tod durch Herzverfettung bewahrt worden; und klipp und klar konnte sie die Bejahung des politischen Mordes aussprechen.

Die münchner Polizeidirektion fühlte sich nicht bemüßigt, hiergegen einzuschreiten. Hätte Jemand von uns gewagt, nur annähernd etwas Derartiges zu sagen, dann wäre er unter fünf Jahren Zuchthaus nicht davongekommen.
Die bayrische Regierung hat sich aber nicht nur ideell, sondern auch materiell mitschuldig gemacht dadurch, daß sie bewußt Dutzende von Geheimorganisationen duldete und unterstützte.

So steht im engsten Zusammenhang mit der Organisation C vor allem jene des Herrn Pittinger in Regensburg.

Die Organisation Pittinger ist aufgestellt aus den Beständen der sogenannten „aufgelösten" Einwohnerwehr.

Stabschef ist Oberstleutnant Schmidt,

der Chef von Oberbayern: Freiherr von Stetten,

der Chef von Niederbayern: der aktive Reichswehrmajor Hoffmann, der Chef von Oberfranken: Oberstleutnant von Gagern.

In engster Beziehung zu diesen Organisationen steht Rupprecht von Wittelsbach. Sein Mittelsmann ist Leutnant Neunzert; das ist der Selbe, der damals im Fall Dobner-Gareis-Bracheur „zufällig" jenes Auto gelenkt hat, in dem das Attentat auf Dobner gemacht wurde.

Die Herren v. Kahr und Pöhner gehen in diesen Organisationen ein und aus. Sie beteiligen sich an ihren Sitzungen und treffen in Streitfällen die Entscheidung.

Nähere Daten werde ich dem Staatsgerichtshof zur Verfügung Stellen.

Meine Damen und Herren, wir fordern die sofortige Amtsenthebung des Herrn v. Kahr und des Herrn Pöhner, und wir verlangen ihre Vorführung vor den Staatsgerichtshof wegen Hochverrats.

Wir fordern ein sofortiges Untersuchungsverfahren des Staatsgerichtshofs gegen Rupprecht von Wittelsbach und Generalmajor von Epp.

Wir fordern die Freilassung unsrer Gefangenen und die Aufhebung der bestehenden Geheimorganisationen durch die Reichsregierung, da Mitglieder der bayrischen Regierung selbst Mitglieder der aufzulösenden Geheimorganisationen sind.

Wir fordern die Entlassung der diesen Verbänden nahestehenden Richter und der ihnen angehörenden Beamten und Offizere.

Die eingebrachten Interpellationen machen geltend, daß durch die Maßnahmen der Reichsregierung Bayerns Souveränität, seine Justiz- und Polizeihoheit verletzt würden.

Wir glauben, daß das unzutreffend ist; denn eine Landesregierung, die nicht fähig ist, zahllose Meuchelmorde aufzuklären, begibt sich selbst der Souveränitätsrechte.

Eine Justiz- und eine Polizeibehörde, die in ihren höchsten Spitzen selbst auf die Anklagebank gehört, hat nicht mehr das Recht, von irgendwelcher Hoheit auch nur zu reden, und Bayerns arbeitende Massen, ob Kommunisten, Unabhängige oder S.P.D., werden dafür sorgen, daß es diesmal nicht bei leeren Worten bleibt.

Meine Damen und Herren, nicht Herrn v. Kahrs Geheimorganisationen und nicht seine monarchistische Propaganda vermögen jene Mittel und Kräfte aus dem Boden zu stampfen, wie es in der Vergangenheit etwa das revolutionäre Frankreich von 1793 vermochte, wie es in der Gegenwart Rußland vermag, Kräfte, um sich gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen, gegen die Intrigen der Dynastie, gegen die Machenschaften der Aristokratie, gegen die Zettelungen des Klerus, gegen 60 Departements und gegen alle reaktionären Heere und Flotten Europas.

Die Jahrhunderte bezeugen und die Gegenwart bestätigt es, daß nicht etwa bezahltes Mordgesindel, daß nicht etwa die Pseudonationalen à la Kahr, sondern daß allein die arbeitenden Massen im Besitz der ihnen gebührenden Rechte, daß nur das Selbstgefühl, der Opfermut und die Kraft dieser Massen imstande sind, uns zu verteidigen gegen den äußern und erst recht gegen den innern Feind.

— —

Das sind mir stolze Gesellen, die, um das Gefühl ihrer Würde und Wichtigkeit herzustellen, immer erst Andre brauchen, die sie anherrschen und vergewaltigen können: solche nämlich, deren Ohnmacht und Feigheit es erlaubt, daß Einer vor ihnen ungestraft erhabene und zornige Gebärden machen kann ! — sodaß sie die Erbärmlichkeit ihrer Umgebung nötig haben, um sich auf einen Augenblick über die eigne Erbärmlichkeit zu heben !

Nietzsche

Deutscher und Jude von Gerhard Holdheim

Einem jeden deutschen Juden hat das Schicksal von der Wiege an eine Problematik eigenster und abgründigster Art auf den Lebensweg gegeben. Je höherstehend und feinnerviger er ist, je differenzierter die Vorgänge der Außenwelt sich ihm mitteilen, je wahrhaftiger er Arbeit leistet an der Gestaltung seines Binnenerlebnisses: umso schonungsloser wird sich ihm eines Tages die Dualität seines Daseins enthüllen und ihn zu Lösung und Entscheidung drängen. Wem nicht bereits der eigne Instinkt gesagt hat, daß zwischen Milieu und Substanz, zwischen der umgebenden Welt, die in jedem Augenblick den Menschen beeinflußt, und der unbestechlichen Stimme des eignen Blutes Scheidewände sich aufrichten, die das lähmende Gefühl des ewigen Restbestandes aufnötigen — wem diese Zwiespältigkeit seiner Existenz sich verbirgt, dem bringen sie die unaufhörlichen Aeußerungen eines elementaren Hasses zum Bewußtsein. Wie gern hatten Viele, ja die Besten den Glauben in sich genährt, daß die affektbetonte Einstellung des Deutschen gegen Menschen jüdischer Art sich auf Mißverständnis und Vorurteil gründet, die man nur zu beseitigen brauche, um ein erträgliches Zusammenleben zu garantieren. Schließlich aber sagten Erkenntnis und Einfühlung, daß der unheimliche Geisteszustand der Umwelt, der seine Ablehnung — sei es in stummer Gebärde, sei es in der manifesten Form des wörtlichen oder tätlichen Eingriffs — dauernd zum Ausdruck bringt, tiefern Quellen entströmen muß. Und man begriff, daß die Abneigung nicht in dieser oder jener menschlichen Schwäche, sondern allein in der jüdischen Andersartigkeit begründet liegt. Die Ursache dieser Abneigung wirksam zu verringern, hieß nunmehr die Losung.

Hierfür aber boten sich zwei Wege. Der eine: Wille zur Selbstentäußerung, Ertötung jedes solidarischen Empfindens, Assimilation um jeden Preis; man ging aus von der eignen Minderwertigkeit und führte den Kampf gegen den Antisemitismus, indem man den Semitismus bekämpfte. Der andre Weg war die Rückkehr zum Judentum, die vorbehaltlose Bejahung des eignen jüdischen Wesens. Die den zweiten Weg gingen, waren erfüllt von der Aussichtslosigkeit und Kläglichkeit einer Entscheidung, die nur durch bedingungslose Kapitulation vor dem feindlichen Uebergriff die ekle Atmosphäre reinigen zu können glaubte. In ihnen erwachte die — bisher nur unterirdisch schlummernde — Liebe zu jüdischer Eigenart umso stärker, je infamer sie diese umkämpft sahen. Das war die Stunde, wo man den unlöslichen Zusammenhang zwischen Volk und Individuum in tiefster Seele begriff und Arterhaltung zur selbstverständlichen Forderung wurde, weil man in der höhern Volkspersönlichkeit die Wurzel seiner individuellen Kräfte erblickte. In dieser Stunde fühlte man, daß nur Ein Weg zur Gesundung des deutsch-jüdischen Zusammenlebens führen könne: den Respekt der Andern erzwingen durch Selbstachtung und eigne nationale Leistung. Es war die Feiertagsstunde des neuen jüdischen Menschen.

Ueber das jüdische Individualproblem ist oft und wirksam geschrieben worden. Ich kenne keine erschütterndere Aeußerung als das Selbstbekenntnis des Dichters Jakob Wassermann: ‚Mein Weg als Deutscher und Jude' (bei S. Fischer). Es treibt mich, sagt er, „Klarheit zu gewinnen über das Wesen jener Disharmonie, die durch mein ganzes Tun und Sein zieht und mir mit den Jahren immer schmerzlicher fühlbar und bewußt geworden ist". Von seiner Kindheit erzählt er, wo er sich den üblichen antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt sah, von dem geringen Zusammenhang, den er mit der jüdischen Gemeinschaft empfand, und der quälenden Frage, die er sich oft stellte: wozu er noch Jude sei, und was für einen Sinn das habe. So sehr er in sich die deutsche Komponente überwiegen fühlte: „es genügte von der andern Seite ein prüfender Blick, ein Achselzucken, ein geringschätziges Lächeln, abwartende Geste und Haltung sogar, um Vorsicht zu gebieten und an Unüberbrückbares zu mahnen". Stark empfand er, daß ihm „eine Lebens-Mitte" fehlte, „ein Fundament, um Werk und Gewirktes darauf zu bauen". „Ich wurde als Mensch nicht als zugehörig gefordert, weder von einem Einzelnen noch von einer Gemeinschaft, weder von den Menschen meines Ursprungs noch von denen meiner Sehnsucht, weder von denen meiner Art noch von denen meiner Wahl." Es folgt eine Schilderung, wie sich ihm der Antisemitismus, den er „in solcher Verquickung und Hintergründigkeit als ein besonderes deutsches Phänomen, einen deutschen Haß" empfindet, immer niederdrückender fühlbar macht: beim Militär, in der Schreibstube eines freiburger Generalagenten, am quälendsten aber in den zahllosen Unterhaltungen, die er mit einem ungenannten zürcher Freunde über das Thema Deutschtum und Judentum führt. In diesen Gesprächen, die Wassermann ihrem Inhalt nach wiedergibt, will ihn der Freund von der Aussichtslosigkeit des Bemühens überzeugen, zu einer organischen Mischung zwischen Deutschtum und Judentum zu gelangen, und immer wieder stellt er ihn vor die Entscheidung, ob er Jude oder Deutscher sein wolle. Immer noch meint der Dichter, daß er in gleichem Maße Deutscher wie Jude sein könne und auch als Deutscher Anerkennung finden müssen. Wie er in den Juden von Zirndorf sich in Mythos und Legende des jüdischen Volkes versenkt hatte, so glaubte er, im ‚Kaspar Hauser' „den Deutschen ein wesentlich deutsches Buch gegeben zu haben, wie aus der Seele des Volkes heraus . . . gültige deutsche Menschen, deutsch die Stadt, deutsch der Weg, deutsch die Nacht, deutsch der Baum, deutsch die Luft und das Wort". Und „da ein Jude es geschaffen", glaubte er, „den Beweis geliefert zu haben, daß ein Jude nicht durch Beschluß und Gelegenheit, sondern auch durch inneres Sein die Zugehörigkeit erhärten, das Vorurteil der Fremdheit besiegen könne". Aber in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Und selbst Wohlwollende noch deuteten an: Ja, ja, Alles recht und schön — aber dies vergrübelte Wesen ist von fremdem Ursprung; diese psychologische Bohr- und Grubentechnik hat nichts mit unsrer Stammesart gemein ! „Ich erfuhr also, daß ich keinen Fußbreit

Boden erobert hatte und erobern konnte, nicht in dem Bezirk nämlich, um den sichs mir heilig und; schmerzlich handelte. Immer wieder mußte ich lesen und spüre, daß es im Sinnen und Meinen lag: der Jude."

Nach langem, schmerzvollem Kampf um deutsche Anerkennung bleibt Wassermann nichts als die verzweifelte Einsicht von der Aussichtslosigkeit der Bemühungen. „Es ist vergeblich, in das tobsüchtige Geschrei Worte der Vernunft zu werfen. Sie sagen: was, er wagt es, aufzumucken? Stopft ihm das Maul. Es ist vergeblich, beispielschaffend zu wirken. Sie sagen: wir wissen nichts, wir haben nichts gesehen, wir haben nichts gehört Es ist vergeblich, die Verborgenheit zu suchen. Sie sagen: der Feigling, er verkriecht sich, sein schlechtes Gewissen treibt ihn dazu. Es ist vergeblich, unter sie zu gehen, und ihnen die Hand zu bieten. Sie sagen: was nimmt er sich heraus mit seiner jüdischen Aufdringlichkeit? Es ist vergeblich, ihnen Treue zu halten, sei es als Mitkämpfer, sei es als Mitbürger. Sie sagen: er ist der Proteus, er kann eben Alles. Es ist vergeblich, ihnen zu helfen, Sklavenketten von den Gliedern zu streifen. Sie sagen: er wird seinen Profit schon dabei gemacht haben. Es ist vergeblich, das Gift zu entgiften. Sie brauen frisches. Es ist vergeblich, für sie zu leben und für sie zu sterben. Sie sagen: er ist ein Jude."

Mit tiefer Erschütterung legen wir dieses Buch aus der Hand, das Bekenntnis einer der wenigen Dichter unsrer Tage, dessen Leben ein ehrliches, reines Sehnen war, nicht Gast zu sein, sondern in der Fülle deutschen Lebens zu verwurzeln. Schmerzlich empfinden wir es, daß dieser jüdische Dichter deutscher Zunge den Weg zu seinem Volk nicht hat finden können. Niemand — auch nicht der radikalste Zionist — ist so verblendet, zu glauben, daß mit dem nationalen Willensakt das persönliche Problem des deutschen Juden wie durch ein Wunder gelöst sei. Auch der noch so national empfindende Jude wird sich mit dem Lande verknüpft fühlen, darin er geboren und aufgewachsen ist, mit dessen Landschaft ihn Erlebnisse verbinden, in dessen Sprache er seine ersten Laute gestammelt hat. Nur Das unterscheidet ihn von den andern Stammesbrüdern, daß er den Schwerpunkt seines Lebens in der Verbundenheit mit seinem Volke und der Verantwortlichkeit für dessen Zukunft erblickt. Martin Buber sagt in seinen ‚Drei Reden über das Judentum': „Es wäre sinnlos, sich etwa von der umgebenden Kultur frei zu machen, die ja von unsres Blutes innersten Kräften verarbeitet und uns angeeignet worden ist. Wir dürfen und wollen uns bewußt sein, daß wir in einem prägnantern Sinne als irgendein andres Volk eine Mischung sind. Aber wir wollen nicht Sklaven, sondern Herren dieser Mischung sein." Jakob Wassermann sieht nur die Hoffnungslosigkeit des Strebens, zum Volldeutschtum zu gelangen, „nur die Wahl zwischen grenzenloser Einsamkeit und aussichtslosem Kampf". Den letzten entscheidenden Schritt, der so Vielen „eine Lebensmitte, ein Fundament" gewährt, hat er nicht zu tun vermocht. Wir Juden klagen um den Dichter, den wir mit Stolz zu den Unsrigen zählen.

Kain von Alfred Polgar

Eine Dichtung, deren Personal die ersten Menschen sind, stößt vorneweg auf die Schwierigkeit, das Voraussetzungslose frühesten Menschentums zu wahren. Eben diese Voraussetzungslosigkeit aber, dieses erhaben Erstmalige der Geschöpfe, die am Anfang der Reihe sind (gleichsam noch an des Chaos Nabelschnur hängend), muß zur poetischen Gestaltung reizen. Macht sichs der Dichter in diesem Punkt leicht, vermag er nicht, als Zeit seiner Dichtung den Beginn der Zeiten festzuhalten, formt er Seelen und Gehirne, wie sie nur unendlich lange Reibung mit der Welt formen konnte, kann er nicht die schmerzliche Wollust verspüren lassen, in der sich die ersten Begattungen menschlichen Bewußtseins mit den Tatsachen des Lebens vollziehen: so war es Mißbrauch, Adam und Eva und die Deszendenz Nummer Eins zu bemühen.

Wildgans macht sich die Sache leicht. Die geistige Ur-Welt der Ahnen, in die er führt, ist mit Empirie aus der Enkel Rumpelkammer vollgestopft. Seine ersten Menschen erfreuen sich eines ausg'schamten Bewußtseins.

*

Schon daß sie Sprache haben, die Gabe der schärfsten Artikulation dessen, was sie bewegt, ist poetische Lizenz. Die müssen wir nun freilich in weitestem Umfang zubilligen. Aber immerhin wünschten wir der ersten Menschen Rede angenähert dieser idealen Forderung: Ur-Gedanken in Ur-Worten ausgesprochen; eine Rede, nicht durchsetzt von Begriffen, Vergleichen, Wertungen, die nach dem Humus von ein paar tausend Mensch-Generationen riechen. Wildgansens adamitische Welt steckt voll vorausgenommener Kultur. In diesem Punkt hat sich der Dichter von der Bibel ganz emanzipiert. Sein Abel kennt schon „erzene Gefäße”, wird zum Erfinder der Kuhglocken und fällt unter Kains „richtig gehendem” Beil. (Byrons Kain erschlägt den Bruder mit einem vom Altar gerissenen Scheit.) Abel nennt Kain „den grimmen Jäger Kain”, aber das Waidmanns-Primariat kommt dem Brudermörder nicht zu. Einmal spricht Abel vom „Geklüft, wohin der Hirt nur irrt”. Er kennt schon die Gattung Hirt, obzwar er deren erstes und vorläufig einziges Exemplar. Wie die Axt, sind auch Messer und Pflug der Wildgansschen Familie Adam bereits wohlvertraut.

*

Sie dürfte elektrisches Licht in ihrer Höhle brennen, wenn nur die Geistigkeit der Dichtung das Heraufbeschwören mythischer Urgestalten rechtfertigte, wenn nur in einer Weise und zu einem Effekt mit Gott angebunden wurde, die das Heranziehen so sakraler, überlebensgroßer Wortführer im Streit verstehen ließe. Aber der Frage-, Antwort-, Wunsch-, Trotz- und Seufzer-Komplex dieses Gedichts hätte sich auch auf eine schmalere Ebene dramatisch projizieren lassen als auf das Riesenplateau gleich hinter dem Paradies. Das Verhältnis des schweren, düstern, unbeliebten zu dem leichten, hellen, charme-umflossenen Bruder hätte auch geringere Namen tragen können als Kain und

Abel. Für die Vater- und Mutter-Gedanken und -Gefühle, die hier gedacht und gefühlt werden, hätt es jedes Elternpaar getan, es wäre nicht nötig gewesen, einen Vater und eine Mutter von so exponierter Stellung wie Adam und Eva heranzuziehen.

Die Künstler-Glorie, zart um das Haupt dieses Abel flimmernd — es singt aus ihm — hat thre Schönheit. Hingegen ist das erste Wachwerden erotischer Sehnsucht unendlich viel feiner, naturverwebter, süßer in Wagners Siegfried vorplagiiert. Ueberhaupt, Wagners Hagen-Siegfried und Wildgansens Kain-Abel: — den Unterschied möchte ich mythisch dichten können !

*

In der Motiven-Reihe, die den Kain dieser Dichtung zum Brudermord drängt, fällt die Absicht auf, Gott das Privileg des Tötens zu entreißen. Er meint, Gottes Regime gestürzt zu haben, da die Menschen nun das Wesentliche, was jener könne, selbst könnten: Leben zeugen und Leben vernichten. Kain kreiert den Tod. Das ist eine neue Linie der biblischen Figur, die, wie kaum eine andre der Legende, zu Rettung, Auslegung und tragischer Erhöhung lockt. Und der reuelose Triumph des ersten Mörders über seine den Menschen von Gott befreiende Tat entbehrt nicht einer Art wilder, finsterer Größe. Damit ist aber auch die Originalität des neuen Kain erschöpft. Was dieser vor seiner Tat und um sie und nach ihr zu meditieren weiß, ist Meditation mittlerer Tiefe über die Bedingtheit, Fragwürdigkeit, Notigkeit menschlichen Lebens, Leidens und Vergehens. Sie knüpfte sich an jedes kleine Mördchen so gut wie an den hohen Vorfall.

Abel singt das Leben, Kain den Tod. Mitsammen, im unlösbaren Duo, tönen sie den ewigen Kanon alles Geschehens. Daß der Dichter auch die dunkle Stimme zu ihrem aesthetischen und moralischen Recht kommen läßt, spricht für seine Musikalität wie für die Unparteilichkeit seiner Prozeßführung.

*

Keine gute Rolle, hinter der Kulisse, spielt Gott im Drama. An diesen ersten Menschen müßte doch noch etwas von der Wärme seiner Schöpferhand haften. Fühlbar wird aber nur die Kälte göttlicher Gleichgültigkeit und Distanz. Das Spielwerk Welt ist aufgezogen; mag es nun laufen, wie es wolle. Obzwar diese ersten Menschen doch ihr starkes persönliches Erlebnis mit Gott hatten, scheint er sogar ihnen schon Fiktion geworden. Die Schicksalsfrage: Kain, wo ist dein Bruder Abel? hat Wildgans dem Herrn weggenommen und Adam in den Mund gelegt.

Es scheint fast, als hätte Gott seinen Kreaturen die Frucht vom Baume der Erkenntnis verwehrt, um nicht erkannt zu werden. Kaum hatten sie gegessen, da durchschauten sie ihn. Das kann er nicht verzeihen. .

*

Adam, der Stammvater, macht bei Wildgans klägliche Figur. Er sitzt und geht herum wie ein schwermütiger Pensionist, der die Entlassung aus dem Paradies, die Versetzung in den Unruhestand nicht verwinden kann. Einmal sagt es ihm Eva auf den Kopf zu, wenn auch natürlich in getragener Sprache, daß

er zum alten Eisen gehöre. Und er muß doch damals in der
Blüte seiner Männlichkeit, in seinem sechshundertsten Lebensjahr
etwa gestanden haben.

*

Eva ist das weit stärkere Temperament. Ihre Klage um
den toten Sohn abstrahiert von der Besonderheit seines Sterbens,
ist schlechtweg Klage der trauernden Mutter. Ihre innere
Situation — nach dieser Klage zu schließen —: wäre keine andre
gewesen, auch wenn Abel von einer Lungenentzündung sich den
Tod geholt hätte. Solche Rückführung des Ueberdimensionierten
auf das Normal-Menschliche hat ihr Ergreifendes; aber wieder
drängt die Frage sich auf: warum denn die großen Namen und
großen Ereignisse? So unendlich viel das ist: eine Mutter, Eva
muß mehr sein als „eine Mutter", mehr als ein Typus. Der
Dichter, der den gewaltigen Kredit historischer oder legen-
darischer Namen in Anspruch nimmt, hat zu überzeugen, daß
ers billiger nicht machen konnte.

Wildgans nützt die Genesis zu einem bürgerlichen Trauer-
spiel. Er hat Gedanken, er hat Worte, melodischen Tränenfall,
einen lyrischen Augenaufschlag, der den Himmel liebenswürdig-
dringend einlädt, sich in der Pupille zu spiegeln, den Ueber-
schwang einer Kraft-Trunkenheit, die das Gesicht des Zechers
sympathisch flammen macht. Aber all diese gute Schönheit
seiner Dichtung ist doch wohl nicht solcher Art, daß ihrethalben
das Renommee der Heiligen Schrift hätte bemüht werden müssen.

*

Das Imperfektum von „Beklemmen" heißt „beklemmte" , nicht,
wie Wildgans dichtet, „beklomm". Caesar supra grammaticos.
Aber das heißt den Absolutismus zu weit getrieben.

*

Den gefällten Abel im Schoß wird Eva zur Kassandra.
Sie sieht, von Kain bitter sekundiert, das Elend der Welt, die
Schreckensherrschaft des Goldes, und der Krieg wirft seinen
blutigen Schatten voraus über ihr Herz.

Dieses Werk hat nämlich, 1919, die Verzweiflung über den
Weltkrieg und seine betrüblichen Konsequenzen geboren.

Wie aber wären Wildgansens mythische Gedichte aus-
geklungen, hätte das Schicksal seinem Vaterland glorreichen Sieg
beschieden? Dann würde Eva vielleicht Erlösung der Welt
durch das Haus Habsburg vorausgesehen haben, und vor dem
wiedergewonnenen Paradies wären Cherubin in oesterreichischer
Infanterie-Uniform gestanden, und in edlem Rhythmus hätte der
Doppeladler gerauscht.

Dichter sind schwankende Gestalten. Treibt der Geist sie?
Treiben sie den Geist? Wer kanns wissen !.

*

Herr Danegger, Kain, hält im Burgtheater ein gutes stimm-
liches und seelisches Forte durch. Abel ist der junge Zeska,
sehr nett, aber wohl ein wenig zu schwach im ekstatischen Auf-
schwung. Dem Adam gibt Herr Reimers würdevolles Phlegma.

Die weniger leuchtende als vielmehr einleuchtende Dichtung
weckte allgemeines Wohlgefallen.

VI.
Thomas Mann: Machiavell Sörensen

Durch die milchig weißen Scheiben des hohen Atelierfensters fiel der arme Schein der kraftlosen Wintersonne. Machiavell Sörensen, der Sohn des Spediteurs (Import & Export) Hansen Sörensen, aus der hochachtbaren Familie der Sörensen, den guten Bürgerkreisen durchaus angehörend, wartete mit einem wehen Gefühl in der Brust auf den Zivilisationsliteraten Heinz Riese. Indem er mit seinen ein wenig schräg stehenden Augen schielte und die Lippen zum Pfeifen sehr verschnörkelte, lief er mit künstlich einwärts gesetzten Füßen auf und ab. Diese Haltung und Bewegung war ihm eigentümlich . . .

Die Sache war die, daß Machiavell Sörensen, aus der wirklich den allerersten, best beleumundeten Spießbürgerkreisen angehörenden Familie der Sörensen, eine neidische Sehnsucht nach der blauen Künstlerkrawatte hegte, die verknittert auf Heinz Rieses Sofa lag. Er dachte ungefähr: Es ist ausschweifend und ungehörig genug, daß ich, Spediteur Sörensens Sohn, aus der soignierten Familie der Sörensen, fahrlässig, unvorsichtig und auf Dinge bedacht, auf die sonst Niemand denkt, vor ein paar Jahren einmal eine ungenähte Krawatte getragen habe. Ich bin doch schließlich kein Hochstapler, kein Anbeter Flauberts oder gar ein Zigeuner im grünen Wagen, sondern anständiger Leute Kind ... In seinem Tagebuch (denn er führte ein Tagebuch) hatte er in Kursivschrift seines Wesens Zerrissenheit fein säuberlich formuliert: die Sehnsucht nach der ungenähten Krawatte, die er als verrucht und sündhaft empfand, wurde immer von dem Bewußtsein der Wohlerzogenheit, von dem Bewußtsein, als Knabe für Fleiß, Betragen und Aufmerksamkeit stets Einser mit dem Stern heimgebracht und zum Fest der Weihnacht stets die kräftigsten Laubsägearbeiten und präziösesten Handarbeiten mit Bemühen angefertigt zu haben, besiegt ...

Die Sache war die und der Umstand der, daß Spediteur Sörensens Sohn damals, als er die ungenähte Krawatte trug, Fraulein Iversen, Monica Iversen, Maria Alma Iversen, Doktor Iversens Tochter, der (nicht die !) der in der Sülvmeisterstraße wohnte, dort, wo das städtische Spritzenhaus rot, braun, breit, hoch und festgemauert stand, also sie wars, Fräulein Iversen, die ihn verhöhnt hatte.

Wie kam das? Machiavell Sörensen kam, indem er mit seinen ein wenig schräg stehenden Augen schielte und die Lippen zum Pfeifen sehr verschnörkelte, mit künstlich einwärts gesetzten Füßen die Straße entlang und trug stolz und doch beschämt, da es sich eigentlich nicht gehörte, jene Krawatte. Sie aber hatte ihn verlacht, gleich allen Andern. Ja, das hatte sie getan, so gern er es ihret- und seinetwegen verleugnet hätte . . .

Und außerdem (und er hatte das selbstverständlich in seinem Notizbuch schon ausführlich registriert) trug nun der Zivilisationsliterat allem Anschein nach auch so eine Krawatte. (Es war aber gar keine Krawatte, sondern ein achtlos liegen gebliebenes Band von einem Wäschekorb). Und trotzdem wurde er nicht verlacht, sondern von jungen Leuten — die freilich durchaus nicht aus guten Familien stammten — fanatisch bewundert .: .

Was aber schließlich das Verlangen nach jenem flatterhaften Kleidungssrück anbelangt, dessen Aussehen so kühn ist, daß es an die Irrfahrten im grünen Zigeunerwagen gemahnt: ein wenig Neid ist darin und ein ganz klein wenig Trauer und sehr viel Schweiß und Fleiß und sehr viel Sehnsucht nach dem Philisterium.

Neue Wege von Morus

Das französische Wiederaufbauprogramm

Als das deutsche Heer im Frühjahr 17 gezwungen war, sich auf die „Siegfriedsstellung” zurückzuziehen, erteilten Hindenburg und Ludendorff den Befehl, daß das aufgegebene Terrain dem Erdboden gleichgemacht werde, und daß kein Haus, kein Zaun, kein Obstbaum stehen bleiben dürften. Der Befehl wurde mit deutscher Gründlichkeit ausgeführt. Es war eine der sinnlosesten, rohesten und gemeinsten Handlungen, die die Kriegsgeschichte kennt. Und als anderthalb Jahre später Hindenburg und Ludendorff um Frieden betteln mußten, hielten es alle anständigen Deutschen für eine selbstverständliche Pflicht, die durch militärischen Wahnwitz zerstörten Gebiete Frankreichs wieder aufzubauen. Die deutschen Kapitalisten freilich hatten leicht Ja sagen: für sie hätte der Wiederaufbau Nordfrankreichs nur eine Fortsetzung der Kriegslieferungen und Kriegsgewinne bedeutet Aber auch die deutschen Arbeiter, die unmittelbar nach Kriegsschluß in Frankreich eine wenig gastliche Aufnahme zu erwarten hatten, stellten sich ohne Bedenken zur Verfügung, und die Gewerkschaften entwarfen selbst einen großen Wiederaufbauplan. Die französische Regierung zögerte lange, ließ schließlich in den zerstörten Gebieten Abstimmungen vornehmen, und die Abstimmungen ergaben, wenn auch mit geringer Mehrheit, daß die Bevölkerung, aus begreiflichen Gründen, keine Deutschen mehr im Lande sehen wollte. Das Wiesbadener Abkommen zwischen Rathenau und Loucheur sah schließlich die Lieferung von etlichen tausend Holzhäusern und einige andre Sachleistungen für die zerstörten Gebiete vor, aber damit schien die direkte Teilnahme der Deutschen am Wiederaufbau Frankreichs beendet zu sein.

Deshalb höchst überraschend kommt jetzt aus Paris die Kunde, der französischen Minister für öffentliche Arbeiten Le Trocquer habe, offenbar mit voller Billigung Poincarés und mit ausdrücklicher Unterstützung des Präsidenten Millerand, ein kühnes Wiederaufbau-Programm entworfen, das deutsche Arbeiter in Frankreich ausführen sollten. Nicht ein Wiederaufbau der zerstörten Gebiete, der nun halbwegs abgeschlossen zu sein scheint, ist geplant, sondern ein Wiederaufbau der französischen Produktivkräfte, vor allem eine Erweiterung der Verkehrswege zu Wasser und zu Lande. Das erste, etwas phantastisch anmutende Projekt, das auch den Bau eines Tunnels unter dem Kanal vorsah, ist, auf die französischen Kritiken hin, schnell etwas eingeschränkt worden, und der Verkehrsminister will sich anscheinend vorerst mit vier großen Wasserbauten, mit der Anlegung zweier, neuer Kanäle, mit der Regulierung der Rhone und mit der Errichtung von Wasserkraftwerken im südlichen Frankreich begnügen. Das Kabinett Poincaré nimmt mit diesem Projekt eine alte Tradition auf, denn das französische Wasserstraßennetz ist seit den Tagen Colberts und vor allem seit den großen Bauten des ersten und des dritten Napoleon das beste der Welt. Die Kosten des ursprünglichen Projektes waren auf 18½ Milliarden Francs, die des kleinern Projektes sind immer noch auf 5 Milliarden Papierfrancs bemessen, die Deutschland in etwa 10 Jahren aufzubringen hätte. An deutschen Arbeitern sollen bei den Rhone-Arbeiten allein 10 000 während der 10 Jahre beschäftigt werden.

Grundsätzlich muß zu diesem Plan gesagt werden, daß er für die deutsche Regierung nur in Betracht kommen kann, wenn die deutsche Arbeiterschaft sich freiwillig zur Uebernahme der Arbeiten bereit erklärt. Von Zwangsarbeit, von gewaltsamen Ausmusterungen und Deportationen kann im vierten Friedensjahr gar keine Rede sein, und so flink auch die deutsche Hetzpresse Frankreich derartige Absichten unterstellt, so besteht offenbar in Paris keinerlei Absicht, derartige Zwangsmaßnahmen zu verlangen. Im Gegenteil: man mag zu diesem Projekt, dessen finanzieller Teil selbstverständlich ebenfalls einer genauen Erwägung bedarf, stehen, wie man will; allein die Tatsache, daß die französische Regierung heute die Deutschen ins Land ruft, beweist, wie friedfertig die Stimmung des französischen Volkes den Deutschen gegenüber sein muß, und wie maßlos übertrieben die deutsche Franzosenhetze ist.

Frachten und Kosten

Der Kampf der Stinnes-Leute um die Privatisierung der Eisenbahnen wird unermüdlich weitergeführt. Nur in den Kampfmitteln hat sich eine merkliche Wandlung vollzogen. Das Argument, mit dem im vorigen Jahr die große Campagne eingeleitet wurde: die Staatsbetriebe arbeiteten unproduktiver als die Privatindustrie, zieht nicht mehr. Denn das Reichsverkehrsministerium hat überzeugend nachgewiesen, daß die Produktivitätsleistung im Bergbau und in den meisten Industriezweigen seit 1913 viel stärker gesunken ist als bei den Eisenbahnen. So ist man jetzt auf ein neues Mittel verfallen. Tag vor Tag kann man in der schwerindustriellen Presse lesen, und auf keiner Verbandsversammlung fehlt die obligate Klage: an allen Preissteigerungen habe letzten Endes die Eisenbahn Schuld; die teure Fracht belaste die Produktion derartig, daß sie darob über kurz oder lang zusammenbrechen müsse.

Der Einwand klingt schon wenig glaubwürdig, wenn man bedenkt, daß der Personenkilometer auf den Reichsbahnen gegenwärtig das 15fache und selbst der Gütertonnenkilometer erst das 56fache des Vorkriegspreises kostet, während der Großhandelsindex bereits auf dem 64fachen von 1913 angelangt ist. Wobei man nicht außer Acht lassen darf, daß die Preise des Bergbaus und der Industrie von ausschlaggebender Bedeutung für das Eisenbahnbudget sind; und da ergibt sich denn, daß die Materialbeschaffung der Eisenbahnen im Durchschnitt das 92fache der Vorkriegskosten erfordert und die Kohlenpreissteigerung seit dem ersten Oktober 1921 für die Eisenbahnen allein eine Mehrbelastung von 10 Milliarden Mark bedeutet, während die Einschränkung des Personals um 100 000 Mann in einem Jahre nur 4 Milliarden Mark ersparen würde. Auch zeigt eine Berechnung, die das Verkehrsmdnisterium im Herbst 1921 der Sozialisierungskommission vorgelegt hat, daß die Preissteigerung für Kohle und Eisen wie für Wolle der Steigerung der entsprechenden Tarife weit vorausgeeilt sind Freilich werden auch die Industriellen noch von den Landwirten ehrlich gemacht. So betrug, beispielsweise, bei Kartoffeln die Fracht auf 500 Kilometer im Jahre 1913 28 Prozent des Wertes, im November 1921 unter Zugrundelegung der öffentlichen Richtpreise 6 Prozent, und ähnlich, wenn auch nicht ganz so grob, ist die Differenz bei den übrigen Agrarprodukten.

Immerhin wird man den Industriellen in einem Punkte recht geben müssen: unser Tarifsystem, das auf den Standortsverhältnissen der Vorkriegszeit aufgebaut ist, bedarf einer gründlichen Revision. Die Quellen und die Wege der Rohstoffbeschaffung sind schon durch den Versailler Vertragandre geworden, als sie vor dem Kriege waren, und es ist Aufgabe einer staatlichen Tarifpolitik, dem Rechnung zu tragen.

Und da wir schon bei Reformen unsres Eisenbahnwesens sind, so muß einmal gefragt werden, weshalb noch immer an dem Unfug des Vierklassensysiems auf unsern Eisenbahnen festgehalten wird. Es ist nämlich ein weitverbreiteter Irrtum, daß die „höhern Klassen, also die erste und die zweite, der Eisenbahn mehr einbringen als die dritte und die vierte. Das Gegenteil ist der Fall. Schon vor dem Kriege lagen die Dinge so, daß durch die geringe Ausnutzung der Wagenfläche die erste und die zweite Klasse noch nicht die Selbstkosten der Bahnen deckten, während die dritte und die vierte Klasse einen sehr beträchtlichen Ueberschuß abwarfen. Und da mit der Erhöhung der Tarife die Benutzung der teurern Klassen noch weit geringer geworden ist, so dürfte sich das Defizit der Luxusklassen gegenwärtig noch weit höher stellen. Herr Groener selbst ist zwar durch die Disziplinierung der streikenden Beamten voll in Anspruch genommen; aber vielleicht findet einer seiner Referenten einmal die Zeit, auch darüber der Oeffentlichkeit Bericht zu erstatten und Rechenschaft abzulegen.

Finanz-Solidarismus

Da die Welt, wie Jedermann weiß, zur Zeit von solidarischen Gefühlen überquillt, ist, wieder einmal ein Plänchen ausgeheckt worden, um den überschüssigen Solidarismus für die notleidende Menschheit nutzbar zu machen. Es ist in einer Schrift (‚Die Welt-Kredit- und Finanzreform, Ein Aufruf zum Solidarismus' von Dr. Hans Hermann, bei Ernst Rowohlt zu Berlin) nicht grade klar, aber immerhin dargelegt, in einer Schrift, die auf guten hundert Seiten sämtliche schwebenden und zukünftigen Wirtschaftsprobleme, die dazugehörige Philosophie — „Philosophatsch“, würde Eugen Dühring sagen — und noch einiges Andre erledigt.

Der Weg, der zur Erlösung führt, ist die Abschaffung des Leihzinses. Die neue Wirtschaft muß eine zinslose Kreditwirtschaft sein. Das gesamte verfügbare Weltkapital soll in große Kreditorganisationen zusammengefaßt werden, um „den ganzen Strom der noch vorhandenen disponiblen Güter in die Hand junger leistungsfähiger Unternehmer überzuführen”, das heißt: um zinsfreie Anlagekredite zu gewähren und darüber hinaus nützliche Produktionsanstalten auch noch mit unentgeltlichen Betriebskrediten zu versorgen. Welche jungen Unternehmen leistungsfähig, welche Prbduktionsanstalten notwendig und nützlich sind: das wird durch „ein über das ganze Land verstreutes Netz von Sachverständigenkommissonen” entschieden. Also streng kontrollierte, zentralisierte Bedarfsdeckungswirtschaft mit einem Bürokratenaufwand, gegen den der reine Staatssozialismus wahrscheinlich ein Pappenstiel wäre.

Damit aber die guten Menschen, die aus lauter Solidarität zinslos ihr Kapital hergeben, auch nicht übers Ohr gehauen werden, haften alle Schuldner solidarisch, und zwar durch Errichtung von „Sachlebensversicherungen“. Das ist das eigentlich Neue des ganzen Plans.

Nach dem Vorbild der Lebensversicherungen sollen nämlich Sachgüter aller Art: Häuser, Fabriken, Schiffe, Maschinen gegen Abnutzung versichert werden. Freilich schrumpft dieses Versicherungsprojekt, das im Stil der großen Propheten angekündigt wird, bei näherer Besichtigung auf ein ganz bescheidenes Sparkassenverfahren zusammen. Denn das Wesen der Versicherung besteht grade darin, den Schaden, der durch einmalige, unvorhergesehene Ereignisse eintritt, also durch Feuer, Hagel, Krankheit, frühen Tod, auf eine möglichst große Anzahl von Personen zu verteilen; nicht aber: den regulären Verlust zu ersetzen. Immerhin mag hier ein Mittel gefunden sein, das zwar nicht die Weltwirtschaft umstülpen wird, aber vielleicht einigen Hausbesitzern die Sorgen erleichtern kann.

Von dem Sozialisten Charles Fourier erzählt man, er habe, bis an sein Lebensende, täglich um die Mittagsstunde auf den Philanthropen gewartet, der ihm die Million zur Verwirklichung seiner Pläne ins Haus brächte. Aber der Millionär kam nicht.

Fouriers Nachfolger ist praktischer: er wartet nicht auf dem Besuch des Philanthropen, sondern nur noch auf den Briefträger. Um den millionenschweren Lesern der ‚Weltbühne' den Weg zum Solidarismus zu ebnen, sei hierdurch die Aufforderung zum Tanz wörtlich mitgeteilt: „Persönliche Zuschriften, die auf Realiserung der in diesem Buche ausgesprochenen Ideen abzielen, erbeten an Dr. Hans Heymann, Berlin NW 7, Dorotheen-Straße 31".

Harden von Theobald Tiger

Ich kann nicht mehr — Sie werden das begreifen —
bei jedem Attentat ein Trauerliedchen pfeifen —
es sind zu viel.
Es gibt da ehemalige Offiziere,
die schießen wöchentlich, wie ich taxiere,
auf das Zivil.
Es bietet kaum der feine Mann
zum Gruße den Revolver an.

Sie kannten die internen Personalien,
Geschichte und die Materialien —
Sie kennens gut.
Kein Auslandsweg war Ihnen je beschwerlich.
Und deshalb waren Sie dem Pack gefährlich.
Daher die Wut.
Wer schwarz-weiß-rote Farben wählt,
zeigt, daß ihm jeder Kunstsinn fehlt.

Sie schlug ein Untertan, ein geistiger Krüppel.
Der Eine hat den Kopf — der Andre hat den Knüppel.
Nur sie hat nichts:
Die Republik hat weder den noch jenen.
Und freundlich lauscht sie diesen blutigen Szenen
verdösten Angesichts.
Laßt hier uns edles Blut vergießen:
Im Himmel gibt es nichts zu schießen — !
Nur ungern nimmt der deutsche Mann
statt Monarchismus Wahrheit an.

Ministerialterminologie

Sogleich nach der Revolution wurden ministerielle Anordnungen gewöhnlich nur so beantwortet: „Auf das dortige Schreiben vom . . . wird mitgeteilt . . .“. Die alten Geheimräte waren über diese unerhörte Respektlosigkeit äußerst ärgerlich, und der Aerger stieg oft bis zur Wut, wenn solche Schreiben noch unterzeichnet waren mit „Arbeiter- und Soldatenrat“. Unter der glorreichen Aera Noske, die sich ja durchaus nicht nur im Reichswehrministerium bemerkbar machte, und nachdem die Arbeiter- und Soldatenräte in der Versenkung verschwunden waren, trauten sich nur noch wenige Behörden, derartig an die Ministerien zu schreiben; jetzt hieß es: „Auf die dortige Anordnung vom . . . wird berichtet . . .”. Dann wurde bedeutet, daß man zwar von ministeriellen Anordnungen sprechen könne, daß dies aber doch wohl nicht der richtige Ausdruck im schriftlichen Verkehr mit der höchsten Ressortinstanz sein dürfte. Den korrespondierenden Beamten wurde nahegelegt, sich des Ausdrucks „Anordnung“ nicht mehr zu bedienen, sondern den Ausdruck „Verfügungen“ zu gebrauchen.

Neuerdings aber ist auch dieser Ausdruck nicht mehr der straff republikanisch-demokratischen Zeit entsprechend. Nach einer neuern Anordnung, von der man nicht recht weiß, ob sie unmittelbar aus dem Reichsministerium des Innern stammt, oder ob sie nur der angeborenen Unterwürfigkeit „nachgeordneter“ Beamter ihre Entstehung verdankt, müssen jetzt die Anordnungen oder Verfügungen des Reichsministeriums des Innern als „Erlasse“ bezeichnet werden. Zur Augen- und Herzensfreude der hohen Bureaukraten beginnen recht viele Schreiben an die Ministerien mit den Worten: „Einem hohen Ministerium wird auf den hohen Erlaß vom . . . betreffend . . . ganz gehorsam gemeldet ...“

Kein Zweifel, daß wir es auch auf diesem Gebiet bald wieder so weit gebracht haben werden wie zu den Zeiten des Kurialstils. Böse Zungen behaupten sogar, daß bereits eine Verfügung, halt ! ein Erlaß unterwegs sei, wonach Erlasse aus den Ministerien künftig Ukase zu heißen haben, und daß sie nur in strammer Haltung zur Kenntnis genommen werden dürfen.

Hans Michel

Der Bühnendiener

Nicht der, der die Proben ansagt, auf Fragen falsche Antworten gibt, sich über nichts mehr wundert und überhaupt den Philosophen macht — den nennt man Theaterdiener, und das ist wieder ein andres Kapitel. (Er ist der unbestechlichste Kritiker, den das Theater hat: er weiß wirklich Bescheid.) Nein — ich meine die Diener auf der Bühne.

Früher fingen ja alle Possen und Schwänke so an, daß das Stubenmädchen Lisette mit dem Staubpuschel in der Hand die Möbel abpuschelte, mit seidenen Strümpfen und koketten Häubchen und vielen Blicken ins Parkett. Jean, der Diener, kam hinzu, und sie hatten einen Diskurs. „Nein, wie spät die Herrschaft gestern abend wieder nach Haus gekommen ist. Nicht doch — !" Denn Jean, der Genießer, hat sie in die Schürze gekniffen, und sie schämt sich, bekommt aber doch ihren Bühnenkuß. Dann klingelt es, und herein tritt eine der Hauptpersonen des Stückes, die augenrollend und gewichtigen Schrittes das theatralische Vorgeplänkel von der Bühne fegt. Los gehts.

Seit Jahren sammle ich Bühnendiener. Und ich bin immer wieder erstaunt, was es da alles gibt.

Solange die Welt steht , hat sich noch keine Dienerschaft in irgendeinem Hause so benommen, wie es allabendlich auf den deutschen Bühnen der Bühnendiener tut. Es gäbe auch gar keine Herrschaft, die sich das gefallen ließe.

Die Stubenmädchen kneifen sie ja nun nicht mehr, denn nach einem merkwürdigen Brauch werden solche Rollen oft mit jungen Leuten besetzt, die ihrem Habitus nach eher mit dem Herrn des Hauses ein Verhältnis anzuknüpfen nicht abgeneigt wären. Spitz und geziert rauscht die Edelkomparse herein. Und dann beginnt jenes seltsame Spiel, das sich auf fast allen Bühnen eingebürgert hat, so sehr, daß schon kein Mensch mehr etwas dabei findet. Der Diener macht sich nämlich dauernd über seine Herrschaft lustig.

Sei es nun, daß er seinen kleinen schauspielerischen effet haben möchte, sei es, daß er sich langweilt, oder daß er böse ist, eine solche Rolle spielen zu müssen — genug, er macht dauernd hörbar oder unhörbar Tz ! tz ! tz ! auf seine Herrschaft. Diener ziehen immer die Augenbrauen hoch — und das ist auch richtig beobachtet —: aber sie tun das im Leben nur dem mäßig gekleideten Besucher gegenüber — der Herrschaft kriecht der Diener in die Knopflöcher.

Diese Bühnendiener zucken immer die Achseln, werfen den Kopf hintenüber, sind über jeden Befehl schwer entrüstet und chokiert und moquieren sich über Alles, was die Herrschaft tut, spricht, handelt und angibt, deutlich, bis zum zweiten Rang inclusive. Wir Diener sind doch bessere Menschen . . .

Und wenn schon abgegangen sein muß, wenn schon ein Glas Wasser, ein Wagen, Herr X. herbeigeholt werden muß: dann gibt es einen Abgang, an dem ich immer viel größere Freude habe als an allen Sprüchen der Geliebten großer Herren, mit denen unsre Theater, hypothekengleich, belastet sind. Der Diener hört, sagt beflissen: „Sehr wohl !", aber doch mit jener Nuance im Ton, die einen gescheiten Diener von einer leider irrsinnigen Herrschaft trennt, geht, geht und hört gar nicht auf zu gehen. An der Tür

tut er dann das, was merkwürdigerweise fast alle Schauspieler, und besonders die kleinen, immer tun: er sieht noch einmal unendlich sehnsüchtig, klebend und hängend über die Bühne ins Publikum. Er kann den Blick nicht von dir wenden . . .

Nur der selige Paulig tat das nicht, weil er zu viel mit den Zungen zu schnalzen hatte. Und auch die treuen Diener ihres Herrn, Guido Herzfeld, Gottowt, Graetz und andre gute Charakterspieler, füllen die gestreifte Dienerjacke mit anderm aus.

Wenn Sie das nächste Mal ins Theater gehen: achten Sie auf den Bühnendiener. Ich, wann ich so einen hätt, ich tät ihm sofort heraußerschmeißen.

Peter Panter

Und heute?

Der gegenwärtige Krieg ist ein dynastischer Krieg, unternommen im Interesse der Dynastie Bonaparte, wie der Krieg von 1866 im Interesse der Dynastie Hohenzollern. Die zur Führung des Krieges dem Reichstag abverlangten Geldmittel können wir nicht bewilligen, weil dies ein Vertrauensvotum für die preußische Regierung wäre, die durch ihr Vorgehen im Jahre 1866 den gegenwärtigen Krieg vorbereitet hat. Ebensowenig können wir die geforderten Geldmittel verweigern, denn es könnte dies als Billigung der frevelhaften und verbrecherischen Politik Bonapartes aufgefaßt werden. Als prinzipielle Gegner jedes dynastischen Krieges, als Sozial-Republikaner und Mitglieder der internationalen Arbeiter-Assoziation, die ohne Unterschied der Nationalität alle Unterdrücker bekämpft, alle Unterdrückten zu einem großen Bruderbunde zu vereinigen sucht, können wir uns weder direkt noch indirekt für den gegenwärtigen Krieg erklären und enthalten uns daher der Abstimmung, indem wir die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß die Völker Europas, durch die jetzigen unheilvollen Ereignisse belehrt, Alles aufbieten werden, um sich ihr Selbstbestimmungsrecht zu erobern und die heutige Säbel- und Klassenherrschaft als die Ursache aller staatlichen und gesellschaftlichen Uebel zu beseitigen.
Berlin, 21. Juli 1870

A. Bebel W. Liebknecht

Zu dieser Reichswehr

Ich habe sehr mißfällig wahrnehmen müssen, wie besonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Zivilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentliche Vorteile zuwege bringt, und das ist auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu verteidigen haben ; allein im übrigen darf sich kein Soldat unterstehen, wes Standes und Ranges er auch sei, einen meiner Bürger zu brüskieren. Sie sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen; nur Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folgen sein, die jeder Kontravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat.

Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. aus dem Jahre 1798

Antworten

Deutscher. Sie schämen sich? Für wen? Bayern ist nicht Deutschland, und was die ‚Isar-Zeitung' schreibt, spricht nur gegen die Republik, die einem solchen Organ noch den Charakter eines Amtsblattes gibt. „Auf Scheidemann ist ein Attentat verübt worden. Er ist schon lange auf Auer neidig gewesen. Die sozialistischen Hofberichterstatter füllen die Zeitungen mit Einzelheiten über den schrecklichen Vorgang . . . Für einen Kaiser, der doch das Haupt des deutschen Volkes bedeutete, haben wir zehntausend Scheidemännchen eingetauscht. Sie sitzen auf Minister- und Oberbürgermeisterstühlen und ihre Beliebtheit beim Volke. das sie mitregieren, ist so groß, daß sie ständig mit schußbereitem Revolver herumlaufen." Und gegen derlei gibts Mittel. Aber Niemand wendet sie an.

Geschichtsschreiber. Die Schriften des Reichsarchivs sind nicht als objektiv zu bezeichnen. Sie sind des militärischen Geistes voll (kein Wunder bei der Zusammensetzung der Beamtenschaft) und enthalten kein Wort von den unerhörten Qualen des Krieges, die dokumentarisch zu belegen sind. Belastende Akten, die etwa pazifistisch wirken könnten, sind bisher nicht veröffentlicht worden.

Jurist. Ihr beschwert euch dauernd, daß Ihr bei mir zu schlecht wegkommt. Vor dem Reichswirtschaftsgericht stand vor kurzer Zeit eine Klage auf Grund des Tumultschadengesetzes an. Zu Hüls in Westfalen hatten Reichswehrtruppen ein Haus umstellt und sämtliche Bewohner herausgeholt. Sie waren waffenlos. Ein herbeigerufener Landjäger erklärte, für die politische Unbedenklichkeit aller dieser Leute bürgen zu können mit Ausnahme eines Bergarbeiters namens Hülsbusch. Daraufhin — auf nichts weiter hin ! — wurde Hülsbusch an die Wand gestellt und von einem Unteroffizier der Reichswehr auf dem „Dienstwege" ermordet. Ein Geheimer Oberregierungsrat, der seine rechtliche und seelische Ausbildung auf einer deutschen Universität genossen, hat nun vor dem Reichswirtschaftsgericht beantragt, die Klageansprüche der Witwe zurückzuweisen. „Die Erschießung des Hülsbusch sei eine durchaus rechtmäßige Handlung des Unteroffiziers gewesen. Auf eine andre Weise könne ein Aufstand gar nicht niedergeworfen werden." Das Reichswirtschaftsgericht wies demgemäß die Beschwerde der Witwe ab. Dieselbe unerbittliche Härte, die dieser Geheime Oberregierungsrat billigt und fordert, soll und muß gegen seine eigne Kaste angewandt werden

Geschäftstüchtiger Germane. Eine „Deutsche Revisions-Gesellschaft" sucht für irgendwelche Geschäfte mit Budapest Geldgeber. Aus dem Anreißer-Inserat: „Das Land Ungarn steht heute auf durchaus nationalem Boden und geht dank einer zielbewußten Wiederaufbauarbeit rasch seiner restl. Konsolidierung entgegen.

Kommunist. Experimente sind in der Zukunft unmöglich,
und dank dieser Tatsache haben

Angehörige der Ententeländer in den letzten zwei Jahren in ähnl. Unternehmungen Milliardenbeträge in ungar. Kronen investiert“ Sodaß sich nun also herausstellt, warum d. ungar. Mörderbanden d. Verbrechers Horthy das Blut von Tausenden von Unschuldigen zielbewußt verspritzt haben: zur Belebung des Handels und des Umsatzes. Auch Bayern protzt schon hier und da mit seinen Kriegs- und Friedensverbrechern. Inschrift auf den Grabsteinen der Opfer jener Heyas: „Er fiel. Die Dividenden steigen.“

Amerikaner. Warum haben Sie nicht heruntergehandelt? Man hat neulich einem Landsmann von Ihnen auf der Polizeidirektion in München 750 Mark für die Einreise abverlangt. Man ermäßigte, da Einspruch erfolgte, diese Summe auf 350 Mark und schließlich auf 300 Mark. Sie sehen also, daß dieser organisierte Fremdennepp durch die bayrischen Behörden nicht ganz so unmenschlich ist, wie Ihre Beschwerde es darstellt. Aber warum fahren Sie überhaupt nach Bayern?

Fritz M. Er wußte, daß er nach Rathenau an der Reihe war. Er sprach ruhig davon. Er erzählte, daß abends auf dem Heimweg Kerle hinter ihm her schlichen, und rechnete damit, daß sie ihn einmal von hinten erschießen würden. Er lehnte, als ich ihn am zweiten Juli nach Hause begleitete, mit der sprichwörtlichen Feigheit der Juden lächelnd ab, die angebotene Bewachung seiner Villa durch Kriminalpolizisten anzunehmen, einen Revolver, ja auch nur einen Stock zu tragen, in diesen bedrohlichen Zeiten eine Erholungsreise zu machen. Als ich am dritten Juli nach Einbruch der Dunkelheit bei ihm anrief, war er grade aus schweren Wunden blutend in seinen Garten getragen worden. Zwei stramme junge Mitglieder des Verbands nationalgesinnter Soldaten hatten mit der sprichwörtlichen Tapferkeit der Deutschen, der nationalgesinnten Deutschen, der nationalgesinnten deutschen Soldaten einen sechzigjährigen unbewaffneten Mann überfallen, und durchaus nicht mit bloßen Händen überfallen, und waren dann weggerannt; aber nicht beide schnell genug. Die Totschläger hatten zum Ziel den Kopf gehabt, einen Körperteil, den die Natur in ihrer weisen Sparsamkeit gewerbsmäßigen Strauchräubern vorenthalten hat, und dem diese deshalb an Menschen, und gar an jüdischen Menschen, ingrimmig hassen. Wenn der zweite der Wegelagerer jemals gefaßt werden sollte, so wird man ihnen nach einem langwierigen Prozeß die Mindeststrafe zuerkennen, die auf Verursachung eines Auflaufs steht; und dadurch ermutigt werden kurz darauf sie oder ihre Gesinnungsgenossen mit Maschinenpistolen auf Harden losgehen. Denn nicht umsonst ist dies das Land der Dichter und der Denker.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Das Urbild des Weltkriegs von Heinrich Kanner

Ein Weltkriegsplan aus dem Jahre 1909

Nachdem die deutsche Regierung die „vollständige Sammlung" der ‚Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch' herausgegeben hatte, wies ich in meiner Broschüre ‚Die neuesten Geschichtslügen' darauf hin, daß die Regierung nur die Akten des Auswärtigen Amtes (und selbst diese, wie sich später zeigen sollte, nicht ganz vollständig) der Oeffentlichkeit übergeben habe, daß aber zu den amtlichen Dokumenten des Kriegsausbruches auch die des Großen Generalstabs, der Marine und andrer militärischer Behörden gehören, die sicherlich auch wichtige Beiträge zur Ergründung des Kriegsausbruchs liefern würden. Aber auch nach dieser meiner zarten Aufforderung blieben die deutschen militärischen Dokumente unter strengem Verschluß. Wie richtig ich ihre Bedeutung eingeschätzt habe, beweisen die Memoiren des Feldmarschalls Franz Conrad (Freiherr v.) Hotzendorf (von denen, bei E. P. Tal & Co. in Wien, die ersten beiden Bände erschienen sind). Auch die oesterreichische Regierung hat bisher von den in ihrer Verwahrung stehenden Akten des oesterreichisch-ungarischen Generalstabs und der andern Militärbehörden aus der Zeit des Kriegsausbruches nicht das kleinste Zettelchen der Oeffentlichkeit übergeben. Aber Conrad kehrt sich an all Das nicht. Er scheint sich Abschriften seiner dienstlichen Akten ins Privatleben mitgenommen zu haben und macht von diesen in seinem sonst wenig bedeutenden Buch einen souveränen Gebrauch. Er druckt seine militärisch-politischen Aktenstücke in oft ermüdender Breite ab. Unter diesen meterlangen Denk- und andern Schriften befindet sich auch eine Kollektion von sechs amtlichen und zwei Privatbriefen, die Conrad zur Zeit der bosnisch-herzegowinischen Annexionskrise zwischen Januar und April 1909 mit seinem berliner Kollegen, dem damaligen Chef des deutschen Großen Generalstabs v. Moltke, gewechselt hat, und diese acht Briefe, deren Mehrzahl nur sehr lang geratene Aktenstücke in Briefform bedeuten, sind allerdings der größten Beachtung wert. Denn sie enthalten das Urbild des Weltkriegs. Aus ihnen geht hervor, daß schon im Anfang 1909, während der Amnexionskrise, zwischen den Chefs der beiden Generalstäbe ein vollständiger Feldzugsplan für den schon damals drohenden Weltkrieg vereinbart und auch nach dem unvermutet friedlichen Ausgang der Annexionskrise für künftige Fälle aufrechterhalten und weitergebildet worden ist, bis im August 1914 die erwartete Gelegenheit kam, wo er praktisch ausgeführt wurde.

Die Kriegskonstellation von 1909 war die gleiche wie 1914, nur der Anlaß war verschieden. Im Jahre 1914 war es bekanntlich die Ermordung des oesterreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand, im Jahre 1909 die Annexion Bosniens und der Herzegowina. Am fünften Oktober 1908 hatte Oesterreich-Ungarn die beiden seit dem Berliner Vertrag auf Grund des ihm darin erteilten europäischen Mandats okkupierten Provinzen ohne vorhergehende Zustimmung der Signatarmächte annektiert. Rußland sah darin eine eigenmächtige Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Balkan zu seinen Un-

gunsten und zu Oesterreich-Ungarns Vorteil und nahm die formale Verletzung des Berliner Vertrags zum Anlaß, um gegen die Annexion zu protestieren. Frankreich und England assistierten ihm, während Italien eine zweifelhafte Mittelstellung einnahm. Serbien wieder fühlte sich durch die Annexion in seinen nationalen Bestrebungen schwer geschädigt. Denn Bosnien und die Herzegowina waren von Serbokroaten bewohnt, und Serbien hatte immer gehofft, daß die beiden okkupierten Provinzen einmal ihm zufallen würden. Die Annexion schien ihm diese Hoffnung auf immer zu rauben. Es geriet also darob in die größte Aufregung, verlangte Autonomie der beiden Provinzen und Kompensationen für sich selbst. Alles stand auf des Messers Schneide, der damalige oesterreichisch-ungarische Minister des Aeußern Aehrenthal, von Reichskanzler Bülow unterstützt, wollte nicht nachgeben, und der Krieg gegen Rußland und Serbien schien unvermeidlich.

Diese Verwicklung konnte Niemand willkommener sein als dem Chef des oesterreichisch-umgarischen Generalstabs. Seitdem Conrad das Amt übernommen hatte (am achtzehnten November 1906), predigte er in geheimen amtlichen Denkschriften, die er jetzt veröffentlicht, unablässig den Präventivkrieg gegen alle Feinde der oesterreichisch-ungarischen Monarchie, und zwar zuerst gegen den Verbündeten, den Conrad als Hauptfeind ansah: gegen Italien, und wenn dieses niedergeworfen wäre, gegen Rußland und dessen Satelliten Serbien und Montenegro. Mit den Kriegsplänen gegen Italien war Conrad von dem italienfreundlichen Aehrenthal immer abgewiesen worden. Aber gegen Rußland wollte Aehrenthal jetzt selbst Krieg führen. Da fanden sich die beiden Antagonisten. Conrad sah den Moment gekommen, um sein umfassendes Kriegsprogramm, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge, also zunächst wenigstens den Krieg gegen Rußland, Serbien und Montenegro auszuführen. Zu diesem Zweck setzte er sich im Januar 1909 ganz aus eignem Antrieb mit dem Chef des deutschen Großen Generalstabs in Verbindung, und nun begann ein amtlicher Briefwechsel zwischen Conrad und Moltke, worin der Kriegsplan Oesterreich-Ungarns und Deutschlands gegen Rußland, Serbien, Montenegro und Frankreich, mit Rücksichtnahme auf eine schon damals für möglich gehaltene Einmischung Englands und auf die Unsicherheit Italiens, in allen Einzelheiten ausgearbeitet und vereinbart wurde. Es waren je drei amtliche Briefe Conrads und Moltkes, die in den kritischen Monaten Januar, Februar, März 1909 ausgetauscht wurden. Die Briefe wurden mit Wissen und unter ausdrücklicher Zustimmung der beiden Kaiser und der beiden Staatsmänner Aehrenthal und Bülow geschrieben. Sie sind demnach als eine förmliche Militärkonvention anzusehen, die das Bündnis ergänzte.

Von diesen Vorgängen hat bisher die Welt nichts erfahren. Weder auf Seite der Mittemächte noch auf Seite der Entente hat die Oeffentlichkeit auch nur etwas davon geahnt. Die Mitteilungen Conrads wirken daher als eine Enthüllung. Wenn man die sechs Briefe, die er in seinen Memoiren vollständig abdruckt, heute liest, so entdeckt man mit Erstaunen, daß man den Kriegsplan vor sich hat, nach welchem der Weltkrieg im Jahre 1914 unternommen worden ist: Deutschland zunächst gegen Frankreich offensiv, gegen Rußland defensiv; Oesterreich-Ungarn hält die russischen Armeen so lange auf, bis

Deutschland Frankreich besiegt hat; dann schickt Deutschland seine im Westen entbehrlich gewordenen Armeen Oesterreich-Ungarn gegen Rußland zu Hilfe; Oestereich-Ungarn und Deutschland besiegen gemeinsam Rußland und so weiter — ganz wie es später im Weltkrieg versucht worden und nicht gelungen ist.

Daß Moltke schon damals an den Weltkrieg dachte, der sich aus der damaligen wie jeder serbischen Affaire entwickeln könnte und müßte, beweist die folgende Stelle aus einem Brief an Conrad vom einundzwanzigsten Februar 1909:

> Inwieweit geschlossene Abmachungen Frankreich verpflichten, bei einem kriegerischen Zusammenstoß zwischen Deutschland und Rußland letzterm aktive Hilfe zu leisten, entzieht sich meiner Kenntnis. Daß solche Abmachungen existieren, hielte ich für sicher, wie überhaupt das heutige Europa von gegenseitigen Verträgen, Ententen und Bündnissen so durchsetzt und durchfilzt zu sein scheint, daß wohl kaum einer der großen europäischen Staaten das Schwert ziehen kann, ohne daß damit dem gesamten Kontinen die Verpflichtung entsteht, Einer über den Andern herzufallen. Ich glaube, daß Deutschland, wenn es gegen Rußland mobil macht, auch mit einem Kriege gegen Frankreich rechnen muß. Ob dieser Krieg nicht noch weitere Kreise ziehen und über das Meer ausgreifen wird, will ich hier nicht erörtern. Die hier angedeuteten Verhältnisse sind der gesamten europäischen Diplomatie bekannt, und darin liegt vielleicht die Gewähr, daß keiner der großen Staaten wegen der serbischen Ambitionen die Kriegsfackel entzünden wird, die das Dach Gesamt-Europas in Brand setzen kann,

Conrad selbst resümiert das Ergebnis der militärischen Abmachungen in seinem Buche wie folgt:

> Werden Oesterreich-Ungarn und Deutschland durch Rußland zum Kriege gezwungen, dann stellt Deutschland vor allem die Lage zu Frankreich klar, und zwar durch eine kurzfristige, gewisse positive Garantien fordernde Sommation. Läßt die hierauf erfolgende Antwort Frankreichs es gleichfalls als Gegner erkennen, dann wird der Hauptschlag zuerst, und zwar seitens Deutschlands, gegen Frankreich geführt und nur eine relativ geringe deutsche Macht (12 bis 13 Divisionen) in Ostpreußen, ferner ein außer dem Grenzschutz aus Landwehr bestehendes schwaches Corps in Schlesien gegen Rußland gewendet, von Oesterreich-Ungarn aber die Aufgabe übernommen, im übrigen den Kampf gegen Rußland so lange allein zu führen, bis die mit aller Raschheit anzustrebende Entscheidung gegen Frankreich gefallen ist, worauf im Massentransport bedeutende deutsche Kräfte nach Osten geführt und dort gemeinsam mit jenen Oesterreich-Ungams zur Entscheidung gegen Rußland eingesetzt werden.
>
> Auf meine Frage um den Zeitpunkt, wann auf diese Entscheidung gegen Frankreich und diese Kräfteverschiebung gerechnet werden könne, nannte man deutscherseits den sechsunddreißigsten bis vierzigsten Mobilmachungstag.

Es ist also das Urbild des Weltkriegs, das man in diesen sechs Briefen von 1909 erblickt, aber nicht nur das Urbild des Weltkriegs, sondern auch der Ursprung des 1914 ausgeführten Kriegsplans. Die Annexionskrise ging bekanntlich friedlich aus; Rußland und Serbien wichen, wohl in Erkenntnis ihrer damaligen militärischen Schwäche,

militärisch zurück; Aehrenthal und Bülow, die im Unterschied zu ihren Nachfolgern von 1914 nicht nur ihre Kaiser, sondern auch ihre Generalstäbe in Hand hatten, legten sich den rasch und leicht gewonnenen diplomatischen Lorbeer um die nicht übermäßig angestrengten Stirnen — und die beiden Chefs der Generalstäbe gingen leer aus: ihr in den drei Monaten ausgearbeiteter umfassender Kriegsplan drohte Makulatur zu werden. Doch das sollte nicht sein und brauchte auch nicht zu sein. Denn die beiden Generäle kannten ja auch ihre Souveräne und Minister und wußten also, daß diese bei der nächsten internationalen Komplikation wieder mit ihrem diplomatischen Latein zu Ende sein und an das Schwert appellieren würden. Im April 1909 schrieben also Conrad und Moltke einander noch je einen Privatbrief, worin sie — wie Alles in ihrer Korrespondenz auf Anregung Conrads — abmachten, daß dieser Kriegsplan, mit dem sie Beiden sehr zufrieden waren, auch für die Zukunft gelte und den Generalstabsarbeiten der folgenden Zeit zu Grunde gelegt werde. In dem Brief vom vierzehnten April 1909 an Conrad bedauert Moltke

> aufs Tiefste, daß eine Gelegenheit unbenützt vorübergegangen ist, die unter so günstigen Bedingungen sich nicht so bald wieder bieten dürfte. Ich bin fest überzeugt, daß es gelungen sein würde, den Krieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien zu lokalisieren . . . Selbst wenn Rußland aktiv geworden wäre und ein europäischer Krieg sich entwickelt hätte, wären die Vorbedingungen für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jetzt besser gewesen, als sie in einigen Jahren voraussichtlich sein werden.

Im übrigen nimmt Moltke Conrads Vorschlag einer Permanenzerklärung des Kriegsplans an und schließt mit der bedeutungsvollen Wendung: „Ein Mann ein Wort und Vertrauen gegen Vertrauen“.

So ist es denn auch geschehen. Als im Juli 1914 die große Gelegenheit zur Ausführung des seit fünf Jahren vereinbarten Kriegsplanes — wieder wegen einer serbischen Affaire — kam, brauchten die beiden Militärchefs kein Wort mehr über militärische Vorkehrungen mit einander zu sprechen. Der vorbereitete Kriegsplan bestärkte sie gewiß in ihrer Kriegslust. Frei von militärischen Sorgen, konnten sie sich im Juli 1914 umso nachdrücklicher der Beeinflussung ihrer Souveräne und Minister widmen, um diese bei der Stange zu halten. Sie haben dabei in gradezu idealer Vollendung harmonisch zusammengearbeitet. Das konnte man schon vor Conrads Enthüllungen aus den veröffentlichten Akten des Auswärtigen Amtes erschließen, wie ich dies auch in meinem Buche: ‚Kaiserliche Katastrophenpolitik’ in dem Kapitel: ‚Das Eingreifen der Militärs’ getan habe.

Die Legende, daß der deutsche Große Generalstab im Juli 1914 auf den Weltkrieg nicht vorbereitet war, wird durch Conrads Enthüllungen vollständig widerlegt. Er war schon seit 1909 darauf vorbereitet. Bei der Erörterung der Entstehung des Weltkriegs wird man in Zukunft diese Enthüllungen nicht übergehen können. Nicht als ob sie wesentlich Neues brächten: aber sie bestätigen mit überraschender Genauigkeit und ergänzen bis in die Einzelheiten. Das, was Jedem, der sehen will, schon aus den früher veröffentlichten diplomatischen Dokumenten klar geworden ist.

Zu dieser Justiz und Presse von Lassalle

Aus einem Brief an Karl Marx

Was das Schicksal Deines Prozesses anlangt, so wundert mich nur, daß Du Dich einigermaßen darüber gewundert zu haben scheinst ! Vielleicht erinnerst Du Dich jetzt des Briefes, den ich Dir gleich anfänglich inbezug auf Deine Absicht zu klagen schrieb, und hast jetzt weniger verwundert über denselben als damals. Du schreibst, nun wüßtest Du, daß es von den Richtern abhängt bei uns, ob es ein Individuum überhaupt nur bis zum Prozesse bringen kann ! Lieber, was habe ich Dir neulich einmal unrecht getan, als ich in einem meiner Briefe sagte, daß Du zu schwarz siehst ! Ich schlage ganz reuig an meine Brust und nehme das gänzlich zurück. Die preußische Justiz wenigstens scheinst Du bisher in einem noch viel zu rosigen Licht betrachtet zu haben ! Da habe ich noch ganz andre Erfahrungen an diesen Burschen gemacht, noch ganz anders starke Beweise für diesen Satz und noch ganz anders starke Fälle überhaupt an ihnen erlebt, und zwar zu dreimal drei Dutzenden und in Straf- wie besonders sogar in reinen Zivilprozessen Dinge erlebt, über die wahrscheinlich Dein Justizrat, wenn er sie erführe, nicht nur die Hände, sondern, wie mir dies selbst ergangen, auch die Beine sogar vor Verwunderung über dem Kopf zusammenschlagen würde !

Uf ! Ich muß die Erinnerung daran gewaltsam unterdrücken. Denn wenn ich an diesen zehnjährigen täglichen Justizmord denke, den ich erlebt habe, so zittert es mir wie Blutwellen vor den Augen, und es ist mir, als ob mich ein Wutstrom ersticken wollte. Nun, ich habe das alles lange bewältigt und niedergelegt, es ist Zeit genug seitdem verflossen, um kalt darüber zu werden, aber nie wölbt sich meine Lippe zu einem Lächeln tieferer Verachtung, als wenn ich von Richter und Recht bei uns sprechen höre. Galeerensträflinge scheinen mir sehr ehrenwerte Leute im Verhältnis zu unsern Richtern zu sein. Nun aber, Du wirst sie fassen dafür, schreibst Du ! „Jedenfalls“, sagst Du, „liefern mir die Preußen so ein Material in die Hand, dessen angenehme Folgen in der londoner Presse sie bald merken sollen !“ Nein, lieber Freund, sie werden gar nichts merken. Zwar zweifle ich nicht, daß Du sie in der londoner Presse darstellen und vernichten wirst. Aber merken werden sie nichts davon, gar nichts, es wird sein, als wenn Du gar nicht geschrieben hättest. Denn englische Blätter liest man bei uns nicht, und, siehst Du, von unsern deutschen Zeitungen wird auch keine einzige davon Notiz nehmen, keine einzige auch mir ein armseliges Wörtchen davon bringen ! Sie werden sich hüten ! Und unsre liberalen Blätter am allermeisten. Wo werden denn diese Kalbsköpfe ein Wörtchen gegen ihr heiligstes Palladium, den preußischen Richterstand“ bringen, bei dessen bloßer Erwähnung sie vor Entzücken, schnalzen — sie sprechen schon das Wort nie anders als mit zwei Pausbacken aus — und vor Respekt mit dem Kopf auf die Erde schlagen ! Oh, gar nichts werden sie davon bringen, es von der Donau bis zum Rhein und so weit sonst nur immer die „deutsche Zunge reicht“ ruhig totschweigen ! Was ist gegen diese Preßverschwörung zu machen? Oh, unsre Polizei ist, man sage was man will, noch immer ein viel liberaleres Institut als unsre Presse ! Es ist — hilf Himmel ! ich weiß wirklich keinen andern Ausdruck für sie — es ist die reine Scheiße !

Das geordnete Tohuwabohu von Ludwig Marcuse

Sammy Gronemanns ‚Tohuwabohu' (erschienen im Welt-Verlag zu Berlin) verpflichtet sich den Leser in dem Maße, daß der gut tut, Freunde zusammenzuladen und ihnen einzelne Kapitel vorzulesen, um noch über den Lese-Genuß hinaus seine Freude an diesem Buch zu verlängern. Gronemanns Roman des jüdischen Menschen läßt sich auch diskutieren; denn er enthält eine exakte Typologie: der Ostjude, der orthodoxe Westjude, der Liberale, der Reformierte, der Getaufte sind ebenso scharf begrifflich fixiert wie die Spielarten ihrer nichtjüdischen Freunde und Feinde. Das Tohuwabohu des orbis judaicus ist hier systematisch gegliedert; sein Erdmittelpunkt, auf den Gedanken und Ziele hingravitieren, heißt: Zionismus.

Aber diese — flüchtig skizzierte — Schematik ist nur das Gerüst. Ueber diesem Begriff-Skelett hängt nun nicht etwa ein bunter Flitter, namens Handlung, der die Abstracta für gehirnlich Minderbegabte illustrieren soll, sondern die Begriffe pointieren sich überhaupt erst in Anekdoten, und die Schlüsse werden von Situationen vollzogen.

Ein Ostjude kommt nach Berlin; ein getaufter Berliner aus der Matthäikirch-Straße kommt zu den russischen Juden: das ist die ganze Handlung. Aber nun wandern in bunter Abfolge borytschewer und berliner jüdisches Milieu an uns vorüber. Und bei dieser Reise um die jüdische Welt drängt sich vor allem die Gemeinsamkeit des Typus der beiden jüdischen Hemisphären auf.

Da ist dies kritisch-skeptisch-casuistische Mißtrauen gegen Gott und Welt. Wenn Jossel Schlenker den ‚Faust' lernt, gibt er sich ihm nicht hin, sondern examiniert ihn; und gerät am stärksten in seinen Bann, wo es etwas zu sinnieren und zu deuten gibt. So findet er für das Hexen-Einmaleins gleich zwei Interpretationen auf einen Hieb. Der westlerische Talmudist betätigt sein hypertrophes Abstraktionsvermögen guten Teils im Vereinigen des Unvereinbaren: der Ghetto-Gesetze und des großstädtischen Lebens. Er verflüchtigt vermittels Begriffsjongliererei den Sinn, und im Formalen ist er immer Sieger. So macht Rabbiner Dr. Rosenbacher eine Erfindung, die am Sabbat Einhaltung des Tragverbots und zugleich Mitnahme der Hausschlüssel gestattet. Er läßt Gürtel konstruieren, die an beiden Seiten Haken und keine Oesen haben. „Nun wird der Schlüssel mit seinem Ring beiderseits eingehakt — so ! Der Schlüssel hält also wirklich den Hosengurt erst zusammen. Damit wird er ein notwendiger Bestandteil der Kleidung und darf also getragen werden." Andre haben andre Sorgen. Sie wollen den Sabbat heiligen und trotzdem das Sabbat-Geschäft mitnehmen. So engagieren sie sich einen nicht-jüdischen Associé. Das Problem ist gelöst: der eine Teilhaber gibt Gott, was Gottes ist, der andre Teilhaber dem Geldschrank, was des Geldschranks ist — das strenge Gebot der Thora und des Talmuds ist unverletzt. Und damit auch das „Gesäuerte" in der Osterwoche aus dem Hause verschwindet, ohne zu verschwinden, kauft ein Nichtjude Alles — auf dem Papier und tritt nach Ablauf der Festwoche von dem

Vertrage wieder zurück. Offenbart sich hier nicht dieselbe intellektuelle Struktur, welche die Juden im Lehrsaal zu Borytschew zwingt, an ein konstruiertes Sophisma ihren ganzen Ernst zu setzen und im letzten Scharfsinn der höchsten Denknot die Begriffe so fein auszufeilen, bis die Begriffs-Akrobatik gelingt?

Und neben diesem Bild steht ein andres, nur unterirdisch und schwer erkennbar mit ihm verbunden: Nathans Patriarchenweisheit, die stille, demütige Feierlichkeit eines Peßach-Abends, die unekstatische, unfanatische, wissende Todesbereitschaft bei einem Pogrom. Wem fällt, wenn er beide Bilder in eins schaut, nicht Spinoza ein, bei dem Mathematik und Religion eins wurde, und der einer der radikalsten Begriffsspalter und einer der innigsten Mystiker war !

So wird Borytschew meist pathetisch exponiert; Berlin wird nur ironisch belichtet, am schönsten in dem Kapitel ‚Paradiesapfel' bei einer Gerichtsverhandlung zwischen Boruch und Pfeffer wegen zerknickter Esrogs. Hier windet sich der Rechtsanwalt Hank (vor seiner Taufe: Kahn) unter den harmlos-anzüglichen Bewitzlungen seiner Taufe und Namensänderung und zieht still den Schluß, daß ein getaufter Jude ein: exponierter Jude ist.

Sehr leicht möglich, daß dieser Roman nicht große Kunst ist. Die Anekdote ist hier mehr Schlußstein einer Begriffskette als Konzentration von Seelen-Beziehungen. Die Menschen bleiben anonym. Sie sind nicht dreidimensional, sondern auf die Ebene einer Frage projiziert und auch hier nicht so tief erfaßt, daß Unausgesprochenes sich leise ergänzen ließe. Aber diesen Roman zeichnet im höchsten Maße ein scharfer Blick aus, der das Tohuwabohu bändigt; ein treffsicherer Witz, der die schlagende, in den Begriff einschlagende Situation erfindet; und ein reines Ethos, das weder die Halbheit einer Pseudo-Assimilation noch den Verlegenheits-Konservatismus einer Verherrlichung der Stagnation noch die Verlogenheit eines Zurück-zum-Ghetto-Paradieses duldet. Allerdings hat der Zionist Gronemann unter seinen präparierten Debattern eine Spielart vergessen: den echten Anti-Zionisten, der im Zionismus den Nationalismus bekämpft und glaubt, daß eine Welt im Werden ist, welche die Querschnitte durch die Menschheit nach andern als nationalen, nach europäischen Merkmalen legt.

Internationale Liebe in Düsseldorf

von H. v. Wedderkop

Die Düsseldorfer, als sie diesen Kongreß (Erste Internationale Kunstausstellung, Düsseldorf 1922) beriefen, waren entschieden für Ordnung, Wiederaufbau, Pazifismus, Menschlichkeit, Verbrüderung, und was es so gibt. Aber sie wurden von allen Seiten gehindert, von Leuten, die keinen Spaß verstehen (Holländer van Doesburg) oder Leuten, die das Ganze nur als Spaß auffassen (der Esthländer Zalit, der „Spatz" sagt). Doesburg und Zalit (Danton brillant ernährt), sind die Gegenpole der Festwoche.

Diese begann bei Tietz, wo der Olbrich-Dom von Unterhosen, Blusen und Hosenträgern entleert war, um Kasimir Edschmid, mager-

milchigen Clarté-Leuten, lächelnden Japs und andern Freunden Platz zu machen, Gerhart Hauptmann, der wohl sein Dienstjubiläum zusammenstellt, war nicht erschienen. Auch nicht Thomas Mann, auch nicht Romain Rolland. So also Kasimir als Einziger mit direkter Verbindung zu Goethe. Wieder Blattpflanzen, Zimmerlinden, Zimmerpalmen, Zimmerlorbeer in Kübeln, wieder Schubert, Brahms oder so etwas von einem Zimmerorchester. Ich weise immer wieder darauf hin: Laßt das mit dieser Leichenfeier am Anfang einer Veranstaltung, die vorgibt, daß es sich um „Werdendes" handelt. Wann wird das befolgt? Eine Jazzband ist am angebrachtesten. Auch nicht modernste Musik geistigen Inhalts. Sie zwingt zu aufmerksamen Zuhören.

Alsbald sprang Kasimir, ein junger Ludendorff, aufs Podium und schmetterte Pazifismus, Sich Vertragen, Kameraden ! Es war geschickt, diesen Sprecher zu wählen, nicht nur wegen des unbestreitbaren Wohllauts, der in seinem Namen liegt, sondern auch weil, wie bekannt, dieser Name ein Programm bedeutet. Er betonte zuviel den deutschen Standpunkt, der ihm ja gar nicht wichtig ist. Manche mißverstehen auf diese Weise auch: Freibleibend. Seinen Eröffnungsanzug (weißer Tennisstoff) kennt man noch von Darmstadt her. Wieder rügte man, daß der Kragen zu hoch heraufdrängte, nichts mehr von Wäsche und Haut sehen ließ, als Seele des Rocks zu sehr betont war, und daß der Rock das Gesäß in unkorrekter, von der Mode nicht beabsichtigter Weise zu sehr freiläßt. Der Anzug wirkt alt und formlos und entspricht nicht dem Kasimir, den wir lieben. Man möchte ihn nicht wieder sehen. Dann sprach Herr Colin aus Brüssel etwas von den saletés de la gloire, gut und mit Pathos. Ein ganz anders gewachsener Jap sprach leise und so vergnügt, als ob es sich um ein beseligendes Geständnis handle, in seinem Mutteridiom. Er erzählte mir nachher, daß er sehr scharf gesprochen hätte. Dieser procédé sei Deutschen empfohlen; sie sind alle zu überzeugt, nehmen Leben wie Kongresse grauenhaft ernst und bieten dabei nicht einmal immer ein angenehmes Aeußere. Dann wieder das Zimmerorchester, das nur gewartet hatte. Diesmal Mozart, der auch nicht verfing. Am Tag vorher war die wirkliche große Düsseldorfer Kunstausstellung eröffnet worden, von Herrn Oberbürgermeister, der gesagt haben soll, daß der Frühling auf der ganzen Linie eingesetzt habe — verheißungsvoll, und so auch im Innern — und daß er Léger, Juan Gris und Gleizes bedaure. Er heißt Koettgen.

Allmählich steigert sich das Erleben, ohne Zusammenhang mit dem Kongreß. Während des Festmahls hält Alfred Flechtheim, heute die bei weitem populärste Figur rheinauf und -ab, frenetisch begrüßt, eine seiner Reden, in denen, wie in seinem ‚Querschnitt', Alles vorkommt. Der Toast galt Altmeister Rohlfs in Hagen, der leider wegen Ohrensausens verhindert war teilzunehmen.

Auf zu gegenseitiger Liebe am andern Tag. Tatsächlich ging man daran, die Blödsinnsidee mit dem Kongreß durchzuführen. Da aller Blödsinn klärt, zudem Spatz macht, wie Zalit sagt, habe ich eine Zeitlang hingehört. Alles war da: Danton Zalit; die eifrige, drei Tage lang unablässig hin und herlaufende Frau Boguslawskaja, die fleißigste Frau des Kongresses, die alle ohne Ausnahme, ungefähr 120 Teilnehmer zu ihren Ideen über Kunst bekehren will; der Italiener Vasari (der so heißt, immer 39 Grad Fieber hat, daher nur in nörd-

lichen Breiten und bei stets offenem Fenster aushält und sich nach seinem Freunde namens Prampolini sehnt); der Holländer van Doesburg, ganz schwarz gekleidet mit schwarzem Kragen wie ein Totenkopf-husar aus ehemals Danzig-Langfuhr; Hausmann (Raul), Dada aus Steglitz, den keine Nation zu beanspruchen scheint, jedenfalls war es nicht möglich, seine Nationalität festzustellen: also aus Steglitz; ein kleiner Pole mit schiefem Kopf und Backfischaugen, die staunen; Bildhauer Seiwert (Eigelstein); der ami du peuple Freundlich; und andre weniger Markante. Von allen Diesen genügt nur Vasari allen Anforderungen: er malt nicht, stellt also nicht aus, folgt keiner Theorie, steht zwecklos herum, beteiligt sich garnicht, nur verfolgt von seiner Fieberhitze und Sehnsucht nach Prampolini. Manchmal erklärt er, daß ihm die jeweilige Situation sehr mißfällt, und daß er leidet, Alles mit einer immer heisern Stimme und in einem Gemengsel von Italienisch und Französisch. Er ist die rundeste und vollkommenste Erscheinung des Kongresses, mit seinem zwecklosen Herumbammeln. Der ihm innewohnende Organismus ist unübersichtlich. Plötzlich geht er mit der Herzlichkeit eines alten Bekannten ,auf einen los, aber glaubt man Anspruch auf Herzlichkeit zu haben, ist er kalt. Man ist gespannt auf seine weitere Entwicklung.

Am Nachmittag ist Fest bei Herbert Eulenberg. Sein Tusculum liegt zu Kaiserswerth, unmittelbar am Rhein, der hier schon holländisch die letzten Reste von Bowlenstimmung abgelegt hat. Dorthin fuhren die Kongreßmitglieder mit ihren Anhängseln und bildeten auf den Wiesen zwischen Haus und Rhein kleine Gruppen. Das Ganze nahm sich aus wie die Gefilde der Seligen. Aber unablässig ging Xenia Boguslawskaja von Gruppe zu Gruppe, unter dem Arm ein Bündel mit Traktätchen, das sie überall verteilte und erläuterte, völlig den Rhein übersehend und die Breiten dahinter, da nur an ihre Kunstauffassung denkend. In bester Sonnenstimmung fanden hier eifrige Pourparlers für den Kongreß des nächsten Tages statt. Ich habe mich an die verschiedensten Gruppen gewandt mit der Bitte um ihre vornehmsten Schlagwörter. Die Beute war: Gegenstandslose Kunst, Gegenständige Kunst, Konstruktionalismus, Kunst mit und ohne Politik, Visionäre Weltanschauung, deren Abschaffung und andres. Hier und da hörte man, daß à la Rubens nicht weiter gemalt werden dürfe. Hier sah man auch die letzten Spuren Kasimir Edschmids, der wie ein gefestigter Grand seigneur unter all diesen nach Klarheit ringenden, um Klarheit redenden, an Klarheit lebhaft interessierten Menschen aussah. Er hatte für den Tag einen blauen Anzug gewählt und fuhr nach Baden-Baden.

Später am Abend, beim Essen im Restaurant zum Lindenbaum, geriet der Kongreß in einen stark besuchten Fuhrmannskongreß (Kongreß für das Fuhrgewerbe). Es schienen begabte Mitglieder zu sein. Der Vorschlag, sie mitzunehmen und morgen teilnehmen zu lassen, wurde mit gebührendem Ernst zurückgewiesen.

Die Heimreise auf dem Rheindampfer durch Sommernacht, an sich poetisch angelegt, beeinflußte Frau Boguslawskaja keineswegs in dieser Richtung. Sie bot mir einen Praline an und sagte mit Hinweis auf den kleinen Stollwerckkarton: Gute Kunst muß sein wie die Bonbons in dieser Schachtel, fest gefügt, daß sich nichts bewegen kann, Konstruktionalismus. Sie hat ihre Theorien durch Angriff und fortwäh-

rende Verteidigung gefestigt, immer knapper gefaßt, und unter Ueberreichung eines ihrer Traktate mit dem Titel: „Die Proklamation der Gruppe von Künstler über Fragen, die der Beurteilung des Kongresses nicht unterliegen“ repetiert sie, während wir durch die Nacht fahren, mechanisch: Gegenstandslose Kunst, Kommunismus, Gegenständige Kunst, Individualismus. Zalit, der brillant ernährte Danton, sitzt daneben und sagt befriedigt, daß er Anarchist sei, materiell-individueller Anarchist. Es ist außer Vasari fast die einzige Persönlichkeit.

Am andern Morgen geht das so weiter. Die preußische Regierung hat dem Kongreß einen großen Saal mit Tribünen zur Verfügung gestellt. Die Fresken, die von Rotbart erzählen, sind von Niemand angesehen. Das Präsidium hat, nach Eulenberg am Tage vorher, ein taufrischer Sachse mit Brille, er geht auf Alles ein, ist ein Held des Organisierens und Ineinanderreibens von Gegensätzen. Da. sitzt noch Herr Wollheim aus Düsseldorf mit markantem Profil; Reisender in Kommunismus Herr Lissitzki, Radek in der Westentasche ; der Holländer Doesburg, der aussieht wie das vertrocknete Weltgewissen, aber Charakter hat. Hübsche kleine Frauen mit kurzen Röcken und jeweiliger konsequenter Weltanschauung erleichtern die Atmosphäre. Tagesordnung unter anderm: Soll über Politik mitverhandelt werden oder nicht? Soll festgestellt werden, was Kunst ist, oder nicht? Sollen Thesen aufgestellt werden oder nicht? Soll von „fortschrittlichen“ Künstlern gesprochen werden oder nicht? (Dies war der mieseste Streitpunkt.) Es erhoben sich ungeheure Lärme über diese Dinge. Zalit kommt seine Ernährung gegenüber Doesburg zustatten. Weiterer Vorteil gegen Doesburg, daß er Deutsch nur mit äußerster Schwierigkeit spricht, seine Kenntnisse beschränken sich in der Hauptsache auf „Quatsch“ und ein Wort mit A. Daher die starken Wirkungen, die er erzielt. Was er sagt, kommt wie von einer enormen innern Luftpumpe stark gepreßt heraus. Er schwelgt in seinem Gegensatz zu Doesburg, der, ohne die Ernährungsmöglichkeiten seiner holländischen Heimat auszunutzen, seine 14 Punkte über Konstruktionalismus ernst und eisig vortragen will und von Zalit gehindert und verdrückt wird. Es ist nicht gegen Zalit aufzukommen. Reisender Lissitzki will auch seine Thesen an den Mann bringen. Er liest sie mit unendlicher Mühe und sehr langsam vor. Zalit, der zwar nur „Quatsch“ sagen kann, tut ein Uebriges und sagt ihm: „Sie lesen schlecht. Hören Sie auf !“ Er hört auf, und Jankel Adler versucht jetzt mit Menschheitsverbrüderung der Sache einen neuen Dreh zu geben, sie von dieser Seite aus zu bewältigen, er sagt sehr herzlich und gut gelaunt, das Herz voll, bereit, Alle aufzunehmen: „Maine lieben Frainde !“ Zalit will nicht Freund mit Adler sein, sagt „Quatsch“, bis Jankel Adler abtritt, ohne die Menschlichkeit losgeworden zu sein. Boguslawskaja hat schleunigst seinen Platz genommen und sitzt jetzt mit am Vorstandstisch — . es ist erreicht. Zalit siegt auf der ganzen Linie. Er verdient es, er ist der Syrnpathischste (außer Vasari, der sich übrigens auch hier wieder um nichts und garnichts kümmert außer um seine Hitze und Sehnsucht nach Prampolini).

Endlich einigt man sich, daß der Kongreß im Grunde doch zu nichts anderm da ist, als an allen hübschen Orten der Welt kleine Geschäftsstellen mit fester Adresse zu errichten, damit man Ansichts-

postkarten mit den verschiedenen Ländern austauschen kann und so, auf diesem Wege sich näher tritt. Der Trumpf ist, daß in Buenos Aires eine Geschäftsstelle bei Verwandten eines abwesenden Irländers eingerichtet werden soll, falls die Verwandten zustimmen. Nachdem dies Resultat herausgekommen war, wurde es schriftlich fixert, wozu eine kurze Pause eingelegt wurde, während welcher der Todesengel ahnungsvoll durch den Kongreß rauschte.

Unmittelbar nachdem dies Ergebnis der lebhaften Verhandlungen von dem taufrischen Sachsen vorgelesen war, erhob sich Hausmann (Raul) aus Steglitz im Hintergrunde und verlas ein dadaistisches Manifest, das gleichzeitig mit den Thesen, natürlich ohne Kenntnis ihres Inhalts, gleichwohl als bündige Antwort darauf verfaßt war. In dem Manifest wird erklärt, daß er und seine Freunde gegen den Kongreß und sein Ergebnis auf der ganzen Linie protestieren, daß sie Menschenfresser seien und nunmehr abrückten. Dem altehrwürdigen Dada, einstmals frisch, jetzt verblüht, der Sarah Bernhardt unter den Kunstbewegungen, gönnt man den kleinen Erfolg. Seine Verfechter machen bereits einen treuherzigen Eindruck. Sie rückten ab unter Absingung von „O Tannebaum“. Bildhauer Seiwert (Eigelstein), obgleich er nicht zu ihnen gehört, schließt sich ihnen an. Er schleudert beim Weggehen mit seiner dünnen Stimme eine phaenomenale Beleidigung nach dem Vorstandstisch hin, die aber bei dem sonstigen Gebrüll und Gesang nicht gewürdigt wurde. Nachdem man anscheinend wirklich einen Ausgleich auf der Ansichtspostkartenbasis erreicht hatte, war Alles wieder in Frage gestellt, da Doesburg und seine Freunde ihre Thesen doch wieder zu Ende lesen wollten und, weil ihnen dies nicht gestattet wurde, gleichfalls den Saal verließen, von Zalit mit dem Wort überschüttet, das die zweite Häfte seines deutschen Sprachschatzes bildet und mit A anfängt. Hiernach leistete der Kongreß positive Arbeit, und man floh, da es keine Gegensätze mehr gab und so langweilig wurde, als ob der Saal von Regierungsbeamten besetzt wäre. Deutsche Organisation behauptete sich auch hier wieder glänzend.

Die Stadt Düsseldorf hat nie solche Gäste gehabt. Zum ersten Mal war es dort längere Zeit hintereinander auszuhalten. Düsseldorf zu zeitweiliger Lebendigkeit zu erwecken, ist die Tat der „jungen Rheinländer“, für die sie zu bedanken sind. Es handelt sich um eine kurze, etwa dreitägige Menschenausstellung, die gelungen ist. Was Bilder und den Aussprache-, Anknüpfungs- und Verbrüderungskongreß betrifft, also soweit der Ernst der Anstrengung zu werten wäre, ist das Resultat der Unternehmung gering. Wenn man aus dem Ehrenausschuß ein Dutzend der dort vertretenen anerkannten Berühmtheiten im Lehnstuhl striche, die Ausstellung nach Berlin oder Paris verlegte und dort Dinge zeigte, die den augenblicklichen Stand der modernen Kunst sehen ließen, statt längst Erledigtes aufzuwärmen, dann könnte es ein Ereignis werden. Heute wird schnell gearbeitet, versuchsweise, nicht auf Bestehenbleiben hin, nicht auf Meisterwerke, nicht auf Kunst im alten Sinn. Mit Abgestandenem abzuschließen, ist das billige Gefühl einer größern Allgemeinheit. An der Grundlegung des Neuen müssen heute Tausende ohne gültiges Resultat arbeiten. Die Bewegung steht in ihren ersten Anfängen, beendigt ist nur der deutsche Expressionismus, soweit er in Gemütskurven bestand. Gegen das

deutsche Gemüt hat Nietzsche schon geschrieben. Auf keinen Fall kommt es bei Formfeststellungen in Betracht, ist daher wegzulassen, Menschlichkeit und dergleichen fällt aus.

Zalit hatte recht, als er alle Kunsttheorien mit seinem ununterbrochenen „Quatsch“ wegspülte. Leute, die zu Kunsttheorien Zeit und Lust haben, sind mindestens verdächtig. So Lionardo und Andre. Der Düsseldorfer Kongreß war vergnüglich in allem Ungewollten, soweit eine dankenswerte Leistung. Alle Verabreichung ideologischer Suppen mit Prinzipienklößen ist, wie ihre Verfertiger, mit den beiden Worten, die Zalits Sprachschatz bilden, abzulehnen.

Die einzige vollkommene Leistung ist die der Firma Tietz. Sie allein hat Tempo. Reklame, Bequemlichkeit, Licht, alles Technische war vollkommen. Im Grunde belebte diese Firma allein den Inhalt dieser düsseldorfer Idee durch einen wirklich großen Stil der Inszenierung.

Letzte Nachrichten: Hausmann, da ohne Mittel, kommt nicht weg, nach Steglitz zurück. Zalit mit Frau, Boguslawskaja und andern Freunden einerseits, Doesburg mit Frau, die schon Klavier spielt, Lissitzki und Andre machen auf getrennten Dampfern Rheintouren über Coblenz hinaus, um incognito ein Glas Bowle zu trinken. Im Rücken einer Plastik ist auf einem Teppich Kopiertinte ausgegossen, weshalb jetzt Wandervögel als Posten ausgestellt sind. Vasari hat Prampolini wieder. Der Totalismus ist herausgekommen, allgemeine Umstellung notwendig.

Bocksgesang von Alfred Polgar

‚Bocksgesang'. Der Verfasser setzt darunter: In fünf Akten. Seines Stückes Art näher zu bezeichnen, konnte er sich sparen. Was Bocksgesang griechisch heißt, weiß der Achtelgebildete: Tragödie. Wesentliche Merkmale einer solchen sind in diesem hochgetragenen Theaterstück gegeben: die interessantern Leute seines Personals gehen auf leidenschaftliche Art zugrunde, und dieses Zugrundegehen erscheint als notwendige Folge ihrer seelisch-geistigen Konstitution. Aber auch in des Wortes Bedeutung trägt das Werk seinen stark riechenden und tönenden Namen zu Recht. Es singt der Bock. Und zwar im vierten Akt. „Ein ungeheurer Lustschrei, sangartig, chromatisch-absteigend, nicht aus Menschenkehle, unmenschlich übermenschlich.“ Man wird nicht irren in der Vermutung, daß es die entfesselte Natur selbst ist, die, chromatisch absteigend, so schreit.

Das arithmetische Mittel aus unmenschlich und übermenschlich aber ist der Mensch. In diesem Stück brennt ihm das Zeichen des Kompromiß-Produkts, als welches er ist, auf der Seele. Und aus solchem Brand entwickelt sich das dramatische Feuerwerk der fünf Akte.

Das Gerüst, von dem ihre Visionen und Phantasien abgebrannt werden, ist ein ziemlich komplizierter Bau. Der Theaterkörper von dieses Spieles Geist sieht ungefähr so aus:

Erster Akt. Slawische Landschaft zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Die Kinder der reichen Gospodare Militsch und Vesilitsch feiern Hochzeit. Der Jüngling liebt das Mädchen,

aber es macht nicht den Eindruck, daß das Mädchen auch den Jüngling liebe. Man vernimmt von einer geheimnisvollen Hütte, in der ein geheimnisvolles Lebewesen verwahrt wird. Es scheint sich um ein mißgeborenes Produkt der Militsch zu handeln, um ein Zwischending zwischen Mensch und Tier, das der Vater verabscheut, dessen aber die Mutter, trotz allem, in mütterlicher Zärtlichkeit gedenkt. Niemals sehen die Eltern das unheimliche Kind. Daß es da ist, gibt der Luft im Hause eine dauernde unerträgliche Spannung. Der Vater will den schrecklichen Spröß seiner Lenden töten. Da macht der Ortsphysikus sich erbötig, das Monstrum in ein Institut zu schaffen, wo solche Seltsamkeiten der Schöpfung Herberg finden. (Dieser Physikus ist übrigens ein weit vorentwickelter Naturwissenschaftler, der, um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, Haeckels biogenetisches Prinzip so ziemlich intus hat.) Er bekommt den Schlüssel zur Hütte. Erschüttert kehrt er wieder. „Die Alten haben geglaubt," — so schildert er den unsichtbaren Helden der Dichtung — „daß zur sonnigen Mittagsstunde etwas aus der angespannten Natur springen kann, gestaltlos und sichtbar, schrecklich und voller Herrlichkeit, jeglichen Wanderer tötend, den es anfällt, gleichsam die in einem Augenblick zusammengepreßte Vision des Ganzen — versteht mich oder versteht mich nicht — aber etwas Aehnliches habe ich vorhin gesehen." Ich verstehe ihn oder verstehe ihn nicht — aber was er gesehen hat, muß die leibhaftige Vitalität gewesen sein, der konzentrierte Lust- und Mordwille des Alls, ein Geschöpf, dem sämtliche niedrig-erhabenen Brünste, die den Kosmos durchatmen, aus den Augen glühen.

Der Physikus hat vergessen, die Hütte zuzusperren. Das panische Kind ist ausgebrochen.

Zweiter Akt. Beratung der Orts-Alten. Die Landstreicher, Heimkehrer und Vagabunden wollen Grund und Boden. Gegen den Andrang der Nichts-Haber wehren sich „die Herren und Einnehmer". Gegensatz zwischen Arm und Reich, elende Weltordnung offenbarend, klafft auf. Als Sprecher der Enterbten erscheinen: der Amerikaner, Teiterlik, der Springer, Feiwel der Jude. Der nüchterne Tatsachen-Mensch, der Künstler-Mensch und Feiwel, der Verstandesmensch (verkörpernd Mission, Leid, Begabung, wie sie der Begriff: „Jude" umschließt). Gospodar Militsch tritt auf. Er haßt die notigen Kerle, die frei Schweifenden, Mißgestalteten, Leben Fordernden. Wilde Früchte auf der Menschheit gezähmtem Parkbaum sind sie ihm, gemahnend an die böse Frucht, die ihm, unfaßbar wie, vom eignen, sorglich gepflegten Stamm gefallen ist. Unter anderm sagt er: „Oh, Ihr Verstoßenen, die Ihr auf keinem Eigenen sitzt — wißt Ihr denn, wie glücklich Ihr seid"? Wer kein Nest hat, dem kann Satan auch kein Ei hineinlegen.

Dritter Akt. Bei den Vaganten. Da gibt es unter Andern einen „weißbärtigen Bogoboy", eine Art Priester in partibus der Bocks-Religion. Und dann ist Juvan da, der Student, der Revolutionär, der „Mann vieler Verschwörungen", der Elternlose, der Hassende, der nach dem Untergang bestehender Ordnung schmachtet und Rache brütet wider die Habenden. Bogoboy

sieht, in Trance, den panischen Heereszug. „Sie fühlen bittersüß auf ihren Lippen den Geschmack der eignen Ewigkeit“, sagt er. „Und Augen gibt es, darin brennt ihr Same, der Diamant.“ Infolgedessen nennt ihn Juvan, den es überdies ärgert, von Bogoboy konsequent „Sohn der Zauberin“ angesprochen zu werden, einen „alten Fasler“. Die Sprecher der Enterbten berichten vom mißglückten Vorstoß gegen den Ortssenat. Man beschwört Juvan, zu helfen, zu raten; er kehrt Allen brüsk den Rücken. Da erscheint Mirko mit Stanja, seiner Braut. Zwischen ihr und dem Studenten blitzt der Funke, der Funke der Haß-Liebe. Sie sprechen von ihrer Feindschaft, aber es ist eine Feindschaft, die übermächtig zu einander zwingt. Streit zwischen Mirko und Juvan, Messerkampf hebt an . . . plötzlich ein Riesenschatten über die Szene fliegend: das entkommene Mensch-Tier ! Indes Entsetzen alle bannt, „reckt Juvan sich mit furchtbarem Ruck auf“. Nun ist die Stunde zur Tat da: nun hat er den Gott, als dessen Hohepriester ihm und seinem Zerstörungswillen die Menge gehorchen wird.

Vierter Akt: Juvan hat den Entsprungenen ins Allerheiligste der Dorfkirche getan. Die Revolte ist entfacht, das Volk mit Schwert und Feuer los gegen die Besitzenden. Jetzt strömen bewaffnete Haufen in die Kirche, Bogoboy, der alte Fasler, zelebriert die Bock-Messe, Juvan verkündet sein Erlösungsprogramm: die Erlösung des Tieres im Menschen. Denn, definiert er, „Mensch ist das gekreuzigte Tier“. Vermutlich meint er unter Tier nicht grade die Bestie, sondern den natürlichen, von der Mensch-Konvention gebundenen Lebens- und Lustwillen der Kreatur. (Aber es wird sich, siehe Krieg und Revolution, schwer vereinen lassen, das schöne Tier im Menschen herauf- und die üble Bestie hinabzubeschwören.) Der animalische Gottesdienst steigt. Dithyrambischer Wirbel klettert höher und wilder: Ein tritt der Gospodar, begehrt, Pakt den Empörern bietend, den bockigen Sohn zurück. Juvan stimmt zu — aber Stanja ist mit einer heroischen Raschheit, die jedem Psychoanalytiker tief verdächtig sein wird, bereit, sich in die Gewalt des Naturwesens zu begeben. Wie sie hindurchgeschritten die schicksalhegende Türe, lodert verhehlte Liebe in Juvan flammenhoch. Er will die Tapfere retten. Zu spät. Es tönt jener signifikante „ungeheure Lustschrei“.

*

Fünfter Akt: Janitscharen haben den Aufruhr niedergeschlagen. Tot die Empörer, tot Teiterlik, der Künstler, tot der harte Amerikaner, alles tot. Nur Reb Feiwel lebt, der ahasverische Hausierer, weiterziehend in Nimmerrast, liefernd nach Bedarf revolutionäre Ideen, Hosenträger, Witze, Laxierpulver, Dramen in Vers und Prosa, Leim, Beredsamkeit. Auch das Mißgeschöpf ist zugrunde gegangen, verbrannt, und Juvan muß zum Richtplatz. Auf dem letzten Wege begegnet ihn Stanja. Liebes-Gespräch. Ihn zu retten, ist sie, des Opfers froh, zu dem Tier gegangen. Verfiel sie diesem? Das ist die Qual-Frage, die Juvans Herz versengt .Stanja lügt ihm ein mitleidvolles „Nein”. Aber ihr (und des Dramas) letztes Wort, gesprochen zur Mutter des Mißgeschöpfes, lautet: (eine Zuckung kalt beherrschend) Ich habe ein Kind von ihm.

Der unheilig-heilige Bock — versteh' ich oder versteh' ich
nicht — wird leben, solange Leben ist. Bocksgesang ist aus
der Polyphonie des Seins nicht wegzudenken.

„Durch alle Welten klingt ein Ton, für Den, der heimlich
lauschet", wie der viel sanftere Schumann anmerkt.

*

Dieses bedeutsame, allzu bedeutsame Schauspiel — es setzt
die Stellung des Menschen im Natur-Komplex unter heftiges
Fragezeichen — macht sich Gedanken, die mitzudenken dem
Hörer Schwierigkeiten bereitet Denn die logischen Leitungen
des Dramas sind überall unterbrochen oder in einander ver-
wickelt, die dichterische Leuchtkraft aber zu gering, um zaube-
risch zu erhellen, was schlicht verstandesmäßig zu erhellen nicht
gelingen wollte. All das Talent- Wetterleuchten verstärkt sich
nicht zum entscheidenden Genieblitz. Zudem ist es dem Verfas-
ser zwar vielfach gelungen, seinen Ideen Wort, aber leider gar
nicht, ihnen Gestalt zu geben. Vorgänge und Figuren bewah-
ren, trotz aller gesprochenen Leidenschaft, eine dürre Symbol-
haftigkeit, die, vom Interesse des Hörers angefaßt, papieren aus-
einanderreißt. Hart im Raum des Stückes drängen sich die Pro-
blems Keines wirkt sich in voller Gewichtigkeit aus, und die Ent-
scheidungen sind nicht Entscheidungen, sondern gewaltsame Ab-
kürzung des Verfahrens. Die Tragkraft des Hauptmotivs —
Sprung des Tieres aus der Menschenkutte — wird durch die
stützenden Nebenmotive eher gemindert als erhöht, die Liebes-
sache Student-Stanja verengt die Perspektiven der Dichtung mehr,
als sie sie vertieft. Das Parallel-Spiel der revolutionären Dinge
— Student, Jude und Künstler sind, versteht Ihr, die Führer
jeder großen Mensch-Empörung — wirkt immerhin als ein
rechter Kontrapunkt, ein Kunstmittel zwecks Erzielung tönender
Fülle. Spezifische Reize dieses Dramas liegen in seiner abson-
derlichen Phantasie und in der Wucht seiner sprachlichen For-
mulierungen. Doch muß ich (eine Zuckung kalt beherrschend)
gestehen, daß ein Schauspiel, in dem Einer sagt: „Zum ersten
Mal sah ich die Lerchen in ihrem Singen brennen", mir Atem-
not verursacht und einen wahren Lufthunger nach gemeinem
Deutsch, und daß Mütter, die zu ihrer Schwiegertochter
sprechen: „Du fremdes Weib mit den noch ungesenkten
Brüsten", mich tief verlegen machen. Ob die fünf Akte zur Er-
höhung von Werfels dichterischem Ruhm taugen, ist fraglich.
Auch ist kaum anzunehmen, daß der Bock, der in diesem Spiel
sein mystisches Unwesen treibt, jenen wunderbaren Exemplaren
seiner Gattung zuzuzählen sein wird, die Milch geben.

*

Das Raimund-Theater blättert für ‚Bocksgesang' ein schönes
slawisches Bilderbuch auf. In der Gospodarstube wird Atmo-
sphäre bäuerischen Herrentums fühlbar, und das Beratungszim-
mer der Alten hat ländliche Senatswürde. Die Dorfkirche des
vierten Aktes wirkt, trotz dem goldbunten Ikonostas, ein wenig
leer und flach. Sehr hübsch die Kostüme, die reich gestickten
(bosnischen?) Mäntel und Jacken; ein rustikaler Prunk, von dem
die Flickentracht der Landstreicher sich dramatisch-pointiert ab-

hebt. Die Aufführung (Regie Dr. Beer), brachte intensives, lebhaftes Theater, das nur leider oft, pathetisch emporgereckt, in Löcher der Bedeutsamkeit fiel, deren die Wege des Dramas tückisch voll sind. Mit dem Gospodar wußte Herr Marr nicht viel anzufangen. Es dürfte auch schwer für den Schauspieler sein, sich die Tragik dieser Bocks-Vaterschaft gefühlsmäßig nahe zu bringen und ihr Stimme zu leihen, die mehr erschüttern könnte als die Luft. Vortrefflich Fräulein Karoly, die Mama der Mißgeburt, zerrissen im Zwiespalt von Mütterlichkeit und Abscheu. Ob Fräulein Eugenie May ein großes Talent, läßt sich nach ihrer Stanja nicht ermessen. Die Figur ist zu prinzipiell, zu unverbunden einem innern oder äußern Schicksal, als daß sich an ihr Gestalterkraft beweisen könnte. Immerhin blieben die Anmut der jungen Künstlerin, ihr klares Sprechen, sowie die herbe Mode-Falte, die in ihre Schauspielerei gekniffen ist, nicht unbemerkt. Scharf in Zeichnung und Farbe: der Physikus des Herrn Marlitz, der Jude Feiwel des Herrn Stark. Den Studenten spielte der begabte Herr Ludwig Andersen ziemlich eindruckslos. Aus diesem Stroh läßt sich auch kaum: viel herauskörnen.

Zuschauer von Theobald Tiger

Aber wir lassen es Andre machen.
Fontane

In Oberammergau in weiter Halle
sitzt ebenso erschüttert wie geneppt,
die Menschenschar bei dem Posaunenschalle
und sieht, wie man den Christ zu Kreuze schleppt.
Sie lauschen jenem großen Oratorium.
Ungläubige spenden Gläubigen Applaus.
Ein paar Acteurs. Ein Riesen-Auditorium.
Sie sehn nur zu. Tun nichts. Und gehn nach Haus.

Es dampft Berlin. Bei schönstem Sommerwetter
ist knackend voll der ganze Sportpalast.
Das macht: Es boxt doch heute Breitenstraeter !
Na Mensch, wenn du das nicht gesehen hast !
Die Frauen schaun verzückt ein Suspensorium.
Die Männer boxen nicht. So sehn sie aus — !
Ein paar Acteurs. Ein Riesen-Auditorium.
Sie sehn nur zu. Tun nichts. Und gehn nach Haus.

Wir sind Zweihundert.
Seit vier deutschen Jahren
schießt man uns Einen nach dem Andern ab.
Allein in Krach und Not und in Gefahren.
Schon liegen unsre Besten still im Grab.
Wo seid Ihr, Freunde? Müssens nur wir tragen?
Für wen wird eigentlich dieser Kampf geschlagen.
Bleibt das nun so? Ists nur ein Provisorium?
Wir stellen immer uns allein heraus.
Ein paar Acteurs. Ein Riesen-Auditorium.
Sie sehn nur zu. Tun nichts.
Und gehn nach Haus.

Die Leberwurst von Ignaz Wrobel

In der ‚Augsburger Postzeitung' enthielt eine Sammelkritik über Bücher den folgenden Passus:

> Schund ganz verschiedener Art, aber ebenfalls durchaus Schund wird angeboten in dem Novellenband ‚Spuk des Alltags' von A. M. Frey. Unter den gesuchten Titeln: Verhexung, Verneinung, Verfolgung, Verwandlung, Vergeltung wird Tollstes, Törichtstes und Trübstes aus dem sogenannten modernen Leben geboten. Belletristik heißt man sonst auf deutsch „schöngeistige Literatur", aber hier muß man dies Einheitswort mit „Stank- und Schmutzliteratur" umschreiben. Nun aber weg mit der Feder, die diese für den Schandpranger geschriebenen Zeilen noch ausführen müßte ! Mit der neuem wollen wir zur neuen, wirklich schöngeistigen Literatur zurückkehren.

A. M. Frey hat den Verfasser dieser Kritik wegen Beleidigung verklagt. Schicksal der Klage: Zurückweisung. Gründe des münchner Schöffengerichts:

> Aus der Form der Aeußerung geht das Vorhandensein, die Absicht einer Beleidigung nicht hervor. Das Urteil ist scharf, sehr scharf. Die Schärfe hat aber ihren Grund darin, daß der Angeschuldigte, sei es aus einem gesunden Gefühl heraus, sei es aus mangelndem Verständnis für diese Art von Kunst sich über den mindestens seltsamen Inhalt des Buches sehr empört hat. Die zulässige Grenze des Tadels ist bei dieser Sachlage wohl erreicht, aber noch nicht überschritten.

Soweit München. A. M. Frey legte Beschwerde gegen die Abweisung seiner Klage ein; er wurde vom Landgericht München abgewiesen. Gründe:

> Der Zweck, den der Beklagte mit dieser zweifellos scharfen Kritik verfolgte, ist offenbar der, den Leistungen auf belletristischem Gebiete, die nach seiner Ansicht als minderwertig zu betrachten sind, entgegenzutreten, um dadurch auf eine Besserung der schöngeistigen Literatur hinzuwirken.

Der Instanzenweg war zu Ende.
Ich denke: A. M. Frey hat keinen Grund zur Klage, keinen zur Beschwerde. Er hätte gar nicht klagen sollen.

Es ist in Deutschland ja kaum noch möglich, auszusagen: „In der Stadthalle war es kalt", ohne daß der Magistrat, der Verein deutscher Ofensetzer und die mittlern Beamten der Stadthalle wegen Beleidigung, begangen durch die Presse, eine Klage anstrengen. Jede tadelnde Kritik schmerzt, jede harte doppelt, jede verdiente dreifach. In den meisten Fällen hat der Betroffene kaum sachliche Mittel, einer solchen Kritik entgegenzutreten — und dann klagt er. Und damit kommt die Sache vor ein Forum,vor das sie nicht gehört.

Die Anwendung des § 193, der den Schutz berechtigter Interessen gewährleistet, ist in der letzten Zeit öfter vorgenommen worden als früher, wo man an keiner Dunggrube etwas aussetzen durfte, in die man nicht selbst hineingefallen war. Das ist allerdings ein wenig besser geworden.

Auf keinen Fall aber sind deutsche Gerichte von heute berufene Tribunale, um über kulturelle oder gar politische Streitfragen zu urteilen. Eine Gewähr, daß in diesen Fällen die Wage grade liegt, ist bei der Vorbildung und der Erziehung unsrer

Richter nicht gegeben. Der Kernpunkt einer solchen Frage, ob der Kritiker über das ihm zustehende Maß hinausgegangen ist, wird vielleicht von einem fachlichen Schiedsgericht zutreffend beurteilt werden — von den Justizfabriken niemals.

Hinter dem ganzen Aufwand von Anwälten, Gutachten, Sachverständigen und Schriftstellern wird letzten Endes — beim beleidigten Stadtrat und beim beleidigten Künstler — die gekränkte Leberwurst stehen. Der Edelmut, der spricht: „Du darfst mich natürlich kritisieren, aber nicht beschimpfen" — an den glaube ich nicht. Das Gericht verurteilt den Angeklagten wegen Beleidigung: der Kläger wird immer — und da gibt es keine Ausnahmen — den Spruch als eine Bejahung seiner Person und seiner Sache auffassen und auch so auswerten. Bei diesen Verfahren ist allemal was in Unordnung, und an das eigentliche Delikt denkt zum Schluß kein Mensch mehr. (Man erinnere sich an Erzberger-Helfferich und alle andern bekannten Beleidigungsprozesse.) Man drückt sich gebildet und juristisch aus — und meint den Gegner und meint die zu Grunde liegende Sache.

Ich halte das Urteil des Kritikers für völlig ungerechtfertigt — A. M. Frey ist ein Künstler von Qualitäten (seinen ‚Solneman' wollen wir ihm nicht vergessen) — ; aber darauf kommt es gar nicht an. Ich glaube, daß der Kritiker der ‚Augsburger Postzeitung' das Recht hat, jedes Buch in Grund und Boden zu verdonnern.

Ganz etwas andres ist es, wenn der Kritiker bei einer solchen Gelegenheit nun auch die Person Freys derart in die Debatte zieht, daß er ihn, zum Beispiel, gemeiner Vergehen beschuldigt. Dann, aber nur dann, halte ich eine Beleidigungsklage für angebracht, vielleicht für nötig.

Wohin geraten wir — und grade wir — wenn wir mit jedem Quark zu Gericht laufen ! Es gibt doch nur eins oder das andre: entweder hat der Kritiker Fähigkeiten — dann kann selbst ein Oberlandesgericht nicht helfen; oder er ist ein Dummkopf — und dann ists schade um Papier, Zeit und Geld.

Das Resultat wird auf alle Fälle so sein, daß die Herzen, die unter den Talaren klopfen, entscheiden. Richter sind Menschen und durchaus keine Maschinen. Das münchner Amtsgericht, zum Beispiel, gibt klar zu erkennen, daß es das Werk — wahrscheinlich, ohne es gelesen zu haben — verabscheut; aus den Wendungen: „. . . der Angeschuldigte, aus einem gesunden Gefühl heraus ... für diese Art von Kunst: . . über den mindestens seltsamen Inhalt . . ." geht klar hervor, wie die Sache steht. Als ob die Seltsamkeit einen Freibrief für Beleidigung ausstellte ! Das Gericht war nur gefragt, ob eine Beleidigung vorliege — Bücherkritiken hatte es nicht vorzubringen.: Wer München kennt, weiß, wie der unterlegte Text heißt.

Das Landgericht hat meiner Ansicht nach das Richtige getroffen. Der Kritiker will auf seine Weise eine Reinigung des Marktes und des Geschmackes erwirken und spricht sein Anathema, unbekümmert um bürgerliche Personen, die etwa klagen könnten. Ich denke, dabei sollte; mans lassen.

Der Kritiker und der Künstler: wenn sie wertvoll sind, werden die zwei keinen Richter net brauchen.

Kapital und Kohle von Morus

Die Markkatastrophe

Seitdem die deutsche Valuta ins Gleiten gekommen ist, hat kein politisches Ereignis so unmittelbar und so katastrophal auf den Kurs der Mark gewirkt wie die Ermordung Rathenaus. Der Dollar, der in den letzten Tagen vor der Untat zwischen 310 und 330 schwankte, stieg sofort auf über 350, um von da an, fast ohne Remissionen, innerhalb zweier Wochen auf 550 zu klettern.

Es ist charakteristisch für die Psyche der Börseaner, daß ein derartiges unerwartetes, plötzliches, aber in seinen Folgen doch auch unübersehbares Moment einen viel stärkern Einfluß ausgeübt hat als etwa das negative Ergebnis von Genua oder das Scheitern der „großen" und „kleinen" Anleihe. Die Börsenkurse sind eben nicht einzig das Resultat kühler Berechnungen, sondern der Ausdruck von Stimmungen und gefühlsmäßigen Aufwallungen heißblütiger Temperamente. Das Ungewisse, das neue, plötzliche Ungewisse wirkt stimulierend auf die Phantasie des Börseaners, denn die Ungewißheit ist ja die Grundlage, auf der die Spekulation sich erst entfalten kann.

Aber daß die neue Ungewißheit, die durch den Mord entstanden war, ausschließlich im pessimistischen Sinne gedeutet wurde, daß man in fremden Valuten scharf à la hausse und in deutscher Politik scharf à la baisse spekulierte, ist doch keineswegs so selbstverständlich, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Gewiß repräsentierte die Persönlichkeit Rathenaus einen Wert im deutschen Wirtschaftsleben, dessen Verlust sich hier und da fühlbar machen wird. Gewiß muß die Ermordung des- deutschen Außenministers beunruhigend auf das Ausland wirken und die schwebenden Verhandlungen empfindlich stören. Aber die neue Markkatastrophe wäre doch nur berechtigt, wenn durch den Tod Rathenaus die bisherige Reparationspolitik der Wilhelm-Straße eine wesentliche Aenderung erführe, oder wenn es zu so schweren innern Unruhen käme, daß dadurch die Produktion wesentlich beeinträchtigt würde. Beides aber wäre gleichbedeutend mit einer Niederlage der Republik, mit einem Sieg der Reaktion; beides wäre nur möglich, wenn das Kabinett Wirth, wenn die republikanischen Parteien sich als zu schwach erweisen sollten, um auf legalem und parlamentarischem Wege dem Treiben der Helfferich-Leute Einhalt zu gebieten. Die Spekulation auf den Sturz der Mark ist also tatsächlich eine Spekulation auf den Sturz der Republik oder wenigstens auf den Bürgerkrieg.

Leider muß man feststellen, daß auch die neue katastrophale Markbaisse zum überwiegenden Teil „made in Germany" ist. Der Dollar wurde an einigen Tagen in Berlin mit 50 Mark höher gehandelt, als der newyorker Parität entsprach ! Zum Ruhm der Burgstraße sei gesagt, daß nicht nur die Berufsspekulation, sondern daß auch das Publikum an der neuen Katastrophenhausse emsig teilnahm. Von der vielbesungenen „Geldknappheit" war plötzlich nichts mehr zu spüren: die Umsätze, die an der Börse und von Büro zu Büro in Devisen erzielt wurden, waren im Vergleich zu den letzten Monaten immens, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das neue Gesetz zur Beschränkung des Devisenhandels, das seit dem ersten Mai in Kraft ist, völlig, aber auch völlig versagt hat.

Und die zweite betrübliche Feststellung ist die, daß die Regierung und die Reichsbank sich gegenüber der neuen Dollarhausse als vollkommen machtlos erwiesen haben. Die von der Reichsbank auf Markt geworfenen Devisen wurden von der Massennachfrage der Käufer schnell aufgesogen, ohne daß es zu der beabsichtigten Kurssenkung kam. Und die Regierung, die noch vor vier Wochen, als der Dollar zum ersten Mal 330 überschritt, pompös angekündigt hatte, sie würde gemeinsam mit der Reparationskommission ein weiteres Sinken der Mark verhindern, blieb tatenlos.

Die Reaktion aber lacht sich ins Fäustchen: Die Schüsse auf Rathenau haben gesessen.

Die Kohlenfrage

Unter den Sachlieferungen, die uns der Versailler Vertrag auferlegte, stand von vorn herein an erster Stelle die Kohle. Wir sollten im Jahre 1924 die Höchstmenge von 47 Millionen Tonnen abliefern, während der deutsche Kohlenexport, abzüglich des Imports, vor dem Kriege nur 26 Millionen Tonnen betrug. Das war ein einigermaßen unmögliches Verlangen. In Spa wurden denn auch die deutschen Lieferungen auf 24 Millionen Tonnen im Jahr herabgesetzt und späterhin auf 21 Millionen Tonnen ermäßigt. Aber auch die hat Deutschland bisher nicht regelmäßig leisten können, und die Teilung Oberschlesiens bringt uns aufs neue in eine prekäre Lage.

Zwar ist es nicht ganz so, wie man jetzt in der deutschen Presse und auch in der Denkschrift, die die deutsche Regierung der Reparationskommission überreicht hat, lesen kann: daß wir durch die Teilung Oberschlesiens 71% Prozent der bisherigen schlesischen Kohle „verlieren". Mehr als vier Fünftel der oberschlesischen Steinkohle liegt zwar in dem an Polen gefallenen Gebiet, aber schon nach dem Friedensvertrag ist uns für die nächsten fünfzehn Jahre ein Anteil an der polnisch-schlesischen Kohlenproduktion gesichert, und das Genfer Abkommen hat im wesentlichen den wirtschaftlichen Konnex zwischen dem deutschen und dem polnischen Oberschlesien aufrecht erhalten. Aber es ist schon möglich und sogar wahrscheinlich, daß uns beim Abtransport der polnisch-schlesischen Kohle allerlei Schwierigkeiten erwachsen werden, zumal da der Fürst Pless und die andern deutschen Kohlenmagnaten nichts Eiligeres zu tun hatten, als die Aktienmajorität der polnischen Gruben den Tschechen, Franzosen und Engländern zu verkaufen. Das erneute Gesuch um Ermäßigung der Kohlenlieferungen ist also schon berechtigt.

Aber über allem Klagen und Jammern, das uns nun schon zu einer lieben, traurigen Gewohnheit geworden ist, sollten wir doch nicht vergessen, daß grade auf dem Kohlenmarkt die Lieferungen für die Entente nicht nur eine schwere Last, sondern zugleich die Rettung vor einer noch weit schwerern Krise sind. Von den 1¼ Millionen englischen Kohlenarbeitern sind nun schon seit mehr als einem Jahre 300 000 arbeitslos. Daß den deutschen Arbeitern das gleiche Schicksal zuteil würde, wenn die Sachleistungen an die Entente nicht wären, steht außer Frage. Deutschland ist durch den Krieg von seinen alten Absatzgebieten vertrieben, und es würde nicht leicht sein, unter den veränderten Produktionsbedingungen einen neuen Markt zu finden oder den alten zurückzuerobern. Deshalb ist es auch ein gewagtes Spiel, die Kohlenproduktion in Deutschland gewaltsam,

selbst auf die Gefahr eines Massenstreiks hin, zu forcieren und gleichzeitig unausgesetzt die Befreiung von den Kohlenlieferungen zu fordern. Was heute noch als „Erlösung von der Schuldknechtschaft" erscheint, kann morgen schon zu einer schweren Wirtschaftskatastrophe führen.

Teurer Bankbetrieb

Die Bilanzmacherei unsrer Großbanken scheint allmählich sogar den Aktionären über die Hutschnur zu gehen. Zwar beschweren sie sich nicht grade über die Art, wie die hohen Dividenden gerechtfertigt werden (wovon in Nummer 26 der ‚Weltbühne' die Rede war); aber immerhin erlaubte sich auf der Generalversammlung der Deutschen Bank ein unbotmäßiger Aktionär die Frage, warum man den Umsatz des letzten Jahres in Goldmark umgerechnet habe, und nicht auch die Unkosten. Prompt erhob sich Herr Direktor Mankiewicz und belehrte den vorlauten Frager dahin, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bank hätten sich so grundlegend geändert, daß man die Unkosten von 1913 und 1921 nicht miteinander vergleichen könne.

Oh, man kann es schon, und zwar höchst bequem und sicher: man braucht nur das Verhältnis der Unkosten zum Bruttogewinn zu errechnen, um einen zuverlässigen Vergleichsmaßstab zu erhalten. Aber freilich, wenn man es tut, kommt man zu dem für die Direktoren höchst peinlichen Ergebnis, daß die Unkosten unsrer Großbanken gegenüber der Vorkriegszeit in gradezu bedrohlichem Maße gewachsen sind. Im Jahre 1909 betrugen die Unkosten bei den sechs berliner Großbanken im Durchschnitt 34,5 Prozent des Bruttogewinns: sie schwankten zwischen 17,3 Prozent bei der Berliner Handelsgesellschaft (die ohne Filialen arbeitet) und 43 Prozent bei der Darmstädter Bank, bei der Deutschen Bank kostete der Betrieb 40,8 Prozent; im Jahre 1910 war der Darchschnittssatz bei den berliner Großbanken sogar nur 30,2 Prozent. Heute erfordert der Betrieb der Berliner Handelsgesellschaft 45,2 Prozent, bei den andern Großbanken zwischen 67 Prozent (bei der Disconto-Gesellschaft) und 78,2 Prozent (bei der Commerz- und Privatbank) und bei der Deutschen Bank 72,6 Prozent des Bruttogewinns.

Dabei muß berücksichtigt werden, daß infolge der allgemein üblichen Ueberstunden der Achtstundentag im Bankgewerbe praktisch nur wenig ins Gewicht fällt, und daß sich die Reallöhne des Personals gegenüber der Vorkriegszeit außerordentlich verschlechtert haben. Bei der Deutschen Bank betrug im Jahre 1903 das Durchschnittseinkommen der Angestellten rund 3500 Goldmark, im Jahre 1921 ist es, bei einer Geldentwertung von 1: 25 auf 31 000 Papiermark „angewachsen". Und daß die Vermehrung des Personals auf das Dreifache allein durch „Arbeit für den Fiskus", durch Steuerberechnungen und Auskünfte verursacht ist, glauben doch die Bankherren wohl selber nicht.

Nein, der Grund liegt tiefer. Unsre Großbanken haben sich eben zu Mammutgebilden ausgewachsen, die längst die optimale Betriebsgröße überschritten haben. Und die Betriebskosten der Banken, die indirekt natürlich eine Verteuerung unsres Kreditverkehrs und damit eine ungeheure Belastung unsres Wirtschaftslebens bewirken, werden weiter anwachsen, wenn man sich nicht dazu entschließt, den Konzentrationsprozeß im Bankwesen auf das volkswirtschaftlich gebotene Maß zu beschränken.

Was macht Deutschland ! von Georg Herwegh

Ein immerwährender Kalender für alle Tage des Jahres.

Sonntag Deutschland pflegt sich — Wohl zu besinnen.

Montag Deutschland regt sich — Was wirds beginnen?

Dienstag Deutschland trägt sich — Mit großen Gedanken.

Mittwoch Deutschland bewegt sich — In gesetzlichen Schranken.

Donnerstag Deutschland frägt sich — Obs endlich soll?

Freitag Deutschland schlägt sich — Schlägt sich wie toll !

Sonnabend Deutschland legt sich — Zu Protokoll !

Oktober 1859

Rundschau

Reich gegen Bayern

Wessen bedarf die Reichsregierung gegen Bayern?
Eines Mannes, der die Tonart trifft (gemütlich bieder einen, sagen wir, ehemaligen Polizeichef verhaften zu lassen), und der 10 Offiziere, 10 Unteroffiziere und 300 Mann mitbringt, auf die er sich verlassen kann, um 30 Verhaftungen in den besten Kreisen vorzunehmen. Republikanische Soldaten mitbringt — oder die Mühe und Personalkenntnis aufbringt, sie in Nürnberg und München zusammenzusuchen. Soldaten, die schießen — ohne Unterschied der Person.

Und wenn dann der Beweis geliefert ist, daß sie schießen, wird jede weitere Gewalt überflüssig sein. Denn der Monarchiste und Antisemite ist tapfer nur gegen den Unbewaffneten. Schrei ihn an — und er steht stramm. Hau ihm eine rein — und mit Glückstränen in den Augen, heimgefunden, wird er erlöst parieren.
Denn was heute den Staat und Europa verseucht, sind die Reste des einstigen deutschen Militarismus, jener Uebergewalt des Militärs über die bürgerliche Gesinnung. Damals, legal, brauchte sie nicht einmal zur Pistole zu greifen; sie setzte ihren Willen durch das bloße Hinhalten der silbernen Achselstücke durch (Zabern, Köpenik, 1914—18). Heute, entrechtet und illegal, das Achselstück zieht nicht mehr, drückt sie ihre Wut und ihren Machtanspruch mit der Maschinenpistole aus.

Und was etwa noch muß dieser Reichskommissar? Er müßte etwa v. Gerlach heißen. Müßte sich nicht, aber gar nicht um das Geschreibe der münchner bürgerlichen Presse kümmern (die die übelste und dümmste ganz Deutschlands ist). Er müßte vor allem dem Material nachspüren, das — Listen, Protokolle, Quittungen, Gelder — in der leider verstrichenen Zwischenzeit aus München verschwunden und in vornehmen Landhäusern gut aufgehoben worden ist. Er müßte sich das Vertrauen der untern und mittlern münchner Kriminalpolizeibeamten erwerben, die ihm weithin helfen werden, wenn sie einen Kugelfang — diesmal übertragen zu nehmen — hinter und über sich wissen. Und er sollte endlich auch den Mordprozeß Gareis in Gang bringen, der von der münchner Staatsanwaltschaft

bisher gut sabotiert worden ist. Und lachen müßte er über alle Drohungen von Studenten und Offizieren und Stinnes-Schreibern und all den nach der Niederlage und den weißen Mai-Tagen von 1919 eingewanderten, wohlsituierten, fettgefressenen Mitarbeitern am hohen Stande des Dollars.

Der ganze schwarzweißrote Nationalismus lebt einzig von Gnaden der Laschheit, Feigheit, Schlappheit der Regierungskreise. Von der Uneinigkeit der Arbeiter. Und von den Geldern des agrar-industriellen Blocks.

Die römischen Senatoren wußten, warum sie bei Konspiration gegen den Staat stets Vermögenseinziehung verfügten.

Albert Astor

Tanzkunst

Was kann aus einer Mietshausschublade Gutes kommen ?
Daß die paar Geviertmeter Raum, die du, Deutscher, mit Bewilligung des zuständigen Wohnungsamtes und nach erfolgtem Nachweis der Bedürfnisfrage deiner Existenz, bevölkern darfst, Wohnung heißen: das ändert nichts an der Tatsache, daß die meisten Städter heute, erst recht heute, ein menschenunwürdiges, geplagtes, lächerliches Dasein führen . . . Gehen aber doch aus ihrem engen Zimmermuff in beleuchtete Säle und genießen dortselbst, nach erfolgter Anmeldung beim zuständigen Polizeirevier, nach Ablegung der Garderobe und nach Einnehmung des ihnen zugewiesenen Platzes: Körperschönheit. Fatinga tanzt.

Es mutet ein wenig lustig an, wenn — seit Isidora Duncan — die Tanzschreiber aus diesem Volk, aus dieser oekonomischen Lage, aus diesem Boden heraus den Tanz zu einem Nationalelement, zu einer Art öffentlicher Kunstübung machen wollen und das Maul so erschrecklich voll nehmen, als gäbe es die von Grosz gezeichneten Fratzen nicht, als liefen diese Puppen unsres größten Karikaturisten nicht stinklebendig herum . . . Schönheit? Na, dann auf Wiedersehn.

Die ein wenig krarnpfig konstruierte Historie des Tanzes (also der gar nicht bodenständigen und aufgepropften Tanzabende vieler Mädchen), diese gemachte Historie ist schon ein paar Mal geschrieben worden: von Hans Brandenburg (das Buch hat die herrlichsten Photographien) und von Frank Thieß, der mehr schwitzt als alle Tänzerinnen zusammen und es in dieser Beziehung mit jedem Kunstschriftsteller aufnehmen kann. Ernst Blaß tut das gar nicht. Bis auf den Titel ist das kleine Buch, das er geschrieben hat, und das mit hübschen Bildern geschmückt ist, ausgezeichnet: ‚Das Wesen der neuen Tanzkunst' (bei Erich Lichtenstein in Weimar). Ob das das Wesen der Tanzkunst ist, und ob die als selbständige Kunst wirklich existiert, lebt und da ist —: jedenfalls sind es sehr feine Anmerkungen zum Thema, und das ist auch etwas wert.

Die Schilderung des „exakten Zauberwalds" — so nennt Blaß das alte Ballett — ist sicherlich das Beste, was es in dieser Schublade gibt: die technischen Grundlagen des Tanzes sind ruhig und sachlich erörtert, und die Charakteristiken der großen Tänzerinnen sind so unaufdringlich und bescheiden, so leise und so klug abgefaßt, daß man seine helle Freude haben muß. Die „Canaille" der Valeska Gert, ein Meisterstück des modernen Tanzes, ist noch nie so gut und so knapp, in fünf Zeilen,

aufgezeichnet worden (und das hat diese große Künstlerin verdient). Und mancher Satz in dem Büchlein gemahnt — höchstes Lob — an den Marionetten-Aufsatz Heinrichs v. Kleist.

Peter Panter

Vom ausgezeichneten Juristen

Ich ging mit dem ausgezeichneten Juristen durch das große Affenhaus des Zoologischen Gartens.

„Verallgemeinerungen verbieten sich natürlich von selbst", beruhigte ich beim Eintritt.
„Sollen wir lieber Platt sprechen?" flüsterte er betreten.
„Das würde nichts nützen" , erwiderte ich — „der Affe dort ist in Hamburg geboren."
„Seltsam, ich verstehe ihn garnicht", murmelte zerstreut der Geheimrat und näherte sich dem Käfig.
„Es ist auch ein gemeiner Makak", suchte ich zu erläutern.
„Woraus schließen Sie das?" fragte er mit scharfer Betonung und musterte mich durch den goldenen Zwicker.
„Es stehl auf der Tafel an seinem Käfig"
„Dann allerdings", sagte nachdenklich mein Begleiter und nickte mehrmals bedeutsam vor sich hin. „Wie gut, daß der Affe hinter Schloß und Riegel sitzt", äußerte nach einer kleinen Weile mit Befriedigung der ausgezeichnete Jurist — beachten Sie nur seinen menschenfeindlichen, weltfremden Ausdruck !"
Und er beugte sich weit vor mit dem ausgesprochenen Interesse des alten Strafrechtlers.
Jetzt endlich kam aus lebenslänglicher Objektivität heraus der Andre zum Wort. Er ergriff es nicht, dafür aber eine Hand voll Sand, warf sie dem Geheimrat in das ausdrucksvolle, gottlob vom Kneifer beschirmte Gesicht und drehte ihm mit gemessener Wendung zwei wohlausgebildete Gesäßbacken zu.
„Sehen Sie? Sehen Sie !" eiferte voll Genugtuung der ausgezeichnete Jurist.

Paul Wachtel

Aus großer Zeit

1917. In der Garnison. Die Rekruten vorletzte Auslese der Zwangswilligen.
Der Gemeine (Familienvater von 42 Jahren, in strammer Haltung vor dem Vorgesetzten): Ich möchte Herrn Hauptmann gehorsamst um Urlaub bitten: meine Frau erwartet eine lebensgefährliche Geburt.
Der Hauptmann: Ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt, daß Sie laut und deutlich sprechen sollen. Jetzt laufen Sie mal 50 Meter weit und wiederholen Sie, daß ich es verstehen kann, was Sie gesagt haben. Marsch ! Marsch !
Der Gemeine (aus einerEntfernung von 50 Metern, über den Kasernenhof zum Vergnügen der übrigen herumstehenden Soldaten in strammer Haltung brüllend): Ich möchte Herrn Hauptmann gehorsamst um Urlaub bitten: meine Frau erwartet eine lebensgefährliche Geburt.
Der Hauptmann (die Hände als Sprachrohr vor den Mund legend, ebenfalls schreiend): Nein !

Antworten

Historiker. Mißtrauen Sie grundsätzlich all jenen Bünden, Verbänden und Vereinen, die da „Einheitsfront“ und ,;Wiederaufbau“ und all das predigen. Es handelt sich in den meisten Fällen um Organisationen, die, von der Industrie oder vom Agrarkapital finanziert, jede tiefer gehende Erörterung des deutschen Elends verhindern wollen. Sie klammern sich an wertlose Dokumente und sprechen nie von der Zivilisations-Gesinnung jener kaiserlichen Untertanen, die den Krieg mit verschuldet haben. Die grauenhafte Anschauung, daß man durch die Einflößung von Angst (aber nicht von Achtung) die Welt unterjochen könne, hat jenen Commis-Typus hervorgebracht, der sich „realpolitisch“ nennt und von jedem englischen Kaufmann lächelnd in die Tasche gesteckt wird. Nicht, weil er zu schwach oder gar pazifistisch wäre. (Pazifismus ist eine Art von Geistigkeit; wovon die Kasernenhofpflanzen niemals etwas geahnt haben.) Sondern weil dieser deutsche Typus roh, borniert und unwissend war und sich über- und die Welt unterschätzte. So rutschte er ab. Und darf niemals wieder hochkommen.

Hungerleider. Sie sind Redakteur? Sie beziehen zu wenig Gehalt? Sie müssen sich nicht wundern. Das wird nicht anders werden, solange es solche Leute unter Ihren Kollegen gibt: „ich bin zu stolz, nach den zahlreichen Canossagängen unsrer Tarifkommissionen nochmals bei den Verlegern zu betteln. 2. Ich bin zu stolz, zu streiken. 3. Also raus aus dem Beruf !” Kein Verlust

Reichswehrminister Dr. Geßler. Sie schreiben mir: „Es ist unrichtig, wenn Sie in Nummer 26 Ihrer Zeitschrift unter ‚Antworten’ mit dem Untertitel ‚Nervöser’ berichten, daß der Reichswehrminister der vom Reiche unterhaltenen Reichswehr verboten habe, in Ostpreußen Hindenburg zu huldigen, daß das Verbot nicht beachtet sei und Paraden stattgefunden hätten. Richtig ist, daß die Teilnahme der Reichswehr an den Kundgebungen für den Generalfeldmarschall von Hindenburg den Anordnungen des Reichswehrministers entsprochen hat, die dahin gingen, daß das erlassene Verbot nicht für die Veranstaltungen von staatlichen und kommunalen Behörden und nicht für interne militärische Feiern galt. Unrichtig ist ferner, daß die in Oberschlesien einmarschierte Reichswehr sich geweigert hat, die Reichsflagge zu führen, daß von Oberschlesien aus mit dem Reichswehrkommandeur in Breslau wie mit einer fremden Macht ‚verhandelt’ sei, ob man nicht doch lieber die verfassungsmäßigen Farben anstatt der Monarchistenflagge hissen solle. Richtig ist dagegen, daß in Oberschlesien in der Flaggenfrage keinerlei Verhandlungen seitens der Reichswehrbehörden geführt worden sind. Richtig ist auch, daß die in Oberschlesien einmarschierende Reichswehr sich nicht geweigert hat, die Reichsflagge zu führen; die Stäbe hatten die für die militärischen Gebäude vorgeschriebene Reichskriegsflagge in Besitz; die Truppe führt keine Fahne.“ Na ja.

Kriegsteilnehmer. Irgendein Kitsch-Verlag gibt Gedenkblätter „zur Erinnerung an das ruhmreiche alte deutsche Heer” heraus. Bild mit Beschreibung: „Die überaus freundliche, friedlliche Landschaft, in deren Hintergrund eine Industriestadt erkennbar ist, steht in lebhaftem Kontrast zu den Symbolen des Krieges und der Zerstörung: Trümmern, lodernden Flammen und dunklen Rauchwolken, von denen sich das lichte, entschlossene Antlitz des stolzen Beschützers der Heimat wirkungsvoll abhebt. Die untern Wappenschilder sind zur Aufnahme von verkleinerten Ordens- und Abzeichen-Nachbildungen bestimmt. Das Portrait des Feldmarschalls kann auch durch die Photographie des betreffenden Kriegsteilnehmers ersetzt werden, sodaß jedem Bild etwas ganz Persönliches aufgeprägt wird. Das Gedenkblatt muß in

dem Heim eines jeden gedienten Mannes der mit Stolz ‚seinem alten Regiment' die Treue und Anhänglichkeit bewahrt, seinen Platz finden, und auch den Söhnen und Enkeln immer wieder vor Augen halten, daß wir einen uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg geführt haben."
Und das Alles für sechs Mark ! Aber es wäre vielleicht zweckmäßig, wenn auf so einem Blatt etwas andres zu sehen wäre. Etwa: „Die überaus freundliche, friedliche Kasino-Einrichtung, in deren Hintergrund eine Sektflaschenbatterie erkennbar ist, steht in lebhaftem Kontrast zu den Symbolen des Krieges: ein lehmiger Ackergraben mit faulenden Kadavern, endlose russische Straßen mit kostümierten Zwangssoldaten, von denen sich das lichte, schnurrbartgesträubte Anlitz eines Deserteurs wirkungsvoll abhebt." Und dazu die Ueberschrift: „Nie wieder !"

Münchner. Die Haltung der Münchner Neuesten Nachrichten in Sachen der Republik ist verlogen, hinterhältig und feige. Die Kindlichkeit, die Reichsflagge in die Farben Schwarz-Rot-Gelb umzufälschen; die Albernheit, die Anwürfe hochverräterischer Organisationen bei dem Besuch des Reichspräsidenten ausführlich abzudrucken: der völlige Mangel an republikanischer Gesinnung: das Alles sollte jeden überzeugten Republikaner davon abhalten, dieses Papier zu kaufen oder darin zu inserieren.

Königsbote. Du gibst in Bayern — wo denn sonst? — ein Käseblatt heraus, das selbst für landwirtschaftliche Zwecke nicht zu gebrauchen ist. Darin hagelts nur so von „In Treue fest !" , womit wahrscheinlich die holländischen Vergnügungsreisenden gemeint sind; vom Volk, „daß es aufhört, dem Fremdling zum Gespötte..zu dienen" — wobei nicht gesagt wird, über welche kaiserlichen Karikaturen sich das Ausland ein Menschenalter vor Lachen gebogen hat; und dazu ein Getu mit deutscher Aufrechtheit, daß einem übel werden kann.
Aber wie wenig diese Burschen ihr eignes Land, ihre eigne Arbeit kennen, das erweist eine kleine Geschichte: ‚Der Bienenkorb'.
Ein Bauer hält Bienenkörbe ohne Königinnen für eine Mark das Stück feil, und, als der Käufer sagt, die könne er nicht gebrauchen, ruft er triumphierend: „Und Ihr behaltet euern Staat ! Wenn der König fehlt, nützt mir der ganze übrige Schwarm solcher Leute wie Ihr seid nicht !" ; Da hammersch. Das weiß nicht einmal damit Bescheid, womit es doch täglich umgeht. In den ‚Métamorphoses' des Naturforschers Girard heißt es: ‚Wir haben die Sucht, die Tiere durchaus in unsre Regierungsformen zu zwängen. Der Bienenstock ist weder eine Monarchie noch eine Republik; er ist eine Genossenschaft dreier Arten von Individuen zum Zwecke der Fortpflanzung . . ." Aber wann hätten diese von der Neurose der Monarchie besessenen Deutschen je die Wahrheit oder auch nur das Wissen gepflegt ! In Treue fest !

Mitteilung

Neue Erhöhung aller Kosten zwingt uns, den Preis der Einzelnummer auf 10 Mark, des Vierteljahresabonnements auf 80 Mark festzusetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Deutsche Reden von Otto Flake

9.
Der Philosoph des Antisemitismus

„Das Weltpogrom kommt zweifellos; Deutschland wird das einzige Land sein, das vor dem Mord zurückschreckt”, sagt Hans Blüher in seiner Schrift ‚Secessio judaica' und ist auch gegen den Einwand gefeit, daß die Mordanschläge auf Landauer, Luxemburg, Rathenau, Harden der These widersprechen: er setzt sie auf Konto des „falschen” Antisemitismus.

Blüher ist Philosoph, ich werde ihm also philosophisch zu bedenken geben, daß schlecht denkt, wer glaubt, er könne eine Idee, die sich verwirklichen will, zügeln. Er kann sie verwerfen, aber er kann sie nicht leiten; genauer gesagt, er kann nicht Denen, die die Idee mit Haut und Haaren wollen, vorschreiben, was echte und was falsche Verwirklichung sei. Er wäre ehrlicher, wenn er die Idee seinerseits mit Haut und Haaren bejahte. Grade der Philosoph müßte wissen, daß eine Idee, die sich verwirklicht, in die Sphäre der Dämonie, der Leidenschaft, der Erregung übertritt.

Blüher selbst spricht vom Schicksal einer Idee, vom Schicksal etwa der Idee des deutschen Volkes. Er ist also Erlebnisphilosoph. Erlebnis fragt nicht nach der Moralität der Mittel — de facto deckt Blüher alle Gewalttätigkeiten des Antisemitismus, und er muß es sich gefallen lassen, wenn seine geliebten Deutschen die Waffen, die sie praktisch gegen die Juden richten, aus seinem theoretischen Arsenal beziehen. Vorbehalte sind sinnlos, die Wirkung entscheidet, wir unsererseits wissen auch, was Erlebnisphilosophie ist.

Ein Volk, eine Rasse macht nach Blüher eine Idee oder eine Schicksal sichtbar in seiner Geschichte, und die Geschichte bedarf einer Form, in der sie erscheint, des Staates. Der Staat ist eine höhere Einheitsidee, sie heißt für den Deutschen: das Reich, und von diesem Reich ist Jeder ausgeschlossen, der nicht kraft Blutes zu ihm gehört.

Hier liegt endlich eine so tief gegründete Doktrin des Antisemitismus vor, daß man sie begrüßen muß, nicht nur weil sie erlaubt, ein Problem bis zu seinen vitalen Wurzeln auszugraben, sondern auch weil die Hoffnung berechtigt ist, daß sich dem Maximum einer Bewegung das Schicksal voraussagen lasse, das überall in der menschlichen Sphäre beobachtet werden kann: der Kulminationspunkt ist immer und immer auch der Umschlagspunkt, der Punkt der Aufhebung.
Blüher ist ein Philosoph von genialer Anlage, aber Eine Erkenntnis hat er nicht erlebt oder geht ihr aus dem Wege: daß sowohl Leben wie Denken, eben als Ideenabwicklung, dialektischer Natur sind, daß Für und Wider, Ja und Nein ihrem Wesen nach gleichartig sind und in der Synthese überwunden werden wollen. Hegel wußte es, Blüher weiß es nicht.

Das ist der Grund, weswegen ich der Genialität Blühers die Bezeichnung Genie verweigere und ihn praktisch nicht einen Klärer, sondern einen Verwirrer nenne — einen Demagogen von undurchsichtiger Struktur.

Wenn ich psychologisch reden wollte, würde ich die Frage aufwerfen: Knüpft Blüher seine Philosophie an den Antisemitismus, weil das Semitische ihm selbst zu schaffen macht? Man beginnt zu wissen, was Ideale für einen schöpferischen Menschen sind — Reinigungen und Ueberwindungen, und Keiner kann etwas bekämpfen, was er nicht in sich hat.

Ich bin so frei von Antisemitismus, daß ich daraus den Schluß ziehe, es sei kein Gran jüdischen Wesens in mir. Gehe ich einen — berechtigten — Schritt weiter und sehe im Jüdischen, ganz im Stil Blühers, eine Idee, also eine bestimmte Verhaltungsform zum Leben, eine bestimmte Auslegung letzter Wertungen, so muß ich den zweiten Schluß ziehen, daß im Deutsehen, als in dem Träger des Massenantisemitismus, eben solche „jüdischen" Wertungen wirken: er leidet darunter, er sucht sie abzustoßen, indem er sie Andern aufbürdet.

Und in der Tat: dem Deutschen und dem Juden ist gemeinsam, daß keiner von ihnen, kurz gesagt, sein „Reich" hat. Der deutsche Staat ist nicht die bewohnbare und ausgeglichene Form der deutschen Idee. Der Deutsche besitzt sein Gesicht (noch) nicht und nicht seinen Charakter, er ist der ewig Sichsuchende, Werdende, selbst ein Ahasver — allerdings wandert er innerhalb von räumlichen Grenzen, die immerhin diejenigen seines physischen Ortes sein können, während erst in allerneuster Zeit auch die Juden einen solchen Ort, Palästina, gewonnen haben.

Angenommen, Deutsche und Juden würden sich nie vertragen, so eröffnet die Tatsache, daß nunmehr die Juden ihrerseits ihre nationale Form verwirklichen können, wenn sie sich geschlossen dem Zionismus zuwenden, die Möglichkeit, die beiden Rassen eine friedliche Konvention abschließen zu lassen, die besagt: daß erstens eine Verschmelzung oder selbst ein Nebeneinander aussischtslos bleibt; daß zweitens der Antisemitismus die Erscheinungsform der Erkenntnis dieser Unvereinbarkeit ist; daß drittens im deutschen Organismus eine Bewegung sich vollzieht, die bezweckt, die vermischten Kräfte von einander zu lösen, also Deutsche und Juden zu sortieren.

Dies scheint auch die Meinung Blühers zu sein; er sagt hier sehr bemerkenswerte Dinge; zum Beispiel: daß der Jude bisher Mimicry getrieben habe, und daß heute der Augenblick für die Secessio der Juden gekommen sei. Gut. Das ist eine ehrliche Ansage und eine ehrliche Forderung. Pathetisch, und das heißt für mich immer unsauber, wird Blüher erst da, wo er eine nüchterne These, die Unvereinbarkeit der beiden Rassen, nicht nüchtern, sondern metaphysisch behandelt.

Der Philosoph wird zum Demagogen, also wird er problematisch, unrein, unverantwortlich.

Statt an die vernünftige Einsicht zu appellieren, appelliert er an die deutsche Neigung, die Diktatur absoluter Ideen aufzurichten, ganz als philosophiere er nicht in Europa, sondern in Konitz, wo man den Fluch, der auf den Juden lastet, darauf zurückführt, daß sie Christus gekreuzigt haben — er verschmäht wahrhaftig dieses Argument nicht. Damit verurteilt er sich zu dem, was er selbst das Surrogat des Ruhmes nennt, zur Berühmtheit unter erhitzten Fanatikern.

Nämlich: ganz wie einem andern Trüber der Wahrheit, Spengler, ist ihm die deutsche Idee identisch mit Preußen, der Monarchie, dem Feudalismus, die Demokratie dagegen, „das Votum von der Mehrheit des Volkes", eine Verirrung. Also keine Idee. Das besagt in letzter Instanz, daß Blüher eine Art modernen Platonismus beschwört, für den alle Ideen, zum Beispiel: die Ideen der Völkercharaktere und Völkerschicksale, an sich, jenseits, vor aller Geschichte existieren, eine Aenderung, ein Aufstieg unmöglich sind.

Die Demokratie ist ihm logisch der verschwörerhafte Versuch, die Hierarchie der Welt und den Mythos vom Blut durch aufklärerische Entwicklungsgedanken zu stören — mehr noch, zu zersetzen. Noch ein weniges, und die Juden sind ihm die Clique der freimaurerischen Intrige. Wir werden in den nächsten Jahren diesem der Rasse dienenden Neuplatonismus noch oft begegnen; es läßt sich voraussagen, daß er den Deutschen, einem der verworrensten Völker, willkommener Vorwand zur Gefühlsmantscherei sein wird.

Ich frage nur: Ist etwa die Demokratie nicht auch eine Idee, so religiös und hilfebringend wie eine andre? Ich nenne Jeden einen Schwätzer, der sich anmaßt, zu sagen, er sehe so tief in die Probleme der Existenz, daß er angeben zu können behauptet, welche Regferungsform dem absoluten Weltwillen entspricht. Diese Imitatio dei ist nichts als anmaßende Geschwindigkeitsrechnung, Vor anderthalb Jahrhunderten hätte Blüher vermutlich bewiesen, daß die Emanzipation des Dritten Standes keiner Idee im Reich des Weltgeistes entspreche. Schwindler Cagliostro, Deine Inkarnation im zwanzigsten Jahrhundert heißt Hans Blüher.

Um den Schwindler zu entlarven, muß man einen Instinkt haben für die un-menschliche, die unedle und geheimbrutale Verlogenheit, mit der ein Einzelner sich zum Statthalter Gottes aufwirft und die Grundtatsache des Lebens zur Seite schiebt:. daß Alles sich wandelt; daß die Welt keine Verwirklichung, sondern eine Entwicklung ist; daß jeder Charakter variieren kann; daß es keinen Abschluß gibt; daß jede Wahrheit, an die die Menschen glauben, gedämpft, relativiert werden muß; daß der Geist die eine große Aufgabe hat, die Erhitzten nicht zu bestärken, sondern von ihrem Wahn zu befreien.

Berufener Philosoph ist, wer Vorsicht lehrt, nicht, wer Schlachtrufe liefert. Stellt er sich den Leidenschaften zur Verfügung, so gibt er dem geheimen und immer neurasthenischen

Ehrgeiz nach, eine Rolle spielen zu wollen: diesem Ehrgeiz sind heute, in einer schlechten Uebergangsperiode, auch die Philosophen verfallen, es wird nicht viel von ihnen bleiben. Neulich sagte einer meiner Freunde: „Stellen Sie sich vor, Nietzsche würde noch leben; mit welchem Furor, dem Furor der großen Autorität, würde er den Propheten zu X. vernichten, im Namen des Geistes." Nun, auch Blüher ist nur ein solcher Prophet zu X., einer, der sich den Prophetenmantel umlegt, die anrüchigste aller Gesten.

Blüher arbeitet folgendermaßen: „Die Juden erzeugen oft große Gelehrte, die wichtige Entdeckungen gemacht haben. Diese scheinen zuerst gesamtmenschlichen Wert zu besitzen; wenn sie aber eine Reihe von Jahren gelaufen sind, so bemerkt man, daß zunächst stets die Juden darauf reagieren, und hieran erkennt man, daß es sich um einen korruptiven Gedankengang des Judentums handelt. Beispiel einer solchen Entdeckung: die des Juden Sigmund Freud." Nun, die Psychoanalyse reicht noch immer aus, um das Entscheidende über Blüher zu sagen: Er symbolisiert eine Entwicklung des abendländischen Geistes, die von Nichtjuden, nämlich von Engländern, Franzosen und Deutschen getragen wurde, die Entmythisierung der Welt oder den wissenschaftlichen Geist, im Judentum. Er bildet einen neuen Mythus, den Juden.

Er hätte grade so gut statt Jude Franzose oder Protestant sagen können, oder Galilei oder Darwin oder Haeckel. Es ist ein Gleichnis, Alles, was im heutigen europäischen Geist zersetzend wirkt, auf ein Volk abzuladen; die Tagesmenschen aber nehmen das Gleichnis für bare Münze, und sie in diesem Irrtum zu bestärken, ist das Verbrechen am Geist. Ein Philosoph, der sich vom Gleichnis nicht befreien kann, ist klein.

In Wirklichkeit ist „das Jüdische" nicht an eine Rasse gebunden, treiben wir doch keine brahmanische Kastenmetaphysik, und der „Tschandala“ wohnt nicht im Ghetto allein, sondern in jedem Menschen; auch Strindberg war ein Tschandala. Den Tschandala und seine Versuche, die Welt durch rationalistische Forderungen zu erlösen, lies: sich durch diese Forderungen zu erlösen, überwindet man nicht dadurch, daß man einer Rasse die Herrschaft überträgt, sondern durch die Konzeption einer allerhöchsten Einheitsidee, der Idee der Menschwerdung, der Freiheit vom Haß des Blutes.

Blüher, das ist die Schlange, die Adler werden möchte, selber Tschandala mit der Sehnsucht nach der letzten Aristokratie, die frei vom Schweren ist. Er erzwingt den Flug, er wird stürzen. Man erzwingt nicht, man wird nur frei durch Haßlosigkeit, Parteilosigkeit, jede andre Losigkeit. Der Glaube an die absoluten Ideen ist es, der an die niedere Sphäre fesselt, das wirklich Absolute ist die Aufhebung des Absolutismus. Die Welt will vom Dogma frei werden, Blüher führt zu ihm zurück, er geht im Kreis, und glaubt voranzugehen. Ich verwerfe ihn, er ist schon verworfen, Jeder ist verworfen, der, statt die Vorsicht zu lehren, das Zupacken lehrt.

XI.
Emil Kirdorf

Im Jahre 1905 hatte der Verein für Sozialpolitik, die wissenschaftliche Organisation der Kathedersozialisten, den Schöpfer des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats: Emil Kirdorf auf Veranlassung Gustav Schmollers eingeladen, den Standpunkt der Bergbau-Interessenten auf der mannheimer Tagung des Vereins zu verteidigen. Es war eine Zeit scharfer wirtschaftspolitischer und sozialer Spannung. Die wachsende Macht der Montan-Kartelle, namentlich des Kohlensyndikats und des einige Jahre vorher gebildeten Stahlwerks-Verbandes hatte die öffentliche Meinung mit Unruhe erfüllt. Man fürchtete privatindustrielle Monopolbildungen nach dem Muster der amerikanischen Trusts, fast alle politischen Parteien wandten sich gegen die Monopolgefahr, und der preußische Fiskus trug diesen Strömungen durch die Einleitung der Hibernia-Aktion Rechnung. Der Staatssozialismus gewann unter dem Druck dieser Befürchtungen und unter der Einwirkung der kathedersozialistischen Lehre Boden. „Wenn schon Monopole sein sollen — so ist das Staatsmonopol immer noch dem Privatmonopol vorzuziehen.” Aber auch die Arbeiterfragen hatten das öffentliche Volksleben grade in dieser Zeit aufgewühlt. Der große Bergarbeiterstreik von 1905 hatte eine fast lückenlose Einheitsfront der öffentlichen Meinung, der Presse und Parteien gegen das schwerindustrielle Unternehmerkapital geschaffen. Die Bergherren, die ablehnten, mit den Arbeitnehmerorganisationen zu verhandeln und von ihrem strikten Standpunkt der „Herren im eignen Hause“ keinen Schritt zurückweichen wollten, sahen sich in ihrem Kampfe fast isoliert. Sogar der nationalliberale Führer Bassermann hatte ungeachtet seiner üblichen Einerseits-Andrerseits-Politik erklärt, daß die Zeiten vorüber seien, wo die Gestaltung der Arbeitsverhältnisse einzig Sache der Privatunternehmer gewesen sei.

In dieser Situation also hatte der Verein für Sozialpolitik Emil Kirdorf, den Hauptstreiter, den starrsten Vorkämpfer für das Herr-im-Hause-Prinzip, zur Debatte geladen. Kirdorf kam und hielt sein berühmt gewordenes Referat über das Thema: Kartelle und Staat. Er machte den Professoren ebensowenig Konzessionen, wie er sie den Bergarbeitern gemacht hatte. Er verteidigte sich weniger, als daß er anklagte: die öffentliche Meinung, daß sie die musterhaften Arbeitsverhältnisse im Kohlenbergbau und die durch die Preispolitik des Kohlensyndikats geschaffenen Segnungen nicht anerkenne; die Regierung, daß sie nicht Veranlassung nehme, den Arbeiterparteien gegenüber Zeugnis für die geordneten Verhältnisse in der Kohlen-Industrie abzulegen; die Wissenschaft, daß sie vom Lehrstuhl herab gesetzliche Maßnahmen empfehle, für die nicht sie, sondern die Industrie, die nachher damit arbeiten müsse, die Verantwortung trage. Erbittert klang Kirdorfs Klage, die mehr eine Anklage war. „Soll Derjenige, der sich selbst in den Dienst der Arbeit stellt und sein Kapital befruchtend hingibt, den schlimmsten An-

fechtungen und Verdächtigungen ausgesetzt sein?“ rief er den Kathedersozialisten entgegen und warf ihnen vor, daß sie in ihrer Mehrzahl für die Auffassungen und Leistungen des Unternehmertums kein Verständnis hätten. In der Sache machte er dem Gedanken des Tarifvertrages und des Verhandelns von Organisation zu Organisation nicht das geringste Zugeständnis. „Auch wenn wir (die Industrie) eine festgefügte Organisation hätten, so würde ich nach meiner festen Ueberzeugung nach wie vor auf dem Standpunkt stehen, daß ich das Verhandeln mit den Arbeiterorganisationen ablehnen würde. Ich würde es deshalb tun, weil ich mir nach meinen Erfahrungen nicht das Geringste davon verspreche, daß es dadurch zu befriedigenden Kompromissen, zu einer gewissen Ruhe für einige Zeit kommen würde. Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß der Kampf dann ein viel schärferer werden wird, denn der Zweck der Arbeiterorganisationen ist nach meiner festen Ueberzeugung — und das ist auch nach den eignen Aeußerungen der Organisationen bewiesen — der Kampf um die Herrschaft oder das ganze wirtschaftliche Blühen unsrer Industrie.“

Der Mann, der so sprach, in seiner knorrigen, kantigen Art, war ehrlichvon dem durchdrungen, was er sagte. Er, der in tiefer Verehrung dem gefallenen Bismarck ergeben war — und grade in dem, worin der große Kanzler am schwersten geirrt hat — , der dem dritten Kaiser nie verzeihen konnte, daß er den Fürsten „wegen der Sozialpolitik“ entlassen hatte, dieser Kirdorf war in seiner ganzen Natur und auf seinem Gebiete dasjenige, wozu eine gewisse einseitige deutschtümliche Umrißlegende den Schöpfer des Deutschen Reiches mit Unrecht zu stempeln versucht hat: ein eiserner Kerl in Reiterstiefeln, trotzend, fußauftrumpfend, schroff und unbeherrscht, der sich in keine andersgeartete Psyche hineindenken konnte noch wollte, der die Dinge, wenn sie nicht nach seinem Sinn gingen, einfach zu vergewaltigen suchte. So war Bismarck nicht gewesen — oder vielmehr: er konnte doch ganz anders sein, wenn er wollte, oder wenn es die Sache forderte: mit pinzettenfeinen Fingern das Seelische und Soziologische lösend, untergründig und hintergründig in der Analyse und nur wuchtig zupackend, wenn er die Wirkung seiner Aktion, seiner Geste vorher im nüchternsten realen Denkprozeß errechnet und ergrübelt hatte. Die elastische Damaszenerklinge Bismarcks verstand Emil Kirdorf, den man auch manchmal als den Bismarck des Kohlenbergbaus bezeichnet hat, nie zu führen. In seine Hand paßte nur der schwere Reitersäbel, und mit dem schlug er ehrlich, überzeugungstreu und manchmal blind um sich. Er schlug auf den Umsturz los, den er an jeder Straßenecke lauern sah, und sah nicht, daß er in seiner blindwütigen Intransigenz die Klassengegensätze nur umso schärfer herausschlug. Ihm, der so ganz und gar keinen politischen Sinn hatte, erschien Alles, was die Arbeiterschaft forderte, im politischen Licht, während er bei tieferer und wirtschaftspsychologischer Betrachtung hätte sehen können, daß der politische Radikalismus der Massen überall da schnell abblaßt, wo die herrschenden Schichten

der Arbeiterklasse rechtzeitig und mit der Geste politischer Liberalität die schließlich doch unvermeidlichen Zugeständnisse machen. Beispiel: England, wo das rechtzeitige Eingehen der Unternehmerschaft auf den Gedanken der Tarifverträge und der Trade Unions dem Klassenkampf das Wasser abgegraben und die politische Aktion der Sozialdemokratie in gewerkschaftliche Geschäftsrealitäten umgebogen hat. Kirdorf war — bei allem Draufgängertum — auch kein geschickter Fechter und hatte ein Gefühl für diesen Mangel, da er sich den Kathedersozialisten in Mannheim wohl für ein Referat, nicht aber für eine kontradiktorische Debatte zur Verfügung stellte, in der ihm, unter anderm, leicht hätte nachgewiesen werden können, daß die geordneten Verhältnisse, die „staatliche Aufsicht, wie sie schärfer und zuverlässiger nirgends besteht" — Einrichtungen, auf die er sich als Beweis gegen die Berechtigung der weitergehenden Bergarbeiterforderungen berief — , dem Widerstande der Zechen fünfzehn Jahre zuvor genau so hartnäckig hatten abgerungen werden müssen wie die neuen Wünsche, die sie im Jahre 1905 geltend machten.

Aber man würde der Bedeutung Emil Kirdorfs nicht gerecht werden, wenn man ihn nur von der Seite sehen wollte, die sich der breitern Oeffentlichkeit am offensten zugekehrt hat: als den konsequentesten und bewußtesten Antisozialisten der deutschen Industrie, der immerhin vor andern Industriellen ähnlicher Gesinnung den sittlichen Vorsprung hatte, daß er sich in diesem Kampfe am mutigsten exponierte, und daß er ihn nicht aus eignem Profitinteresse (er war ja niemals Werksbesitzer oder Großaktienbesitzer, sondern immer angestellter Werksdirektor), daß er ihn vielmehr aus wirtschaftspolitischer Ueberzeugung und einem falsch verstandenen Pflichtgefühl gegen seine Aktionäre führte. Kirdorf war darüber hinaus der größte Organisator des deutschen Kohlenbergbaus, und seine Leistung vollzog sich auf zwei Gleisen: das erste Gleis war die Bildung der trustartigen Konzentration einer großen Anzahl von Zechen zu einem hervorragend durchgestalteten Komplex von mehr als zwanzig Schachtanlagen, der unter dem Namen Gelsenkirchner Bergwerksgesellschaft das weitaus größte Kohlenunternehmen Deutschlands, ja Europas in sich vereinigte. Das zweite Gleis war: die fast lückenlose Syndizierung des gesamten Ruhrbergbaus in einer straffen Kartellform, die nicht nur Verkaufspreise und Lieferungskontingente regulierte, sondern den ganzen Verkauf der ihr angeschlosenen Zechen in ihre Hand nahm und den Werken einzig die Aufgabe der Produktion überließ. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, wie es Kirdorf mit einigen andern Industriellen schuf, ist gradezu das Modell für eine ganze Anzahl ähnlicher Industrieverbände geworden, die typische Organisationsform für die durch Schutzzoll und protektionistische Wirtschaftspolitik vorbereitete Periode der organisierten Großwirtschaft, die das Zeitalter der freien großindustriellen Emanzipation, des Freihandels und des ungehemmten Wettbewerbs ablöste.

Emil Kirdorf stammte weder aus einer alten Bergbaufamilie, noch war er im Gegensatz zu den meisten andern führenden Män-

nern des Bergbaus durch bergtechnisches Studium für seinen Beruf vorgebildet worden. Er kam zur Kohlen-Industrie von der kaufmännischen Seite her, und zwar zu einer Zeit, da die Kaufleute in den Zechenbüros noch eine ziemlich nebensächliche Rolle spielten. Sein Elternhaus stand zu Mettmahn in Westfalen, wo der grade im Geburtsjahr Emils (1847) am Typhus verstorbene Vater unter der Firma Burgberg & Kirdorf mit einem Sozius eine gutgehende, Weberei betrieben hatte. Das ansehnliche Vermögen, das der Vater hinterlassen, schien der Familie einen gutbürgerlichen Wohlstand zu sichern, und die Söhne glaubten sich gegen alle Fährnisse der Zukunft gefeit. Emil Kirdorf bereitete sich für den Beruf seines Vaters vor, und seine Absicht, wie die seiner Mutter, ging wohl dahin, später einmal in das vorläufig von einem Geschäftsführer verwaltete väterliche Textilunternehmen einzutreten. Diese Pläne zerrannen jäh und unerwartet. Die Firma Burgberg & Kirdorf vermochte den Uebergang vom Handbetrieb zur maschinellen Technik, wie viele ihrer Art, aus Mangel an Kapital und Initiative ihres damaligen Leiters nicht rechtzeitig zu finden. Sie wurde aus Absatz und Kredit gedrängt, und im Bankrott ging das ganze Vermögen der Familie Kirdorf verloren. Emil Kirdorf, der bis dahin ein etwas passives und bequemes Erbenleben geführt hatte, fand in diesem Zusammenbruch seiner angestammten Existenz den Zwang, aber auch die Kraft zur eignen Leistung und Entwlcklung. F. A. Freundt, der im Auftrag des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats Kirdorfs Leben zum fünfzigjährigen Gedenktag seines Eintritts in den Kohlenbergbau anschaulich geschildert hat (im Verlag Glückauf m. b. H. zu Essen), erzählt, wie Kirdorf eigentlich durch Zufall zu dem Posten eines kaufmännischen Leiters der Kohlenzeche Holland gekommen ist. Die Stellung war zunächst dem ältern Bruder Adolf, dem nachmaligen Generaldirektor des Aachener Hüttenvereins Rote Erde, zugedacht; aber Adolf, der sich selbst in einer einigermaßen befriedigenden Position befand, verzichtete zugunsten seines Bruders. Dieser, der damals noch nie eine Kohlenzeche gesehen hatte, trat als Vierundzwanzigjähriger im November 1871 seine Stellung an: Sie war nicht sehr großartig, denn neben dem ihm gleichgeordneten Kassierer war Kirdorf der einzige kaufmännische Beamte — und der Aufsichtsratsvorsitzende war der eigentliche Herr im Hause, mischte sich in alle Details der Geschäftsführung und überwachte den kaufmännischen Direktor in der kleinlichsten Weise. Kirdorf hielt es in dieser Umgebung nicht lange aus: es gelang ihm, Friedrich Grillo, den großen Zechengründer der siebziger Jahre, für sich zu interessieren, und dieser bot ihm einen Direktorposten in der Aktiengesellschaft an, die unter dem Namen Gelsenkirchner Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft von ihm und der Disconto-Gesellschaft aus den Kohlenzechen Rheinelbe und Alma gebildet werden sollte. Nun war Kirdorf unter ganz andern Leuten. Es waren die ersten, lebendigsten, kraftvollsten Unternehmer des Kohlenreviers. Es war die Zeit, da der deutsche Kohlenbergbau — der während der fünfziger und sechziger Jahre im kapitalarmen Preußen hauptsächlich durch das ausländische,

durch englisches, französisches, holländisches, belgisches Kapital ins Leben gerufen worden war — sich unter dem Einfluß der Zolleinigung und der nationalen Kriege der fremden Vormundschaft zu entledigen begann und zur Selbständigkeit drängte. Friedrich Grillo war der Führer in dieser Bewegung, ein Mann von schneller Initiative, von scharfem Blick und genialischem Griff. Eine echte Gründernatur, die bald hier, bald da zupackte, den wertvollen Kern in unscheinbarer Schale erkannte und durch den Elan ihres Anlaufs die Kapitalmächte der Zeit mitriß.

Es war die Zeit der zentrifugalen Kräfte in der deutschen Industrie, die bald hierin, bald dahin sprangen — denn überall gab es Möglichkeiten, und noch mehr Gelegenheiten, die wie Möglichkeiten aussahen. Es war die Gründerzeit, die keine Prüfung und keine Sammlung kannte, weil die Fülle der Erscheinungen zu reich, die Fülle der Verlockungen zu groß war. Die Zeit für die großen Sammler, Organisatoren, Konzentratoren, die nachher die deutsche Industrie zur Weltwirtschaft geführt haben, war noch nicht gekommen. Erst mußte die Krise die Spreu vom Weizen sondern, ehe jene Organisatoren ihre zähe, langsame, stetige Arbeit der Konsolidierung beginnen konnten. Kirdorf, der eine solche Natur des stetigen Aufbaus, der innern Konsolidierung war, dessen schweres Westfalenblut auf die Reize der Spekulation niemals reagiert hat, den allein die Verwaltung, nie der persönliche Besitz oder gar der persönliche Reichtum interessierte — Kirdorf hatte das Glück, in eine Unternehmung zu geraten, die fest und stark genug verwurzelt war, um von den Stürmen der Krise nicht erschüttert zu werden. Von den Gründungen Friedrich Grillos wurden manche, und zwar besonders die Eisenwerke, infolge Ueberkapitalisierung und Agiotage entwurzelt. Die Gelsenkirchner Bergwerksgesellschaft hielt stand, und unter der vorsichtigen, aber trotzdem auf Expansion gestellten Entwicklung Emil Kirdorfs war ihr grade dadurch die Fähigkeit zur Amalgamierung gegeben: die Fähigkeit, Kristallisationskern zu bilden für andre Unternehmungen, die in der Krise selbst wurzellos geworden waren und nun ganz natürlich dorthin strebten, wo Festigkeit, Stetigkeit, Ruhe und Schutz waren.

Der Ruhrbergbau hatte in den Jahren 1851 — 1857 seine erste und in den Jahren 1866—1873 seine zweite Periode extensiver Entwicklung durchgemacht. Mit der Gründerkrisis setzte auch für den Kohlenbergbau ein Rückschlag ein, der — mit geringen Unterbrechungen — bis tief in die achtziger Jahre reichte. Die Kohlenpreise senkten sich in jener Zeit von 15 auf 8 Mark und weiterhin zeitweise bis auf weniger als 6 Mark. Solchem Sturz konnten nur Zechen standhalten, die unter günstigen Betriebsverhältnissen arbeiteten und eine oekonomische Produktionspolitik trieben. Aber auch diese vermochten sich eben nur zu halten: sie konnten keine guten, kaum angemessenen Gewinne erzielen, umsomehr, als bei bergbaulichen Einzelanlagen, wie sie damals überwiegend bestanden, das mit jedem Bergbau verbundene Risiko des Ersaufens der Schächte, der Explosion durch schlagende Wetter, der Störung und Verschlechterung der Lagerverhältnisse für das ganze Kapital der Unternehmungen eine ständige Bedro-

hung darstellte. Gegen diese Bedrohung gab es nur das Mittel der Risikoverteilung durch Zusammenfassung einer Reihe von Schächten zu einer Betriebsgemeinschaft, die zugleich den Vorteil einer Verringerung der Generalkosten des Absatzgeschäfts und eine Erleichterung dieses Geschäfts durch Vereinigung verschiedener marktgängiger Kohlensorten mit sich brachte. Diese Konzern- und Gruppenbildung erleichterte auch die Bildung von Preiskartellen, die sich zur Aufgabe machen konnten, eine unwirtschaftliche Preisschleuderei durch gegenseitiges Unterbieten zu verhindern, die Produktion der Zechen der jeweiligen Absatzfähigkeit anzupassen und eine preisdrückende Ueberproduktion auszuschalten. Es dauerte ziemlich lange, bis sich der Ruhrbergbau zu dieser doppelseitigen Konsolidierung durchringen konnte. Die Verschiedenheit der Kohlen-Sorten und Qualitäten, die Zersplitterung der örtlichen Absatzzonen erschwerten die auf eine Beseitigung der ungeregelten Konkurrenz hinzielenden Bestrebungen lange Zeit, und selbst als der Kartellgedanke sich durchzusetzen begann, herrschte zunächst noch eine Zersplitterung des Kartellwesens nach örtlichen und qualitativen Gesichtspunkten. Erst im Jahre 1893 gelang es, alle die verschiedenen Gruppen und Syndikate, die Fettkohlenvereinigung, die Gas- und Gasflammenkohlenvereinigung, das Kokssyndikat, den Brikettverkaufsverein, die Essener, die Dortmunder, die Gelsenkirchener und Mühlheimer Zechen zu einem einheitlichen Kartell: dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat zusammenzuschweißen. Von den beiden Männern, die die Hauptarbeit bei dieser großartigen und schwierigen Organisation, einer der Hauptschöpfungen deutscher Industriekraft, geleistet hatten, wurde der zähe, ruhige, kluge Taktiker Anton Unckell Geschäftsführer, während der wuchtige, temperamentvolle, stoßkräftige Komprimator Emil Kirdorf zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats und Beirats gewählt wurde.

Um das Kohlensyndikat als das Grund- und Modellkartell der deutschen Schwerindustrie sind zwischen Produzenten und Konsumenten, Schutzzöllnern und Freihändlern heftige Kämpfe geführt worden, die sich über Jahrzehnte erstreckten. Eine objektive und historisch-distanzierte Beurteilung muß heute nach dreißigjährigem Bestehen des Kohlensyndikats feststellen, daß es in Gemeinschaft mit andern ähnlich gerichteten Kartellen die Preis- und Produktionsentwicklung stetiger gemacht, die Krisen durch Einschaltung von Bremsvorrichtungen bei Preissteigerungen und Preisabschwächungen gemildert hat. Daß diese Bremsvorrichtungen beim Aufstieg weniger scharf angespannt wurden als beim Abstieg, daß in dem Auf und Nieder der Preise eine allmählich aufsteigende Grundtendenz innegehalten wurde, daß insbesondre in Zeiten der Krise die Auslandspreise schärfer gesenkt wurden als die Inlandspreise (mit der Begründung, daß das Syndikat wenigstens in gewissen Bezirken des Inlands Monopolmacht habe, während es sich im Ausland dem Wettbewerb anpassen müsse): alles das sind Vorwürfe, die dem Kohlensyndikat oft und nicht immer mit Unrecht gemacht wurden. Auch hat es, wie alle Syndikate, seine Preispolitik nach den Erzeugungskosten der am schlechtesten arbeitenden Werke eingerichtet und dadurch

den bessern Werken zum Teil sehr hohe Differentialrenten verschafft. Im Ganzen muß man ihm aber zubilligen, daß es die Kohlenwirtschaft zweckmäßig und produktiv zu regeln vermochte, wofür der beste Beweis die Tatsache ist, daß die preußische Regierung, die im Jahre 1904 ein Gesetz gegen die Kartelle „studiert" und die Hibernia-Aktion gegen die Monopolbestrebungen des Kohlensyndikats eingeleitet hatte, im Kriege und nach dem Kriege das Gefüge des Kohlensyndikats, als es auseinanderzufallen drohte, durch ein Zwangskartell zu retten für nötig hielt.

Emil Kirdorf war aber nicht nur der Mann des Kohlensyndikats; er war auch der Mann Groß-Gelsenkirchens, und als die aus Eisen und Kohle gemischten Werke durch das Recht des freien Kohlenselbstverbrauchs das Kohlensyndikat zu sprengen drohten, hat er für seine Gelsenkirchner Gesellschaft gleichfalls die Entwicklung zum gemischten Konzern mitgemacht, umso mehr, als diese ihm gleichzeitig einen Schutz gegen Verstaatlichung der reinen Kohlengesellschaft Gelsenkirchen durch den preußischen Staat zu bieten schien. Er hat dann allerdings seine ganze Kraft dafür eingesetzt, daß das Selbstverbrauchsrecht der Hüttenzechen in eine Form gebracht wurde, die den reinen Zechen ermöglichte, neben den Hüttenzechen im Kohlensyndikat zu bestehen. Die Konzentrationspolitik Kirdorfs war seinem ganzen Charakter entsprechend keine besonders elastische, feingliedrige, wie es etwa die August Thyssens trotz ihren monumentalen Formen gewesen ist, sondern Kirdorf schweißte mit wenigen wuchtigen Hammerschlägen an das große Kohlenunternehmen, das er leitete, ein paar große Eisenunternehmungen an: den Schalker Gruben- und Hüttenverein, den von seinem Bruder Adolf geleiteten Aachener Hüttenverein Rote Erde und die neuen Hochofenanlagen im luxemburgisch-lothringischen Revier. Nur gehörten alle diese Eisenbetriebe niemals zu dem eigentlichen Tätigkeitsgebiet Emil Kirdorfs: er war und blieb in erster Linie der Kohlenmann. Aber auch als solcher ist er in neurer Zeit durch den jüngern und modernern Hugo Stinnes in den Hintergrund gedrängt worden, an dessen eigentlich schwächern Konzern er nicht allein seine Gelsenkirchner Gesellschaft nach dem Verlust oder vielmehr der merkwürdig schnellen Preisgabe fast ihrer ganzen ins lothringisch-luxemburgisch-belgische Montan-Revier abgegliftenen Eisenwerke anlehnte, sondern in dessen Riesenschatten er auch persönlich Schutz und Unterschlupf suchte. In allen großen Fragen des Kohlenbergbaus, bei der Sozialisierungsfrage, bei der Frage der Zwangswirtschaft und Preisbildung, beim Kohlenabkommen von Spa ist Hugo Stinnes der Wortführer und Repräsentant der Kohlen-Industrie gewesen, und Emil Kirdorf hat sich kaum jemals in den Vordergrund begeben, ein altgewordener, durch Krieg und Revolution aus dem Gleichgewicht geworfener Meister Anton, „der die Welt nicht mehr verstand".

Die soziale, die politische Welt hat er vielleicht nie verstanden. Dieser Emil Kirdorf hat noch im zweiten oder dritten Kriegsjahr, nachdem die Sozialdemokratie die Kriegskredite bewilligt und die Arbeiterschaft sich fast geschlossen auf den Boden

des „nationalen Krieges” gestellt hatte, in einer öffentlichen Generalversammlung seiner Gelsenkirchner Gesellschaft den Mahnruf an die Regierung gerichtet, daß sie sich von dem eingeschlagenen Wege der Fühlungnahme mit den „sogenannten” Arbeiterorganisationen im Interesse einer gesunden Arbeiterpolitik abwenden möge. Und derselbe Kirdorf beklagte sich im Jahre 1916, als der Kampf um den Unterseeboot-Krieg tobte (wobei Kirdorf natürlich auf der Seite der Unentwegten stand), „daß überall das Volkstum zusammenstehe, nur nicht in Deutschland”. Er hätte eigentlich wissen müssen, daß in einem Lande, wo es Bürger ersten, zweiten und dritten Grades gab, wo die politischen Herrenmenschen dem blutenden und erprobten Volke ein freieres Wahlrecht noch in der Stunde der höchsten Not verweigerten, wo die wirtschaftlichen Herrenmenschen zäh an dem alten autokratischen Arbeitsverhältnis festhalten wollten — daß da ein Zusammenstehen (dessen Opfer allein die Knechte trugen, dessen Vorteile allein den „kriegsverdienenden” Herren zuflossen) auf die Dauer garnicht populär sein konnte. Emil Kirdorf gehörte im Kriege, wie alle Schwerindustriellen, zu den Annexionisten, zu den U-Boot-Fanatikern, und nach dem Kriege zu Denen, die dem „Dolchstoß” alle Schuld an der Niederlage Deutschlands beimessen. Auch er war einer jener merkwürdigen deutschen Weltkaufleute, denen durch ihre großen weltwirtschaftlichen Geschäfte die Augen über die wirklichen weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Kräfteverhältnisse nicht geöffnet worden waren, die rein binnenländisch dachten und nicht sahen, daß Deutschland durch keine andre Kraft als die einer überwältigenden Uebermacht besiegt worden ist.

Dennoch unterscheidet sich Kirdorf in mancher Hinsicht von den meisten schwerindustriellen Reaktionspolitikern. Sein Horizont war beschränkt, aber sein Gefühl war ehrlich, und wenn er auch dem alten Regime ergeben war, so hat er doch den Byzantinismus niemals mitgemacht, der dieses alte Regime auf neudeutsch, auf modern zu frisieren suchte. Derselbe Kirdorf, der großen Teilen des deutschen Volkes ob ihrer Schwäche und Verzagtheit bitter zürnte, hat auch die folgenden Sätze geschrieben; „Das Schicksal Deutschlands hat sich erfüllt, das deutsche Volk muß die Strafe dafür tragen, daß es die Herrschaft eines unfähigen, unwürdigen Monarchen jahrelang erduldete, ja vielfach bejubelte und den Verrat an dem Schöpfer eines einheitlichen Deutschlands und dem Schöpfer eines deutschen Kaisertums ungerügt hinnahm“.Solche Rebellentöne hat Kirdorf nicht etwa erst nach der Entthronung der Hohenzollern hören lassen — nein, als das wilhelminische Glück noch im Flor stand, ist er jeder Berührung mit dem Kaiser ausgewichen, dem er, der grimme Hasser, wohl niemals vergessen konnte, daß er Bismarck „wegen der Sozialpolitik“ entlassen hatte. 1911 schon schrieb er, daß für „Thron und Vaterland“ zu kämpfen und zu werben falsch sei, daß nur der Sinn fürs Vaterland gehoben werden müssen; und die Einladung zur Beteiligung an der Kaiser-Wilhelm-Stiftung lehnte er mit den Worten ab: „Ich würde Ihre dankenswerten Bestrebungen gern unterstützen, kann aber dem

dafür geplanten Ausschuß nicht beitreten, da es meiner Ueberzeugung widerspricht, solchen nützlichen Zweck mit Huldigungen zu verknüpfen, an welchen ich mich nicht beteiligen will”. Das ist der ganze Kirdorf: knorrig, ehrlich in Freundschaft wie in Feindschaft gegen Hoch und Niedrig, aber etwas schwach in der politischen Logik, die ihm hätte sagen müssen, daß der Krieg von 1914 nicht der Krieg des deutschen Volkes, des bismarckisch konsolidierten Vaterlandes, sondern der Krieg des sprunghaften, uferlosen, die Kräfte überspannenden Expansionismus und Imperialismus der wilhelminisch-neudeutschen Aera gewesen ist — eines Expansionismus, an dem sich die deutsche Industrie im Hochgefühl ihres Aufschwungs allerdings mit geschwellten Segeln beteiligt hatte.

Couplet für die Bier-Abteilung **von Theobald Tiger**

In den berliner Straßen
da siehst du heut, mein Kind,
wie über alle Maßen
besetzt die Autos sind.
        Der Chef mit Prokuristen,
        Agenten und Juristen —
sie quetschen sich zwecks Billigkeit
eng aneinander an:
        Acht Mann in einem Auto —
        ein Auto und acht Mann.

Emilie, süßes Töpfchen
der Suppe meiner Lust:
ich lege gern mein Köpfchen
an deine linke Brust.
        Du schwörst, ich sei alleine.
        Ich glaub es gern, du Kleine !
Denn kämen Alle, die du liebst:
dann rückten da heran
acht Mann in einem Auto —
ein Auto und acht Mann.

Wenn diese Republike
den Zimt so weitermacht,
wird eines Tags sie stike
von hinten umgebracht.
        Herrn Geßlers Reichsgardisten
        erziehn dann Monarchisten.
        Man wird ein bißchen schreiben . . .
        Die Meisten werden bleiben.
Der Rest, der fährt zum Tor hinaus
mit Schwarz-Rot-Gold voran.
Es wird die Herrn begleiten:
Ein Leutnant und zehn Mann — !

Variété und Kritik von Peter Panter

Ueber die berliner Theaterkritik kann man mancherlei Böses sagen — nicht, daß sie bestechlich ist. Die Kollektivität war es nie, und die ihr Schande machten, sind stets ausgemerzt worden, Inwieweit die berliner Kritiker beeinflußbar sind, steht dahin. Objektiv ist kein Mensch: die von den Deutschen so oft geforderte Oberlehrerobjektivität ist Subjektivität, die sich hinter irgendwelchen amtlichen Formen verkriecht — zum Beispiel sind unsre Staatsanwälte so objektiv — , und die Stärke eines wertvollen Kritikers wird in vielen Fällen grade seine Persönlichkeit, seine Subjektivität sein. Die berliner Kritiker von Geltung sind durch die Gewährung privater Vorteile nicht zu beeinflussen. Namen wie Karl Strecker, Julius Hart, Arthur Eloesser und andre leisten für reine Spiegelung des künstlerischen Ereignisses Gewähr. Ja, es gibt sogar Kollegen, die mit den Objekten ihrer Beurteilung nicht einmal gesellschaftlich verkehren wollen, aus Furcht, ihre Objektivität könne darunter leiden. (Dieser auf den ersten Blick sympathisch anmutende Zug scheint mir der Unsicherheit zu entspringen: wer sich stark weiß, hat solche Selbstabschließung nicht nötig.)

Wer macht nun den Versuch, zu beeinflussen? „Natürlich die Künstler !" wird man antworten. Ich denke, daß es da noch ein andres Element gibt. Und dieses Element ist der Zeitungsverlag.

Ob und wann einmal an den ersten Theaterkritiker einer Zeitung vom Verlag das Ansinnen gestellt worden ist, sich hier etwas zu mäßigen und dort etwas scharf zuzupacken, weiß ich nicht. Ich habe aber zu den nennenswerten der berliner Theaterkritiker das Vertrauen, daß sie eine Zumutung dieser Art ablehnen würden.

Wie ist es nun mit jenen, die Filme, Variétés, Cabarets und die kleinen Vergnügungstheater zu rezensieren haben?

Inwieweit diese Journalisten, die sich zum Teil aus Reporters oder nicht einmal berufsmäßigen Schreibern: rekrutieren, mit den Objekten ihrer Referate Fühlung haben, ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Wie verhält es sich aber mit ihrer prinzipiellen Stellung zu ihrem Verlag?

Da ist zu sagen, daß sich keine berliner Zeitung den Luxus gönnt, diese Unterhaltungsstätten objektiv besprechen zu lassen. Ich weiß nicht, wie das in andern deutschen Städten ist, und glaube, daß Peter Altenberg an der Wiener Allgemeinen Zeitung eine Aushahme war, wie Hans Reimann am Leipziger Tageblatt. Bei uns gönnt sich diesen Luxus jedenfalls Niemand. Denn es ist ein Luxus.

Erfahrungsgemäß beantworten fast alle Theater zweiten Ranges, Kinos, Variétés und ähnliche Etablissements eine dauernde unfreundliche Behandlung durch eine Zeitung nicht nur mit Entziehung der Freikarten — was nicht schlimm wäre — sondern auch — und das wiegt viel schwerer —: mit Abbestellung der Inserate. Und da hört der Spaß auf, und das Geschäft be-

ginnt. Und weil eine Zeitung einzig und allein ein Geschäft ist und — vom Verleger aus gesehen — kein Kulturfaktor (mag sie auch so wirken und aufgefaßt werden): so wird sich der kleinere Verleger gar nicht erst auf solch ein Experiment einlassen, und der wirtschaftlich etwas stärker fundierte Verleger wird den Kampf, wenn er ihn je angefangen hat, bald, müde oder gelangweilt oder besiegt, aufgeben. Die drei oder vier berliner Blätter, deren Vergnügungsanzeiger ein so fest stabilisierter Markt ist, daß kein Inserent ihn jemals entbehren könnte, sind aus unerklärlichen Gründen zu feige, in diesem Ressort die Wahrheit schreiben zu lassen. Schade !

Kein Zweifel, daß es an sich gänzlich belanglos ist, ob der Clown Charly oder die Coloratursängerin Adelaide Pietzchen „ihre Aufgabe voll bezw. ganz" erfüllt haben oder nicht. Davon fällt die Welt nicht um. Aber das Programm der Vergnügungsstätten könnte, beaufsichtigt durch eine ernste und ernstgenommene Kritik, allmählich besser werden. Auch dies sind Kulturfaktoren, und keine kleinen — und eine Kritik beeinflußt oft genug das Publikum, seine Amüsements anderswo zu suchen als da, wo es, laut Leibblatt, furchtbar langweilig ist. Es ist wirklich schade: man könnte Geschmacklosigkeiten verhindern und die Qualität durchsetzen helfen. Ein unter allen Umständen gespendetes Lob kompromittiert.

Sieht man von diesen bedingungslos lobenden Waschzetteln der Zeitungen ab (uncharakteristisch, sachlich oft falsch und wurschtig werden mit immer denselben Redensarten Baggesen und die fünf Brüder Pimm und Chaplin und Herr Humorist Pumm gleich hoch in den Inseratenhimmel gehoben) — sieht man von diesem groben Gewäsch in Petitdruck ab, so muß gesagt werden, daß, zum Beispiel, dem deutschen Variété wie dem Film noch viele Qualitäten fehlen, die man anderswo längst hat. Ueber den Film mögen sich sachverständigere Leute äußern, als ich es bin — obschon ich mir den Eindruck schwer verkneifen kann, daß die deutsche Film-Industrie nicht grade die besten ausländischen Schöpfungen ins Land bringt, weil sie noch immer nicht weiß, daß die Konkurrenz nicht tötet, sondern aufstachelt und das Gesamtinteresse für das Gebiet hebt, also allen Teilen zugute kommt —: über das Variété getraue ich mich, mitzureden. Haben wir eines?

In Berlin sehen — alle guten Einzelleistungen zugegeben — die Variétés oft genug wie die Kaffeepausen eines Kriegervereins aus.

Zunächst wird auf unsern Variétébühnen viel zu viel gesprochen. Da gibt es Humoristen und Vortragskünstler und dramatische Sängerinnen mit Rezitativen und eine ganze Literatur, deren Minderwertigkeit nur noch von der Unverfrorenheit ihrer Interpreten überboten wird. Grade wir Deutschen haben aber eine Förderung der Körperkultur so verdammt nötig — und ich glaube, daß in der geringelten Bewegung eines großen Clowns und den Tellerkunststücken eines großen Jongleurs mehr Geist und Esprit stecken können als in den furchtbaren und geschmacklosen Radauliedern unsrer Humoristen.

Leider Gottes ist überdies noch das ††† angewandte Kunstgewerbe aufs Variété gerutscht, und was da getrudelt wird, das geht auf keine gebatikte Kuhhaut. Fast alle Etablissements leisten sich den Luxus von „Lebenden Statuen“, die, wären sie wirklich aus Porzellan, jeder Scheißküche zur Zierde gereichten. Da steht , als Meißner Püppchen aufgemacht, so eine alte mehlbepuderte Terracocotte, daß dich die Erinnerung an die Nippes deiner möblierten Zimmerwirtin wie ein Albdruck befällt. Abschießen — !

Jetzt kommen langsam wieder die Ausländer zu uns. Bei der Valuta sicherlich nicht die besten. Aber man soll doch einsehen: das mit Einstein können wir vortrefflich. Auch über die deutsche Stickstoffindustrie läßt sich reden. Aber die bessern Clowns haben die Andern.

Von alle Dem steht in den Zeitungen keine Spur. Der Unternehmer, gewöhnt, die Presse nur als Stimulans oder Retardandum seiner Geschäfte anzusehen, betrachtet Tadel als Geschäftshinderung, Enthusiasmus als Reklame, Ueberzeugung auf alle Fälle als unberechenbare Störung der Bilanz. Der Zeitungsverlag gibt dem nach. Ueberflüssig, zu betonen, daß die Beeinflussung nicht immer in der plumpsten Form stattzufinden braucht — nachweisliche Tatsache ist, daß sie stattfindet. Der Kritiker wird stets einwenden: Beweise mir, daß ich anders geurteilt hätte, wenn ich nicht beeinflußt worden wäre; eben dies ist meine Ueberzeugung. Gut. Aber in dem sonst so raschen, schnellmäuligen, harten und flinken Berlin waren in der zweiten Garnitur der Kritik lauter liebevolle Greise tätig? Auf ein Mal? Auf ein Mal ist aller Idiom, wie er sonst an der Spree üblich ist, vergessen — und milde, weich träufelnd und segnend schwebt ein Heer von Landaus über den Gewässern? Das glaube, wer mag.

Wenn ein ernstes Theater auf den Einfall käme, sich wegen absprechender Kritiken von Herbert Jhering an dessen Verlag zu wenden, so würfe der Verlag den Beschwerdeführer hinaus, und Herbert Jhering würde sich eine Pression niemals bieten lassen. Für eine Filmkritik, für eine Variétékritik, für eine Cabaretkritik weiß ich keine Parallelfälle. Schon, daß ein solches Etablissement überhaupt wagen kann, an den Verlag heranzutreten, bezeichnet die Sachlage. Es weiß ganz genau, daß es sich keinen Stoß mit dem Stiefelabsatz holt; ganz im Gegenteil. Der Stiefelabsatz tritt allerdings in Aktion -— aber gegen den unbequemen Schreiber. Die Vergnügungsstätten spielen alle ausgezeichnet: auf der Presse.

Ich glaube, es ginge ganz gut anders. Dazu gehört die Besetzung der zweiten Garnitur von Kritikerstellen mit rückgratkräftigen Leuten und die Belehrung der Zeitungsverleger, daß manche von ihnen gefahrlos sofort und viele sanft beginnend das Experiment wohl wagen dürften:

das Experiment einer vom Inseratenteil unbeeinflußten Variétékritik.

Der deutsche Redakteur von Carl Albert Lange

Fünf lange Jahre hat dem Volk er brav
die Marmelade auf das Brot geschmiert,
am Schreibtisch, wo ihn keine Kugel traf:
ein Wortsoldat — auf seine Art vertiert.

Der unabkömmlichste der Heimsoldaten
und so dem Brotherrn bis aufs Blut verschuldet,
nur Dummen einer von den Potentaten,
hat er so ziemlich jede Schmach erduldet.

Ach, statt: „Weß Brot ich eß, des Lied ich singe"
darf er getrost in diesen Leidenstagen
nun: Cuius panis, eius canis" sagen —
denn endlich wirft der Krieg auch ihm die Schlinge.

Erinnerung an Ludwig Thoma von Vanna Brenner

Zum ersten Todestag

Thoma ist tot, und der ‚Simplicissimus' wird für Wohlwollende
immer mehr zu einer historischen Angelegenheit ; aus der Er-
innerung kristallisiert sich schon die Anekdote . . .

Damals arbeitete ich, schon über ein Jahr, in dem Verlag, der
seit zwanzig Jahren Thomas Bücher verlegte. Den Lieblingsautor
kannte ich immer noch nicht. Er grollte allem, was Stadt hieß, und
kam höchstens einmal in der Woche zu den Redaktionssitzungen des
‚Simpl' nach München, um schleunigst wieder an den Tegernsee zu
verschwinden. Schließlich ward ich doch noch auf folgende ausge-
fallene Weise mit ihm bekannt.

Eines strahlenden Märztages telephonierte mich Korfiz Holm in
sein Arbeitszimmer hinunter. Er verzog die Mundwinkel noch um
ein wenig ironischer als sonst — Skepsis ist sein offensichtlichster
Wesenszug — und sprach in seinem durch bald drei münchner Jahr-
zehnte nicht verwischten Baltisch: „Eine höchst lohnende Aufgabe für
Sie . . . Thoma schreibt augenblicklich eine Komödie, in der ein
modernes Mädchen vorkommen soll. Es scheint ihm bei diesem Ge-
schöpf nicht recht wohl zu sein — Sie wissen, er hat da wenig Er-
fahrung. Kurzum: er wünscht einige Bücher über dieses Thema zu
lesen, ich meine: über die modernen Mädchen, ihre Ziele, Wünsche —
na und so ! Ich hab ihm gesagt, daß Sie ein Verzeichnis der ein-
schlägigen Werke aufs Trefflichste anzufertigen imstande und dafür
überhaupt weit kompetenter seien als ich . . . Also lassen Sie alles
Andre liegen und verzeichnen Sie. Thoma steckt im zweiten Akt fest
und flucht . . ."

Ich sah Hern Holm an, zuckte die Achseln und murmelte etwas
Unvorschriftsmäßiges von „Blicke tun in die Werkstatt eines Dich-
ters". Dienst ist Dienst; ich saß bald wieder im ersten Stock und
durchstöberte Kataloge und mein Gedächtnis. Die Liste gedieh:
Gertrud Baeumer, Grete Meisel-Heß, Helene Stöcker; aber dieser Weg
zum Problem war doch einfach absurd ! Als die Sekretärin zum
Diktat befohlen wurde, drückte ich ihr meinen Zettel in die Hand:
„Einen schönen Gruß an Herrn Holm, und wenn der Thoma erfahren
will, wie ein modernes Mädchen ausschaut, dann soll er lieber ein

paar Tage mich nach Rottach einladen — da erfährt er mehr als aus
den dummen Büchern ! Ich steh ihm gern Modell . . .“

Korfiz Holm hat auch im Leben etlichen Humor. Eine Stunde
später — ich dachte über den Korrekturen des neuen Hamsun schon
lange nicht mehr an den Doktor Thoma — schrillte das- Haustelephon:
„Hören Sie, ich habe eben mit Thoma telephoniert. Er ist außer-
ordentlich begeistert von Ihrem Vorschlag. Sie kriegen Freitag und
Samstag frei und fahren zu ihm hinaus.“

„Aber ich kenn’ ihn doch garnicht !“ rief ich entsetzt.
„Wenn schon . . . Er kommt morgen nachmittag zur Sitzung.
Sie warten ihn ab, und da lernen Sie ihn eben kennen.“
„Und außerdem hab ich kein Geld zum Tegernsee“, wandte ich ein.
„Dann kriegen Sie Verlagszuschuß — das Stück trägts schon
wieder. Uebrigens lassen Sie Thoma sorgen. Modelle kosten immer . . .“

Am nächsten Morgen kam wieder ein dringendes Gespräch aus
Tegernsee: „Du, Holm ! s'Wetter is so schön. Geh, laß's Mädel
schon morgen früh mit mir nausfahren — was hats, wanns allweil
bei euch in München hockt !“

Holm sagte zu. Ich war recht gerührt Wie läßt Wedekind in
‚Oaha’ den Thoma sprechen? „Ein so ein Mensch bin ich !“ Nun
ja denn — ein guter Kerl war er also sicher.

Nachmittag kam er, der Hausgott des Verlags, und war unend-
lich viel verlegener als das immerhin ziemlich schüchterne „moderne
Mädchen“. Er seinerseits bargs hinter Kurzangebundenheit: „Grüß
Gott — also wanns Ihnen recht ist, fahren mir morgen früh um
6 Uhr 59. Seins hält um Dreiviertel am Billettschalter. Guten Tag !“
Und war aus der Türe, kaum daß ich Ja gemurmelt hatte.

Am nächsten Morgen, von städtischer Tracht befreit, in Knie-
hosen, kurzem Gehpelz, ein grünes Hütchen schwenkend, war er
schon um Vieles freundlicher: „Mögens Zweiter fahren oder Dritter?“
Mir war das ganz gleich. „Also fahren mir schon Zweiter, daß
mir net bei all die Proleten sitzen brauchen !“ Mich wunderte baß
die Rede aus dem Munde eines Kämpfers gegen Pfaffen und Junker —
aber was hat schließlich die Praxis des Lebens mit der Theorie des
Werks zu tun? Aan Schmarrn, besonders heutzutage. Zudem ist die
zweite Wagenklasse wärmer und weicher, muß man sich da auch, statt
über Proleten, über reiche Berliner ärgern.

Ab Tegernsee ging die Fahrt weiter in einem kleinen Einspänner, der
an der Tegerner Brücke weggeschickt wurde, dann stiegen wir noch ein paar
Minuten an der Rottach entlang, bis wir seitlich zu Thomas Haus abbogen.

Wie schön ist dieser Sitz ! Das Haus liegt frei, im Rücken durch
den Hang geschützt, vor sich den sanft ansteigenden, baumarmen, aber
wiesen- und blumenreichen Garten, der Sonne offen und von weitem
Blick über die grünen geruhigen Hänge, die steilern Berge und die
ferne Bucht des Sees. Das Gebäude ist von jenem hier so häufigen
glücklichen Mitteltyp zwischen Villa und Bauernsitz, ein richtiger
Freihof, ohne die schutzbedürftige Geducktheit mittel- und norddeut-
scher Bauernhäuser, im Innern hell, mit einem Dutzend geräumiger
Zimmer voll ererbter Biedermeiermöbel. Bei der Einrichtung hatte
durchweg Geschmack gewaltet. Aber über diesen Räumen lag ein
fremder Hauch, das Frösteln des Unbewohntseins ; es fehlte, sie zu
beleben, die Frau.

Thoma war sehr vergnügt und ging bald aus sich heraus, wenn der Besucher Verständnis für Haus und Garten hatte. Kaum war das Willkommfrühstück verzehrt, so mußte ich Alles ausführlich betrachten. Der Besitzer des schönen Hauses selbst bewohnte eigentlich nur das Giebelzimmer, darin Bibliothek und Schreibtisch untergebracht waren, und dann, vor allem, die Bauernstube im Erdgeschoß — die holzvertäfelte Bauernstube mit dem riesigen Kachelofen, dem lederbezogenen Sofa daneben, den hellholzigen Bauernmöbeln und den vielen bunten Bauernblumen in den tiefen Fensternischen. Da saßen auch wir meist in den folgenden „Studien“-Tagen (und bei meinen spätern Besuchen) mit der unvermeidlichen kurzen Pfeife und den vermeidlichen Zigaretten, die ich zum Erstaunen des Hausherrn trotz verbriefter Modernität nur in bescheidensten Mengen konsumierte. Aber ich klimperte ihm auf der Guitarre, die auch in dieser Bauernstube nicht fehlte, Kompositionen seiner Simplicissimus-Gedichtchen vor, Vertonungen, die er trotz der ihm — wie seiner ganzen Zunft — eignen Eitelkeit noch nicht kannte, und über die er mit einem überlegen tuenden, kindlich geschmeichelten Lächeln quittierte, das rührend war. Dazwischen schwatzten wir Superkluges über die törichte Welt; das heißt: ich war, von ihm gelockt, der redende Teil, und er — machte wohl Studien. Ich ließ mich gern verlocken, denn ich kannte meine Pflicht und den Zweck meines Hierseins. Würden Kehle und Gedanken trocken, dann kam der Bohnenkaffee und löste beide wieder.

Ach, Thomas berühmter Bohnenkaffee ! Er müßte jede Erinnerung an den Dichter durchduften. Es gab ihn dreimal, es gab ihn auch fünfmal täglich; in Mokkadoublestärke und mit Sturzfluten dicken süßen Rahmes. Wer des Weges kam, mußte beim Bohnenkaffee mithalten, ob es nun der australische Bruder Peter Thoma — damals Zivildienstfischer zu Egern — war oder der Holzknecht Aloys Huber aus Wiessee oder der münchner Kunstmaler Arnold. Der Bohnenkaffee floß für Alle, er duftete zu den undurchdringlichsten Wolken des Ersatztabaks, er veredelte den Tarock, der so oft in dieser Bauernstube „getan“ wurde, und wo es dann eigentlich nicht so ganz wie in einer Komödie von Thoma zuging und aussah, sondern eher ein bißchen wie in einem Roman von Ganghofer . . . Indessen sei ausdrücklich festgestellt, daß in der Zeit unsrer Bekanntschaft (dem Jahre 1918) der Dichter der ‚Moral’ keineswegs ein Schlemmerleben führte. Von der geschilderten kulinarischen Ausschweifung abgesehen, lebte er sogar recht bescheiden. Aber — er entbehrte nichts. Er hatte Kühe und Hühner, die ihn, wenn er auch pflichteifrig „ablieferte“, die städtische Not nie ahnen ließen. Er hatte Ruhe und Frieden des behäbig konservativen, abwartenden Landes um sich. Die Gärung der Großstädte war ein fremdes, peinliches Geschehen. Er begriff nicht, daß so etwas wie Hunger der Masse das Vergnügen am Durchhalten verleiden könne, wo es doch um Deutschlands Glanz ging. Daß Einer, der Hunger nie verspürt hatte, hier des Urteils nicht fähig sei, das verstand er nicht. Er war, was er immer gewesen, in den letzten Jahren am deutlichsten: ein Bauer. Einer, der Land und Landarbeit und Landleute liebt, Stadt, Industrie, Merkantilismus haßt, weil er sie nicht versteht, der ganz richtig die Tragödie der Moderne, des Amerikanismus, der alles erstickenden Technik erkannte und sie durch

einfache Ignorierung der nun einmal bestehenden Verhältnisse und der von ihnen abhängigen Menschenmillionen zu annullieren hoffte. Dies hartnäckige, fast kindliche Nichtverstehenkönnen ist es, was den Umfall Ludwig Thomas bewirkt hat, nicht Konjunkturschnupperei, wie sie Feinde oder nur bitter von dem sicherlich auch Bauernschlauen Enttäuschte ihm, an dieser Stelle und auch anderswo, nachgesagt haben.

Mir wurde dies Alles in den paar „Modell"-Tagen sehr klar, als wir zusammen über Berge, durch Wälder wanderten und uns am warmen tegernseer Vorfrühling freuten. Ich mußte reden, und ich hielt nirgends mit meiner Meinung zurück; aber ich vermied möglichst doch Themen, über die wir uns allzu scharf in die Haare geraten wären. Sprach er, so erzählte er viel Vergangenes, rollte das letzte Vierteljahrhundert auf, die große Zeit des ‚Simplicissimus', schilderte mehr mit behaglichem Humor als spöttischer Satire. Kam er auf Gegenwärtiges, so hatte man das Gefühl, als habe der erst Fünfzigjährige mit der Gegenwart keinerlei innerlichen Kontakt.

Als ich nach drei Tagen wieder in die Stadt, in den Verlag zurückmußte, haben wir uns sehr herzlich getrennt. Wir waren Beide zufrieden; von mir weiß ichs bestimmt, und auch Thoma soll dem Modell ein gutes Zeugnis ausgestellt haben. Aber freilich — objektiv ist er nicht auf seine Kosten gekommen; denn als ich im Juli wieder bei ihm zu Gast war, sagte er, ein bißchen verlegen lächelnd: „Wissens — die Komödie hab ich doch noch net weiterg'macht — s' geht mir net recht zusamm' !" Lags an mir, die vielleicht seinen Vorstellungen von modernen Mädchen allzuwenig entsprochen hat? Oder lags daran, daß er damals schon nicht mehr den Schwung zu einer großen Komödie finden konnte? Dies war wohl der Hauptgrund.

Und darum konnte ich auch nicht trauern, als ich, inmitten der tiroler Berge, die Thoma fast wie die heimischen liebte, die Nachricht von seinem plötzlichen Tode erhielt. Es war ein wehmütiges Zurückdenken an den scheinbar so starken, gesunden Menschen, dem jeder ein biblisches Alter prophezeit hatte, an den breiten, sichern Bauern, der Frauen gegenüber eine schüchterne Ritterlichkeit hatte, wie heute kaum mehr Knaben sie kennen; es war ein sehnsüchtiges Erinnern an das verwaiste helle Haus überm Tegernsee, und an die klaren Frühlingstage dort, die niemals wiederkommen. Aber zu trauern war nicht nötig noch möglich. Thoma der Künstler hatte sich längst gegeben; der Mensch Ludwig Thoma stand außerhalb seiner Zeit. Es liegt nicht an ihr, es lag nicht an ihm, aber es war einmal so, und es war nicht gut. Gut war der Tod des Vierundfünfzigjährigen, der Tod zur rechten Zeit.

Nebenan von Kaspar Hauser

Im Schankzimmer einer berliner Kneipe. Nach der Polizeistunde. Der Wirt döst hinter der Theke. Aus den Zapfhähnen fallen monoton Tropfen auf das Blech. Im spärlichen Licht der zwei trüben Gasflammen ist eine dunkle Gestalt zu erkennen, die an einem Tisch kauert. Aus dem Extrazimmer tönen Stimmen.

Der Wirt (fährt auf): Na — Willem — nu jeh man, nach Hause — ! Feierahmt !

Die Gestalt: Laß mir noch ,n bisken, Paul ! Bei mir zu
Hause frier ick zu Puppenlappen. Wir ham keene Kohlen. Du sitzt
ja hier doch noch . . . Wejen die da . . . Wie lange.kann diß noch
dauern?
Der Wirt: Na, die machen noch lange ! Wat ,n richtiger
Kriegerverein is, der hört nich vor morgens Sechsen uff. Uah . . .
Die Gestalt: Sei ma stille ! Hör ma — !
(Im Extrazimmer klopft jemand an ein Glas. Es wird still.)
Eine Stimme: Karaden ! Im Andenken an das zweite Garde-
rement zu Fuß bitte ich Sie, mit mir Unsres Alterhöchsten Kriegs-
herrn und seiner Paladine zu gedenken. Wer wie wir vier Jahre
lang Schulter an Schulter im Felde gestanden hat, wer wie wir die
gleichen Gefahren, die gleichen Entbehrungen ausgehalten hat — der
hat die Pflicht, die über das Reich hereingebrochene rote Gefahr . . .
Die Gestalt (ist aufgestanden. Alter feldgrauer Mantel mit
weiten Aermeln, abgeschabt und ärmlich): Wat'n? Wat iss'n det — ?
Die Stimme: . . . auch fürderhin die Säulen von deutscher
Sitte und deutscher Art zu vertreten die Ehre haben. Von hinten er-
dolcht, hat unser tapferes Heer, die ungeheuern Opfer nicht scheuend,
bis zum letzten Hauch von Mann und Roß . . .
Die Gestalt: Nanu? Die Stimme kenn ick doch . . . Det
is doch . . . Paule . . .
Der Wirt: Wat hast'n?
Die Stimme: Wir Offiziere voran, hat das zweite Garde-
rement zu Fuß immer seinen Mann gestanden, wenn es galt, die
Fahnen Unsres Allerhöchsten Kriegsherrn . . .
Die Gestalt: Paul !
Der Wirt: Schnauze ! Wat machste hier sonnen Krach?
(Die Stimme drinnen spricht weiter.)
Die Gestalt (nähert sich der Tür): Det is er ! Det is er !
Und wenn ick hunnert Jahr alt wer, die Stimme vajeß ick nich ! Det
is er !
Der Wirt: Wißte leise sein ! Wer is det — ?
Die Gestalt: Unsa oller Kompanieführer ! Is det son kleena
Dicka?
Der Wirt: Ja doch — mit Jlupschoogen !
Die Gestalt: Det is er ! Natürlich is er det ! Wat saacht er da?
Die Stimme: Folgen Sie auch weiterhin meinem Vorbild,
unserm Vorbild, und seien Sie eingedenk . . .
Die Gestalt: Paul — er hat sie alle in Kasten jesteckt ! Wer
eenen Fußlappen zu wenig hatte: rin in Kasten ! Paul, er hat sie an-
binden lassen — vastehste — die Beljier immer munter drum rum —
die ham jelacht, die Aester — er hat ooch jelacht. Wir hatten ihn
ooch in Jarneson — ick mußte damals Wache schieben. Jede Nacht kam er
mit 'ne andreSau ruff — ick hab imma missen präsentieren ! Wat saacht er?
Die Stimme: Solange Deutschland solche Männer hat wie
Ludendorff und seine Offiziere, kann es nicht untergehn — !
Die Gestalt: Ick hau . . . !
Der Wirt: Willem ! Jeh von de Dhiere wech ! Mach dir nich
unjlicklich !
Die Gestalt: Ick habe hundertundzwee Mark Renten — und
Der? Und Der?
Der Wirt: Wißte von de Dhiere wech !
Die Stimme: Un so bitte ich Sie, mit mir anzustoßen, auf
das Wohl . . .
Die Gestalt: Hab keene Angst, Paule. Ick kann ja die Dhiere
janich uffkriejen. Ick . . . (Er schwenkt seine weiten Aermel. Sie
sind leer.)
Das Nebenzimmer: Hurra ! Ra ! Rra !

Geßler und wir

Vater Geßler, jene bekannte komische Figur aus Schillers ‚Wilhelm Tell', hat — immer mal wieder — Strafantrag gegen mich gestellt In der Nummer 13 dieses Jahrgangs habe ich in einer kleinen Arbeit: ‚Die Erdolchten' einen Ueberblick über das Treiben der Offizierskaste in Deutschland gegeben, und wenn Einer von uns das Wort „Offizier" oder „Militarismus" benutzt, dann dreht sich Jener um und fühlt sich getroffen.

Von wem dieser Mann eigentlich beraten wird, ist mir völlig unverständlich. Der Strafantrag ist ein Gipfel der Leichtfertigkeit, und Geßlers illoyale Art, da zu kneifen, wo die Immunität schützt, und da anzugreifen, wo der Publizist frei ist, wird nur noch von seiner wilhelminischen Schroffheit übertroffen. Er sollte weniger Strafanträge schreiben, die keinen Menschen interessieren, und sich mehr um seine Reichswehr kümmern.

Wir werden ihn ja nun bald als irgendetwas Schönes in einer fremden Stadt wiedersehn: denn, wie es heißt, machen sich Gesundheitsrücksichten geltend. Man hat nur noch keinen Nachfolger. Den Mitgliedern des Reichskabinetts aber, die auch vor einer Uniform ihre Kühle. bewahren sei gesagt:

Warum quälen wir uns eigentlich mit dieser Republik herum? Regierungsrat will keiner von uns werden, und einen Orden wollen wir auch nicht — wir haben nur Kummer, Arbeit und sonst nichts davon. Gut. Aber nun auch noch von eben dieser Republik dauernd auf den Kopf zu kriegen, weil wir uns im Endeffekt schließlich gegen ihre Feinde wenden — dieses, Verehrte, fällt uns uff. Kampf ist eine schöne Sache — Herr Geßler hat schon einmal die Stätte des Gerichts leise weinend verlassen — , und ich kann noch ganz schön. Ich sehe auch von dem fehlenden Gefühl für Nuancen ab: wenn der Mann in seiner langen Amtsführung nicht gelernt hat, zu unterscheiden, wer der Republik wirklich schadet, und wer sie züchtigt, weil er sie lieb hat — dann ist ihm nicht zu helfen.

Immer und immer wieder raffen wir uns auf; immer und immer wieder haben wir geraten und zu helfen versucht; immer wieder, im Interesse der Sache und im Interesse der Republik, haben wir geschwiegen und da nichts gesagt, wo wir vielleicht hätten schaden können — immer und immer wieder haben wir Stange gehalten.

Wofür eigentlich — ?

Ignaz Wrobel

Dopsch, Steinherz, Rathenau

Just um dieselbe Zeit, da die prager Teutonen dem Universitätsrektor Steinherz das „Agrément" verweigern, verbietet der Universitätsrektor Dopsch den Vortrag des Nationaloekonomen Neurath über Walther Rathenaus Bedeutung als Volkswirt und Politiker. Das ist durchaus kein zufälliges Zusammentreffen: es liegt System darin. Die Futterkrippenakademiker aller Fakultäten sind in letzter Zeit nervös geworden, weil die Macht der „Verbindung", die ehedem Amt und Karriere garantierte, zu erlöschen droht. Aber die Gleichzeitigkeit der Fälle Dopsch und Steinherz wirkt, darüber hinaus, wie ein Symbol: als wollte das Fatum in seiner unergründlichen Bosheit die alte Nepotenherrlichkeit teutonischer Rassespekulanten noch einmal in einem beispielhaften Kontrastbilde demonstrieren, ehe es ihr den längst verdienten Abschiedstritt gibt. Diese Gleichzeitigkeit erinnert nämlich an die generelle Erscheinung, daß in der Aera Dopsch von jeher die Günstlinge dieses Systems, kaum ausgekrochen aus dem „Institut für oesterreichische Geschichtsforschung", ohne viel Federlesens zu akademischen Aemtern und Würden aufrückten, während grauhaarige, verdiente Gelehrte, sofern sie mit dem konkurrenzausschließenden Makel der „Andersrassigkeit" behaftet waren, jahrzehntelang auf der Stufe der Dozentenschaft zurückgehalten wurden. Ludo Moro Hartmann, Steinherz, Pribram — um nur einige Beispiele aus der historischen Disziplin aufzuzählen — standen immer „außerhalb". Sie waren immer noch Dozenten, indes die „reinrassigen" (und möglichst auch „empfohlenen") Hörer des „Instituts" mit zauberhafter Geschwindigkeit die Leiter der akademischen Hierarchie hochklommen. Dieses „Institut für oesterreichische Geschichtsforschung", in dem die Zugehörigkeit zu einer schlagenden Verbindung nebst der Fixigkeit und Brutalität in der Okkupation der vorteilhaften Hörsaalplätze — die Vordersten „kamen immer dran" — über den Enderfolg entschieden, war (und ist) die Brutstätte des „völkischen" Geschichtsbe- triebs an der wiener Universität, und der spiritus rector dieses Ungeists ist der Rektor mit dem urteutonischen Namen Alphons Dopsch. Dieser Herr Dopsch ist heute als eine der festesten Stützen der chauvinistisch-antisemitischen Hetzpolitik nicht allein an der wiener Universität, sondern — bei der Interstaatlichkeit der völkischen Idiosynkrasie und der rassereinen Futterkrippenpolitik — auch an allen übrigen deutschen Universitäten anzusehen. Wer das zweifelhafte Vergnügen hatte, die Verhältnisse aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, weiß, wie schwer das System auf das Niveau des geistigen und gesellschaftlichen Lebens der wiener Universität drückt, wie es das Prüfungs- und Beförderungswesen unsachlich beeinflußt, und wie von hier die Impulse ausgehen, die auch anderswo die pseudovölkische Bewegung (die, wie gesagt, in allererster Linie eine Konkurrenzangelegenheit ist) verstärken.

Man hat weitum nach einer Erklärung für das wiener Verbot gesucht, den Terror der Studentenschaft dafür verantwortlich gemacht, ja sogar eine Intervention der münchner Hakenkreuzler behauptet — aber alle diese Einflüsse sind unnötig, solange das System Dopsch herrscht: als das

autoritäre Symbol der Anschauung, daß über einen von völkischer Seite Gemetzelten nicht gesprochen werden darf: und ein „Andersrassiger“ als Rektor vogelfrei ist.

Karl Falke

Zwei Forderungen

Zuweilen geschieht es, daß der lokale Teil einer Tageszeitung wider das schlechtere Wissen des Reporters zum Tribunal wird. Es scheint da den braven Journalisten so zu ergehen, wie sichs treuherzige. Gemüter , bei der Niederschrift der Evangelien vorzustellen pflegen: Ein Irgendetwas führt ihm den Finger — und wenn er von seinem Schreibtisch , aufsteht, siehe, da hat er Wesentlicheres geschrieben, als er zu Anfang dachte und wollte.

In Jena war es — meldet ein münchner Blatt — am ersten Mai 1922. Arbeiter hatten in einem Demonstrationszug Tafeln mit den Aufschriften: „Wir fordern ein Kinderheim !“ „Wir fordern Schulspeisung !“ umhergetragen: Diese Tafeln ließen den Witz der jenenser Verbindungsstudenten nicht ruhen; sie nahmen sich auch ein Schild, schrieben „Wir fordern Freibier !” darauf und hängten es zu ihrer Kneipe heraus.

Die jenenser Studenten sind sich ihrer schicksalhaften Sendung gewiß nicht bewußt. Sie haben dem Deutschland, das noch hören und sehen will, die ganze Not der Zeit in einem Gleichnis enthüllt.

Wir hatten bisher geglaubt, die Antithese: Nationalismus — Pazifismus, Kapitalismus — Sozialismus sei hinreichend, um die beiden Lager der heutigen Menschheit politisch zu benennen.

Die jenenser Studenten sollten uns durch ihre gleichnishafte Handlungsweise tiefern Aufschluß geben. Nein, die Scheidelinie läuft anders. Auf ihrer einen Seite fordert man Kinderheime und Schulspeisung, auf der andern Freibier.
Eugen Gürster

Aphorismen

Das Leben besteht aus Pflichten. „ Man muß nur verstehen, sie zu vernachlässigen.

*

Wenn es gilt, sich vor sich selbst zu entschuldigen, wird auch ein Dummkopf scharfsinnig.

*

Er stellte die übertriebensten Anforderungen an das Leben und fand alle Anforderungen, die das Leben an ihn stellte, übertrieben.

*

Müssen ist angenehmer als wollen.

*

Die meiste Arbeit verrichtet man aus Faulheit. Manche Leute klettern von außen auf ein Dach, um nicht über eine Treppe gehen zu müssen.

*

Es ließe sich eine Moral auch aus dem Satz aufbauen: Die Unsittlichkeit beginnt dort, wo das Laster aufhört, verführerisch zu sein.

*

Sexuelle Moral ist immer für die Oeffentlichkeit. Für Privatgebrauch nicht geeignet.

Max Reis

Antworten

Justizminister Radbruch. Wo bleibt eigentlich Ihr Weißbuch über die politischen Morde der deutschen Nationalisten während der letzten vier Jahre? Wir Alle warten darauf

Dr. Heinrich Kanner in Wien. Sie schreiben mir: „In Nummer 277 des Berliner Tageblatts verlangt Herr Professor Friedrich Thimme die ‚Oeffnung der europäischen Archiv' zum Zwecke der Erforschung der Kriegsschuld und hält den Ententestaaten das Beispiel von Deutschland und Oesterreich vor, denen er die ‚rückhaltlose Oeffnung' ihrer Archive nachrühmt. Was nun Oesterreich betrifft, ist Herrn Professor Thimmes Behauptung falsch. Im Oesterreichischen Haus-, Hof- und Staatsarchiv ist die Benutzung von Akten aus der Zeit nach 1894 zu wissenschaftlichen Zwecken ausnahmslos verboten. Dieses Verbot beruht auf einer Verordnung des damaligen Bevollmächtigten des Staatsrats Professor Ludo M. Hartmann vom achtzehnten November 1918, die auch heute noch gilt. Die amtliche Publikation der oesterreichischen Kriegsdokumente, die sogenannten ‚Rotbücher', sind nachweislich unvollständig, es ist niemals amtlich auch nur behauptet worden, daß sie vollständig waren, und die einzige halbamtliche Publikation, die des Archivars Dr. Gooss, enthält überhaupt nur Exzerpte aus den Akten mit einer bestimmrten Tendenz. Eine nichtamtliche Sammlung oder Bearbeitung der oesterreichischen Original-Kriegsdokumente existiert überhaupt nicht. Das Alles muß Herrn Professor Thimme, der sich andauernd mit der Kriegsschuldfrage beschäftigt und auch im Fechenbach-Prozeß in München als Sachverständiger für diese Frage aufgetreten ist, sehr wohl bekannt sein. Wie kommt es, daß er in einem an die Adresse der Ententestaaten gerichteten Artikel das Gegenteil behauptet?" Die Antwort hätte Herr Thimme zu geben.

Republikaner. Uebergriffe des Monarchismus und unstatthafte Verwendung seiner Symbole durch die Behörden (Hohenzollern-Bilder und -Büsten, Inschriften und dergleichen), melden Sie am zweckmäßigsten der Beschwerdestelle des Republikanischen Jugendbundes Schwarz-rot-gold, Berlin W. 30, Münchener Straße 48.

Kino-Besucher. Die Film-Oberprüfstelle hat den ‚Roman eines Dienstmädchens' verboten. Der Vorsitzende Herr Oberregierungsrat Bulcke hatte zu Beisitzern: einen Dr. Maschke, einen Professor Langhammer, einen Professor Heinrich und Herrn Brunner. Nach diesen Blamagen, Hereinfallen, Niederlagen und öffentlichen Feststellungen einer gigantischen Unfähigkeit: Herrn Brunner. Der Film rollte ab. (Bei dieser Gelegenheit: die Bezeichnung „Bildstreifen" für „Film" ist doch wohl unsinnig — denn erstens ist ein Bildstreifen ein Ausschnitt aus einem ganzen Bilde, dies aber ist ein Bilderstreifen; und zweitens liegt gar kein Grund vor, der deutschen Sprache eine Amtsbezeichnung aufzupfropfen, die kein Mensch haben will. Es heißt: Film.) Dieser Film also wurde von den fünf Herren, deren Kompetenz mit Ausnahme der notorischen Inkompetenz des Herrn Brunner hoffentlich vor der Ernennung für ihr Amt festgestellt worden ist, mit genau denselben Argumenten verboten wie anno Freie Bühne die ‚Gespenster' und die ‚Macht der Finsternis': „. . . die Wirkung nicht etwa erschütternd, sondern in hohem Maße peinigend und quälend". Trotzdem freilich braucht nicht jeder ‚Roman eines Dienstmädchens' von den Goncourts oder ihresgleichen zu stammen. „Hauptsächlicher Grund der Beanstandung ist indes folgender: Fast die gesamten Zwischentitel sind in berliner Mundart gehalten; der Zuschauer in Süddeutschland und außerhalb Berlins wird in den Glauben versetzt, daß es berliner Verwerflichkeit ist, der das Mädchen zum Opfer fällt, daß es berliner Zynismus, berliner Frivolität und Brutalität ist, die an einer Ent-

sittlichung der Zeit die Schuld trägt Auch diese Darstellung wäre als unrichtig, weil sie eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung bedeuten würde, zu beanstanden.“ Da bin ich neugierig, wie die eben gegründete Volksfilmbühne fertig bekommen will, bei ihrer Oberprüfstelle sich durchzusetzen. Das hier wird verboten. Aber ein antitirepublikanischer Film wie ‚Fridericus Rex', der die öffentliche Ordnung und Sicherheit verletzen mußte und tatsächlich dauernd verletzt, ist überhaupt nicht geprüft, sondern von einem einzelnen Angehörigen des frühern kaiserlichen Heeres durch die Zensur gelassen worden. Dafür sind jetzt zwei Kommandeure, die ihren Reichswehr-Regimentern die Beteiligung an den Aufnahmen des dritten Teils „ohne Genehmigung des Reichswehrministers“ erlaubt haben, ihres Postens enthoben worden. So ist Walther Rathenaus Blut doch nicht ganz umsonst geflossen. Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Leichenfledderer. Ihr Kollege, der Leutnant Krull, hat vor Gericht von Liebknecht und Rosa Luxemburg als von „politischen Lumpen“ gesprochen, die durch „Richter Lynch rechtzeitig ins Jenseits befördert“ seien. Herr Lynch ist offenbar ein alter deutscher Richter, und Herr Krull ein guter deutscher Offizier. Die drei Monate Gefängnis wegen Diebstahls werden ihm und seinem Stand nicht mehr schaden.

Pazifist. Die Hauptgeschäftsstelle für die große Demonstration ‚Nie wieder Krieg !' befindet sich in Berlin-Neukölln, Hobrecht-Straße 58. Geldspenden erbeten auf das Postscheckkonto Berlin 720 47 Albert Klauer.

Grünkramfrau Elise Krawutschke. Als Sie sich damals mit der Polkerten wegen der übergekochten Milch in Moabit vorm Schöffengericht herumklagten: das war ein Ding ! Aber schließlich hatte sie Ihnen „Olle Pflaume !“ geschumpfen, und das brauchten Sie sich nicht zu gefallen zu gelassen. Weil wir grade von „Ehre“ sprechen: Seine Majestät Kaiser Wilhelm der Zweite haben den ‚Gothaer Volksfreund' verklagt, weil diese Zeitung einen Artikel über den angeblichen Selbstmord des Oberleutnants zur See v. Hahnke im Jahre 1897 gebracht hat. Der Kaiser soll damals den Oberleutnant derart gereizt haben, daß ihm der ins Gesicht schlug — und danach gezwungen war, sich in die Wasserfälle an einem Fjord zu stürzen.' Und um das festzustellen, strengt eine Gemüsefrau-Privatklage ein Mann an, der dreißig Jahre lang über aller Rechtsordnung gestanden hat, der sich vor einem irdischen Gerichtshof zu verantworten ablehnte, und der nun plötzlich ein Ehrgefühl von der Empfindlichkeit des Ihren, verehrte Frau Krawutschke, entwickelt. Aber Sie sind wenigstens ehrlich und wollen nicht durchs Brandenburger Tor einziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Weltkrieg und Feudalismus
von Lothar Engelbert Schücking

III. Feudale Führer

Wenn Bismarck in seinem dritten Bande offen ausspricht, daß im Auswärtigen Amt seiner Zeit nicht mehr die Kräfte vorhanden waren, die Deutschlands Zukunft leiten konnten, so gilt das verstärkt von Deutschlands Armee. Der im deutschen Heere maßgebende Garde-Adel hatte zweifellos gewisse kriegerische Traditionen gewahrt, schon durch die Kadettenerziehung, in der alles Gefühlsleben so sorgsam abgetötet wurde: aber es kam die Aera der Technik, der Maschinen, der Präzisionsmaschinen — und was hatte der Garde-Adel bei seiner geringen Einschätzung der Wissenschaft davon verstehen sollen ! Unsern Feudalen kam es, zum Beispiel, darauf an, daß die Feldartillerie reiten konnte. Das indirekte Schießen lernte man erst allmählich von der Fußartillerie, dieser verachteten, weil rein bürgerlichen Waffe. Ebenso wars mit dem Pionierwesen. Es war verachtet, weil es bürgerlich war; und die Anregungen, die schon vor dem Kriege die Pionieroffiziere dem adligen Generalstab gegeben hatten, waren immer viel zu wenig beachtet worden. Hunderttausende braver Soldaten sind gefallen, weil der hochadlige Generalstab vom Unterstandsbau im Stellungskrieg keine Ahnung hatte und dem berliner Garde-Junker das Wörtchen „Beton“ unbekannt war. Genau so verhielt es sich mit der Einführung der Tanks. Der hochadlige Generalstab hat niemals den Anregungen Erzbergers, Tanks zu bauen, nachgegeben, bis der Feind plötzlich mit hunderten dieser gemeingefährlichen Kriegswerkzeuge herankam. Die Preußen beherrschende Aristokratie verwertete technische Errungenschaften erst dann, wenn sie sich beim Feinde bewahrt hatten. So war es mit den Scherenfernrohren bei der Infanterie; so war es mit den Stahlhelmen; so war es mit vielem andern. Gradezu verbrecherisch aber handelte dieser Generalstab, was die Mitteilung der Technik in der Kriegführung der Feinde anging. Wir hatten Militärbevollmächtigte bei den fremden Staaten — aber haben diese Militärbevollmächtigten jemals darüber berichtet, wie die französische Artillerie „streute“, wie, die englische Kolonialinfanterie sich verschanzte, wie der Feind Unterstände baute, wie der Russe sich eingrub? Wofür haben wir eigentlich diese hochadligen Herren im Auslande jahrelang bezahlt? Konnten sie nicht aus den Instruktionsbüchern der fremden Armeen das Wichtigste ausziehen, und konnte unser Generalstab nicht unsern Truppen mitteilen, wie der Feind focht? Das mußte bei uns erst jeder Kompagnieführer im Graben mit vielen Verlusten an tüchtigen Mannschaften langsam persönlich kennen lernen. Es hieß immer, daß im Generalstab fieberhaft gearbeitet wurde: aber daß die Hauptsache, nämlich die Fechtweise des Feindes nicht rechtzeitig bekannt wurde, das kann dem Garde-

junker des Generalstabs jeder Feldsoldat bezeugen, der das Glück gehabt hat, diesen Weltkrieg zu überleben. Und auch während des Krieges erregten die Anordnungen der O.H L. oft Schmunzeln und Lächeln, wenn sie mitteilte, daß im Artilleriegefecht der Kompagnieführer mit seiner Kompagnie die feuerfreien Räume aufzusuchen hätte. Hätte der Kompagnieführer das nicht schon seit dem Oktober 1914 gelernt, dann wäre er nicht mehr imstande gewesen, so wertvolle Anregungen der O.H.L. zu lesen, die, glaube ich, 1917 herauskamen und zeigten, wie wenige von den Persönlichkeiten, die an der Spitze standen, selber mal einen Nachmittag im Granatfeuer durchgemacht hatten. Bei den hohen Stäben die adligen Müßiggänger, von denen der eine dem Divisionskmmandeur den Rotwein, der andre den Weißwein verwaltete, und die meist zu feudal waren, um die Grabenschweine überhaupt zu kennen, geschweige denn sie in ihren Pflichten zu unterstützen — sie waren keine Vorbilder, von denen der zwanzigjährige Volksschullehrer als Kompagnieführer, irgendetwas hätte lernen können. Es gab Offiziere, die verheerend auf die Stimmung der Mannschaften und der Offiziere wirkten, weil ihre Haupttätigkeit darin bestand, am Abend die Verluslisten zusammenzustellen und sich im übrigen vor allem um die Requisition, Aufbewahrung und Beschaffung von Speise und Trank für Seine Exzellenz zu kümmern. Es hat in dem furchtbar kalten Winter von 1917 in Rußland eine Division gegeben, die keinen Tropfen Rum erhielt, weil diese feudalen Herren den ganzen Rum der Division gegen eine Anzahl besserer Weinsdrten bei der Intendantur ausgetauscht hatten, die Exzellenz dann mit seinem Stabe (Erste Staffel) vertilgte. Man spricht in linksradikalen Kreisen so viel von der Verluderung der Armee. Verludert gewesen ist das deutsche Volk niemals, auch nicht die tapfern Soldaten im Graben und ihre Offiziere. Aber verludert war der deutsche Adel, wenigstens ein Teil, und nie wieder wird das deutsche Volk mit solchen Leuten wie unsern Junkern in den Krieg ziehen und sich für das Vaterland schlachten lassen, nachdem es diese Glieder einer Schmarotzerkaste, die so oft Andre für sich sterben ließen, so gründlich kennen gelernt hat.

Am schlimmsten waren die deutschen Standesherren und Das, was man als Hochadel zu bezeichnen pflegt. Ihre hohe Stellung im alten wilhelminischen Obrigkeitsstaat schloß sie von jeder Verantwortung aus. Wie der Fürst Ysenburg seine Etappe verwaltete, und daß so viele Leute in Wilna Hungers starben: darüber konnten noch so viele Beschwerden im Reichstag vorgebracht werden — kein Haar ist ihm gekrümmt«worden. Ihm nicht und seinesgleichen nicht. Alle Akten über die unsinnigsten Maßnahmen unsrer leitenden Heerführer werden von einer besonders dazu eingesetzten Behörde anscheinend geheim gehalten, und das Volk erfährt nichts von den ahnungslosen Armeebefehlen, die den Tod von Tausenden verschuldeten.

Im Jahre1692 wurde der Deutschordensritter General Baron v. Heidersdorff, nachdem er in schmählicher Weise als Kommandant von Heidelberg die Stadt den Franzosen übergeben

hatte, vor den deutschen Orden geladen. Das Ordenskreuz wurde ihm vom Halse gerissen und zweimal um das Gesicht geschlagen, und dann wurde er mit einem Fußtritt in den Rücken aus dem Ordenshause zu Mergentheim hinausgestoßen. So funktionierten damals noch die deutschen Ritterorden, so funktionierte damals noch im deutschen Adel der Gedanke, daß schmachvolle Handlungen von Standesgenossen bestraft werden müßten. Wer denkt heute daran, einen Malteserritter oder einen Johanniterritter, der sich etwa in der Etappe infam benommen, in der Front als verbrecherisch unfähig erwiesen haben sollte, vor ein Gericht ihres Ritterordens zu bringen, und was würden diese Ritterorden heute tun? Nichts.

Das alte preußische Landrecht hatte noch eine besondere Funktion für den Adel: das war die Unterstützung der äußern Würde des Staates. Deshalb erfolgte auch die Besetzung der Ehrenstellen des Staates, zu denen sich der Adel geschickt gemacht hatte, wie das Landrecht sagt, vor allem durch den Adel. Zweifellos ist das ein machtstaatlicher Gedanke, denn Würde soll imponieren, und der alte Machtstaat hatte eine Organisation für seine Würde in dem Adel. Aus jener Zeit datiert der gesetzliche Einfluß des Adels in Preußen, ein Einfluß, den wir im Kulturstaat nicht mehr nötig haben. Aus dem achtzehnten Jahrhundert auch datiert der Gedanke, daß der Adel einen Unterhalts- und Versorgungsanspruch an den Staat hatte, den er in erster Linie zu verteidigen berufen war. Der Feudalisms war der Pfründner des Staates, der Pfründner des Heeres, in dem er sich die schönsten Stellen nach Belieben aussuchte, wie sich das aus den Gardekavallerieregimentern statistisch nachweisen läßt, wie Oberst Gadke es seinerzeit aus dem Generalstab nachgewiesen hat. Diese alte Funktion des Adels wurde nun mit einer gewissen Phantasie umkleidet. Eichendorff sagt, der Adel sei seiner unvergänglichen Natur nach das ideale Element der Gesellschaft: er habe die Aufgabe, alles Große, Edle und Schöne, wie und wo es auch im Volke auftauchen möge, ritterlich zu wahren, das ewig wandelbare Neue mit dem ewig Bestehenden zu vereinen und somit erst wirklich lebensfähig zu machen. Mit romantischen Illusionen und der eigensinnigen Bewahrung des längst Verjährten sei also hierbei garnichts getan.

Solche wichtigen kulturellen Funktionen weist noch der schlesische Romantiker dem Feudalismus zu. Heute würde er zugeben müssen, daß die Führerschaft für die Vertretung des ewig wandelbaren Neuen längst auf das Bürgertum und auch auf das Judentum übergegangen ist, in einer Weise, an die vor mehr als hundert Jahren kein Mensch gedacht hätte. Das aber trägt so viel zum Antisemitismus im Feudalismus bei, daß der Jude als eine Art neuen Kulturadels in Presse und Schrifttum, in Kunst und Wissenschaft, in Politik und Gesellschaftsleben das ewig wandelbare Neue mit dem feinen Spürsinn seiner Rasse für das Moderne und Kommende vertritt, während der Feudalismus, längst seine Minderwertigkeit für den Kulturfortschritt einsehend, eigensinnig an dem längst Verjährten fest-

hält: Der Feudalismus ist viel älter als der Kapitalismus, aber kühn gewillt, ihn zu überdauern, und da Niemand bei uns den Feudalismus, seine Gesetze und Triebfedern, seine Entstehung und seine Geschichte, seine Unsittlichkeit und seine Volksfeindlichkeit durchschaut, mußte erst der deutsche Arbeiter kommen, um dem Junker zu zeigen, daß und wie er abgewirtschaftet habe.

Interessant ist nun, wie sich der Adel zu dem stellt, was der Sozialist das neue System nennt. Ueberall ist der Adel ein Todfeind der Demokratie, und sobald die Gegenrevolution ihr Haupt erhob, waren sogenannte Edelleute in den Freicorps und bei der Orgesch, beim Kapp-Putsch und beim Schutz- und Trutzbund tätig, die junge Republik abzuwürgen. Statt dem Staatsdienst der Republik fernzubleiben, dienen Viele der Republik und beziehen von ihr Gehälter, während sie die Häupter dieser Republik nach Kräften schmähen, immer bereit, diesen Staat zu stürzen und die alte Hierarchie wieder aufzurichten, weil diese Republik, die pazifistisch und demokratisch sein will, für den Adel eigentlich keinen Raum hat.

Sieht nun der Adel selber die Schäden des Feudalismus nicht ein? Schon im vierzehnten Jahrhundert ist die Schweiz mit ihrem Adel fertig geworden, im sechzehnten Jahrhundert haben die Schleswiger ihren Landadel bei Hemmingstedt erschlagen, weil er ihnen zu üppig wurde. Bei den Balkanvölkern ist der Adel eine völlig unbekannte Einrichtung. Hervorragenden Mitgliedern des Adels hat das schon öfters zu denken gegeben. Die ganze Bedeutung des Adels mußte eigentlich mit der Aufstellung stehender Heere und Berufssoldaten erschöpft sein. Wir haben uns endlich entmilitarisiert und wollen in einem Kulturstaat leben. Sollte da für Adelstraditionen noch Platz sein?

Schon vor über hundert Jahren erklärte Mittermaier, der berühmte Jurist, in der Enzyklopädie von Ersch und Gruber: „Dem Wesen der Demokratie ist der Adel fremd, und wenn sich in dieser Form ein solcher Bestandteil findet, so wird er unfehlbar Reibungen verursachen, in denen entweder er oder die ganze Verfassung untergeht.“ Bemerkenswert ist, wie freimütig Mittermaier 1818 alle Adelsvorrechte, selbst das der Hoffähigkeit, aufgehoben wissen will, und wie er betont, daß von Erbmonarchien ein Unterschied der Stände nicht zu trennen ist, vor allem nicht eine Abstufung des Ranges, weil in Erbmonarchien der Rang von dem Throne ausgehe und durch die größere oder geringere Nähe zu ihm sich bestimme. Dabei gibt Mittermaier selbst zu, daß diese Grade mit den Bildungsstufen nicht zusammenfallen. Fürsten halten ihnen einmal nahestehende Geschlechter dauernd in ihrer Nähe. Das weiß der deutsche Adel, und es ist kein Zweifel, daß der Adel in der Erbmonarchie selbstverständlich, in der wahren Demokratie unmöglich ist. Deshalb ist aus dem deutschen Adel seit der Revolution und seit der Einführung der Republik eine Anzahl von Verschwörergruppen geworden, die den Umsturz der Republik ersehnen, angeblich mit dem Ziel der englischen Monarchie, denn schon von dieser erhoffen sie die alte gesellschaftliche

Pyramide mit dem König an der Spitze und dem Adel am Throne. Deshalb kann kein sogenannter Edelmann aufrichtiger Republikaner sein, und es ist staunenswert, daß die neue Republik es fertig bringt, so viele ihrer Todfeinde in die wichtigsten Aemter zu befördern.

Aber es ist immer noch von der Auflösung des deutschen Heeres durch die Sünden des Feudalismus zu reden. Die alte preußische Armee mit ihren jahrhundertelang bewährten Traditionen hatte einen Ton zwischen Vorgesetzten und Untergebenen eingeführt, der dem des adligen Gutsherrn im achtzehnten Jahrhundert gegen seine Leibeignen entsprach, nicht den Traditionen des siebzehnten Jahrhunderts — denn da gab es noch Landsknechte, die viel demokratischer waren und in jedem Fähnlein Soldatenräte hatten. In einem langen Kriege bedurften diese Umgangsformen der Erneuerung und Demokratisierung. Das aber verhinderte wieder der Adel. Ein Heer, in dem die Gardejunker alle maßgebenden Stellen besetzten, konnte sich niemals demokratisieren. Der Feudalismus stand jeder vernünftigen Reform entgegen. Es kam vor, daß ein Artilleriekommandeur bei der Division von einem Bataillonskommandeur der Infanterie keine Meldungen annehmen wollte, weil diese erst durch das Regiment geleitet werden müßten, trotzdem es sich um den Tod vieler deutscher Infanteristen handelte. Der Artilleriekommandeur war adlig und ließ nicht von seinen starren Formen, auf die der Feudalismus bis zum Schluß des Krieges, grausam gegen die Volksgenossen und auf die Traditionen pochend, bestand. Das beste Beispiel für die Grausamkeit des Feudalismus ist mir immer das Erlebnis eines preußischen Offiziers, der sich 1918 unter furchtbaren Entbehrungen aus russischer Gefangenschaft durchgeschlagen hatte, spät abends in eine russische, aber schon zur deutschen Linie gehörende Gouvernementsstadt an der Front kam und aus dem deutschen Kasino hinausgeworfen wurde, weil er begreiflicherweise für das Souper mit Exzellenz keine korrekte preußische Offiziersuniform trug.

Und die generellen Anordnungen des Feudalismus? Der Freiherr v. Schlicht (Graf Baudissin) schildert schon in seinem 1904 erschienenen Roman ‚Erstklassige Menschen' mit photographischer Treue einen sittlich höchst minderwertigen Gardejunker, der zu weinen beginnt, als ein bürgerlicher Offizier in sein Regiment versetzt wird. Aus diesem gemeingefährlichen Geist der Volksfeindschaft, des Dünkels und der Anmaßung bei unsern Gardejunkern gingen die Beförderungsbestimmungen hervor, die unsre Armee zugrunde richteten. Bei Napoleon trug tatsächlich jeder Musketier den Marschallstab im Tornister, und der Graf v. Wedel schildert in seinen Lebenserinnerungen, daß die Rittmeister napoleonischer Kavallerieschwadronen deshalb jedem preußischen adligen Rittmeister überlegen gewesen seien, weil Napoleon grundsätzlich in seiner Kavallerie zu Rittmeistern der Schwadronen vorwiegend Fechtmeister befördert hatte. Damals fochten nämlich noch die Eskadronführer vor der Attacke der Kavallerie-Eskadronen im Einzelkampf Der von preußischen Gardejunkern verseuchte Generalstab hatte bei der

Beförderung zu Offizieren der deutschen Armee das entgegen-
gesetzte Prinzip. Den Gardejunkern kam es nicht darauf an,
was der Soldat im Gefecht leistete, sondern wie er sich im
Kasino benehmen würde. Es war ihre erste Bedingung für die
Offiziersbeförderung, daß der Soldat das Einjährige habe. Dieser
Wahnsinn führte dazu, daß die Armee von Offizieren wimmelte,
die Obersekundanerreife, aber sonst keine Leistungen irgend-
welcher, vor allem keine militärischer Art aufzuweisen hatten.
Bewährte Unteroffiziere wurden zwar Offizierstellvertreter und
Feldwebelleutnants; aber im Kasino schloß man sie vielfach
aus. Das Kasino war die Hauptsache. Und doch führten wir
einen Weltkrieg gegen einen fünffach überlegenen Gegner.

Bei diesem Gegner gab es eine weitgehende Demokrati-
sierung. Jeder französische Grabenposten rief unmittelbar
seinen Scheinwerferzug an, seine Artillerie und seine Minen-
werfer. Dauernd hatte man im Graben die Ueberzeugung, daß
beim Gegner ein einig Volk von Brüdern uns gegenüberstand.
Was hätten wir ohne unsern Feudalismus leisten können, ohne
diesen Geist der Exklusivität ! Wie haßten die bürgerlichen ak-
tiven Offiziere der Armee diesen Feudalismus, und wie offen
gaben sie es zu, wenn man sie näher kennen lernte ! Die meisten
meinten, daß Wilhelm der Zweite die Hauptstütze dieses Feuda-
lismus sei und in seiner Armee verwüstend wirke durch Bevor-
zugung der anmaßenden Junkerkaste, des Gardeadels. Merk-
würdig war bei vielen aktiven Offizieren, daß ihre Hauptfrage
immer war: Wie wird die Sache beurteilt? Der aktive preu-
ßische Offizier fürchtete nicht den Tod vor dem Feind, aber oft
die Beurteilung seiner Handlungen durch seine Vorgesetzten
und das Dienstleistungszeugnis. Für den unbefangenen Land-
wehroffizier war es beinahe komisch, wie mitten im Granatfeuer,
in Situationen auf Leben und Tod, wo Jeder mit dem Leben
abschloß, und wo immerhin Zweifel zu hegen waren, ob man
später noch existieren, ob es dann noch ein Deutschland und
eine deutsche Armee geben würde — wie da die Aktiven mit
dem „Dienstleistunigszeugnis“ rechneten. Sicherlich ist auch
dieses Strebertum im Angesicht des Todes auf das Konto des
deutschen Feudalismus zu setzen. Jedenfalls hatte es entsetz-
liche Folgen. Ungünstige Meldungen durften oft nicht weiter-
gegeben werden: sie konnten der Conduite schaden von Leuten,
die noch etwas werden wollten. Meldungen über Minderwertig-
keit der Stellungen, des Artillerieschutzes, des Materials zum
Stellungsbau, des Gesundheitszustands der Truppe, der ärzt-
lichen Versorgung, der Verpflegung, der Behandlung — Mel-
dungen der Art wurden oft nicht so weitergegeben, wie sie ge-
macht waren. Es war zuweilen so, als ob das aktive Militär den
Krieg nicht für das Vaterland führte, für das der deutsche Land-
sturmmann sich schlug, sondern für die Beurteilung durch die
hohen Vorgesetzten.

Man muß endlich lernen, daß es sehr wohl möglich ist,
Preußen vom Feudalismus und seinem bürgerlichen Gefolge ab-
zutrennen. Es gilt, rechtschaffen andern Vorbildern nachzueifern
als diesen Mitgliedern einer abgewirtschafteten Kaste.

IX.

Antwerpen von Joseph Friedfeld

Antwerpen hat nicht den Glanz von Brüssel; im Grunde ist es eine Kleinstadt. Es ist heute noch die Stadt kommerziellen Patriziertums; wie in Holland und England, aber Holland in der Bauart ähnlicher, herrscht hier das Einfamilienhaus, meist schmale, zweistöckige Häuser mit drei bis vier Fenstern Front und ohne Vorgarten; und schon dieses Einfamilienhaus gibt der Stadt etwas Strenges, Protestantisches, Nordisches, Abgeschlossenes. Man sieht oft, wie in Holland, Spione vor dem Fenster; breit und neugierig in seiner Stube will der Bürger doch genau wissen, was es „draußen“ Neues gibt. Aber die Bevölkerung, wie alle Flamen, ist streng katholisch, an allen Straßenecken trifft man Marien- und Heiligenstatuen in Häusernischen und ein ewiges Licht vor ihnen. Die Kirchen sind immer voll betender Frauen und Männer, und die Beichtstühle haben große Macht. Es ist eigentlich die Religion, der Katholizismus, der die Flamen mit den Wallonen zusammenbindet und von den Holländern trennt.

Der Flame ist heute noch so wie auf den Bildern der Bruighels und des Jacob Jordaens, die man in Brüssel oder Antwerpen so schön sehen kann. Und wenn man dann mit einer der vielen Vizinalbahnen in die Dörfer fährt, zur Kirmeß, die es noch heute mit dem Fest der Armbrustschützen gibt, dann glaubt man kaum, daß diese Flamen einst Bilderstürmer gewesen sind. Der Flame ist fleißig, geduldig, ausdauernd und sparsam, er liebt das Verdienen und ein ruhiges, volles Leben, sein Bier, das gut ist, und überall trifft man Estaminets, kleine Wirtschaften und Cafés, die eine Handvoll Stammgäste jedes Abends haben, und wohin sich selten ein Fremder verirrt.

Antwerpen ist eine ausschließlich flämische Stadt. Aber in den Hauptstraßen, in den größern Läden und Restaurante kann man sich in Frankreich wähnen, und im Sommer bietet die Hauptstraße mit ihren Beeten und Bäumen, mit den Terrassen der vielen Caféhäuser auf dem Bürgersteig den südlich-heitern Anblick von Paris. Das nationale Bewußtsein der Flamen erwacht nur langsam, die Bourgeoisie ist noch immer vorwiegend französisch, der reichgewordene Flame beginnt auch in der Familie sich der französischen Sprache zu bedienen, das Volk ist nicht sehr aktiv, und es ist vor allem eine kleine Gruppe der Intelligenz, die den Kampf für die volle flämische Gleichberechtigung führt. Sie lehnt sich dabei an die holländische Kultur an, da die beiden Schriftsprachen fast identisch sind. Und sie gewinnt dadurch. Es existiert ein flämisches Drama, das jedenfalls interessanter ist, als was die französischen Bühnen des Landes bringen. Und die zwei flämischen Schauspieltheater: das Königliche und das sozialistische im Volkshaus spielen Shakespeare und Ibsen und Hauptmann. Auch die flämische Oper hat eine größere Schwungweite und ein bunteres Programm als die französische, die, wie in Brüssel, von ‚Carmen’ und ‚Lakme’ sich nährt.

Die Boulevards zerlegen Antwerpen in zwei Teile: im Westen da ist die alte Stadt, die Museen, die Kathedrale, der Hafen. Der Glanz der großen Handelsstadt, die Brügge und Genf überflügelt hatte und nach der Entdeckung des Seewegs nach Indien auch Venedig und

Genua, erstrahlte hell unter Karl dem Fürsten und noch einmal zu der Zeit, da Rubens, Staatsmann und Maler zugleich, hier lebte und mit seiner kräftigen, überschäumenden, breiten Natur den Triumph der katholischen Kirche und der spanischen Statthalter mehrte. Die erste Börse stand hier, und der Hafen war einst noch von größerer Bedeutung, obwohl heute noch seine Größe entlang der Schelde imponiert. Einst lagen hier die Schiffe des Norddeutschen Lloyd und etwas südlicher der Ostafrika- und der Hamburg-Amerika-Linie an den bevorzugtesten Stellen: jetzt läuft nur selten ein kleines Schiff unter deutscher Flagge ein. Matrosen aus aller Welt beleben die Schenken, der Duft ferner Weltteile mengt sich mit Kohlenstaub und Küchengeruch, und über allem steigt, als Wahrzeichen Antwerpens, der spitzengleich gewirkte Turm der Kathedrale in die Höhe, über einem riesigen, burgartigen, ungeschlachten Kirchkörper, an den fast von allen Seiten kleine Häuschen sich kleben.

Aber in dieser alten Stadt gibt es einen stillern Winkel: die alte Buchdruckerei, die Christopher Plantin 1549 hier errichtet hatte, und die bis 1876 gearbeitet hat. Es ist ein einzigartiges Museum, dieses völlig unberührt erhaltene Haus eines kultivierten Patriziers aus dem sechzehnten Jahrhundert und einer Druckerei, die auf ihre alte echte Handwerkstradition stolz war. Mehr als auf allen „Bugra"-Ausstellungen hat man das Gefühl, in einen Tempel des Buches einzutreten, in Räume, wo die Liebe zum Buche, zum schönen Druck, zur sorgfältigen Arbeit heimisch war, der stille Fleiß gelehrter Korrektoren, die in Humanistica und Orientalia Meister waren. Flämische Gobelins und Familienbilder, darunter mehrere von Rubens, versetzen einen vollends in ferne, friedlichere Zeiten, die wohl Kriege, nicht aber unsre Hast kannten. Wieviel Kultur müssen einst diese heute so spießbürgerlichen Städte gehabt haben !

Oestlich von den Boulevards ist die neue Stadt, gleichgiltig und langweilig. Nur Eines ist interessant: Antwerpen ist heute der bedeutendste Sitz des Diamantenhandels und hat darin Amsterdam überflügelt. Aus Südafrika und aus andern Orten kommen die Diamanten über London hier zusammen. Hier werden sie geschliffen, gehen von Hand zu Hand, werden aufgeteilt und gemischt, bis sie wieder hinausgehen, meist nach Amerika oder in den Osten, nach Indien und China, wo die Leute noch Diamanten bezahlen können. Den Diamantenhandel zur Blüte gebracht haben meist Ostjuden, die seit vierzig Jahren auf der Wanderung nach dem Westen hier geblieben sind. In drei großen Börsen, in vielen kleinen Caféhäusern sitzen sie und prüfen und mustern tausende und tausende der glitzernden Kristalle: viele noch in ihren östlichen Bärten und Kaftanen, ein seltsamer Anblick wie eine fremde Welt in dieser nordischen Stadt, ebenso eigenartig wie das bunte Leben des Hafens. Die reichern haben ihre Büros; aber die meisten sind nur Makler, in deren Händen das wertvolle Gut wenige Stunden oder Tage bleibt, um mit einem kleinen Gewinn zum nächsten zu gehen. Freilich hat die allgemeine Krise seit zwei Jahren auch die Diamanten hart getroffen: ihr Preis ist auf die Hälfte gesunken, und die großen Häuser haben Millionen Verluste erlitten. Aber auch ihre Zeit wird bald wiederkommen, denn unersättlich braucht den Mensch immer neuen glitzernden Schmuck, seine Sehnsucht zu befriedigen, die haltlos ins Leere greift.

Rathenau von Arnold Zweig

Er war kein Kerl ersten Ranges, kein geistiger oder politischer Schöpfer ab ovo, kein Landauer; kein unermüdlicher Arbeiter vor den Bayonetten wie Rosa Luxemburg — niemals unbedingt stehend auf eignen Ureinsichten, sondern stets ausspähend nach kommenden Dingen; nicht vulkanisch Gestaltung aus eignem Diktat in die geliebte und verachtete Welt der Menschen und des Geistes strömend, sondern sehnsüchtig einen Geist verkündend, den er an eigner Haut, im eignen Hause nicht erstgestaltend zu erproben vermochte. „ Ein Dilettant in vielen Sparten dieser Zeit, nicht imstande, diese Sparten zu zerstören und als frei-einiges Ich mit dem Ernstmachen, mit konsequentem Tun zu beginnen — jetzt und selbst und hier. Ein Feind der Mechanisierung und ihr Nutznießer, ein Freund beseelteren und geistigeren Menschenseins — innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Einsam unter Seinesgleichen durch das ausgezeichnete Gefühl für geistige Qualitäten (Stehr). Kein Gedanke von ihm wird bleiben; nur der Zickzack des Widerspruchs in seinem Leben: Kriegsverlängerer und Kriegsgegner, Glaube an deutschen Sieg und Glaube an Niederlage, Aufruf zur nationalen Verteidigung und Widerspruch gegen London contra Erfüllungspolitik und Wiesbaden; Antikommunist gegenüber Rapallo. „Das macht: ich bin kein ausgeklügelt Buch — ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“ Kein Programmreiter jedenfalls — ein lebendiger Mensch, ganz gegenwärtig erst als tätiges Wesen.

Er hatte nicht Mahlers fanatische Sachdienerschaft noch gar die erschütternde menschliche Schlichtheit (und Genialität) Einsteins; weder Entdecker acheronischer Gründe war er wie Freud noch hatte er Husserls einsamst-geniale Fundamentierung der menschlichen Erkenntnis — und auch die gradlinige und wasserhelle Genialität Adolf Reinachs nicht, der sich erst taufen ließ, bevor er das geniale, das einzig bedeutende Denkerhaupt dieser Generation zwischen Dreißig und Vierzig der unvermeidlichen Granate hinhielt, und dessen eine Abhandlung vom ‚Apriori des bürgerlichen Rechts’ alle Schriften Walther Rathenaus unvergleichlich überleben wird. Dieser Rathenau, schöpferischer Staatsmann ebensowenig wie konsequenter Mensch, ein westlicher Jude mit geschwächten jüdischen Impulsen — geschwächt, nämlich Theorie bleibend — , der die Lebensführung des Adels anbetete und dessen Wesen, ohne Kontakt mit irgendeinem Judentum und doch gelähmt, gereizt, beunruhigt von diesem Judentume bis in feinste Fibern — dieser malende und musizierende Denkdilettant, dieser ästhetische Politiker und kaufmännische Ingenieur, dieser geborene Diplomat, stark weil klug und in sein Gegenüber hineinsehend, hineinfühlend: dieser Jude war sehr wenig Jude mehr. Und gar nicht genial. Aber er überragte Alles, was er in seiner politischen Sphäre im heutigen Deutschland wie im vorigen antraf, um Haupteslänge. Und viel zu schade war er, viel zu schade, sich für diese Nation zerlöchern und zerkrachen zu lassen. Ein Jude mittlern Wuchses — aber viel zu schade.

Armer Walther Rathenau. Ihm hat sie nie Lust erweckt, die Feindschaft, die er traf. Er hat ihr nie in die Zähne gespuckt, und kein „Jetzt erst recht“ konnte funkend aus ihm sprühn. Nichts Vulgäres, rabiat Urwüchsiges sprang mehr aus ihm — nichts vom starken lachenden Ostjuden ging in seinem Blute mit Taten schwanger. Eine Art modernen Seigneurs, Freund von Künstlern, Staatsmann aus Liebe zum Lande und zu sich selbst, ein Mann von wirklicher Kultur im Sinne geschlossen geschmackvollen Lebens — das etwa stellte er dar.

Aber, dreimal aber: tapfer wie ein Jude war er, zivil tapfer, unbewaffnet tapfer, aus gelassenem Unglauben an die Gefahr und aus erblassender und doch gelassener, ganz standhafter Ueberwindung des Glaubens an die Gefahr. Er wußte, er, nach Erzberger, sei der Nächste in dieser Nation von Mitschuldigen des politischen Meuchelmords. Aber er blieb im Amte und arbeitete für dies Land. Sie konnten ihn erschießen: zum Rücktritt bringen, zur rettenden Flucht zwingen nicht. Ihn nicht wie weder die Luxemburg noch Eisner noch Landauer noch Schottlaender noch irgendeinen der vielen, vielen gemeuchelten Juden, die mit der unzerstörbaren Idee auf den Lippen und im Herzen sich abtun ließen wie Leviné. Wovor kniff das erlauchte Pack aus, das vier Jahre „die Verantwortung getragen“ hatte, nach Holland, nach Schweden? Vor der Kugel und der Handgranate. Wovor trat Walther Rathenau keinen Schritt zurück, auch er, wie jene andern Juden? Vor der Kugel und der Handgranate.

Und er war nicht der letzte Jude, der dem Pack die Stirne zeigte. Er hatte den Mut des Juden, einsam zu sterben und der viehischen Gewalt des ewigen Boche nicht zu achten. Er starb — in guter Verbundenheit.

Ein Jude mittlern Formats Und viel, viel, viel zu schade für diese Nation.

Aber er starb ja auch nicht für diese Nation von Zeitungslesern, Stimmvieh, Geschäftemachern, Mördern, Abrückern, Operettenliebhabern und Amtskadavern. Er arbeitete für den metaphysischen Deutschen, für die plastischen und leidenschaftlichen Mächte der Seele und des Landes, die er sah, und die er liebte, und für sie auch starb er. Für die Möglichkeit, auf diesem Boden noch einmal Gesang aufsteigen zu machen wie Bachs, Gestalt wie Grünewalds, Religiosität wie Eckeharts, Politik wie Thomas Münzers, Weltbild wie Leibnizens, Erziehung wie Schillers und Fichtes, Gedicht wie Hölderlins und Claudius, Drama wie Kleists und Büchners, eines Lebens wie Beethovens, Wilhelm Humboldts und Goethes; für die zeugende und erhabene Seelenwanderung des ewigen Deutschen Raum schaffend ging er hin —
und dafür zu sterben lohnte wie für die viele Jugend von Vierzehn bis Achtzehn, für all die Kameraden und Scharen von Kameraden, ja dafür zu sterben war gut auch für ihn.

Eines von innen her bedrängten Lebens guter Schluß. Glücklich, wer seinen Tod so einfügen kann in seine zentrale Liebe. Ihm ist die Erde leicht und das Herz, gut ausruhend, sollte das unsre nicht noch immer schwer und grimmig schlagen machen. Gute Nacht, Walther Rathenau ...

Aus großer Zeit von Ignaz Wrobel

Die Psychose-Welle der Jahre 1914 bis 1918 hat die erschrek-
kendsten Wirkungen auf die schreibenden Zeitgenossen hervorge-
bracht. Die gradezu unglaubliche Leichtfertigkeit, mit der die Ge-
bildeten Deutschlands fast sämtlich die Heeresberichte aus Papier
für bare Münze nahmen, hatte das Bild des Normaldeutschen völlig
gewandelt: die gewöhnte philologische Sorgfalt und die wenigstens
von den anständigen Historikern stets angestrebte Objektivität war
einer Verblendung gewichen, die sich am ehesten noch mit dem
Seelenzustand durchgehender Pferde vergleichen läßt. Was in diesen
Jahren von den Ordentlichen Professoren jener Universitäten, die
den Schlächtermeistern Ehrendoktorate verliehen, angerichtet wor-
den ist, geht auf keine Kuhhaut. Sie tobten alle mit: Theologen,
die die Schlachttiere segneten; Mediziner, die gar nicht genug Löcher
zum Verbinden bekommen konnten; Philosophen, die nachwiesen,
daß es immer schon so gewesen sei; und Juristen, die die Rechts-
ansprüche halb unzurechnungsfähiger Einbrecher mit dem ganzen
corpus juris belegten. Daß die Tagesschreiber nur noch mit roten
Farbbändern auf ihren Schreibmaschinen tippten, versteht sich von
selbst. Nichts schlägt so hart wie eine Reklamiertenfaust.

Aus diesem Tohuwabohu sei eine kleine Auswahl erlaubt, die
dartun soll, auf welche Stimmen Deutschland einmal gehört hat.
Sie ist durchaus nicht voll besetzt. Unmöglich, auch nur den tau-
sendsten Teil eines Irrsinns zu kompilieren, dem ein ganzes Volk
in jenen Jahren verfallen war. Da sich, nach Schopenhauer, der
Charakter eines Menschen niemals ändert, so ist lustig genug, zu
sehen, wer heute noch — nach solchen Aussprüchen — gelesen
wird, Ansehen genießt, Tantiemen bezieht.

Der feinsinnige Lyriker

Wenn wir den Becher greifen,
Dem jetzt im milden Herbstlicht überm Rhein
Im Golde strotzend edle Trauben reifen,
Soll deines Mantels letzter Purpurstreifen
In der Besiegten Blut gereinigt sein !

Rudolf Presber

Der Prophet

Amerika, laß ab von deinem Wahn,
Daß zeitig dein Gewissen noch erwache !
Siehst du ihn nicht mit grimmem Schritte nahn
Den großen Tag der fürchterlichen Rache?

Gustav Hochstetter. 1915

Appelschnut

. . . Und folgerichtig ist dieses Italien kein ehrenhafter Gegner
wie andre, gegen die man Krieg führt; es ist eine heimtückische Bestie,
die ihrem Wohltäter in die freigebige Hand beißt . . . Die rechtlichen
Folgen dieses Feldzuges werden die einer Strafexpedition sein, man wird
mit Italien keinen Friedensvertrag schließen, und Niemand wird mit
Italien jemals wieder Verträge schließen — sondern man wird über
Ephialtes die Strafe des Verräters verhängen.

Otto Ernst, 1915

Der Mann mit dem Anstandsgefühl

Ein Volk, dessen gesammelte Kraft heute — wie oft zuvor — dem
Seeraub, dem Diebstahl von Privateigentum und der Vergewaltigung am
Krieg unbeteiligter Neutraler dient, kann kaum Männer von Ehrsinn
und Anstandsgefühl haben ! Nein ! kein Engländer ist fair. Jeder kam
als Grapscher und Täuscher auf die Welt.

Otto v. Gottberg

Ein Eiserner

. . . folgende sittliche Grundgedanken: Wir wären wahrhaftig keine Räuber, die sich gar noch entschuldigen müßten, wenn wir unsrer Reiches Land mehrten. Nicht rachsüchtige Vergeltung würde uns leiten, obgleich wir dazu volles Recht hätten . . . Wir tragen die Verantwortung, künftigen Friedensbruch an die denkbar schwersten Bedingungen zu binden ... Ist hierzu Landerwerb nötig, so nehmen wir es mit einem reinen guten Gewissen.

Gottfried Traub, 1915

Woher kommt Versailles?

Geht Alle fort, die Ihr von der Kultur unsrer Feinde redet, die Ihr davon sprecht, daß man später ihre Gefühle schonen müßte und auf ihre Empfindungen Rücksicht nehmen soll.

Gottfried Traub, 1917

Der Mensch ist gut

In den Schanzen, da liegt Engelland.
Aus den Gräben tönt gierig ihr Krämergezisch.
Fegt, Kugeln, daß ihnen zu eng das Land !
Das Meer braucht Futter für Vogel und Fisch !

Denn der Tag ist zu kurz, um die Arbeit zu tun,
Dich auszulöschen vom Antlitz der Welt.
Kann doch die Mutter vor Scham nicht ruhn.
Hetz, hetz, ihr Kugeln ! Der Jagdruf gellt !

Rudolf Herzog, 1916

Gasangriff

„Dieu et mon droit“, das war die stolze Devise, unter der damals Albions Söhne für Recht und Freiheit stritten — das heutige offizielle England aber sollte sie schleunigst aus seinem Wappenschild streichen und durch den zeitgemäßen Walspruch ersetzen: „Feige und lumpig !“.

H. v. d Wense

Blutiges Ueberbrettl

(Aus einer Weihnachtsrede an seine Kompagnie): . . .daß uns Deutschen die hohe Aufgabe zugefallen sei, auch die Weihnachtsverheißung des Christentums zur Wahrheit zu machen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Und wir legen uns das so aus: nur der Friede, den wir Deutschen der Welt und unsern Widersachern aufzwingen, kann ein dauernder sein, nur ein Sieg deutschen Geistes kann den Völkern ein Wohlgefallen verbürgen.

Ernstvon Wolzogen, 1915

Der Ethnograph

Der Kern des französischen Volkes ist noch immer- jenes iberokeltische Galliertum, das in seiner ganzen Minderwertigkeit schon von Caesar erkannt ist . . . Dies Volk ist nur noch ein Ballast für die Weltgeschichte.

Fritz Bley

Hohe Ziele

Und wenn auch Monde darüber verfließen,
Auf Posten bleiben, bis daß es reicht,
Bis die Bande gründlich die Flagge streicht
Und den Räuberhalunkennacken neigt.
-- -- -- -- -- -- -- -- -- -- -- -- -- -- -- -- -- --
Dann sollen uns Scharten und Wunden nicht schwächen,
Die Hundegemeinheiten werden wir rächen,
Und die Kerle soll'n blechen, die Kerle soll'n blechen !

Achim Stoltenberg

Aus dem Kaffeesatz

Es wird eben der Friede erst kommen, wenn die Zeit erfüllet ist. Diese Zeit ist erfüllet, wenn die Feinde um Frieden bitten, und sich unterlegen bekennen. Bis dahin geht der Krieg.

Gottfried Traub, 1917

Die Klausel

Und falls es uns glückt, England niederzuzwingen, dann meine ich, wir sollten in den Friedensvertrag eine Klausel setzen, wonach William Shakespeare auch formell an Deutschland abzutreten ist.

Ludwig Fulda, 1916

Reklamiert läßt grüßen !

Da kam der Krieg, der grimme Würger,
Und seht das Wunder — seht, wir lieben ihn.
Ja, wir lieben diesen Krieg,
Der die neue Zeit beginnt,
Der uns heut im Kampf und Sieg
Zeigt, wie groß und stark wir sind.

Gustav Hochstetter, 1915

Die Sorgen des lieben Gottes

Zum Herrgott und Hindenburg wollen wir flehen,
Daß wir bleiben in Flandern stehen !
Daß wir nimmermehr weichen vom Meer,
Unsrer schimmernden Zukunftswehr !
Zum Herrngott und Hindenburg wollen wir rufen,
Daß wir behalten die ehernen Stufen,
Die sie uns schlugen ins Lothringer Land:
Für Erz und Kohlen ein Unterpfand !
Wozu habt Ihr Beide denn Kurland genommen?
Bei Euch heißt „gewonnen“ doch nicht „zerronnen“?
Da lachte der Herrgott und Hindenburg:
Beruhigt Euch nur, wir kommen schon durch !

Arthur Dinter, 1917

Les affaires c'est l'argent des autres

Der Kampf wird geführt zwischen Roheit und Gesittung, zwischen Unbildung und Bildung, zwischen gemeinster Geldgier und einer Lebensauffassung, in welcher Goldeswert nur dient und an sich gar kein Ansehen genießt . . . Es handelt sich in neuer Form um den alten Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Ormuzd und Ahriman, für den Christus den Ausdruck geprägt hat: „Ihr könnt nicht Gott samt dem Mammon dienen“.

H. S. Chamberlain, 1915

Das Reine

Feinde ringsum !
Wir kämpfen allein.
Das Reine und Redliche steht geschieden
Von allem Ekel und jedem Schwein.

Ludwig Ganghofer, 1914

Der Christ

Menschen verbluten, Menschen sterben. Aber die Zeit ist so, daß man sich freuen muß, weil es Feinde waren.

Ludwig Ganghofer, 1915

Das Unbegreifliche

Wer deutsch fühlt und denkt, kann von einem Franzosen, selbst wenn er sich die Mühe gäbe, uns kennen zu lernen, nie verstanden werden; und den an Hysterie grenzenden Nationalstolz und Nationalhaß der Franzosen werden wir nie begreifen.

Paul Oskar Hodler, 1917

Knaben und Mörder von Berthold Viertel

Ein junger Mensch, in der herzabwürgenden glückseligen Not seiner Jugend — schreibt heimlich, für sich selber, seinen Wachtraum, seinen Angsttraum, seinen Wunschtraum vom Guten und vom Bösen. Angst und Wunsch — sie sind gewaltig in der Jugend ! Dieser Mensch ist eben auferwacht, an einem Dichter vielleicht (vielleicht mitten in einem Seelenlabyrinth des furchtbaren Dostojewski) — oder er erwachte an einem Freunde, oder an sich selbst, durch einen schwindenden Blick ins dunkelste Ich hinab. Noch ist das Chaos und die schwarze Hölle zu sehen, wenn der junge Mensch in sich hinunterschaut. So schreibt der junge Mensch. Niemand kennt ihn noch, Niemand schaut ihm zu. So gelangten eine Hölle und ein Himmel aufs Papier. Es geschieht im Fieber, mit einer Seraphsruhe drüberhin. So hat Hermann Ungar sein erstes Buch: ‚Knaben und Mörder' (erschienen bei E. P. Tal & Co.) geschrieben. Schrieb er auf große Bogen mit allersorgfältigsten Buchstaben, wie gedruckt — oder ganz unordentlich auf verstreute Zettel, kaum zu entziffern? Ich weiß es nicht. Aber beneidenswert allein muß er gewesen sein, als er dieses sein erstes Buch schrieb, eingemauert in die herzabwürgende Not seiner Kindheit — ein Mönch in seiner Zelle, ein Mörder in seinem Kerker. Ja, beides in einem muß der junge Dichter gewesen sein, vermöge der Einbildungskraft: Heiliger und Verbrecher !

Wie wichtig muß es für den Unbekannten gewesen sein, das zu schreiben — möge das Schreiben nie anders wichtig für ihn werden ! Ein wie starkes Kraut ist seine allergesündeste Bitternis der Jugend, er hat es über heutigem Papier ausgedrückt — das war seine Tintel Nur Beichte hat er geschrieben, nur Inhalt, nach einer schrecklichen Sachlichkeit der Seele gestrebt — als ob er schon gewußt hätte, daß nur sie noch heilen kann ! Vielleicht hat er es schon ganz klar gewußt — (daß er es niemals mehr vergesse !). Immer wieder wird ja die Welt staunen rrrüssen, wieviel ihr jüngster Mensch von ihr weiß, von Frau und Tier und Kind, und von dem verschlungenen Schicksal, in das verschlungene Charaktere sich entrollen. Immer wieder wird die Welt staunen, wessen der junge Mensch sich bezichtigt, und wessen er sich vermißt. Aus lauter Ungebrochenheit ist er ja voll innern Bruches. Gewiß hat er schon Entsetzliches gelitten und Entsetzliches verbrochen — aber noch hat er keine Wunde zugefügt und keine erhalten, die seine Idealität erledigte ! Noch ist er, in seiner gesunden Verworfenheit, unendlich nach dem Reinen hin !

In unsrer Zeit der glänzenden Erstlinge, da es, inmitten des unholdesten Wahnsinns des Lobes so schwer geworden ist, einen neuen Wert zu preisen; da die Talente so rasch zur Geltung kommen und darüber ungültig werden; da Aufsteigen und Zugrundegehen beinahe ein und derselbe Augenblick geworden sind; da ringsum, im Scheinwerferlicht der Literatur, üppige Leichen, obwohl innen tot, von außen wie das junge strotzende Leben anzusehen sind; da Vielzuviele sich mit der gespenstischen Gelenkigkeit des Allzuleichtgewichts vorübertummeln: auf welche Kraft des Glaubens und Gelobens hin ein neues Buch prüfen? Woran sich versichern, daß nicht auch dieser junge Dichter mit ganzem Schwung in das ideelle Nichts springen wird, das unser öffentlicher Geist ist? Gibt es überhaupt

noch ein Außerhalb? Tolstoi und Strindberg sind tot. Knut Hamsun ist allen unsern Zeitfragen entflohen in die nördlichsten Wälder, um dort, ein Chingachgok der Literatur, sein Seelennetz zwischen zwei Bäumen an das Absolute zu knüpfen und so ungestört weiterzuspinnen, Dem öffentlichen Mann von heute, bevor er einer wird, möchte man einen Talisman wünschen, ein Anonymes, das ihn bewahrte: nächtliche Holzsägearbeiten ; oder daß er insgeheim die Zimmer aufwasche, in denen er lebt; oder eine heimliche Untreue, eine heimliche Treue ! Daß nur ja Befangenheit und Unbefangenheit in ihm nicht an die falsche Stelle gerate ! Vielleicht genügt es, daß sein Schreiben ihm schwerer werde mit jedem Tag !

So messe ich denn dieses neue Buch an sich selber: von den beiden Erzählungen tut die eine weh, aber die zweite drückt das Herz ab. Hermann Ungars Helden sind Knaben, die aus der Not der Kindheit, aus einem vergeblichen Heißhunger nach dem Guten sich in den Mord flüchten — wie Hamsun nach Island. An den Verführungen unsrer Zeit kommen sie zunächst gar nicht vorbei. Sie beben allzu hart, in schmerzhafter Klemme, zwischen dem Guten und dem Bösen. So deute ich mir den innersten Seelenwillen dieser Erniedrigten und Beleidigten. Unerbittlich gibt es da nichts als die Zweieinigkeit: Charakter und Schicksal. Und keine Landschaft als Himmel und Hölle. Um dieser Härte, um dieser Weichheit willen glaube ich, wie schon seit langem an keine neue Erscheinung, an dieses Buch und seinen Dichter.

Nie wieder Krieg !

Als ich vor dreißig jaren
noch jung und unerfaren,
oft hört vom kriege sagen,
und mir auch hart anlagen
mein gesellen, das ich hin
solt in den krieg mit in,
auch etwas zu erfaren,
das ich in alten jaren
darvon zu sagen west,
fürsagten mir das best,
das ich ein lust gewun
zum krieg, und dem nachsun,
wie noch manch junges blut
aus unwissenheit tut.
nun, eins nachts gegen tag,
als ich frei munter lag,
erschien mir hell und pur
der groß gott der natur
Genius, sprach zu mir:
wolauf, gsell, das ich dir
den krieg tu zeigen on,
sein art, frucht und sein lon !

Zeigt mir ein weites tal,
verwüstet überal;
verhauen warn die welder,
zertreten die baufelder,
würz, kraut,laub und gras
als abgefretzet was
samt allerlei getreid
und aller wunn und weid;
und die edlen weinreben,
all fruchtbar beum darneben
waren all abgehauen,
die ecker ungebauen,
auch stünden die weier
von visch und wasser ler;
zeigt mir, wie sich verkrochen
die bauern in den welden,
in hecken und finstern helden,
der ich doch vil sah schetzen
fahen, martern und pietzen,
auch wie da an den straßen
vor den dörfern saßen
weib und die kleinen kinder,
hin war ros, schaf und rinder.
all winkel hin und dar
mit klag erfüllet war,
mit seufzen, gschrei und weinen
von großen und von kleinen;
dann all heuser in zorn
zerrißn, geplündert worn,
die gaßn voll burger lagen,
erschossen und erschlagen,
in blut gewelzt ir leiber,
darbei töchter und weiber

saßen ein große schar,
rauften ir eigen har,
wanden vor leid ir hent.
ir vil waren geschent
an ir weiblichen er
von dem unzüchting her.

Genius sprach zu. mir:
nun will ich zeigen dir
auch das gewaltig her,
das mit blutiger wer
die lantschaft hat verhert,
schlößer und stet umbkert,
was sie für wert und lon
auch entpfangen darvon !

Da lagen sie blutig rot
an der ert in dem kot,
sam lebendig begraben
in irn hütten gleich den raben,
ganz wetterfarb und hager,
hungerig, dürr und mager,
ire kleider zerrissen,
erfaulet und zerschlissen,
bei der nacht sie erfruren,
beim tag hart peinigt wuren
von der sonn, hitz und staub
macht sie ganz mat und taub
regen und ungewitter,
herb kalte wint warn bitter,
die leus in nassem kleit
teten auch vil zu leit.
oft wart gesperrt das lant,
bracht mangel an provant;
derhalb alter und junger
muß leiden großen hunger,
wann sie dann heten wol,
warens denn gar stutvol,
fraßens fleisch hinein gar,
wanns kaum halb gsotten war.
durch so unorntlich leben
tet sich bei in begeben,
das ir vil waren krank;
umb sie war groß gestank,
sie heten breun und rur,
vil ir begraben wur;
kein ru tetens auch haben
mit schanzen und mit graben,
mit tagwach und schiltwachen
und andern kriegessachen.
on zal ir wurden wunt,
die man oft schlecht verbunt,
das ser vil krüppel gab.
ich sah von oben ab,
wie sie litten zumal
vom feint groß überfal;
auch kamen vom scharmützel
ir oft herwider lützel.

Auch zeigte er mir von ferren
In eim zelt die kriegsherren;
teten vil anschlag machen,
felten doch in vil sachen,
des war in heimlich bang,
der krieg verzog sich lang . . .
oft war provant verlegt,
der lerman sie erschreckt.
auch fürchtens mancherlei
aufrur und meuterei
in irem eignen her;
auch ereignet sich mer
untreu irer amptleut;
ir vil trugen schalksheut.
auch war ir kuntschaft schlecht,
oft falsch und ungerecht;
auch wurt in him und wider
vil post geworfen nider;
dardurch kam an den tag
ir heimlicher vorschlag.

Genius ließ mich sehen,
balt die schlacht war geschehen,
die walstatt dieser wiesen
sah ich mit blute fliesen.
da große haufen lagn
erstochen und erschlagn;
eins teils lagen totwunt,
echzten noch mit dem munt,
eins teils hört ich laut jemmern
seufzen und kleglich wemmern
und nach dem tode schreien,
aus engsten sie zu freien.

Genius zeigt herab,
wie man auch urlaub gab
dem ganzen hellen haufen.
ach wie sah ich ein laufen,
beide von jung und alt,
des solt nicht gar bezahlt !
der meist teil kam zuhaus
erger, denn er zog aus,
voll laster und untugent.
also die blüent jugent
im krieg verdorben war,
das ir anhängt vil jar.

Genius sprach zu mir:
sag an, gsell, wie gfellt dir
der krieg und die kriegsleut,
sein art, frucht, lon und beut?
ich antwort im gar klug:
des kriegs hab ich genug;
dieweil ich hab mein leben,
so will ich mich begeben
in kein krieg nimmermer,
weil er on nutz und er . . .
das frid und ru erwachs,
spricht von Nürnberg
Hans Sachs

Das Theatergeschäft von Max Epstein

Rückblick und Ausblick

Hat sich jemals Einer bemüht, das Theater zu definieren? Man möchte sagen: Eine dem Vergnügen der Einwohner — hier stock' ich schon; das gilt nicht einmal für die Einwohner von Potsdam, und von Vergnügen kann bei den Erstaufführungen eines berliner Theaterwinters erst recht nicht die Rede sein. Der Arzt Tissot hatte einen Patienten, der nur Stuhl bekam, wenn er sich ausgelacht hatte. Man führte ihn deshalb in die Komödienhäuser. Ich glaube, daß dieser Patient heute zwar eine gute Verdauung bekäme, aber sich nicht auslachen würde. Der Spielplan und das Gesamtspiel unsrer berliner Bühnen sind auf einem Tiefstand angekommen, der, wenn auch nicht das ganze, so doch den größten Teil des Theaterelends erklärt, wie es wirklich ist, nicht, wie es Hollaender auffaßt.

Man müßte endlich ernsthaft die Frage stellen, ob nicht mit guten Stücken ein gutes Geschäft zu machen wäre. Gute Ware zu liefern, ist vielleicht auch in der Kunst die lohnendste Methode, Güter zu erwerben. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Da wir von Stehlen reden: Unsre deutschen Lustspiele sind eigentlich gar keine deutsche Ware, sondern deutsch zurecht gemachter ausländischer Import. Die Einen meinen, daß ein Stück wirksam wird, wenn es die ausländische; Marke trägt, wobei man sich nicht mehr nur an Frankreich wendet, sondern schon den fernern Westen heranzieht. (Berlins stärkster Lustspielerfolg war, im Lustspielhaus, der ‚Werwolf' des unauffindbaren Angelo Cana.) Die Andern sind ehrlich von der Ueberlegenheit des Auslands überzeugt und decken die feindliche Ladung mit der inländischen Flagge. Wenn man sich aber all die ausländischen Erzeugnisse genauer ansieht — die alten pariser Schwänke der ausgrabefreudigen Firma Rotter; den neuen amerikanischen Import; die rumänische ‚Schattensymphonie' (den ‚Schwan' von Molnar; die gesammelten Werke von Verneuil — , dann bezweifelt man doch, daß man sie für das Geschäft braucht. Denn nur Barnowsky im Lessing-Theater hat mit ‚Madame Sans-Gêne' Glück gehabt. Aber das liegt daran, daß Käte Dorsch heute neben der Massary die einzige Schauspielerin ist, derentwegen Publikum kommt, und daß das Stück ein Reißer ersten Ranges ist. Zudem hat es eine wahrhaft deutschvolksparteiliche Tendenz: es pendelt abwechselnd nach rechts und nach links, nationalistische und demokratische Instinkte werden angenehm gekitzelt, und Jeder geht zufrieden aus dem Haus. Es gibt noch zwei oder drei französische Komödien, die bestimmt im nächsten Jahr fällig werden, weil sie wenigstens bühnenwirksam sind. Vorläufig haben unsre Direktoren in der Sucht, um jeden Preis Neues zu finden und sich nicht etwa durch Verkennung großer Talente zu blamieren, einen Spielplan gestaltet, der die Besucher systematisch vom Theater fernhielt. Die Reaktion gegen diese Bevorzugung unreifer Früchte ist die Rückkehr zu ausgedörrtem Obst, das außerdem den Vorzug hat, billig, nämlich tantiemefrei zu sein. Möglich, daß die Sterilität der dramatischen Produktion unsre Direktoren entschuldigt. Aber gebessert werden können die Zustände nur durch eine innerliche Belebung des Spielplans — und durch eine vernünftige Einteilung der Film- und der Theaterbeschäftigung unsrer Schauspieler.

Zu diesen beiden Ursachen des anhaltenden Niedergangs unsrer Theaterzustände kommt als dritte die unerschwingliche Höhe der Kartensteuer Es ist unmöglich, 15 Prozent der Einnahme der Gemeinde zu opfern. Wenn man zu diesen 15 Prozent noch die 10 Prozent Tantieme an die Autoren und die Beteiligung sehr zugkräftiger Schauspieler und Schauspielerinnen, die jetzt Sitte oder Unsitte wird, hinzurechnet, dann ergeben sich Abzüge von der Gesamteinnahme, die begreiflich erscheinen lassen, daß die Theaterleute alle erdenklichen Seitenwege einschlagen, um der Kartensteuer ihren verderblichen Charakter zu nehmen. Diese ganze Steuer muß ja zu Unehrlichkeit und kleinen und großen Schlichen als notwendiger Ahwehrmaßregel zur Erhaltung der eignen Existenz verführen. Eine Steuer, die zu hoch ist, bringt nichts mehr ein: Bedingung ihres Erfolges ist, daß sie noch allenfalls getragen werden kann, ohne das wirtschaftliche Dasein des Steuerpflichtigen und das Streben nach Betätigung und Expansion zu ersticken. Gegen die Kartensteuer in der Form von heute sollte mit allen Mitteln gekämpft werden. Es wäre auch gewiß schon manches erreicht worden, wenn der Verband der Berliner Theaterleiter entschlossener und einmütiger handeln dürfte. Aber so gibt es Mitglieder, denen es gut geht, oder die noch leidlich existieren, und die deshalb ehrlich sind, und Mitglieder, denen das Messer an der Kehle sitzt, und die deshalb biegsamer sind. Das Publikum aber trennt die Kartensteuer nicht von der Summe, die der Direktor erhält, sondern sieht nur, was es insgesamt zu bezahlen hat, und findet die Preise so hoch, daß es entweder auf die billigern Plätze abwandert oder auf die teurern durch Steuerkarten zu gelangen sucht.

*

Von den Schauspielbühnen hat das Lessing-Theater keinen geringern Kassenerfolg als mit Sardou mit ‚Faust' gehabt. Das Deutsche Künstler-Theater, das dem Direktor Barnowsky in diesem Jahre nur als Possentheater und russische Gastspielbühne gedient hat, scheidet aus der Reihe der ernst zu nehmenden Theater aus.

Meinhard und Bernauer hatten volle Häuser mit der Massary und auch einige mit der Aufnahme der alten berliner Posse; aber die Aera Walter Bromme war nicht erfolgreich. Im Theater der Königgrätzer Straße interessierte das Experiment der Kreisler-Bühne wegen der technischen Möglichkeiten. Das bereits arg verwahrloste Komödienhaus hat durch Ralph Arthur Roberts und Erika Gläßner plötzlich neues Leben bekommen.

Felix Hollaender hat zwar einen wehleidigen Aufsatz über das Theaterelend geschrieben; aber ich glaube nicht, daß es ihm so schlecht gegangen ist, wie ers schildert. Das Große Schauspielhaus war besonders dank ‚Orpheus in der Unterwelt' sehr ertragreich, die Kammerspiele dank dem ‚Hühnerhof', das Deutsche Theater dank ‚Cyrano von Bergerac'. Wenn es Hollaender trotzdem schlecht geht, so sollte er seinen Vertrag mit Max Reinhardt revidieren.

Ob es den Rotters gut oder schlecht gegangen ist, wird außer ihnen selbst kein Mensch wissen.
Die Bühnen von Eugen Robert sind nicht grade überwältigend gut, aber auch nicht schlecht gegangen. Am Kurfürstendamm machte es Bassermanns ‚Großer Bariton', in der Tribüne Rosa Valettis ‚Fremde Frau'.

Den Operenenbühnen ist es ziemlich schlecht gegangen. Das Genre hat sich überlebt und ist unerträglich geworden. Der künstlerische Nachwuchs ist dürftig, und man muß immer wieder dieselben Darsteller für Rollen heranziehen, die ihnen zum Teil nicht mehr liegen. Die Komische Oper von James Klein hat sich über Wasser gehalten. Theater am Nollendorfplatz, Theater des Westens, Neues Operettentheater sind mit schwerer Mühe durchgekommen. Auch das Metropol-Theater, dessen Aktionäre der ‚Bajadere' eine gute Dividende zu danken haben werden, sieht ein, daß die Operette erledigt ist, und wendet sich wieder der Revue zu. Von den vier kleinern Theatern: Theater in der Kommandanten-Straße, Thalia-Theater, Walhalla-Theater und Zentral-Theater ist wohl nur das vierte vorwärtsgekommen. Der Prozeß Rehfisch hat aber Zickels Existenz abgeschnitten.

Die vom Staat oder von der Gemeinde erhaltenen oder unterstützten Theater haben gute Einnahmen, aber infolge der großen Ausgaben keine geschäftlichen Erfolge gehabt. Die Staatsoper hatte unter Schillings ohne das Ensemble von früher oft sehr gute Vorstellungen, die nicht schlecht besucht waren und trotzdem keinen Gewinn brachten. Das gilt auch für das von Jeßner in die vorderste Reihe gelenkte Schauspielhaus, für das Schiller-Theater, das Deutsche Opernhaus und die Volksbühnen. Obwohl alle diese Institute von vielen Lasten befreit sind, unter denen die andern Theater seufzen, haben sie es sehr schwer, durchzukommen. Die oekonomischen Notwendigkeiten, die für die allgemeine Wirtschaft bestehen, gelten schließlich für das Theater nicht minder. Wer besiegt ist und sich hocharbeiten will, tut nicht genug, wenn er sich ebenso anstrengt wie die Sieger, sondern er muß doppelt so viel leisten. Dieses Gesetzes scheinen sich die meisten von Denen, die am Theater beteiligt sind, noch nicht bewußt geworden zu sein.

*

Kartensteuer, Spielplan und Kino sind Ursachen für den wirtschaftlichen Rückgang unsrer Theater, der mit den elenden Verhältnissen des ganzen Volkes am wenigsten zusammenhängt. Einen Zusammenhang bekommt er erst dadurch, daß das Publikum vom Theater selbst nicht mehr angezogen wird, und daß der Bühnenleiter sogar bei gut besuchten Häusern kaum mehr seine Rechnung findet. Da für das nächste Jahr, wenn nicht noch Wunder geschehen, keine Veränderung dieser Zustände zu erwarten ist, so stehen wir wieder vor einer Spielzeit, die mancherlei Enttäuschungen bringen wird. Vielleicht werden noch vor dem Jahre 1924, wo gewichtige Direktoren abdanken müssen wie alte Portiers, interessante Neugestaltungen zu bemerken sein. Es warten bei Gericht eine Anzahl Prozesse, die hier und da Krisen hervorrufen werden. Sollte eine wesentliche Aufbesserung der Mark erwünschtes Ereignis der nächsten Spielzeit werden, dann wird Heulen und Zähneklappern unter den Bühnenleitern zu hören sein. Langjährige Verträge, die man mit Vermietern und Darstellern in unsrer valutaschwachen Zeit eingegangen ist, werden sich als undurchführbar erweisen. Auch wird die dann unausbleibliche wirtschaftliche Katastrophe zu einem Umschwung der ganzen; Preispolitik und zu einer Verringerung des Theaterbesuchs führen. Dann werden nur noch die finanziell und künstlerisch ganz starken Theater sich zu behaupten imstande sein.

Gallettiana von Peter Panter

Südamerika ist krumm.
Joh. Aug. Galletti 1750—1828

Beschäftigt mit meinem Werk: ‚Die Hämorrhoiden in der Geschichte des preußischen Königshauses', blätterte ich neulich versonnen in einem Katalog der Staatsbibliothek. Das ist eine freundliche Arbeit. Schon nach vier Seiten hat mein geübtes Philologengehirn vergessen, warum ich eigentlich hergekommen bin, und strahlend versenke ich mich in das Meer von Geschreibsel. (Einmal bin ich auch auf mich gestoßen — „So Einer war auch er.") Es gibt den Ausspruch eines hannoverschen Bauern, der den dummen Streichen der Studiker zusieht: „Wat se all maket, die Studenten !" Wat se wirklich all maket . . . Kol, Kolla, Kollab, Kollander, Kolibri, Kohler — wenn die Deutschen keine Geschäftsordnungsdebatten abhielten, scheinen sie Bücher geschrieben zu haben. Hier ist es schön still, in der Bibliothek. Draußen klingeln die Bahnen: hier muffeln kurzsichtige Professoren in dicken Wälzern, freundliche, wenn auch großfüßige Mädchen laufen hin und her, die Bibliothekare sehen aus, als wollten sie alle Studenten, die nicht Bescheid wissen, auffressen — eine Insel der Seligen.

Und wie ich da so blättere, stoße ich auf ‚Gallettiana'. Was ist das? Wer ist Galletti? Ein Druckfehler für Valetti? Ich bat um das Buch. Und habe lange nicht so gelacht.

Das Buch heißt so: ‚Gallettiana. Unfreiwillige Komik in Aussprüchen des Professors am Gymnasium zu Gotha Joh. G. Aug. Galletti. Mit einem Bildnis Gallettis.'

Dieser Galletti war also Professor am gothaer Gymnasium, und seine bei ihm geblüht habenden Kathederblüten sind in dem Büchelchen gesammelt. Es ist herrlich.

Wissen Sie noch? Wir saßen da, ließen langsam, aber sorgfältig eine lange Bahn Tinte die Bank herunterlaufen und bohrten zwischendurch ernsthaft in der Nase. Es war zum Sterben langweilig. Anstandshalber konnte man nicht immerzu auf die Uhr sehen. Fünf Minuten nach Halb — das war ein Schicksalswort. Was der Pauker da vorn erzählte — in Gottes Ohr ! Bring die ältesten deutschen Männer auf ihre Schulzeit zu sprechen — du wirst in den meisten Fällen ein Wachsfigurenkabinett verschrullter Tröpfe vorgeführt bekommen (die übrigens jetzt so sachte aussterben; die von heute sind farblos oder bösartiger) — vom Unterricht erzählen die Herren weniger. Aber wir wollen nicht vom deutschen Schulmeister sprechen — sondern von Galletti. Von Galletti, den wir Alle gekannt haben, weil in jeder Schule einer war. Dieser war so:

Er liebte die überraschenden Dicta. „Gotha ist säbelförmig gebaut." Bumm. Da weiß man doch. Und man sieht ordentlich das Surren, das durch die Klasse geht, wenn das Gehirn da vorn etwas schwabberte und Folgendes zu Tage förderte: „Als Humboldt den Chimborasso bestieg, war die Luft so dünn, daß er nicht mehr ohne Brille lesen konnte." Das sind gar keine Witze mehr — das ist wirklich die Luft dieser Schulstuben,

die übrigens am besten in jener unsterblichen deutschen Humoreske ‚Der Besuch im Karzer' eingefangen ist — ein Meisterstück dieses Genres. (Neben der ‚Meyerias'.) Und darauf wieder Galletti: „Die Afghanen sind ein sehr gebirgiges Volk."

Es sind nicht nur die üblichen Schwupper — es sind mitunter gradezu nestroyhafte Sätze, die Jener von sich gegeben hat. „Die Cimbern und Teutonen stammen eigentlich von einander ab." Mit Recht. Und besonders hübsch, wenn sich Papierdeutsch mit einer falschen Vorstellung mischt: „Karlmann verwechselte- das Zeitliche mit dem Geistlichen und starb." Man kann es nicht kürzer sagen. Und sollte dieses hier Ironie sein: „Maria Theresia hatte bei ihrer Thronbesteigung viele Feinde: die Preußen, die Russen und die Oesterreicher"? Nein, er war sicherlich ein unpolitischer Untertan, der Professor Galletti, so, wie ihn die Regierung brauchte, und nichts wird ihm ferner gelegen haben als ein Spaß, den er sich niemals bei so ernsthaften Dingen zu machen erlaubt hätte. Hier gehts nicht so tief wie bei dem, was die Lehrer an dem einzigen Schulvormittag Hanno Buddenbrooks sagen, jenem Vormittag, worein die ganze deutsche Schule eingefangen ist — hier schlägt nur einer Kobolz. Und da hörten sicherlich die frechsten Ruhestörer auf, Klamauk zu machen. Weil sie lachen mußten.

„Maximilian der Erste hatte die Hoffnung, den Thron auf seinem Haupt zu sehen." Er wollte natürlich sagen: sich auf die Krone zu setzen; aber man kann sich versprechen. „Sie kriegten den Grumbach her, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, schlugen es ihm um den Kopf und ließen ihn laufen." Und das wird nur noch von der unbestreibaren Weisheit übertroffen: „Wäre Caesar nicht über den Rubicon gegangen, so läßt sich gar nicht absehen, wohin er noch gekommen wäre." Bei Gott: so war es.

Und abgesehen davon, daß es manchmal etwas wild hergeht: „Erst tötete Julianus sich, dann seinen Vater und dann sich" und: „Richard der Dritte ließ alle seine Nachfolger hinrichten" — am schönsten strahlt doch der „gewaltige Leuhrer". (so nannte sich unser Professor Michaelis immer und wir ihn auch, und Gott segne ihn, wenn er dieses hier liest !), am stärksten manifestiert sich das Gestirn Galletti, wenn er persönlich wird. Das ist gar nicht zu übertreffen.

„Der Lehrer hat immer recht, auch wenn er unrecht hat." Lachen Sie nicht: das glaubt jeder preußische Schulrat — und so sieht er auch aus. Und dann wirds ganz persönlich. „Als ich Sie von fern sah, Herr Hofrat Ettinger, glaubte ich, Sie wären Ihr Herr Bruder, der Buchhändler Ettinger, als Sie jedoch näherkamen, sah ich, daß Sie es selbst sind — und jetzt sehe ich nun, daß Sie Ihr Herr Bruder sind !" Na, Onkel Shakespeare? „Ich bin so müde, daß ein Bein das andre nicht sieht." Na, Onkel Nestroy? Und dann, ganz Pallenbergisch: „Ich statuiere mit Kant nicht mehr als zwei Kategorien unsres Denkvermögens, nämlich Zaum und Reit — ich wollte sagen: Raut und Zeim." Und wenn dann die Klasse nur noch röchelte, dann fügte er hinzu: „Ich, der Herr Professor Uckert und ich — wir

drei machten eine Reise“, und dann prustete wohl selbst der Primus seine Bank voll. Bis der Lehrer aufstand, sagte: „Nächsten Dienstag ist Aequator” und das Lokal verließ.

Gewiß blühten in dem Tintengärtlein auch nur Kathederblüten. „Bei den Israeliten waren die Heuschrecken, was bei uns der Hafer ist“ — das ist eine. Auch: „In Nürnberg werden viele Spielsachen verfertigt, unter andern auch Juden“ — eine Weisheit, deren tiefgründigen metaphysischen Sinn ich dem Originalgermanen H. St. Chamberlain zur gottgefälligen Untersuchung empfehle. Aber er war doch auch ein Philosoph, der Herr Professor Galletti. Das Schwein führt seinen Namen mit Recht — denn es ist ein sehr unreinliches Tier.“ Heiliger Mauthner, was sagst du nun? Und wirklich erledigend ist dieser Ausspruch: „Die Gans ist das dümmste Tier; denn sie frißt nur so lange, als sie etwas findet.“

Ja, so war das. Natürlich hat das mit den richtigen Büchern von der Schule nichts zu tun: nichts mit meinem Lieblingsbuch von Philippe Monnier: ‚Blaise der Gymnasiast’ (bei Albert Langen erschienen), nichts mit jener Schulgeschichte Heinrich Manns, nichts mit Freund Hein, nichts mit dem etwas blassern Hesse — dies war nur ein Stückchen Menschen-Original.

Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufgehalten habe. Sie werden zu tun haben — nein, bitte, lassen Sie sich nicht stören. „Die Berliner“, habe ich neulich zu meiner größten Freude bei Alfred Polgar gelesen, „sind alle intensiv mit ihrer Beschäftigung beschäftigt.“ Sie sicherlich desgleichen.

Und auch ich muß gehen. Ich werde schleunigst von diesen „fremden Dingen“, von diesen „Allotriis“ abstehen und zu meiner ernsthaften Arbeit zurückkehren. Zu den Hämorrhoiden und ihren Hohenzollern. Ein Thema, wert, daß es behandelt wird.

Denn wohinein steckt der deutsche Historiker am liebsten seine Nase — ?

Auf Wiedersehn.

Rote Melodie **von Theobald Tiger**

Für Erich Ludendorff

Die Frau singt:

Ich bin allein,
Es sollt nicht sein.
Mein Sohn stand bei den Russen.
Da fuhr man sie,
wie 's liebe Vieh,
zur Front — in Omnibussen.
Und da — da blieb die Feldpost weg —
Haho ! Er lag im Dreck.
Die Jahre, die Jahre
sie gingen träg und stumm.
Die Haare, die Haare
sind grau vom Baltikum . . .

General ! General !
Wag es nur nicht noch ein Mal !
Es schrein die Toten !

Denk an die Roten !
Sieh dich vor ! Sieh dich vor !
Hör den brausend dumpfen Chor !
Wir rücken näher ran — Kanonenmann !
Vom Grab — Schieb ab — !

Ich sah durchs Land
im Weltenbrand —
da weinten tausend Frauen.
Der Mäher schnitt.
Sie litten mit
mit hunderttausend Grauen.
Und wozu Todesangst und Schreck?
Haho — Für einen Dreck !
Die Leiber — die Leiber —
sie liegen in der Erd.
Wir Weiber -- wir Weiber —
wir sind nun nichts mehr wert . . .
General ! General !
Wag es nur nicht noch ein Mal !
Es schrein die Toten !
Denk an die Roten !
Sieh dich vor ! Sieh dich vor !
Hör den brausend dumpfen Chor !
Wir rücken näher ran, Kanonenmann,
Zum Grab ! — Schieb ab — !

In dunkler Nacht,
wenn Keiner wacht —:
dann steigen aus dem Graben
der Füselier,
der Musketier,
die keine Ruhe haben.
Das Totenbataillon entschwebt —
Haho — zu Dem, der lebt.
Verschwommen, verschwommen
hörst dus im Windgebraus.
Sie kommen ! Sie kommen !
und wehen um sein Haus . . .
General ! General !
Wag es nur nicht noch ein Mal !
Es schrein die Toten !
Denk an die Roten !
Sieh dich vor ! Sieh dich vor !
Hör den unterirdischen Chor !
Wir rücken näher ran — du Knochenmann ! —
im Schritt !
Komm mit — !

Musik von Friedrich Hollaender
Gesungen von Rosa Valetti

Variété-Einheits-Bericht von Hans Reimann

Die Tageszeitungen liefern allmonatlich Besprechereien der einzelnen ortsansässigen Variétés. Diese Besprechereien zeichnen sich dadurch aus, daß sie, einander gleichend wie die Rücken von Heinrich Manns gesammelten Werken, nicht den mindesten Wert haben, da sie sämtliche Leistungen über ein und dieselbe Hutschnur loben, nur als Aequivalent der laufenden Inseraten-Aufträge angesehen werden und den Lokalredaktionen Vorwand bilden zu mehrstündigem Amüsemang, welches allerdings dadurch getrübt wird, daß immer und ewig die nämlichen Phrasen zu neuem Brei verrührt sein wollen. Um dieser Kalamität abzuhelfen, habe ich einen allgemeinen gültigen Einheits-Bericht verfaßt, der bei geschickt okulierten Namens-Aenderungen dauernd zu verwenden ist.

Das diesmonatliche Programm des Flora-Theaters räumt der Göttin des Tanzes ein weites Feld ein. Als erste eröffnet Terpentine Finelli den Reigen, sie erweist sich in hohem Maße als Meisterin Terpsichores, die Aufmachung derselben legt beredtes Zeugnis ab für die Harmonie ihres geschickt gewählten Farbensinnes. Die Tanzkunst vertreten außerdem mit besonderm Geschick Bino und Attata, ein hervorragend gutes Tanzpaar, wie wir es seit langem nicht sahen, besondere Erwähnung verdient der Indianer-Step, dem sie zu Tosellis gern gehörter Kubelik-Serenade überraschende Seiten abzugewinnen wissen. Auch die three Feuerzackls mit ihrer plastischen Neuheit bilden ein fein abgetöntes Ganzes, sie arbeiten mit einer Akkuratesse, die man nur selten findet, während Les Koschützkys Gewandheit und Kraft mit großer Sicherheit vereinen, die über die Schwierigkeit des Gebotenen hinwegtäuscht. Das ist gleichfalls der Fall bei der Rexakoff-Truppe, drei Herren und zwei Damen, die es an verblüffendem Wagemut nicht fehlen lassen, jeden Rekord schlägt ihre kontorsionistische Neuheit durch ihr großes technisches Können. Ebenso gilt dasselbe von Heinrich Bullauge, der Mann mit dem eisernen Gesäß. Letzteres ist als ein Clou auf diesem Genre anzusprechen und fordert direkt zum Staunen heraus. Der Name Bullauge genügt, um jedem Variétéfreund eine angeregte Stunde prophezeien zu können, hat doch derselbe nach Absolvierung einer Auslands-Tournee einen Namen als Welt-Champion sich zu erobern verstanden. Wie ein geölter Blitz betritt der Humorist Knobelmann die Bühne, um sofort die Lachmuskeln der Zuschauer auf seiner Seite zu haben. Mit seiner mit kernigem Humor gefüllten Schatzkammer leuchtet er so recht hinein in die Auswüchse der Gegenwart, indem er eine kritische Sonde an die Nachwehen der Revolution legt, namentlich in seiner Lorelei-Kopie erntet er frenetischen Beifall. Hilda Bliemichen vervollkommnet den Reigen, sie mutet wie ein ruhender Pol an in den Erscheinungen Flucht. Mit glockenreiner Stimme singt sie das Largo aus ‚Charleys Tante' und das immer gern gehörte ‚Im: tiefen Keller sitz' ich hier' aus der ‚Zauberflöte'. Nicht enden wollender Beifall ruft sie immer wieder vor die Rampe. Die berühmte Tragödin Ada Piccolomina — last not least — hat zu ihrem Gastspiel den Sketch ‚Ein Viertelstündchen in der Folterkammer' gewählt, man muß das gesehen haben, um einen Begriff zu bekommen, wie sie versteht, den hochgespanntesten Erwartungen Tür und Tor offen zu lassen, indem sie alle Register menschlicher Gefühle und Leidenschaften zur Darstellung bringt. Die Vorführung der Messter-Woche (Die Entstehung der Haarlemer Tulpenzwiebeln) beschließt den unterhaltsamen Abend, alles in allem eine Auslese der erstklassigsten Artisten. Ansprechende musikalische Darbietungen der Hauskapelle unter der bewährten Leitung des Kapellmeisters Donnerhall sorgen dafür, daß auch die Ohren nicht zu kurz kommen.

Wilhelm Busch und der Selbstmörder

Bis zu welchem Grad der Gefühlsverrohung ein tüchtiger Lokalreporter es bringen kann, zeigt folgende Notiz aus dem ‚Kölner Tageblatt', der „demokratischen" Konkurrenz der ‚Kölnischen Zeitung':

> O. Bielefeld, 10. Juli Wer Sorgen hat . . . Ein der Trunksucht verfallener Arbeiter in Gadderbaum, gegen den die Scheidungsklage eingereicht worden war, schlich sich in das Schlafgemach seiner Frau und bearbeitete sie dermaßen mit einem Hammer, daß sie blutüberströmt in das Krankenhaus eingeliefert werden mußte. An dem Aufkommen der Verletzten wird gezwelfelt. Bald nach der Tat sprang der Mann in einen Teich, in dem er ertrank. Am Ufer fand man die halbgeleerte Schnapsflasche !

Dasselbe Blatt brachte folgenden Erguß an erster Stelle:

> Wilde Gerüchte in der Reichshauptstadt
> WTB. Berlln, 6. Juli. (Drahtm.) Von zuständiger Seite wird mitgeteilt: Infolge des Nichterscheinens der bürgerlichen Zeitungen wurde in den letzten Tagen in Berlin eine Reihe wilder Gerüchte verbreitet, die in den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung lebhafte Beunruhigung hervorgerufen haben. Im besonderen wird verbreitet, daß bekannte Persönlichkeiten Mordanschlägen zum Opfer gefallen sein sollen. An allen Gerüchten ist kein wahres Wort. Die Bevölkerung wird gebeten, alle Verbreiter derartiger unwahrer Gerüchte auf das Schädliche ihres Tuns nachdrücklich hinzuweisen. (Vielleicht trägt diese wilde Beunruhigung, infolge des Fehlens eines großen Teiles der Presse und ihrer gegenseitig kontrollierenden Meldungen und Nachrichten, auch dazu bei, die Wertschätzung der Zeitungen, von parteipolitischen Rücksichten ganz abgesehen, etwas zu erhöhen. Ein Volk ohne Zeitungen ist kein Volk, sondern sinkt auf die Stufe der Horden zurück. . . . Diese aus der Situation sich ergebende ganz unpolitische Anmerkung für die Spötter über „die Not der Presse", die mehr ist als nur „ein Stück zu teuer bezahltes bedrucktes Papier . . .")

Die Fähigkeit, dem Selbstmord eine Grimasse zu schneiden und ein Dichterwort zur Frivolität zu machen, trägt zweifellos ebensosehr wie die Wohltat der Zeitungslosigkeit in der Reichshauptstadt dazu bei, die Wertschätzung der Zeitungen, von parteipolitischen Rücksichten ganz abgesehen, et was zu erhöhen.

Eine Leiche wird aus dem Wasser gezogen, aber das begehrliche Auge des Reporters sieht nichts als die noch halb gefüllte Schnapsflasche. Das Rufzeichen einer sittlichen Entrüstung, die sich immerhin zu einem verständnisinnigen Grinsen herbeiläßt, schließt den Bericht über eine Tragödie.

Wer Sorgen über die Not der Presse oder die Pressenot hat, hat auch Likör, und für Den, der davon zu viel hat, gibt es ja immer noch einen Teich, in den er springen kann, um nicht mehr zu erleben, wie das Volk auf die Stufe der Horden zurücksinkt, und wie die wilden Gerüchte ohne Rotationsmaschinen und Druckerschwärze ihren Weg von der Reichshauptstadt in die Provinz finden müssen. Heinz Kann

Oberschlesien

Tausend Rufe erfüllen unsre Tage: Die Republik ist in Gefahr.

Demokraten, Mehrheitssozialisten, Pazifisten, Freiheitsfreunde aller Schattierungen wollen die Republik retten; Betriebe feiern, Massen demonstrieren. Das „Volk" wird mobil gemacht, ein Aufruf jagt den andern, und die Regierung fordert Ausnahmegesetze gegen Monarchisten, gegen Kriegshetzer und das andre militaristische Gesindel.
Soweit der Krieg noch vernunftbegabte Wesen übrig gelassen hat und diese in dieser Nach kriegszeit, die Schiebern und geistigen Analphabeten Weihrauch brennt, den Verstand nicht verloren haben, wird jedes dieser Wesen den Kampf gegen Rechts billigen.
Aber dieselbe Kampfregierung erfährt täglich aus allen Blättern, daß in Oberschlesien mit republikanischen Regierungsgeldern, daß mit und unter dem Schutz der „republikanischen" Reichswehr monarchistische Orgien gefeiert werden, wie sie Deutsch-

land selbst zur Kaiserzeit nicht gesehen hat.

Die Ententetruppen zogen ab — aber nicht die Republik nahm von Oberschlesien wieder Besitz, sondern die monarchistischen Spießer mit den Stoßtrupplern und dem wildgewordenen Mob. Die Straßen waren nur schwarz-weiß- rot geflaggt, die Reichsflagge sah man fast gar nicht, die Reichs wehr ausschließlich mit schwarz-weiß-roten Bändern geschmückt.
Die Menschen tobten auf anti- republikanische Art, vom Beamten bis zum sozialistisch organisierten Arbeiter, die Gewerkschaften waren zum Rummel in corpore erschienen. Ein Versuch des Sozialdemokratischen Vereins in Ratibor, seine Mitglieder von den Empfangsfeierlichkeiten fernzuhalten, indem man zu gleicher Stunde eine Vereinsversammlung mit wichtiger Tagesordnung anberaumte, mißglückte: die Versammlung war leer, die Sozialisten bejubelten die Reichswehr und die Schupo und lauschten den von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden, immer kernigen Worten eines Hauptmanns oder eines Oberleutnants. Und solche Offiziersreden waren der gesprochene Fridericus-Rex-Film.

Wie verabredet, priesen alle Reichswehr-Leute den „herrlichen Parademarsch, der die beste Gewähr für die allen Oberschlesiern erwünschte Ruhe“ wäre.

Man brauchte auf die Einlösung dieser Versprechungen nicht allzulange zu warten. Noch dröhnten die „Paradefüße“, da entflammte in den Herzen der spalierbildenden oder die Reichswehr begleitenden Selbstschutzleute ihr Ordnungsgefühl. Mädels und Frauen, die mit Entente-Soldaten verkehrt oder auch nur gesprochen oder sich von den Orgesch- Jünglingen während der Besatzungszeit nicht hatten neppen lassen wollen, schnitt man auf offener Straße die Haare ab, riß ihnen die Kleider vom Leibe, stahl ihnen Täschchen und Wertsachen, schlug und beschimpfte sie, tätowierte viele von ihnen an Stirn und Backe mit I. K. H. (Interalliierte Kommissions-Hure). Bei allen diesen Taten fand die Orgesch die Unterstützung der Schupo; eine bejammernswert begeisterte Masse brüllte Beifall, brüllte: „Hoch lebe der Kaiser !“ „Nieder mit der Republik !“ „Nieder mit den Juden !“, und der Angstschrei der Geächteten wurde von „Deutschland über Alles“ und „Heil Dir im Siegerkranz“ überkreischt. Einige Frauen wollten die Schande oberschlesischer Freiheitstage, die abgeschnittenen Haare und die Tätowierungen an ihrem eignen Körper nicht schauen und brachten sich um.
Wer Oberschlesien in diesem Taumel gesehen hast, wird begreifen, daß man bei der Ermordung Rathenaus, dem Attentat auf Harden nicht stehen bleiben wird.
Die Monarchie marschiert von Oberschlesien. Darin liegt das Geheimnis des Mißerfolges in der oberschlesischen Frage, und hier ist der Angelpunkt für alles Kommende zu suchen.
Die oberschlesischen Früchte einer ausschließlich nationalistischen, monarchistischen Hakenkreuzagitation sind gereift. An ihnen wird die deutsche Republik bitter zu kauen haben, vielleicht ihren Tod finden.

Aloys Pawlik

Die Akten

Neulich wurde uns aus dem Reichsarchiv — was tut man nicht Alles, um Offiziere der alten Armee unterzubringen ! — versichert, dort würden die Akten nach allen Richtungen ohne Unterschied der politischen Nase gleichmäßig verliehen. Mag sein. (Obgleichs nicht kontrollierbar ist.) Aber wie feige ist diese Republik — !

Bei einiger Schlauheit war im November 1918, als die Reaktionäre aller Bundesstaaten die Hosen gestrichen voll hatten, wenigstens ein kleiner Teil der Akten des alten Regimes zu haben. Es gibt da noch herrliche Dinge, wenngleich die schönsten längst verschoben sind. Keiner hat, zum

Beispiel, den Mut .gehabt, die Akten des alten Zivilkabinetts Seiner Majestät zu beschlagnahmen durchzusehen und einen kleinen hübschen Auszug zu veröffentlichen. Da wäre etwas zu Tage gekommen ! Niemand traut sich, die Geheim-Verfügungen der Obersten Heeresleitung herauszugeben, die über das Verhalten der Offiziere, die über die Musterungen, die über die politischen Richtlinien Auskunft geben — all Das modert in Schränken, deren Hüter unsre Steuern auffressen, oder es ist in Sicherheit gebracht oder vernichtet. Ein gefundenes Fressen. Heute: für die Papierwürmer.

Hier war die Gelegenheit, den „Schreiern aus der schlechten alten Zeit eine, wie die Puristen sagen, Zurück-Kutsche zu erteilen — aber diese Möglichkeit ist versiebt. Und es ist nicht nur töricht, was die Herren „Realpolitiker“ da getan haben — sie sind so real, daß sie nicht einmal bis zur nächsten Ecke sehen können, wo schon der uniformierte Andre steht —: es ist auch eminent gefährlich.

Aus den zahllosen Veröffentlichungen, die sich auf gefälschte Aktenauswahl stützen; und die nichts von dem Blutschlamm der widerwärtigen großen Zeit wissen wollen, aus diesen Publikationen wächst eine Geschichtsschreibung heraus, in der wir auf die Nachwelt kommen. Wir sterben — die Schmöker bleiben. Und in ihnen wird vom Heldenmut der deutschen Telephongenerale stehen, von den Siegen der deutschen Fahnen, von Hindenburg, dem garantiert unschädlichen General, und von Lindström und von allem Möglichen. Nur von dem Dingen nicht, die da in diesen Akten stehen. Wir kommen munter auf die Nachwelt.

Und weil aus diesen Bücherchen wiederum der Extrakt in die Schulbücher kommt, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie es im Gehirn eines deutschen Knaben aus dem Jahre 1940 aussehen wird, und was der Mann im Jahre 1970 für eine freundliche Anschauung von diesem Krieg, von dieser Schande, von dieser Mordkatastrophe mit den falschen Hinterbliebenen haben wird.

Und so sind Akten verschwunden, Akten aus der Besetzungszeit Belgiens, aus den Etappen, aus den deutschen Kriegsgerichten, deren Justiz allerdings von der viehischen Gemeinheit der Oesterreicher weit übertroffen worden ist — all diese Unterlagen sind weg.

Strahlend, mannhaft, klarblickend, geschwellt und geschwollen macht sich der zukünftige Historiker an die Arbeit. Und ohnt nicht, daß ihm die Hauptsache fehlt, und schreibt eine Geschichte, die da lieblich ist und den Industriekonzernen ein Wohlgefallen.

Man weiß ja nicht . . . Aber wenn einer der geschätzten Leser nach seinem gefl. Tode zu spuken in der Lage sein wird — er möge es tun. Und den neuen Treitschkes und Bernhardis nachts erscheinen, als Albdruck und mit einer Gespenster-Erlaubniskarte, mit leisen Kirchhofswimmern und erhobenem Zeigefinger. Und möge sprechen: „Du Ignorant ! Es war ganz, ganz anders !“

Paulus Bünzly

Antworten

Verliebte in Eisenach. Peter Panter dankt bestens und wird euch hier nächstens ausführlich antworten. Ne quis animadvertat.

Sortimenter. Ihr Börsenblatt für den deutschnationalen Buchhandel hat nicht für erforderlich gehalten, Walther Rathenau auch nur eine Silbe zum Gedächtnis zu widmen. Diese Takt- und Geschmacklosigkeit hat selbstverständlich kein andres als ein politisches Motiv. Ein Fachblatt, das jedem, auch dem obskursten Schreiber zu Jubiläen und Todestagen ein paar Zeilen zukommen zu lassen pflegt, heißt durch sein Schweigen die Ermordung eines immerhin unalltäglich begabten Schriftstellers gut. Eine feine Gilde und eine feine Vertretung ! Seid Ihr alle so? wenn nicht: wo sind Die, die nicht so sind? Und warum gewöhnen sie ihr Fachorgan nicht an anständige Manieren?

Zensor. Sie haben einen Kollegen bekommen: die Eisenbahndirektion Breslau. Die verbietet ein Buch von Franz Kunzendorf: ‚Der Hexenkessel' und übt solchermaßen eine durchaus unzulässige und ungehörige Zensur aus. Sie soll die Züge pünktlich fahren lassen. Für andre Zwecke wird das Geld der Steuerzahler den Eisenbahndirektionen nicht überwiesen.

Fälscher. Die Kölnische Zeitung hat entdeckt: „ Männer machen die Geschichte, aber das Geschäft ist schwierig; um es zu verstehen, muß man mehr Bismarck und weniger Eisner sein." Und weil grade auf derselben Seite der ‚Fall Anspach' steht , zu deutsch: Fälschen darf man. Aber man muß Erfolg haben.

F. K. W. Sie schreiben mir: „Moabit. Rathenower Straße. Kaserne mit Vorgarten. Dort gibts zu sehen: Schwarz-weiß-rote Fahnen, die Marineflagge von anno Tirpitz, Reichsadler mit Krone, Zepter und Apfel. Daz allerlei Sinnsprüche. ‚Verblichen, aber nicht vergessen.' ‚Deutsch sein, heißt treu sein.' Das hat mir am besten gefallen: Der Republik hat so was die Treue geschworen, von ihr bezieht es das Geld und macht dann in aller Oeffentlichkeit für die Monarchie Propaganda." Warum auch nicht? Wie der Herr, so 's Gescherr.

Republikaner. „Wenn die nächsten Gründe dieser Weltreise nun auch darin bestehen, daß Exzellenz . . . als deutscher Beauftragter für eine in China tagende Weltkonferenz abgeordnet ist, so braucht doch wohl kaum noch hinzugefügt werden, daß es sich hier im Grunde um eine überaus wichtige, von einem großen internationalen Freundeskreise geförderte Aktion handelt." Wer ist dieser Mann, der in einer so wichtigen Mission nach China fährt, und wen vertritt er da? Der Mann ist der Kanzleisekretär und frühere Reichskanzler Michaelis. Wer der große internationale Freundeskreis ist, braucht, da von den drei übernationalen Mächten: Kirche, Sozialismus und Kapital, zwei nicht in Frage kommen, wohl kaum gesagt zu werden. Jedenfalls läßt Ihre Republik zu, daß die unzulänglichsten Vertreter des verkrachten Systems die junge Firma im Ausland vertreten. Kein Kaufmann, der ungestraft so wirtschaften könnte. Er ginge pleite. Und das werden wir ja auch.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII Jahrgang 10. August 1922 Nummer 32

Deutsche Reden von Otto Flake

10.
Durchgreifen, Republik !

Ich habe mir die Ehre ausgebeten, den Leitartikel für die Woche schreiben zu dürfen, in die der Geburtstag der Republik fällt, der elfte August. Im Januar protestierte ich hier dagegen, daß der achtzehnte Januar Nationaltag bleibe, und schlug den Tag der Weimarer Verfassung vor.

Das wenigstens ist erreicht — manches ist erreicht, seit dem die Serie der Deutschen Reden begann, und ich schließe sie heute ab. Die Ermordung Rathenaus lieferte ihr einen Rahmen und die dramatische Peripetie.

Darf ich feststellen, daß wir verschrieenen Intellektuellen den bessern Blick gehabt haben, daß wir die Sünden der Republik und der Demokratischen Partei sahen, daß wir nicht erst einer Katastrophe wie der Ermordung Rathenaus bedurften, um uns aufzuraffen und das zu tun, was schon längst hatte getan werden müssen?

Man wird sich nicht immer den Luxus solcher heftigen Aufrüttlungen leisten dürfen, man wird uns folgen müssen, die ganz einfach die Augen offen halten. Die Herren Politiker glauben Sachverständige zu sein, sie sind in Wirklichkeit Leute ohne Energie, Mut, Entschlossenheit, sie pfuschen wie ein schläfriger Handwerker weiter, bis eine Hand sie am Kragen packt.

Sie haben diesmal noch Glück gehabt, die Hand packte sie zu früh am Kragen. Hätten die Dummköpfe, die auf Rathenau schossen, noch ein halbes Jahr gewartet, hätten sie auf die gar zu grobe Umsetzung ihrer Ideale in die Tat verzichtet, dann wäre die Republik ganz von selbst eines unmerklichen Todes verstorben.

Die Abgeordneten, die jetzt im Gebirge und an der See ihr M. d. R. mit dem Bewußtsein zur Schau tragen, daß sie ernsthafte Arbeit geleistet haben — sie haben sie geleistet — , täten gut daran, nicht zu selbstzufrieden zu sein. Sie löschten zwar, als das Haus brannte, aber vorher, als Andre sie an die jämmerlichen Sicherheitszustände des Hauses mahnten, waren sie unverantwortlich taub. Ich sagte schon, daß die Demokratische Partei es ist, die die eigentliche Schuld an der Ermordung Rathenaus trägt, die Schuld Dessen, der seine Pflicht nicht erfüllte.
Man liest deshalb mit einiger Ironie einen Artikel der Frankfurter Zeitung, der die Auswirkungen des Mordes in den Parteien der Demokratischen Partei gutzuschreiben sucht. Die Auswirkungen kommen dem demokratischen Gedanken zu gut, aber ein Verdienst der Partei, das sind Sie nun gewiß nicht.

Diese Partei hat grade während der kritischen Juli-Wochen gezeigt, was sie ist:, bürgerlich-kapitalistisch, und sonst nichts. Wir betrachten die Demokratische Partei längst nicht mehr als

den Monopolwächter des demokratischen Ideals. Wir wünschen die Existenz dieser Partei, solange der Hochkapitalismus in Blüte steht (vielleicht ist er unsterblich?), aber Illusionen machen wir uns nicht über sie, und jenes Vertrauen, auf das ein Charakter von unbestechlicher, eindeutiger Natur Anspruch erheben kann, bringen wir ihr nicht entgegen.

Wir wollen fortfahren, ihr auf die Finger zu sehen, es sind die Finger Jemandes, dessen faires Spiel nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Wir wissen sehr genau, daß die Frankfurter Zeitung, die ein kluges und anständiges Blatt ist, in ihrer Partei einen schweren Stand hat, und wir wünschen, daß die demokratische Jugend noch energischer als bisher — , gute Ansätze sind da — den alten Herren, wie soll ich sagen, ebenfalls auf die Finger sehe. Gracchus sitzt nicht im Parteivorstand, ich glaube, er würde dort als Spartacus gelten.

Aber die Situation ist nicht ungünstig. Wenn die Deutsche Volkspartei an der Einsicht festhält, daß die Form des Reiches auf lange hinaus — wir hoffen: auf die Dauer — die republikanische sei, wenn also ihr Bekenntnis zur Monarchie sinnlos ist, dann besteht zwischen der Volkspartei und der Demokratischen Partei kein Unterschied mehr: mögen sie sich vereinigen.

Man wird es zwar fürs erste nicht erleben, daß die Volkspartei sich als demokratisch affichiert, aber es gibt da Mittel und Auswege. Die nicht mehr monarchistischen Nationalliberalen und die stockbürgerlichen Demokraten sind das Selbe. Eines hat die Demokratische Partei durch ihre zagende Politik seit 1918 erreicht: Niemand hat sie mehr im Verdacht, auch nur ein bißchen revolutionär zu sein. Der Bürgerblock ist reif, wir wünschen ihn, Vereinfachung ist gut, die Arbeitsgemeinschaften sind das Vorstadium dessen, was hier immer gefordert wurde, des Zweiparteiensystems.

*

Die Republik hat also Geburtstag, wir gratulieren. Sie ist eine so junge Person, daß sie einige gute Lehren anzuhören die Freundlichkeit haben wird. Die beste Lehre heißt: Durchgreifen, sich selbst wollen, nicht sentimental sein !

Das Recht auf die freie Meinung in Ehren — ein Beamter, ein Offizier, ein Lehrer, ein Professor, ein Richter, der in oder außer dem Dienst der Republik feind ist, muß verabschiedet werden. Die Republik zahlt, der Kostgänger hat ihr zu dienen. Am Tag des Begräbnisses Rathenaus hat in Heidelberg der Professor Lenard sich geweigert, seine Vorlesung zu unterbrechen. Die Republik möge diesem Professor bedeuten, daß er nicht einmal die Manieren eines Gentleman besitzt.

Die Republik möge ein Geheimnis erfahren: alle die Mäuse sozusagen, die ihr auf dem Kopf herumtanzen, wenn sie schläft, werden mit der Promptheit einer preußisch gedrillten Truppe umschlagen, sobald sie merken, daß die Obstruktion nicht Ehre und Vorteil, sondern Gefahr und Nachteil bringt. Alle die Beamten, Offiziere, Professoren, Lehrer und Redakteure werden umschlagen, die Staatsanwälte nicht zu vergessen, die seit je Instinkt für Karriere haben. Nur Eines ist nötig: Durchgreifen.

Die Mörder Rathenaus haben sicherlich geglaubt, daß ihre Schüsse die Pogrome auslösen und die Reichswehr in Bewegung setzen und die Fürsten lebendig machen und das Volk Hurra schreien lassen würden — sie werden bittere Stunden gehabt haben, als ihre sehr guten Freunde sie im Stich ließen. Wenn sie Zeitungen lasen, werden sie vernommen haben, daß Regierungspräsidenten und Landräte verabschiedet wurden, ja daß Herr Geßler Untersuchung gegen sich beantragt hat. Wiederum darf man fragen: Warum tat man vorher nicht, was man nachher tat? Warum sind die Regimentsfeiern jetzt verboten, warum wurden sie es nicht drei Monate vorher?

Wir wollen sehen, was von all dieser Energie übrig bleibt, wenn die Schwalben nach Süden, die „Reichsboten“ nach Norden zurückkehren.

Geistig ausgedrückt und um auch jenen Beamten undsoweiter gerecht zu werden: sie warten, wie alle Menschen, bis man ihnen einen neuen Richtungspunkt, ein neues Rotationszentrum gibt. In ihrem bessern Teil sind sie keine schlechten Patrioten, sie verlangen vom Reich, daß es für sie die Idee sei, nach der sie hinüberspannen können. Der Staat ist ja eine solche höhere Idee, Zentrum für Kräfte, die zentrifugal schwingen wollen, der Mensch verlangt religiöse Ordnung.

Der Fehler der nationalen Patrioten ist, daß sie eine derartige Idee nur in der Form denken können, die ihnen schon vertraut war, der Durchschnittsmensch vermag sich neue Formen nicht vorzustellen. Aber Diejenigen, die den Begriff der neuen Idee haben, sind verpflichtet, ihn zum Gravitationspunkt zu machen, damit dem stärksten Bedürfnis der Kreatur Genüge geschehe. Das ist der tiefere Sinn des Rezeptes Durchgreifen.

Der Aerztestand der Zukunft

von Richard Lewinsohn

Mit der Medizin ist es eine eigne Sache. Das Publikum glaubt immer noch, daß die Männer, die dieses manchmal unappetitliche und manchmal anstrengende Gewerbe ausüben, ein besonderes Quantum Idealismus besitzen müssen. Und das Gros der Aerzte ist längst davon überzeugt, daß die Verarztung wie jedes andre Gewerbe nur ein Mittel ist, sich gutbürgerlich durchs Leben zu schlagen. Aber nicht immer äußern sie es mit so rührender Ehrlichkeit wie Hans Oppenheim (in Nummer 9 der ‚Weltbühne’: ‚Die Zukunft des Aerzte-Standes’.)

Herr Oppenheim sagt zwar nichts Positives, aber dafür allerlei Bewegliches über das Elend der Aerzteschaft. Daß er uns mit den üblichen Hungerstatistiken verschont, sei ihm gedankt. Denn wie die zustande kommen, ist zur Genüge bekannt. Die Unbeschäftigten melden sich vollzählig; die Leute mit mittlerer Praxis schon zaghafter und nach reichlichen „Abschreibungen”, und die Schwerverdiener: die Prominenten, die Kassenlöwen und die großen W.W.-Schmuser haben für „sowas“ nicht Zeit und fehlen folglich in der Statistik. Einwandfreie Aufstellungen über die gegenwärtigen Einahmen aus der Kassenpraxis werden von den ärztlichen Organisationen nicht ge-

macht, und die Privatpraxis ist völlig unkontrollierbar (im Gegensatz zu der des Rechtsanwalts, dessen Einnahmen durch die Hand des Bürovorstehers zu gehen pflegen). Zu einer regulären Buchführung ist der Arzt gesetzlich nicht verpflichtet, und von dieser Lizenz wird ausgiebig Gebrauch gemacht. Als Ersatz dient das vorzügliche Karthotekverfahren: für jeden Patienten wird eine Karte angelegt, auf der die Hilfeleistungen fein säuberlich notiert werden (wie wissenschaftlich sieht das aus !) — der Patient bezahlt die Liquidation, die Karte fliegt in den Papierkorb, und der Patient ist für die Steuer erledigt. Die Hungerangaben der Aerzte waren immer übertrieben und sind es heute auch noch.

Aber Herr Oppenheim hat schon recht: das Realeinkommen ist gegenüber dem Friedensstande schlechter geworden. Nur die Begründung, die er gibt, und die regelmäßig von der Aerzteschaft gegeben wird, ist notorisch falsch. Die Erweiterung der Krankenversicherung, die an dem Elend der Aerzte schuld sein soll, ist nämlich gar nicht erfolgt. Die Höchstgrenze der Versicherungspflicht betrug vor dem Kriege 2500 Mark und betrug bis vor kurzem 15000 Mark, hatte also mit der Erhöhung der Löhne und Gehälter nicht Schritt gehalten, und auch die jetzige Erhöhung auf 40000 Mark wird bald vom Einkommen des Durchschnittsarbeiters überholt sein. Die Honorierung des Kassenarztes hat zwar ebenfalls nicht mit der Erhöhung der Löhne und mit dem Anwachsen der Preise Schritt gehalten — bei welchem akademischen Beruf ist das anders? — ; aber wenn trotzdem die Mehrzahl der Aerzte sich für sofortige Einführung der Familienversicherung erklärt hat, durch die 90 Prozent der Bevölkerung Krankenkassenmitglieder werden, so hat sie schon ihren Grund. Machen wir uns (und den Andern !) doch nichts vor: nicht die Krankenversicherung gräbt den Aerzten das Feld der frühern Privatpraxis ab, sondern die Privatpraxis gibt sich von selbst auf. Der wirtschaftliche Niedergang des Aerztestandes ist eine notwendige Folge der wirtschaftlichen Umschichtung, die der Krieg bewirkt hat: der Proletarisierung des Mittelstandes. Der Mittelstand als wirtschaftliche Mitte zwischen Reich und Arm hat aufgehört zu existieren, und da der Arzt, der selbst dem Mittelstand angehörte, vorwiegend vom Mittelstand lebte, so teilt er das Schicksal seiner Klassengenossen: auch er wird proletarisiert. Der Grund für den Rückgang der ärztlichen Privatpraxis liegt in dem Aufhören der Luxuspraxis, die sich der Nichtschieber (wenn er in keiner Krankenkasse ist) nicht mehr leisten kann. Der Arzt wird nur noch gerufen, wenn er notwendig ist. Das bedeutet, nebenbei bemerkt, für die Volksgesundheit keinen Nachteil, sondern macht nur jener ärztlichen Charlatanerie ein Ende, zu der die praxis elegans verleitet.

Daß es zur Zeit und zumal in den Großstädten mehr Aerzte gibt, als gebraucht werden, steht fest. Vor dem Kriege hatte Deutschland 67 Millionen Einwohner und 34000 Aerzte: jetzt werden 61 Millionen von 36000 verarztet. Und daß Ueberfüllung und fortschreitende wirtschaftliche Verschlechterung eines Berufs nicht grade das Niveau hebt, leuchtet ein. Aber was ist dagegen zu tun?

Die beiden Vorschläge, die Herr Oppenheim macht, sind einzeln beinahe richtig ; zusammengenommen zeugen sie von einer herzerquickenden Naivität. Herr Oppenheim argumentiert so: Da es den

Aerzten zur Zeit schlecht geht, so soll die Zulassung zum ärztlichen Studium bis auf weiteres gesperrt werden, und gleichzeitig soll den Aerzten erlaubt werden, nach kaufmännischen Methoden mit Hilfe von Reklame „Kundschaft“ anzulocken.

Der erste Vorschlag: die Einführung eines numerus clausus ist eine Politik auf lange Sicht, deren Erfolg erst in sechs bis acht Jahren spürbar werden könnte. Aber inzwischen ließen sich vielleicht die andern Zwangsmaßnahmen verwirklichen, die Herr Oppenheim plant. Denn an die Kontingentierung des ärztlichen Nachwuchses soll sich eine planmäßige Besiedlung des Landes mit Aerzten anschließen, und als Aequivalent würde dann — so ganz klar ist das bei Herrn Oppenheim nicht — den jungen Aerzten von den Aerztekammern oder von den Krankenkassen ein gewisses Existenzminimum garantiert werden. Das würde sich sehr eng mit den Plänen berühren, die der Krankenkassen-General Lehmann in Dresden seit etlichen Jahren propagiert, und die darauf hinausliefen, daß die Aerzte Krankenkassenbeamte werden.

Das Ende ist also gewiß: die Beamtung des Aerztestandes, eine Form der Sozialisierung des Heilwesens, über die sich sehr wohl reden läßt. Aber umso dunkler ist der Ausgangspunkt von Oppenheims Plan: der numerus clausus. Nach welchem Modus soll die Zulassung zum ärztlichen Studium erfolgen? Herr Oppenheim hüllt sich darüber in Schweigen. Die Aerztekammern im Verein mit den Krankenkassen, dekretiert er, werden schon erreichen, daß „jede unnötige Härte oder Benachteiligung im Zulassungsmodus vermieden werden kann“. Nach den Erfahrungen, die man bisher mit Wohnungsämtern und ähnlichen Institutionen zur >Entscheidung über „Zulassungen“ gemacht hat, wird die Auswahl nach einem sehr einfachen Modus erfolgen: der Kapitalkräftigste wird zugelassen werden, und die Plutokratisierung des Medizinstudiums, das heute schon reichlich 200 000 Mark kostet, wird sich noch schneller vollziehen.

Die Gefahr, die den Aerzten und der Allgemeinheit vom ärztlichen Nachwuchs droht, besteht nicht darin, daß künftig zu viel arme Studenten, die nicht „durchhalten“ können, sich zum Medizinstudium drängen, sondern daß nur noch Söhne reicher Eltern Medizin studieren können. Die kürzlich veröffentlichte Hochschulstatistik liefert dafür den schlagenden Beweis. Im Sommersemester 1921 wurden an deutschen Universitäten rund 2600 Mediziner weniger inscribiert als im Jahr vorher. 1920 wandten sich noch 20 Prozent aller Abiturienten dem Medizinstudium zu, 1921 nur noch 10 Prozent. Der Kreis Derer, die sich den Luxus, Medizin zu studieren, noch leisten können, wird also von selbst immer enger.

Nicht darauf kommt es an, die „etablierten“ Aerzte zu privilegieren, sondern die Privilegierung der Begüterten auf das Medizinstudium möglichst zu verhindern. Und dagegen hilft kein numerus clausus, sondern nur die Umstellung des ärztlichen Studiums. Es muß den Medizinstudenten künftig ermöglicht werden, wie es heute schon die angehenden Juristen und Nationaloekonomen und Philologen tun: den größten Teil ihres Lebensunterhalts selbst zu verdienen. Anstelle des Ganztagsstudiums muß das Halbtagsstudium treten, und auch in die Anatomie und in die klinischen Hörsäle muß der werktätige Student einziehen, der nicht mehr aus der Tasche der

Eltern, sondern aus eigner Arbeit lebt. Heute ist das unmöglich: alle wichtigen Vorlesungen und Kliniken liegen am Vormittag oder in den frühen Nachmittagsstunden, sodaß der Medizinstudent von jeder regulären Erwerbsarbeit ausgeschlossen ist. Aber es wäre, wenigstens in den großen Universitätsstädten, die ja auch allein für den werktätigen Studenten in Frage kommen, ein Leichtes, parallel zu dem Vormittagsunterricht klinische und poliklinische Vorlesungen (und erst recht natürlich theoretische) in den Spätnachmittagsstunden abzuhalten für die Studierenden, die sich am Tage ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Im Zusammenhang damit ließe sich endlich jener unglaubliche Unfug beseitigen, daß in einer Stadt wie Berlin fast sämtliche Polikliniken dem Publikum nur vormittags offen stehen, sodaß jeder Mensch, der sich in einer Poliklinik ambulant behandeln oder auch nur untersuchen lassen will, deswegen seine Arbeit versäumen muß. Hier dürfen nicht länger die Interessen der Aerzte, deren Nachmittagspraxis darunter leiden könnte, den Ausschlag geben, sondern die Interessen der Gesamtheit.

Daß eine derartige Umstellung des Studiums nicht „schön“ ist, weiß ich wohl. Nun, wer es besser haben kann, mag weiterhin nach dem alten Comment feucht-fröhlich seine Studien betreiben. Nur soll man Denen, die sich den Luxus, als erwachsene Menschen sechs Jahre und länger auf Kosten Andrer zu leben, nicht leisten können, die Möglichkeit geben, neben ihrer Erwerbstätigkeit als Vollstudenten zu studieren. Wird das ermöglicht — und es läßt sich ermöglichen — , dann wird die gegenwärtige Not der Akademiker etwas unerwartet Gutes zeitigen: eine neue Art der Berufsauslese, die sich nicht mehr nach dem Geldbeutel des Vaters richtet, sondern nach der Befähigung, nach dem Willen zur Arbeit und nach der wahren Neigung zum Beruf.

Der Zweck des numerus clausus ist: den Konkurrenzkampf zu mildern. Aber das hindert Herrn Oppenheim nicht, gleichzeitig die Aerzte zu einem frisch-fröhlich kapitalistischen Konkurrenzkampf anzufeuern. Denn auf nichts andres läuft sein zweiter Vorschlag hinaus: die Aerztekammern sollten den Aerzten nach amerikanischem Muster die Reklame freigeben. Daß die imaginäre ärztliche „Standesehre“ durch Reklame keinen Schaden erleidet, sei gern zugegeben. Aber etwas seltsam mutet die Unterstellung an, daß der Arzt, und besonders der Anfänger, der nicht einmal sein Leben fristen kann, nun zugleich kapitalkräftig genug ist, um für seinen „Heilbetrieb“ Reklame zu machen. Vielleicht erkundigt sich Herr Oppenheim einmal bei den Annoncier- Aerzten der Friedrichstadt, was heute Reklame kostet; und wenn alle Aerzte annoncieren dürfen, werden die Annoncen noch stattlicher sein müssen, um aufzufallen. Und schließlich wird man, wenn man von der Zukunft des Aerztestandes spricht, doch auch ganz schüchtern die Frage stellen müssen, was denn den Kranken nützlicher ist: die ;,Empfehlung von Mund zu Mund“ oder die Empfehlung durch möglichst auffällige Inserate. Die persönliche Empfehlung bietet gewiß keine Gewähr dafür, daß der tüchtige Arzt sich durchsetzt, denn kein Publikum ist unkritischer und unfähiger zur Kritik als der Kranke gegenüber dem Arzt; aber die Reklame bietet die sicherste Gewähr, daß fortan nicht ärztliche, sondern kaufmännische Fähigkeiten darüber entscheiden, ob Jemand schnell zu einer guten Praxis gelangt oder nicht.

Die Vorschläge des Herrn Oppenheim, daß zugleich strengste Planwirtschaft und ungehemmter kapitalistischer Wettbewerb eingeführt werden sollen, zeigen, welch seltsame Vorstellungen über wirtschaftliche Fragen grade in Aerztekreisen bestehen. (Heiliger Franz Oppenheimer, steh mir bei !) Aber dennoch weist Herr Oppenheim die beiden Wege, für die die Aerzteschaft der Zukunft sich entscheiden muß. Zu Ende gedacht bezeichnen sie die einzigen beiden Möglichkeiten, die es für den Arzt gibt: entweder Beibehaltung des freien Aerztestandes und rücksichtslosester Existenzkampf — oder Plan- und Zwangswirtschaft, die in ihrem notwendigen Ausbau folgerichtig zur Beamtung des Arztes, zur Sozialisierung des Heilwesens führt. Entweder Amerikanisierung oder Verpreußung. Ein Drittes wird es nicht geben.

Lichtreklame von Theobald Tiger

Jetzt kannst du wieder Leuchtreklame treiben,
mit Osram-Licht auf alle Dächer schreiben.
Es zuckt der Schein Die Lampen blitzen.
Ein Sekt. Ein Schnaps. Die Augen flitzen.
Der Asphalt spiegelt es. Die Birnen glühn.
Und wie in alter Zeit liest ganz Berlin:
„Manoli linksrum — !"

Es werde Licht !
Nur nicht in den Gehirnen.
Die Monarchisten knipsen ihre Birnen
in den an sich schon düstern Köpfen aus.
Schwarz wie ein Unteroffiziersfuß wirds im Haus.
Mit Lichtreklame ist hier nischt.
Die letzte Funzel, Helfferich, erlischt . . .
Nur Stinnes liebt es, um das Land zu zieren,
die Ministerien zu illuminieren.
Ein brauner Schein erfüllt das ganze Haus.
Und alle Aemter drehn sich mit Gebraus
Manoli rechtsrum — !

O Mitmensch, hast du sowas schon gesehn — ?
Ja, wolln die mit Gewalt zu Grunde gehn?
Die Republik schläft sanft und wird nicht wach.
Der schwarz- weiß-rote Hahn sitzt auf dem Dach !
Und unten im Parterre die junge Dame
denkt froh: Das ist die Lichtreklame !
Das Haus brennt über ihrem Kopf an:
sie steckt sich einen neuen Zopf an.
Was hältst du wohl von der Illuminierung?
Und was von dieser weichlichen Regierung — ?
Total Manoli.

XII. Reinhold Becker

Die meisten Industriegrößen der letzten Wirtschaftsepoche sind mit den Kartellen und in den Kartellen groß geworden. Manchmal haben sie sich, wenn ihnen der Ring der „Vorherdagewesenen" den Zugang zu den Hauptquellen der Industriemacht zu engherzig versperrte, in erbitterten Außenseiterschlachten mit den Syndikatsprivilegierten herumschlagen müssen — aber sie haben Tafel und Stühle doch nur umgeworfen, um bei der nachher notwendig werdenden Wiederaufrichtung und Neubesetzung einen besonders guten Platz für sich zu „ergattern". Manchmal haben sie auch überalterte Syndikate, deren Quotenverteilung die Fühlung mit den neuzeitlichen Kräfteverhältnissen verloren hatte und im, ehrwürdigen Paragraphendickicht „wohlersessener" Rechte erstarrt war, von innen her gesprengt — aber nicht, um künftig in Konkurrenzfreiheit zu leben, sondern um nach einer Episode des Kampfes, der die Kräfteverhältnisse neu feststellte, das überlebte Syndikat durch ein moderneres zu ersetzen. Dies war der typische Ausgangspunkt, Verlauf und Abschluß fast aller Syndikatskonflikte in der Kohlen-, Eisen- und Kali-Industrie gewesen.

Zu den Industriellen, die nie verstanden haben, mit den Syndikaten zu leben, sich in ihnen Geltung und Heimstätte zu verschaffen, gehört Reinhold Becker, eine der merkwürdigsten und interessantesten . Persönlichkeiten, welche die deutsche Industrie in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Sein Aufstieg war nicht das folgerichtige Ergebnis der zeitgemäßen Syndizierungs- und Konzentrationsbestrebungen, die die Großen immer größer werden ließen und auch manchen Kleinern, nur Transaktions- und Konjunkturgeschickten auf ihren Fittichen in die Höhe trugen. Sondern er, der vielleicht von Natur, jedenfalls aber vom Schicksal zum Außenseiter bestimmt war (weil er zu spät und zu klein anfangen mußte, die besten Plätze bereits von übermächtigen Konkurrenten besetzt fand und bei aller trotzigen Verschlagenheit nicht geschmeidig-klug genug war, um sich dort „anzubiedern", wo er nicht zu dominieren vermochte) dieser Reinhold Becker mußte — und konnte — sein nicht unbeträchtliches Werk mit bewunderungswürdiger Zähigkeit schwersten Bedingungen abringen, im Kampfe mit mächtigsten und hartnäckigsten Gegnerschaften durchsetzen.

Schon bei der Gründung des nach ihm benannten Stahlwerks kam die kämpferische Außenseiternatur Reinhold Beckers zum eigenwilligen Ausdruck. Der Selfmademan, der als Arbeiter im Bergwerk begonnen und sich von der Pike auf zum Industriedirektor emporgearbeitet hatte, dann über die Zwischenstationen der oberschlesischen Bismarckhütte und des Roheisenverbandes in die Leitung des Klöckner-Thyssenschen Krefelder Stahlwerks gelangte, war in dieser Stellung wegen seines zu großen Selbständigkeitsdranges und seiner eigenbröd-

lerischen Geschäftsgesinnung in Konflikt mit den maßgebenden Aufsichtsratspersönlichkeiten geraten. Eine angebliche Bilanzfälschung bot den Anlaß, ihn bei Nacht und Nebel zu verhaften; aber nach seiner baldigen Rehabilitierung und Freilassung drehte er den Spieß um und behängte nicht nur seine Ankläger mit einem Haufen von Prozessen, sondern errichtete ohne Geld und fast ohne Kredit ein paar Kilometer abseits von dem Krefelder Stahlwerk ein eignes Wierk: eben das Stahlwerk Becker.

Dieses Werk, das im wesentlichen dazu beitrug, die vordem zurückgebliebene deutsche Edelstahlerzeugung der alten englischen Sheffield-Industrie und den oesterreichischen Qualitätsprodukten (Böhler, Schoeller, Poldihütte) gleichwertig, ja zum Teil überlegen zu machen, hat nicht nur das benachbarte Krefelder Stahlwerk weit überflügelt, sondern ist im stetigen Aufbau zu einer der modernsten Industrieanlagen gestaltet worden, die Deutschland überhaupt besitzt. Gewiß hat die Kriegskonjunktur, hat die nach dem Krieg einsetzende, fast noch profitablere Revolutionskonjunktur diesen Ausbau erheblich erleichtert. Aber in Einem Punkt unterschied sich doch Reinhold Becker von den meisten Andern, die unter der Sonne dieser Konjunkturen aufgeblüht sind und es zu großer Expansion gebracht haben. Die Andern, mögen sie nun Otto Wolff, Stumm oder auch Stinnes heißen, haben mit dem Gelde, das ihnen ihre Produktion, ihr Handel oder auch lukrative Abfindungen für liquidierte und an das Ententekapital verkaufte Unternehmungen in den Schoß warfen, hauptsächlich alte Betriebe aufgekauft. Sie haben fusioniert, konzentriert und im besten Falle als Resultat solcher Vertrustungspolitik eine gesteigerte Oekonomie, eine rationellere Zusammenfassung bisher isolierter Unternehmungen erreicht. Das Risiko des Bauens, der Schaffung neuer zusätzlicher Produktion haben — bei der vorläufigen Einträglichkeit ihrer alten Werke und der „Gefahr" einer Rückbildung der Inflation, die dann zu einer Ueberteuerung der Neuanlagen zu führen drohte — wenigstens in der Montan-Industrie fast Alle gescheut, und erst vor einiger Zeit hat man im Thyssen-Konzern, beim Rheinelbe-Trust und auch an einigen andern Stellen begonnen, als Ersatz für die enteigneten lothringischen Betriebe mit Hilfe reichlicher Liquidationsvorschüsse der deutschen Regierung neue Hochöfen und Stahlwerke zu errichten.

Reinhold Becker hat keine Vorschüsse und Abfindungen erhalten. Auch mit Bankkredit war er nie reichlich gesegnet, und dennoch hat er gebaut. Nachdem das eigentliche, in Willich gelegene Stahl- und' Walzwerk vollendet war, hat er ein paar Kilometer davon entfernt, unmittelbar im Krefelder Rheinhafen, eine Hochofen- und Edelstahl-Anlage errichtet, die technisch zu dem Vollendetsten gehört, was augenblicklich in Deutschland und anderswo auf dem Gebiet der Hüttentechnik existiert. Die Mechanisierung und Ausschaltung der menschlichen Arbeitskraft ist hier bis zu einem bewunderungswürdigen Grade gesteigert. Die ganze Schicht auf dem ersten in Betrieb befindlichen Hochofen besteht aus 12 Personen. Erze und Koks werden durch elektrischen Trakt von den Rheinschiffen direkt in die Hochöfen ge-

schickt und entleert, Hochöfen, die mit einer Entgasungsanlage modernsten Systems und mit der Hälfte der sonst üblichen Wind-Erhitzer arbeiten. Das flüssige Roheisen geht, ohne zu erkalten, nicht nur in die Siemens-Martin-Oefen, sondern auch von den Siemens-Oefen in die Elektro-Oefen, wo es die letzte Reinigung und Härtung zum Edelstahl erhält. Mit Stolz behauptet Becker, daß seine Werke dank ihrer vorzüglichen Organisation und ihrer verhältnismäßig niedrigen Kapitalisierung noch bei einem Dollarkurs von 40 Mark wettbewerbs- und exportfähig seien. Eine eigne Wolfram-Gewinnung im Sächsischen Erzgebirge, eine eigne Braunkohlengrube, die mit ihrer Rohbraunkohle binnen kurzem nach einem neuartigen Gebläseverfahren den größten Teil des Rohkohlenbedarfs der Werke decken wird, machen das Unternehmen für wichtige Rohstoffe vom Markt in erheblichem Umfange unabhängig. Diesem Prinzip der Unabhängigmachung vom Markt sollte auch ein andres Projekt dienen, das vor ein paar Jahren vom Stahlwerk Becker in Angriff genommen wurde. Mit ihm aber begannen neue Verstrickung, neue Finanznöte, neue Kämpfe für das Gesamtunternehmen.

Mit dem Ausbau der Hochofenanlage entstand zur Zeit der Kohlen- und Koksknappheit natürlich in dem Leiter der Gesellschaft der Wunsch, sich auch für Koks unabhängig vom Kohlensyndikat und von der noch immer herrschenden Kohlenzwangswirtschaft zu machen. Es wurde der Erwerb einer eignen Kokskohlenzeche geplant. Aber auch hier ging Reinhold Becker nicht den glatten und für die nächste Zeit schon schnellen Erfolg versprechenden Weg, der natürlich dahin geführt hätte, eine bereits völlig ausgebaute und vollproduzierende Zeche zu erwerben. Vielleicht lag auch der Knüppel beim Hunde, und es fehlte an dem großen Gelde, das eine solche ausgebaute Zeche gekostet hätte. So entschloß man sich zu dem Erwerb der Zechen ‚Präsident' und ‚Herbede' der Bochumer Bergwerks-Aktiengesellschaft, eines alten Schmerzenskindes der Disconto-Gesellschaft — zweier Zechen, die sich zwar seit einigen Jahren unter unabhängiger Führung finanziell etwas gebessert hatten, aber mangels eines großzügigen Ausbaus immer noch mit primitiven Mitteln nur eine kleine Produktion erreichen konnten. Becker, der doch eigentlich darauf angewiesen war, einen Gegenwartsvorteil zu erreichen, sah mit dem intuitiven Blick des echten Industriellen die großen Zukunftsmöglichkeiten, die unausgeschöpft in diesen Zechen lagen — und sie faszinierten ihn. In einer Zeit, wo sonst Niemand im Kohlenbergbau Neuanlagen oder größere Ausbauarbeiten unternahm, wo Hugo Stinnes vorzog, die reichen Mittel aus dem Kohlenhandel und seinen übrigen lukrativen Unternehmungen zu Ankäufen in andern Industrien zu benutzen, während er für Neuanlagen und Erneuerungen im Kohlenbergbau die Finanzierung durch besondere Preiserhöhungen statt durch Investitionskapital forderte — in dieser Zeit unternahm Becker, zwei völlig veraltete, ja gradezu verwahrloste Zechen durch Neuinvestierung von Mitteln für große Produktion auszubauen und dadurch eine wirkliche Produktivitätssteigerung in der Kohlen-Industrie zu erreichen. Er hat sich

nicht gescheut, teuer zu bauen und hat grade dadurch im Verhältnis zu der nachher eingetretenen Geldwertverschlechterung noch billig gebaut

Die einzelnen Phasen dieses Ausbaus und der finanziellen Irrungen und Wirrungen, die als seine Begleiterscheinungen im Becker-Konzern auftraten, haben viel von sich reden gemacht. Von vorn herein weigerte sich das Kohlensyndikat, der Becker-Gesellschaft das Hüttenzechenprivileg zuzubilligen, und drohte somit nicht nur, den Nutzen des Erwerbs für die Becker-Gesellschaft illusorisch zu machen, sondern auch, diese durch das Schwergewicht der mit dem Erwerb der Zechen übernommenen finanziellen Verpflichtungen in ernste Geldschwierigkeiten zu stürzen. Aber Becker gab den Kampf nicht verloren. Er führte ihn mit unbeugsamer Energie, mit der ihm eignen zähen Ausdauer, er führte ihn mit allen Mitteln der Verschlagenheit und, wenn es nottat, der Skrupellosigkeit, die in solchen Fällen nicht nur er, sondern auch andre größere Industrielle anzuwenden sich nicht gescheut haben. Zunächst ließ er die Zechen in Konkurs gehen, was automatisch ihr Ausscheiden aus dem Kohlensyndikat zur Folge hatte. Dann schloß er in der Zeit, die bis zur Dekretierung des Zwangskohlensyndikats verstrich, jenen bekannten Kohlenlieferungsvertrag mit der Schweiz, der in der Folgezeit zu so ausgedehnten Erörterungen in der Presse, in den Syndikatsberatungen, ja in den Parlamenten führen sollte. Dieser Kohlenlieferungsvertrag, der mit der Continentalen Handels-Aktien-Gesellschaft in Zürich abgeschlossen wurde, sah bekanntlich vor, daß diese „Contag“ genannte Gesellschaft von der Mehrproduktion der beiden Zechen für einen Zeitraum von 50 Jahren die Hälfte zum Selbstkostenpreis erhalten sollte, während die andre Hälfte für die deutsche Kohlenversorgung verwendet werden konnte. Als Aequivalent für diesen Lieferungsvertrag gab die schweizerische Gesellschaft dem Stahlwerk Becker einen Betrag von 50 Millionen Mark, womit der Ausbau der Zechen durchgeführt werden sollte. Das deutsche Kabinett genehmigte diesen Lieferungsvertrag, der die Zwangswirtschaft durchbrach, mit der Begründung, daß die Mittel zum Ausbau der Zechen in Deutschland selbst nicht aufgebracht werden könnten, und daß aus dem Vertrage auch für die deutsche Wirtschaft eine zusätzliche Produktion an Kohlen entstehe.

Mit dieser Genehmigung war aber der Vertrag noch lange nicht über alle Schwierigkeiten und Widerstände hinausgelangt. Kohlensyndikat, Kohlenkontor und Reichskohlenkommissar leisteten, trotzdem ein Kabinettsbeschluß vorlag, passive Resistenz und verweigerten die Erteilung von Ausfuhrscheinen. Nachdem auch diese Widerstände mühsam niedergekämpft waren, drohte eine neue Gefahr. Im Reichswirtschaftsministerium argwöhnte man, daß die Contag, die den Kohlenlieferungsvertrag abgeschlossen, die 50 Millionen zum Ausbau gegeben hatte und 50 Jahre lang die Hälfte der Mehrproduktion zu den deutschen Selbstkosten beziehen sollte, niemand anders sei als Becker selbst. Man folgerte daraus, daß die Uebergewinne, die aus der Veräußerung der zu Selbstkosten in die Schweiz gelieferten deut-

schen Kohlen entstanden, in Wirklichkeit der deutschen Gesellschaft selbst zufließen würden, und erblickte darin einen Verstoß gegen die deutschen Ausfuhrabgabebestimmungen. Diese sahen nämlich vor, daß die Valutagewinne aus der Ausfuhr entweder dem Reiche oder der Gesamtheit der Kohlenwerke zugeführt und zur Verbilligung der Inlandspreise benutzt werden sollten. Becker, zur Rede gestellt, gab zu, daß die Majorität der Contag-Aktien in seinen Händen sei oder doch gewesen sei, aber er habe diese Majorität erst geraume Zeit nach dem Abschluß des Lieferungsvertrages erworben. Er gab auch zu, daß die Becker-Gesellschaft mit einem hohen Prozentbetrag an den Uebergewinnen aus den Kohlenlieferungen beteiligt sei, behauptete aber, daß diese Beteiligung, die für die deutsche Zahlungsbilanz übrigens durchaus Vorteile biete, denjenigen Regierungsstellen, mit denen er früher über den Lieferungsvertrag verhandelt habe, nicht unbekannt sei. Desgleichen habe er nie ein Hehl daraus gemacht, daß die als à-fond-perdu-Zahlung sichtbar gewordene Hingabe von 50 Millionen Mark durch die Contag (oder durch die dahinterstehende schweizerische Bank Guyerzeller) in Wirklichkeit ein Frankendarlehn von 17 Millionen dargestellt habe, dessen Tilgung zunächst einmal aus den in der Schweiz entstehenden Uebergewinnen erfolgen müßte, ehe die Gewinnbeteiligung des Stahlwerks Becker überhaupt praktisch in Erscheinung treten könne. Vorläufig sei diese Gewinnbeteiligung nicht nur nicht akut geworden, sondern die Kalkulationen der Becker-Gesellschaft bei dem ursprünglichen Vertrage seien in zweifacher Hinsicht umgeworfen. Zunächst einmal habe der Ausbau der Zechen infolge der Geldentwertung in Deutschland nicht nur jene 50 Millionen Mark, die die Becker-Gesellschaft aus der Schweiz erhalten hatte, gekostet, sondern rund 200 Millionen Mark. Außerdem seien die 17 Millionen Franken, die Becker in die Schweiz schuldete, mittlerweile infolge der Valutaverschlechterung, in Mark gerechnet, weit über jenen Betrag gestiegen, den Becker seinerzeit zum Ausbau der Kohlenzechen erhalten. Von einem günstigen Geschäft der Becker-Gesellschaft auf Kosten der Ausfuhrabgabe könne zunächst also keineswegs die Rede sein.

Zwischen dem Konzern und dem Reichswirtschaftsministerium wurden dann wiederholt Verhandlungen über eine Regelung der Angelegenheit geführt, wobei das Wirtschaftsministerium den Standpunkt vertrat, daß in dem Verhältnis der deutschen und schweizer Vertragskontrahenten sich manche Undurchsichtigkeiten befanden, daß auch wahrscheinlich bei der Selbstkostenberechnung für die Ausfuhrkohlen sich der Becker-Konzern bereits für die inzwischen eingetretenen Kalkulationsverschiebungen bis zu einem gewissen Grade schadlos gehalten habe. Daraus sei zu folgern, daß dem Becker-Konzern nur das Recht zugestanden werden dürfe, die von ihm eingegangene Frankenschuld aus den Uebergewinnen des Lieferungsvertrages zu tilgen — darüber hinaus müsse Alles dem Reich als Ausfuhrabgabe zufließen.

Die letzten Phasen des Kampfes nahmen hochpolitische Formen an und beschäftigten wiederholt das Reichskabinett und

den Reichstag. Die Becker-Gruppe, die immer schon verstanden hatte, ihre Auffassung durch auswärtigen diplomatischen Druck und durch innenpolitische Parteibeziehungen zu unterstützen, gab die Aktienmajorität der Becker-Steinkohlenwerke ins Ausland mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch jenen diplomatischen Druck noch zu intensiverer Wirkung zu bringen. Schließlich kam es nach langwierigen Verhandlungen zu einer Lösung, die eine derartige — vielleicht wieder nur fingierte — Ueberfremdung rückgängig machte, dem Becker-Konzern die Rückzahlung seiner Frankenschuld und den Ausbau seiner Werke ermöglicht und die Geltungsdauer des schweizerischen Lieferungsvertrages abkürzt.

Ob in allen diesen Verwicklungen und Verwirrungen dem formalen Recht bis aufs i-Tipfelchen zum Siege verholfen worden ist, läßt sich schwer entscheiden. Aber dies Eine kann doch gesagt werden: Eine starke Unternehmerpersönlichkeit, die in finanzpolitischen Dingen vielleicht nicht immer so grade und klar auf ihr Ziel losging wie in industriellen — und zwar deswegen, weil sie mit zu kleinen finanziellen Hilfsquellen ein unverhältnismäßig weit gestecktes Programm verwirklichen wollte — , hat sich durchgesetzt, widrigen Bedingungen und mächtigsten Widerständen zum Trotz. Für die deutsche Industrie ist daraus entstanden, was ihr am meisten nottut, und was nur wenige Industrielle in dieser Zeit der großen Gewinne und großen Transaktionen erreicht zu haben sich rühmen können: Produktionsvermehrung. Die Erzeugung der Zechen ‚Präsident' und ‚Herbede' ist schon jetzt verdoppelt und wird in absehbarer Zeit vervierfacht sein. Reinhold Becker hat seinen ursprünglichen Zweck, in diesen Bergwerken Hüttenzechen für sein Hochofen- und Stahlwerk zu gewinnen, allerdings bisher nicht erreicht. Den größten Teil der von ihm benötigten Koksmengen muß das Stahlwerk Becker aus England beziehen — ein Schicksal, das es allerdings mit einer großen Anzahl deutscher Industriewerke teilt.

Zu dieser Schuldfrage von Nietzsche

ist zu guterletzt gar noch bei Jedermann die Verpflichtung, einige Jahre Soldat zu sein, nach Ablauf weniger Generationen zu einer gedankenlosen Gewohnheit und Voraussetzung geworden, auf welche hin man frühzeitig den Plan seines Lebens zurechtschneidet: so kann der Staat auch noch den Meistergriff wagen, Schule und Heer, Begabung, Ehrgeiz und Kraft durch Vorteile ineinanderzuflechten, das heißt: den höher Begabten und Gebildeten durch günstigere Bedingungen zum Heere zu locken und mit dem Soldatengeiste des heutigen Gehorsams zu erfüllen: sodaß er vielleicht dauernd zur Fahne schwört und durch seine Begabung ihr einen neuen, immer glänzendern Ruf verschafft. Dann fehlt nichts weiter als Gelegenheit zu großen Kriegen: und dafür sorgen, von Berufs wegen, also in aller Unschuld, die Diplomaten, samt Zeitungen und Börsen: denn das „Volk", als Soldatenvolk, hat bei Kriegen immer ein gutes Gewissen, man braucht es ihm nicht erst zu machen.

Valetti und Vallentin von Julius Bab

Neue Schauspieler-Porträts . . . Es ist nun bald zwei Jahrzehnte her, daß die Freude am theatralischen Erlebnis mich trieb, Schauspielerbildnisse zu zeichnen. Sie erschienen damals, mit ähnlich gearteten Versuchen Willi Handls, in den ersten Jahrgängen der ‚Schaubühne' und wurden nachher in einem Bande: ‚Deutsche Schauspieler, Porträts aus Berlin und Wien' gesammelt. Seitdem sind Jahre vergangen, in denen meine Freude am Theater mancherlei Schwankungen durchgemacht hat. Beinah ein Jahrzehnt lang schien es mir, daß die Zufuhr an neuen schauspielerischen Persönlichkeiten bedenklich ins Stocken gekommen sei. Aber seit ein paar Jahren — ich möchte wohl wissen, ob das an mir oder an den Tatsachen liegt — habe ich einen andern Eindruck. Ich finde, daß seit drei oder vier Jahren eine so auffallende Fülle neuer schauspielerischer Persönlichkeiten von Bedeutung auf unsrer Bühne Einzug hält, daß jede Fähigkeit zum theatralischen Miterleben sich neu entfalten muß, wie eine trockene Jericho-Rose, die man ins Wasser wirft. Nicht einmal die an sich sehr betrübende Tatsache, daß in der dramatischen Produktion nichts dieser Blüte entspricht, nicht einmal die Erkenntnis, daß modischer Regie-Ehrgeiz die Entwicklung dieser Talente öfter schädigt als fördert, nichts von allem darf unsre Freude töten. Denn Urelement alles Bühnenlebens bleibt doch immer der Schauspieler, und wo der aus rechtem Reichtum geben kann, da hat die Bühne große Zeit. So bringt neuer Genuß wieder Freude und Dankbarkeit hervor, diese besten Quellen des kritischen Schaffens. Und glückliches Erlebnis gibt wieder Bedürfnis und Kraft zu neuen Schauspielerporträts.

*

Im Vordergrund der berliner Bühnen sieht man seit ein paar Jahren zuweilen — aber viel zu selten — ein Geschwisterpaar. Die gleichzeitige künstlerische Entfaltung von Geschwistern zu sehen, ist immer höchst fruchtbar, denn da hier notwendig sehr viele ererbte Wesensgrundlagen gemeinsam sind, zeigt ihr Vergleich deutlicher als irgendetwas, was denn nun der Kern jener rätselhaftesten Erscheinung sei: der Individualität. Auch Rosa Valetti und Hermann Vallentin haben sehr viel Aehnlichkeit, äußere und innere. Umso interessanter ist der sehr erhebliche Unterschied — ein Gradunterschied, der sich in einen Unterschied der Art und des Ranges verwandelt.

Kraft steckt in Beiden. Ein Blick auf die gedrungene, breitschultrige Figur, den massigen, knochenstarken Schädelbau zeigt das ohne weiteres. Und keine Kraft asketischen Geistes — üppige Kraft des Blutes; das Wort „saftig" scheint wie geschaffen für Beide. Und der besondere Saft dieses Blutes ist offenbar ein jüdischer; noch nicht allzu nah der zerreibenden Geistigkeit moderner Kultur — näher der patriarchalischen Urkraft, von der das östliche Ghetto mehr als einen Hauch aufbewahrt. Breit, sinnlich greifend sind die Bewegungen, fett, vollgesogen der Ton. Irgendetwas ist noch darin von dem Patriarchen, der seine Herden zählt.

So kann es nicht fehlen, daß Hermann Vallentin in mancher Beziehung an Rudolf Schildkraut, den heute stärksten Künstler dieses Schlages, erinnert. Die vollblütige Beweglichkeit dieses sehr tüchtigen Schauspielers, seine urtümliche Verstellungslaune erinnert ebenso an Schildkraut wie das Nebeneinander überströmender Gefühlsweichheit und in gefährlicher Ballung explodierenden Jähzorns. Aus der Stoßkraft solchen Zorns entwickelt der Vortragskünstler Vallentin im Cabaret oft die außerordentlich rhythmische Durchschlagsenergie seines Sprechgesangs. Aber die Gefühlsweichheit kann er nicht, wie Schildkraut, in jene letzte Tiefe führen, wo sie dem Sentimentalen entwächst und etwas Gottähnliches bekommt. Hier liegt ein Unterschied des Formats. Vallentin als Vater (ich habe nicht den Musikus Miller, aber einen seiner direktesten Vorgänger aus dem ‚Sturm und Drang' bei Leopold Wagner von ihm spielen sehen) wird immer um einen unwägbaren, aber entscheidenden Moment zu früh weich; die knorrige Haltung der Gestalt entgleitet ihm ins Sentimentale; die Gegenkraft, die das Gefühl durch Zurückdrängung steigern muß, läßt einen Moment zu früh nach, und dieser Moment genügt, um an die Stelle des tragisch Erschütternden das nur Sentimentale zu setzen. Hier zeigt sich jenes letzte Maß von (nicht mehr physischer) Kraft an, das diesem starken Schauspieler fehlt, und das sein Talent, seine große Tüchtigkeit scheidet von dem schlechthin Genialen, dem unbedingt Hinreißenden, das seine Schwester besitzt.

*

Rosa Valetti hat selbstverständlich auch Gefühl und sehr viel. Wie wäre sie sonst eine Menschendarstellerin ersten Ranges ! Aber sie zeigt es nie eine Sekunde zu früh: sie kann es bis zur unerhörtesten Spannung sich ansammeln lassen. Nichts an ihr ist großartiger als ihre Fähigkeit zur vollkommenen Starrheit. Jenes Stillstehen, das nicht ein Negativum, ein Untätigsein, sondern eine äußerste gleichgewichtige Anspannung aller Kräfte ist, und das nur so ganz wenige Schauspieler können: das ist ihr im allerhöchsten Maße eigen. Dies aber ist im Grunde genommen das Geheimnis jedes „Stils". Denn nur das betonende Durchhalten wichtiger Momente schafft Stilisierung, große Rhythmen. Die Valetti starrt unbeweglich wie der Kopf der Gorgo: hypnotisierend, grotesk, grauenvoll, bis zum Unerträglichen aufregend. Sie hat einen Gang: ohne alle Biegung, riesenhaft gesetzte, ungeheuer langsame Schritte, wie die Erynnien — „so schreiten keine irdschen Weiber". Sie hat einen Schrei: gradlinig, gräßlich, wie aus einem Urwald hervorbrechend — ein Schrei, der für Klytaimnestra im Augenblick des Mordes grade ausreichen würde. Ich bin mir bewußt, daß das alles Bilder aus der griechischen Tragödie sind, und daß es sich um eine Schauspielerin, eine Cabaretkünstlerin handelt, an der viele zunächst die groteske Komik rühmen. Aber es ist mir ernst mit diesem Vergleich. Ich halte die Valetti nach ihrem Format, nach ihrer schauspielerischen Kraft für so vollkommen dem großen tragischen Stil gewachsen wie kaum eine andre Person heute auf der deutschen Bühne. Allerdings nicht grade dem grie-

chischen. Momente vom Urvater Aischylos könnte ich mir freilich von ihr noch vorstellen; aber doch auch dort keine ganze Gestalt mehr. Die Königsgeste der griechischen Tragödie widerstreitet einem demokratisch-wilden Zug ihres Wesens. Daß man sie aber einmal mit den tollen Phantasien des Aristophanes zusammenhetzt — das möchte ich allerdings erleben.

Die Valetti ist eine richtige Teufelsschönheit. Es gibt heute in Berlin, auch auf der Straße oder in irgendeinem Saal kein auffallenderes Gesicht als dies, mit den breiten Backenknochen, dem wildgeschlitzten Mund, der toll aufgewölbten Nase und dem überquellenden Brandrot der Haare. Ist sie häßlich? Wahrscheinlich, wenn die alte gute Aesthetik irgendeinen Sinn hat. Aber jedenfalls sind Hexen und Heilige von jeher Geschwister gewesen, und die Valetti kann bestimmt in Momenten so häßlich aussehen, daß es von höchster Schönheit garnicht mehr zu unterscheiden ist ! Es ist nämlich alles nur eine Frage der Lebensintensität Ein so ungeheures Stück selbstsichern Lebens haben wir aber auf der deutschen Bühne lange nicht gesehen. Diese fabelhafte Selbstsicherheit ihres Lebensgefühls ist auch die Wurzel ihrer komischen Kraft. Daß sie aus einem reichen Spieltrieb ähnlich wie ihr Bruder auch phantasievolle Karikaturen liefern kann, ist Nebensache. Hauptsache ist, daß sie Kreaturen hinstellt, an deren unerschütterlicher Sachlichkeit alle Verwirrungsversuche der Welt in groteskester Weise abprallen. Darin gleicht sie durchaus Pallenberg und etwas seiner viel harmlosern östlichen Gegenspielerin, der Gisela Werbezirk. Die Valetti steht in einem unmöglichen Schwank auf der Bühne, darin sie mit zwei Männern gleichzeitig verheiratet ist, weil nämlich der eine immer Nachtdienst, der andre nur Tagdienst hat. Eine Stunde Zeit hat sie grade, um vom Heim des Herrn Birnbaum in das des Herrn Krause zu wandeln. Nun versichert sie der staunenden Freundin: „In einer Stunde kann man ne ganze Menge machen“. In diesem Ton muß ungefähr Napoleon vor Austerlitz die letzten Dispositionen getroffen haben. Und eben diese vollkommene sachliche Präzision, dieser vollkommene Mangel an jeder Koketterie, an jedem Gefühl für. das Unmögliche irgendeiner Situation — das ist das hinreißend Komische. Mit derselben Urkraft wirkt es, wenn sie mitten in einer aufgeregten Debatte der schmarotzenden Freundin zudonnert: „Genug Butter !“ Die Geste, mit der sie bei der Ankündigung eines Besuchs ein verräterisches Bild an der Wand umdreht, wäre entschieden und groß genug für den Dolchstoß der Lady Macbeth. Und wenn sie später auf die Frage der empörten Ehemänner, ob sie sich denn überhaupt noch daseinsberechtigt vorkomme, mit höchster Selbstverständlichkeit sofort, knapp und scharf antwortet: „O ja“ — so ist das zwar auch noch komisch, aber doch bereits viel mehr: diese Offenbarung unbeirrbarer, ganz in sich ruhender Lebenskraft hat schon etwas Erschütterndes.

In dieser Frau ist alles Spannung, und Alles arbeitet mit der sparsamen Betonungskraft des Genies. Wenn aus dieser sichersten Haltung plötzlich die Kraft weicht, die Hände daneben greifen, die Augen umherirren, die Töne mechanisch werden

oder taumeln, so bekommt man ein Gefühl von Weltuntergang. Und wenn die Valetti in einem Dirnenlied hoch herauspulvert — den Moment, wo sie einem dummen Luxusgeschöpf aus reinem, überpersönlich großem Haß ins Gesicht geschlagen hat — ihre heisere Baßstimme heult Orkane, ihre Arme fahren mit bärenhaftem Schlag durch die Luft, ihr Leib steht schräg aufgerissen im Raum: so ist mehr Aufruhr, mehr wirkliche Revolution darin, mehr chaotischer Naturvorgang als in sämtlichen expressionisten Dramen zusammengenommen.

Hier denkt man natürlich an die Guilbert, und allerdings hat in der wüsten Kraft, der revolutionären Geste niemals eine Deutsche die Französin so erreicht wie die Valetti. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß das Reich der Yvette auf dem Podium sehr viel größer war, daß sie hundert entzückende, harmlose und kokette Spiele singend entfalten konnte, an die man bei der dumpfen Wucht der Valetti garnicht denken kann. Dafür war die Guilbert merkwürdiger, aber verbürgter Weise durchaus keine Schauspielerin, und die Valetti ist eine Menschendarstellerin ersten Ranges. Sie kann nicht nur die rhythmischen Pointen: sie kann den ganzen breiten Lebensablauf eines Menschen geben. Sie kann mit gleicher sachlicher Kraft vom innersten Punkt her groteske und rührende, mütterlich gute und teuflisch böse Geschöpfe entfalten.

Eine wirklich große Gelegenheit hat sie in Berlin bisher nur einmal gehabt, als sie Bissons wilden Reißer ‚Die fremde Frau' zu einem Theatererlebnis ganz großen Stils machte. Die vom Ehemann verstoßene große Dame in dem überflüssigen ersten Akt konnte sie freilich nur von fern vorsichtig andeuten; aber dann kam (nach zwanzig Jahren !) das elende, im Aether-Rausch versunkene Frauenzimmer: wüst, lallend, stumpf, mit der furchtbaren Melancholie der Tiere in Ton und Blick und mit Ausbrüchen mörderischer Wut. Und dann die Angeklagte auf der Gerichtsbank, bewegungslos starrend, eine Starrheit, die erstarren macht, und dann der Mauern zerschmetternde Schrei, wenn sie in dem jungen Verteidiger ihren eignen Sohn erkennt; und dann das Schluchzen der Umarmung — und das Sterben: zitternde Lippen, tastende Hände, erlöschender Blick. Ein Mindestmaß von Zeichen, jedes von äußerster Kraft, und das Ergebnis jene zauberische, völlig verwandelnde Entführung aus dem eignen Ich, die das Theater in seinen größten Stunden verleihen kann — ein Parkett in Tränen ertränkend, Schreie entfesselnd, südländisch rasenden Applaus.

Für eine solche Frau hat die Weltliteratur unzählige Rollen großer Art bereit: von Goethes Marthe und Shakespeare Amme über Kleists Alraune und Hebbels Alexandra zu Tolstois Marina und zahllosen Gestalten bei Strindberg, bei Hauptmann, bei Shaw, bei Wedekind und Vielen mehr. Keine künstlerische Pflicht kann für die Theaterdirektoren heute ernster sein, als, jeder Schwierigkeit der sozialen Theatersituation zu Trotz, die Möglichkeiten zu schaffen für das Ausleben einer solchen Kraft, für das Erleben der nur ihr möglichen großen Schöpfungen.

Der Bayrisch-Preußische Weltkrieg

von Walter Mehring

Kriegszustand zwischen Bayern und Preußen

C.T.B. (meldet amtlich): Die 24stündige Frist des Ultimatums an die preußische Regierung (Anerkennung der Hoheitsrechte Bayerns, Auslieferung der Hochverräter Fritz Ebert, Dr. Wirth, Theodor Wolff, Abtretung eines Nordseehafens) ist heute früh 9:08 abgelaufen, Der bayerische Geschäftsträger in Berlin hat darauf in der Wilhelm-Straße im Auftrag seiner Regierung die Erklärung abgegeben, daß sich Bayern als im Kriegszustand mit Preußen befindlich betrachte.

Eine vieltausendköpfige Menge hatte sich schon in den ersten Morgenstunden auf dem Odeonsplatze eingefunden. Auf allen Gesichtern las man die bange Frage: Wie lange noch . . .? Als um 9:12 der Ministerpräsident mit seinem Gefolge erschien, da setzte nicht endenwollendes Hochrufen ein. Darauf ergriff Seine Exzellenz das Wort zu etwa folgender Ansprache:

> Bayern ! (Rufe: Bravo !) Lange haben wir gezögert (Murren), lange haben wir Spott und Hohn unsrer Feinde über uns ergehen lassen ! (Lautes Pfui !) Im Vertrauen auf unsern großen Verbündeten dort oben im Himmel haben wir uns entschlossen, das Schwert zu ziehen und es nicht eher in die Scheide zu stoßen, als bis uns und unsrer gerechten Sache der Sieg verliehen wurde. Und wenn Ihr nun hinauszieht in den blutigen Kampf, so denket an unser herrliches Vaterland und wisset, daß Euer alter Ministerpräsident in Gedanken stets mit Euch sein wird. Das walte Gott !

Die letzten Worte gingen in einem unendlichen Jubel unter. Manche schwielige Faust sah man sich ballen, manches zarte Frauenauge sich mit Tränen füllen. Aber das Bewußtsein der gerechten Sache und der neuen Gelegenheit, für Gott, Ministerpräsidenten und Reich mit Gut und Blut einzustehen, überwog den berechtigten Ernst der Stunde.

Einberufung der Jahrgänge 62—07

Amtlich: Die Jahrgänge 62 — 07 sind zu den Fahnen einberufen und haben sich im Laufe des Vormittags in reingewaschenem Körperzustand in ihren Musterungslokalen einzufinden.

Generalkommando München
Heeresgruppe Consul

Niedergeschlagenheit in Berlin

Wie uns durch eignes Kabel zukommt, herrschte heute tiefe Niedergeschlagenheit in Berlin. Alle Schuhwarenlager wurden für militärische Zwecke beschlagnahmt; trotzdem sollen noch über tausend Schupo-Beamte nur mit Sandalen bekleidet sein. Die Kurfürstendamm-Wohnungen sind in Etappenschreibstuben umgewandelt. Die Regierung hat ihren Sitz nach Rummelsburg verlegt.

Gemischtes

Großherzige Spende. Der hier weilende Bayrisch-Amerikaner Joe Sedlmayer hat zur Beschaffung von Handgranaten 30 Dollars gestiftet mit der Bedingung, daß jeder sein Name eingraviert werde.

Neustiftung des H.K. Das H.K. ist für alle Bayern, die es noch nicht habens, von der Regierung als offizielle Kriegsauszeichnung gestiftet worden.

Unglaubliches. Ein berliner Dämchen, das in einem hiesigen Hotel vom Kriegszustand überrascht wurde, weigerte sich bei der

Flucht, die 300 Prozent Ausländerzuschlag zu zahlen. Das ist echt !
Sie wurde in Polizeigewahrsam abgeführt.
Das Café Luitpold wurde in ein Lazarett umgewandelt und
steht unter Aufsicht der roten Hakenkreuzschwester Kati Kobus.
Sprecht bayrisch ! Fort mit dem norddeutschen: Auf
Wiedersehn ! Es heißt: Pfüat di Gott.

Stiftungen. Die Firma Pschorr hat ein Riesenseidel, die
Firma Oberpollinger eine Nachbildung von König Ludwigs Bergstiefel
zur Nagelung in der Feldherrnhalle aufgestellt.

Achtung ! Geldautomobile unterwegs. — Feindlicher Fliegerangriff auf das unbefestigte Pasing. — Hindenburg und Ludendorff auf dem Wege zur Front

Ein preußisches Automobil wurde heute, von Baden kommend,
Richtung Berlin, beim Ueberschreiten der bayrischen Grenze gefangen
genommen. 1000 Markscheine wurden beschlagnahmt, die Insassen
(Juden !) schwer verwundet inhaftiert.

Wie wir hören, entbehrt die Nachricht eines Fliegerangriffs auf
das unbefestigte Pasing jeder Grundlage. Ein Kind wurde dabei
tödlich versetzt.

Hindenburg und Ludendorff passierten heute vom Oberammergau
im Extrazuge München, um sich zur Front zu begeben. Eine viel-
tausendköpfige Menge umdrängte sie, um ihnen die Stiefel zu lecken.
Die kleine Zenzi B. durfte einen Blumenstrauß überreichen, wozu sie
die Worte sprach: Ich bin klein, Mein Herz ist rein, Soll Niemand
drin wohnen Als Ihr allein.

Schlagts zua !

Originaldichtung von Christian Brubpacher

Nachdruck erlaubt !

Die Preiß'n, die Preiß'n
Tean allz'samm ausreißn !
Schlagts zua !

Dö Berliner, dö Berliner
San richtige Schlawiner !
Schlagts zua !

Die Juden, die Juden
Dö solln z'erscht verbluten !
Schlagts zua !

Ihr Sachsen, Ihr Sachsen
Machts ös nur koane Fachsen !
Schlagts zua !

Anton Lang als Soldat

Oberammergau. Anton Lang, der berühmte Christus, ist zu
den Fahnen geeilt. Unbestechlich gegen die großen Summen, die er an
norddeutschen Juden verdiente, hat er sich der gerechten Sache zur
Verfügung gestellt. Er wurde ins Kriegspresseamt berufen.

30 Juden gelyncht

Ebenhausen. Im hiesigen Sanatorium ist ein großes pazifisti-
sches Komplott aufgedeckt worden ! Ein Bauer belauschte das Gespräch
zweier Stadtfracks, die sich gegen den Krieg aussprachen. Das Sana-
torium wurde daraufhin von einer wütenden Menge gestürmt, wobei
30 Juden starben ! (Brav ! Es gibt noch mehr solcher in Bayern ! Die
Redaktion.)

Amnestie für Eglfing

100 Irre aus Eglfing haben gebeten, sich der Heeresgruppe Consul zur Verfügung stellen zu dürfen. Eine Amnestie ist in Aussicht genommen.

Neutralitätsbruch Sachsens

Die ersten Gefechte. — 20 000 sächsische Franktireure gefangen. — 3 Forts von Probstzella erobert

Amtlich: Unsre Truppen haben heute mittag die bayrisch-sächsische Grenze überschritten, da es bekannt war, daß ein Geheimbündnis zwischen Sachsen und Preußen bestand. Auf unsre berechtigte Forderung, als Beweis für die Unschuld Sachsens 1000 Geiseln zu stellen, ist die feindliche Regierung nicht eingegangen. Die sächsische Bevöllkerung hat sich zur Wehr gesetzt. General v. Ludendorff gelang es, eine aus dem Hinterhalt anmarschierende Abteilung sächsischer Franktireure einzukreisen. 20 000 wurden gefangen genommen.

v. Escherich,
Generalquartiermeister

Ludendorff an den Ministerpräsidenten

Lieber Bruder ! Gott ist sichtbar mit uns. Habe 20 000 Sachsen gefangen: 3 Forts von Probstzella sind in unsern Händen. Die Sache in Sachsen wird gemacht, auch in Preußen geht es vorwärts. Herzliche Bitte um Liebesgaben: Schickt Bier an die Front !

Der Ministerpräsident an Ludendorff

Lieber Erich ! Gott wird weiterhelfen bis zum letzten Hauch von Roß und Reisigen. Vielen Dank Dir und den herrlichen Truppen !

*

So ward es denn Wahrheit ! Krieg ! Noch gestern wollten es Manche, die im H.B. ihre Maß tranken, nicht glauben, konnten es nicht fassen, daß Gott unsre Feinde mit solcher Blindheit schlagen würde, daß sie unsre Forderungen, die den Bestand unsres Reiches sichern sollten, ablehnten. Das Haupt des Todes grinst über Deutschland, furchtbar wird es sich rächen an Denen, die uns das Schwert in die Faust zwangen. Wir haben es nicht gewollt, auch wenn sie jetzt mit dieser Lüge gegen uns zu Feld ziehen. Und der beste Beweis ist wohl, daß noch gestern Ludendorff nichtsahnend an den Oberammergauer Festspielen sich ergötzte. Aber schon bei der Getreideumlage konnte man fühlen, woher der Wind wehte. Und dann: den friedlichen Club C. behandelte man wie die Rotte Korah, dessen Mitglieder unter Hintansetzung ihrer Vorteile, ohne Anspruch auf Orden und Beförderung zu erheben, und ohne Ansehen der Person die Judenpreußen Erzberger, Rathenau und beinahe Harden umbrachten. Das schlug dem Faß den Boden aus. Nun wird es Heulen und Zähneklappern setzen von der Spree bis an die Panke, nun mögen sich die Einsichtigen in Berlin bei den Juden bedanken, indem sie ihnen die treifenen Schädel einschlagen, nun, da es zu spät ist. Oft genug haben ! wir zur Einkehr gemahnt ! Und als der Fremdenverkehr aussetzte, als man uns boykottierte, haben wir es standhaft ertragen, haben geschwiegen ! Jetzt ist das

Maß voll

und der Treueschwur, der gestern aus vielen tausend Kehlen im Hofbräu erklang, soll zeugen für die kommenden Geschlechter: Bayern ! Bayern über Alles, über Alles in der Welt ! Rache, blutige Rache, bis das berliner Judengesindel zu Hakenkreuze kriecht. Nun aber wollen wir sie dreschen !

Schlangenmoos

„Für die Schutzpolizei wurden als Frühlingsanfang Kurse eingerichtet, die sie in die Kenntnis der Bestimmungen einführen sollten, welche Tier- und Pflanzenarten dauernd unter Schutz zu stellen sind. Lycopodium (Bärlapp-Pflanze oder Schlangenmoos) wurde ihr besonders ans Herz gelegt."

Da liegts gut. Und dicht daneben liegt eine Ministerialpolizeiverordnung vom dreißigsten Mai 1921, durch die eine ganze Anzahl von Tieren und Pflanzen beschützt werden. Sie dürfen weder feilgehalten noch angekauft, verkauft oder befördert werden. Wenn keine deutschvölkischen Pflanzen gemeint sind, ist Folgendes dazu zu sagen:

Hunderttausende von Säuglingen siechen dahin, weil das Land nicht genügend Milch an die Stadt liefert, und weil diese Milch an die Marzipanfabrikanten verschoben wird. Ackerknechte wohnen und leben unter entwürdigenden Umständen. Der Schulunterricht ist ungenügend; es fehlt aller Orten an Lehrmitteln, an gutbezahlten Erziehern, an Büchern. Die Armenpflege funktioniert schlecht; die Krankenkassen geben den größten Teil ihres Geldes für die Verwaltung aus. Die Rechtspflege schreit zum Himmel. Was tut der Staat?

Er kümmert sich um Schlangenmoos. Er hat weiter keine Sorgen, als daß diese gewiß sehr schätzenswerte Pflanze „im Straßenhandel vornehmlich zu Dekorationen von Tafeln oder auch zur Herstellung von Kränzen feilgehalten und verkauft" wird — und richtet einen Kursus für seine Beamten ein, damit diese Trefflichen Lycopodium clavatum, den Kolbenbärlapp, von dem Gürtelkraut wohl zu unterscheiden vermögen ! Damit beschäftigen sich erwachsene Menschen.

Aber ist das nicht ein Sinnbild dieses Staates überhaupt? Weit entfernt, auch nur den allereinfachsten Forderungen, die man an ein Gemeinwesen stellt, gerecht zu werden, streckt er seine Fühler mit den Beamtensaugköpfen in die feinsten Verästlungen des Lebens, und nicht eher wird dieser Polyp, dessen abgehauene Arme sofort nachwachsen, dahinsterben, als bis man erkannt hat, was er ist. Und als bis man danach handelt.

Das Beamtentum des modernen Staates ist Selbstzweck und verwendet seine Hauptkraft darauf, sich zu erhalten und sich zu vermehren. Der Ueberschuß kommt in mannigfacher Form dem Gesamtinteresse zugute (oder auch nicht). Es ist nicht wahr, daß

die Allgemeinheit, wie man theoretisch lehrt, ihre Beamten, die
sie gar nicht kennt, mit der Verwaltung beauftragt. In das Be-
amtenhaus huscht der Stellungsuchende durch die Hintertür, weil
ihn drinnen die Pension lockt; aus dem Fenster des Vorderhauses
sieht er stolz hinaus und behauptet, einen Auftrag zu haben. Und
kümmert sich um Schlangenmoos.

Streiche dem modernen Staat die tausend läppischen Aufgaben,
deren Lösung er sich anmaßt, ohne auch nur die einfachsten er-
füllen zu können, und du machst tausende von Beamten überflüssig.
Wann tun wirs?

Inzwischen sei gutes Muts. Dein Grünkramfritze wuchert,
daß seiner Frau das Fett unter der Haut kocht, Verbrecher wer-
den geprügelt, statt daß man sie straft, Wohnungsuchende zerrei-
ben sich im Mechanismus der Aemter, und wenn ein Krieg aus-
bricht, krepiert all das vor den Maschinengewehren aus deinen
Steuergroschen. In diesem Höllental aber siehst du ein Idyll:

Blutbeschmiert, bestochen, in den Händen die offiziöse Presse
und in den Taschen die Schatzanweisungen der Großindustrie,
roh und sentimental zugleich, wandelt dort der Vater Staat, auf sei-
nem Haupte ein Kränzlein von Schlangenmoos. Und sorgfältig
achtet sein klobiger Fuß, daß er keines dieser Pflänzchen zertrete.

Ignaz Wrobel

Das hungernde Rußland

In Berlins hellster und vornehmster Straße, Unter den Linden,
ist die ‚Ausstellung der Hungersnot und Hungerhilfe in Sowjet-
Rußland' untergebracht, die täglich von ein paar hundert Men-
schen besucht wird. Viele tausende gehen vorüber, ein sieg-
reiches Heer von Spießern und Genießern, von begehrten Damen
und genährten Herren. Es gibt kein Gesetz, das sie zwingt, hier
oben eine Stunde Anschauungsunterricht des Elends zu nehmen;
so möchte man sie durch das Versprechen eines Schauspiels
locken, das ihnen keine Bühne der Hauptstadt zu bieten vermag.

Haben Sie, zum Beispiel, schon einmal Getreide aus der Provinz
Samara gesehen? Es hat die Höhe und Gestalt eines kümmer-
lich erblühten Maiglöckchens, aber Sie werden gut tun, Ver-
ehrteste, nicht daran zu rieche. Wußten Sie schon, daß das grau-
schwarze, schmutzstarrende Etwas da, das man am zutreffendsten mit
gefrorenem Unflat vergleicht, im Dorfe Rosdorowskaja cherchée
nourrit, gesuchte Nahrung ist? Vor diesem Tisch voll ausgesuch-
ter Spezereien, die die verschiedensten Namen tragen: Brot aus
Erde mit Haferspreu, Brot aus Erde mit Gänsefußkraut, Brot
aus Eicheln und Lindenblättern, Brot aus trockenen Sägespänen —
und die doch alle das Selbe sind: Brot aus Kot und Mehl aus Lehm,
vor dieser furchtbarsten Sammlung einer neuzeitlichen Schrek-
kenskammer mag endlich auch in der russischen Dürre Ihrer Phan-
tasie die Vision wach werden, wie sich Millionen ausgemergelter
Gestalten, wahnsinnig vor Schmerz und Hunger, auf den un-
fruchtbaren Schoß Mütterchen Rußlands stürzen und ihn in
Stücken herunterschlingen.

Keine Literatur der Welt, auch nicht die höchste, auch nicht die
russische, hat ähnliche Bilder des Jammers und Grauens hervorge-
bracht wie die Photographien der hungernden Männer, Weiber und
Kinder, des „lebendigen Materials", wie man hier sagt (das frei-
lich jetzt wohl schon ein totes ist). Denkt man noch vor der
Gestalt eines alten Bauern, der, die Mütze in der Hand und das
Knie gebeugt, zu.Boden sieht, an eine ergreifende Illustration des
darbenden Knechtes bei Tolstoi, so weht aus den greisen, verrun-
zelten Gesichtern der Kinder ein Hauch, den kein Wort erreicht.
Ein neuer, unheimlicher Sinn ist in den Satz gekommen, daß „Ruß-
land an Gott grenze": von all den kleinen Geschöpfen hat keines
mehr weit zu ihm. Sie sehen mit Augen, aus denen wenig Jahre,

aber viel Leid und Leben schaut, auf das Oedem ihres Bauches und Fußes, auf ihre Beine, die wie Finger, auf ihre Finger, die wie Luft sind, und erwarten ihren Tag. Vor dem Staunen dieses Blickes verstummt der gewitzte Argwohn geistloser Besucher: solche Szenen könnten „gestellt“ sein. Wer dem Skelett des „geretteten Knaben im Bade“ gegenübergestanden, wer die „Mutter mit hungernden Kindern“ in ihrer Hütte hat sitzen sehen und die drei Knaben auf der Holzbank von Tscheljabinsk, der weiß genug.

„Der Ton nun, der die Stunde melden soll, ist lautes Stöhnen, schlagend auf die Glocke, mein Herz . . .“ Man kommt wie im Traum auf eine Straße, die erfüllt ist von Sommer, Freude und Glanz, wo Jeder an sein Geschäft geht und Keiner weiß, daß es der Mord ist. Ach, wer doch auf die Glocke ihres Herzens schlüge, so mächtig und laut, daß von allen Seiten der eine reine Ton widerklänge: Helft, helft, helft !

Heinrich Fischer

Vom Geist der Schupo

Wenn ein Hausmädchen sich verändern will, so kündigt sie zum Ersten und sieht sich nach einem neuen Arbeitsplatz um. Oder sie sucht „per sofort“ eine ihr konvenierende Stellung, und, sobald sie eine gefunden, rückt sie heimlich aus, bei Nacht und Nebel; vielleicht auch unter minder romantischen Umständen, unter denen sichs unbehelligt durchbrennen läßt. Der erste Weg, obendrein der gesetzliche, gilt unter anständigen Menschen als der allein mögliche; der zweite ist der heut übliche, dem Geist dieser Zeit gemäß: dem Geist der Verleugnung aller Gemeinschaftsbegriffe, der Auflösung ins Wild-Westliche, Geist der Rechtlosigkeit und des Selbstschutzes.

Auch Paula Schlüter, Tochter braver Leute, die irgendwo im Holsteinischen eine Meierei, betreiben, ist ein Kind dieser Zeit. Bei ihrer Flucht ließ sie, außer einem verwühlten Bett und den Spuren einer hastigen Mahlzeit, einen Zettel zurück, auf dem, als wäre nun Alles in bester Ordnung, geschrieben steht: „12 Tage à 11,70 Mark = 139,40 Mark. Ich will weiter keinen Grund angeben, weshalb ich gehe. Möchten Sie es jedoch wissen, da wird mein Verlobter es Ihnen sagen. Das Geld bitte ich an die Adresse meines Verlobten zu schicken. Andernfalls er persönlich kommt. Adresse: Polizeiwachtmeister A. Schulze, Schutzpolizei Spandau, 1. Hundertschaft.“

Ich bin entschlossen, dem treuen Gesetzeshüter, Rechtsschirmer, Ordnungsschützer, wenn er andernfalls persönlich kommt, das Geld nicht zu geben: vor Polizei ist mir nicht bange.
Klaus Pringsheim

Privatgedichte.

Unter dieser merkwürdigen, pleonastischen Bezeichnung hat Ferdinand Hardekopf eine kleine Zahl seiner Verse (bei Kurt Wolff in München) erscheinen lassen.
Vor einer langen Reihe von Jahren, als ich noch klein war, Panter noch mit th schrieb und von meinem Klassenlehrer Professor Schneider in etwas unterrichtet wurde, was er Deutsch nannte und wir mit Recht als die Restbrocken eines trüben Philologenwissens empfanden — damals hat Ferdinand Hardekopf regelmäßig an der ‚Schaubühne’, mitgearbeitet. Sie verdankt ihm einige ihrer entzückendsten Beiträge — mit welcher Leichtigkeit, welcher Anmut, welch fächelnder Ironie waren Literatur, Berlin, Menschen, Reisen und Kunst dargestellt, hingehaucht, zu Pastellen verzaubert ! Wer Zeit hat, lese das nach.
Dies Buch beginnt mit den beiden schönsten Liebesgedichten, die mir seit Georg Heyms ‚Deine Wimpern, die langen . . .’ zu Gesicht gekommen sind (das Zitat ist nur eine Zeitbezeichnung). ‚Zweifel’ heißt das erste: „Wie fraglich, ob ich DICH gehalten“ —

nicht in Prosa zu übersetzen ist der Zweifel des Mannes, wen
von den tausend Gestalten einer Frau er da geliebt hat. Nicht in
Prosa übersetzt werden zu können: das ist das Kennzeichen eines
guten Gedichts. Und auf diese Frage des Mannes, die — wenn-
gleich nicht so formuliert, so überlegen, so leise gleitend, Andre
wohl auch stellen könnten — folgt die „Antwort", ein Wunder frau-
lichen Empfindens, ausgedrückt von einem Mann. (Zweifel und
wenigstens frauliches Empfinden so.)

In allen meinen Scheingestalten
Bin ich nicht Schein: bin ich enthalten !
Ist starr, was strahlt und weht im Lichte ?
Wahr ist nur Wandlung der Gesichte.

Es blleb mein Mund bei deinem Munde,
Zutiefst bewahr ich unsre Stunde,
Und bin geschmiegt in euer Tasten,
O schöne Hände, die mich faßten.

Und hier mag jeder an sein Erlebnis denken, an seinen Zweifel
und an ihre Antwort . . .
Es sind Uebersetzungen in dem Büchlein: „Je suis, la femme —
on me connait" von Laforgue und Baudelaires ‚Paris am Mor-
gen', dasselbe, das Stefan George übersetzt hat —

Die Frühwache tönt in den Höfen der Kasernen.
Die Morgenwinde blasen auf den Laternen.

und eine Uebertragung aus dem Russischen, deren Autor nicht genannt ist:

Signalement
Organismus: glaubt an Gott.
Schlüsselbein: will himmelwärts.
Um die Lippen: etwas Spott.
Und Revolte schlägt das Herz.

Onne Heimat. Ohne Ziel.
Auch das Alter weiß man nicht.
Höchst verdächtiges Profil.
Geistig blinzelndes Gesicht

Erstaunlich, was alles dieser tiefe Bewunderer Franz Bleis aus
der deutschen Sprache herausgeholt hat, Elemente, die tief ver-
borgen in ihr liegen, und die man ihr sonst nicht glaubt. (Den ge-
hackten Expressionismus, das Schimpfwort sei hier am Platze,
hat er wirklich nicht nötig.) Und weil wir grade von Franz Blei
sprechen: dieser Schriftsteller, der sich in so vielen Fällen be-
scheiden pseudonym und anonym gibt, sollte viel mehr gelesen wer-
den — wie wenige verfügen über diese Grazie, diese Bildung und
diese spielende Leichtigkeit, ein solches Wissen so graziös zu ver-
werten. Sein neustes Buch ist bei Rösl & Cie erschienen: ‚Leben
und Traum der Frauen' heißt es. Ihr werdet das Porträt mancher
Frau darin finden, die ihr geliebt habt und nun verstehen werdet.

Der Exkurs vom Sohn zum Vater — so einfach ist die
Genealogie in diesem Fall allerdings nicht — soll wieder zu
Hardekopf zurückführen. Das Büchlein „ist wert, daß man es in
bestes Leder binden läßt. Du guter Kriegsgewinnler, es ist
keine Brunnerei darin ! Hardekopf wird lächeln, dünn und sehr superior;
Denn so schließt das Buch:

Der Dinge Gutes: Verlaßbarkeit.
Frei — das heißt doch wohl: befreit.

Peter Panter

Liebe Weltbühne !

Alexander Girardi probierte einmal mit einer jungen Kollegin,
deren Mutter ihrem Beruf auf dem Graben, der Friedrich-Straße
Wiens, ehrlich nachging. Die Künstlerin detonierte furchtbar.
„Wannst no amal so falsch singst", sagte da Girardi, „da
möcht sich deine Mutter dreimal am Graben rumdrehn . . ."

[Inserat] Intimes Theater Direktion: Gustav Heppner
Berlin, Bülow-Straße 6 * Fernsprecher Lützow 2305
Doppelt besetzt — Gustave, es blitzt.
Die Peitsche und . . ?
dazu: Lauf doch nicht immer so nackt herum !

Leutnant X. Sie sind stellungslos? Aber bitte: „Ehem. Offizier gesucht, Flieger, Automobilist oder Detektiv bevorzugt, von alleinstehendem Besitzer als Reisebegleiter, Privatsekretär, Gesellschafter u. dergl. Selbiger darf sich vor keiner Arbeit scheuen und müßte sich in die Rolle des Untergebenen ebenso hineinfinden wie in die des Kameraden. Ausländische Sprachkenntnisse, musikalische Bildung und gewandtes Auftreten erwünscht. Ausführliche Zuschriften und Bedingungen erbeten unter . . .“ Und dazu rechts und links ein Hakenkreuz. Und wenn man das liest, wird einem warm und kalt, und man hegt die Befürchtung, daß das doch wohl nichts für Sie sein wird. Aber man kann sich ungefähr vorstellen, wie Der aussieht, der solch ein Inserat in die Welt setzt.

Bürger. Mir genügt nicht, ein Mal auf Max Webers ‚Gesammelte politische Schriften' (die im Drei-Masken-Verlag zu München erschienen sind) hingewiesen zu haben. Man schöpft Trost und Schmerz daraus, wie richtig der Mann die Dinge vorm und im Kriege gesehen und dargestellt hat. Am zwölften November 1908 schreibt er an Friedrich Naumann: „Alles kommt jetzt darauf an, in größter Fraktur vor dem Lande festzunageln: daß die konservative Partei die Verantwortung für die Fortdauer des ‚persönlichen Regiments' trägt. Es wird allzuviel von der ‚Impulsivität' und sonst von der Person des Kaisers geredet. Die politische Struktur ist daran schuld. Nichts, garnichts ist gebessert: Bülow konnte nichts versprechen, weil er die Vollmacht nicht hatte, auf die es ankam, und jeder Kaiser, in die Lage gesetzt, wird in denselben Eitelkeitskitzel verfallen. Wilhelm der Erste und Friedrich der Dritte haben oder hatten ganz ebenso gehandelt (in den entscheidenden Punkten), nur vielleicht in der Form anders. Nur daß Wilhelm der Erste vor Bismarck Angst hatte und vor allem nicht erfuhr, was vorging, oder erst die „faits accompli' (so 1879 den Bund mit Oesterreich, als er nichts mehr dagegen machen konnte). Was jetzt erreicht ist, ist nur dies: daß man künftig nicht mehr erfahren wird, was der Mensch alles anrichtet. Entscheidend ist: ein Dilettant hat die Fäden der (Politik in der Hand (jeder legitime Herrscher, der nicht Friedrich der Zweite ist, ist ein Dilettant, und das will die konservative Partei). Das gilt für den Oberbefehl des Krieges wie für die Leitung der Politik im Frieden. Konsequenz: so lange das dauert, Unmöglichkeit einer ‚Weltpolitik'. Die ‚Romantiker' der Politik, auch hier vor allem das vor allen ‚Konservativen' anbetend liegende Bürgerpack, bewundert natürlich den infamen Coup der konservativen Erklärung als eine ‚Mannestat' und einen ‚geschichtlichen Wendepunkt'. Als ob diese Gesellschaft das Geringste dabei riskierte ! Es ist ein Elend, daß man nicht in jeder Nummer jedes unabhängigen Blattes oben drucken kann: ‚Die Konservativen wollen keine Beseitigung des persönlichen Regiments — also können wir keine Weltpolitik, keine Flottenpolitik, überhaupt keine Politik treiben, die nicht auch die Schweiz oder Dänemark treiben könnten.' Der König von England hat Ehrgeiz und Macht, der deutsche Kaiser hat Eitelkeit und begnügt sich mit dem Schein der Macht: Folge des Systems, nicht: der Person. Der deutsche Kaiser ist der ‚Schattenkaiser' — nicht der englische König — von historischer Warte aus gesehen. Die Hohenzollerndynastie kennt nur die Korporalsform der Macht: Kommando, Parieren, .Strammstehen, Renommage.“ Und hat ihr Volk so trefflich gedrillt, daß es nach diesem Krieg keine andre Sehnsucht kennt, als von neuem zu parieren und strammzustehen. Wie wäre es mit Max Weber verfahren, wenn man gedruckt hätte, was er mitten in diesem Kriege, am achten Mai 1917, wieder an Friedrich Naumann schreibt: „Lord Salisbury sagte seinerzeit im

Burenkrieg: ‚Wir wollen keine Diamantfelder und Goldgruben.' Die Erklärung wirkte sehr vorteilhaft. Als dann die militärisch-diplomatische Lage endgültig so war, daß er sie hatte und gefahrlos behalten konnte, behielt er sie. Wir machen es bisher genau umgekehrt. Das halten wir für ‚ehrlich'. Aber es müßte doch auch den Militärs und den verständigen Führern des Zentrums und der Rechten privatim klar zu machen sein, daß Lord Salisburys Verfahren das klügere von den beiden ist. Und in unserm Fall ist es auch in einem höhern Sinne ehrlich. Denn den Ausgang des Krieges kennen wir nicht. Wenn wir im nächsten Jahre diplomatisch ebenso und in der Ernährung und Kohlenversorgung womöglich noch etwas knapper stehen als jetzt, so wird der Kneg nach aller Voraussicht glatt verloren, weil dann erstens die innern Zustände schlechthin nicht mehr zu halten sind, und zweitens wir durch unsern dann ganz unvermeidlichen finanziellen Bankrott auch bei noch so günstigen Friedensbedingungen zu jeder Art von Welt- und Kolonialpolitik für Generationen ganz außerstande und finanziell bündnisunfähig werden, während die amerikanischen Subsidien den Gegnern über die Katastrophe hinweghelfen und sie politisch aktionsfähig erhalten. Diese sachlichen Gründe sprechen unbedingt dafür, nichts zu tun, was den Krieg verlängert." Also wurde Alles getan, um ihn zu verlängern. Was Friedrich Naumann getan hat, um ihn abzukürzen, wird nirgends in diesem Buche erkenmbar und ist auch sonst nicht bekannt geworden. Die Briefe Max Webers an ihn, der keine einzige Forderung des weitsichtigen Freundes erfüllt hat, werden unabsichtlich zu einer vernichtenden Anklage dieses rätselhaft überschätzten Mannes, der nicht einmal stark genug war, um saftige politische Sünden zu begehen — es sei denn, daß man sein „Mitteleuropa" eine nennt — , und sich mit einem ganzen System von Unterlassungssünden begnügte. An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Friedrich Naumanns Frucht ist: die Deutsche Demokratische Partei.

Heinrich Kammer. Ich stelle auf Ihren Wunsch fest, daß das Buch, mit dem Sie sich in Nummer 29 befaßt haben, den Titel trägt: ‚Aus rneiner Dienstzeit 1906-1918' von Feldmarschall Franz Conrad (Freiherr v.) Hötzendorf, und daß es im Verlag Rikola, Wien und Leipzig erschienen ist. Und bereite Sie darauf vor, daß Ihren Ausführungen der General Max Graf Montgelas hier entgegentreten wird.

Pilot. „Mit Wirkung vom ersten August wird der Flugdienst auf der Lihie Berlin — Hamburg — Westerland nur noch einmal täglich durchgeführt. Wie die Deutsche Luftreederei mitteilt, ist diese Einschränkung auf die fortgesetzte Steigerung der Betriebsunkosten zurückzuführen." Dazu muß man wissen, daß der Flugpostzuschlag für einen Brief zwischen Berlin und Westerland zwanzig Pfennige kostet. Wieviel Goldpfennige das sind, ist ohne Logarithmemtafel nicht auszurechnen. Jedenfalls hat im Frieden ein Brief aus der Mauer- in die Kanonier-Straße achtunddreißigmal so viel gekostet. Aber auf den Einfall, den Flugpostzuschlag entsprechend zu erhöhen, sind die Finanzgenies der Deutschen Luftreederei noch nicht gekommen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 17. August 1922 Nummer 33

Das Felderlebnis von Ignaz Wrobel

Wie wir uns sehnsuchtsvoll der Puffärmel und Wachtparaden erinnern, wird man dereinst der Kohlrüben, mild verklärt von historischer Patina, gedenken.
Walter Mehring

Bei einem einsamen toten Meldereiter am Wege fand man einen Zettel mit den Worten des Psalms 91, 7: „Ob Tausend fallen zu Deiner Seite und Zehntausend zu Deiner Rechten, so wird es doch Dich nicht treffen."

Jeder Schmerz wird vergessen. Das hat der liebe Gott so weise eingerichtet, denn sonst setzten die Menschen keinen Schritt mehr vor den andern aus Angst, sich zu verletzen, die Kranken brächten sich um, und die Frauen kriegten keine Kinder mehr. Schmerzen werden vergessen. So hat die Nation die Scheußlichkeit des Krieges verwunden. Freundliche Lappalien wachsen über diese Regionen der Erinnerung, und die Aeußerlichkeiten bleiben: ein Teemädchen in Baranowitschi, die Geschichte mit den zwei Schweinen in Flandern, der verzögerte Feldpostbrief, der Krach mit dem Bataillonsführer wegen des Hanseatenkreuzes — das wird behalten. Aber der Schmerz, der Schmerz ist fast vergessen. Und da nur ein beschränkter Teil aller Erfahrungen vererbt wird (denn wie weise wären wir sonst !), so ist noch gar nicht gesagt, daß nicht die nächste Generation mit frisch-dämlicher Begeisterung, die Geschäfte der Börsen und der Aemter besorgend, die Knarre wieder auf den Buckel nimmt. Selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß der Einzelne, seiner Kommißhaftigkeit entkleidet, als ein Held bewertet wird, wie man ihn in Richard Wagners Musikdramen für seine Parkettkarte verlangen kann.

Unterstützt wird dieser Herdenwahnsinn vor allem durch die Ueberlieferung der als Krieger kostümierten Kaufleute vergangener Zeit. Die Legende des eben verhandelten Krieges ist schon im Entstehen, und wir können grade noch kontrollieren, wie wir auf die Nachwelt kommen. Der heilige Potemkin lächelt hernieder: wir kommen sauber auf die Nachwelt.

Abgesehen von den Kriegsberichten berufsmäßiger Soldaten, denen ihre republikanische Pension Muße läßt, die Monarchie zu verherrlichen und mit Hilfe des Reichsarchivs Regimentsgeschichten zum Druck zu lassen, deren tiefinnere Verlogenheit nur noch von ihrer Unvollständigkeit übertroffen wird — abgesehen davon haben sich in größerer Zahl die Geistlichen aller Konfessionen mit dem Kriege beschäftigt. Der gemeine Mann wurde weniger gehört. Feldpostbriefe, die den ganzen Jammer des geknebelten Stück Unglücks enthielten, wurden unterdrückt, eine ganze Hurra-Literatur entstand, und Schmerz und menschenunwürdiger Drill gehen mit ihren Trägern zu Grabe. Uebrig bleibt eine Propaganda-Literatur für die blutige Oper der nächsten Saison.

Aus dem Wust der widerwärtigen Kombinationen von Christus und Maschinengewehr — Feldprediger sind mir immer wie Messe lesende Huren vorgekommen — ragt eine kleine Schrift: ‚Das Felderlebnis' hervor. (Ihr Verfasser heißt Siegfried Wegeleben; die Schrift ist als Heft 8 der ‚Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung' im Furche-Verlag zu Berlin erschienen.)
„Der grundlegende Unterschied zwischen euch und uns", hat einmal ein Engländer zu einem Deutschen nach dem Kriege gesagt, „war, daß Ihr mit dem ‚Faust' auszogt und wir mit ‚T is a long way to Tipperary' !" Nun muß ich ja sagen, daß auch mir der russische Schützengraben, der dem hocherfreuten deutschen ‚Püppchen, du bist mein Augenstern' herüberbrüllte, weitaus sympathischer erscheint als die Fülle der Privatdozenten, die sich bemühten, das kriegerische Gemisch von Börse, Ressortstänkerei, einem größenwahnsinnigen kaiserlichen Commis und unverantwortlichen Ministern mit Nietzsche, Goethe, Confutius und dem lieben Gott persönlich in Beziehung zu bringen. Die gereckte Pathetik der Kriegsmetaphysiker ist deshalb so unangenehm, weil man Wort für Wort ihr Pathos durch Gegenüberstellung mit der Realität unmöglich machen kann, ein gutes Kennzeichen für seine Unechtheit. Denn man kann den Homer zwar travestieren — aber ironisieren kann man ihn nicht.

Wegelebens kleines Buch verdient deshalb Beachtung, weil es von einem grundehrlichen und saubern Menschen geschrieben ist, der dem Krieg tief in die Fratze gesehen hat, der auch in diesen versoffenen Augen noch — welch ein Kunststück ! — die Züge Christi erblickt haben will, und der deshalb fesselnd ist, weil er vor dem Fall in den kollektivistischen Wahnsinn seines Milieus sich mit der äußersten Kraft gewehrt hat, zu fallen.

Die plumpe Reklame für die Dreieinigkeit, zu der das Gebet im Schützengraben herhalten mußte, ist ja mit drei Worten zu widerlegen. Eine Frömmigkeit, die nur dann, verstaubt und verrostet, aus der Schublade geholt wird, wenn und weil der Träger im Dreck sitzt, ist keine. Sage mir, zu wem du betest, wenn es dir gut geht, und ich will dir sagen, wie fromm du bist. Not lehrt beten; aber das echte Gebet ist das nicht. Das geht auch aus den ein wenig von der experimentalpsychologischen Schule verbogenen Ausführungen Wegelebens hervor. „Zu den fundamentalen Mißverständnissen der religiös-sittlichen Wirkungen des Weltkrieges gehört es, im Krieg als solchem ein religiös befruchtendes oder lebenweckendes Initiationsprinzip zu erblicken . . . Das lebendige persönliche Christentum unsres Alltags bedarf solcher Stützen nicht." Er lehnt jedes Schützengrabengebet ganz und gar ab. „Vor dem Winseln um Gnade unter den einschlagenden Geschossen haben Menschen von dem seelischen Adel eines Walter Flex stets gesunden Ekel empfunden. Gott selbst spielte hierbei übrigens als numinoses Objekt eine rein zufällige Rolle; wenn unsre religiöse Volkstradition etwa in der Anbetung von Fetischen festgelegt gewesen wäre, so hätte man sich eben an diese mit derselben Inbrunst gewandt." Wenn dann allerdings der Verfasser hinzufügt, das Verstummen des

Fluchens im Trommelfeuer sei ein Beweis für die Macht des Gewissens, so muß das als ein Rückfall in den psychischen Fetischismus bezeichnet und bestritten werden. Aber es bleibt doch allerhand Mutiges zurück. Es gehört für einen Mann von der Ueberzeugung Wegelebens viel dazu, festzustellen, daß man an dem „guten Willen des Soldaten durch das System einen psychologisch unverantwortlichen Raubbau getrieben“ habe, und daß draußen keine Freien gefochten hätten, sondern Leibeigene. „Vor Menschen können wir hier nur ein toternstes ‚Ich klage an’ aussprechen.“ Es gehört viel dazu, wenn ein solcher Mann die ekelhafte Dolchstoßlegende zurückweist, und wenn er Vergiftungsherde gar nicht in der Etappe, sondern unter den felderprobten Kriegern sucht. Es gehört viel dazu, wenn sogar er den gradezu tierischen Fatalismus der letzten Kriegsjahre nicht als „Ruhe”, nicht als ethische Qualität bewundert, sondern ihn gut deutsch als das charakterisiert, was er ist: als Stumpfsinn. Es gehört viel dazu, wenn er den Zeitfreiwilligen und den Reichswehrangehörigen (trotz den Schlachten in München und im Ruhr-Revier) das Felderlebnis überhaupt abspricht — das ist für einen deutschen Christen alles Mögliche.

Bleibt die völlige Verkennung des Felderlebnisses. Die Unfähigkeit, äußerliche Synthesen zu analysieren, die Schwäche, da zu glauben, wo man kritisieren sollte (denn stark und würdig allein ist es, nach der Kritik zu glauben, nicht vorher), die kindliche Gläubigkeit, Metaphysik aus den Händen eines Bezirkskommandos entgegenzunehmen: all das ist preußische Philosophie. Nach diesen Schlachtfeldern, nach diesen Ackergräben, angefüllt mit aufgeweicht vermodernden Uniforminhalten, die einmal Menschen gewesen, nach dieser mechanistischen Schweinerei von der „Herrlichkeit des Geschauten“, von einem „naturhaften Geschehen“ zu sprechen: dazu gehört die ganze Naivität eines wohlerzogenen Staatsbürgers. Der sieht nicht, daß ein ursprünglicher zweckhafter Organismus wie das Heer sehr schnell zum Selbstzweck wurde, und wenn selbst er feststellt: „Im Schützengraben draußen ist die politische Schuldfrage des Krieges vielfach uninteressant geworden“, so liegt darin das Bekenntnis für die vollkommene Sinnlosigkeit eines Kampfes, der eben nur noch deshalb geführt wurde, weil man ihn einmal führte. („Zum Donnerwetter, Posten, warum schießen Sie?” Weil Krieg ist, Herr Leutnant !“) Manchmal klopft mahnend die Bibel an das Tor; aber der Verfasser weist sie auf die Kriegsartikel. Er fühlt die Widersprüche. Er will sie auch nicht oberflächlich oder sophistisch lösen: er fühlt, wie er eine Antwort auf die Frage zu geben hat, ob ein Frommer einen Menschen töten dürfe. Er seufzt über diese Fragen . . . „Sie lösen sich nur dem Christen als Gewißheit der persönlichen Führung in der Schule des erhöhten Herrn.“ Wenn Christus je gelächelt hat, was Chesterton verneint: hier hätte er es vielleicht getan.

Der induzierte Altruismus: „Sie opferten Jugend und Lebensglück, sie kehren nie wieder zur Heimat zurück — Für uns“ ist die Wahnvorstellung eines Phantasten im Zeitalter des allgemeinen Wehrzwangs, und grade einem gläubigen Christen

müßte bekannt sein, daß von Jesus bis Kant eine sittliche Tat niemals durch Druck und Gesetz hervorgerufen werden kann. „Für uns?“ Der Mann ist eingezogen worden und hat seinen Dienst getan. Fertig. Und was die Kriegsfreiwilligen im Felde suchten und fanden, war in den meisten Fällen alles Andre als die Betätigung eines Altruismus, den sie besser zur Kriegsverhinderung ins Werk gesetzt hätten.

Kann ein Christ den Krieg bejahen? Einmal hat dieser seine Tragik gestreift, aber nicht verstanden. „Manchem, der mit kühler Stirn tausendmal den Tod aus heißem Lauf entsandt hatte . . .“ Das ist es: der Lauf war heiß, aber die Stirn war kühl. Diese Abschiebung der Verantwortung auf die Maschine, dieser Kampf der Instrumente, diese technische Hölle war das tiefste Unglück für eine Generation, die, zu feige, selbst einen Menschen zu töten, Tod und Verderben durch Maschinen spie. Aber sie standen dahinter, und sie trifft die Verantwortung.

Die Maschine rächte sich, denn Blut bleibt Blut, und wenn Wegeleben im Bordellwesen der Etappe entfesselte, aufgestachelte, tierische Instinkte sieht, so hätte er sich fragen sollen, woher sie kamen. Sie kamen von der Front. Wie er es mit dieser Weltlatrine voll Blut, Kriegsanleihen, Stacheldraht und Haßgesängen vereinbaren kann, zu glauben, „daß Christus wirklich über die Schlachtfelder und durch die Gräben geschritten ist“, das bleibt sein Geheimnis.

Pathos ist Distanz. Wird die Distanz aber zu groß, dann entsteht jene verblasene, hohle Pathetik, die sich unter protestantischem Himmel ganz besonders schlecht ausnimmt. Kein Gott der Welt schafft diese Wahrheit aus den Bezirken der Erde: „Wahres Christentum ist Pazifismus“ Der Rest ist Rabulistik und vom Staat bezahlte Professorenphilosophie.

Und es hat mir weh getan, in einem so ehrlichen, noch in den Irrtümern ehrlichen Buche nicht die vollkommene Ablehnung des Geistes von 1914 zu finden, den die geistige Impotenz des Herrn Hindenburg gefordert hat. Der Verfasser gibt zu: „Im allgemeinen ist er in jeder Beziehung überschätzt worden.“ Ueberschätzt? Dieser Gassenwahnsinn war Symptom und Ursache zugleich, und kein geistiger Minimaxlöscher ist kräftig genug, um das Haus vor einer abermaligen Brandkatastrophe zu schützen.

„O Ihr kleinen Menschen, die Ihr über Schuld und Urheber, über Verlauf und Wesen jenes Krieges streitet . . . Ihr habt kein Vertrauen und wollt enträtseln, wo Ihr vor den Pforten der Unendlichkeit steht !“ Ja, wir wollen fragen. Wir wollen uns nicht mit der Behauptung eines Naturereignisses zufrieden geben, und wenn wir in die Gesichtsflächen des Kadetten Ludendorff und des Kanzleisekretärs Michaelis sehen, von Wilhelm zu schweigen, dann erscheint uns die Nomenklatur „kosmisches Ereignis” einigermaßen barock. Wir wollen fragen, fragen, bis wir die Unsinnigkeit dieses Massenmordes dadurch erwiesenhaben, daß man uns nicht mehr antwortet, sondern uns verachtet, verhaftet, einsperrt und — du christlicher Staat ! — tötet.

Es wird die Zeit kommen, wo man pathoslos und sachlich einsehen wird, daß es klüger und oekonomischer ist, keine Kriege zu führen. Dann wird eine Bilanz das tun, was die Feldprediger nicht gekonnt haben: sie wird, im Ergebnis, den großen Heiligen zu ihrem Recht verhelfen.

Strafrechtsreform von Ferdinand Nübell

In allen freiheitlichen und fortschrittlichen Ländern — und welches Land wäre nicht freiheit- und fortschrittlich? — knobelt, bastelt, arbeitet man seit Jahrzehnten an einer „grundlegenden, den Forderungen der neuen Zeit entsprechenden“ Reform, einer Umwandlung des Strafrechts.

Alle Strafgesetzbücher bis in die neuste Zeit gingen und gehen von dem einen Grundsatz aus: daß der Staat durch seine Gerichte ein „strafendes Amt“ ausübe; daß das Verbrechen eine Missetat, eine Verletzung der Rechte Andrer oder der Gesamtheit sei; daß der Täter eine sittliche „Schuld“ auf sich lade, die er „sühnen“ müsse. Die vom Staat ihm auferlegte Strafe soll eine seiner Schuld „entsprechende“ Beeinträchtigung seiner Lebensbedingungen, eine Vergeltung sein. Während nun die Strafgesetze des Altertums und Mittelalters, befangen in dem Irrtum, daß Züchtigung des Uebels Heilmittel sei, eine fortgesetzte, hartnäckige Steigerung der Grausamkeit in der Bestrafung eintreten ließen, stellt die neuere, sogenannte Klassische Strafrechtslehre den Grundsatz von der Verteidigung der „Menschenrechte“ gegen die „Tyrannei des Staates“ auf, damit eine mildere Bestrafung rechtfertigend. Grundsatz aber blieb das alttestamentarische: „Aug um Auge, Zahn um Zahn !“ — auch als Christus längst gelehrt hatte: „Mein ist die Rache, spricht der Herr“. Die Herren Gesetzgeber, alles gute Christen, kümmerten sich darum so wenig, daß sie noch fast zweitausend Jahre später in Kulturländern die Todesstrafe durch Erhängen, Kopfabschlagen und ähnliche hochentwickelte Kulturmethoden von Menschenhand vollstrecken lassen (vom organisierten Millionenmord zur Verbesserung der Landesgrenzen und aus andern edlen, mit Habsucht nicht zu verwechselnden Motiven garnicht zu reden). Immerhin kam die Wissenschaft im Lauf der Jahrhunderte dahinter, daß es eine richtige Proportion zwischen Schuld und Sühne, zwischen Verbrechen und Strafe nicht geben könne. Man sah doch mehr und mehr, daß die strafbaren Handlungen nicht nur in dem bösen Willen des einzelnen Verbrechers, sondern in vielen andern Umständen ihren Ursprung haben: in den Existenzbedingungen, der natürlichen Veranlagung eines Menschen auf Grund von Vererbung, Erziehung, körperlichen und geistigen Defekten, in unzulänglichen oder unglücklichen häuslichen Verhältnissen; sah, daß des Verbrechens Hauptursachen sozialer, psychischer und anthropologischer Art waren, und daß es daher über die Kraft und über die Kompetenz eines Richters gehe, die wirkliche moralische Schuld zu erkennen und die dieser Schuld wirklich entsprechende Sühne herauszufinden. Man suchte deshalb die Strafe damit zu rechtfertigen, daß man der

Strafandrohung und dem Strafvollzug eine prophylaktische Wirkung zuschrieb. Die Aussicht, für bestimmte Vergehen ein Uebel zu erleiden, meinte man, würde dazu beitragen, daß Jeder sich möglichst dem im Gesetz verkörperten Gemeinwillen füge. Auch hoffte man, daß der einmal Bestrafte nach dem Grundsatz: Gebranntes Kind scheut das Feuer ! von der Begehung neuer Verbrechen abgehalten werde, daß also die Strafe erzieherisch wirke. Beides war ein Trugschluß, wie die Praxis auf Schritt und Tritt gelehrt hat.

In der neusten Zeit tauchte daher mehr und mehr der Gedanke auf, die Strafe zu ersetzen durch Erziehungsmaßnahmen an dem Verbrecher und durch Sicherheitsmaßnahmen, welche die Allgemeinheit gegen strafbare Handlungen gefährlicher Elemente schützen sollten. Dieser sogenannte Zweckgedanke, der in der Theorie seit langem an erster Stelle stand, vermochte sich bisher in der Praxis nur sehr zaghaft durchzusetzen. Es tauchten wohl hier und da Erziehungsmaßnahmen an Jugendlichen und Trinkern, Sicherungsmaßnahmen gegen Geisteskranke, geistig Minderwertige und gefährliche Gewohnheitsverbrecher auf. Aber der Grundgedanke: daß der Richter die Fähigkeit und die Befugnis habe, eine moralische Schuld festzustellen und eine Strafe aufzuerlegen, ist bis heute in allen geltenden Strafgesetzen mit Zähigkeit aufrecht erhalten worden.

Dem Jahr 1921 blieb es vorbehalten, hier einen bahnbrechenden Schritt, einen Sprung vorwärts zu tun. Vor mir liegt der Entwurf eines Strafgesetzes, das mit der hergebrachten hochmütigen Auffassung, ein Mensch könne eines Mitmenschen moralische Schuld feststellen und dafür eine entsprechende Sühne anordnen, vollständig bricht. Es erkennt dem Staat nur das Recht, aber auch die Pflicht zu, für die Sicherheit und den Schutz der Staatsangehörigen gegen Eingriffe durch den Verbrecher ebenso wie gegen andre Gefahren Sorge zu tragen und gleichzeitig den Verbrecher selbst vor neuen Rechtsbrüchen zu bewahren. Es ist ein völliges Novum in der Geschichte der Kriminalistik: ein Strafgesetzbuch, worin das Wort Strafe überhaupt nicht vorkommt; ein Strafgesetzbuch, das dem Staat das Recht zu strafen einfach abspricht; ein Strafgesetzbuch, das zwar noch diesen Namen trägt, in Wirklichkeit aber nur der Sicherung der Gesellschaft und der Verhütung des Verbrechens dienen will.

Dieser Zweck soll erreicht werden nicht durch Vergeltung, sondern — sit venia verbo ! — durch „Sanktionen", Sicherungsmaßnahmen, die sich richten nicht nach der Schwere des Verbrechens, der moralischen Schuld des Täters, sondern nach dem Grad der „Gefährlichkeit" des Verbrechers. Damit wird in Umkehrung der bisher üblichen Methode der Schwer- und Angelpunkt des Gesetzes von dem „Verbrechen", der objektiv strafbaren Handlung, verlegt auf den „Verbrecher", den handelnden Menschen. ‚Jedes Verbrechen ist", sagt der Entwurf, „vor seiner Eigenschaft als juristische Erscheinungsform oder Beziehung zunächst einmal die Handlung eines Menschen. Daher muß die vom Gesetz bestimmte Repressivmaßnahme auf diesen Menschen und nicht auf die objektive Tat angewandt werden. Denn schließ-

lich ist es dieser Mensch, der nach der Verbüßung der Strafe noch leben muß, indem er dabei entweder die Rechte seiner Nebenmenschen achtet oder neue Verbrechen begeht."

Der Grad der Gefährlichkeit wird nach gewissen Kriterien, die einzeln angeführt sind, festgesetzt. Als Zeichen besonderer Gefährlichkeit gelten: zerrüttetes oder ehrloses persönliches, häusliches oder gesellschaftliches Vorleben; frühere Bestrafung; anormale körperliche oder seelische Verhältnisse; Frühreife; Handeln aus unedlen oder schnöden Beweggründen; verwandtschaftliche oder gesellschaftliche Beziehung zu dem Verletzten; Zeit, Ort, Werkzeug und Art der Ausführung; Handeln mittels Nachstellung oder Hinterhältigkeit; Mißbrauch der Tätigkeit von Minderjährigen, Zurüickgebliebenen, Geistesschwachen, Trunksüchtigen. Dagegen sind als Anzeichen geringerer Gefährlichkeit aufgeführt: ehrenhaftes Vorleben; Handeln aus entschuldbaren Beweggründen oder im öffentlichen Interesse; Handeln im Zustand entschuldbarer Leidenschaft: Erregung, Schmerz oder Furcht; Beeinflussung; Handeln infolge der seelischen Einwirkungen durch eine erregte Menge; Ersatz des Schadens nach Begehung der Tat; Geständnis infolge besserer Einsicht vor Entdeckung des Verbrechens. Je nach dem Grade der Gefährlichkeit richtet sich nun Art und Dauer der Repressivmaßnahme. Dabei ist ganz gleichgültig, ob der Verbrecher im Sinne der herkömmlichen Strafrechtslehre „zurechnungsfähig" ist. Vielmehr ist „verantwortlich vor dem Gesetz" auch der moralisch Nichtzurechnungsfähige oder Minderzurechnungsfähige, denn Sicherungsmaßnahmen können sich selbstverständlich, wie gegen geistig Gesunde, so gegen Anormale, Geisteskranke, Geistesschwache und sonst Unzurechnungsfähige oder Minderjährige richten. Die Art der Sicherungsmaßnahmen ist äußerst mannigfach. Der neue Entwurf kennt: Ortsverweisung; Aufenthaltsverbot in einer bestimmten Gemeinde; Verpflichtung zur Arbeitsleistung am Tage; einfache Absonderung in einer geschlossenen Anstalt und sogar dauernde Absonderung auf völlig unbestimmte Zeit mit der Möglichkeit späterer bedingter Freilassung. Für Minderjährige insonderheit ist vorgesehen: Fach- und Besserungsschule; Ueberwachung durch die Familie in einer Erziehungsanstalt oder durch den Fürsorge-Rat; Arbeitshaus und landwirtschaftliche Kolonie; für Geisteskranke, Ueberwachungshaus, Irrenanstalt und besondere Arbeitskolonie.

Dieser Entwurf zeigt, daß hier ein wahrhaft modernes, im Geist der neuen Zeit geschaffenes, unerhört neues Gesetz zu erwarten steht; ein Gesetz, das selbstverständlich auch das politisch-soziale Verbrechen aus einem ganz andern Gesichtswinkel betrachtet als die herkömmlichen Strafgesetzbücher.

Diese standen und stehen auf dem Standpunkt, daß das politische Verbrechen ein ganz besonders schweres sei, und ordnen daher hierfür die schwersten Strafen (Todesstrafe, Zuchthaus, Vermögenskonfiskation) an. Ein modernes Gesetz wie dieser Entwurf erwägt, daß die politisch-sozialen Verbrecher in der Regel „nicht von unedlen Zwecken oder eigennütziger Berechnung bewogen, sondern, wenn auch der bestehenden Ord-

nung gefährliche, so doch fast stets untadelige und ehrenhafte Menschen sind, die zwar mehr oder weniger utopistische, aber reine Absichten oder Ideale zur Verbesserang der Gesellschaft haben oder auch von Neuerungssucht, Eigenbrödlertum, Opferlust getrieben werden“. Gegenüber dem politisch-sozialen Verbrecher sollen daher andre Maßnahmen: Landesverweisung, einfache und verschärfte Haft in einer Sonderanstalt oder in einer Sonderabteilung zur Anwendung kommen. Dieselben Grundsätze sollen auch für die durch die Presse begangenen politischen Delikte gelten.

Ein so von modernem Geist erfülltes Strafgesetz wäre eines jungen Freistaates wie der deutschen Republik wahrhaft würdig. Leider aber ist der Entwurf, von dem hier die Rede war, nicht der 1921 erschienene Strafgesetzentwurf der deutschen Republik, sondern der gleichzeitig in der Monarchie Italien veröffentlichte „Vorentwurf zu einem italienischen Strafgesetzbuch“. Sein Verfasser ist nicht der „Ministerialdirektor im preußischen Justizministerium“ Dr. Lucas, nicht der „Professor Dr. D.“ Kahl, auch nicht der „Staatssekretär“ Dr. Joel oder sonst ein „Präsident“ oder „Ministerialrat“, sondern der bekannte italienische Strafrechtler und sozialistische Abgeordnete Enrico Ferri und zwölf andre italienische Juristen — wie Garofalo, de Nicola, Berenini, Setti — , deren Amtscharakter, Titel, Orden, Ehrenzeichen der Entwurf schamhaft verschweigt. Die vorzügliche deutsche Uebersetzung stammt von Harry Kahn.

Rückkehr zur Natur von Theobald Tiger

Man darf schon wieder Stiefel vor die Türe stellen —
sie werden nicht geklaut.
Man darf auch ruhig nach der Butter schellen
zu seiner Schale Haut.
Man kann sich auch zum Trinkgeld schon bequemen.
Nur wenig Kellner schießen, wenn sies nehmen.
Das ist ein Glück.
Wir. kehren langsam zur Natur zurück.

Man darf schon wieder den Artikel schreiben
vor manches Substantiv
Man braucht es nicht mehr so geballt zu treiben
und krumm und schief.
Man muß auch nicht mehr langen nach Tagoren,
den haben wir beim Werfelspiel verloren . . .
Das ist ein Glück.
Wir kehren langsam zur Natur zurück.

Man darf schon wieder feste kommandieren,
wenn man Beamter ist.
Der Untertan darf stramm stehen und parieren,
weil er ein Deutscher ist.
Die neue Republik ist uns kein Jocus,
und die Verfassung hängt auf jedem Locus.
Wir haben noch die alten Bureaukraten,
die alten Richter und die Traditions-Soldaten . . .
Das ist ein Glück.
Wir kehren still zur Monarchie zurück.

Das Geld der Bauern von Gentleman Farmer

Nach dem Kapp-Putsch war mein Widerwille gegen das berliner Pflaster übermächtig geworden. Ich wanderte aus und siedelte mich im Südwesten unsrer Republik an, mitten unter Bauern. Ich erlernte ihr Handwerk, grub, düngte, pflanzte, steckte Kartoffeln, hackte sie, häufelte sie und nahm sie heraus, baute Gemüse an, erntete — kurz: scheute mich vor keiner ländlichen Arbeit. Täglich komme ich mit Bauern zusammen. So meine ich, mir nach zwei Jahren ein Urteil über das Geld der Bauern erlauben zu dürfen, das heißt: darüber, wie weit bäuerlicher Verdienst berechtigt ist.

Der Städter schimpft auf den Landmann: „Der Kerl zieht uns das Fell über die Ohren. Er löst Wuchergewinn aus seinen Erzeugnissen. Alle Not kommt von den hohen Nahrimgsmittelpreisen.“ Im Einzelnen hört man vielleicht: „Eine Schand ists, daß das Ei jetzt für 7 und 8 Mark verkauft wird. 1914 kostete es höchstens 10 Pfennige. Legen die Hühner heute nicht ebenso gut wie ehemals?“ Oder: „Wuchsen die Kirschen vor dem Krieg nicht genau so wie jetzt? Damals bezahlte man das Pfund mit 20 bis 30 Pfennigen, jetzt mit 12 bis 15 Mark.“ (Ich schreibe im Juli und führe die Preise des südwestlichen Deutschland an) Der Städter hat recht: es ist eine Schande — der Verdienst des Landmanns ist übergroß. (Freilich steht es um den Verdienst vieler Städter nicht anders.)

Vor dem Kriege wurden meist von den Großgrundbesitzern Reichtümer spielend gewonnen; der Kleinbauer hingegen fristete ein kärgliches Dasein. Er arbeitete von früh bis spät — das tut er, muß er auch heut noch tun — , und dennoch war sein Besitz mit Hypotheken belastet. In Berlin kaufte man 1914 den Zentner gute Speisekartoffeln für 2,50 Mark. Dafür wurde er einem vom Markt noch in die Wohnung gebracht. Was erzielte von diesen 2,50 Mark der Erzeuger ! Wie mit den Kartoffeln, so stands mit fast allen Feld- und Wiesen-Produkten. Man sei ehrlich: die Preise waren zu niedrig in Anbetracht der gesamten deutschen Lebensführung. Das Angebot war eben größer als die Nachfrage. 10 Pfund schöne — italienische — Weintrauben in sauberer Holzkiste erstand man in den Kaufhäusern für 2,50 bis 2,70 Mark. Unsre Landleute hatten der Konkurrenz der holländischen Gemüse-, der russischen Eier-, der polnischen Kartoffel-, der amerikanischen und italienischen Früchte-Händler zu begegnen. Gut, daß es so war. Es lag im Interesse der breiten Masse des Volkes. Aber der deutsche Kleinbauer, der aus politischen und sozialen Gründen hätte unterstützt werden müssen, litt darunter.

Heut ist die ausländische Konkurrenz dank unsrer schlechten Valuta, nahezu ausgeschaltet. Der Landmann kann für seine Erzeugnisse märchenhafte Preise verlangen: sie werden vom hungernden Volke bezahlt — soweit es dazu imstande ist. Der „arme“ Bauer von anno 1914 ist reich geworden. Seine ganze Lebenshaltung ist auf völlig veränderte Grundlage gestellt. Hier gibts kaum noch hypothekarisch belasteten Grundbesitz — sofern nicht auf die Steuer Rücksicht genommen wird ! Hier werden allerorten trotz den exorbitanten Preisen die Häuser, Scheunen und Ställe renoviert. Die Bauern schwelgen im Genusse von Fleisch, Butter, Käse. Sie trinken teuern

Wein und rauchen Zigarren und Zigaretten, während sie sich früher Fleisch allenfalls am Sonntag, höchstens ein Glas Most und Tabak nur für die Pfeife gönnte. Bauernfrauen sieht man oft in eleganter moderner Toilette. Bei den weiblichen Konfirmanden beobachtete ich, daß wenige kein samtnes oder seidenes Kleid, kein tadelloses Schuhzeug, keine feinen ledernen Handschuhe tragen. Städtern fällt das schmucke Aussehen der frisch instandgesetzten ländlichen Gebäude, fallen die kostbaren Gardinen an den Fenstern auf.

Also: der Bauer verdiente vor dem Kriege zu wenig — jetzt heimst er unberechtigt höhern Gewinn ein. Dieser hohe Gewinn ist jedoch kein Wunder, solange unsre gesamte Wirtschaft einen beklagenswerten circulus vitiosus darstellt. Der Bauer braucht ja doch für seine Produktion zahllose Gegenstände, die vom Städter angefertigt für enorme Preise auf den Markt gebracht werden. Das geht von den kleinsten Arbeitsgeräten — ein Spaten kostete 1914 etwa 6 Mark und kostet heute 70 Mark — bis zu den großen landwirtschaftlichen Maschinen, für die gigantische Preise gefordert werden. Alle Düngerstoffe, so notwendig für unsre Feldbestellung, haben horrende Preise. Solange der Bauer mit eigner Kraft, das heißt: auf sich und seine Familie gestellt, seinen Besitz bearbeiten kann, liegen die Verhältnisse noch einigermaßen günstig. Sobald er jedoch Tagelöhner annehmen, Gespanne mieten muß, wachsen die Erstehungskosten ins Unendliche. Der Bauer selbst schafft emsig nicht 8 Stunden, sondern — in der guten Jahreszeit — mindestens 16. Der zumeist faulenzende Tagelöhner läßt sich für die Stunde 30 bis 35 Mark zahlen, und jedes Pferd stellt sich die Stunde. auf 70 bis 80 Mark. (Behördlich festgesetzte Preise.) Anders ists beim Großbetrieb, wo durch maschinelle Unterstützung ungeheuer viel menschliche und tierische Kraft erspart wird, wo weit rationeller produziert werden kann. Der Großbetrieb in erster Linie braucht sich also nicht für den Zentner Kartoffeln 300, bei Frühkartoffeln 600 Mark bezahlen zu lassen. Das ist bösester Wucher. Aber auch der Kleinbauer dürfte solche Preise nicht fordern. Mein Nachbar hat im vorigen Jahr (einem ungemein trockenen — es war eine vollendete Mißernte) aus einem Morgen (preußisch — 2550 Quadratmeter) 60 Zentner Kartoffeln geerntet. An Arbeit benötigte er rund 100 Stunden. Für einen Zentner Saatkartoffeln bezahlte er damals, im Frühjahr 1921, 120 Mark. Es wurden 6 Zentner gebraucht. Von Düngemitteln verwandte er nur Kali für 200 Mark. Der Mann verkaufte den Zentner Kartoffeln durchschnittlich für 300 Mark. Die Unkosten der Erzeugung waren also: für Arbeit, falls man die Stunde mit 40 Mark einsetzt, 4000 Mark, für Saatkartoffeln 720 Mark, für Düngung 200 Mark. Stelle ich noch die sehr beträchtliche Summe von 300 Mark für Gerätebenutzung und Steuer in Rechnung, so ergibt sich als Gesamtsumme der Ausgaben 5220 Mark, der ein Erlös von 18 000 Mark gegenüber steht. In diesem Jahr gibts vielleicht, falls das Wetter bald trocken wird, eine gute Ernte, das heißt: etwa 100 Zentner vom Morgen. Dafür wird dann der Zentner Kartoffeln weit über 300 Mark kosten ! Dieser Nachbar besitzt einen andern Acker, auf dem er im vorigen Spätherbst nach der Abernte Klee ansäte. Diesen Acker verpachtete er im Mai. Bei der Versteigerung erzielte er für die Nutznießung, nämlich für drei- bis viermaligen Schnitt in diesem Jahr, 7000 Mark. Die Summe zieht er aus einem halben

Morgen Land heraus für eine Arbeit, die etwa 2 bis 3 Stunden in Anspruch nimmt und für ein minimales Material !

Hauptsache sind hier Wein- und Obstbau. Der Weinbau wirft Gewinne ab — falls die Ernte gut ist — , von denen sich der gewöhnliche Sterbliche keine Vorstellung machen kann. Das vergangene Jahr lieferte einen unermeßlichen Traubenertrag; auch der diesjährige verspricht hier dank der bisherigen Feuchtigkeit ausgezeichnet zu werden. Für den Eimer, gleich 300 Liter, wurden im vorigen Herbst je nach Qualität 3400 bis 40 000 Mark ab Kelter bezahlt. Im Durchschnitt erzielt man aus 4 Ar einen Eimer. Freilich ist die für den Weinbau aufzuwendende Arbeit groß. Den Dünger auf die Höhen zu schaffen, die Reben zu schneiden und sie mit Vitriol und Schwefel zu behandeln — all das erfordert Mühe und Zeit. Leichter gehts beim Obstbau. Gedüngt werden die Bäume meist nur einmal im Jahr mit Thomasmehl und Latrine; dann müssen sie geschnitten werden; darauf aber brauchen nur noch die Früchte herabgenommen zu werden. Kirschen von hohen Bäumen zu pflücken, ist nicht leicht. Man muß sich eilen, will man einen Zentner — besonders kleiner — Kirschen in 10 Stunden bewältigen. Der Zentner kostete, je nach Qualität, 7 bis 15 Mark. 1922 war hier ein sehr gutes Kirschenjahr. Von einem Baum erntete mein Nachbar reichlich 4 Zentner, von einem andern freilich nur zwei. Er schmunzelte über den Durchschnittsgewinn: ein Baum 3300 Mark. Jeder Tag Arbeit brachte 1100 Mark.

Nun bringt nicht jedes Jahr vorzügliche Ernten. Im vorigen Jahr war der gesamte Obstertrag höchst mäßig. Mein Nachbar pflückte noch nicht einen Zentner von allen seinen Kirschbäumen, und auch an Aepfeln, Birnen und Pflaumen gabs zusammen kaum zwei Zentner — aus einem Baumgut, auf dem weit mehr als 100 Bäume stehen. So kanns mit jeder Feldbestellung gehen. In diesem Jahre droht der anhaltende gar zu starke Regen viel zu zerstören. Der Roggen keimt bereits am Halm, die Kartoffeln fangen an zu modern. Immerhin kommt man, wenn man das Mittel zieht, zu dem Resultat: ob Acker-, ob Wein-, ob Obstbauer — sie alle verdienen gewaltig und können sich ein Leben voll von Genüssen bereiten. Aber — ist das nicht auch beim Industrie-Arbeiter so? Dessen Lebenshaltung ist gleichfalls recht anders als vor dem Kriege. Der Verdienst des Bauern ist zum Teil die Antwort auf die hohen Preise für industrielle Artikel. Der Bauer, der in die Stadt kommt, um sich dort Kleider, Stiefel, Wäsche zu kaufen, muß Tausende aufwenden, wo er früher mit Zehnern zahlte. Ein Keil treibt den andern. In der Stadt habe ich an jedem Sonnabend — dem Zahltag — Gelegentheit, die Industriearbeiter zu beaobachten. Aehnlich wie der Bauer, war der Arbeiter früher zufrieden, wenn er am Abend sein Glas Most zu Brot und Rettich trank. Heut konsumiert er Wein — und zwar reichlich — , verzehrt Braten und Wurst, raucht Zigarren das Stück zu 5 und 6 Mark. Sein Einkommen: 70 000, 80 000 und mehr Mark im Jahre erlaubt ihm das. Kann mans einem Bauern verdenken, wenn ers dem Industrie-Arbeiter gleich tun will? Er sagt: Ich schaffe ganz anders, viel intensiver als der städtische Arbeiter. Wenn wir Bauern so faulenzten wie die Arbeiter, dann waren die Städter längst verhungert.

Wie soll nun, so fragt der Städter, fragt besonders der geistige Arbeiter, der schlecht bezahlt wird, fragen vor allen Rentner und

Pensionär — wie soll Besserung kommen? Es kann in allen Teilen Deutschlands genug auf dem Lande produziert werden, um unsre Bevölkerung aller Nahrungssorgen zu entheben. Aber nicht genug kann produziert werden, um noch Verschiebungen ins Ausland zu erlauben. Jetzt werden Feldfrüchte, landwirtschaftliche Erzeugnisse jeder Art, Butter, Käse, Milch, Wein, Obst in riesenhaften Mengen über die Grenzen verschoben. Im deutschen Südwesten, wo der Fleischverbrauch früher sehr erheblich war, ist er wegen der hohen Preise auf ein Minimum zurückgegangen: das Vieh wandert, wie vieles Andre, nach Frankreich. Bringt die Regierung nicht fertig, die Grenzen besser zu bewachen und dadurch Schiebungen zu verhindern, dann wird die Teuerung weiter steigen. Denn der deutsche Bauer läßt sich seine Erzeugnisse lieber in ausländischer Münze bezahlen als in Mark — genau wie die deutsche Industrie.

Gargantua von Arnold Zweig

1.

Er ist wieder bereit, uns gegenüberzutreten, er, Gargantua, der schallend lachende und aus dem Fleische der Weisheit selbst gezeugte Riese, dessen Gebärden so breit ausladen, und der mit seinem mächtigen Humor die Atmosphäre um den Leser dröhnender erschüttert als irgendein andres Wesen aus dem Gezeuge der Dichter. Er will von Männern gelesen werden und von robust überlegenen Frauen, von blutvollen und geistigen Wesen, denen die Komik des Menschen aufgehen kann und seiner emsig verfeinerten Sitten. Sich verschämt, entrüstet oder „angeekelt" von der wilden Freude an allen, ins Gigantische gerissenen Funktionen des menschlichen Tieres abwenden und der gleich wilden Freude am kecksten Spiel des Wortes mit ihnen, indes gleicherzeit der Kaliban im feingesitteten Europäer das rohe Fleisch der Völker und Klassen knirschend frißt und ihre letzten Kräfte wirtschaftlich lukrativ herauspräpariert, indes er mit dem hemmungslosesten Affekte sich über seinesgleichen jenseits von nationalen und Rassen-Grenzen belügt oder belügen läßt und das Abscheulichste um und in sich überlegen geschehen läßt: an so bitter lächerlichem Doppelzustand manifestiert sich dieses verlarvte Heute, vor dem Gargantua sich frei, drohend und mit schallendem Hohne aufrichtet.

2.

Er gibt uns nebenbei eine Lehre. Diese Substanz, dies körnige, deftige und blutvolle Dasein-können und Leben-wollen des Meisters Rabelais und seines Werkes ist vielleicht treffenderes Symbol des heutigen Frankreich als Voltaire. Aus dieser Substanz wurde der Widerstand der Franzosen geboren gegen alle Mißgeschicke jener Vier Jahre. (Welch ein Glück, dies hinschreiben zu dürfen: jener, jener Vier Jahre !) Die seltsamen Patrioten und Grautiere, welche bei uns in Zeitschriften und Zeitungen über den dekadenten Franzosen yaten und dem Hilutier schrieben, was es a priori glaubte, und wovon es wünschte daß ganz Deutschland überzeugt sei — diese armen Kreaturen hatten die Existenz des rabelaisischen Geistes und seiner Kraft

im gegenwärtigen Franzosen vergessen oder nie gekannt. Bücher wie dieses aber treten aus der Kernsubstanz von Völkern hervor, und es bedarf andrer Kräfte als der Lappalien, die ein alldeutsches Hirn wollüstig als Décadence eines Nachbarvolkes verzeichnet, um solchen Kern zu vernichten. Man starrte auf Tristan Bernard oder Alfred Capus, stellte in ihm den Typus des heutigen Frankreich fest, bestätigte sich, mit dem werde der deutsche Michel in sechs Wochen spielend fertig — und erkannte am westlichen Horizonte, ganz hinten, den Gargantua nicht. Man hielt ihn für einen fernblauen Berg.

3.

(Und nun drängts den Leser, der bis hierher den Ablauf des Gedankens nicht stören wollte, nach Aufschluß über das Hilutier. Das Hilutier, auch Hilupitz genannt, entstand im Kopfe eines bärtigen Unteroffiziers, eines unsrer feldgrauen Helden. Wollte er die bei uns so beliebte Trias Hindenburg-Ludendorff-Tirpitz in den Briefen nach Hause mit Kosenamen bedenken, ohne der Zensurstelle eine Freude zu machen, dann hatte das arme Hilutier, auch Hilupitz genannt, herzuhalten. Und nicht zu knapp. Denn unserm Kameraden war der ehrende Name „Essigmaxe“ nicht ohne Grund verliehen worden.)

4.

Die ausgezeichnete Uebersetzung des Doktor Owlglass ist berühmt genug, man braucht an sie nur zu erinnern. Dieses Deutsch, hart und zart in der Faser, bildsam und widerstehend, hat die Eigenschaften guten Maserholzes: seine natürliche Farbe und sein polierter Glanz erhöhen nur noch die Schönheit des Werkes, das ganz sachlich, dem Kontur des Originals folgend, daraus geschnitzt wurde, und das der Verlag Albert Langen angemessen und mit Qualität ausgestattet hat.

5.

‚Gargantua' will laut vorgelesen werden, in kleiner, aber freundschaftlich verbundener Gesellschaft. Dieses Vorlesen nämlich steht dann in doppelter Funktion: erstens stellt es beinahe die natürliche Beziehung des Erzählers zum Zuhörer wieder her, die bei Büchern so starken epischen Ranges die Form bestimmt und steigert, wirksam noch für den Dichter, der sich vom einsamen Schreibtische an imaginäre Leser wendet, und rückt ihn den Märchenerzählern nahe, die, Gückliche, ihren Hörerkreis noch mit biblischen Augen vor sich haben und darum mit so hinreißender Anmut erzählen können. Dann trägt die menschliche Stimme Gargantuas geredete Perioden, diese farbigen, greifenden Vokabeln zur letzten Drastik gesteigert vor und weckt das Lachen — das Lachen, welches, zweite Funktion des Vorlesens, wie Bergson in seiner luziden und vorbildlich aufgebauten Abhandlung ‚Le Rire' (1900 !) meisterlich bewiesen hat, um sich voll zu entfalten, einer in Uebereinstimmungen stehenden Gesellschaft, eines geschlossenen Zirkels von Mitschuldigen bedarf — auch das Lachen des großen weisen Rabelais. Erst dann wirkt

seine Laune ansteckend und befreit, indem sie überwältigt, den
Hörer von der Tendenz, seine Tiertriebe zu leugnen und zu verdrängen. Eine starke, heilsame Arznei wird frei und reinigt.

6.

Und, nicht zu vergessen: ‚Gargantua' ist ein Meisterwerk der Weltliteratur, sein Held unsterblich wie Don Quixote, Don Juan, Till Eulenspiegel, Faust und Ahasver. Und ein das Schamgefühl gröblich beleidigendes Meisterwerk. Der Zensor der Republik wird aufgefordert, den üblichen Anstoß zu nehmen, pflichtschuldigst und ohne Ansehen der Person.

Kino-Elend von Hans Siemsen

Zuweilen kriege ich einen Brief: „Weshalb schreiben Sie keine Kino-Kritiken mehr?" Antwort: „Was soll ich kritisieren?"

Es muß doch erst mal etwas da sein, was man kritisieren kann. Ein gewisses Niveau muß doch das Objekt selbst der negativsten Kritik haben. Soll etwa die ‚Weltbühne' jeden Ullstein-Roman, jeden Zehnpfennigschmöker mit fröhlichem Jubel oder entrüstetem Protest begrüßen? Die Filme der letzten Wochen, der letzten Monate erreichten, weiß Gott, nicht mal das Niveau des letzten, des blödesten Ullstein-Romans. Was soll man da kritisieren? Soll man alle vier Wochen unter einem andern Titel dieselben traurigen Betrachtungen anstellen, dieselben Fehler aufzählen, dieselben, die allerelementarsten Grundgesetze des Films auseinanderpolken?

Es hilft ja doch nichts ! Diese Herrschaften glauben einfach nicht, daß sie schlechte, daß sie die dümmsten, langweiligsten, kitschigsten und anspruchsvollsten Filme der Welt machen. Sie sind ungemein zufrieden mit ihrer Produktion. Und die Kritik der Tagespresse ist auch ungemein zufrieden. Ebenso zufrieden wie der Inseratenchef. Weshalb soll man diesen harmonischen Reigen zufriedener Menschen stören? Mögen sie zufrieden sein, solange sie können ! Lange wird es doch nicht mehr dauern. Denn was meine wohlwollend-ermahnenden Kritiken nicht fertig brachten, das wird vielleicht Amerika fertig bringen. Dort hat man, nachdem das Erstaunen über die für Amerika neuartigen und verhältnismäßig guten deutschen Filme (Golem, Caligari, Dubarry) verrauscht ist, nun auch die zweite Garnitur der deutschen Film-Industrie kennen gelernt — und man beginnt, sein Haupt in Wehmut zu verhüllen. Man will sowas nicht sehen in Amerika. Man ist nicht so geduldig wie in Berlin. Man dankt. Rudolf Berg (von dem doch wohl kein Mensch behaupten wird, daß er der deutschen Film-Industrie feindlich gesinnt ist) berichtet in der B. Z. darüber: „Sie hatten einen so eklatanten Mißerfolg, wie er wohl in der Geschichte der Kinematographie selten ist. Das Interesse für deutsche Filme schwand."

Es schwand. Das heißt: die amerikanischen Kunden, die amerikanischen Gelder werden ausbleiben. Vielleicht wird das die deutschen Film-Herrschaften aus ihrer Zufriedenheit aufstören. Vielleicht werden sie nun einsehen, daß die übrige Welt nicht so entzückt von ihrer Produktion ist wie sie selber, und daß es auch noch andre Möglichkeiten gibt als Monumentalbauten, Massenszenen, Kostüm- und Literatur-Filme.

Ich persönlich könnte mich ja freuen über diesen Mißerfolg in
Amerika und über das jammervolle Niveau der letzten berliner Kino-
wochen. Denn damit hat sich so ziemlich Alles bewahrheitet, was
ich hier in der ‚Weltbühne' seit einem Jahr orakelt habe. Aber es
wäre mir wahrhaftig lieber, ich hätte Unrecht behalten, und der
deutsche Film hätte sich nicht abwärts, sondern aufwärts entwickelt.
Es macht keinen Spaß, mit finstern Prophezeiungen Recht zu behalten.
*

Einen großen, wenn nicht den größten Teil der Schuld an dem
betrüblichen Niveau des deutschen Kinos trägt ohne Zweifel die Kino-
Kritik. Konnte man aus den Kritiken der Tageszeitungen entnehmen,
daß die Programme der berliner Kinos in den letzten Monaten immer
jammervoller geworden sind? Welch ein Abstieg von der ‚Dubarry'
zum ‚Weib des Pharao' oder gar von ‚Kohlhiesels Töchtern' zu ‚Sie
und die Drei' ! Aber in der Kritik merkt man davon nichts. Da gibt
es nur Weihrauch und Lobgesänge, und ich möchte nur wissen,
was die deutsche Film-Industrie einem deutschen Kino-Kritiker eigent-
lich bieten muß, damit er mal sagt: „Nein, das ist Schund !"
*

‚Sie und die Drei'. Ein Lustspiel mit Henny Porten in der Haupt-
rolle. Regie: Dupont. Das ist nicht etwa ein x-beliebiger, sondern
einer jener Millionen-Filme, die mit Pauken und Trompeten angekün-
digt werden, an die hunderte von Menschen Arbeit, Mühe, Zeit und
Kraft verschwenden. Wen hat man engagiert? Besser: wen hat man
nicht engagiert? Tiedtke, Thimig, Graetz, Vallentin, Waßmann, Adal-
bert, Blandine Ebinger, Senta Söneland — Alles, Alles, was überhaupt
einen Namen hat und Geld kostet, ist engagiert.

Und was hat man aus diesem prachtvollen, so ungeheuer viel ver-
sprechenden Menschenmaterial herausgeholt? Nichts ! Aber wirklich
garnichts ! Es gibt nicht eine einzige auch nur halbwegs komische
Szene in dem ganzen Film. In meiner Nähe saß ein ernster Herr, der
sagte nach jedem Aktschluß immer ganz laut und langsam: „Ha ! ha !
ha ! — ha !" Und wenn seine Nachbarn ihn etwas erstaunt ansahen,
erklärte er mit traurig-ernstem Gesicht: „Man muß doch lachen ! Das
ist doch ein Lustspiel !"

Ein Fliegender-Blätter-Witz (aber der dümmste von allen) zu fünf
Akten auseinandergewalzt: das ist der Inhalt dieses „Lust"-Spiels.

„Graetz, Sie sind der Filmregisseur ! Sie müssen immer auf- und
und ab laufen ! Egalweg auf und ab laufen, wissen Sie ! Und dann
einen ganz weiten Ulster, wissen Se, so einen komischen, so einen
ganz weiten müssense anziehen !" Das ist die Regie dieses Films.
Ha ! ha ! ha !

Thimig ist der schüchterne Liebhaber. Er dringt in Hennys Ge-
mächer und deponiert seine Visitenkarte. Auf dem Schreibtisch? Ha !
ha ! ha ! Auf dem Sofa, auf dem Bett, auf der Fensterbank, auf jedem
Stuhl, auf dem Teppich. 364 Visitenkarten deponiert er. Das sind
die witzigen Einfälle dieses Stückes.

Na, schweigen wir davon ! Ich bin noch nie so traurig aus einem
Kino herausgekommen wie aus diesem echt, echt, prima deutschen
Monumental-Lustspiel. Lieber zehnmal zum Zahnarzt !
*

Und sonst? ‚Das blonde Verhängnis'? ‚Die Lou vom Montmartre'?
‚Das Mädel aus dem goldenen Westen'? ‚Der Raub der Dollarprin-

Zessin'? ‚Man sollte es nicht für möglich halten'? Man sollte es, weiß Gott, nicht für möglich halten !

Ich schreibe nicht über Sachen, die noch tief, tief unter dem Ullstein-Niveau sind. ‚Dr. Mabuse'? Mehr als ein Ullstein-Roman ist das auch nicht.

In den alten, den ganz alten Variétés tritt zuweilen noch ein älterer Herr auf, der eine Verbeugung macht und dann schnell hinter einen Paravant geht. Wenn er wieder hervorkommt, sieht er aus wie Beethoven. So steht er einen Augenblick und läßt sich besehen. Und dann geht er wieder hinter den Paravant. Und wenn er nun wiederkommt, dann sieht er aus wie Bismarck, und die Musik spielt ‚Deutschland, Deutschland über Alles'. Diesen Herrn hat man für den Dr. Mabuse engagiert. Seine Schauspielkunst besteht darin, daß er in jeder Szene einen andern Bart trägt, sodaß ihn Jeder sofort wiedererkennt. Wenn dieser unheimliche Wunderdoktor von einem Andern etwas will, dann hypnotisiert er ihn rasch ein bißchen. Das geht so: Mabuse reißt die Augen ganz weit auf (neuer deutscher Rekord: 2,75 m), und dann faßt sich das Opfer, auf das er es abgesehen hat, an den Hinterkopf (Kopfschmerzen !) und macht ein möglichst dämliches Gesicht dazu.

Immerhin wird ein bißchen geschossen und geboxt und Auto gefahren, und einige Straßenbilder sind ganz hübsch. Auch einige Schauspielerleistungen. Am besten die von Abel.

*

Sind diese fünf oder sechs anständigen Szenen nicht doch ein bißchen wenig für einen zweiteiligen Riesenfilm? Was sage ich ! Für die Kino-Bilanz eines ganzen Vierteljahres ! Gäb' es nicht hin and wieder (vor allem in kleinen abgelegenen Kinos) ein paar amerikanische Filme zu sehen oder ein paar schwedische: man müßte, weiß Gott, verzichten.

Aber zuweilen hat man die Freude, ‚Erotikon' noch mal wieder zu sehen oder ‚Herrn Arnes Schatz' oder in einem Vorstadt-Kino Rio Jim zu begegnen, dem herrlichen Colleoni-Cowboy, der noch im blödsinnigsten Wild-West-Film wie ein Gott, nein, wie ein Mensch, wie ein wundervolles Menschen-Tier umher geht, steht, sitzt, raucht, säuft, schießt und reitet. Oder Viola Dana (‚Im Reich des weißen Elefanten'), dem rührenden, kleinen Hindu-Mädchen mit den großen schwarzen Augen und den kleinem schwarzen Füßen, die wie ein Hündlein hinter ihrem geliebten, großen weißen Europäer-Gott dahinstolpert. Oder Will Roggers (‚Eine Minute vor Zwölf'), der nichts, aber auch nicht das allergeringste von einem Kino-Schauspieler an sich hat, der mit seinem guten, häßlichen Gesicht, mit seinen großen Händen, seiner großen Nase und seinem großen Mund bloß so dasteht wie ein Dutzendmensch und nicht recht weiß, was mit ihm geschieht.

Ich habe etwas Angst vor den Menschen Amerikas. Müssen sie nicht höchst übel werden im, gewiß herrlichen, Wolkenkratzer-busineß-Betrieb? Wenn irgend etwas mich hoffnungsvoll viel, sehr viel erwarten läßt vom amerikanischen Menschen, so ist es die Tatsache, daß dieser Will Roggers, der unscheinbarste, einfachste, untheatralischste aller existierenden Film-Schauspieler, zu den allerbeliebtesten Kino-Größen Amerikas gehört. Hier natürlich, bei uns, nimmt kein Mensch von ihm Notiz.

Und dann freilich Chaplin ! Ueber ihn nun doch bald einmal mehr.

Assignatenwirtschaft von Morus

Devisen und Preise

Wer über unser Papiergeld etwas sehr Böses und sehr Gebildetes sagen will, pflegt so beiläufig zu bemerken, daß unsre Braunen eben nur noch Assignaten sind. Aber lange werden die deutschen Banknoten diesen geistreichen Vergleich nicht mehr vertragen. Noch ein, zwei kräftige Haussetage in der Burgstraße — und wir haben diese Esel von Franzosen auch darin überflügelt. Die französischen Assignaten, von denen in den Jahren 1790 bis 1796, übrigens auf Grund sehr guter Deckung durch die eingezogenen Nationalgüter, 45½ Milliarden Francs in Umlauf gesetzt wurden, hatten ihren tiefsten Kurs mit ⅓ % ihres Nennwertes. Die deutsche Papiermark, von der wir in acht Jahren mehr als 200 Milliarden Prachtexemplare hergestellt haben, galt in den letzten Julitagen weniger als ½ % des Vorkriegswertes. Während die wiener Valuta nun schon bei dem 15 000sten Teil der Goldkrone angelangt ist.

Die Theoretiker, die bisher weissagten, auch die Geldentwertung habe ihre Grenzen, denn von einem gewissen Punkt an werde sich das Publikum einfach weigern, die heimischen Papierfetzen anzunehmen und sich nach einer andern Währung umsehen, haben mit französischen Revolutionären oder mit temperamentvollen Südamerikanern gerechnet und nicht mit dem deutschen Publikum. Die Art, wie unsre Arbeiterfrauen die verschmutzten grünen Darlehnskassenscheine, die nun einen halben Kupferpfennig wert sind, sorgsam in die Geldtasche legen, entbehrt nicht einer gewissen Sentimentalität. Auch an dem wertlosesten Papierfetzen, den der Staat herausgibt, klebt eben immer noch ein Stück Erinnerung an die runde, klingende Friedensmark.

Völkische Oberlehrer mögen darin einen neuen Beweis für die unvergleichliche Tiefe und Dümmlichkeit des deutschen Gemütes sehen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß das Fehlen einer stabilen Währung das deutsche Volk allmählich auf den Hund bringt. Denn obwohl unsre Produzenten und Kaufleute nun schon eine chamäleonartige Anpassungsfähigkeit an den Stand des Dollars an den Tag legen, vollzieht dch doch die Preissteigerung ungleichmäßig genug, um jede Kalkulation unmöglich zu machen. Die unausbleibliche Folge sind dann auf der einen Seite willkürliche Monopoldiktate wie die Erhöhung der Eisen- und Stahlpreise auf das 190fache des Vorkriegspreises, und auf der andern Seite die fortschreitende Auspowerung der großen Masse, deren Einkommen immer weiter hinter der äußern und innern Entwertung des Geldes zurückbleibt. Die amtliche Indexziffer ergibt für Juli 1922 eine Steigerung der Großhandelspreise auf das 100fache der Vorkriegszeit. Das Existenzminimum soll zwar, nach den im einzelnen recht anfechtbaren Berechnungen des Statistischen Reichsamtes nur 50 mal so teuer sein wie im Jahre 1914, aber diese Ziffer, die unter Zugrundelegung der jeweils billigsten Nahrungsmittel herausdestilliert ist, trifft höchstens für den Teil der Bevölkerung zu, der noch im Besitz einer „Friedenswohnung“ mit einer Jahresmiete von ganzen zehn oder zwanzig Goldmark ist. Und um wieviel die Löhne und Gehälter gestiegen sind, darüber schweigt die amtliche Statistik. Und doch könnte erst durch eine untendenziöse Gegenüberstellung von Preis- und Lohnindexziffern dem Inland und dem

Ausland ein klares Bild über die Lebensweise des deutschen Stadtvolkes gegeben werden. Aber offenbar will man amtlicherseits durch derartige Berechnungen die Arbeiterschaft nicht „beunruhigen“.

Der Effektenmarkt

Das seltsamste Bild der Preisverwirrung bietet unstreitig der Effektenmarkt. Während alle andern Waren, wenn auch ungleichmäßig, der steigenden Dollarkurve folgen, zeigt der Aktienindex kaum eine nennenswerte Aenderung. Zwar kommt es auch hier an den Tagen der wildesten Devisenhausse zu mäßigen Kurssteigerungen, aber ein Sinken des Dollars von 770 auf 750 genügt, um den Aktienkurs erheblich zu drücken. Der Gesamtindex des berliner Effektenmarktes hat in den ersten Augusttagen noch nicht die Aprilziffer erreicht, während der Dollar in der gleichen Zeit um das Dreifache gestiegen ist. Das bedeutet, daß die Börse unsre Fabriken, unsre Transportunternehmungen, unsre Banken dreimal so niedrig bewertet wie im Frühjahr. Berechnet man den heutigen Börsenwert (Aktienkurs mal Aktienkapital) unsrer Großbetriebe, so kommt man zu geradezu lächerlich geringen Zahlen. Die Aktien der Deutschen Bank, beispielsweise, die vor dem Kriege bereits bei einem Kapital von 200 Millionen Goldmark mit 240 notiert wurden, repräsentieren heute unter Berücksichtigung der neuen Kapitalerhöhung einen Börsenwert von 4 Papiermilliarden = 22 Goldmillionen. Der Aktienfundus des Norddeutschen Lloyd ist nach der Meinung der berliner Börse etwa 12 Goldmillionen „wert“, die Aktien der größten chemischen Fabriken wie der Badischen Anilin- oder der Höchster Farbwerke stellen sich auf 15 bis 18 Millionen Goldmark ! Die Aktienkurse der zwei Dutzend Unternehmungen, die noch mit unverwässertem Friedenskapital arbeiten, stehen nur 10 mal so hoch wie 1914.

Nun stellen die jeweiligen Börsenkurse natürlich nicht den „Marktwert“ der Unternehmungen dar, das heißt: den Preis, für den man die Werke oder die Aktienmajorität tatsächlich erstehen kann. Gerade die Massenaufkäufe des letzten Jahres, die großen Transaktionen auf dem Kalimarkt und in oberschlesischen Montanwerten, haben gezeigt, daß selbst so geschickte Aufkäufer wie Hugo J. Herzfeld oder wie die Gebrüder Weinmann nur zu sehr hohen Preisen große Aktien-Pakete zusammenbekommen. Aber es bleibt doch ein höchst merkwürdiges Faktum, daß gegenwärtig, wo fast alle Industrien voll beschäftigt sind, tüchtig verdienen und zum Teil sogar für kostspielige Neubauten Geld genug haben, die Börse dem Effektenmarkt so ablehnend gegenübersteht.

Das immer wieder angeführte Argument: die Geldknappheit reicht zur Erklärung dieser seltsamen Erscheinung nicht aus. Gewiß ist flüssiges Kapital knapp, und die Knappheit wird um so fühlbarer, je rascher die Entwertung der Mark fortschreitet. Aber gerade die Vorgänge auf dem Devisenmarkt zeigen, daß Geld überall da vorhanden ist, wo schnell große Summen zu verdienen sind. Daher erscheint eine neue Effektenhausse, die dem vorjährigen Oktoberfest um nichts nächsteht, auch keineswegs ausgeschlossen.

Erbschaftssteuer

Langsam, aber sicher verstehen die Vertreter des Kapitals den in seiner Anlage wenigstens, großartigen Bau der Erzbergerschen Finanzreform auszuhöhlen. Die Novelle zum Einkommensteuergesetz

vom Frühjahr 1921 war der erste gelungene Vorstoß, durch die weitern Veränderungen der Vermögenssteuergesetze wurde ein Stein nach dem andern abgetragen, jetzt ist durch das neue Erbschaftssteuergesetz eine gehörige Bresche in unser Steuersystem gelegt worden.

Vor dem Kriege sind um die Erbschaftssteuer der Kinder und Ehegatten die heftigsten parlamentarischen Kämpfe geführt worden. Im Jahre 1908 wurde gegen die Stimmen der Linken eine Regierungsvorlage abgelehnt, die nur einen bescheidenen Teil dessen verwirklichen wollte, was in England bereits seit Jahrzehnten Gesetz war. Die Erzbergersche Steuergesetzgebung vom September 1919 holte endlich das Versäumte nach: sie sah eine mäßige Nachlaßsteuer (die aus dem ganzen Nachlaßvermögen zu zahlen ist) und eine hohe, gestaffelte Erbanfallsteuer vor, die bei nächsten Angehörigen bis zu 35 %, bei entferntern Verwandtschaftsgraden bis zu 70 % des. Erbteils betrug. Um Härten gegenüber dem immobilen Kapital zu vermeiden, waren auch schon in dem Erzbergerschen Gesetz die Umwandlung der einmaligen Abgabe in eine 20 jährige Tilgungsrente und andre Erleichterungen vorgesehen.

Aber das alles genügte unsern wackern Vaterlandsfreunden nicht. Unter dem Ruf, daß man die Familie, ergo den Familienbesitz schützen müsse, fanden sich alle Bürgersleute, von Helfferich bis Gothein brüderlich zusammen, und so wurden unter dem Schutz eines Zeitungsstreiks, der unliebsame Kritik unmöglich machte, die gesamte Nachlaßsteuer und die Besteuerung der Ehegatten beseitigt und die Sätze der Erbanfallsteuer für nähere Verwandte auf- und absteigender Linie um die Hälfte gekürzt. Was übrig bleibt, ist ein kümmerlicher Torso. Die Mühe, sich nach einem angemessenen Ersatz umzusehen, haben sich unsre Volksvertreter nicht gemacht. Unsre Finanzen sind ja so vorzüglich, daß es auf ein paar Milliarden nicht ankommt.

Wohnungselend

Ueber die Armut zu sprechen, ist einigermaßen unmodern geworden. Das deutsche Volk als Ganzes mag ärmer geworden sein, aber den Armen selbst scheint es ja, dank der Erwerbslosenfürsorge, den Wohlfahrtsämtern und all den trefflichen Beratungsstellen dieser sozialen Republik, besser zu gehen als ehedem.

Da kommt ein schmales Heft, das der Direktor der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Berlin, Albert Kohn, herausgibt, und rüttelt auf. „Wohnungsuntersuchungen in den Jahren 1919—1920" lautet der Titel. Das Ergebnis dieser Untersuchungen ist grauenhaft: Der vierte Teil der kranken Männer und 18 Prozent der kranken Frauen hausen in Löchern von weniger als 20 Kubikmetern, und mehr als 5 Prozent aller Kranken haben noch nicht 10 Kubikmeter Luftraum, während die preußischen Gefängnisse als Mindestraum 28 Kubikmeter vorschreiben. Fast der zehnte Teil aller Kranken ist mit seiner Familie in einem Zimmer oder in einer „Wohnküche" zusammengepfercht, und kein eigenes Bett haben im Jahre 1918 8 Prozent, 1919 11 Prozent und 1920 13,5 Prozent der Kranken, von denen ein Fünftel lungenleidend ist. Bis zu 5 Personen liegen in einem Bett, bis zu 7 hocken in Kammern von weniger als 15 Quadratmetern Bodenfläche.

Um sich von dem Großstädtelend ein richtiges Bild zu machen, muß man sich vergegenwärtigen, daß diese Krankenkassenstatistik ja nicht die Aermsten der Armen erfaßt, sondern nur die Erwerbs-

tätigen oder vorübergehend Erwerbslosen. Die eigentliche Pauper-bevölkerung: die Invaliden, die Greise, das Lumpenproletariat, steht außerhalb der Krankenkassen. Wie es mit ihren Behausungen bestellt ist, hat bisher kein städtischer oder staatlicher Hüter der Wohlfahrt der Oeffentlichkeit unterbreitet. Aber man erinnert sich, daß vor dem Kriege 600 000 Berliner zu fünf und mehr Personen in einem Zimmer zusammengepfercht wohnten, und daß die Bevölkerungszahl gegenüber 1914 etwa die gleiche geblieben, die Zahl der Wohnräume aber wesentlich geringer geworden ist !

Dazu kommt, daß wir jetzt bereits und für die nächste Zeit mit einem jährlichen Geburtenüberschuß von 15—20 000 Köpfen in Berlin zu rechnen haben, und daß auch die Zuwanderung aus den polonisierten Gebieten Westpreußens, Posens und Oberschlesiens noch keineswegs abgeschlossen ist. Um diesen Bevölkerungszuwachs halbwegs menschenwürdig unterzubringen, gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder eine durchgreifende Zwangsbesiedelung der großen Bürgerwohnungen im berliner Westen oder, wenn man vor diesem Angriff auf das „Privateigentum“ zurückschreckt: großzügigen Städtebau auf Kosten des Reichs, das sich die Mittel durch weitere Erhöhung der Mietsteuer beschaffen muß. Mit den paar Arbeiterhäusern der schwerverdienenden Großindustrie oder mit den hundert freundlich-lehmigen Siedlungshäuschen ist der Allgemeinheit nicht geholfen. Den Luxus des Einfamilienhauses nach englischem Muster können wir uns einstweilen nicht leisten. Wir brauchen Mietskasernen, geräumige, sanitär einwandfreie Hochhäuser, wie sie vor dem Kriege bereits aus privater Initiative gebaut wurden, wie sie aber heute nur mit Mitteln der Allgemeinheit in genügender Zahl errichtet werden können.

Raffinierter Zucker

Zum Schluß sei eine wahre Begebenheit aus der zuckerlosen, der schrecklichen Zeit erzählt. Anfang Mai dieses Jahres teilt ein Mitglied des Reichswirtschaftsrats dem Preußischen Staatskommissar für Volksernährung mit, daß im Februar bei dem Spediteur Haberling in Tempelhof große Mengen Zucker eingelagert worden seien. Der Staatskommissar stellt innerhalb weniger Monate fest, daß auf den Speichern des Herrn Haberling tatsächlich bereits Mitte Februar 904 Sack zu je 100 Kilo von der Zuckerraffinerie Tangermünde eingeliefert worden sind, und da der Verdacht besteht, daß der Zucker „in preistreiberischer Absicht“ zurückgehalten wird, beschlagnahmt das Landespolizeiamt die eingelagerten Säcke. Nach „weitern Erhebungen in Tangermünde“ aber wird die Beschlagnahme wieder aufgehoben, weil es sich nur um Verbrauchszucker handle, der „aus Gründen rationeller Ausnutzung von Transportmitteln früher eingelagert worden ist, um bei weitern Freigaben den Verbrauchern zugeführt werden zu können“.

Aus „Gründen der rationellen Ausnutzung von Transportmitteln“ schickt also die vorsorgliche Zuckerraffinerie ihre Produkte ausgerechnet in den Tagen strengsten Frostes und unmittelbar nach dem Eisenbahnerstreik, als überall Wagenmangel herrscht, ihre Produkte von Tangermünde nach Berlin zur Einlagerung. Dem Staatskommissar für Volksernährung aber bleibt es vorbehalten, eine Doktorfrage ausschreiben zu lassen, wie denn eine Zurückhaltung von rationierten Waren des täglichen Bedarfs aussehen muß, um unter die Gesetze und Verordnungen zu fallen.

Ueber Kunst von Jean Cocteau

Kurz vor dem Waffenstillstand erschien in Paris ein kleines
Buch von dem Gründer und Leiter des ‚Theâtre du Vieux-Colombier'.
Der Titel lautet: ‚Der Hahn und der Harlekin'. Picasso hat ein
Porträt des Verfassers und zwei wunderbar verspielte Zeichnungen
beigesteuert. Von diesen ‚Notizen rund um die Musik' seien hier
einige übersetzt .

Kunst ist fleischgewordene Wissenschaft. Der Musiker öffnet den
Käfig der Zahl, der Zeichner befreit die Geometrie.
*
Ein junger Mann soll keine sichern Papiere kaufen.
*
Der Takt in der Kühnheit besteht darin, zu wissen, wie weit man
zu weit gehen darf.
*
Der Instinkt bedarf der Erziehung durch die Methode, aber der
Instinkt allein verhilft uns zur Entdeckung einer Methode, die uns
eigentümlich ist, und dank der wir unsern Instinkt erziehen können.
*
Die Nachtigall „singt schlecht".
*
Zu einem gesunden Urteil gehört Gefühl für die Rangordnung.
Unter den Werken, die uns mitnichten rühren, gibt es solche, die den-
noch zählen: man darf über den ‚Faust' von Gounod lächeln, aber er
ist ein Meisterwerk; man mag sich gegen die Aesthetik Picassos sträu-
ben, muß aber den Wert ihres Wesens anerkennen. Dies Gefühl für die
Qualität macht die entgegengesetzten Künstler zu Nachbarn.
*
Hundert Jahre später fraternisiert Alles; aber erst muß man sich
gehörig geschlagen haben, bevor man seinen Platz im Paradies der
Schöpfer einnimmt.
*
Ein Künstler vermag tastend eine geheime Tür zu öffnen, ohne je
zu begreifen, daß diese Tür eine Welt verbarg.
*
Der Künstler ist der wahre Reiche. Er fährt im Automobil. Das
Publikum folgt im Omnibus. Wie sollte man sich da über den Abstand
wundern !
*
Die Schnelligkeit eines durchgegangenen Pferdes zählt nicht.
*
Ein Künstler überspringt keine Stufen; tut er es doch, so ist es
verlorene Zeit, denn er muß sie nachher wieder hinaufgehen.
*
Die Wahrheit ist zu nackt — deshalb regt sie die Leute nicht auf.
*
Verachte Denjenigen, der auf Beifall zählt, und ebenso den Andern,
der sich wünscht, ausgepfffen zu werden.
*
Es gibt bei der Entstehung eines Kunstwerks einen Punkt, wo es
aus dem besondern Reiz der Skizze Vorteil zieht. „Nicht mehr anrüh-
ren !" ruft der Liebhaber. Da erst versucht der wahre Künstler sein
Glück.
*
Ein Dichter hat immer zuviel Wörter in seinem Wörterbuch, ein
Maler zuviel Farben auf seiner Palette, ein Musiker zuviel Noten auf
seiner Klaviatur.
*

Jeder Schöpfer besteht notwendiger Weise aus einem Mann und
einer Frau, und die Frau ist fast immer unerträglich.

Schönberg ist ein Meister — alle unsre Musiker und auch Stra-
vinsky haben von ihm gelernt; aber er ist doch hauptsächlich ein
Musiker, der auf der schwarzen Tafel arbeitet.
*
Das kleinste Werk von Satie ist klein wie ein Schlüsselloch. Man
lege das Auge daran, umd Alles ist verändert. Was in der Malerei die
Linie, ist in der Musik die Melodie. Die Rückkehr zur Zeichnung wird
die Rückkehr zur Melodie als Folge haben. Satie ist das Gegenteil
eines Stegreifmusikers. Vielmehr hat es den Anschein, als ob sein Werk
von vorn herein dagewesen sei und er es nun vorsichtig, Note um Note,
entfalte.

Erklärung von Kurt Tucholsky

Am neunundzwanzigsten Juni dieses Jahres erschien in der Nummer
26 der ‚Weltbühne' ein Artikel von Ignaz Wrobel: ‚Die Schupo'. Er
befaßte sich mit der allzu militärischen Dienstauffassung ihres Offizier-
corps.

Am achtundzwanzigsten Juli druckte die pariser Zeitung ‚L' Eclair'
diesen Artikel ab — der in der Hauptsache den Polizeimajor Fendel-
Sartorius als Verfasser des Heftchens: ‚Die Schutzpolizei und ihre
Gefechtsgrundsätze' zu Worte kommen ließ. Uebersetzung und Nach-
druck des ‚Eclair' waren nicht autorisiert, aber unter den heutigen
Umständen natürlich nicht zu verhindern gewesen. Dem Artikel war
eine redaktionelle Notiz — M. H. gezeichnet — vorangeschickt, die mit
den Worten begann: „Wir erhalten von einem berliner Publizisten
folgende überzeugenden Enthüllungen über die Schupo . . ."

Der ‚Eclair' hat niemals etwas von mir bekommen — weder direkt
noch indirekt. Auch dieser Artikel war ihm niemals übersandt worden.

Am Erscheinungstag dieser französischen Uebersetzung meines
Artikels aus der ‚Weltbühne' veröffentlichte das berliner Acht-Uhr-
Abendblatt ein Telegramm seines pariser Korrespondenten unter der
Ueberschrift: ‚Ein „Deutscher". Darin wurde ich beschuldigt, dem
Ausland deutschfeindliches Material übergeben zu haben. Ich be-
nchtigte diese Verleumdung — die Berichtigung erschien am neun-
undzwanzigsten Juli.

Seit diesem Tage tobt die reaktionäre Provinzpresse aller Kaliber
um jene Lüge, deren Berichtigung für sie nicht existiert. Gesinnungs-
genossen des Zuhälters Anckermann beschimpfen mich telephonisch, die
Drohbriefe sind entsprechend — und das Ganze ist unendlich feige.

Ich stelle hier fest:

Ich habe niemals von einer Entente-Zeitung Geld oder sonst eine
Vergünstigung bekommen — weder direkt noch indirekt. Ich habe
niemals an das Ausland irgend welches Material gegeben. Was ich
gegen eine militärisch eingestellte Nebenregierung habe sagen wollen,
habe ich in der Heimat gesagt. Und nirgends anderswo.

Eine Presse, die Herrn Erich Ludendorff niemals verübelt hat, daß
er in den Northcliffe-Zeitungen für ein Valuta-Honorar gegen die
deutsche Republik hetzt, während die noch um ihr Leben kämpft, wird
nicht so viel journalistischen oder politischen Anstand aufbringen, von
dieser Erklärung Notiz zu nehmen.

Ich habe sie für meine Freunde aufgeschrieben, an deren guter Mei-
nung mir liegt.

Kleine Woche

Ich lese Bankabschlüsse wie Romane, will sagen: mit dem romantischen Gefühl beteiligter Unbeteiligtheit, etwa wie du, der du nichts als zwei Anzüge dein Eigen nennst, durch ein Gitter in den Herrenpark am See schaust. Der Zufall will, daß die Abschlüsse der Deutschen Bank und der Dresdner Bank neben einander stehen. Jene führt unter dem Posten ‚Bankgebäude' als ‚sonstigen Besitz' an: 2 Mark, diese gar nichts. Die armen reichen Banken ! Dafür scheint die Dresdner Bank viel luxuriöser als ihre Konkurrentin zu bauen: sie veranschlagt den Wert ihrer Gebäude auf 119 Millionen, die Deutsche Bank nur auf 56 Millionen. Wie verschieden doch Auffassungen sein können ! Was heißt reich, was heißt arm — wenn du hast, bist du so reich, wie es dir anzunehmen beliebt.

*

Im Berliner Tageblatt ironisiert ein Feuilletonist den Antrag, das Denkmal Wilhelms des Ersten aus dem Wandelgang des Reichstags zu entfernen, mit den Worten: „An seine Stelle kommt eine Reklametafel über Heurekagummiabsätze". Ich bin intelligent genug, um zu verstehen, was der Feuilletonist sagen will; er fügt es selbst hinzu: „Jede Reinigungsaktion ist reaktionär". Ganz falsch. Zwar ist jeder Versuch, den eignen Götzen an Stelle eines gestürzten zu setzen, reaktionär, denn er entstammt demselben Geist. Für den Reichstag aber ist der springende Punkt, daß es schon zur Zeit der Monarchie unerträglich war, einer gesetzgebenden Körperschaft das Symbol des Feudalismus vor die Nase zu setzen. Wenn der Verfasser jenes Feuilletons die Plumpheit solchen Zwanges heute noch nicht empfindet — ich empfand sie schon 1910 als den Geßlerhut im freien Haus. Es gibt zwei Arten von Sentimentalität, die parierende und die überlegene. Die erste ist vorzuziehen, die zweite lähmt den Mut zur Sauberkeit. Kein Abgeordneter, ein monarchistisch denkender ausgenommen, kann im Reichstag mit andern Empfindungen als mit denen des Widerwillens die Tatsache hinnehmen, daß sein Blick auf das (nebenbei: kitschige) Denkmal des Kaisers fällt, sooft er aus einer Sitzung kommt oder in eine Sitzung geht. Der Anstand verlangt, daß das Denkmal entfernt werde, nicht das Parteigefühl.

*

Verschwommen, wie die Deutschen sind, suchen sie gerecht zu bleiben, wo Gerechtigkeit Charakterlosigkeit wird. Denkmäler aus der Zeit der Monarchie dürfen nur in drei Fällen stehen bleiben: erstens, wenn sie echten Kunstwert haben (wie der Kurfürst Schlüters); zweitens, wenn sie an dem Ort, an dem sie stehen oder hängen, nicht das Empfinden verletzen (ein Hohenzoller, und wäre er von Menzel, im Gerichtssaal ist unerlaubt); drittens, wenn sie nicht an die anreißerische Gesinnung des alten Regimes erinnern, derart, daß man fühlt: sie wurden aufgezwungen. Die Siegesallee ist ein solcher anreißerischer Posaunenton — wann wird man ihn ersticken? Den Verlust von Kunstwerken vierten Ranges nehmen wir gern hin — es gibt sowieso zu viele Kunstwerke. .

*

Wie man in Deutschland die Sprache behandelt: „Die Stellungnahme zu der durch das Schreiben geschaffnen Lage". Der Herr Doktor, dessen Feder dieser Satz entfloß, schreibt, wie der Herr Studienrat es ihn lehrte. Wenn bildlich die Lehrer die Hüter des unmündigen Kindes, der Sprache, sind, so muß ich bildlich sagen: Sie treiben Unzucht mit ihrem Mündel.

*

Daß Schwarzrotgold die Farben Deutschlands sind, weiß man seit dem Tode Rathenaus doch etwas besser als vorher. Ja, aber ich verstehe diese Sache nicht: wenn

ich auf dem Bodensee oder in Hamburg; ein Schiff sehe, führt es, ob auch modifiziert, als Handels- oder Kriegsflagge Schwarzweißrot, und das ist nun wieder legitim. Offen gesagt: mir hätte es nichts ausgemacht, wenn man die Farben 1918 überhaupt nicht geändert hätte, denn es kommt bekanntlich nicht auf das Was, sondern auf das Wie an. Heute kann man nicht mehr zurück, wohl aber vorwärts: ich verstehe nicht, daß draußen auf dem Meer eine andre Fahne das Land vertritt als daheim. Man wollte wieder einmal ausgleichen und hat nur Leidenschaften entzündet. Die verdammte deutsche Objektivität, die so bequem ist.

*

Zwei Dinge wachsen sich zu imponierenden Maßen aus: die Alkoholisierung und die Reklame. Seit die Franzosen uns den Cognac verboten haben, ist Deutschland eine Weinbrandkelter geworden, und die Schnapsbude, ob sie nun Destille oder Diele heißt, frißt die Nerven und das Geld. Aus Rußland kommt die Nachricht, daß der Wutki wieder eingeführt worden ist. Wir gratulieren; damit hat der Abbau der Revolution sein Ende erreicht. Der Weltkapitalismus hat siegreich die These gewonnen, daß es nichts mit den Revolutionen ist — in Revolutionen kann man nicht inserieren. Die Sache geht weiter, das Tempo geht weiter. Du rauchst keine Zigarette, ohne eine Mark Reklamespesen mitzubezahlen, und du tust es, ohne dich zur Wehr zu setzen. Recht so: genehmige dir noch einen Drink dazu, o Mensch dieses zwanzigsten Jahrhunderts. Als es vor hundert Jahren, nur kleine Gemeinden und kleine Betriebe gab, da glaubte man, durch Organisation, durch Zusammenfassung und Steigerung das Leben rationeller gestalten zu können. Heute auf dem Höhepunkt von Kapitalismus und Sozialismus — denn beide besagen nur das Selbe — zeigt es sich, daß das Leben undurchsichtiger geworden ist. Die Organisation verwandelte sich in eine Kette von Zwischenhändlern, Schiebern und Dividendenmachern, und das Leid, die Abhängigkeit, die Gereiztheit nehmen zu. Die Pest über die Menschheit — sie zerfällt in zwei Klassen: solche, die das Fell abziehen, und solche, die es sich abziehen lassen. Der Staat, die höhere Idee der Ordnung zerfällt.

Liliput

Das Altenberg-Buch

Nun ist er schon so lange tot, daß man ihn fast vergessen haben konnte, den Peter Altenberg. Diejenigen allerdings, denen er mehr war als eine schrullige Caféhauspflanze, die nicht Allzuvielen, die wußten, daß er ein Mystiker war, der in knappster Formulierung das Wesentliche packte — diese Wenigen haben ihn nicht vergessen. Sie bemühen sich noch immer um die Formel für das unfaßbare Wesen: Altenberg; sie tragen immer neue Lebensäußerungen des einzigartigen Menschen zusammen. Sein getreuester Knapp, Eckermann und Deuter Egon Friedell, der schon zu Lebzeiten des Dichters in dem Buche ‚Ecce poeta' seinem Peter Altenberg gehuldigt hat, errichtet jetzt ein Grabdenkmal über dem geliebten Freund. (Im Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte mit vielen Abbildungen des Dichters und seines höchst zweckmäßig eingerichteten Stübchens im Wiener-Graben-Hotel, Vierter Stock, Nummer 33.)

Die Schaffens- und Lebensweise Peter Altenbergs verleitet zur Sammlung kleiner, intimer Dokumente. Die exaltierle unbürgerliche Daseinsform dieses Dichters, der Krankheit und Armut mit duldender Gelassenheit ertrug und im Umgang mit greulichsten Spießern und armseligsten Straßenmädchen so menschlich echt, so voll souveräner Liebenswürdigkeit war, sich ganz mit ihrer Sphäre vermischend und dennoch über ihr — das Alles fordert die Anekdote gradezu heraus. Kostbar war dieses Leben, weil es wesentlich war, in jeder Minute

und Zeile — denn in jeder Minute und Zeile war es Verzük-
kung oder zornmütiger Haß kostbar, weil der Mensch und der
Dichter in Peter Altenberg nicht zu trennen sind. Altenbergs
Briefe, von denen hier ein gut Teil gesammelt sind, bilden eine
wichtige Ergänzung seines apho ristisch-apodiktisch-essentiellen
Lebenswerkes; sie unterscheiden sich von diesem weder in der
Knappheit noch in den vielen Unterstreichungen noch in den
Exaltationen.

Neu ist für Viele der Einblick in das körperliche Martyrium
eines zerstörten Lebens. Der zerrüttete Mann, der stets im
Versinken war, stets Gönner und Helfer brauchte, unfähig, sich
selbst zu erhalten, dieser Peter Altenberg, der heimlich seine
Nerven mit allen Giften und Reizmitteln aufpeitschte oder zur
Ruhe zwang, predigte in seinem ‚Prodromos' die Heilslehre des
gesunden, naturgemäßen Lebens, die er selbst nie befolgt hat . . .

Egon Friedell hat eine Reihe gewichtiger Zeugnisse für seinen
Dichter gesammelt: Heinrich und Thomas Mann, Alfred Polgar,
Hugo v. Hofmannsthal, Hermann Bahr, Eulenberg, Georg Kaiser,
Jacobsohn scharen sich mit Worten der Liebe um den Dichter,
der ein Weiser war, ein Narr, ein Verschwender, ein edelster
Dilettant, der in jedem Atemzug seines Lebens mehr Dichter war
als mancher in Literaturgeschichten approbierte Poet, der vielbän-
dige Romane und Dramen hinter- lassen hat.
Hans Natonek

Die Geburt des Antichrist

Manche Rundschau-Leser sagen: „Was der Panter mit dem Pe-
rutz hat, das wissen nur Gott und der Herausgeber." Aber das
stimmt nicht. Ich weiß es auch. Es ist die Liebe zum Schmöker.

Jetzt hat dieser Gefährte meiner stillen Winterabende, wenn Mutter
weggemacht ist auf die Bälle, der Aelteste in den Turnverein, das
Töchterchen ins Theater mit jener Freundin, die es nie gibt, und der
Säugling infolge der Unachtsamkeit der Magd bescheiden weinend in
der Badewanne schwimmt — Silentium für den Anakoluth ! — jetzt
hat Leo Perutz (im Rikola-Verlag zu Wien) ein kleines Büchlein ver-
öffentlicht: ‚Die Geburt des Antichrist'. Die Illustrationen sind
schaurig, das Buch ist famos.

Das Buch hat nämlich einen niederträchtigen, einen ulkigen, einen
ausgezeichneten Schlußtrick. Es dreht sich um einen Schuster in
Palermo, der für Räuber und Diebe den Hehler macht, dem sein Weib
einen Sohn schenkt, und der eines Nachts einen merkwürdigen Traum
hat. Ein Heiliger erscheint ihm persönlich und verkündet: „Das
sind die Sünden der Welt, sie sind gekommen, sich zu neigen vor
Dem, der heut geboren ist." Beunruhigt geht der Schuster zu einem
Wahrsager, der ihm für einen Lorbeertaler mitteilt (Berlin, tu nicht
so ! Du läßt es dir auch aus der Hand weissagen; nur kostet es
heute viel mehr als einen Taler !) — der ihm also weissagt, seine Frau
habe den Antichrist geboren. Nun wird die Geschichte wildbewegt
Der Schuster ist von dem Gedan-

ken besessen, er müsse den Antichrist, seinem eignen Sohn töten, seine verbrecherische Kundschaft soll das besorgen, die Eheleute offenbaren sich gegenseitig ihr Vorleben: die Frau ist eine entlaufene Nonne und der Schuster ein entlaufener Galeerensträfling. Der Junge muß hin werden. Die Mutter will es nicht. Die Verbrecherkundschaft des Schusters traut sich nicht recht, und schließlich denunziert ihn die Frau bei der Behörde, die ihn wieder in die Galeere stecken will. Er wird verhaftet, bricht aus und wird erschossen. Dreizehn Jahre später, an einem Juli-Tage des Jahres 1756 . . .

Der Knabe bleibt am Leben, die Mutter ist verschwunden. Und dreizehn Jahre später, an einem Juli-Tage des Jahres 1756, kommt ein Abbate nach Corleone und findet dort bei einem Wirt einen Jungen, und das ist er. Der Wirt erzählt ihm die Geschichte dieses kleinen Antichrists, auch davon, daß er schon lesen und schreiben könne . . . .

Und dann bekommt man auf Seite 128, auf der vorletzten des Buches, wie mit einem Eisbeutel, einen so merkwürdigen Schlag vor den Magen, daß man die unendliche Geschicklichkeit des Geschichtenschreibers Perutz wieder bewundern muß.

Abhängig von meinem Publikum, wie ich mich habe, traue ich ich mich gar nicht, das Buch zu empfehlen. Und kann nur sagen: habe mich königlich amüsiert.
Peter Panter

Aphorismen

Ihre Ansicht nennen die Leute gewöhnlich Das, was sie, ohne es angesehen zu haben, auf Grund des Ansehens Andrer akzeptieren.

*

Die meisten Menschen sehen so aus, als wären sie in einem Großkonfektionshaus erzeugt und billig im Ramsch abgegeben worden.

*

Realisten nennen sie Diejenigen, die für Fiktionen wie Papier und Geld ihr eignes pulsierendes Leben vermodern und verkalken lassen, und Idealisten Diejenigen, die das Realste tun, was getan werden kann: denken und fühlen.

Es gibt Grade von nackter Gemeinheit, die Sehnsucht nach verhüllender Heuchelei erwecken.

*

Welche beglückende, trostvolle Möglichkeit der Selbstmord ! Wenn einem nicht immer noch die Hoffnung auf Selbstmord bliebe, hätte sich Mancher längst das Leben genommen.

*

Der Imperativ des Zeitworts leben ist: liebe !

Max Reis

Liebe Weltbühne !

Emil Thomas erzählte: „Da hab ick also in Pasewalk jastiert — und hab mit den Direkter abjemacht: er fuffzich Prozent, ick fuffzich Prozent. Na, wat soll ick Ihnen sagen — et war so voll, det noch fünf Prozent übrig blieben ...“

Antworten

Christ. Daß die Frommen Oberammergaus für Niederschönenfeld gebetet oder gesammelt oder agitiert haben, entspricht nicht der Wahrheit. XIV. Handlung, 4. Auftritt: „Pilatus. So machte auch der blutige Anblick dieses Unschuldigen keinen Eindruck auf diese Felsenherzen.“ Vor wie auf der Bühne.

Politiker. Was Sie mir, leider mit unverbrüchlichem Schweigeverbot, im Mai geschrieben haben, das verrät jetzt ein ‚Tagebuch aus Genua’, Separatabdruck der Berichte, die Ludwig Bauer der Basler Nationalzeitung erstattet hat. Meine Freude wäre reiner, wenn meine Ueberzeugung fester wäre, daß dieser oesterreichische Journalist als Berichterstatter einer wiener oder einer berliner Zeitung dieselbe Freimütigkeit bewahrt hätte. Nun, er hätte vielleicht — aber sie wäre ihm gestrichen worden. Jenseits unsrer Grenze ist sie stehen geblieben und verdient, in manchen ihrer Ausdrücke chronologisch übernommen zu werden. 17. April: „Die Deutschen haben einen Staatsvertrag mit den Russen gemacht, in dem sie den Bolschewisten Alles zugestehen, was diese vergeblich von dem übrigen Europa fordern . . . Die Verblüffung ist maßlos. Einstweilen bekunden die deutschen Korrespondenten sämtlich in Reih und Glied das ankommandierte Entzücken. Einer freilich flüstert mir vorsichtig zu: ‚Es ist ein fürchterlicher Fehler. Aber wenn man das eingesteht, ist es nur noch schlimmer.’ Die gleiche Torheit wie im Weltkrieg: durch lalsche Solidarität die Fehler von Einzelnen zum Verbrechen der gesamten Nation zu machen — nichts gelernt und nichts vergessen.“ 23. April: „Sprach in einer einzigen Stunde mit einem führenden Franzosen und Deutschen (gesondert). Beides ruhige, einsichtige, den Frieden wünschende Männer, beide sehr einflußreiche Journalisten (wie man so sagt; ich glaube nicht, daß es so etwas gibt). Der Deutsche sagte mir etwa: Wir haben sehr unrecht gehabt; unser Vorgehen mußte als Provokation wirken, und die Art, wie wir uns herauslügen wollten, war gradezu verächtlich. Der Franzose sagte mir etwa: Wir benehmen uns töricht. Wir ziehen das Uebel, dem wir ausweichen wollen, selbst herbei, wir werden der schwarze Mann. Die Annäherung von Deutschland und Rußland, zweier sich natürlich ergänzender Reiche, erfolgt unaufhaltsam . . . Ich lese, was diese beiden persönlich ehrenwerten Männer in ihren Zeitungen schreiben, und in ihren Artikeln findet man die üblichen Beschuldigungen gegen den Gegner und nicht ein einziges Wort über die eignen Fehler. Ich habe nachher die beiden gefragt, und ein jeder zuckte die Achseln: Was wollen Sie? Es geht noch nicht, offen zu sprechen, die Leser wollen es nicht hören, wir würden uns unmöglich machen, ohne zu nützen . . . Was ist das für ein magischer Kreis, in den diese Menschen sich selbst bannen? Sie lügen und sind dann die Gefangenen ihrer eignen Lügen. Sie entschuldigen sich mit einem Haß, den sie selbst unablässig weiter erzeugen. So wie hier im Einzelnen diese Männer nichts wagen und nichts opfern, so treiben es auch Regierungen und Völker und klagen dann über das Elend unsrer Welt. Rettung aber kann stets bloß aus Wagen und Opfern kommen.“ 11. Mai: „ Werden die Russen heute antworten? Es scheint; ihre Antwort umfaßt zwanzig eng geschriebene Maschinenschriftseiten, was für ein Ja oder Nein entschieden zu viel ist. Fabelhaft wichtig tun wieder einige deutsche Journalisten. Das ballt sich geheimnisvoll zusammen wie der Verschwörerchor in einer alten Oper. Das will gut berlinerisch durch die Quantität wirken und hat trotz Reparationen und der von ihnen rastlos verkündeten Notlage der deutschen Presse Geld genug, alle Gerüchte und jede tendenziöse Stimmungmache, die in den Propagandastellen des deutschen und russischen Pressegeneralstabs vorbereitet wird, auf vier

Drähten zugleich nach Deutschland zu brüllen. Das hat nicht Redlichkeit und nicht Würde, kriecht vor jedem englischen oder französischen Menschen, der irgendeinen Klatsch ihnen erzählt, horcht vor Telephonzellen, guckt rasch in die Papiere des Nebenmannes, besticht Vertrauensleute und hält dies für gute Journalistik. Der gute englische Journalist drahtet ruhig das Wesentliche, macht keine Sensation, sieht immer die große Linie. Der Berliner muß jeden Tag, jede Stunde und jede Minute seine Weltgeschichte haben, und für ihn bedeutet Genua bloß die Gelegenheit, bei den Einflußreichen sich einzudrängen, mit seinen Verbindungen zu prahlen und sein Konterfei bei den Ahnungslosen irgendwelcher italienischer Lokalzeitung einzuschmuggeln. So viel leere Prahlerei, so viel Würdelosigkeit, so viel Talentlosigkeit und Unsachlichkeit ist in diesem System, das journalistischer Ausdruck des Wilhelmismus ist ! Nur um Himmels willen immer mehr telephonieren, noch eine Million Mark hinausschmeißen, noch ein paar Kulis anstellen, noch um tausend Zeilen mehr ‚geben' als die Konkurrenz ! Und dabei, wenn man eine solche Zeitung aufschlägt: Lüge, Geschwätz, nie das Wesentliche ! Nun ist die Antwort der Russen da, was werden diese Rudel da alles zu heulen haben !" 17. Mai: „ Abschied nehmen. Jetzt lernt man endlich Leute kennen, die den Konferenzbeschluß als verfrüht empfinden und gerne noch weiter hier geblieben waren. Nicht bloß die Hoteliers und Kellner, Geschäftsleute und Kutscher Genuas, die Spielbanken, Theater und die unzweifelhaften Damen trauern ihrem Verscheiden nach, sondern auch viele von den Korrespondenten. Für die meisten von ihnen war Genua in all seiner Anstrengung eine Konjunktur, die den Zeitungseigentümern in schmerzhafter Erinnerung bleiben wird. Doppeltes Gehalt, Tagesspesen 150 bis 200 Lire, von denen einige sparsame Deutsche und Oesterreicher sich in Kronen und Mark ein kleines Vermögen zurücklegten, Extraremunerationen: kurz, das Handwerk hatte, wenn schon keinen goldenen, so doch einen gut papierenen Boden. Nun verstreuen sie sich noch, von ihrer und der Leser Mühsal ausschnaufend, durch ganz Italien, nützen die für sie ermäßigten Fahrscheine aus, und man wird ihnen im Kolosseum, im Dogenpalast, in der Florentiner Kunstausstellung oder auf dem Vesuv begegnen. Eruption daher zu erwarten." Aber von der war in diesch Zeitungen nichts zu lesen.

Bibliophile. Das bremer Kunstantiquariat Alfred Kock hat „für das neutrale Ausland abzugeben 5000 Bände bibliophiler Raritäten". Ja, wer liegt denn noch im Kampf gegen wen, und wer ist neutral? Vielleicht hat sich der Friedensschluß in Bremen noch nicht herumgesprochen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Kapitalismus und Krieg von Norbert Rosenberg

Der deutsche Pazifismus ist schwach, sowohl an Einfluß wie an Zahl. Die einflußreichen Kreise des Bürgertums sind nach wie vor dem Soldatenstreik, den man fälschlich als Revolution bezeichnet hat, nationalistisch und militaristisch gesinnt. Sie lächeln über den pazifistischen „Träumer", der die zwischenstaatlichen Beziehungen durch das Rechtund nicht durch die Macht regeln will; sie verachten den „ehrlosen international gesinnten Gesellen", der nach ihrer Auffassung kein Nationalgefühl und keine Vaterlandsliebe besitzt; sie sehnen zum großen Teil den Revanchekrieg herbei, um die heimtückischen Feinde, wenn möglich auch zugleich die verräterischen Verbündeten von gestern, das deutsche Schwert fühlen zu lassen. Seit dem Kriege ist es eher schlimmer denn besser geworden. Die deutsche Presse, namentlich die kleine Provinzpresse, welche die öffentliche Meinung schafft und zugleich ihr Spiegelbild darstellt, ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bis in das mehrheitssozialistische Lager hinein nationalistisch und identifiziert Vaterlandsliebe mit „Haß gegen die Feinde". Eine Bekehrung dieser nun einmal doch maßgebenden Kreise ist zunächst nicht zu erhoffen.

Die große Menge aber denkt sozialistisch und will gleichfalls vom Pazifismus wenig wissen. Diese Sozialisten, die gewiß Feinde einer gewaltsamen Austragung zwischenstaatlicher Konflikte und Freunde einer Völkerversöhnung sind, verhalten sich gegen den Pazifismus ablehnend, einmal, weil sie glauben, daß der Sieg des Sozialismus den Sieg des Pazifismus in sich schließe, und zweitens, weil sie meinen, daß kapitalistisches Wirtschaftssystem und Pazifismus unvereinbar seien. Diese ablehnende Haltung der sozialistischen Massen macht den Pazifismus zu einer schwachen Gruppe auch der Zahl nach.

Ist nun aber diese ablehnende Stellungnahme der Sozialisten gerechtfertigt? Wir können hierbei absehen von den Wirkungen und Folgen, die ein Sieg des Sozialismus für die pazifistischen Bestrebungen haben würde. Denn selbst wenn wahr wäre, daß der Sozialismus ohne weiteres der Friede sei, so kann doch Keiner, der sieht, was ist, und nicht, was er zu sehen wünscht, verkennen, daß in absehbarer Zeit weder in Deutschland noch in Westeuropa die kapitalistische Wirtschaftsordnung durch die sozialistische abgelöst werden wird. Man mag dies, je nach seiner Auffassung, verfluchen oder preisen: die Tatsache besteht, daß noch viel Wasser den Rhein, die Seine und die Themse hinabfließen wird, bis in die von ihnen durchflossenen Länder der Sozialismus seinen siegreichen Einzug halten wird. Bis dahin können wir Pazifisten der Hilfe und Mitarbeit der großen sozialistischen Masse nicht entbehren. Und wir werden sie gewinnen können, wenn ihre Anschauung, daß die Tätigkeit der Pazifisten im kapitalistischen Staate bei allem guten Willen zur Unfruchtbarkeit verdammt sein müsse, einer ernsthaften Prüfung nicht Stand hält.

Worauf gründen nun jene Sozialisten ihre Meinung?
Erstens auf Marxens materialistische Geschichtsauffassung, wo nach sich die ganze Geschichte, mithin auch die Kriege, aus den oekonomischen Verhältnissen ergäbe. Da diese unter der Herrschaft des Kapitalismus Kriege ohne Zahl hervorgebracht hatten, so mußten, solange dieselben oekonomischen Verhältnisse blieben, neue Kriege entstehen. Zweitens auf die Anschauung, daß Kapitalismus und Imperialismus unzertrennlich seien, Imperialismus aber mit seinem Streben nach gewaltsamer Ausdehnung der Staaten zum Kriege führen müsse. Drittens glauben diese Kreise, daß mit dem Kapitalismus die freie Konkurrenz, das heiße: der Kampf Aller gegen Alle, unlöslich verbunden sei, wodurch der Handelsneid der Völker und dadurch Kriege verursacht werden müßten.

Alle diese immer wieder vorgebrachten Gründe sind Scheingründe und werden weder dem Sozialismus noch dem Kapitalismus gerecht. Die materialistische Geschichtsauffassung ist nach den eignen Worten von Marx nicht Erklärung für Alles und Jedes, sondern nur als Leitfaden zu verwerten; nach ihr ist die durch die Produktionsverhältnisse gebildete oekonomische Struktur der Gesellschaft, also heute der Kapitalismus, das in letzter Instanz bestimmende Moment. Man kann als Marxist vielleicht sagen, daß bei einer andern oekonomischen Struktur ein Krieg unmöglich sei, womit aber nicht gesagt ist, daß die heutigen oekonomischen Verhältnisse den Krieg notwendig machen. Marx selbst hat denn auch nicht den Kapitalismus für Kriege und Revolutionen verantwortlich gemacht: er hat das verderbliche Wirken von Palmerston und Napoleon gegeißelt und den Versuch Proudhons, den Staatsstreich Napoleons einfach als Resultat einer vorhergegangenen geschichtlichen Entwicklung darzustellen, verspottet.

Auch die Behauptung: der Kapitalismus, wenigstens in seiner höchsten Form, bedinge den Imperialismus, ist unrichtig. Der Kapitalismus in Reinkultur herrscht in Amerika und England. Der Imperialismus ist in beiden Ländern vor Kriegsausbruch, und ganz besonders in Amerika, machtlos gewesen.

Die amerikanische Industrie ist, im Gegensatz zu der europäischen, von der Kriegsrüstung nicht abhängig gewesen. Sie war in viel höherm Maße an den im Frieden vor sich gehenden Eisenbahnbauten interessiert. Auch war grade das Uebergewicht der amerikanischen Kapitalisten über ihre europäischen Konkurrenten dadurch so groß geworden, daß Amerika von Krieg, Kriegsrüstungen und den hierdurch bedingten drückenden Steuern befreit geblieben war. Die amerikanischen Kaufleute, als kluge Rechner, erkannten, daß der friedliche Zusammenschluß sich besser lohne als Krieg. Die Gründung der pan-amerikanischen Union und die vorbehaltlosen Schiedsverträge des Präsidenten Taft reden eine deutliche Sprache. Auch die Wahl Woodrow Wilsons war ein Sieg der kleinbürgerlichen pazifistischen demokratischen Partei gegen den Imperialismus der Republikaner, freilich nicht gegen den Kapitalismus.

Nicht anders war es in England. Auf die imperialistische Epoche Palmerstons und Disraelis folgte die pazifistische des

„little englishman“ unter Gladstone; auf den Imperialisten Chamberlain folgten die Pazifisten Grey und Asquith. Bezeichnend ist Greys Unterhausrede vom zwölften Marz 1911 im Anschluß an den vorbehaltlosen englisch-amerikanischen Schiedsvertrag, wo er sagte, die Wirkung dieses Abkommens werde die wohltätigsten Folgen haben; er habe das Empfinden, die öffentliche Meinung habe eine Höhe erreicht, wie sie vielleicht zu der Zeit gewesen, als die Menschheit im Begriffe gestanden habe, die Sklaverei abzuschaffen. Von einer ähnlichen Empfindung war die Rede des Premierministers Asquith in der aus Anlaß dieses Schiedsvertrages nach der Guild Hall einberufenen Versammlung getragen. Dort erklärte er, daß zwischen den zwei großen Nationen fortan der Krieg als Lösung der Konflikte ausgeschaltet sei und die juristische Methode an Stelle des Gottesurteils der Schlachten treten müsse. So sehen wir, daß der Imperialismus nicht eine notwendige Folge des Kapitalismus ist. Er ist es, um die Worte Kautskys zu gebrauchen, „ebensowenig wie die industrielle Ausbeutung kleiner Kinder oder die stete Ausdehnung der Arbeitszeit“.

Schließlich das letzte Argument: die individualistische Wirtschaftsordnung sei verbunden mit der freien Konkurrenz, mit dem „Kampf Aller gegen Alle“, die dem einen Konkurrenten die gewaltsame Vernichtung des ausländischen Wettbewerbers ratsam erscheinen lasse. Selbst wenn dieser Kampf Aller gegen Alle bestünde, so brauchte die Anwendung von Schießgewehr und Säbel noch nicht vorteilhaft zu sein, und namentlich wird sie es nicht sein, wenn sie sich, wie im Kriege, notgedrungen gleichzeitig richten müßte gegen Geschäftsfreunde und Kunden. Der Kapitalismus hat schon lange kein Interesse mehr am Krieg, namentlich nicht in England mit seinem Welt-Handel, der nur im Frieden betrieben werden kann, wie ja auch ein innerstaatlicher Handel nur unter der Herrschaft des Rechts bei Ausschaltung der Gewalt denkbar ist. Kein Wort ist unwahrer als Bethmann Hollwegs: britischer Handelsneid habe den Krieg verursacht. Mag sein, daß einzelne unklare Köpfe in England glaubten, nach einer Vernichtung der deutschen Konkurrenten werde ihr Weizen blühen. Die leitenden Staatsmänner Englands dachten ganz gewiß nicht so. Sie erkannten den wirtschaftlichen Zusammenhang der Kulturvölker, sahen, daß das wirtschaftliche Wohl des einen von dem des andern abhing, und wußten, daß zwischen den Völkern kein größerer Wettbewerb besteht als zwischen einzelnen Personen desselben Landes.

So hält auch dieser letzte Einwand: der Kapitalismus mache den Krieg zu einem guten Geschäft, einer Prüfung nicht stand. Und Bernstein und Kautsky sind es, die den Kapitalismus, wenn sie ihm gewiß auch feindlich gegenüberstehen, davon freisprechen, daß er den Krieg hervorrufen müsse und besonders den letzten Krieg hervorgerufen habe. Kautsky wendet sich gegen diese Auffassung sowohl in seiner Schrift: ‚Wie der Weltkrieg entstand‘ wie in seiner lehrreichen Flugschrift: ‚Die Wurzeln der Politik Wilsons‘. Bernstein hat noch in einem Artikel, der am ersten Juni 1920 im ‚Vorwärts’ erschienen ist,

klar und deutlich gesagt: „Der Kapitalismus als gesellschaftliche Erscheinung hat mit diesem Krieg keinen ursächlichen Zusammenhang. Sein Ausbruch war nicht das Resultat von Notwendigkeiten der kapitalistischen Entwicklung im allgemeinen.“ Diese Erkenntnis in sozialistischen Kreisen zu verbreiten, ist Aufgabe aller Pazifisten, der sozialistischen wie der bürgerlichen, damit die jetzt noch abseits stehenden Massen für den Pazifismus gewonnen werden. Der Vorteil wird nicht nur auf pazifistischer Seite liegen. Auch die sozialistische Bewegung wird dadurch gewinnen. Denn wäre die sozialistische Partei von den Lehren und Ideen des internationalen Pazifismus erfüllt gewesen, so wäre sie nicht in dem Umfang, wie es geschehen, der Kriegspsychose — sowohl im wie leider auch noch nach dem Kriege — zum Opfer gefallen.

Reise nach Italien von Fritz Schiff

Damit ich es nicht vergesse: Der erste Reisende, mit dem ich in der Bahn zwischen München und Kufstein spreche, ein Mann aus Kufstein, der den „kleinen Grenzverkehr“ besorgt, sagt: „Das einzig Vernünftige ist, diesen gekauften Regierungsjuden Wirth an den Laternenpfahl hängen.“

*

Damit ich es wirklich nicht vergesse: Ein deutscher Zollbeamter in Kufstein, lang, breitschultrig, mit Spitzbart und berändertem Zwicker, donnert einen Italiener an: „Mach'n Sie'n Mund auf ! Red'n Sie gefälligst deutsch !“, und giftig geschwollen: „Noch sind wir hier in Deutschland.“ Alles erschweigt in staunender Ehrfurcht. Der Italiano lächelt spöttisch, belustigt und denkt an die Beamten in seiner Heimat

*

In einer Wirtschaft der Umsteigestation Suzzara sehe ich wieder die ersten italienischen Mädchen. Jede Bewegung, jeder Blick, jede Geste — alles ist vollkommen und geschlossen, wie bei dem Tier nur auf das augenblickliche Ziel konzentriert. Auf Ansichtskarten abgebildet, und wir würden entsetzt schreien: Professor Schmutzler ! In der lebendigen Wirklichkeit sind wir fasziniert, hingerissen, betäubt, meinetwegen verliebt. Siamo in Italia davvero !

*

In Pistoia laufe ich morgens um sechs Uhr zwischen Eidechslein auf der Stadtmauer spazieren, angesichts des mädchenhaften, preziösen Appennin. Von links, vom Tal her, tönt vertrautes Geräusch: M.-G.-Geknatter aus den Gewehrfabriken. Ich bin nicht weiter überrascht. Auf der Erde ist jede Flucht vor dieser Pest unmöglich. Rechts von mir erwacht eben die Stadt unter Messegeläut und Eselsgebrüll. Ich wende mich also nach rechts. Ich, als Fremder, erlebe die Stadt ja doch im wesentlichen durch ihre Vergangenheit, durch ihre romanischen und gotischen Kirchen mit unerhört gestrafften und intensiven Skulpturen aus einer Zeit lange vor der Renaissance. Das ist Alles so lebendig, lebendiger sogar als noch vor zehn Jahren; denn unsre Zeit beginnt wieder zu glauben — Andres, ganz Andres als im dreizehnten Jahrhundert, aber die Gemeinsamkeit liegt nicht im Inhalt, sondern .in der Gläubigkeit. Dieses Gefühl verdunstet schnell. Die

Stadt (jede Stadt in Italien) ist von oben bis unten beschmiert mit Produkten, besser Exkrementen der fascisti. Ueberall riesengroß die beiden ineinandergeschlungenen v: Evviva il fascismo ! Den endgültigen Sieg aber errangen die fascisti auf dem Locus. Dort sind sie in Zeichen und Reim die unbedingten, unumschränkten Herren, unerschüttert durch die schwächlichen Gegenangriffe vereinzelter socialisti. Sie wissen schon, wohin sie gehören, genau wie ihre Ungeistesbrüder, unsre lieben Hakenkreuzler.

*

Da steht der Palazzo Strozzi und provoziert mit seiner Rustica-Fassade. Die ganze Stadt ist ja voll solcher Rustica-Paläste. Wann wurden sie gebaut? Zu einer Zeit, da an die persönliche Verteidigung der Wohnhäuser nicht mehr gedacht zu werden brauchte. Aber ihre Erbauer, diese Kaufleute, Kapitalisten, Massenverdiener, später absolutistische Tyrannen von aller Götter Gnaden wollten um jeden Preis ein martialisches Gesicht aufsetzen: Richard Wagner-Manier. Die -Kunstform ist genial, die Gesinnung taugt nichts.

*

Kein Zug in Italien fährt jemals in orario, will sagen pünktlich. Anschlüsse werden grundsätzlich nicht erreicht. Das war so, wird so bleiben, und, was wollt Ihr, es geht auch so. Wir sind vom Geschäfts- und Ordnungsfimmel besessen und haben daher nie Zeit. Unser Ideal: Time is money. Der Italiener hat nie Geld, es liegt ihm auch gar nicht so viel daran, also hat er immer Zeit, also brauchen die Züge auch nicht in orario zu fahren.

Der Schaffner ist nicht der Vorgesetzte des Publikums wie in Deutschland, sondern irgendein Mann, dessen nicht leichter Beruf Schaffner ist. (Die Historiker in dreitausend Jahren werden die deutschen Beamten sicherlich einmal in Parallele mit der aegyptischen Priesterkaste setzen. Das heißt: nur die guten Historiker werden das tun.)

*

Es gibt zwei Typen von Reisenden, nämlich nach der sozialen Schichtung: den bürgerlichen Reisenden und den proletarischen.

Der Bürgerliche: „Deutschland? Ist in zehn Jahren führende Weltmacht. Wir sind natürlich seine besten Freunde und Verbündeten. Krieg? was für einen Krieg;? Den haben wir gegen die porci austriaci, contro i ‚Beppi' geführt. Evviva la vittoria di Vittorio Veneto," (Fand am vierten November 1918, zwei Tage nach dem italienisch-oesterreichischen Waffenstillstand statt und schuf dem glorioso esercito unsterblichen Ruhm. Man wird wohl sehr lange fragen müssen, ehe man einen Italiener findet, der bei Vittorio Veneto dabei war. Es war offenbar eine Wiederholung des klassischen Römer-Zweikampfes zwischen dem Horiatier Diaz und einem namenlosen oesterreichischen Curiatier. Bulletino ufficiale, Amtliche Verlautbarung, Amtlicher Heeresbericht: es ist alles das Gleiche — jedes Heer ist und bleibt unbesiegt, denn roher Gewalt zu unterliegen, ist ja eine Schande. Also der bürgerliche Reisende fährt fort: „Deutschland ist das Land der Zukunft. Warum? Es ist fleißig, ehrgeizig, tüchtig e poi: Ihr habt die klügsten Politiker in ganz Europa. (! ! ! !) Was? . . . Eh, già state zitti ! Ihr zaudert, haltet zurück, seid klug und sparsam, um da zu sein, wenn es so weit ist. Euer Kaiser wird wiederkommen."

„ — ? — " „Jawohl, wenn nicht Guglielmo, dann il figlio und allora: Italien Schulter an Schulter mit Deutschland gegen Frankreich. Porci francesi ! Mein wärmstes Mitgefühl für Oberschlesien !“ Kurze Pause. „Vor allem, eure Sozialisten sind patriotisch, sind national gesinnt“ — siehst du, Philipp Scheidemann, es gibt doch noch dankbare Menschen — , „aber unsre socialisti canaglia sono internazionalisti tutti quanti“. Wie heimatlich das Alles anmutet ! Fehlt nur noch der in Deutschland übliche Refrain: Die Juden. Das sagt der italienische Bürger aber nicht. Der italienische Bürger und der jüdische Bürger in Italien, beides Mittelmeerländler, sind einander zu stark verwandt. Der jüdische Revolutionär aus dem Osten aber ist dem italienischen Bürger nur aus dem Osten schlechthin, denn jenseits Wien hören seine ethnographischen und geographischen Kenntnisse auf.

Der proletarische Reisende: „Eh, sono tempi tristi, proprio tristissimi. Sie kommen aus Deutschland? Ha fatto soldato Lei? Ja? Allora, dann sind wir ja Kameraden, sind wir Freunde, Verbündete. Waren Sie auch an der italienischen Front? Was, nur in Frankreich? Sie Aermster !“ Der Bürger schreit dazwischen: „Die Franzosen sind die schlechtesten Soldaten der ganzen Welt !“ Der Proletarier: „Wie lange waren Sie Soldat? Vier Jahre? Ach ja, euer Krieg hat ja vier Jahre gedauert, unsrer bloß drei. Bloß drei, das genügt auch schon, aber wir haben nicht das Recht, irgendwen anzuklagen. Wir selbst sind die Schuldigen, non è vero? Warum haben wir uns drei Jahre lang von den pezzi grossi, von den Kapitalisten, von den Generalen mißhandeln lassen ! Wir haben keine Feinde gehabt, wir, das Volk nicht, auch Ihr nicht, die Deutschen — wollte das deutsche Volk den Krieg?“ Der Bürger: „Nein, aber il Kaisere und die Franzosen !“ „Die Franzosen wollten ihn auch nicht, Signore, Niemand hat ihn gewollt, nur das Großkapital hat ihn gewollt und das wahnsinnige deutsche Militär.“ Der Bürger: „Warum habt Ihr Sozialisten diesen schrecklichen Massenmord nicht verhindert?“ Schweigen. Der italienische Proletarier denkt (falsch): die deutschen Sozialisten. Ich denke: Ebert, Scheidemann und ihre Geistesgenossen unter allen Völkern. Aber ich sage nichts. Auch der Italiener nicht; er möchte nicht die Atmosphäre von Kameradschaftlichkeit zerstören, von Leidensgefährtentum zwischen zwei Menschen, die sich gegenseitig von dem erlebten und erlittenen Wahnsinn eines vierjährigen Soldatseins erzählen. Italiener, Deutscher, Franzose, Engländer, Russe, Jude: das gilt hier gleich. Hier gibt es nur eine Gemeinsamkeit, die tiefer und bindender ist als alle nationalen Bedingtheiten, die selbst den Antisemitismus erstickt: das gemeinsame Leid, die gemeinsame Schande und das Jedem, der wirklich draußen war, selbstverständliche Gelöbnis: Nie wieder Krieg ! Nie wieder Waffen anrühren ! Der Italiener erzählt: „Ich war in Deutschland gefangen.“ „Wie wurden Sie behandelt?“ „Jo, io, proprio benone, ausgezeichnet.“ „Aber Ihr redet doch immer von der schlechten Behandlung der Gefangenen durch die deutschen Behörden oder Soldaten !“ „Ich, wir haben nichts davon gehört, wir sind gradezu con gentilezza behandelt worden. Wer glaubt denn die berühmten Vorwürfe, die man euch macht ! Das sind Lügengeschichten. Einzelne Fälle mögen vorgekommen sein. Ma ci sono dappertutto i cattivi. Wo gibt es denn keine Halunken?“ (Der Bürger seufzt vieldeutig: „Eh già. So ist es.“) An dem Proletarier erkenne ich meine

Italiener, diese von Natur klugen, durch fast dreitausendjährige Kultur zur unbestechlichen Kritik und grade Selbstkritik erzogenen Menschen. Wie wohl tun solche Gespräche!

*

Das Wort Salandras vom sacro egoismo hat nur sichtbar gemacht, was sich schon lange vorbereitet hatte. Der Abfall des italienischen Bürgertums von der italienischen Art, der der egoismo nicht sacro, sondern naturale ist, die Manier, sich zu europäisieren — das bedeutet, die schlechten Seiten des Europäertums anzunehmen; die industrielle und kommerzielle, den Geist mit System mordende Geschäftigkeit. Umso lächerlicher in einem industriearmen Lande, umso widerwärtiger bei Menschen, von denen man weiß, daß sie im letzten Grunde viel zu klug sind, um wirklich an diesen Ungeist zu glauben, wie das sogenannte germanische Bürgertum umso lieber und beruhigter tut, als es die Reste seines guten Gewissens durch Abschiebung der Schuld auf die Juden mit Erfolg austreibt.

*

Rom ist die einzige Stadt, der das Europäisieren der Bourgeoisie nicht geschadet hat. Noch keine fremden Kulturen haben ihm geschadet. Sie sind die ihm notwendige Nahrung, die es restlos nach seiner Art verdaut und verarbeitet. Darum ist Rom auch heute noch die città eterna. Jawohl, auch heute noch ! Es ist die einzige Stadt, wo der Mensch wirklich Distanz hat zu seinen Werken, aber wo in allem und jedem Menschenwerk zu spüren ist. Die Landschaft, die reichste an Inhalten und Werten, daher die sachlichste in der Form (aber nicht nur sachlich, sondern auch wirklich Form) duldet keinen andern Geist. Zweideutigkeiten, Dualismen sind Roms Wesen fremd. Ein Berg ist entweder blau, oder er ist es nicht. Licht und Himmel sind nicht mehr azzurro e dolce, sondern unbarmherzig orientalisch weiß. Süßlichkeiten gibt es in Rom nicht. Das Zuckerwerk gotischer Fassaden und romanisch-longobardischer Säulengalerien würde sich in der Größe seines Raumes verlieren. Eine Säule ist ein Bauglied zum Tragen und kein Zierpflänzchen. Kirchen ringen nicht die Hände ihrer Türme unter dem Himmel, sondern sind abgeschlossene Räume, ihr tektonischer Aufbau an der Gliederung der Fassaden kenntlich. Basta. Giotto hat seine Aufgabe im Rom verstehen gelernt, Rafael hat das Mysterium seiner Form in Rom vollendet. Die letzte späte und große Nachblüte eines durch römischen Geist zum Meister Gewordenen ist Giuseppe Verdi, Rafaels einziger und nächster Verwandter. Nur Michelangelo merkte, daß an dieser Identität von Inhalt und Form doch irgendetwas nicht stimmte.

*

Vor dem Krieg war ein italienischer tenente ein hübscher junger Mann, Beruf: Offizier. Heute laufen diese Bürschlein mit Monokel und Reitpeitsche umher: l'invasione teutonica. Die Soldaten knurren, noch knurren sie nur — und werden weiter knurren, denn die tenenti werden wieder vernünftig werden. Auf die Dauer verträgt das demokratische Italien diese importierten Sitten nicht. Und bis zur großen Revolution, bis zur Abschaffung des Militärs, auch des roten, Ihr Söhne des Totems ‚Sowjet' — dieser Tag wird die zukünftige Weihnacht der Menschheit — ists noch so lange, grade in dem demokratischen Italien, du lieber Himmel !

(Schluß folgt)

Andreas Ady von Ernst Goth

Der Mann mit dem müden, weichen Antlitz und den kranken Nerven, der diesen Namen trug, war der größte Lyriker Ungarns. Er starb, zweiundvierzig Jahre alt, im Januar 1919, wenige Monate, nachdem er noch den Zusammenbruch des feudalen Klassenstaates erlebt hatte, dem zwanzig Jahre lang sein Mahnen und Fluchen gegolten. Wie Petöfi einst der Sturmvogel des Jahres 48 gewesen, so hatte Ady in prophetischer Erleuchtung das Nahen der Oktoberrevolution verkündet und die Katastrophe vorausgesehen, der sein in östlich rückständiges Behagen versunkenes Land entgegenging. Die ganze Jugend dieses Landes stand hinter ihm — Alle, die, der Väterscholle treu verbunden, nach Befreiung vom uralten Bann dünkelhaft fortschrittfeindlichen Banausentums lechzten, Alle, die dieses Land liebten und ihm ob seiner kulturellen Verstocktheit grollten. Diese grollende Liebe des Enttäuschten, sie klang zuerst als stärkste Stimme aus den ungebärdigen — anfangs verständnislos, ja höhnisch aufgenommenen — Liedern des Sängers. Es war ein neuer, ein nie gehörter Klang, und er war allen Ohren peinlich, die nur an zärtlich begeisterte Verhimmlung ungarischer Art gewöhnt waren. „Das ist gar nicht ungarisch !" schrien die Akademiker. Und sie hatten recht. Ihr Ungarisch, das Ungarisch der preisgekrönten Trink- und Liebes-Lyrik war das nicht. Denn so einmalig, unvergleichlich und unerhört die Erscheinung Adys war, so verblüffend und überwältigend neu war seine Sprache.

Diese ersten Lieder kamen aus Paris, wohin der Dichter geflohen war, um dem beengenden Druck der Heimat zu entgehen, und wo ihn dennoch der alte romantische Zauber dieser Heimat immer wieder befiel und ihm die Fremde noch fremder machte. „Paris, das ist mein Bakonyerwald !" stöhnte er damals. Als ein verschlagener Kuruczenstämmling irrte er an der Seine umher, und das seltsame Ineinanderfließen rassigsten, aus uralten Quellen sprudelnden Magyarentums mit Gefühlen, die aus der Welt Baudelaires, Verlaines, Mallarmées stammten, gab jenen Gedichten über ihre sprachliche Besonderheit hinaus den stärksten Persönlichkeitsreiz.

Später ergriff ihn das Weib. Nun wurde seine Lyrik ganz erotisch, erging sich — abseits von aller Troubadourschwärmerei — in wildbrünstigen Ausbrüchen der Lust, des Taumels, der unstillbaren Gier nach letzter Erfüllung, in Ekstasen und Rauschen von hinreißender Gewalt. Und solch ekstatische Stimmungen schrankenloser Hingabe, verzehrenden Aufgehens in einem Gefühl, märtyrerhaften Opferung, sie glitten immer öfter ins mystisch Religiöse, wurden zu visionären Anrufungen der strafenden und beglückenden Gottheit und holten aus den Tiefen seelischer Erschütterung Worte und Bilder von biblischer Wucht und.Wahrheit.

Vieles, das Meiste, was Andreas Ady in seinem kurzen, von Hast und Unrast, Suchen und Irren zerrissenen Leben schuf, entsprang solchen Tiefen. Und mag ihm, der seine Gedichte in Hotelbetten, im Café, auf der Bahnfahrt schrieb, Manches formal nicht völlig gediehen sein: mehr als hundert Gedichte sind da, die zu bewundernder Ergriffenheit zwingen und das Edelste, Bedeutendste darstellen, was in Ungarns Schrifttum bisher gereift ist.

Er war eine Flamme, deren Weißglut den Lebensdocht rasch verzehrte. Seit Jahren fühlte er das selbst, empfand sich längst als brüchiges Gefäß der gärenden Fülle seines dichterischen Ichs, und schon in der pariser Zeit klagte er „an den dunkeln Wassern Babylons“:

Gott, Zweifel, Krankheit, Wein und Weib
Zerrissen Seele mir und Leib . . .

*

Ein Genie. Ein Genie, auch mit den Maßen der Weltliteratur gemessen. Ich schreibe dies getrost hin, wiewohl ich das mißtrauische Lächeln kenne, das diese Behauptung wecken wird, und wiewohl ich weiß, daß dieses Lächeln nicht zu besiegen ist, daß der Hochmut aller im Weltsprachenbereich Beheimateten an ein Genie jenseits ihres Reichs nicht glaubt. Diese zu überzeugen, wäre selbst dann kaum möglich, wenn dem Dichter Ady ein Uebersetzer von annähernd congenialer Sprachgewalt und Gefühlskraft erstünde. Denn auch dann gliche übersetzte Lyrik immer noch präparierten Blumen. Doch solange ein solcher Uebersetzer fehlt, unterdrückt man am besten unzulängliche Versuche, Andeas Ady deutschem Verständnis nahe zu bringen. Ein solch unzulänglicher Versuch ist jetzt wieder (im wiener Verlag E. P. Tal & Co.) unternommen worden. Die hilflose Unfähigkeit dieser Verdeutschungen gibt sich schon im Titel kund — er lautet: ‚Auf neuen Gewässern’ und müßte lauten: ‚Auf neuen Wassern’. Allein man wundert sich nicht mehr, wenn man erfährt, daß — was mit merkwürdiger Naivität, vielleicht als captatio benevolentiae, eingestanden wird — die Uebersetzungen der Gedichte von Zoltan Franyo, einen des Deutschen unkundigen Ungarn, und von Heinrich Gerhold, einem des Ungarischen unkundigen Deutschen, herrühren. Herr Gerhold hat also, offenbar auf Grund irgendwelcher Inhaltsangaben, im Stile verstaubter Goldschnittlyrik allerhand Gedichte verfertigt, die sich zu Ady etwa verhalten wie Geibel zu Rilke — ein literarisches Schildbürgerstückchen, das an Leichenschändung grenzt.

Ueber das Theater Habima von Maxim Gorki

Ein glänzender Beweis der allbesiegenden Macht des Talents ist das Theater Habima.

Das ist ein kleines Theaterchen, das in einen der durcheinanderlaufenden Nebengäßchen Moskaus verborgen ist. Der Theatersaal faßt nicht mehr als etwa 200 Zuschauer. Die Wände sind mit grauer Sackleinewand beschlagen, und dieser grobe Stoff verleiht dem Theater das Kolorit eines imposanten Ernstes, einer rauhen Einfachheit.

Das kleine Unternehmen hat eine enorme Arbeit, eine ungeheure Anspannung der geistigen Kräfte erfordert. Es ist von einigen jungen Juden unter der Leitung des talentvollen Schauspielers Zemach und des fast genialen Regisseurs Mtschedelow, der infolge Ueberarbeitung tödlich erkrankt ist — er wurde zu den Proben auf einer Tragbahre ins Theater gebracht — ins Leben gerufen worden. (Soeben erfahre ich, daß Mtschedelow bereits gestorben ist.)

Dieses bewundernswerte Unternehmen ist in Hunger und Kälte geschaffen worden, in ununterbrochenem Kampf um das

Recht, in der Sprache der Thora, der Sprache des genialen Bjalik zu reden. Alle Schauspieler der Habima sind Jünglinge und Mädchen, die ihren Lebensunterhalt durch schwere Arbeit bestreiten müssen. Aber nachdem sie tagsüber in verschiedenen Institutionen, in Sinn und Geist abstumpfendem Getümmel geschuftet haben, versammeln diese Leute, von religiöser Liebe zu ihrer klangvollen alten Sprache, zu ihrer tragischen Kunst erfüllt, sich zu ihren Proben, und studieren mit der Hartnäckigkeit und der Selbstvergessenheit von Adepten, die an die wunderbare Macht des schon gesprochenen Wortes glauben, bis spät in die Nacht hinein ihre Rollen.

Ich weiß, welche Schwierigkeiten, welche Widerstände diese Leute überwinden mußten, wie viel Energie sie im Kampf gegen Dummheit, Neid und Bosheit aufwandten — aber ich will nicht über Leiden sprechen, wo man über einen großen Sieg des Geistes sprechen kann. Wir reden zu viel über das Schlechte, und dies führt nur zu seiner Befestigung in unserm Leben. Sollten wir nicht schon lernen, unsre Leiden zu verachten?

Ich habe in diesem Theater dreimal den Einakter von Pinski ‚Ahasverus' oder ‚Nabi' gesehen, und war auch auf der Probe des Stückes von Anski ‚Hadibuk' anwesend. Die Rolle des Helden in dem Stücke von Pinski wurde von dem ausgezeichneten Schauspieler Zemach gespielt, der das erschütternde Bild eines Propheten aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems durch Titus zeichnete. Er spielte mit übermenschlicher Stärke und Ueberzeugungskraft. Ohne Kenntnis der Sprache, deren Kraft und Klangfarbe allein ich in mir aufnahm, spürte ich doch alle Qualen des Propheten, dessen Worte nicht bis zum Herzen des leidenschaftlich geliebten Volkes drangen, verstand ich doch die endlose Verzweiflung dieses tiefempfindenden Herzens.

Es war aber nicht allein das Spiel Zemachs und des außerordentlich talentvollen Schauspielers Wardi, es war auch nicht nur die Stärke des Stückes selbst, die die Seele aufwühlte. Nein, der Gesamteindruck wurde bestimmt durch die Harmonie der Aufführung, durch die musikalische Geschlossenheit des Spieles aller Mitwirkenden und eines jeden von ihnen.

Der graue Stoff des Vorhanges teilte sich, und es schien, als ob die Mauer verschwand, die die Gegenwart trennt von der fernen Vergangenheit: vor uns erstand der grellbunte Marktplatz an der Mauer eines kleinen judäischen Städtchens, durch die Pforte sah man die sonndurchglühte Fläche, am Horizont ragte einsam eine staubbedeckte schiefe Palme empor.

Und von diesem Augenblick an wurde euer Herz umklammert von der Allmacht der Schönheit, wurdet Ihr hineinversenkt in das Leben der judäischen Stadt, wurdet Ihr versetzt in die 2000 Jahre zurückliegende Vergangenheit, die Leben gewann am furchtbaren Tage des Unterganges Jerusalems.

„Was sind Dir, dem Russen, dem Atheisten, Zion und Jerusalem, was bedeutet Dir die Zerstörung des Tempels?" fragt die Vernunft.

Aber das Herz bebt voll Trauer beim Anblick der Qualen des Propheten, der das Unglück des Volkes voraussieht und die

geschäftige Nichtigkeit desselben Volkes empfindet, das die schicksalsschweren Mahnungen seines Propheten, die Qualen seiner verwüsteten Seele verlacht.

Man empfindet das Fremde deshalb so tief als Eignes, weil die jungen talentvollen Leute auf der Bühne von größerer Wahrhaftigkeit erfüllt sind als in der wölfischen Wirklichkeit, wo der Mensch, um sich und sein Liebstes zu verteidigen, so oft zur Lüge und Heuchelei gezwungen ist. Ich spreche von dem jüdischen Menschen, der von eignen und fremden Hunden wie eine Ratte gehetzt wird, von jenem Menschen, der von Natur aus das eine oder das andre Talent besitzt, von dem Wunsche beseelt ist, für das Wohl seines Volkes zu arbeiten, und der es versteht, mit unbesiegbarer, unbezwingbarer Leidenschaft selbst jenes Land zu lieben, wo man ihn martert — das Land der Pogrome.

Diese von Schönheit und Harmonie beseelte Aufführung erinnerte mich an die besten Jahre des berühmten Moskauer Künstler-Theaters, aus jener Periode, wo seine ausgezeichneten Darsteller jung waren und erfüllt von Glauben an die Heiligkeit ihres Werkes.

Aber die Schauspieler der Habima haben, wie mir scheint, einen großen Vorzug vor dem Künstler-Theater aus seiner besten Zeit: sie besitzen nicht weniger Talent, aber mehr Leidenschaft und Ekstase.

Das Theater ist für sie ein Gottesdienst, das merkt man sofort. Alles, die Worte, die Bewegungen, die Mimik, ist von tiefer Harmonie erfüllt, und aus allem leuchtet jene weise Wahrhaftigkeit hervor, die nur von der Kunst, von dem Talent geboren wird.

Eine ungeheure Summe von Arbeit ist in diesem kleinen Theater angehäuft; ein neuer großartiger Beweis ist gegeben für die künstlerische Zauberkraft und das Talent des jüdischen Volkes.

Habima ist ein Theater, auf das die Juden stolz sein können.

Dieses junge schöne Kind verspricht, sich zu einem Makkabäer zu entwickeln.

Zahnschmerzen von Moritz Heimann

Zahnschmerzen haben zu allem ihrem sonstigen. Uebel noch das fatalste obenein, daß sie uninteressant sind. Nicht einmal ein rechtes Mitleid pflegen sie aufzurufen, und es gehört schon ungewöhnlich viel Erinnerung oder Güte dazu, wenn doch einmal Jemand ein wirkliches, das heißt immer: ein innerlich erschrockenes Mitleiden mit diesem prosaischen Leiden empfindet. Vielleicht ist das eine Erfahrung, die uns etwas über das Wesen des Mitleids selbst auszusagen vermag; es scheint in der Tat, als ob uns nicht der Schmerz des Andern affizierte, sondern, wie Schopenhauer lehrt, dieses Andern metaphysische Identität mit uns; nicht nämlich eigentlich der Schmerz, sondern die Bedrohung durch ihn, der Tod. Die Zahnärzte selbst fühlen den Mangel an Lebensbedrohung, durch den das von ihnen betreute Uebel sich auszeichnet, als eine Verminderung ihres Ranges, was bei ihrer exemplarischen Fähigkeit, zu helfen und

zu heilen, sonst nicht verständlich wäre, und zählen triumphierend ein paar Fälle auf, in denen Zahnkrankheiten tödlich verliefen. Aber, wie allgemein bekannt, hat das an der üblichen Bewertung nichts geändert.

Wenn ich selbst es unternehme, von einem Anfall von Zahnschmerzen als von einem nicht mit dem Schmerze selbst verlöschten, sondern mir bedeutend gewordenen Erlebnis zu erzählen, so möchte ich von vorn herein die Furcht des Lesers beruhigen, als wollte ich seine Teilnahme durch eine grade wegen der Versagung des Mitleids lästige Erscheinung wecken. Auch meine Zahnschmerzen, obgleich sie mich fast in die paar Renommierfälle eingereiht hatten, sollen nicht als interessanter gelten denn andre, und nur das, wie angedeutet, damit verbundene Erlebnis ist der Zweck dieser Mitteilung.

Mehr als zwanzig Jahre sind es her, daß ich ein paar Spätsommerwochen auf der Insel Hiddensoe als Gast Gerhart Hauptmanns verbrachte. Heute ist diese westlich von Rügen gelegene Insel ein von Sommerfremden besuchter, überfüllter, fast zur Mode gewordener Aufenthalt. Alle gehen hin, die schockweise einsam sein möchten. Damals aber glich sie noch der Fischmeisters Oie, als welche sie in ‚Gabriel Schillings Flucht' zu einem Kapitel jener zweiten, der poetischen Geographie gemacht wurde. Wir waren allein mit dem Meer, wenn wir aus der primitiven, wackligen Hütte zum Baden liefen, und der südliche, flache, heideartige Teil der Insel, auf welchem angepflockte Schafe ihr theokritisches Dasein verträumten, sah kaum öfter einen Besucher als der nördliche, der sich zu dornstrauchbewachsenen Hügeln erhob. Diese wellten nach Osten, Rügen gegenüber, von einem Leuchtturm her sandig und feingeschwungen zum Strande nieder, und hier, so hat man mir berichtet, ist mittlerweile ein neues Trouville oder Heringsdorf erblüht. Wir selbst wohnten bei Klaas Olfers (siehe Gabriel Schilling), ziemlich genau an der schmalen Einschnürung zwischen dem nördlichen und dem südlichen Teil. In Sturmnächten konnte man träumen und fürchten, daß, wenn die Hand, in der die Insel ruhte, nur ein wenig greisenhaft zitterte, diese vom Meer in zwei Teile auseinandergerissen werden müßte. Daß Aehnliches auch schon geschehen war, wußte eine gar nicht alte Ueberlieferung; und daß von zerbrochenen, versunkenen Schiffen manche Kunde sich erhalten hatte, versteht sich von selbst. Von einem solchen Schiffbruch rührte ein Goldfund her, dessen Schätze in Stralsund, dem Ausgangshafen für Rügen und Hiddensoe, zu sehen sind. Ich mache es mit den verheißenen Zahnschmerzen so, wie man es mit dem Gang zum Zahnarzt macht; man schiebt ihn hinaus, solange es geht, und ist für jeden Zufallsumweg dankbar. Dieser hiddensoeer Goldfund hat in unsrer Literatur eine Rolle gespielt; sein Glanz in der nordischen Nebeldämmerung gab Hauptmann den ersten Gedanken zu ‚Schluck und Jau' ein. Nordische Menschen der Not ins südliche Paradies der Fülle versetzt, das war der erste, durch manche Wandlung getriebene Einfall. Damals war Hauptmann noch nicht in Griechenland gewesen, und so wollte er nach einem Griechenland der Phantasie seinen alten Sonnenhunger durch kimmerische Abenteurer tragen lassen. Schluck und Gau sind hiddensoeer Namen. Da es unmöglich ist, irgendetwas zu schreiben, ohne daß Goethe vorkäme, so sei daran erinnert, daß er Hiddensoe einmal nennt; er notiert als

den verliebtesten Ausdruck von dort: Liebes, gewaschenes Seelchen. Ich habe dergleichen an Ort und Stelle nicht gehört, und wenn die Weiber vorm Fenster konversierten, klang es wie ein Gezänk von Möwen.

Oh harter, klagender, unseliger, menschlicher Möwenlaut ! Aber die Sonne leuchtete mit herbstlicher Stete, und als die Zeit zu Ende ging, wurde das Licht in seiner zartverdichteten Fülle zu einer süßen Zeitlosigkeit. Am Tage vor der festgesetzten Abreise machten wir einen Ausflug in die Schlüfte des Hügels, zum Leuchtturm und die Abhänge herunter, und kamen mit einem Beutelchen voll Champignons nach Haus. Denn die Verpflegung befand sich noch in den bedenklichen Zuständen, die der Dichter überliefert hat, und jede Aufbesserung wäre willkommen gewesen, um wieviel mehr die selbstgeerntete, köstliche Fruchtblume des Sandes. Unterwegs nun war es mir, als ob in meinem Munde etwas vorginge, was ich selbst nicht definieren konnte. Es schien sich da etwas zu spannen, zu dehnen, es schien da etwas vorhanden und dabei taub zu sein, und die unbewußte, heitere Aufmerksamkeit des Gehirns sank herab, sodaß ich mich nicht mehr mit der bisherigen Lebhaftigkeit umsah. Aber weiter war es sonst nichts. Klaas Olfers brachte die gebratenen, duftenden Pilze, und ich aß davon. Beim Kauen war es mir wunderlich, die feine Elastizität der köstlichen Speise mit einer Art Verwirrung zu spüren. Ich wußte nicht mehr genau, ob nur die Speise oder ob die Zähne schuld seien, daß der Widerstand zwischen beiden über das Gastrosophische hinausging. Aber als das Fleisch kam, es war zähe genug, durfte ich mich nicht mehr täuschen. Immerhin ohnte ich noch nicht, daß ich soeben meine letzte Mahlzeit für mehr als eine Woche genommen hatte. Denn leider, es ging nun los, und es wurde von Stunde zu Stunde ärger. Ich werde es nicht unternehmen, die Zahnschmerzen selbst poetisch zu verklären; das hat Alexander von Villers getan, und ich empfehle, die Stellen in den ‚Briefen eines Unbekannten' nachzulesen; findet man sie nicht, umso besser, so hat man hundert andre überraschende Entzückungen im Blattumdrehen aufgenommen. Am nächsten Tag, beim Frühstück in Stralsund, im Freien, und die Sonne schien frühherbstlich reif und still, war es schon so weit, daß ich keinen Bissen mehr wagen durfte, sogar schon so weit, daß ich keine Tantalusqualen mehr erlitt, als ich nach der kläglichen Dürftigkeit der Inselwochen das pommersche Gebackene und Gebratene auf den blitzenden Tellern locken sah. Nur daß ich das Brot entbehren mußte, das herrliche graue und schwarze Brot der Wasserkante, schmerzte mich durch allen Schmerz hindurch. Gebe der Himmel, daß es seine Tradition bewahrt oder wiedergefunden hat ! Denn was wir hier im Inlande, mitten in den kornbauenden Dörfern, seit dem Kriege als Brot und Gottesgabe uns gefallen lassen müssen, darüber klagt das Gemüt noch mehr als der Magen. Ein Volk, das verlernt hat, gutes Brot zu backen, mit dem steht es trübe; doch freilich gehört zum guten Brot ein menschenfreundlicher Wille und reines Mehl, der Wille aber ist auf Papiergeld erpicht, und das Mehl ist verfälschter, als ein Ernährungsminister wissen darf.

Endlich kamen wir in Berlin an, und da war ich von den rasenden, betäubenden, blendenden Schmerzen so erschöpft, daß ich die Kraft nicht mehr fand, zum Arzt zu gehen, jedes gute Zureden ab-

lehnte, dummtränenden Auges mich von meinen Reisegefährten trennte
und mich ohne Verzug auf die Bahn setzte, um nach Hause zu fahren.
Das war der einzige Gedanke; „nach Hause“, der mir in dem dumpfen
Nichts erkennbar blieb. Nach Hause, das hieß, was es heute noch
heißt, ein kleines, märkisches Dorf, in welchem ich dieses schreibe.
Sein Name ist Kagel, und ein europäisch berühmter Mann gestand
rnir vor kurzem, er habe nie von diesem Ort gehört; das will ich
wohl glauben.

Nun also war ich „zu Hause“. Das Uebel wuchs mit unheim-
licher Wut; ich bekam eine Kinnsperre und konnte keine andre Nah-
rung zu mir nehmen als so viel Tropfen Milch und Wasser, wie sich
durch die Lücken der fest auf einander gebissenen Zahnreihen saugen
ließ. Ich fiel vom Fleische, und mit dem Schlaf war es vorbei. Die
Lähmung des Willens hielt an, sodaß der einzige verständige Weg,
in die Stadt zurückzukehren und Hilfe zu suchen, nicht beschritten
wurde. Aber mit dem Landarzt des nächsten Dorfes war ich be-
freundet, und so kam er, nachdem er von meiner Rückkehr gehört
hatte, mich zu begrüßen. Als er mich in dem desolaten Zustand fand
und selbst der Meinung war, daß man mich nicht auf Reisen schicken
dürfe, fühlte er sich versucht, mir so viel Beistand zu leisten, wie er
vermochte. Was er dann tat, war leider eine vollkommene und un-
begreifliche Charlatanerie.

Wenn man diese Daten zusammendenkt, Landarzt und Charlata-
nerie, und sich danach von meinem Freunde ein Bild macht, ich
wette, man würde sehr weit von der Wifklichkeit vorbeitreffen. Er
ist nun schon lange tot, zu Grunde gerichtet durch Trunk und
Morphium und vor allem dadurch, daß vor diesen Dämonen sein
Geschick ihm keinerlei milden Schutz bereit hielt. Er war ein groß-
gewachsener Mann von blondester Art, mit einem harmonisch gebauten
Kopf und einem einfachen, intelligenten Gesicht, aus dem die blau-
grauen Augen unverwölkt, hell und in gutartiger Listigkeit heraus-
blickten. As Militärarzt in einem Kavallerieregiment der westlichen
Landesgrenze hatte er, in allem Sonstigen der normale Typus eines
Offiziers und nur durch seine unverwüstliche Liebe zur humanen, ja
philosophischen Bildung unterschieden, studentische Gewohnheiten nicht
zu bändigen vermocht, hatte seinen Abschied nehmen müssen, und
die Schulden trieben ihn in die engen Verhältnisse der Landpraxls.
Oft wenn ich von Berlin nach Hause fuhr, fand ich ihn in der Gast-
stube des Bahnhofsrestaurants, wo sich die Honoratioren zu ver-
sammeln pflegten, immer in Gesellschaft und immer von ihr isoliert.
Während die Guts- und Ziegeleibesitzer mit ihren Frauen um einen
großen Tisch geschart saßen und mit mäßigen Einsätzen „lustige
Sieben“ spielten, hielt er an einem Extratischchen aus, das in einer
Ecke stand, eine Flasche Rotwein vor sich und einen Band Schopen-
hauer, später auch einen Band Nietzsche daneben, warf ein Spott-
wort in die Gesellschaft und empfing dafür die grundsätzliche Stim-
mung der Andern gegen ihn, die ein Gemisch von Respekt und Ge-
ringschätzung war. Er machte sich nichts aus dem Respekt, und die
Verachtung genoß er mit einer tiefen, befriedigten Lust. Diese war
so stark, daß er keine Scheu trug, sich mit ihnen gemein zu machen,
denn er wußte, daß er trotz alledem seiner sicher blieb. Wenn ich
in den Ferien oder sonst zu kürzerm oder längerm Aufenthalt zu

Hause war, verkehrten wir viel mit einander, obgleich wir ziemlich in allen Dingen, besonders aber in den politischen, gegensätzig dachten.

Als er in meiner Hiobswoche zu mir ins Zimmer trat, kam zum ersten Mal wieder etwas über mich, was der bisherigen Passivität zu entrinnen bereit war. Ich wußte, daß er ein guter und kluger Arzt war, wußte aber auch, daß es ihm in seiner häufigen Flüchtigkeit auf ein törichtes Experiment nicht ankam. Er diagnostizierte dann, was nicht schwer war, eine Wurzelhautentzündung von großer Ausdehnung und geriet, was vermutlich sehr schwer war, auf den Einfall, durch einen Schnitt in den Kiefer dem Eiter Abfluß zu verschaffen. Ich glaubte kein Wort von dieser Möglichkeit; aber schon, um vor ihm nicht wehleidig zu erscheinen, hätte ich Alles mit mir geschehen lassen. Er hieß mich auf einen Stuhl sitzen und schnitt. Ich fühlte, daß ich vollkommen blaß wurde, und sank ihm unter der Hand vom Stuhl. Er schleppte mich aufs Bett, lagerte meinen Kopf tief, hob sich meine Beine über seine Schultern, sodaß mir das Blut wieder ins Gehirn floß. Dann sahen wir einander an und lachten. Aber sein Eifer war keineswegs abgeschlagen, und er wiederholte die Prozedur; mit genau demselben Erfolg, nur daß er jetzt das Mißglücken eingestand.

Ob der gewaltsame Eingriff den Zustand doch beeinflußte, ihn vielleicht zu schnellerm Reifen reizte, vermag ich nicht zu sagen. Sicher ist mir nur, daß in der Nacht darauf nun eben das geschah, um dessentwillen ich erzähle. Die sichtlich schwere Erkrankung, an der ich litt, hatte meine Mutter und meine Schwester, mit denen ich hauste, sehr beunruhigt. Für die Nächte war ein zweites Bett in meinem im obern Stockwerk befindlichen Zimmer aufgeschlagen, falls ich der Hilfe bedürfte, und um sie herbeizurufen, war neben mein Bett ein derber Stock hingestellt worden, mit dem ich aufstoßen und das Zeichen geben sollte. In dieser besagten Nacht nun fand ich zum ersten Mal nach fast einer Woche ein wenig Schlummer. Plötzlich fuhr ich aus diesem Schlummer von etwas Unsagbarem, Schaudervollem auf. Nicht möglich, es zu beschreiben. Es war etwas wie ein alldurchflutender, kosmischer Ekel, blitzartig, aber zugleich von einer dicken, wolkigen Weichheit, durch alle meine Zellen und Blutströme. Zugleich erlebte mein Körper eine rätselhafte Levitation. Ich wurde leicht, ich schwebte, ich flog; ich flog langsam, aber vollkommen sicher getragen bis zur Decke des Zimmers, dann an der Decke entlang bis zum zweiten Fenster, dann hinunter zum Fußboden und stand endlich zitternd gegen die Fensterwand gelehnt. Das Zimmer ist klein, aber der Flug war so verlaufen, als hätte ich einen gewaltig hohen, weiträumigen Saal durchzogen. Und sogleich, in meiner namenlosen Beängstigung, klopfte ich mit dem Stock ein paar Mal auf. Kaum aber hatte ich das getan, so meldete sich in mir eine Stimme der Besinnung und sagte: Von dem Flug darfst du nicht sprechen; so gewiß er war, Niemand wird ihn dir glauben. So verschwieg ich denn, was mir geschehen war, und stotterte etwas Verwirrtes, als meine Schwestern hereingestürzt kamen, mich immer noch Zitternden fanden, und ließ mich von ihnen unter beruhigenden Worten ins Bett zurückführen. Sie blieben zur Wache bei mir, und ich schlief ein.

Ohne eigentliche Besserung war ich nach zwei Tagen doch so weit, in die Stadt zu fahren. Ich wurde von zwei Aerzten behandelt, wie zu einer richtigen Operation chloroformiert und von meinen Schmerzen, aber leider auch von meinen Zähnen, denen ich sie verdankte, befreit.

Aber wie war das mit dem Flug? Ich wußte natürlich schon, daß das ein Traum gewesen war; aber ich wußte auch, daß es kein Traum war, daß Traum sich wesentlich unterschied von dem, was mir zugestoßen war. Ich hatte nicht geträumt, daß ich flog; sondern in Wahrheit, ich flog; nur daß ich dabei mir nicht mehr sicher war, was das war: ich. Nicht das Fliegen, sondern das Ich war mir das Zweifelnswerte geworden. Insofern ein Recht besteht, Ich zu sagen, durfte, ja mußte ich sagen: ich flog. Wenn Ich denkt, so war das, was ich erlebt hatte, auch, daß Ich flog.

Ein paar Monate später saß ich mit meiner Mutter und meinen Schwestern lesend, plaudernd bei der Abendlampe. Als das Gespräch vergangene Sorgen durchmusterte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen und machte mein Bekenntnis: „Damals, als Ihr mich an dem Fenster stehend fandet, war mir etwas Eigentümliches begegnet; ich war nämlich so und so von meinem Bett zu dem Platze hin geflogen, wo ich im Hemde zitterte". „An welchem Fenster?" war die Gegenfrage. „Nun, an dem zweiten Fenster, wo Ihr mich rieft und mich ins Bett führtet". „Du hast an keinem Fenster gestanden, du hast im Bett gelegen".

Beide Schwestern bestätigten sich wechselseitig ihre Aussage. Wäre es eine gewesen, nie und nimmer hätte ich ihr geglaubt, sondern ihre Erinnerung für getrübt gehalten und meine Gewißheit für unerschütterlich. Und nun erst fiel mir auch ein, daß ich ja vom Fenster her in der Tat den Stock nicht hätte langen können, den ich neben mir am Bettpfosten zu stehen hatte. Es blieb mir kein Zweifel möglich.

Den etagenförmigen Aufbau des Bewußtseins kannte ich natürlich, hauptsächlich aus Träumen, wie ihn wohl Jedermann kennt. Das Beispiel aber blieb mir als eines der stärksten frappant, und ich sprach eines Tages mit meinem Freunde, dem Arzte, darüber. Merkwürdigerweise interessierte er sich nicht sehr dafür. Dahingegen berichtete er mir, wie denn die Menschen immer eigentümlich eifersüchtig sind, wenn es sich um Dinge handelt, die über das Rationelle hinauszugehen scheinen, berichtete mir von einem ihm aufgedrungenen, für einen Landarzt höchst sonderbaren Interesse. Er hatte die Bekanntschaft eines damals im freilich engsten Kreise sehr berühmten Dichters gemacht, der sich teils kühl erkennend, teils doch sympathetisch hingerissen mit den Problemen des sogenannten Satanismus befaßte. Er hatte sich an dem Landarzt, der ein fester Lateiner war und besonders gern lateinische Schriften des späten Mittelalters und darauf folgender Zeiten las, herangemacht, um ihn zu Experimenten mit Hexensalben zu gewinnen. Mein Freund ließ zwar die Hände davon, hatte aber dennoch dies und jenes studiert und behauptete, daß er eine Anzahl von Rezepten zu derartigen Hexensalben aufgestöbert habe. Die Geständnisse der Hexen über ihre Flüge seien zum Teil unzweifelhaft subjektiv echt; und wahrscheinlich seien die vermeinten Flüge eine Wirkung der in die Haut eingeriebenen Pasten. Kiesewetter, der Geschichtsschreiber des neuern Okkultismus, habe einschlägige Experimente an sich selbst gemacht und sei auch,

wie vermutet wurde, daran zugrunde gegangen. In allen den verschiedenen Rezepten befinde sich, unter andern ekelhaften Beimischungen, Eiter.

Ich habe mein Erlebnis vollkommen genau, wie ich es kontrollieren kann, berichtet; vielleicht ist es einem Psychologen oder Physiologen nicht ohne Wert. Könnte es sein, daß winzige, unwägbare Spuren des an der Entzündungsstelle angesammelten Stoffes durch die Gewebe vermittelst einer Osmose in die Blutbahn gedrungen seien? Ich wäre dann geflogen wie die Hexenmeister der dunklen Zeit; und ich wüßte also, daß diese wirklich geflogen sind.

Alt-Berliner Couplet von Theobald Tiger

Dreiundneunzig. „Ja, wo soll man
heute abend mal . . .?“
Der Berliner ging zu Bollmann,
der sang im ‚Central’.
Emil Thomas — heilige Hallen !
Bollmann ließ ein Lied erschallen:
„Und der Mond, der stille, bleiche,
Blickt mit seinem Silberlicht
Auf die Welt, die tränenreiche —
Aber ändern kann ers nicht !“

Bollmann sangs. Und die Berliner
strahlten im Gesicht.
Unsre heutigen Großverdiener
lieben Lunam nicht.
Denn der Mond hat einen blauen
Schein, und den kann man nicht klauen . . .
Und der Mond, der stille, bleiche,
Blickt mit seinem Silberlicht
Auf die Welt, die schieberreiche —
Aber ändern kann ers nicht !

Bei uns ist er masculinisch.
Doch man sagt: La lune.
Sollte er auch medizinisch
doppelseitig glühn — ?
Wie modern ! Auch er ein echter
Jüngling: er hat zwei Geschlechter !
Und der Mond, der stille, bleiche,
Blickt mit seinem Oberlicht
Auf die Welt, die warme, weiche —
Aber runter kann er nicht !

Flirrt der Mondschein durch die Gassen:
wandelt mancher nacht.
Und sie können es nicht lassen,
was sie glücklich macht.
Denn der Mond hat einen großen
Hof — und unsrer ist verstoßen . . .
Und der Mond, der stille, bleiche,
Blickt mit seinem Silberlicht
Auf die Welt und Deutschlands Eiche —
Aber ändern kann ers nicht !

Filmzauber von Morus

Ufa-Union

Es scheint ein ehernes Gesetz der Filrnbranche zu sein, daß zu jeder geschäftlichen Transaktion ein bißchen Stunk gehört. Ist es nur das übliche Quantum, dann spricht niemand mehr darüber, und nur wenn die Normaldosis zu weit überschritten wird, dringen die Wohlgerüche in die Oeffentlichkeit.

Die Projektions-A.-G. Union, liebe Mitbürger, ist oder, genauer, war eigentlich das, was der brave Kientoppbesucher so unter „Ufa" verstand: jene unvergleichliche deutsche Kunstfabrik, die der Welt in den letzten Jahren die Filme ‚Sumurun', ‚Anna Boleyn', ‚Der Mann ohne Namen' undsoweiter geschenkt hat. Wirtschaftlich-organisatorisch war die Sachlage etwas anders. Die „Union" ist das älteste deutsche Großkientoppgeschäft. Auf ihrem Haupte grünt schon die Patina einer ebenso ehrwürdigen wie bewegten Vergangenheit. Sie wurde im Jahre 1907 in Frankfurt a. M. gegründet, siedelte nach ein paar fetten Geschäftsjahren 1913 nach Berlin über, erwarb — echt kinomäßig: ohne Beschluß der Aktionäre — die „Vitaskope" Filmfabrik, ging beinahe Pleite, als die Nordische Film Co. plötzlich die Filmpreise um 50 Prozent herabsetzte, fand Anschluß an die französischen Pathé-frères, bis der Krieg auch dieser Allianz ein Ende machte und die „Union" schließlich für 1919 mit einem Defizit von fast 1 ½ Millionen Goldmark abschloß. Im Jahre 1915 begaben sich die „Sieger", die Nordische Film Co. und die Olivergesellschaft an die Sanierung und ermöglichten der „Union", unter eigenem Namen weiter zu mimen. Aus diesem Zusammenschluß erwuchs 1918 die „Ufa", die Universum-Film-A.G.

Von einer formellen Fusion zwischen Ufa und Union wurde einstweilen abgesehen, weil nicht genug Ufa-Aktien zum Umtausch zur Verfügung standen. Nunmehr ist diese Fusion vorgenommen worden. Da die Ufa über eine sichere Majorität der „Union"-Aktien verfügte, war der formelle Zusammenschluß eigentlich eine reine Privatangelegenheit der Ufa, und es leuchtet ein, daß sie die Umtauschquote so hoch oder so niedrig festsetzte, als sie es geschäftlich für ratsam hielt. Aber beim Film kommt eben alles anders, als man denkt. Während die Ufa als „Kaufpreis" nur 7 Millionen Mark vorgesehen hatte, meldete sich plötzlich Herr Davidson, der frühere Generaldirektor der „Union", der inzwischen den größten Teil seines Aktienbesitzes billig der Ufa verkauft hatte, und bot für die „Union" 20 Millionen, und in der Generalversammlung übertrumpfte ihn schließlich noch der Amerikaner Ike Blumenthal mit einem Angebot von 25 Millionen. Man kann es den Ufa-Vertretern nicht verdenken, daß sie sich durch diese plump-raffinierten Auskaufversuche nicht einschüchtern ließen, sondern mit ihren 1662 stimmberechtigten Aktien die 29 Stimmen starke Minorität überstimmten.

In der südlichen Friedrichstadt ist ob dieser „Vergewaltigung" ein fürchterliches Halloh ausgebrochen. Proteste, gerichtliche Klagen, wüste Preßartikel, kurz: alles, was zur Sache gehört, ist gegen die Ufa aufgeboten. Und keiner dieser ehrenwerten Protestanten hat sich einmal die Frage vorgelegt, ob es eine andere Industrie in Deutschland gibt, bei der ein derartiger Vorgang möglich wäre: daß bei einer rein formellen Fusion plötzlich ein Ausländer ein Ueberangebot macht und die Minoritätsaktionäre daraufhin eine höhere Abfindungssumme er-

pressen .wollen. Nein, solche und ähnliche Gebräuche gibt es, gottlob, nur in Kinopolis.

Deutsch-russischer Geheimvertrag?

Durch die Presse des Auslands geht wiederum die Nachricht von einem deutsch-russischen Geheimvertrage. Sie ist so ungeheuerlich, daß wir hoffen wollen, sie möge von A bis Z erlogen sein. Das belgrader Antikommunisten-Blatt Nove Vreme hat sie zuerst gebracht, dann hat sie die in deutscher Sprache erscheinende, aber von der tschechischen Regierung subventionierte „Prager Presse" übernommen, und von dort hat sie den Weg nach Westeuropa gefunden. Aber auch wenn sie nur das Produkt einer russen- oder deutschfeindlichen Publizistik sein mag, ist es notwendig, sie zu kennen, und nichts törichter als das Bestreben der „nationalen" deutschen Tageszeitungen, derartige Dinge totzuschweigen.

Die Nachricht, die sich angeblich auf einen Bericht Karl Radeks an das Präsidium des allrussischen Zentralexekutivausschusses stützt, behauptet, in Rapallo seien zu dem kurzen, veröffentlichten Abkommen mehrere geheime Zusatzverträge vereinbart worden, deren wichtigster, der dritte, die weitgehendsten militärischen und wirtschaftlichen Abmachungen enthalte. So sollen den deutschen Bodenbanken für 15 Jahre Rübenflächen in der Ukraine, in den Gouvernements Charkow, Kiew und Jekaterinoslav verpachtet worden sein und ebenfalls Zuckerfabriken, die von den Deutschen innerhalb zweier Jahre wieder in Gang zu bringen seien. Zu diesen Zwecken würde die Sowjetregierung für 25 000 deutsche Kolonisten und Arbeiter Siedlungsland zur Verfügung stellen. Ferner sei der Stinnes-Gruppe für 15 Jahre die Kontrolle über die Kohlen des Donez-Beckens eingeräumt worden; weiterhin sei Land für deutsche Kolonisten in Kuban und Terek zur Verfügung gestellt ; und schließlich große Naphtakonzessionen in Grozno für Krupp.
Alle diese Konzessionen sollen mit militärischen Abmachungen verknüpft sein: in die Verwaltung der Kohlen- und Naphtareviere sollen deutsche und russische Militärs entsandt werden, da die Produktion „vor allem internationalen strategischen Zwecken dienen soll", und die deutschen Kolonisten im Südosten Rußlands sollen zugleich als „Deutsche Armeereserve" und als Reservetruppen der Roten Armee verwandt werden !
So unglaublich und lächerlich uns das erscheinen mag: die ausländische Presse bringt diese Nachrichten toternst in gewichtigen Leitartikeln, und gewiß wird es draußen an aufmerksamen und gläubigen Lesern nicht fehlen. Und wiederum werden die unheilvollen Wirkungen erkennbar, die der zur Unzeit geschlossene Vertrag von Rapallo hervorgerufen hat: die Welle des Mißtrauens gegen den nächtlichen Pakt will noch immer nicht verebben.

Und welche Aktivposten stehen dieser schweren moralischen Belastung, die uns der Herr v. Maltzan aufgebürdet hat, gegenüber?
Auf der Allrussischen Parteikonferenz, die am 10. August in Moskau tagte, erklärte Krassin, „der Rapallo-Vertrag habe keinerlei günstige Folgen für den russischen Handel mit Deutschland gezeitigt; im Gegenteil hätten sich die deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen nach dem Vertrage getrübt".

Mit diesem gewichtigen Zeugnis Krassins stimmt eine Meldung des Königsberger Wirtschaftsinstituts für Rußland überein, die besagt, daß der Handel mit dem Osten gegenwärtig nur in den primitivsten Formen eines unmittelbaren Warenaustauschs möglich ist. Die Sowjet-Valuta ist zwar seit Genua zum Stehen gekommen, und die diesjährige russische Ernte soll so groß sein, daß man in Moskau mit der Wiederaufnahme des Getreideexports rechnet. Aber weder diese, gewiß erfreulichen Tatsachen noch die starre Haltung der Sowjetdelegierten im Haag können darüber hinweg täuschen, daß für Deutschland in nächster Zeit das Heil nicht aus dem Osten kommen wird. Das muß im Augenblick betont werden, weil jetzt, nach dem Scheitern der Londoner Konferenz, gewiß wieder eine Hausse für die professionellen Ostpolitiker anheben wird.

Hausvater Stinnes

Es ist nicht hübsch, sich in die Familienangelegenheiten andrer Leute zu mischen. Aber manchmal geht es halt nicht anders.

Als wir vor einigen Wochen in sämtlichen illustrierten Zeitschriften Fräulein Aenne Nore Stinnes lächeln sahen, nachdem sie eben Papas „Carl Legien" (der diese Ehrung nicht verdient hat !) getauft hatte, ohnten wir nicht, daß diese schwärzlich-rundliche, bescheidene junge Dame die letzte Ursache für die Stinnesierung der deutschen Wirtschaft sei. Jetzt wissen wir es ganz genau. Papa selbst hat es uns verraten. Der Nieuwe Rotterdamsche Courant veröffentlichte vor kurzem einige goldene Worte, die Stinnes vor der Genueser Konferenz über Rathenau gesprochen hat. Daß Herr Stinnes Rathenau weder für einen Kaufmann noch für einen Staatsmann hielt, ist allgemein bekannt. Aber neu ist immerhin die Begründung. Rathenau, erklärte Hugo Stinnes, stände den Dingen zu ästhetisch gegenüber, er sei zu wenig interessiert, weil er nicht für Nachkommen zu arbeiten habe ! Und mehrmals habe der große Hugo zu Rathenau gesagt: „Um einen Staatsmann aus Ihnen zu machen, wie Ihre politische Stellung verlangt, müßten Sie einen Hausstand haben, um dafür zu arbeiten."

Das also ist des Pudels Kern: Papa Stinnes rackert sich Tag und Nacht ab und kauft zusammen, was in Europa für Geld zu haben ist, nur damit er seine Familie redlich ernährt und schließlich noch ein paar Spargroschen hinterläßt, der Gute ! Ich glaube gern, daß Stinnes diese Aeußerung ganz ernsthaft und mit voller Ueberzeugung getan hat. Sie beweist aufs neue, ein wie merkwürdig naiver Egoismus die kapitalistischen Wirtschaftsführer treibt und anspornt. „Hausstand" bedeutet: Mehrung des Familienvermögens. Wie bei manchen der großen amerikanischen Self made men ist auch bei Stinnes das letzte Ziel nicht: ein Werk aufzurichten, sondern ein Vermögen zu hinterlassen, das ausreicht, um eine Dynastie zu begründen.

Man mag solche Gedankengänge psychologisch verstehen, aber man sollte sie auch dann nicht vergessen, wenn sich die Egoisten, die unsere Wirtschaft nach ihren Familieninteressen leiten, am Verhandlungstisch oder im öffentlichen Gremium als die unbestechlichen Vaterlandsfreunde gebärden, die von morgens bis mitternachts nur an das Wohl der Gesamtheit denken. Wir wissen fortan aus bester Quelle, daß diese Gebärde nichts anderes ist als Filmzauber.

Stinnes und die D. A. Z.

Stinnes hat mit der Deutschen Allgemeinen Zeitung bisher wenig Glück gehabt. Er mag ein großer Industrieführer sein: für das geistige Fluidum, das den Lebensodem einer Zeitung ausmacht, hat er kein Verständnis. Daß eine Zeitung keine Fabrik und kein Hochofen ist: das ist Stinnes noch nicht aufgegangen.

Ganz besonders ungeschickt ist er bei der Bestellung seiner Vertrauensleute für die D. A. Z. verfahren. Diese sollte ein Weltnachrichtenblatt vom Range der ‚Times' werden und den „jüdischen" Zeitungen den Rang ablaufen. Zur Durchführung einer derartigen Aufgabe hätte es des erfahrensten, des bewährtesten Zeitungs- und Verlagskenners bedurft. Stinnes, der seine Dampfer ‚Ludendorff' und ‚Tirpitz' tauft, griff dafür auf einen Marine-Offizier zurück.

Der Fregattenkapitän Humann, ein in Smyrna geborener Sohn des bekannten Archäologen, befehligte vor dem Weltkrieg den vor Konstantinopel liegenden Stationär ‚Loreley', eine frühere Yacht. Zu ihrer Leitung waren besondere seemännische Fähigkeiten nicht nötig. Umso mehr Muße hatte Humann zur Betätigung auf politischem Gebiet, das die von Tirpitz geschulten Marine-Offiziere zum Unheil des deutschen Volkes schon aus eignem Antrieb bevorzugten. Humann, den persönliche Beziehungen mit Enver Pascha verbanden, errang sich am Goldenen Horn einen gewissen Einfluß. Er, der trotz seinem langen Aufenthalt in der Türkei die Landessprache nicht versteht, wußte sich als Kenner der Verhältnisse aufzuspielen.

Während des Krieges unter Wangenheim zum Marine-Bevollmächtigten der deutschen Botschaft befördert, wurde er Sprachrohr der türkischen Machthaber. Am verhängnisvollsten trat das bei den Verfolgungen der unglücklichen Armenier zutage. Humann, von den verantwortlichen türkischen Persönlichkeiten ausgenutzt, suchte jede Intervention der deutschen Stellen zu verhindern. Auch für Dschemal Pascha, der durch seine sinnlosen Grausamkeiten in Syrien die Araber zum Anschluß an England trieb, setzte er sich ein. Von einer Reise, die er mit ihm nach Deutschland unternahm, kehrte er nicht mehr nach Kontstantinopel zurück, sondern kam in die Pressestelle des Reichsmarineamts. Was diese Behörde an falschen Nachrichten in Umlauf gesetzt, und wie sie sich an der Vergiftung der deutschen öffentlichen Meinung versündigt hat, ist leider zu spät bekannt geworden.

Nach der Revolution wurde Humann an die Spitze der Pressestelle des Reichswehrministeriums berufen. Diesen Posten verließ er erst, als seine Haltung in den Tagen des Kapp-Putsches nicht ganz einwandfrei erschien.

Diesen Mann hat sich Stinnes als Direktor des Verlags der D. A. Z. ausgesucht. Humann umgab sich mit Gesinnungsgenossen, wie dem Major Kroeger von der Obersten Heeresleitung. Das Blatt wurde organisiert, und ein streng militärischer Ton eingeführt. Wer sich nicht fügte, wer seinem journalistischen Gewissen keinen Zwang antat, wurde rücksichtslos beseitigt Oscar Müller, heute Pressechef der Reichsregierung, verließ die D. A. Z., sobald sie in den Besitz von Stinnes übergegangen war und das neue Militärregime drohte. Dr. M. R. Kaufmann, Reineck, gegenwärtig Chef vom Dienst der münchener Neuesten Nachrichten, Dr. Hermann Krause, Dr. Pahl, Dr. Brock — sie Alle folgten. Einem verdienten Mitglied der Redaktion, Dr. Gollnick, wurde gekündigt, weil angeblich das Stinnes-Blatt nicht mehr über ausreichende Geldmittel verfügte. In Wahrheit war es die Quittung für die Kritik, die sich Gollnick pflichtgemäß an den teuer bezahlten „Nachrichten" eines ehemaligen Marine-Offiziers

erlaubt hatte. Denn Marine und O.H.L. waren Trumpf. Admiräle und Generäle füllten die Spalten des Blattes, das bald das „Flottenschulschiff” hieß. Daneben suchte Humann — genau, wie Stinnes einen Dampfer ‚Carl Legien’ nannte — einige Sozialdemokraten heranzuziehen. Bei August Müller, Winnig und Paul Lensch gelang es. Aber August Müller stellte seine Mitarbeit ein, sobald die D. A. Z. im Interesse ihres Besitzers für die Privatisierung der Eisenbahnen eintrat. Lensch, der Sozialdemokrat, stieß sich hieran ebensowenig wie an der mit dem Deckwort „national“ verhüllten reaktionären Haltung des Blattes, das Heer und Flotte verherrlicht und insgeheim dem Antisemitismus huldigt.

Jetzt ist Paul Lensch zum Stellvertretenden Chefredakteur bestellt worden — über die Redaktion und den Kopf des Chefredakteurs hinweg. Dieser selbst und zwei Herren, die für die militärische Disziplin des Fregattenkapitäns a. D. Humann kein Verständnis hatten, verließen die D. A. Z., die in Lensch zur Zeit der Ermordung Rathenaus einen „sozialdemokratischen“ Verteidiger der Rechtsparteien fand. Humann mit seinen Majoren, Kapitänleutnants und andern Militärpersonen kann gegenwärtig auf Kosten von Stinnes ungestört schalten, verfügen, Befehle erlassen und Briefe an Knüppel-Kunze schreiben. Selber die Stellung des Chefredakteurs und damit die Verantwortung nach außen zu übernehmen, das paßt dem Fregattenkapitän nicht, der lieber hinter den Kulissen Politik treibt.

Für die Art, wie in gewissen rechtsstehenden, heimlich monarchistisch-militaristischen Zeitungen gewirtschaftet wird, sind die Vorgänge in der D. A. Z. bezeichnend. Sie verdienen die besondere Aufmerksamkeit einer Oeffentlichkeit, die Bescheid wissen will, was für Einflüsse in ihren Presseorganen zum Ausdruck kommen.
Botho Elfers

Wir alle Fünf

Die rechts stehende Presse amüsiert sich seit einiger Zeit damit, mich mit allen meinen Pseudonymen als „den vielnamigen Herrn“ hinzustellen, „der je nach Bedarf unter diesem oder unter jenem Namen schreibt“. Also etwa: Schmock oder Flink und Fliederbusch oder so eine ähnliche Firma.
Aber wir stammen alle Fünf von Einem Vater ab, und in dem, was wir schreiben, verleugnet sich der Familienzug nicht. Wir lieben vereint, wir hassen vereint — wir marschieren getrennt, aber wir schlagen alle auf denselben Sturmhelm.

Und wir hassen jenes Deutschland, das es wagt, sich als das allein echte Original-Deutschland auszugeben, und das doch nur die schlechte Karikatur eines überlebten Preußentums ist. Jenes Deutschland, wo die alten faulen Beamten gedeihen, die ihre Feigheit hinter ihrer Würde verbergen; wo die neuen Sportjünglinge wachsen, die im Kriege Offiziere waren und Offiziersaspiranten, und die mit aller Gewalt — und mit welchen Mitteln ! — wieder ihre Untergebenen haben wollen. Und deren tiefster Ehrgeiz nicht darin besteht: etwas wert zu sein — sondern: mehr wert zu sein als die Andern. Die sich immer erst fühlen, wenn sie einen gedemütigt haben. Jenes Deutschland, wo die holden Frauen daherblühen, die stolz auf ihre schnauzenden Männer sind und Gunst und Liebesgaben Dem bereit halten, der durch bunte Uniform ihrer Eitelkeit schmeichelt. Und die in ihrem Empfinden kaltschnäuziger, roher und brutaler sind als der älteste Kavallerie-Wachtmeister.
Wir alle Fünf hassen jenes Deutschland, wo der Beamtenapparat Selbstzweck geworden ist, Mittel und Möglichkeit, auf den gebeugten Rücken der Untertanen herumzutrampeln, eine Pensionsanstalt für geistig Minderbemittelte. Wir alle Fünf unterscheiden wohl zwischen jenem alten Preußen, wo — neben den fürchter-

lichsten Fehlern — wenigstens noch die Tugenden dieser Fehler vorhanden waren: unbeirrbare Tüchtigkeit, Unbestechlichkeit, catonische Strenge und puritanische Einfachheit. Aber es hat sich gerächt, daß man all das nur als Eigenschaften der Herrscherkaste züchtete und den „gemeinen Mann" mit verlogenen Schullesebüchern und Zeichnungslisten für Kriegsanleihen abspeiste. So sieht kein Mensch einen Hund an wie die regierenden Preußen ihre eignen Landsleute, von deren Steuern und Abgaben sie sich nährten. Und wir hassen jenes Deutschland, das solche Bürger hervorgebracht hat: flaue Kaufleute, gegen die gehalten die alten Achtundvierziger Himmelsstürmer waren — satte Dickbäuche, denen das Geschäft über Alles ging, und die hoch geschmeichelt waren, wenn sie an ihrern Laden das Hoflieferantenschild anheften durften. Sie grüßten noch die leere Hofkarosse und betrachteten ehrfurchtsvoll den Mist der kaiserlichen Pferde. Spalierbildner ihres obersten Commis.

Wir alle Fünf lieben die Demokratie. Eine, wo der Mann zu sagen hat, der Freie und der Verantwortungsbewußte. Eine, wo die Menschen nicht „gleich" sind wie die abgestempelten Nummern einer preußischen Kompagnie, jener Inkarnation eines Zuchthausstaates — sondern eine, wo zwischen einem Bankpräsidenten und seinem Portier kein Kastenunterschied mehr besteht, sondern nur ein oekonomischer und einer in der äußern Beschäftigung. Ob sie mit einander Tee trinken, ist eine andre Sache. Daß es aber alles beides Menschen sind, steht für uns fest.

Jenes Deutschland wollen wir zerstören, bis kein Achselstück mehr davon übrig ist. Dieses wollen wir aufbauen, wir alle Fünf.

Und ob das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt und seine geistesverwandte Wulle- und Mudicke-Presse lügt, hetzt oder tadelt: — wir gehören zusammen, wir alle Fünf, und werden sie auf die hohlen Köpfe hauen, daß es schallt, und daß die braven Bürger denken, die kaiserliche Wache ziehe noch einmal auf und der Gardekürassier schlage noch einmal die alte Kesselpauke.

Wir sind fünf Finger an einer Hand. Und werden auch weiterhin zupacken, wenns not tut.

Kurt Tucholsky

Wohltätigkeit

Davon ist man jetzt eigentlich ganz abgekommen: Gutes zu tun. Es ist nicht modern.
Wohltätigkeit ist zwar mach Multatuli immer ein Zeichen dafür, daß etwas faul ist im Staate — und das ist auch richtig. Aber ich muß doch sagen, daß es mir heilsamer erscheint, bis zur endgültigen Lösung der sozialen Frage wenigstens persönlich etwas, ein klein wenig nur, für die Armen und Heruntergepolterten zu tun, als einfach die Hände in den Schoß zu legen.
Es ist niemals so schwierig gewesen, Leute für eine wohltätige Spende heranzubekommen als grade jetzt.
Dabei ist sehr merkwürdig, daß, zum Beispiel, die ältern, früher in Wohlstand befindlichen Familien immer noch eher etwas geben als jene neuen Reichen, die doch eine beschränkte Lebensführung aus eigner Anschauung kennen. Nein, die wollen nicht. Und das Gefühl dafür, daß es eigentlich eine Art Pflicht ist, Andrer zu gedenken, wenn man selbst viel verdient — dieses Gefühl ist fast ganz verloren gegangen.
Ein Freund hat mir neulich erzählt, wie es auf dem Begräbnis eines alten Onkels von ihm zugegangen sei: da war die ganze Familie erstaunt, was sich da für ein Trauerzug auf dem Friedhof eingefunden hatte — Krüppel, Blinde, die geführt wurden, alte Madamchen, Kinder in sauber gebürsteten Zöpfen — viele Leute, die Keiner kannte. Es waren Menschen, die der Verstorbene unterstützt hatte, sein Leben lang, ohne daß das Einer wußte.

Heute . . .? Ich kenne eine reiche Dame, bei der müßte im Trauer-
zug nur der Schoßhund hinterherwackeln.

Nun muß man ja nicht nach den Listen der großen Zeitungen gehen
und nach dem Geschrei, das diese oder jene Riesenspende hie und da
von sich macht. Es wird natürlich immer noch unendlich viel
Gutes getan, in der einzig richtigen Weise, in der so etwas zu
geschehen hat: leise. (Dank Denen, die es angeht !) Aber das ist bei
weitem nicht genug. Und vor allem nicht genug von Denen, die
es tun könnten.

Es ist ganz erstaunlich, wie die Großverdiener— scheußliches Wort
für eben solchen Begriff — fertig bekommen, so ungeheuerlich viel
Geld einzustecken, ohne dabei auch nur ein Mal im Jahr für die
Armen etwas zu geben. Und wenn sie es schon einmal tun: dann
sicherlich an der falschen Stelle.

Die Dinge liegen ja nun so: die Einen lesen Moritz Heimann —
die gäben, wenn sie nur könnten; meistens können sie heute nicht
mehr. Die Andern lesen Gesammelte Werke in Ganzleder — und
die könnten, aber sie tuns nicht. Und Jeder von ihnen, ausnahmslos
Jeder wird dir erklären, daß es grade ihm beim besten Willen un-
möglich sei . . , weil grade er so viele und drückende Verpflichtun-
gen habe . . . Aber hier ist einzusetzen. Es sind nicht nur die
neuen Reichen, und besonders ihre Frauen, denen man das Gewissen
wecken muß. Vielfach ists bei denen nicht einmal Herzensroheit,
sondern hauptsächlich Phantasiemangel (worin vorzüglich manche
junge Herren groß sind — sie denken nicht an das Elend der
Andern, wollen nicht daran denken und spüren eines milden Geistes
keinen Hauch.) Es ist nicht nur der Konjunkturgewinner, der zu
faul und zu herzensträge ist, Gutes zu tun. Es ist auch der neue
Mittelstand, dem es nichts ausmachte, wenn er monatlich einer
wohltätigen Stiftung zehn Mark überwiese. Aber lieber platzt er.
Und daß „viele Wenig ein Viel machen“, wird er niemals begreifen.

Dies ist kein Aufruf, irgendetwas Bestimmtes zu tun — und
ich mag auch Keinem in seinen Privatgeschmack hineinreden.
Aber wenn Sie wieder einmal in einer alten Manteltasche unver-
mutet zwanzig Mark finden, und wenn Sie einmal in einer Herzens-
falte unvermutet eine kleine Portion Güte auftreiben —: erinnern
Sie sich, bitte, dieser Zeilen.

Ignaz Wrobel

Der stille Ort

Man erzählte sich vom Kaiser, daß er in seinem berliner
Schlosse, worin die Republik nicht zuresidieren wagt, einen
stillen Ort gehabt habe, der gradezu phantastisch ausgebaut ge-
wesen sei. Man sehe da Cadiner Kacheln, die mit wilden Meer-
schiffen bemalt seien, und auch eine Torpedopfeife sei angebracht
(Gott allein weiß, zu welchem Zweck !) — und das Ganze gleiche
einem artigen Museumsstück. Vielleicht ist das nur eine Le-
gende, die das dankbare Volk um das Haupt des geliebten Herr-
schers gewoben hat; aber Legenden pflegen im innersten Sinne
auch dann wahr zu sein, wenn sie gar nicht wahr sind. (Sollte diese
aber nicht doch . . .? Die Claire schwört, in einem wilhelminischen
Jagdschloß eine solche Lokalität angetroffen zu haben, in der man für
IHN das betreffende Möbel mit rotem Plüsch ausgeschlagen habe.)
Wie dem auch sei: auf das Bild des hohen Herrn fällt eigentlich
ein kleiner Schatten. Denn so, wie der Mensch ist, wenn er allein ist,
so ist er. Und dieses war doch der Ort, wohin auch Jener —
einer alten Wendung zufolge — zu Fuß ging.

Das Verdienst, die Beschaffenheit dieses stillen Platzes mit aller
deutschen Gründlichkeit untersucht zu haben, gebührt dem In-
genieur Franz Maria Feldhaus, der eine kleine Kutturgeschichte
der Toilette geschrieben hat. (Privatdruck. Näheres bei der
Verlagsbuchhandlung der Quellen

forschungen, Feldhaus, Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 75.)

Das ist wirklich ein sehr interessantes Werk. Es erzählt von
den Abortanlagen früherer Zeiten, und schon die Terminologie ist
merkwürdig: der „private“, der „Danziger“, das „heimlich ge-
mach“, das „Profait“ und so durch viele Jahrhunderte.

Es ist immerhin einigermaßen lustig, zu betrachten, wie diese
durchaus unhygienischen und mitunter heftig massiven Dinge der
Herrn Dante und Walter von der Vogelweide und die großen
Päpste und Herrn Spinoza nicht gehindert haben, das Ihre zu
sagen und zu wirken. Es müssen also doch wohl noch andre Fak-
toren an der Weltgeschichte mitarbeiten als nur die Zivilisation.

Das Buch ist sehr belehrend: wußten Sie vielleicht, warum
unsre heutigen Einrichtungen so siphonartig ausgebuchtet sind?
Sie werden es aus dem Buch, das übrigens ebenso fleißig gearbeitet
wie reizvoll geschrieben ist, ersehen. Und ein Säufer ist darin,
der seinen Schmerbauch auf einer Schiebkarre vor sich herfährt,
weil er so dick ist wie Herr Chesterton; den Anfängen des
von Peter Altenberg kultivierten Pflanzenfaser-Papiers wird sorg-
sam nachgegangen; es wird erwiesen, daß in den Burggräben
nicht nur eitel Wasser schwamm; von Flohfallen ist die Rede und
von Fliegenpistolen ; die alten Nachtstühle sind da, die Groß-
papas des modernen Wassergestühls, und auch davon steht zu
lesen, daß in Paris anno 1495 nur Der seinen Nachttopf aus dem
Fenster schütten durfte, der vorher drei Mal gerufen hatte: „Gare
l‘eau !“ Heute liest man unvermutet die Kriegserinnerungen
unsrer geschlagenen Generale — und Keiner ruft vorher: Ach-
tung ! Sauce !“ Da kann das schrecklichste Unglück passieren.
Zurück zur Sache: Es ist ja bezeichnend, daß sich im Kriege
die deutschen Soldaten in den Schlössern Nordfrankreichs nicht
genug über die primitiven Einrichtungen verwundern konnten.
„Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen !“ Aber so
sehr die englische Sauberkeit, die erst spät auf den Kontinent über-
griff, zu loben ist: lieber Voltaire mit einer unmöglichen „Gelegen-
heit“ als ein Wasserzug mit dem kriegsbegeisterten Geheimrat X.

Das Buch ist wirklich lustig. Der Verfilmer Molo glaubte, das
Aeußerste an künstlerischem Naturalismus erreicht zu haben, als
er einmal Schiller in einem Bretterhäuschen dargestellt hatte.
Aber der Selige sang schon seinerzeit: „. . . haben die Kärr-
ner zu tun.“ Was hingegen Hans Reimann anlangt, so sammelt der-
selbe mit Recht seit Jahren die Inschriften in den geschwungenen

Porzellanbehältern, die unsre Wohnungen zieren. (Kennen Sie
das Ihre? Seltsam — Niemand kennt das.) Meine hatte er noch
nicht, und ich schenkte sie ihm. Sie hieß „Torreador“. Die neuen
Reichen werden ja wohl dazu übergehen, sich auch noch diese
Behältnisse aus Kitschwood machen zu lassen . . .

Und wenn ich nun noch erzähle, daß auch etwas von
Keuschheitsgürteln in dem Buche steht , so wird der Kriminalkom-
missar v. Behr von der Abteilung zur Förderung des außergeschlecht-
lichen Unzucht am berliner Polizeipräsidium wohl seinen Brun-
ner ausschicken. Das heißt, wenn der grade zuhause ist. Denn für
gewöhnlich reist er im Lande umher — bald bekommen wir aus
Hamburg Briefe, bald aus Süd deutschland — ; überall hält der
gute alte Mann seine Vorträge und desavouiert die Gerichte der
eignen Regierung. Gott schenke ihm ein langes Leben ! (Für
unsre Steuern.) Aber wenn ich so die Sittlichkeitsschnüffler im
Allgemeinen betrachte, dann muß ich doch immer an jene eines
Römers würdige Todesart denken an die edelste, die es überhaupt gibt:
In die Toilette springen und Wasser ziehen.

Peter Panter

Ueber den Fürsten

Wo ein Herr oder Fürst seines Amts oder Befehls nicht
wahr nimmt und läßt sich dünken, er sei nicht um seiner Unter-
tanen willen, sondern um seiner schönen gelben Haare willen ein
Fürst, als hätte ihn Gott darum zum Fürsten gemacht, daß er sich
seiner Gewalt, Guts und Ehre freuen solle, der gehört unter die
Heiden, ja er ist ein Narr.

*

In der Schrift sind nicht über sechs Könige gelobet worden.

*

Ein Markgraf zu Meißen hat gesagt: ein Fürst und Herr dürfte
sich nicht fürchten vor Denen, so fern von ihm sind, sondern vor
Denen, so ihm zunächst auf dem Fuße folgen. Denn Dieselbigen
wollten ihm viel lieber auch auf den Kopf treten.

*

Die Fürsten sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärg-
sten Buben auf Erden, darum man sich allezeit bei ihnen des Aerg-
sten versehen und wenig Guts von ihnen gewarten muß.

*

Du soltst wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsa-
mer Vogel ist um einen klugen Fürsten.

Luther

Zu diesem Krieg

Süß mag es sein, fürs Vaterland
Als Held zu sterben mit Freuden;
Doch haben wir so viel Verstand,
Um Fürstengeiz und Vaterland
Ein wenig zu unterscheiden.

Laßt uns bei dieser Schale Punsch
Dem Himmel danken, Ihr Lieben !,
Daß wir, nach unsrer Jugend Wunsch,
Nicht da sind, wo die Schalen Punsch
Durch Kugeln in Scherben zerstieben.
F. L. G. v. Gödiingk (1782)

Antworten

Württemberger. Sie wundern sich, daß der Theo- und Anthroposoph Rudolf Steiner hier nur ein Mal, von Morus, durchleuchtet worden ist. Vielleicht erscheint mir eine Wiederholung deshalb nicht allzu nötig, weil ich den Mann schon gekannt habe, als er des Amtes, das ‚Magazin für Literatur' zu redigieren, sich dadurch würdig erweisen wollte, daß er dem muckerischen Abstinenzlertum eine praktische Feindschaft von äußerstem Ingrimm bekundete. Den Blick und Anblick dieser verglasten Augen hab' ich nach fünfundzwanzig Jahren noch nicht vergessen. Daß sie inzwischen die Gabe erworben haben, ins Jenseits zu schauen, soll man mir nicht einzureden versuchen. Aber auch eine Warnungvor dieser Erscheinung ist meines Erachtens überflüssig. Ich halt es da mit Theodor Haecker: „Die Seelen, die verführt werden, sind ja von vorn herein krank und verlangen den geistlichen Arzt, der ihnen die rechte bekömmliche Speise geben kann; die feste nehmen sie nicht an. Das Zwielicht, in dem sie leben, und das dem Zwiegelichter den Eintritt bereitet, ist blind für die Klarheit des starken Wortes. Ist es auch zehnmal wahr, daß Kellnerseelen ohne Theosophie lange nicht so schleimig und schmierig sind wie solche mit Theosophie; daß ein Heiratsschwindler ohne Magie eine erfreuliche Erscheinung ist gegen einen mit Magie; daß der Rudolf Steiner unmöglich der Aar mit dem goldenen Gefieder ist, der die Seele zu dem Göttlichen emporreißt, sondern eine aus der Kloake des Simon Magus durch die Kanäle Jahrtausende schon faulender Gnostik zum Seelenfang heraufgetriebene, in allen Farben der Verwesung schillernde Ratte, die die arme Seele in den Schlamm zieht: dadurch stärke ich nur die starke und rette nicht die kranke Seele. Es nützte auch nicht viel, wenn Einer sagte, daß in einem bessern, nicht so sehr mit Mordanschlägen, Verbreitung von Lügen, Nahrungsmittelverderbung und Wucherfürsorge beschäftigten ‚christlichen' Staat gewisse Existenzen fast unter die Aufsicht der Polizei fallen könnten . . ." Das steht in der herzerquickend grobianischen Sammlung ‚Satire und Polemik' (erschienen im Brenner-Verlag zu Innsbruck), die Theodor Haecker als deutschen Pamphletisten großen Stils bekundet.

Stabsoffizier. In einem schlesischen Lokalblatt ereifert sich ein ehemaliger Rittmeister der Reserve H. v. Schimpff, seinem Namen entsprechend, über Ihr ‚Altes Heer'. Aber wie sollen wir denn jemals im Lande zur Ordnung kommen, wenn auch der leiseste Versuch, Schaden aufzudecken, mit dem gehauchten Ausruf beschwichtigt wird: „Pst, nicht so laut — das Ausland hörts !" Die ‚Weltbühne' erscheint nicht in Paris, sondern in Berlin, und die Möglichkeit, daß ein imperialistischer Franzose unsre Landesreinigung so ausbeutet, wie es die alten Rittmeister jahrelang mit den Erkenntnissen englischer und französischer Pazifisten getan haben, kann uns nicht hindern, hier immer wieder die Wahrheit zu sagen. Widerlegt sie doch ! Der Schimpff allein tut es nicht.

Germanist. Ihnen genügt nicht, daß hier am dreiundzwanzigsten März Ignaz Wrobel Herrn Adolf Bartels hingerichtet hat: Sie wünschen, daß an Herrn Professor Max Koch, Verfasser einer ‚Geschichte der deutschen Literatur' dieselbe Prozedur vollzogen werde. Aber da ist uns schon die Frankfurter Zeitung zuvorgekommen. Dort gelangt Werner Mahrholz nach sechs Spalten zu dem folgenden Ergebnis: „Ueberall da, wo deutschnationale Parteiliteratur, namentlich antisemitischer Färbung, in Frage steht, wird Lob über Lob gespendet, überall da, wo das heimliche Deutschland in Frage steht (es heiße nun George oder Dehmel, Hauptmann oder Wilhelm Schäfer, Paul Ernst oder Kolbenberger, Nietzsche oder Stifter), schweigt Koch entweder oder übt schärfste Kritik aus verschrobenem, unsachlichem Gesichtswinkel

heraus. Es ist klar, daß Koch für Wagner begeistert ist und Nietzsche im Grunde verabscheut; es ist klar, daß er für Dostojewski wie für alles Bedeutende kein Organ hat und ihn mit den schiefsten Ausdrücken charakterisiert; es ist klar, daß Koch immer und überall gegen den Geist und für die Mittelmäßigkeif optiert — Eines allein ist unklar, unwahrscheinlich, ja unmöglich zu verstehen: daß ein Machwerk wie diese sogenannte Literaturgeschichte, deren ganzer dritter Band einmal als Denkmal des Ungeistes aus unsern glorreichen Zeiten bestehen bleiben wird, von einem beamteten Hüter deutschen Geisteslebens, von einem zur Sachlichkeit venpflichteten Wissenschaftler, von einem der Nation verantwortlichen Schriftsteller geschrieben werden und in einem angesehenen Verlag wie dem Bibliographischen Institut noch im Jahre 1920 einer vierten, neubearbeiteten und vermehrten Auflage gewürdigt werden konnte."

Rechtsanwalt Adriani in Potsdam. Sie schreiben mir: „Am achten Juli wurde einer meiner Bekannten aus Potsdam in dem Restaurant ‚Neue Börse' zu München, Maximiliansplatz, zusammen mit einem münchner Verlagsbuchhändler von Kriminalbeamten verhaftet und, trotzdem den Beamten Militärpapiere und andre Ausweise vorgelegt wurden, zur Polizei geschleppt, weil einer der beiden Herren, der seit zwölf Jahren an einer Hornhautentzündung leidet, wegen dieses Augenleidens die Speisekarte mit einer Lupe studiert hatte. Erst als durch Ermittlungen festgestellt war, daß der Verlagsbuchhändler tatsächlich in München wohnt, wurden die beiden Herren entlassen. Da überrascht wohl nicht, daß in München an den Straßenecken Plakate angeklebt waren, die zum Abfall vom Reich aufforderten, falls das Gesetz zum Schutz der Republik angenommen würde; auch nicht, daß in München Polizeibeamte ihre Helme immer noch mit dem königlichen Abzeichen schmücken." Nein. Aber in München wird sicherlich überraschen, daß man danach den Mahnruf wiederholt: Reisende, meidet Bayern !

Kurt Sp. in Oldenburg. Sie schreiben mir über den „Auftraggeber" der deutschen Helden, die Harden überfallen haben, den „Verlagsbuchhändler" Grenz: „ Verlagsbuchhändler? Den Titel hat er sich billig erworben. Er kam hierher vom Baltikum oder Grenzschutz und arbeitete im Torfmoor. Dann machte er plötzlich in Antisemitismus, Monarchismus und ähnlichen Branchen, bekam Gönner, mietete sich zwei Zimmer, stellte in das eine ein paar Bücher und malte sich vor das einzige Fenster dieser großen Buchhandlung im ersten Stock einen riesigen Stahlhelm mit der Unterschrift: Vaterländische Schriften. Das Alles geschah vor kürzester Zeit. Im ‚Stahlhelm' spielte er auch seine Rolle. Dort faßte er so tief Wurzel, daß die Zweidrittelmehrheit für seinen Ausschluß nicht zu erlangen war. Richtig an die Oeffentlichkeit trat er erst auf einer Vorsonnenwendfeier. Dort hielt er ein Thing ab und brach über sämtliche deutschen Minister einzeln den Stab. Ich wollte mich daraufhin nach meiner Rückkehr eingehend mit ihm beschäftigen. Nun ist er ja schon festgesetzt. Er dürfte bezahlter Agent der Organisation C. gewesen sein. Der Kerl war sittlich und seelisch verkommen." So wirds ihm in dem Lande der Gagern an mildernden Umständen, Amnestie und Karriere nicht fehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die europäischen Generalstäbe vor dem Weltkrieg

von Max Graf Montgelas

I.

In der klassischen Einleitung zum Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg 1870/71 sagt Feldmarschall Graf Moltke:

> Zu den Aufgaben des Generalstabes im Frieden gehört es, für alle wahrscheinlichen kriegerischen Eventualitäten die Gruppierung und den Transport der Truppenmassen in detailliertester Weise zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im voraus bereit zu halten.

Die Generalstäbe aller Länder haben seitdem nach diesem allseitig als richtig anerkannten Leitsatz gehandelt und würden es für eine unverantwortliche Pflichtvergessenheit erachtet haben, von einem Kriegsfall unvorbereitet überrascht zu werden. Durch peinlich genaue Vorarbeiten war die Ergänzung des Heeres auf Kriegsstärke und die Beförderung der Truppen an die Grenze geregelt. Die Maßnahmen hatten auf den Befehl: „Mobilmachung befohlen, der . . . te ist der erste Mobilmachungstag“ automatisch zur Durchführung zu gelangen. In Besprechungen der Generalstabschefs mit besonders befähigten Offizieren, bei Uebungen auf der Karte und auf Generalstabsreisen wurden die bereitgelegten Operationsentwürfe stets erneuter Prüfung unterzogen. Ebenso sorgfältig wie bei den kontinentalen Militärmächten waren in England die Mobilmachungsvorbereitungen für Heer und Flotte getroffen. Mit Stolz rühmt das englische Admiralstabswerk, daß die Kriegsmaschine infolge des Zusammenarbeitens aller beteiligten Militär- und Zivilministerien einen kaum übertreffbaren Grad von Vollkommenheit erreicht hatte.

Die folgerichtige Durchführung der Lehre Moltkes hätte nun erfordert, daß in den verbündeten Ländern die Vorbereitungen nicht auf das eigne Heer beschränkt blieben, sondern daß in regelmäßig wiederkehrenden Konferenzen aller beteiligten Generalstäbe die Mobilmachung, der Aufmarsch und die Operationspläne der gesamten verbündeten Streitkräfte beraten und in allseitig verpflichtenden Vereinbarungen festgelegt wurden.

Diesen Forderungen sind der französische und russische Generalstab in weitgehendem Maße nachgekommen. Auf das diplomatische Abkommen zwischen der französischen Republik und dem Zarenreiche von 1891 folgte schon im nächsten Jahre der Abschluß einer sehr genau durchdachten Militärkonvention, die alsbald Vertragskraft erhielt, und worin die Verpflichtung zur Mobilmachung der beiden Heere genau geregelt, in jedem Kriegsfalle mit dem Dreibunde — auch wenn die Ursache des Konflikts bei Oesterreich oder Italien liegen sollte — das deutsche Heer als Hauptoperationsobjekt bezeichnet und die Zahl der von jedem Partner einzusetzenden Streitkräfte genau bestimmt war. Ab 1911 wurden die Protokolle dieser Generalstabskonferenzen den Regierungen beider Länder unterbreitet, sodaß sie als politisch bindende Verträge anzusehen sind. Wie genau diese Vereinbarungen waren, dafür nur zwei Beispiele: 1892 bestand der Plan; sofort am

ersten Mobilmachungstag zwei russische Kavallerie-Divisionen in Ostpreußen einfallen zu lassen. Nach dem Protokoll von 1913 wollte Frankreich am zehnten, Rußland am fünfzehnten Mobilmachungstage den Aufmarsch größtenteils vollendet haben; der französische Angriff sollte am elften, der russische unmittelbar nach dem fünfzehnten Mobilmachungstag beginnen. Diese Erklärung von berufenster Stelle zerstört die Legende von der angeblich außerordentlichen Langsamkeit der russischen Mobilmachung.

Auch mit England hat Frankreich sofort, nachdem 1905 die entente cordiale hergestellt war, militärische Besprechungen für die Land- und Seestreitkräfte durchzusetzen gewußt. Oberst Repington hat enthüllt, daß die von Sir Edward Grey ohne Wissen des Parlaments, ja ohne Verständigung des Gesamtkabinetts übernommenen militärischen Verpflichtungen schon von Lord Lansdown eingegangen waren. Lord Haldane, damals Kriegsminister, erzählt, daß er gemeinsam mit dem französischen Militärattaché schon Anfang 1906 für das englische Expeditionskorps einen „Versammlungsraum gegenüber der belgischen Grenze“ ausgesucht habe. Marschall Joffre hat vor der Untersuchungskommission über die vorzeitige Räumung des Gebiets von Briey genaue Angaben über die „bis in die Einzelheiten vorbereitete Mitwirkung der englischen Armee“ gemacht.

Gegenüber diesen genauen Vereinbarungen der Entente geschah auf Seite der Zentralmächte nur Unzulängliches. Erst drei Jahre nach Abschluß des deutsch-oesterreichischen Bündnisses, im Sommer 1882, fand eine erste Besprechung der Generalstäbe statt, wobei Bismarck ausdrücklich darauf bestand, daß es sich nur um einen Gedankenaustausch handeln und keinerlei bindende Beschlüsse gefaßt werden durften. Die Eröffnungen, die Graf Waldersee in Vertretung des Feldmarschalls Moltke an Oesterreich machte, waren dann auch sehr allgemein gehalten. Während der folgenden neun Jahre kam es zu keinen Abänderungen oder Ergänzungen. Aus den Akten über die Aera Bismarck ist bekannt geworden, mit welcher Schärfe der Kanzler während der großen europäischen Krise von 1887 sich dem Versuche Wiens widersetzte, doch endlich bestimmte militärische Vereinbarungen zu erreichen.

Der Nachfolger Waldersees, Graf Schlieffen, leitete 1892 mit seinem oesterreichischen Kollegen, General Freiherrn v. Beck, eine Korrespondenz ein, die jedoch schon 1896 wieder eingestellt wurde, da sich die beiden Generale über den Aufmarsch gegen Rußland nicht einigen konnten. Erst die Zuspitzung der politischen Lage im Winter 1908/1909 machte es unumgänglich, die unterbrochene Fühlung wieder aufzunehmen. Es kam damals zwischen den Generalen v. Moltke und v. Conrad, und zwar dank der Initiative Conrads, zu einem schriftliche Gedankenaustausch, der zwar ebenso wie 1882 mit Wissen und Biligung der politischen Leitung geführt wurde, aber ebenso wenig wie damals politisch bindende Verpflichtungen herbeiführte. Der Fachmann vermißt auch hier volle Einigung. Vertragsmäßige, von den Regierungen ratifizierte Uebereinkommen militärischer Art wie zwischen Rußland und Frankreich, alljährlich erneuerte militärische Besprechungen wie zwischen Frankreich und Rußland einerseits, Frankreich und England andrerseits gab es zwischen den Zentralmächten nicht. Nur mit Italien bestand eine Militärkonvention.

II.

Die Vorbereitungen für eine gemeinsame Kriegführung waren somit von den Ententemächten in viel sorgsamerer Weise getroffen als bei ihren Gegnern. Erst als eine akute Kriegsgefahr im Osten auftauchte, nahmen der deutsche und der oesterreichische Generalstab einen seit zwölf Jahren unterbrochenen Gedankenaustausch wieder auf, dessen weitere Verschiebung ein gradezu strafbarer Leichtsinn gewesen wäre. Es ist ferner in keiner Weise zutreffend, wenn der Briefwechsel Conrad— Moltke, wie das Heinrich Kanners Aufsatz: ‚Das Urbild zum Weltkrieg' (in Nummer 29 der ‚Weltbühne') tut, als Ausfluß eines Kriegswillens gedeutet wird. Es war unbedingte Pflicht, sich gegen eine Eventualität vorzusehen, die auch der größte Friedensfreund nicht als ausgeschlossen bezeichnen konnte. Der Militär wird sogar tadeln, daß der Gedankenaustausch so spät und in so unbestimmter Form erfolgte, ferner daß er nicht ständig fortgesetzt, und daß er nicht nach französisch-russisch-englischem Muster durch jährliche Besprechungen ergänzt wurde. Selbst der Laie wird zugeben müssen, daß im Jahre 1914 durch die dreijährige Dienstzeit in Frankreich, die ungeheure Verstärkung der russischen Armee, die außerordentliche Beschleunigung ihrer Kriegsbereitschaft, endlich die Vergrößerung Serbiens fast auf das Doppelte seines frühern Umfangs eine gegenüber 1909 völlig veränderte Lage entstanden war. Man kann daher nicht behaupten, daß nach diesen fünf Jahren „die beiden Militärchefs kein Wort mehr über militärische Vorkehrungen mit einander zu sprechen" gehabt hätten. In diesem Zeitraum hatten sich Truppenstärken, Bewaffnung und Aufmarschverhältnisse in allen europäischen Staaten gründlich verändert. Die beiden Balkankriege hatten viele neue Erfahrungen auf operativem und taktischem Gebiete gebracht.

Wie wenig insbesondere General v. Moltke von Weltkriegswünschen erfüllt war, beweist grade sein Brief vom einundzwanzigsten Februar 1909, worin er sagt, daß die Gefahr, die in der Durchsetzung Europas mit Ententen und Bündnissen liege, eine Gewähr dafür bilde,

> „daß keiner der großen Staaten wegen der serbischen Ambitionen die Kriegsfackel entzünden werde, die das Dach Gesamteuropas in Brand setzen kann".

Und wenn er am vierzehnten April bedauert, daß für Oesterreich

> „eine Gelegenheit unbenützt vorübergegangen ist, die unter so günstigen Bedingungen sich nicht so bald wieder bieten dürfte",

so kann man daran vielleicht aussetzen, daß der General den serbischen Wünschen nach nationaler Vollendung nicht gerecht wird, aber auch aus diesem Satz spricht das genaue Gegenteil eines Kriegswunsches, denn Moltke hielt die Gelegenheit eben deshalb für günstig, weil er fest überzeugt war,

> „daß es gelungen sein würde, den Krieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien zu lokalisieren",

das heißt also: den Weltkrieg zu vermeiden.

III.

Ein Irrtum ist es auch, wenn in dem Aufsatz „Das Urbild des Weltkriegs" der Briefwechsel Conrad— Moltke als die bisher einzige Quelle über die militärischen Vorbereitungen der Zentralmächte hingestellt und behauptet wird, die deutschen militärischen Dokumente seien „unter strengem Verschluß" geblieben. Schon längst sind alle

Denkschriften des großen Generalstabes an das Auswärtige Amt seit 1909 durchforscht, ist darüber dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß Bericht erstattet. Das Ergebnis ist veröffentlicht: daß sich kein Bericht findet, der einen Präventivkrieg befürwortet. Ueber den Schriftwechsel zwischen Generalstab und Auswärtigem Amt in der Zeit vom vierten bis dreiundzwanzigsten Juli 1914 ist ein Inhaltsverzeichnis, die Schriftstücke vom dreiundzwanzigsten Juli an sind im Wortlaut veröffentlicht. Die allmähliche Entstehung des deutschen Operationsplanes seit 1871 ist in einer Ausführlichkeit geschildert, die vermutlich das Verständnis manches Laien übersteigt. Alle wichtigen Stücke der Mobilmachungsabteilung des Preußischen Kriegsministeriums ab Anfang Juli 1914 sind veröffentlicht.

Eine besondere Begründung dafür, warum die etwa fünfhundert einschlägigen Aktenbände des Preußischen Kriegsministeriums nicht in vollem Wortlaut abgedruckt worden sind, ist wohl überflüssig. Kein Verleger würde ein solches Werk herausgeben, kein halbes Dutzend Leser würden sich dafür finden. Das bisher Veröffentlichte genügt reichlich, um auch dem schwärzesten Argwohn zu zerstreuen. Wenn das Kriegsmimsterium am vierten Juli 1914 trotz dringender Vorstellungen des Munitionsreferenten 3 500 000 Mark an der Munitionsforderung für das Rechnungsjahr 1915 absetzt, wenn es am neunten Juli 1914 den Verproviantierungstermin für die Festungen Straßburg und Neu-Breisach verschiebt und darüber erneuten Bericht zum ersten April 1915 verlangt, so genügt das wohl, um zu beweisen, daß keine Vorbereitungen für einen im Juli 1914 geplanten Krieg getroffen wurden.

Veröffentlicht sind ferner unter anderm die Dokumente darüber, daß in Deutschland die Rückberufung der Urlauber in den letzten Abendstunden des neunundzwanzigsten Juli, drei Tage später als in Frankreich, erfolgte, daß am dreißigsten Juli eine kaiserliche Anregung auf Verstärkung der Grenzcorps durch Reservisten nach Vortrag des Kriegsministers unterblieb, daß am Abend des dreißigsten Juli ein Antrag des Generalkommandos Metz auf Aufstellung des Grenz- und Bahnschutzes abgelehnt, daß noch am ersten August der Antrag desselben Corps auf Bewilligung von ganzen 2415 Mark für Automobilsperren an der Grenze im Kriegsministerium als zu hoch befunden wurde !

Was endlich Oesterreich-Ungarn betrifft, so stimmt die Behauptung nicht, daß dort noch „kein Zettelchen veröffentlicht ist". Die wichtigsten Dokumente, ja die einzigen, auf die es für ein größeres Publikum überhaupt ankommt: die Handschreiben Kaiser Franz Josefs und die Befehle des oesterreichisch-ungarischen Kriegsministeriums über die Teilmobilmachung am fünfundzwanzigsten Juli und die allgemeine Mobilmachung am einunddreißigsten Juli mittags, sind schon im Jahre 1919 von mir erholt und dann in den Veröffentlichungen des Untersuchungsausschusses abgedruckt worden. In unzähligen Tabellen und Schriften ist inzwischen auf diese Dokumente von ganz besonderer Wichtigkeit hingewiesen worden, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, ja sogar in einigen wenigen wahrheitsliebenden französischen Blättern.

Wenn noch nicht alle militärischen Dokumente, die ich dem Untersuchungsausschuß vorgelegt habe, veröffentlicht sind, insbesondere die Nachweise über die im Vergleich zu den Gegnern völlig unzulängliche Munitionsausrüstung Deutschlands, so scheint doch jetzt schon

eher zu viel als zu wenig veröffentlicht zu sein. Denn es scheint, daß auch das bisher Veröffentlichte nicht genügend gelesen wird. Auf andre Weise kann ich mir die Klage nicht erklären, daß die militärischen Dokumente in Deutschland „unter hermetischem Verschluß" sich befanden, und daß von oesterreichischen Dokumenten „noch kein Zettelchen" veröffentlicht sei.

Reise nach Italien **von Fritz Schiff** (Schluß)

Der historische Haß gegen Frankreich sitzt wieder metertief im Bürgertum — das Proletariat spielt ja in Rom kaum eine Rolle und fühlt im übrigen auch nicht viel anders darin. Wie ist dieser Haß wieder akut geworden? Nun, erstens einmal, weil Italien doch nicht Alles gekriegt hat, was es erhofft hatte. Man hatte von Corsica, Nizza und Savoyen geträumt. „Hätten wir das gewußt, hätten wir vielleicht schon lieber das oesterreichische Angebot von Trento und Triest angenommen." Vor allem aber wegen Jugoslawien. Schließlich auch, weil jeden Italiener die groteske Dummheit und Ungerechtigkeit der Friedensverträge ehrlich empört (zum mindesten, solange Italien keinen Vorteil davon hat).
*

Uebrigens ist das Italienische für einen Deutschen schwerer erlernbar als deutsch für einen Italiener. Der Italiener kann, wenn er Ausdauer hat, sämtliche deutschen Wörter und Phrasen erlernen. Was aber der Deutsche erlernen kann, ist nur die eine Hälfte der italienischen Sprache, nämlich die druckbare. Die andre, ebenso große Hälfte: der Betonungen, Cadenzen, Gesten aller Körperteile, Stimmfärbungen, mimischen Veränderungen: lasciate ogni speranza !
*

Einige Kaufleute schimpfen ernstlich, die meisten Bürger aber — eben weil sie keine Kaufleute, sondern Beamte sind — nur sehr theoretisch auf den nuovo imperialismo germanico. Sogar mit einigem heimlichen Stolz auf den großen Bruder und Freund, versteht sich. „Ha ricomminciato l'invasione teutonica nel commercio ed industria. Nun ja, bei. der Valuta", fügen sie begütigend und entschuldigend hinzu, nämlich sich, daß sie diese invasione dulden. Dann aber wieder freundschaftlich mahnend: „Der deutsche Imperialismus war die Wurzel alles Uebels in der Welt." „Sehr richtig — und wie ist es mit dem englischen oder französischen?" „Altro die ! Der ist nicht besser, vielleicht noch schlimmer. Die inglesi tun so, aber sie sind auch Räuber „ „Ausgezeichnet, dann sind wir ja einig. Aber wie ist es mit Fiume? Und vor allem mit Deutsch-Tirol, das Ihr euch hübsch eingesteckt habt?" „Come? Che centra qui il Tirolo? Wie? Was? Was hat Tirol, was haben unsre Alpen mit Imperialismus zu tun? Italien hat, wie jedes Land, den natürlichen Drang, sich auszudehnen, das liegt nun einmal in der Psyche der Völker. Soll Italien zusehen, wie England sich Rußland (!), Frankreich la Rhenania und beide sich halb Kleinasien holen? Diavolo ! Wir sind auch eine Großmacht !" „Aber über den englischen und französischen Imperialismus schimpft Ihr?" „Per dire la verità, welche Vorteile bringt uns denn das bißchen Tirol mit seinen paar nationialistischen

Deutschen? Però sono ragioni militari, man muß sein eignes Haus schützen, wenn man einmal unvorbereitet überfallen worden ist.“ „Das glaubt Ihr doch allein nicht.“ „Caro mio, l‘ Austria, das war der Erbfeind, der mußte erst zu Boden geschlagen werden. Jetzt wollen wir gute Nachbarschaft halten.“ „Ja, nachdem Ihr ihn gründlich bestohlen habt.“ „Be’, die vuole, das ist Kriegsrecht. Das Vaterland über Alles, das Wohl des Vaterlandes rechtfertigt jede Handlung.“ Amen. Unsern Alldeutschen muß doch das Herz im Leibe lachen bei dieser Argumentation. Ich schlage vor: man übersetze diese Antworten in alle Sprachen zum Gebrauch für die Nationalisten und Imperialisten aller Völker. Nicht Zutreffendes ist durchzustreichen. Es wird sich schon ein gesinnungstüchtiger schwarz-weiß-roter Verleger dafür finden. Die Internationale der Nationalisten, die Internationale nicht des Geldes — Geld ist eine ganz sekundäre Macht —: die Internationale der bürgerlichen Gesinnung. Das heißt: aller Derer, die im Verkehr der Menschengesellschaften untereinander jedes sittliche Gebot, jede moralische Hemmung für nicht existent erklären und bedenkenlos dem Spiegelbild ihrer persönlichen Triebe, den Kollektivtrieben, folgen. Die Internationale des Körpers, daher ihre tiefe und haßvolle Furcht vor allem Geistigen. Rote Armeen schrecken sie nicht, Armeen, das ist ihr Fach, darin sind sie Meister: aber der Geist im Einzelnen oder in der Masse, das macht ihnen Grauen. „Ausradieren !“ schreien sie und glauben durch Mord und Mißhandlung der Einzelnen den Geist allmählich ausrotten zu können. Und was tun wir? Wir sehen zu, wie Lehrer und Professoren, denen Egoismus und Kritiklosigkeit das Gehirn völlig umschleiert hat, weiter mit System der Jugend vergiften, und vertrauen im übrigen darauf, daß der Sozialismus gut bei den Parteien schläft. Buona notte !

*

Die Bettler sind um die Kriegsinvaliden vermehrt, fürchterlich viel Blinde. Im gefährlichsten, schmalsten Straßengewühl stehen sie, klappern mit den Tellern und singen: „Bee — nefattori vi raccomando un povero cieco. Wohltäter, ich empfehle euch einen armen Blinden; Bee — nefattori !“ Auf dem ponte Sisto gleitet ein junger Mann auf seinen Kniestümpfen hin und her, mit fast anmutiger Bewegung rutscht er geschmeidig auf jeden Vorübergehenden zu, den rechten Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger scharf auf ihn gerichtet: „Lei“ — und wie akzentuiert er dieses „Lei“ ! — è l‘uomo per autare un povero invalido, per far sopportabile la vita ad uno storpio disgraziato ! Sie — Sie sind der Mann, einem armen Invaliden zu helfen, das Leben einem unglücklichen Krüppel erträglich zu machen.“ Solches und Aehnliches erfindet und singt er den ganzen Tag. Guter Schauspieler? Denkt nicht daran — ummittelbarer Ausdruck seiner ständig ihn schüttelnden Empörung. Er sieht die Gesunden vorübergehen — und er ist wie ein Tier an den Boden gebannt?“ Ja, seid Ihr denn wahnsinnig, habt Ihr imboscati, Ihr Drückeberger, Kriegshetzer, Ihr Unverstümmelten, zum Teufel, denn mehr Recht auf eure gesunden Beine, auf Schmerzlosigkeit, auf Glück? Begreift Ihr nicht, daß hier am Boden eine Welt liegt, die genau so groß, genau so viel wert ist wie die eure? Ja? Dann habt Ihr aber auch das Recht, nein, nicht Recht, die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, mir zu helfen !“ Haltet durch:

nach dem endgültigen Siege ist der Dank des Vaterlandes euch gewiß. Gewiß !

Einige Schritte weiter steht ein Posten vor einer Kaserne (allerdings heimlich Zeitung lesend). Er bewacht das dankbare Vaterland, dieses menschenfressende Ungeheuer von zentralisiertem, systematisiertem Staat.
*

Die römischen Mädchen haben sich emanzipiert, nein, europäisiert. Die nordeuropäische Emanzipation war durch eine Vergeistigung der Frau bedingt, die Frau wurde ebenbürtiger Partner. Aus dem römischen Mädchen — Objekt, aber dem unberührten — wurde durch die Emanzipation nicht ein Subjekt — no, la donna resta un pezzo di carne nel letto — sondern wieder ein Objekt, aber diesmal ein viel zu berührtes. Ueberall, nicht nur in Rom, sieht man jetzt diese Pärchen, meist aus der piccola borghesia. Sie sehen gut aus, Toulouse-Lautrec hätte seine Freude daran gehabt. Aber in Einem stehen sie turmhoch über dem berliner „Verhältnis“ und seinem „Herrn“: Nie geht es um Geld, alles ist passione, amore. Gehts schief, dann knallt oder sticht er sie, er sich, sie ihn, sie sich, sie Beide einen Dritten ab, vor ihrem, vor seinem Fenster, alle guten Kombinationen, jeden Tag spaltenlang in den giornali zu lesen. Diese Ganzheit der Menschen söhnt uns mit allem aus.
*

Ein Franzose bittet mich auf dem Forum um Auskunft — wir kommen ins Gespräch: „Vos italiens . . . .“ „Mais moi je ne suis pas italien.“ „?? Russe, americain? . . . Alle — mand? Vous ne semblez allemand du tout !“ Er fragt: „Vous avez fait soldat?“ „Natürlich.“ „Wo waren Sie überall? auch bei uns in Frankreich? Ja? Wo? An der Somme, in der Champagne, bei Verdun, überall? Ich auch. Wann waren Sie in der Champagne? Im Frühjahr 1917? Was? Genau zur selben Zeit war ja auch ich da. Eine böse Gegend. Euer Artilleriefeuer, verdammt nochmal !“ „Na, und euers !?“ „Was wollt Ihr: die französische Artillerie schoß ja doch bloß immer in unsern eignen Graben hinein.“ „Beruhigen Sie sich: das tat die deutsche Artillerie auch, und zwar mit bemerkenswerter Sicherheit.“ Wir tauschen weiter Erinnerungen aus und freuen uns wie die Kinder, die, Erziehern entwischt, verbotenerweise zusammenkommen. Der Franzose: „Nicht gut Krieg, allemand bon, français bon, schlecht les gouvernements, le Kaiser, le Bettmann-Ollweg, le Indenburg (leider vergißt er le Ludendorff), mais aussi chez nous, c'est toute la même chose partout.“ Wir trennen uns bald. Wie stark könnte die Internationale der Kriegsteilnehmer sein, Derer, die am tiefsten in das Elend geschaut haben und durch gemeinsames Erlebnis über alle Grenzen hinweg stärker verbunden sind, als je alle sozialistisch-materialistische „Wissenschaft“ und alle „Parteisekretärskonferenzen“ es ausknobeln können. Aber wir haben geduldet, daß die Internationale der Nationalisten inzwischen alle ehemaligen Etappenschweine als alleinige Kriegsteilnehmer reklamiert hat.
*
In der menschenvollen via Toledo in Napoli platzt ein Automobil. Ein Arbeiter wird verwundet. Im gleichen Augenblick sind aus dem

Boden gezaubert: Droschken, carrettini, Automobile, die sich anbieten, den Verwundeten fortzubringen. Zwei carabinieri, zwei guardie regie, eine guardia municipale bemühen sich um den Mann. Die Straße ist sofort gesperrt von einem unentwirrbaren Knäuel von Menschen. Im nächsten Augenblick ist der Verwundete auf ein carrettino gehoben, eine guardia sitzt neben ihm, ein Mann, der sich als professore medico ausgibt, setzt sich dazu, hinten an eine Querstange hängt sich ein Junge. In allen nahe gelegenen Geschäften reißen die Leute an den Telephonkurbeln, um das ospedale zu verständigen, und vor dem carrettino rasen Radler, die Ankunft des Verwundeten anzukündigen. Das Ganze dauert vielleicht zwei Minuten.

*

In piazza Medina stehen alle Trambahnen eine kurze Weile still: Ein Junge, der Durst hat, trinkt Wasser aus den Schienen. Niemand versucht, ihn dabei zu stören, das Recht der Majorität geltend zu machen. Ein Polizist sollte es nur einmal wagen ! Das Recht der freien Persönlichkeit, des Individuums über Alles. Dieses Volk hat noch einen sehr weiten Weg, nicht bis zur Besetzung von Fabrikgebäuden, aber bis zum Sozialismus. Vielleicht hört der Sozialismus in Italien schließlich überhaupt mit der Besetzung der Fabriken auf, als bloße Machtfrage. Viel weiter ist ja schließlich das Christentum in diesem Volk von geborenen Positivisten auch nicht gekommen, immer abgesehen von einzelnen Persönlichkeiten wie Benedikt, Antonius oder Franz.

*

Im museo di San Maria di Donna Regina verfallen bedeutende Fresken römischer und sienesischer Maler des allerfrühesten vierzehnten Jahrhunderts, erste Bekenntnisse abendländischer Sehfreudigkeit. Der Vorraum ist jetzt Versammlungslokal napolitanischer Arbeitsloser. „E gente cattiva ! Schlechtes Volk, sono communisti“, flüstert mir der Kustode unter Gruseln zu. Jawohl, gente cattiva, weil sie arbeitslos sind und Existenz und Essen für sich und ihre Familien verlangen. Darum taugen sie nichts. Unter allen Völkern behaupten sie es ja, die Satten. Die hungernden Menschen in Rußland taugen wahrscheinlich auch nichts. Und warum dieser Hunger überall? Weil wir, jawohl wir, zulassen, daß einige Wenige gemästet sind, sich weiter mästen dürfen und zu dumm, schlecht, träge, furchtsam, machtgierig, verlogen und erbärmlich sind, auf Das zu verzichten, was sie weit, weit über das Notwendige hinaus besitzen. Ein Fresko im museo zeigt den gefesselten, von Soldaten geschleppten und geprügelten Christus, von Bürgern vor den Vollstrecker ihres Willens — von ihnen iustitia genannt — , gezerrt. Ach, das ist ja längst in den Schatten gestellt durch die Gegenwart !

*

In Padova bin ich nicht mehr in Italien. Italien fängt erst südlich des Appennin an. Nur der weiße Staub ist noch da — und Giotto und Mantegna, der „Santo“, der „Gattemelata”, und überhaupt: es ist doch noch Italien.

*

Schon vor Bozen höre ich aus dem Nebenabteil: „Die berliner Judenregierung . . .“ Na also, da wären wir ja wieder.

Wat Grotmudder vertellt von Ignaz Wrobel

> Er bat Rostow, zu erzählen, wie und wo er verwundet worden
> sei. Diese Aufforderung war Rostow willkommen, und so begann
> er denn, zu erzählen, und geriet während der Erzählung immer
> mehr in Eifer. Er erzählte seinen Zuhörern von dem Kampfe bei
> Schöngrabein völlig in derselben Weise, wie Leute, die an Kämpfen
> teilgenommen haben, gewöhnlich von diesen Kämpfen erzählen, das
> heißt so, wie sie es von andern Erzählern gehört haben, so, wie
> es in der Erzählung sich schön ausnimmt, aber ganz und gar nicht
> so, wie es sich wirklich zugetragen hat. Rostow war ein wahr-
> heitsliebender junger Mann und hätte um keinen Preis eine Un-
> wahrheit gesagt. Er begann seine Erzählung mit der Absicht,
> alles genau so darzustellen, wie es geschehen war; aber unmerk-
> lich, unabsichtlich und unvermeidlich geriet er in eine unwahre
> Darstellung hinein. Hätte er diesen Zuhörern, die, wie er selbst,
> schon unzählige Male Schilderungen von Attacken gehört und sich
> danach eine bestimmte Vorstellung von dem Wesen einer Attacke
> im Kopfe zurechtgemacht hatten und nun eine dieser Vorstellung
> genau entsprechende Erzählung von ihm erwarteten, hätte er denen
> die Wahrheit gesagt, so hätten sie ihm entweder nicht geglaubt,
> oder sie hätten, was noch schlimmer gewesen wäre, gedacht,
> Rostow sei selbst schuld daran gewesen, daß er nicht das Selbe
> erlebt hatte, was Erzähler von Kavallerie-Attacken sonst gewöhn-
> lich erlebt haben. Er durfte ihnen einfach nicht erzählen, daß sie
> alle Trab geritten waren, und daß er vom Pferde gefallen war, sich
> den Arm gequetscht hatte und dann aus Leibeskräften von den
> Franzosen weg in den Wald gelaufen war. Außerdem hätte er,
> um einen wirklich wahrheitsgemäßen Bericht zu liefern, sich mit
> Anstrengung dazu zwingen müssen, nur das tatsächlich Geschehene
> zu erzählen. Die Wahrheit zu erzählen, ist sehr schwer, und
> junge Leute sind dessen selten fähig.
>
> Tolstoi: Krleg und Frieden

Ich habe durch Zufall ein Kriegsbüchlein entdeckt, darin ein Jahr
Krieg dargestellt ist, das ich sehr genau kontrollieren kann:
ich bin nämlich dabei gewesen. Name und Titel des Büchleins
tun nichts zur Sache, Darstellung und Verfasser sind an sich
belanglos: es macht nur einen diebischen Spaß, dem Koller eines
braven Mannes, der plötzlich das Großgedruckte im Plötz er-
leben darf, die nüchterne Realität gegenüberzustellen. Ich
muß zuerst sagen, daß das Büchlein von den Armierungssoldaten
handelt, daß der Verfasser, ein Buchhändler von Profession,
ein anständiger und tapferer Soldat war, der sich späterhin
freiwillig zur kämpfenden Truppe meldete und sich dort sehr
gut geschlagen haben soll. Gegen die Ueberzeugungstreue des
Schreibers ist also nichts zu bemerken; wir haben es hier nur
mit einem typischen Fall zu tun, wo der nationalistische Wahn
ein Hirn völlig benebelte. Es ist kein erlogenes Wort in dem
Büchlein — und kein wahres. Das ist kein Buch — das ist

eine Literatur. Ungerechnet die Veränderungen, die die Dinge bei jedem literarischen Laien durchmachen — denn wenn der die Feder in die Hand nimmt, fängt er allemal an zu „dichten“ —: aber hier hat sich Einer vorgenommen, sein Stück Kriegsgeschichte so und nicht anders zu erleben. Und er erlebte es. Auch nicht Eine Stimmung war so, wie sie dargestellt wird, kein Augenblick hat unter den Mannschaften diese Gesinnung oder eine solche Begeisterung geherrscht — Jagdgeschichten, Jagdgeschichten. Weil es aber ein Schulfall der deutschen Kriegserinnerung ist, deshalb wollen wir mal.

*

Nach einer Vorrede voll von Unrichtigkeiten und einem reizvollen Aufruf ‚An den deutschen Buchhandel’ (denn was der Kaiser kann, das kann auch ich !), geziert durch die schöne Stelle: „Die Buchläden werden leer werden, die Verlagstätigkeit wird stocken“, hebt es an:

> Der Krieg ruft uns zunächst zum wilmersdorfer Tanzlokal. Das ist wie ein Abschiednehmen von der Lebenslust, vom heitern Frohsinn und von den französlichen Frauen. Die Papierguirlanden hängen zerrissen von der Decke . . . Ein großes Plakat sagt, daß vom Trinken das Glück abhängt und vom Leben der Genuß. Wie muß doch diese Welt einmal schal gewesen sein !

Das ist echtes 1914. Nun wird Alles anders ! Aber ganz abgesehen davon, daß wir auch ohne den Krieg nicht grade diese Art Lustigkeit bevorzugt hatten: wer dies getan hatte, tats weiter — und erst recht im Felde ! Wie sahen die Amüsiervergnügen unsrer Unteroffiziere aus?

> Seit dem Tage von Langemaarck (im Generalstabsbericht: „Junge Regimenter brechen unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über Alles !’ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nehmen sie“) blutet Berlin.

Berlin? Der Kindermörder, der diese harmlosen, ehrlich begeisterten Schlachtopfer in das Maschinengewehrfeuer für seinen Pour le mérite vortrieb, bevor er seine Autofahrten zur rheinischen Großindustrie unternahm, der weiß, daß außer der traurigen Kriegsanekdote von dieser Sturmformation nicht viel übrig blieb. Berlin blutete nicht. Der General auch nicht. Andre hatten sich ausgeblutet.

Ausmarsch:

> Manch Einer aber ballte die Finger zur Faust und preßte den Haß auf England durch seine Lippen.

Neugier, Verzweiflung, Resignation und Sturheit — das war so ungefähr das, was die angetretene Masse beseelte.

Fahrt (in Zivil) direkt zur Front. Suwalki.

> Bettelvolk empfing uns ... Es bat um Brot.

Durch wen wars dazu geworden?

> Zwei Nächte lagen wir auf den Steinfliesen einer Husarenkaserne aus französischem Geld, gegen deren Schmutz die deutsche Reinlichkeit einen nicht ganz vergeblichen Kampf geführt hatte; unten im Treppenraum brannte das Wachtfeuer, und oben hockten wir in langen türlosen Sälen und durchsangen die schlaflose Stille mit deutschen Liedern.

Der Bataillonsführer hatte es nicht nötig gefunden, für seinen eintreffenden Ersatz auch nur Stroh zu besorgen; die durch sechstägige Bahnfahrt total erschöpften Menschen lagen auf den kalten Fliesen umher,gröhlten, spektakelten und liefen in der Finsternis herum; die Luft war dick und stinkig, die Türen, hinter denen die freien deutschen Männer hockten, waren verschlossen. Die Stimmung in diesen Nächten war entsetzlich, die Situation ungefähr die, wie sie die Berichte der deutschen Gefangenen in Frankreich so oft schildern.

> Dann schworen wir auf den Degen unsres Hauptmanns den Eid zur Fahne.

Es war das einzige Mal, daß ich diesen Degen in gezogenem Zustande sah. Der Hauptmann war ein verkleideter Oberförster, von dem die Sage gihg, daß er von seinen 750 Mark Honorar 751 nach Hause schickte. Er war nie — in fünfzehn Monaten nicht — an der Front, sondern saß immer weit hinten in irgendeinem warmen Quartier, wo er an einer legendären Bataillonschronik schreiben sollte. Wenn er nicht schlief, aß er.

> Aber schon bald kam meiner Kompagnie ein Trupp seltsamer Soldaten entgegen, die in schmutzig-himmelblauen Postuniformen steckten und ein hellgelbes Gesicht unter den Reichsheermützen trugen.

Es waren dies Armierungsarbeiter, die als waffentaugliche Soldaten in ihre Ausbildungszeit marschierten. Das war 1915 — aber ich habe nie wieder solche wandelnden Leichen gesehen wie diese armen Burschen damals. Sie legten grade kein gutes Zeugnis von der deutschen Verpflegung und Soldatenbehandlung ab.

Vom Hund des Herrn Feldwebel:

> Denn er ist vorwitzig genug, wie der Wirbelwind auf Höhen zu laufen, die militärisch streng verboten sind. Und die Russen haben scharfe Augen und wissen auch, daß zum Hund der Herr gehört.

Dieser Feldwebel tats dem Hauptmann gleich. Ein schwerer Psychopath, der nach neunjähriger Friedensdienstzeit — also vor dem Zivilversorgungsschein, der erst nach zehn Jahren erteilt wird — wegen Unregelmäßigkeiten in der von ihm verwalteten Kammer den Dienst hatte quittieren müssen, war er lächerlich feige. Wir haben im Osten nie in Lagen gesteckt, wie sie der Westen jeden Tag bot: aber eine solche Hundeangst habe ich noch bei keinem Menschen beobachtet. Er tats seinem Hauptmann gleich und ward nie vorn gesehen,

> Draußen rasen die Artillerien. Krupp gegen Krupp.

Ei, ei ! So hatte also die deutsche Firma den Feinden greifbereres Material geliefert, als wir Pazifisten je vermochten !

> Wir kämpften nicht um „die“ Kultur, sondern wir kämpften um die deutsche Kultur.

Das dürfte — soweit dieses Militär in Frage kommt — eine contradictio in adiecto sein.

Von Gefangenen:

> Der Russe scheut sich nicht, selbst faulende Speckschwarten aus der Kloake zu holen und sie mit verzückt gedrehten Augen zu verzehren.

Der Russe? Wie? Jeder Russe? Oder vielleicht nur der, der nicht genug zu essen bekommt, arbeiten muß und hungert, hungert, bis er zu Widerlichkeiten wie der da schreiten muß? Das haben deutsche Gefangene in Frankreich auch getan, aber da hat jeder sofort den richtigen Schluß gezogen: Französische Ludendorffs mit dem umgekehrten Vorzeichen haben die Leute hungern lassen. Und der Russe? Weiß der Verfasser nicht — was er gesehen haben muß, denn er und ich sind daran vorbeimarschiert — , wie diese selben Russen vor Suwalki im feindlichen Feuer haben arbeiten müssen? Da zogen sie hin, bestrichen vom Feuer ihrer eignen Landsleute. Das kam nicht nur beim „Feindbund“ vor.

Von den deutschen Kochgeschirren:

> Ich sehe diese Wunder der Genügsamkeit schon, wenn doch einmal Friede kommen sollte, in manchem Altmeißner Porzellanschrank, auf poliertem Unterbau mit dankbarer Widmung stehen und sich sagenumsponnen vom Kind zum Enkel vererben . . .

Hätten wir keine Materialnot: die Dinger flögen in die Ecke zu des Kaisers Röcken und zu den Eisernen Kreuzen. So kochen sich die Straßenarbeiter gleichmütig ihren Kaffee darin. Eine Widmung? An wen? An den in Doorn? Haltet aus . . . haltet aus . . . !

> Für Viele ist das Schippen zum Schatzgraben im Goetheschen Sinne geworden.

Da war ein berliner Jurist in der Kompagnie — ich kannte ihn noch von der Universität her —: der bestand in der Urlaubszeit sein Referendar-Examen. Cohing, damals Präsident des Kammergerichts, stellte an ihn, im verzeihlichen Durcheinander der Kriegsverfügungen, die Forderung, er solle sofort nach dem Examen seinen Amtseid ablegen, sonst stünde die Gültigkeit der Prüfung in Frage. Der neugebackene geängstigte Referendar tats und überschritt seinen Urlaub um zwei Tage. Sein Kompagnieführer verlieh ihm drei Tage Mittelarrest und ließ den Goetheschen Schatzgräber stundenlang an den Baum binden. Als ich die Kompagnie nach einem Jahr verließ, war der Referendar total heruntergewirtschaftet.

> Wenn der Armierungssoldat auch nur drei Tage in einem Ortsquartier liegt, so kann er gewiß sein, daß er am zweiten Abend zur gründlichen Reinigung des Dorfes oder des Städtchens befohlen wird.

Die Letten lachten sich blau. Von den Russen hatten sie Prügel bekommen — die Deutschen machten ihnen den Laden sauber. Wozu waren die Kerls auch sonst da?

> Der Abend ruft uns noch zum, Appell. Wir stehen in Reih und Glied und empfangen den Befehl: Erhöhter Alarmzustand ! Eine größere versprengte Kosakenabteilung steckt in den Waldungen dicht vor der Stadt.

Von der Komik dieses Vorgangs kann der Verfasser nun freilich nichts wissen. Der Kompagnieführer, ein schwerer Quartalstrinker, sowie jener Feldwebel hatten jeder nur ein Paar Hosen —i die reichten für diesen Fall kaum aus. Von wem dieser „erhöhte Alarmzustand“ befohlen worden war, kam nicht heraus; jedenfalls sind wir telephonisch noch nie so ausgelacht worden wie am nächsten Morgen. Kein Mensch in der ganzen Umgebung ohnte was von Alarm, die Kosaken waren weiße Mäuse, und die Romantik dieser Nacht war eitel blague.

Und dieses Kapitel schließt:

> Wir harren des ersten Schusses, der uns weckt.

Harre, meine Seele — !

> Und wir erkannten in dem Marsche die Auszeichnung, wie sie war: daß man unser Bataillon von weither dahin folgen ließ, wo die letzte Entscheidung reifen sollte.

Wem bekannt ist, nach welchen Grundsätzen Truppenteile eingesetzt, und wie besonders Arbeiterformationen nur nach der örtlichen Nähe und aus reiner Zweckmäßigkeit befohlen wurden, der wird sich dem Humor dieser stolzen Empfindung nicht verschließen.

> Aber wir empfanden unser Schaffen hier als Gelegenheit, als Füllsel. Wir warteten auf den Ruf von der Front. Dahin trieb es uns.

Es trieb garnicht. Die stumpf gewordenen Leute trotteten, wohin man sie jagte. Sie schimpften über Alles, weil der Soldat immer schimpft, und gehorchten stupide.

> Wenn es mir in meinen Aufzeichnungen gelungen ist, ein Bild von dem Leben der „Schipper“ zu geben, wie es wirklich ist . . .

*

Es ist dir gelungen. Dir und tausend andern Schreibern, von denen einer immer mehr wegließ als der andre. Bis jenes Idealbild entstand, das euch begeistert: vom vorschriftsmäßig denkenden, vom vorschriftsmäßig sterbenden Soldaten; vom wackern Märker und vom braven Landsturmmann; vom leuchtend adligen Offizier und von Unserm Allerhöchsten Kriegsherrn. Sind nicht andre Deserteure in Seinem Namen erschossen worden?

So sieht diese Kriegsliteratur aus. Und es ist nicht ein wahrer Faden in ihr. Da steht nichts von der Essenszuteilung, nichts von den Unterschlagungen und Diebstählen, nichts von der grauenhaften Militär-„Justiz“, nichts vom Herrenstandpunkt der Offiziere, vom Kasino-Ungeist und von den Etappendamen, die auch eine militärische Charge hatten, aber keine geringe.

Das brauchst du nicht zu wissen, Buchhändler. Träume sanft.

Aber ein Volk weiß es anders. Und ein Fluch steigt auf, wenn sie der verdammten Jahre gedenken, ein Fluch, so schwer wie die Lebensmittelkiste eines Stabsoffiziers. Es fluchen, die gedrückt und getreten worden sind, sie, die geduckt und gehungert haben, sie, die man sterben geschickt hat: die freien deutschen Soldaten.

Was macht die Schulreform? von Rudolf Berger

Es klingt heute schon fast wie ein Märchen: Vor bald vier Jahren hat man die Regierung verjagt, die für Krieg und Kriegselend verantwortlich war, und hat damit eingestanden, daß die Zustände der Vergangenheit auf den verschiedensten Gebieten unter dem Einfluß des imperialistisch-nationalistischen Geistes schlecht geworden waren und alle Spuren des Weges nach Weimar verloren hatten. Man hat damit den ernsten Willen bekundet, es anders zu machen, neu anzufangen, Wahrhaftig: wie ein Märchen kommt uns das heute vor, denn wir spüren davon rein garnichts mehr. In Norddeutschland haben einige Behörden „kaiserlich" oder „königlich" von ihrer Amtsbezeichnung gestrichen — in Bayern führen sie 's heute noch — , und damit sind die meisten sogenannten „Reformen" schon aufgezählt. Wie könnten sich sonst immer wieder in der besonders aus unsern höhern Schulen hervorgegangenen Jugend Fanatiker finden, die, womöglich aus einem vermeintlichen Idealismus, den traurigen Mut aufbringen, systematisch die führenden Republikaner hinzumeucheln, und die versuchen, ihnen vorläufig angeblich noch nicht zusagende Ideen durch Gewalt zu unterdrücken ! Ist denn nicht die Unterlassung einer vom Unterrichtsminister angeordneten Rathenau-Feier die allergrößte Herausforderung? Dort aber, wo es um wesentlichere Dinge geht: um die Volksbildung und besonders die Jugenderziehung, siehts erst recht unverändert böse aus. Eine Reichsschulkonferenz hat wenig zustandegebracht, wie meist derartige parlamentsähnliche Dauer-Rede-Institute. Wir haben da manches schöne und kluge Wort vernommen, unzweifelhaft ! Aber sobald die „Radikalen" jene natürlichste Forderung aufstellten, durch die eine solche Konferenz allein Zweck und Sinn erhält, daß nämlich die mancherlei Vorschläge nun auch ausgeführt würden: da gab es so viele Wenns und Abers, so viele Ansichs und Obgleichs, daß man für gut befand, die meisten Dinge „Kommissionen" zur Weiterberatung zu überlassen — und damit war die öffentliche Aufmerksamkeit von dem Gebiet der Schulreform abgelenkt. Es kamen neue politische Interessen, neue Minister, neue Geheimräte, und die prinzipielle Erledigung scheint auf „günstigere Zeiten" vertagt.

Betrachten wir uns die Praxis. Wo ist der neue Geist, wo ein Anfang? Meist unterscheidet sich der Unterricht von dem alten fast gar nicht. Im Geschichtsunterricht ist zwar verboten, die monarchistisch eingestellten Bücher zu benützen, und formell wird das wohl auch gewöhnlich eingehalten; aber eben nur formell. Und ähnlich geht es in allen Disziplinen. Es liegt nicht allein am Erlaß von behördlichen Vorschriften. Sähe man, daß wirklich neues jugendliches Leben entstehen soll, daß von oben her dazu genügende Intensität und Energie entwickelt würde, nicht nur geschäftige Betriebsamkeit in papierenen und bürokratischen Verfügungen: vielleicht würden sich dann doch manche Oberlehrer auf sich selbst besinnen. Manche. Nicht alle haben es nötig; wir kennen einige, die schon eine andre Gesinnung, eine andre Atmosphäre um sich verbreiten, sie von jeher verbreitet haben. Aber es sind wenige. Und sie müssen sich oft schweren Verdächtigungen und Verfolgungen aussetzen, weil sie nicht laut genug Hurra schreien, weil sie Generalen und Geheimräten die Ehrfurcht versagen, oder weil sie gar die genügende Anzahl von Para-

graphen des Semesterpensums nicht erledigen. Solche Lehrer gibt es schon erfreulicherweise — aber wie selten sind sie, diese Anti-Paragraphen-Menschen, „diese Freien ! Sollen auch sie erst, wie die führenden republikanischen Staatsmänner, solch jugendlichen Mordgesellen unter dem Zeichen des unchristlichen Hakenkreuzes zum Opfer fallen? Schikaniert und bedroht werden sie schon seit Jahren ausreichend von nationalistischen Schülern, Schülereltern und Kollegen.

Wir sind hier beim entscheidenden Problem der Schulreform angelangt. Um das Gefäß der Schule neu zu schaffen, braucht man nicht allein neue Formen (Vorschriften und Anordnungen), sondern in die neue Form muß man vor allem neuen Inhalt hineingießen. Das kann nur von Menschen geschehen, die eine wesentlich andre geistige Struktur haben als die bisherigen Gießer: die Lehrer mit der Gesinnung des Obrigkeitsgehorsams, des Zwanges. Die Schulreform muß erstens und letztens eine Lehrerreform sein. In welchen Formen diese allerdings vor sich gehen soll, ist eine unendlich schwierige Frage. Bisher ist es noch nicht gelungen, Examensbedingungen oder andre Vorschriften zu treffen, durch die die Auswahl geeigneter Lehrerpersönlichkeiten gesichert wäre. Daß man dieses Problem überhaupt nicht von heute auf morgen lösen kann, und durch eine äußere Verordnung schon gar nicht, liegt in der Natur der Sache.

Wohl aber kann die neue Regelung des Lehrstoffs durch einen Federstrich erfolgen, wenn die maßgebenden Stellen nur wollen. Darf den Eltern gleichgiltig sein, darf irgendeinem, der Deutschlands Wiederaufbau erstrebt, gleichgiltig sein, ob die künftigen Träger unsres Staats- und Kulturlebens mit Monarchenlegenden, mit Schlachtenschilderungen, mit Parteiphrasen, mit Untertanengesinnung gefüttert werden, oder ob sie umgekehrt etwas erfahren von den Grundlagen modernen Denkens, den Bedingungen der Kultur und Zivilisation? Ausreden und Vertagungen gibt es hier nicht; denn genügend Vorarbeiten sind schon geleistet. Der Bund Entschiedener Schulreformer hat, unter anderm, ganz detaillierte Pläne für die Neugestaltung des Unterrichts an höhern Schulen herausgegeben. Am wichtigsten ist natürlich der Geschichtsunterricht, weil hier politische Beeinflussung so gefährlich nahe liegt. Dr. Siegfried Kawerau, der als internationalistischer, pazifistischer und sozialistischer Erzieher im modernisierten Geiste Immanuel Kants, des Verfassers der Schrift ‚Zum ewigen Frieden', von manchen seiner Gegner unter den Kollegen, grade wie wir gleich gerichteten Schulmänner alle, so gehässig angefeindet wird, hat hier bedeutsame Vorschläge zur Erneuerung gemacht. Warum führt man sie nicht zuerst versuchsweise aus?

Kürzlich hat nun Dr. Erich Witte — in Heft 3 der ‚Praxis der entschiedenen Schulreform' von Paul Oestreich unter dem Titel: ‚Der Unterricht im Geiste der Völkerversöhnung' (Verlag Neues Vaterland zu Berlin) — praktische Thesen für die Stoffgestaltung in allen Schuldisziplinen aufgestellt. Mit Recht legt er Wert auf internationales Leben und Völkerrecht. Man kann den Sinn und die Kulturbedeutung unsrer deutschen Nation nur im Zusammenhang mit den andern Völkern, ihrem Denken und Wollen, ihren Einrichtungen verstehen. Der Deutsche hat von jeher fremde Einflüsse aufgenommen und für sich neugestaltet, um sie dann oft in dieser neuen Form andern Völkern wieder zurückzugeben. Man denke an die Gotik. Das ist des Deut-

schen Kulturmission als „Angehörigen des in der Mitte gelegenen Volkes“, und erst, nachdem man sich darüber klar geworden ist, kann man an eine Neugestaltung gehen. Sie wird vor allem vom Geiste und dann erst von nationaloekonomischen Erwägungen aus erfolgen. Solche theoretischen Gedankengänge bringt Witte allerdings nicht; er ist „ein gediegener Bastler, kein Mann begeisterten Schwunges“. Aber grade in seiner nüchternen, gewissenhaften Art wird er hier wirksam sein: die Tatsachen sprechen für sich und bedürfen keiner Stilkünste. Witte ist es um praktische Ratschläge zu tun, die in ihrer Mehrzahl durchaus annehmhar sind. Seine pazifistische Tendenz im positiven Aufhau bleibt immer streng sachlich und ist in dem entschiedenen und offensiven Ton seiner Polemik aus den bisherigen unglaublichen Entstellungen und Uebertreibungen der Kriegs- und Königsgeschichte zu verstehen. „Mehr Kulturgeschichte !“ Gut ! Er gibt als Literatur für den Lehrer an: Alfred H. Frieds ‚Handbuch der Friedensbewegung’, umfangreich und gründlich; Berta v. Suttners ‚Die Waffen nieder !’, mehr Abhandlung als Roman, den Wahnsinn des Militarismus bekämpfend; Charles Richets ‚Allgemeine Kulturgeschichte’, in deutscher Bearbeitung von Rudolf Berger (Verlag für Kulturpolitik zu München), vielseitig knapp, umfassend; gleichfalls in Rudolf Bergers deutscher Bearbeitung Charles Richets Satirische Bilder aus der Geschichte der menschlichen Dummheit ‚Der Mensch ist dumm’, mit reichem Material (Verlag Neues Vaterland). Politische Geschichte vom pazifistischen Standpunkt aus; aber unter gleichen Gesichtspunkten auch Geschichte der Literatur, Kunst, Geisteskultur, Naturwissenschaften, medizinische Entdeckungen bis zur Gegenwart; Friedenslehre als Unterrichtsfach ; Aufbau des fremdsprachigen Unterrichts mit Zugrundelegung allgemein kulturfördernder und nicht, wie bisher, kriegerischer Texte als Lektüre, damit man das Wesen der Franzosen und Engländer kennen lerne. Witte empfiehlt wieder als klassische und neuere Autoren: William Penn, Norman Angell, La Bruyère, Voltaire, Victor Hugo, Charles Richet

Das ist Alles ausgezeichnet. Es kommt nun einzig und allein darauf an, endlich einmal mit dem Neuen zu beginnen. Hier sind positive Vorschläge ! So, jetzt führt sie aus, jetzt erprobt sie ! Dann sind wir um einen großen Schritt vorwärts.

An einen Knaben von Hilde Stieler

Legt nun das Schicksal, das mich so geschlagen,
Als sanfte Tröstung deine kleine Hand
In meine, die sich zögernd ihr verband?
Ach, deinem Lächeln könnt ich nimmer mich versagen.

So ward ich, holde Schwachheit, Hilfe dir und Halt.
Mysterium, das zur Mutterschaft mich erst erkoren
Bei diesem Kinde, das ich nicht geboren !
Mein Herz behütet dich, du zärtliche Gestalt.

Erborgte Freude. Mein auf kurze Frist.
Es hascht der Bettler Krumen von des Reichen Brote.
So leuchte mir ein Weilchen, kleiner Götterbote,
Auf meinem Wege, der das Dunkel ist.

II.

Die Leipziger Neuesten Nachrichten von Arno Voigt

Die Leipziger Neuesten Nachrichten sind das verbreitetste Blatt Mitteldeutschlands. Obgleich sie täglich von vielen Tausenden — noch dazu mit ihrer Bastardschwester, der Leipziger Abendpost — gelesen werden, hat noch Niemand genau erforscht, welcher Partei sie dienen. Von jeder Bürgerpartei etwas enthaltend, genießen sie den Vorzug des Burgfriedens; denn wenn Jemand auf sie losschlägt, weist ihm das Blatt am andern Tage mit freundlichem Beileid nach, daß er Niemand als sich selbst weh getan hat. Die L. N. N. haben nämlich eine ausgesprochen wohlwollende Physiognomie. Das Wort „moralisch“ kann man öfters bei ihnen lesen; und da die gute Stadt Leipzig von Logenbrüdern gradezu wimmelt, dürfte es ein eitles Beginnen sein, die L. N. N. beiseiteschieben zu wollen. Früher wurden sie von Paul Liman geleitet, der alltäglich einen Leitartikel schrieb, und dessen dank eifrigster Durcharbeitung blau, rot und grün vollgeschmiertes Konversationslexikon bei einer Buchversteigerung fast etwas wie ein Kuriosum bildete. Während des Krieges waren Verlag und Redaktion der L. N. N. eifrigst für das Durchhalten der Frontsoldaten. Die Kriegsberichte, die hier erschienen, mußten selbst in einer Zeit nationaler Hochstimmung Kopfschütteln erregen. Mitten im Trommelfeuer sprangen die Feldgrauen von Trichter zu Trichter, in der einen Hand das Bild Hindenburgs, in der andern die Zeichnungsliste für die neue Kriegsanleihe. Im November 1918 sprangen die L. N. N. den Tatsachen auf den Boden, und indiskrete Leute behaupten, sie hätten sogar mit dem A.- und S.-Rat geliebäugelt. Jedenfalls ist zuzugeben, daß hierbei die Keuschheit nicht verletzt worden ist: beide Teile behielten die Sache für sich. Ihre wahre Stärke wiesen die L. N. N. erst wieder in der Stille, wo sich ihr Talent zu der skrupellosesten, dabei aber sehr vorsichtigen Beschimpfung des demokratischen Deutschland und seiner verantwortlichen Führer entwickelte. Ohne die vielen Abonnenten demokratischer Färbung durch Benennung der verhaßten Partei vor den Kopf zu stoßen — das deutschnationale Kolportageblatt ‚Leipziger Abendpost’ kennt keinen Antisemitismus, weil der Verlag den Brühl kennt und der verantwortliche „Hauptschriftleiter“ den Verlag kennt — , stellen die L. N. N. die Männer, die am neunten November das äußerste Unglück von uns abwandten, durchaus als dolose Eigennutzpolitiker hin. Alle deutsche Staatsmänner aber, die eine ernsthafte, durchdachte Politik treiben, lassen die L. N. N., die sich auf das Sinnfällig-Populäre aus dem ff. verstehen, entweder im Schatten verschwinden, oder sie tanzen auf ihrer Bescheidenheit herum. Obgleich die politischen Meuchelmorde in der Republik deutlich bewiesen haben, welche Zusammenhänge zwischen einer feigen, nur der Befriedigung des Spießbürgers dienenden Unverantwortlichkeit solcher Presse und der Dämonie des Hasses bestehen, sprechen die L. N. N. doch täglich über unsre leitenden Staatsmänner in einem Ton, dessen Akkustik leicht zu berechnen ist. Der Reichskanzler wird erstens einmal sehr witzig „Herr Wirth aus Baden“ genannt, sodann aber dem

deutschen Volk als „der Schwitzmeister der Entente“ hingestellt Die guten Leipziger wissen nicht, was ein Schwitzmeister ist, und meinen, es heiße, Herr Wirth aus Baden müsse uns zum Schwitzen bringen. Aber ein „Schwitzmeister“ ist so ungefähr das Gemeinste, was es gibt: der Büttel, der, ohne selbst den geringsten Einsatz zu riskieren, aus den Aermsten der Armen, nämlich den Heimarbeitern, das Letzte herausquetscht zu Gunsten des Unternehmers, von dem er dann seine schäbige Provision einstreicht. Kindliches Gemüt, das da meint, der Knallerfolg solcher bohrenden Verleumdung müsse die L. N. N. in Verlegenheit bringen ! Wenn Einer vollzieht, was dieses Blatt Tag vor Tag vorbereitet (und warum sollten die Schulz und Tillessen, die Kern und Fischer nicht ihre Nachfolger finden in einer Stadt an Couleurs reich und Corps?), dann wird sich erst einmal zeigen, wie fest die L. N. N. in ihren Moralstiefeln stehen, von ihrer juristischen Unfaßbarkeit gar nicht zu reden. Dann donnert und flammt es über diese „Wahnsinnstat“, an deren intellektuelle Vorbereitung längst kein Leser mehr denkt. Denn solche Blätter haben eine gradezu erstaunliche Virtuosität in der Wahrung ihres Incognitos. Als einige Herren der demokratischen leipziger Presse sich den ersten Skribenten der Leipziger Abendpost wegen einer unerhört leichtfertigen Beleidigung einmal vornahmen, wimmerte der Bedrängte, man möge doch die Angelegenheit auf sich beruhen lassen, da ja in der Leserschaft doch kein Mensch mehr daran denke. Aus solchem Munde aber gewinnt die Gemeinde der Großstädter ihre politische Orientierung.

Nun, sie wird nur scheinbar getäuscht. Denn Blätter wie die L. N. N. sind letzten Endes nichts andres als ganz vorzügliche Abhorchvorrichtungen. Was dem Leser gemäß ist, erscheint in ihnen. Wie der Indikator die Bewegung des unsichtbaren Fahrstuhls anzeigt, so redigiert die L. N. N. eigentlich gar nicht der Chefredakteur: jeder mitteldeutsche Durchschnittsbürger ist Mitredakteur. Nur was dem Sinn des Deutschen für politische Banalität entspricht, darf hier erscheinen. Ein Kommunist ist etwas Andiewandzustellendes. Ein Parteidemokrat hat keine andre Beschäftigung als das Dolchstoßen. Das Heute ist schlecht, das Gestern war prachtvoll. Arthur Nikisch stirbt. Doktor Paul Harms, der noch lebt, schreibt sofort als Nekrolog einen politischen Leitartikel. Rezept: Persönlichkeit — . Kultur — alte Zeit; neue Zeit — demokratische Gleichmacherei — Persönlichkeitstod.

Die L. N. N. hemmen den Deutschen nicht allein an seiner politischen Weiterbildung, indem sie ihm nur Sinnfälliges, Triviales, Gedankenloses vorsetzen, was eine Massenauflage mit Masseninseraten ermöglicht — nein, sie bieten auch ein Schulbeispiel dafür, wie man bei klüglichst verwahrter Opportunität und bewußter Ausnutzung der Leser-Ignoranz (Meldungen des pariser Spezialberichterstatters, Ueberschriften, Durchschießungen, Plazierung, Aufbauschung, Weglassung und dergleichen mehr) eine untadlige äußere Rep/utation genießen kann. Wo irgend in der Provinz ein Unrecht geschieht, da rügen es mit ernster Miene die L. N. N. Huldvoll lächeln sie über alles Menschlich-Verzeihliche, freundlich ermunternd auf das schüchterne Jugendliche. Wo aber das unantastbar Große dasteht — wer reicht ihm da in sichtbarer Ehrfurcht den Kranz? Die L N. N. Karl Bücher, der strenge, unerbittliche Forscher, der Gegenpol alles Posenhaften, der kühle Verächter populären Ansehens hat seinen fünfundsiebzigsten

Geburtstag. Wie könnten die L. N. N. die Gelegenheit vorübergehen lassen, sich an diesem Tag zu beschenken ! Ganz Deutschland vernimmt die Kunde, daß ihr Verleger der Nichtkommerzien-, der Geheime Hofrat dem Institut für Zeitungskunde des Geheimen Hofrats Professor Dr. Bücher „weitere 30000 Mark“ überreicht hat. Also Konformität mit der Wissenschaft. Schamrot müßte werden, wer bei solcher Festlichkeit noch an Herrn Dr. Wirth aus Baden denken wollte . . .

Welcher auf Mittel sinnen mag, wie er der Not der Presse steure !

Zu diesem Krieg

‚Unsre Garnison' **von Erika von Kriner-Eibsee**

Ich denke zurück und kanns nicht fassen,
ging einst eine Uniform durch unsre Straßen,
da gabs ein Flüstern, ein Tuscheln befangen:
„Sixt ihm? Hast ihm g'sehn? A Militärsmann ist gangen“.
Und heute? Da gibts, du lieber Himmel,
für uns nicht genug feldgraues Gewimmel.
Der Rock allein würd‘ uns nimmer beglücken,
wär' nicht der Träger unser Entzücken.
Und in so manchem Mädchenkreise
sind Federstutze und Edelweiße
sowie diese Wickelgamaschen, die schönen,
schier das beliebteste aller Themen. ‘
Ja, so ein Federstutz — ohn' es zu wissen —
hat manches gebrochene Herz am Gewissen,
und manches Auge war feucht von Tränen,
hieß es da unlängst Abschied nehmen.
Und wie sie verwöhnen uns und beschützen
die braven Tiroler Landesschützen ;
und welche Kette von Lustbarkeiten
sie uns in Schärding freundlich bereiten:
ist es kein Fackelzug, so ist es Platzmusik,
ja, Oberst Kenzian sorgt stets mit Kennerblick.
Hört man von Allen nicht, die ihn kennen,
den besten ihn aller Oberste nennen?
So sei auch bedankt er aus tiefstem Gemüte
für all seine Freundlichkeit, all seine Güte !
Ich denke nur, was wird aus Schärding werden,
ist wieder Frieden auf dieser Erden?
Wenn uns die Gegenwart Derer fehlt,
die Schärding so schön auf den Kopf gestellt?
Auch das hat ein Ende ! Doch jetzt nicht dran denken,
warum für das „Morgen“ sich heute schon kränken?
Noch sind sie da — nun ist Rosenzeit —
da gibts keine Tränen — der Herbst ist noch weit.
So rufen wir denn in jauchzendem Ton:
Ein donnerndes Hoch unsrer Garnison !
Schärdinger Wochenblatt 1915

Neues Schauspiel von Valeska Gert

Das Theater stirbt. Das mehraktige Sprechdrama hat für den Menschen der anbrechenden Zeit seine Bedeutung verloren.

Er sehnt sich nach dem Extrakt.

Einige jüngere Bühnendichter, die das spürten, ließen vieles Unwesentliche fort und schufen den Telegrammstil. Sie waren nicht radikal. Wären sie es, so hätten sie überhaupt geschwiegen.

Um das Wichtige auszudrücken, braucht man keine drei- und fünfaktigen Bühnenstücke. Ein Blick und einige Bewegungen genügen, um Alles zu sagen.

Die moderne Tragödie und Komödie dauert einige Minuten und wird geschwiegen.

Der moderne Bühnendichter ist kein Schriftsteller mehr. Er muß selber wieder in die Arena und stumm nur durch seinen Körper Schicksal gestalten.

Die bewegte Seele setzt sich in den bewegten Körper um. Tanz der Seele und des Körpers. Schauspiel und Tanz in einem. Ende der alten Schauspielkunst und Anfang der neuen.

Irgendwann werden sich mehrere Menschen zusammenfinden, die im Kern gleich sind und dieselben Ziele haben. Sie werden auf dem Podium ihre Energien in einander überfließen lassen und sich an einander steigern, bis ihnen einmal, nicht mehr aufzuhalten, das Wort entflieht, das durch langes, sehnsüchtiges Schweigen wieder gereinigt ist.

So wird das neue Drama entstehen, bis in die kleinste Einzelheit wahrhaftig, weil es aus dem Blute des Schauspieler-Dichters kommt.

Das Theater ist tot — . es lebe die Offenbarung des Menschen: der Jubel und der Schmerzensschrei !

Die Sommerbank von Hans Glenk

Unter den menschlichen Einrichtungen im Lande Bayern sind 99 Prozent unerfreulich oder noch schlimmer. Das 1 Prozent erfreulicher ist so gut versteckt, daß die Meisten aus ihrem Sommerurlaub abreisen, ohne es gefunden zu haben. Ausdrücklich bemerkt sei, daß darunter nicht etwa die Berge verstanden werden sollen, obgleich die Bajuvaren sie als Stammeserfindung, folglich menschliche Einrichtung, beanspruchen, und obgleich auch sie heuer durch Nebel und Regen bis zur Unauffindbarkeit verborgen bleiben. Nein, ich spreche von der tatsächlich menschlichen und folglich längst unmenschlich gewordenen Einrichtung einer Bank, unsrer Sommerbank, die ich hiermit öffentlich den „erfreulichen menschlichen Einrichtungen Bayerns“ (1 Prozent) zuteile. Avis à Baedeker.

Die Sommerbank gehört offiziell dem zweit- bis drittgrößten deutschen Bankunternehmen als Filiale an; die Filiale, die ich meine, ist die in dem nach Garmisch frequentiertesten, auf Fremdenfang und mit Ausländerfallen am besten hergerichteten Ort des Oberlands. Sie tagt (von 9 bis 1 und von 3 bis 5) in der Hauptgeschäftsstraße am See in einem mit südlich-frohem Ocker getünchten Häuschen, das aussieht

wie eine mit dem ersten Preis der Gewerbeschau gekrönte Bedürfnis-
anstalt, sie hat vergitterte Fenster, einen eleganten Kundenraum en
miniature, Schalter, kurz: Alles wie eine richtige Bank. Hinter den
Schaltern walten einige nette junge Leute, die immerhin bereits Ostern
letzten Jahres das Einjährige (von dem sie leider keinen Gebrauch
mehr machen können) bestanden haben dürften; sie tragen nackete Knie
und blaue Leinenjankerln, sind aber trotz dieser verdächtigen Tracht
von einem so unanzweifelbar arischen Aeußern und Gehaben, wie es
weder in irgendeinem Bankhaus der Welt noch vor allem in jedem
andern Milieu dieses Kurorts jemals erlebt worden ist. Aber das
ist ganz gut; denn das ebenso erschütternde wie unerschütterliche
Ariertum der Sommerbank erstickt immer wieder den Antisemitismus,
der einem sonst mählich hier im Busen keimt.

Als ich das erste Mal 3000 Mark via Sommerbank erhalten sollte,
es war Ende Mai, fragte man mich unter Schauern der Ehrfurcht, ob
ich diese Summe gleich insgesamt zu erheben wünschte. (Der Dollar
stand immerhin bereits an 300.) Ich schlug, von Rührung übermannt,
vor, man möge mir die Hälfte in vierzehn Tagen durch Scheck nach
Innsbruck überweisen. Die zwei Blaujankerl, die sich um mich einzi-
gen Kunden rissen, wichen verstört zurück, sammelten sich alsbald
im Hintergrund um einen dritten, etwas ältern, ihren Anführer an-
scheinend, und teilten mir, nach längerm, in heftigem Flüsterton geführ-
ten Kriegsrat mit, sie bedürften zur Erfüllung meines Wunsches: a)
einer finanzamtlichen Unbedenklichkeitsbescheinigung, b) eines polizei-
lichen Leumundszeugnisses, c) einer notariellen Erklärung, über deren
notwendigen Inhalt wir uns mit vereinten Kräften nicht klar zu wer-
den vermochten. Ich gab Oesterreich auf.

Statt dessen ernannte ich die Sommerbank endgültig zu der meinen
und ließ demnach einige Zeit später von der, sagen wir: nürnberger
Hauptfiliale gleicher Firma eine Summe an sie überweisen. Es dauerte
zehn Tage, bis Filiale Sommerbank die Ankunft meldete; dafür ge-
schah es denn auch gleich zwei Mal. Ich wanderte hin und verwies
auf die unnötig verdoppelten Spesen; die blonden Jünglinge entschul-
digten sich vielmals und — zeigten von Stund an überhaupt nichts
mehr an. Auf die einfachste Art blieben mir so alle Spesen überhaupt
erspart. Man kann in Schilda nicht ingeniöser vorgehen. Wenn ich ,
jetzt aus irgendeiner Redaktion — was ja vorkommt — die Mitteilung
vom Abgang eines Honorars auf mein Konto bei der Sommerbank —
ich habe das zwecks Krediterhöhung auf meine Briefbögen drucken
lassen — erhalte, so erscheine ich eine Woche später bei den Blau-
jankerln und erkundige mich bescheiden nach den Mark soundsoviel,
worauf sie fröhlich lächelnd den Eingang der Summe zugestehen.
Wenn ich ihnen dann gut zurede, rücken sie auch eine Empfangs-
quittung heraus; aber nie seit Bestehen dieser Geschäftsverbindung
habe ich eine schriftliche Bestätigung der von mir erhobenen Be-
träge erhalten, und Gott allein weiß, ob sie gebucht werden. Da ich
also nur empfange und nichts verbrauche, gelingt es mir vielleicht,
bei der Sommerbank ein reicher Mann zu werden oder zum mindesten
dort als solcher zu gelten.

Manchmal, wenn auch selten, zeigen sich die Schattenseiten der
sommerlichen Auffassung des Bankbetriebs. Es war natürlich unrecht
von den Jünglingen, meiner Frau, die sich neulich für mich nach dem
Eingang irgendeiner Summe erkundigen sollte, den erfragten Betrag

eiligst auszahlen zu wollen. Sie verlangten nicht Ausweis noch Vollmacht, prüften weder Nam noch Art, noch woher sie kam (oder gar ging) der Fahrt: sie wollten auszahlen. Es hätte doch eine Hochstaplerin sein können, ein längst abgelegtes Gspusi, ja sogar die wirkliche Ehegattin, die mit dem Betrag grade bis Hamburg hätte durchgehen können (Dritter Klasse). All so was bedenken die Sommerbankiers in ihrem jugendlichen Eifer nicht. Aber man kann ihnen nicht böse sein. Sagt selbst: Ists nicht entwaffnend, wirkt es nicht befreiend in dleser jammervollen, von rechnerischer Paragraphenraserei, von einem auf Pfennig und Sekunde präzisierten Amokbetrieb erfüllten Zeit, daß im zweitgrößten Kurort des zweitgrößten Bundes(?)Staats, der den gewissen großzügigen Fremdenverkehr erfunden hat, diese Institution existiert? Stellt euch nur die berliner und frankfurter Bankiers vor, wie sie bersten vor diesen harm- und ratlosen Blondlingen, wie sie Ordres geben, die nicht verstanden, Limits, die nicht eingehalten werden, wie sie sich die Glatzen raufen, mit Klagen drohen, Telephon und Advokaten in Bewegung setzten, Alles, weil sie noch nicht wissen, was ein Agrar- und Forststaat ist, und wie sie an der Erkenntnis fast pleite gehen. Ich sage euch: es ist eine Freude; selbst betroffen, kann man sich unmöglich mehr ärgern. Man muß lachen, lachen: über die Sommerbank, über die Sommer- und die Winterbankiers, über diesen Forst- und Agrarstaat, der hochmodern wuchern und neppen, aber schon solch Fetzchen Kapitalismus nicht mehr beherrschen kann, und der dabei von seinem Volk, seinen Hoheitsrechten, seiner Wirtschaft faselt.

Die Herde von Theobald Tiger

Ob im Sturm die Königsfahnen flattern,
ob vorm Schloß Salutkanonen rattern,
ob Herr Lehmann mit dem Marschallstabe
vor den Truppen schaukelt, sanft im Trabe,
ob die Kriegsbegeisterung befohlen,
ob sie einen Prinzen einkarriolen:
Immer ziehn sie, unter Laubgewinden,
durch die Linden, Junge, durch die Linden — !

Ob Parteien sachte kommandieren,
ob wir für die Freiheit demonstrieren,
ob wir schrein: „Nie wieder Krieg ! Ihr kennt'n !“
(Manche hören immer: Renten ! Renten !);
ob die Mieter ein Gesetz begrunzen,
ob die Bürger brülln für Knüppel-Kunzen:
Alle ziehen voller Lustempfinden
durch die Linden, Junge, durch die Linden — !

Während unten sich die Massen ballen,
sitzen oben, herrschend über Allen,
jene Wenigen, die das befummeln,
wofür unten sich die Armen tummeln.
Bei dem Rebbach muß man stets dabei sein;
nur nicht denken lassen — nur nicht frei sein !
Wann, o Volk, wird das einmal verschwinden
untern Linden — ?

Poincaré und Ludendorff von Morus

Die Erörterung des Reparationsproblems erschöpft sich gegenwärtig bei uns in einem wüsten Geschimpf auf Raymond Poincaré. Wir haben keinerlei Neigung, die persönlichen Meriten des französischen Ministerpräsidenten von Cannes bis London gering zu schätzen. Herr ist gewiß nicht die Bestie, als die ihn die deutsche Presse von Wulle bis Wolff täglich dem unmündigen Leser präsentiert. Aber er ist schon ein gefährlicher Zeitgenosse, und seine militaristische Gesinnung ist leider keine Erfindung des Berliner Tageblatts. Wer sich darüber informieren will, lese das Büchlein, das Poincaré vor dem Kriege als Präsident der Republik zu Nutz und Frommen des französischen Bürgers geschrieben hat („Wie Frankreich regiert wird." Deutsch im Verlag von Erich Reiß, Berlin). Verglichen mit der offiziösen Literatur des wilhelminischen Deutschland ist es natürlich ein herrliches Buch: ehrlich demokratisch, klug und trotz aller amtlichen Korrektheit nicht ohne einen Hauch jener großen revolutionären, freiheitsmutigen Leidenschaft, die den französischen Chausvinismus von der bornierten Herrschsucht der preußisch-deutschen Feudalkaste unterscheidet Es ist — wenn man dieses Wort prägen darf — ein Zivilmilitarismus: der Militarismus eines selbstbewußten Bürgertums, das sich nicht als Untergebener, sondern als Herr des Militärs fühlt, und dessen Soldateska deshalb immer nur Mittel hochfahrender politischer Ziele, niemals Selbstzweck ist. Aber eben doch: Militarismus. Den zu bekämpfen Pflicht aller Kulturmenschen ist, mag er Paris, München oder Moskau verpesten, mag er als preußischer Kommißmilitarismus oder als französischer Edelmilitarismus auftreten.

Poincaré ist Militarist: das steht außer Frage, und es liegt kein Grund vor, diese Tatsache zu beschönigen. Aber eine andre Frage ist, ob der Militarismus Poincarés oder der Militarismus der jetzigen französischen Kammermehrheit wirklich die Ursache der gegenwärtigen Wirtschaftsnot ist. Man hat sich, dank der jahrelangen, zielbewußten Propaganda der nationalistischen Presse, in Deutschland allmählich daran gewöhnt, den Vertrag von Versailles als Ausgangspunkt der europäischen Misere zu betrachten, und man vergißt, daß der Versailler Vertrag doch nur ein Versuch war, das mißlungene Geschäft des Weltkrieges zu liquidieren. Zugegeben, daß das Werk Clemenceaus einen Versuch mit untauglichen Mitteln darstellt. Aber wichtiger ist, daß es ein Versuch am untauglichen Objekt war. Man denke sich statt des Versailler Vertrages einen andern Friedenspakt, etwa nach den Plänen des John Maynard Keynes oder Francesco Nittis. Wer glaubt im Ernst, daß dann die Wirtschaftskrisis ausgeblieben, daß dann das Kriegsunheil spurlos an den Völkern Europas vorübergegangen wäre? Die 100 Milliarden Goldmark, die man sinnlos verpulvert hat, das Verbrechen, 50 Millionen kräftiger Männer vier Jahre lang der produktiven Arbeit zu entziehen, die Verwüstung von Gebieten, die größer sind als ganz Deutschland: das alles hätte sich durch einen „gerechten" Friedensschluß ungeschehen machen lassen? Man braucht diese Frage nur aufzuwerfen, um die unsinnige Behauptung ad absurdum zu führen, der Vertrag von Versailles sei „Schuld" an der Wirtschaftsnot der Nachkriegszeit.

Auch zahlenmäßig läßt sich leicht der Beweis erbringen, daß die Reparationslasten, die uns der Versailler Vertrag aufgebürdet hat, unmöglich die letzte Ursache der Weltwirtschaftskrisis sein können. Die Welthandelsbilanz hat sich gegenüber der Vorkriegszeit reichlich um die Hälfte verringert. Im Jahre 1913 betrug der Anteil Deutschlands am Welthandel rund 13 Prozent. Jetzt ist die deutsche Ein- und Ausfuhr auf den vierten Teil der Vorkriegsziffer gesunken, beträgt also etwa 7 Prozent des Welthandels. Würde wirklich die Beseitigung der Reparationen die Kaufkraft Deutschlands so gewaltig steigern, daß sich dadurch das Welthandelsdefizit ausgleichen ließe?

Nein, man muß, wenn man ein richtiges Bild des Reparationsproblems gewinnen will, sich erst einmal freimachen von der Monomanie, die da meint, mit der Aufhebung oder wesentlichen Milderung der deutschen Reparationslasten sei tatsächlich die Weltwirtschaftskrisis behoben und allen Völkern geholfen. Ganz so einfach, wie die deutschen Publizisten diese Fragen vorzutragen belieben, liegen die Dinge leider nicht. Die ungeheure Substanzzerstörung, die der Krieg bewirkt hat, läßt sich nicht durch Konferenzen und gütliche Vereinbarungen wiedergutmachen, sondern nur durch jahrzehntelange Arbeit aller Völker. Und darüber hinaus bleibt die höchst bedauerliche, aber unabwendbare Tatsache bestehen, daß in der Reparationsfrage durchaus die Interessen aller Völker die gleichen sind, daß also die Beseitigung der deutschen Reparationen nicht ohne weiteres den andern Ländern Vorteile bringt.

Es mag sein, daß die Ausschaltung des deutschen Valuta-Dumpings, das eine notwendige Folge der fortschreitenden Markentwertung ist, der englisch-amerikanischen Produktion förderlich wäre, und daß die Befreiung von den Reparationen die Kaufkraft und damit die Aufnahmefähigkeit des deutschen Marktes heben würde. Aber welche günstigen Folgen eine Herabsetzung der Reparationen für Frankreich zeitigen soll, das ist doch einigermaßen unverständlich. Zwar stellte Deutschland im Jahre 1921 fast den achten Teil der französischen Einfuhr, und unter den französischen Absatzgebieten stand Deutschland mit 12 Prozent des Gesamtexports hinter Belgien und England, an dritter Stelle. Aber die wirtschaftliche Aushöhlung Deutschlands wirkt doch nicht unmittelbar lähmend auf die französische Produktion, wie sie auf England lastet. Man muß vielmehr, wenn man die Dinge nicht willkürlich fälschen will, eingestehen, daß die französische Nachkriegswirtschaft in erheblichem Maße auf die deutschen Reparationsleistungen angewiesen ist. Der in Deutschland oft erhobene Vorwurf, Frankreich brauche die deutschen Sachlieferungen nicht zum Wiederaufbau, sondern treibe mit den Waren, die es auf Reparationskonto von Deutschland empfängt, einen schwunghaften Handel, hält einer objektiven Nachprüfung nicht stand. Gewiß mag gelegentlich vorkommen, daß ein Waggon billiger deutscher Reparationskohle auf dem Umweg über Frankreich und England wieder, zum Weltmarktpreis, nach Deutschland zurückwandert. Aber derartige Schiebungen fallen nicht ins Gewicht gegenüber der Tatsache, daß Frankreich im letzten Jahre rund 220 Millionen Tonnen Steinkohlen, Koks und Briketts eingeführt und in der gleichen Zeit nur 23 Millionen Tonnen ausgeführt hat Da die Kohle der süd- und mittelfranzösischen Gruben von jeher zum großen Teil nach Spanien und Italien geht, so ergibt sich dar-

aus, daß Frankreich die deutsche Reparationskohle nicht verschachert, sondern selbst verbraucht.

Frankreich ist eben das Land, das durch den Krieg am schwersten betroffen ist. Wohl ist der profitgierige französische Kapitalismus nicht unschuldig an der Verzögerung des nordfranzösischen Wiederaufbaus, gewiß werden die Schwerverdiener, grade so wie bei uns, viel zu gering besteuert. Aber auch ein Colbert wäre nicht imstande, die wirtschaftlichen Kriegsverluste Frankreichs im Handumdrehen zu ersetzen, und es ist, zum mindesten psychologisch begreiflich, daß die französische Regierung sich bemüht, die Lasten auf Deutschland abzuwälzen. Frankreich hatte bei Kriegsende fast 50 Milliarden Francs Schulden, und es schuldet heute noch England 12 Milliarden, Amerika 14 Milliarden Goldfrancs. Zwar ist es irreführend, wenn Poincaré behauptet, das deutsche Handelsdefizit der letzten Jahre sei, zum Durchschnittskurse von 1919, 1920 und 1921 in Francs umgerechnet, um 28 Milliarden Francs geringer als das französische, denn Deutschland hatte im letzten Vorkriegsjahr eine aktive, Frankreich eine passive Handelsbilanz von 1½ Milliarden Goldfrancs, Frankreich lebt nicht schlecht. Der französische Bauer verdient ebenso reichlich wie der deutsche, der französische Kaufmann ist nicht in gleichem Maße wie der deutsche den Unbilden der Valuta, der Käufer nicht wehrlos dem Preiswucher ausgeliefert. Der französische Arbeiter hat Beschäftigung und Brot. Aber während das Einkommen und die Lebensweise der Franzosen noch leidlich den Vorkriegsstandard hält, bleibt doch der Substanzverlust, den das Volksvermögen durch den Krieg erlitten hat, bestehen, und die Staatswirtschaft kommt allmählich auf den Hund; das Defizit des französischen Etats ist nicht viel geringer als das Defizit des deutschen.

Man pflegt grade in dem Teil der deutschen Presse, dem die Reichswehr viel zu klein ist, gern darauf hinizuweisen, die eigentliche Quelle aller französischen Wirtschaftsnöte sei der französische Heeresetat. Zwar hat, was man bei uns seltener hört, Frankreich sein Heer gegenüber dem Stand von 1914 um 150 000 Mann vermindert und die dreijährige Dienstzeit auf 18 Monate verkürzt. Ohne Zweifel, es unterhält in den Kasernen noch viel zu viel Nichtstuer. Aber man muß leider zugeben, daß die Angst Frankreichs vor einem Wiedererstarken des deutschen Militarismus nur allzuberechtigt ist. An dem Tage, wo Sir John Bradbury und Mauclère nach Berlin kamen, um noch einmal das deutsche Moratoriumsgesuch zu prüfen, nahm in München die republikanische Reichswehr, gegen das Verbot Geßlers, an dem monarchistisch-militaristischen Hindenburg-Rummel teil, und Beamte des Freistaats Bayern schlugen den Pazifisten Dr. Schützinger blutig. Es wäre für die große Politik belanglos, wenn hinter derartigen Unflätigkeiten nur ein paar Hakenkreuzrowdies stünden. Aber machen wir uns doch nichts vor: ein ganz großer Teil des deutschen Volkes ist nicht pazifistisch, sondern sehnt sich nach dem Kasernenhof und nach den Kasinos der wilhelminischen Armee zurück. Und solange die militaristische Seuche in Deutschland nicht erstickt ist, so lange wird und muß Frankreich gerüstet bleiben; so lange wird in Paris der Geist Poincarés regieren, und so lange wird Amerika einen bequemen Vorwand haben, um sich der Sanierung Europas zu entziehen.

Kleine Woche

Die Kriege brechen mit Vorliebe in der heißen Jahreszeit aus, die Nationalfeiertage sind auf den Sommer angewiesen, wenn sie gelingen sollen. Wir im lieben Vaterland sind nun glücklich von Januar in den August gerutscht, aber gefeiert wurde dieser erste Geburtstag, der schon der dritte ist, vielleicht Berlin ausgenommen, als ob das Thermometer auf minus 30 gestanden hätte.

*

Es scheint, daß es seit der Revolution keine Wirkereien mehr in Deutschland gibt. Ohne Zweifel erklärt sich aus diesem Niedergang der Textilindustrie, daß kein Fahnentuch hergestellt wird, gelb ist ausgestorben. Die armen Deutschen sind gezwungen, die Landesfarben hinauszuhängen. Die meisten haben aber die Wilhelminische Fahne; da sie in B. V. erklärt worden ist, legen sie sie für bessere Zeiten in die Schublade.

*

Ich bin mit dieser Fahnenrede noch nicht zu Ende. Den Nationaltag verbrachte ich in dem Schwarzwaldort, wo der Reichspräsident seine Ferien zu verbringen pflegt. Das Hotel, in dem er regelmäßig absteigt, hatte gar keine Fahne hinausgehängt, es erklärte sich neutral, um es mit der andern Kundschaft nicht zu verderben. Leider kann ich dem Reichspräsidenten kein andres Hotel nennen, dessen Patriotismus er belohnen könnte, denn die andern Hotels hatten auch nicht geflaggt. So bleibt Herrn Ebert nichts übrig, als beim nächsten Besuch dem Hoteldirektor zwei Meter schwarzrotgelben Tuches schenkungshalber mitzubringen, am besten gleich an eine Fahnenstange genagelt, damit der Hoteldirektor keine Mühe hat

*

Freudenstadt ist mit Fremden gefüllt, die rubelähnlichen Dinger rollen nach dem ihnen einwohnenden Gesetz des kürzesten Wegs in die Taschen der Wirte und Geschäftsleute. Alle diese Fremden erinnern sich des tosenden Lärms, mit den bei ihnen die Nationaltage gefeiert werden, und bewundern die Ruhe, die die Deutschen bewahren. Diese Selbstdisziplin, sagen sie, macht Euch Niemand auf der Welt nach.

*

Immerhin las ich mit Freude in den Gazetten, daß das Ausland Interesse am Gründungstag der deutschen Republik zu nehmen beginnt. Präsident Harding telegraphierte sehr freundschaftlich, und Graf Lerchenfeld wohnte der Feier in Berlin sogar bei. Ob sie sich nicht ein wenig in den Augen der rechtsbayrischen Männer bloßgestellt haben, Herr Graf? Aber jedenfalls verstanden Sie das bayrische Reservat, wollte sagen: die Reserve zu wahren. Wie man hört, zitiert man jetzt in alldeutschen münchner Kreisen viel Heines Verse: Blamier mich nicht, mein schönes Kind, und grüß mich nicht Unter den Linden; wenn wir erst wieder an der Isar sind, dann wird sich Alles finden.

*

Ich habe mir zu Freudenstadt in den Kopf gesetzt, daß ich am elften August eine republikanische Rosette ins Knopfloch stecken werde. In Vorahnung der Schwierigkeit dieser Ehrenerweisung begann ich bereits vier Tage vorher den Rundgang durch die Läden. Ich wurde überall reizend aufgenommen, wie nur ein junger Mann von Verkäuferinnen aufgenommen wird, aber sie wären eher bereit gewesen, mit mir nach Baden-Baden zu fahren, als daß sie mir grade in den Punkt zu Willen gewesen wären, auf den es mir ankam. Sie konnten nicht, weil ich einen überhaupt nicht gefragten Artikel verlangte. Eine empfahl mir, einen Kolonialwarenhändler, der indigogelbe Schnüre für seine Plakate verwende, anzugehn und dieses Band durch einen Her-

renschneider an eine Litze in den württembergischen Farben annähen zu lassen, aber da war auch schon der elfte da, ich werde mich nächsten Sommer an einen Strumpfwirker wenden.
*
Görlitz ist auch eine schöne Stadt, am besten gefiel mir dort die Post. In ihrer Halle versinnbildlichen drei Gemälde die Tugenden dieser dem allgemeinen Wohl dienenden Anstalt, unter anderm die Geduld der Post. Man erblickt: einen Storch, der ein Bein eingezogen hat.
*
Heute morgen in Bad schwamm ein Witzbold zum Thermometer, das ins Wasser hing, hob es heraus und las ab: Dollar 850. Aber ein Frankfurter, der sowieso in Unruhe war, weil die Frankfurter Zeitung infolge des Streiks der kaufmännischen Angestellten nicht erschien, sagte: „Man kann nicht wissen — vor einer Stunde wurde 830 notiert“, zog den Fuß aus dem Wasser zurück, machte Kehrt und kleidete sich an, um ans Telephon zu eilen.
*
Badebeobachtung: Es ist immer nur die große Zehe, die findet, daß das Wasser heute kalt ist. Man sollte nie auf Extremitäten hören.
Liliput

Rezept des Feuilletonisten

Fürs Erste: Protze. Du mußt protzen mit Allem, was es gibt, und mit allem, was es nicht gibt: mit Landschaften , Frauen, Getränken, teuern Sachen aller Kaliber, noch einmal mit Frauen, mit Autos, Briefen, Reisen und der Kraft der Andern, die du müde kennst. Es ist eine eigne Art der Lüge, Franz Blei hat sie, wie so Vieles, einmal mit seiner leichtesten Grazie geschildert, in den drei ‚Briefen an einen jungen Mann’. Da steht: „Ich sagte Ihnen schon: nie lügen. Immer nur so tun. Ihre Rede muß immer sein, daß der Zuhörer das für Sie Angenehmste mit Ihrer leicht nickenden Nachhilfe heraushören kann, aber auf seine Kosten und Gefahr. Sie müssen leichten Herzens in der schwierigsten Situation fragen können: Habe ich jemals gesagt, daß . . . ?“

Nein, der Feuilletonist hat niemals gesagt, daß . . . Aber er hat den Anschein erwecken wollen, als habe er es gesagt. Immer liegt unter seinen Worten ein leichtes Geheimnis, so, nach der Melodie: Es ist zu privat, als daß ich es hier erzählen könnte — und der Leser denkt dann, wenn er dumm ist, prompt an Schlösser, englische Tänzerinnen, Lust-Yachten, buschumrauschte Gartenplätze, verschwiegene Bars edschmiedcetera pp. Man muß es nur geschickt machen. Etwa so:

„Man legt müde den weißen Bademantel“ — (man ! man ist wichtig !) — „den weißen Bademantel ab, winkt dem groom, er solle einmal zum bar-keeper herübergehen, ob jenes gewisse Pumamädchen geschrieben habe. Der Himmel blickt kopenhagenblau durchs Milchfenster — eine leuchtende Erinnerung an Heluan. (Wo aber die Korbstühle weicher und die Frauen härter sind.) Draußen bellen die Hunde. Nicht so sanft wie die in Algerien — nicht so glockentief wie die in Calafat, wo man, träge an der Donau entlanglümmelnd, Serbiens Ufer grüßte. Die bani saßen locker damals . . . Man wird morgen auf einem Kongreß sprechen, übermorgen den Bericht ab-

senden, in drei Tagen den goldenen Schoß der großen Tänzerin
segnend grüßen . . .”

Preußen phantasiert. Denn wenn du näher hinsiehst, ist er
injeladen, nicht uffjefordert, das Ganze spielt zwischen Koblenz
und Köln, es soll der Sänger mit dem Kommerzienrate gehen —
und jede kleine Reisebeschreibung des graziösen Herrn Sling ist
ehrlicher, anständiger und reizvoller als der Talmikram dieser
modernen Reisejungens.
Peter Panter

Aphorismen

Er heiratete eine Chocoladen fabrik; die Erotik in seinen
Kreisen war so kompliziert, daß er sie aus Liebe heiratete.

*

Man muß nur wissen, wie die meisten Leute entstanden sind:
dann braucht man sich nicht mehr über ihr Aussehen zu wundern.

*

Fachmann — Flachmann !

*

Terminologie hat fast immer den Zweck, das Publikum, das sowieso
dumm ist, noch dümmer zu machen.

*

Die Schulreform scheitert daran, daß die Schulmänner Jeden, der
keine Haemorrhoiden hat, für inkompetent erklären.

*

Jus hat mit Recht so viel zu tun wie ein Erkenntnis mit einer Erkenntnis.

*

Kinder sind oft schön, liebenswert, phantasiereich, aufrichtig,
temperamentvoll. Erwachsene seltener. Beweist diese Beobachtung
nicht, daß durch Erziehung mehr zerstört wird als durch Krankheit
und Kriege?

*

Chauvinisten aller Länder beweisen, wie recht Chauvinisten
aller Länder haben.

*

Der Krieg geht so lange durch die Presse, bis er ausbricht.

Max Reis

Zu diesem Bayern

Heute früh sagte ich zu einem der Räte: „Nun, wissen Sie,
wie es mit den bayrischen Verträgen steht? Heute abend wird
die Sache wohl geordnet sein?“ „Ja“, lautete die Antwort, „wenn
nicht noch etwas dazwischen kommt, und das braucht an sich
nichts Bedeutendes zu sein. Wissen Sie, woran der Vertrag
noch kürzlich beinahe gescheitert wäre?“ „Nun?“ „An der Frage:
ob Kragen oder Epauletten.“ Ich konnte, da ich abgerufen
wurde, mir in dem Augenblicke das Rätsel, das hierin lag, nicht
lösen lassen. Später erfuhr ich, daß es sich um die Frage gehan-
delt, ob die bayrischen Offiziere ihre Rangabzeichen künftig wie
bisher an den Kragen oder wie die norddeutschen auf den Schul-
tern tragen sollten.
Moritz Busch: Graf Bismarck und seine Leute.

Liebe Weltbühne !

Harry Kahn wird nach der Konfession eines jungen, in
den letzten Jahren sehr stark be- achteten Dramatikers gefragt. „In
dubio pro Hebreo !“ lautete die Antwort.

Antworten

Dr. Max Maschke. Ich habe mich in Nummer 30 mit dem Verbot eines Films befaßt; und habe vermerkt, daß zu den Beisitzern des Oberzensors auch „ein Doktor Maschke“ gehöre. Jetzt melden Sie sich als dieser und schreiben mir: „Sie sind darin falsch unterrichtet worden, daß die Film-Oberprüfstelle den ‚Roman eines Dienstmädchens’ verboten hätte; sie hat ihn vielmehr, nach Ausmerzung einiger weniger Stücke, freigegeben.“ Falsch hätte mich dann ‚Der geistige Arbeiter’ unterrichtet, eine Zeitschrift, von der ein Blatt vor mir liegt. Sie veröffentlicht auf der Seite 36 ihrer Nummer 5 unter dem Titel: ‚Geistige Freiheit in der Republik’ einen ‚Beschluß’ der Film-Oberprüfstelle, der nach eingehender Begründung des Verbots der beschwerdeführenden Fir ma aufgibt, „selbständig Abänderungen zu versuchen. Da der Film 2200 m lang ist, wird eine Kürzung in sehr erheblichem Maße dem Bildstreifen nicht zum Schaden gereichen. Vorschläge im einzelnen sollen nicht gegeben werden. Die Verhandlung wird auf Anfang September vertagt. Die beschwerdeführende Firma erklärte sich bereit, zu einem neuen Verhandlungstermin den Bildstreifen abgeändert vorzulegen.“ Jetzt ist Ende August. Wie Sie schon vor der neuen Verhandlung von Freigabe reden können, ist mir unverständlich. Denn „die Kammer vertritt grundsätzlich den Standpunkt, daß die Zulassung eines Bildstreifens zu versagen ist, sobald anzuordnende Ausschnitte den sinnmäßigen Zusammenhang des Bildstreifens zerstören würden. Im vorliegenden Falle würden dutzendfach anzuordnende Ausschnitte diesen Sinn zwar nicht zerstören, möglicherweise aber so verstümmeln, daß der bleibende Rest des Bildstreifens in der Wirkung nicht zu übersehen wäre.“ Vielleicht also wird sich herausstellen, daß die Firma nicht so gestrichen oder ausgeschnitten hat, wie die Zensur verlangt. Warten wirs ab. Sobald das Urteil gesprochen ist, wird noch Zeit sein, mit Ihnen über das Problem der Zensur zu streiten.

Ignaz Wrobel. Sie schreiben mir: „Bei Durcharbeitung von authentischem Material über die Reichswehr habe ich festgestellt, daß mir in dem Aufsatz ‚Die Erdolchten’ am dreißigsten März dieses Jahres eine Namensverwechslung passiert ist. Im Reichstag ist nicht behauptet worden — wie es dort irrtümlich heißt — , daß sich der Kommandeur des Reichswehrregiments Nummer 3, Herr Enkewort, Soldatenmißhandlungen habe zuschulden kommen lassen; vielmehr sind in der Sitzung vom vierzehnten März 1922 unter anderm zwei Fälle brutalster Mißhandlung vorgebracht worden, die dem Rittmeister Brenken, dem damaligen Kommandeur der A.-F.-Eskadron, zur Last fallen. Ich stelle hierdurch meinen Irrtum richtig und bedaure, Herrn Enkewort einer Tat beschuldigt zu haben, die er nicht begangen hat. Die politischen Folgerungen und Urteile meines Aufsatzes bleiben von dieser Berichtigung selbstverständlich unberührt.“

Georg C. „Sie finden ungerecht, was ich am neunundzwanzigsten Juni Georgen v. Hülsen ins Grab nachgerufen habe. „Schließlich kann der Intendant nicht ganz talentlos gewesen sein, dem nun doch einmal zu verdanken war, daß ein paar Jahre lang in Verdis Opern die Stimmen von Jadlowker, Schwarz und Bohnen, Kemp, Leisner und Dux erklingen durften — ein Zusammenklang, wie er, seit Sie und ich leben, nicht zum zweiten Mal da war, wie ihn nur noch Botho v. Hülsen zur Zeit der Niemann und Betz, der Mallinger und der Lucca ermöglicht hat“ Das ist sicherlich wahr: Hülsen Vater und Sohn hatten ein Ohr für schöne Stimmen; und zwar schon, bevor diese durchgedrungen waren. Nur macht das leider ihre schweren Mangel nicht wett. Nur bin deshalb ich gegen die Gesamterscheinung Georgs v. Hülsen so wenig ungerecht gewesen wie zwanzig, dreißig und vierzig Jahre vor mir Paul Schlenther gegen die Gesamterscheinung Bothos v. Hülsen.

Leser. Als Kapitel I der Serie ‚Deutsche Presse' ist die Betrachtung über ‚Stinnes und die D.A.Z' in Nummer 34 anzusehen. Andre Kapitel werden in größern Abständen folgen.

Rheinländer. Selbstverständlich ist die Rheinisch-Westfälische Zeitung nur eine Vertreterin der Großindustrie. Es ist dasselbe Blatt, das nach Walther Rathenaus Ermordung wörtlich geschrieben hat: „Es ist weiter nichts geschehen, als daß ein Minister, dessen Geschäftsführung zu bittern Klagen Anlaß gab, von einem unbekannten Mann ermordet wurde." Ein anständiges Blatt des Ruhr-Reviers sprach daraufhin die Hoffnung aus, in einigen Tagen melden zu können: „Es ist weiter nichts geschehen, als daß das Gebäude einer Zeitung, die als hundsgemeines Hetzblatt im ganzen Lande bekannt ist, von unbekannten Personen kurz und klein geschlagen wurde." Aber was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe . . . !

Geheimer Rechnungsrat. Ich lese, daß die Gehälter der Beamten um 38 % erhöht worden sind. Wann endlich werde ich lesen, daß die Zahl der Beamten um 38 % vermindert worden ist? Da werden Journalnummern aufgemalt und Briefe registriert und Verfügungen und Vorverfügungen erlassen — aber was soll das Alles, wem nutzt das Alles? Was man beim Auto das „tote Gewicht" nennt, ist zu groß. Dieser ganze schwerfällig quietschende und knarrende Apparat, dieses wichtigtuende Hin und Her, dieses Unter- und Ueberstelltsein, dieses Gemache und Geschiebe — nun, das ist ja vielleicht imstande, einen Begriff davon zu geben, wie der Hase läuft: aber wenn man anfängt, einen Begriff davon zu bekommen, ist der Engländer, der Swinegel, lange am Ziel. Was nottäte? Eine vollständige Umwandlung unsrer erstarrten Obrigkeitsverwaltung in eine sachliche, nach alten gesunden Kaufmannsprinzipien zu ordnende. Statt dieser hat man bei uns den kindlichen Glauben, die Welt kümmere sich um unsre papiernen Reglements. Nicht einmal Bayern kümmert sich mehr darum. Die Welt gar fragt einzig nach dem Erfolg und belächelt mit Recht den braven Deutschen, der um des Dienstes willen dient, um der Arbeit willen arbeitet. Eine junge Russin, mit der ich gelegentlich über die Gerechtigkeitspflege des zaristischen Rußland sprach, belehrte mich freundlich: „Rußland hatte die beste Justiz Europas. Was Sie da bemängeln, was die Leute nach Sibirien verschickte, das war gar nicht unsre Justiz — das war unsre Verwaltung." Aber das ist so gleichgiltig wie die Frage, ob ein Dreieck im Pythagoreischen Lehrsatz gelb oder grün ist. Wurden damals Menschen nach Sibirien verschleppt — ja oder nein? Geht es Deutschland täglich schlimmer — ja oder nein? Dann beseitigt mit Feuer und Schwert, was uns von früher her noch geblieben ist und sich über jede Befürchtung üppig entfaltet hat: die Kastenüberheblichkeit, das Schmarotzertum, den leerlaufenden Machanismus, die Vermengung von Idealen und Portokassen, den nationalistischen Dünkel, der pomphafte Reden vom unbesiegten Heer führt, statt das kurz und klein geschlagene Land behutsam wieder zu heilen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H.,
Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg,
Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Deutsche Problematik von Otto Flake

Im Zeitalter der verlornen Bindungen ist die Situation des geistigen Menschen die Einsamkeit, und Kunst, wie es ein Schriftsteller treffend ausgedrückt hat, nicht mehr Dienst, sondern Rettung, lies: Illusion. Das, was Rettung im Sinn von Erlösung sein konnte: die Gemeinschaft des nationalen Wollens, vermittelt nur eine animalische Wärme, aber keine geistige. In Deutschland gibt es einen Maßstab, an dem sich abmessen läßt, ob einer zur Herde oder zur Elite gehört: sein Verhalten zum Nationalismus. Es besteht heute keine Möglichkeit, zugleich national und Verwalter der geistigen Werte zu sein. Das ist ein vernichtendes Urteil über die deutsche Situation und enthält die Erkenntnis, daß die Abrechnung des Deutschen mit seinem Charakter unaufschiebbar wird.

* * *

Die Welt spricht, da sie sich an die Anschaulichkeit eines gegebnen Falles, das heißt: an den Augenblick hält, wo sie mit dem deutschen Wesen auf Tod und Leben zusammenstieß — die Welt spricht von einer deutschen Schuld am Krieg, Weitherzigere von der Schuld im Krieg. Aber diese Formulierung ist zu eng und zu spezifisch, richtig gefaßt darf sie sich nicht auf den Krieg versteifen, sondern muß allgemein lauten: Es gibt eine Schuld des deutschen Charakters, ein schwer zu definierendes, aber gleichwohl reales, ein nicht nobles, nicht erlebtes, nicht präzises Verhalten des Deutschen gegenüber den menschlichen und göttlichen Dingen. Wenn ich mit der Tür ins Haus fallen soll, so ist dieses Verhalten das protestantische, gekennzeichnet durch ein Zuviel an Emanzipation, das doch nicht genug ist; durch eine Zuchtlosigkeit, die Jeden zum Kritiker macht, ohne daß er doch angeben könnte, woher er seine Normen nimmt; durch einen Erlebnishunger, der nicht zu verpflichtenden Erkenntnissen führt; durch eine Jugendlichkeit, die nicht reift; durch ein Empörertum gegen Traditionen, das die deutsche Geschichte zu einer abscheulichen, an der Zeit aufgereihten Summierung von Ansätzen, das heißt: zu einem Scherbenhaufen macht; durch einen Freiheitsdrang, der sie nicht zur Freiheit führte, sondern zu subalternen Sklaven irdischer Fürsten und irdischer Organisation werden ließ; durch die Unfähigkeit vor allem, im Andern Not und Notwendigkeit seines Leidens, Denkens, Fühlens zu erkennen, derart, daß sie sich die Zähne zeigen, statt einander ein Gemeinschaftsgefühl zu geben; durch Mangel an Demut und Kontrolle des Urteils. Die Steifheit ihrer Haltung ist Unmoralität, wenn man unter Moralität Vorstellungskraft versteht, und sie haben an Schnoddrigkeit, Lautheit und Hemmungslosigkeit viel mit Denen gemeinsam, denen sie Verachtung bezeugen: den Juden; daher sie auch Antisemiten sind. Es ist richtig, was ein bedeutender Jude sagte: das Schimpfwort Boche sei die westliche Variation des

Schimpfworts Jud. Aus ausländischen Zeitungen und ausländischen Reden weht es manchmal herüber von einer Auffassung und einem consensus omnium, als sei man dort aus Erfahrung darauf gefaßt, in Allem, was in Deutschland getan und gesagt wird, das falsche, unverbindliche, schillernde Gehaben einer kuriosen und wenig geachteten Spezies von Lebewesen bestätigt zu finden — die Betrachter sehn sich an und wissen Bescheid. Das ist der scharfe Blick des Gegners, aber die Entschuldigung und das Plaidoyer auf einen echten, unverdorbnen Kern liefert sich der Deutsche selbst. Es ist unerträglich, stets von der deutschen Idee zu hören und die deutsche Gestaltung in eine ungewisse Zukunft verlegt zu sehn. Vor hundert Jahren waren wir nicht in einer ähnlichen, sondern in einer bessern Situation. Den Nationalismus ironisierte man als Deutschtümelei, und das deutsche Wesen fand sich in der reinen und wertereichen Romantik. Heute zeigen wir, was aus dem Deutschen wird, wenn er durch vier Jahre der Absperrung von der Welt auf Inzucht angewiesen ist.

* * *

Man begibt sich auf ein unsicheres Gelände, wenn man das Wesen einer Nation auf eine Formel zu bringen sucht. Mehr als anderswo muß man sich hüten, zu kontrapunktieren, indem man andre Nationen als Ideale ausspielt; denn man würde sofort wehrlos, wenn ein Verteidiger der eignen Nation anführte, daß er, zum Beispiel, hinter dem Franzosen uralte tierische Züge, im Engländer massive Borniertheit sieht. Spreche ich abfällig vom protestantischen Wesen, so wird der Gegner sofort entwickeln, was am katholischen Wesen unerträglich ist. Was der Gegner antwortet, kann ich mir selbst zu bedenken geben, woraus die Aufgabe erwächst, meine Aussetzungen so zu formulieren, daß sie für kontradiktorische Einwände unangreifbar sind. Ich sage also: das deutsche Wesen habe sich so entwickelt, daß alle Gefahren der protestantischen Einstellung sichtbar und greifbar geworden sind. Indem der Protestantismus die Formen sprengte, in denen sich Absolutes und Irdisches banden, zwang er zu einer Zweifrontentaktik. Erstens veranlaßte er die Menschen, das Absolute radikal als Idee zu suchen, zweitens trieb er sie dem konträren Extrem, dem Rationalistisch-Organisatorischen in die Arme. Er teilte die Existenz in eine ideelle und eine praktische Sphäre. Der theoretisch unfreiere Katholik, Romane undsoweiter ist gleichwohl der freiere, da er, ohne in die eine oder andre Richtung uferlos vorstoßen zu müssen, in beide blicken kann, daher er das Irdische durch das Religiöse relativiert, dampft, vergeistigt und dem Absoluten, Metaphysischen, Ideellen nicht erlaubt, das Sinnliche, Egoistische, Tätige zu ersticken. Ein Protestant ist der Mensch des Entweder — Oder, ein Katholik des Zugleich, und dieser Unterschied darf einer der Hygiene heißen. Elastische Bindung ist der hygienische Zustand, der Zustand der Synthese im Gegensatz zu demjenigen der auseinandertreibenden Kräfte. Unelastizität ist vielleicht das verräterischste Merkmal des protestantischen Wesens

und jedenfalls ein tief ins Metaphysische reichender Begriff. Ihr entspringt die deutsche Undifferenziertheit (der Deutsche ist höchstens als Psychologe und das heißt als Nachempfinder differenziert).

* * *

Ich sagte schon, der Protestantismus habe die Existenz in eine ideelle und eine praktische Sphäre geteilt. Seit Erfindung dieser Zweifrontentaktik ist man in Deutschland entweder Intellektueller oder sogenannter Mann des tätigen Lebens. Beide Begriffe enthalten das Merkmal des Ungenügenden, des Zuviel nach der einen, des Zuwenig nach der andern Seite. Seither haßt der Eine und verachtet der Andre. Nach sorgfältiger Erwägung dessen, was ich sage, behaupte ich, diese Kontrapunktik sei es, die Deutschland im Krieg unterliegen ließ, und sie sei es, die den Deutschen zum ewigen Problematiker mache. Sie ist es auch, die ich meine, wenn ich sage, den Deutschen fehle die Noblesse, nämlich der Respekt vor dem seelischen Erleben und den moralischen Nöten des Andern. Das ist der Defekt im deutschen Charakter.

* * *

Die Konzeption des guten Europäers ist nichts als die Aussage, daß man nicht das geistige Erlebnis haben und zugleich ein guter Deutscher sein kann. Wie lebt man denn in Deutschland? Von dem, was sich die Gesellschaft nennt, zwar nicht ausgeschlossen, das lasse ich nicht gelten, wohl aber sich ausschließend. Man geht ganzen großen Kreisen aus dem Weg, den Studenten, den Gelehrten, den Beamten, den Offizieren, und es bleiben außer den ungeistigen Ständen des Bauern und des Arbeiters nur die Intellektuellen, die Juden und die Frauen, das heißt: die Problematischen mit allen Zügen des Intriganten, die Parias und die auf das unpräzise Gefühl Gestellten. Man versteht im Ausland nicht, weshalb der deutsche Geistige „sein eignes Nest beschmutzt“. Die Antwort ist: weil er nicht darin wohnen kann. Wenn ich aufs Geratewohl nach Spanien oder Frankreich oder in welches Land immer reise und den ersten Mann anspreche, ist es wahrscheinlich, daß ich mich mit ihm verstehe, weil er die selbständige Würde und die menschliche Herzenshöflichkeit hat, oder wenn es eine Frau ist, daß ich der Rasse, dieser Verschmelzung von Sinnlichkeit und seelischer Präzision, begegne. Wenn ich den gleichen Versuch in Deutschland mache, ist es wahrscheinlich, daß ich bei Männern der subalternen Arroganz, bei Frauen dem ungeformten Rohstoff begegne. Das ist die europäische Wahrscheinlichkeitsrechnung.

* * *

Was hält uns in Deutschland aufrecht und zurück? Ein Unfaßbares, Absolutes, eine Anlage, eine Möglichkeit. Eine Fähigkeit desselben subalternen und unfreien Menschen, bereitwilliges Material zu werden, eine Unbrutalität allem Militarismus zum Trotz, eine Disposition, über allen Dogmatismus hin-

aus zum Wesen der Dinge zu dringen, ein Keim unkirchlicher Menschlichkeit. Aber welche Situation: diese Möglichkeiten muß man sich von Oberlehrern, nationalistischen Redakteuren und allen den Andern versichern lassen, die der Verwirklichung so fern sind wie ein sechswöchiger Embryo der lebensfähigen Frucht. Die Liebe zu diesem Land besteht darin, daß man den Haß Derer trägt, die uns Verleumder nennen, weil wir sie die lärmenden Unmündigen nennen.

* * *

Die Situation Deutschlands in Europa, um nicht zu sagen: der Welt ist heute diejenige eines begabten, aber störrischen und schlecht erzognen jungen Menschen, dessen undisziplinierten Willen man mit jedem Mittel zu brechen sucht, um ihn zu dem Erlebnis der Willensbeugung zu zwingen. Eine unerträgliche Situation für ein Volk, das seinen Stolz hat. Die Erzieher, selbstgerecht und lieblos, lassen sich alle Fehler aller Zwangserzieher zuschulden kommen: Gewalt, Hohn, Verachtung und Ungeduld; man darf sie auch im Verdacht haben, daß sie den Zögling um sein Recht bringen wollen. Gleichwohl: die Situation ist richtig gesehn. Sie wird nicht gelöst werden, bevor nicht der Deutsche den Defekt in seinem Charakter selbst erlebt hat.

Aus einem Buch, das unter dem Titel: ‚Das neuantike Weltbild' soeben im Verlag Otto Reichl zu Darmstadt erschienen ist.

Der Fall Wyneken von Willi Wolfradt

Vor dem Mißspruch der rudolstädter Strafkammer gegen Gustav Wyneken wird Empörung und der Zorn beleidigter Ehrfurcht freilich die Empfindung bleiben müssen aller Derer, die ein Bild von der Kraft und Würde dieses Mannes in sich tragen. Doch gilt es, neben dieses Gefühl eine ganz klare und allgemeine Einsicht zu stellen; nur weil sie fehlte, konnte dieser Prozeß überhaupt stattfinden. Die Persönlichkeit einem Kollegium hochbetagter Justizverrichter und dem ahnungslosen Pflichteifer des Anklagebeamten ausgeliefert zu sehen, in einem Prozeß, den kein Geschädigter, sondern nur der Bevormundungswahn des Büttels, im Grunde jedoch die langwierige Intrige der erschreckten Bequemlichkeit angezettelt hat, in einer ohne Not vor der Kontrolle der Oeffentlichkeit gesicherten, juristisch mehr als anfechtbaren Verhandlung, die sich auf entlockte Aussagen eines Zwölfjährigen stützt, allen ernsthaften Zeugen die nur erdenklichen Schwierigkeiten bereitet, den Exponenten der Epoche durch eine Staatsanwaltsrobe mürrisch unterbrechen läßt, ohne daß der hohe Gerichtshof es für nötig befindet, die pädagogische Seite der Angelegenheit gegen den Buchstaben des Gesetzes zu halten — kurzum: dieser jedenfalls sehr faule Justizzauber erregt uns genügend.

Ein feiner Schachzug des Weltgeistes ist es da gewesen, die Formalisten der Gesetzesbetätigung sich selbst durch ein Formversehen um den Ertrag bringen zu lassen; sie konnten es garnicht erwarten, und so ist die Oeffentlichkeit etwas zu schnell

ausgeschlossen worden. Damit ist eine zweite Verhandlung möglich gemacht worden, und es kommt viel darauf an, daß sie einen anständigern Verlauf nimmt als diese erste, in der Wyneken, weil er zwei Lieblingsschüler nackt umarmt hat, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde. Diese Umarmung war sofort zugegeben worden; andre, stärker sexuell betonte Handlungen waren trotz emsigem Bemühen nicht festzustellen, obwohl die hemmungslose Frage- und Beschreibungstechnik der Justizpraxis sich auf die gewohnte Art in jede nur vermutete (und nicht von Jedermann vermutbare) Einzelheit vertiefte. Der Ausschluß empfindsamer Ohren aus dem Gerichtssaal ist ja doch in gewisser Hinsicht nicht unangebracht.

Was aber diese ganze Anklage erst ermöglicht hat, ist eine völlig schiefe und kleine Auffassung vom Wesen der Erziehung: die trotz ihrer Allgemeinverbreitung durchaus unmoralische Auffassung, man könne Andern etwas geben, könne sie belehren, steigern, überzeugen, regieren, könne sie auch nur erkennen, ohne sie zu lieben. Natürlich kann man auch leeren Herzens bestimmte Tatsachen beibringen, Vorschriften machen und Anschauungen aufdrängen, worauf sich denn jene niedere Art landläufiger Schulmeisterei auch im Allgemeinen beschränkt. Verstehen freilich, Erlebnis und Verwandlung des Aufgenommenen in Seinswerte ist so nicht zu erreichen. Nur Liebe vermag Zögling und Lehre innerlich mit einander zu verschmelzen, nur das heiße Bewußtsein der Zusammengehörigkeit im Gebenden und Empfangenden kann Beide so auflockern, daß der Satz mit seinem ganzen Lebensgehalt und bewegten Sinn hinübertritt und dort in die Tiefe des Gemüts fällt, wo allein er weiterzublühen imstande ist. Jedes wirkliche Verstehen ist eine Art von Gefolgschaft, und nichts findet Eingang in den schöpferischen Strom des andern Selbstes, was nicht mit der Kraft eines Beispiels, als Ausfluß einer Daseinsfülle zu ihm kommt. Eros ist der Grund alles Gebens und Nehmens, das wirklich eines ist, also nicht nur ein lässiges und schmerzloses Hinwerfen und freudloses Auflesen toter Attrappen. Das mechanische Aufzwingen von Lehre und Gesetz, fern jener Scheu und Begeisterung der liebenden Führung, ist allerdings zur Norm geworden bei uns; darum ist es aber noch lange nicht das Rechte. Vielmehr ist es Religionsfrevel, zu jungen Menschen von Gott zu sprechen ohne bange und jubelnde Liebe für Die, denen man ihn enthüllen darf; vielmehr ist es Unzucht, zu erziehen ohne Hingabe; vielmehr ist es Schändung der Wahrheiten und Ideale wie des Menschen, mit trägem Sinn und ohne persönlichen Einsatz zu unterrichten. Vielmehr ist es die vollendete Perversion, liebelos Gericht zu halten, ohne ringende, ernste Bemühung um das Wertvolle im Beschuldigten, ohne die Sehnsucht, ihm als läuterndes Beispiel der Würde und Schönheit gegenüberzutreten.

Es liegt wohl einmal so in der Welt, daß bei nur Wenigen die Kraft ist, aus der Fülle der Leidenschaft zum werdenden Menschen heraus zu lehren. Wenn aber einmal ethisch gewertet sein soll, dann wird man sich klar machen müssen, daß nur diese Wenigen, die aus dem Ganzen ihrer überströmenden Innerlichkeit

heraus lehren, ethisch vollwertig sind. Ueber keusch und unkeusch kann nur entscheiden der Lebenszusammenhang, in dem die Handlung steht. Es kommt stets nur darauf an, ob für einen körperlichen Ausdruck des Eros die seelische und geistige Deckung da ist. Fehlt sie, so ist der gefühllose Handkuß eine Beschmutzung; ist sie vorhanden, so wäre noch der orgiastische Ausbruch nur das reine und zarte Zeichen für ein heiliges Begebnis. In diesem Sinne erwiderte in der Verhandlung ein Vater, befragt, ob es ihm denn recht sein würde, wenn sein Junge körperlich von seinem Lehrer geliebt würde: „Von Wyneken, ja !“ Auf den Menschen kommt es an, der es wagt. Ob es dann Umarmung ist oder mehr, das fällt nicht schwer ins Gewicht.

Auf den Menschen kommt es an und sein Werk. Offenbar hat es besonders empört, daß der Lehrer seinen Schüler umarmt, wobei an ein Autoritätsverhältnis gedacht war, wie es wohl in der Schule des gewohnten Typs, nicht aber in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf besteht, wo Alles auf liebende Führerschaft gegründet ist, und überdies ein stolzes, unverdrängtes Körperbewußtsein blüht. In der Tat: die Lehrer, von denen unsre Jugend geplündert wurde, die halb als Schreckbild, halb als Karikatur in unsern ohnmächtigen Träumen immer wieder auftauchen — diese kümmerlichen Gesellen hätten dergleichen nicht wagen dürfen. Es ist eine ekelerregende und lächerliche Vorstellung; aber das beweist nichts gegen die Umarmung, sondern beweist nur gegen diese Lehrer, und zwar eben als Lehrende. Der Grad von Inbrunst in der Lehre berechtigt allein zu entsprechend starkem Ausdruck. Die Gesetzesformel kann natürlich nicht den individuellen Gehalt der Tat erfassen. Darum ist Anwendung des Gesetzes die Kunst des Richtens; und wer es wertblind und mechanisch anwendet, der ist ein gemeingefährlicher Stümper. Auch das Gesetz ist Lehre ! Für Ausnahmenaturen ein andres, weiter gefaßtes Gesetz zu verlangen: das verstieße freilich gegen allen Sinn von Gesetz. Desto dringlicher aber müssen wir ehrfürchtige, inbrünstige Gerichtsbarkeit fordern, eine der Kunst der Bewertung fähige und um die Einsicht in die Zusammenhänge liebend bemühte. Nur solche Justiz könnte wieder Führerschaft werden.

Lehre und Liebe sind nur zwei Formen desselben Inhalts. Die Liebe auch des echten Führers wird sich gewiß nicht in Umarmung oder sexuell gefärbter Leidenschaft ausdrücken müssen. Stillere, verhaltenere Lehre findet den entsprechend sanftern, gedämpftern Liebeston. Die heroische, aktive Auffassung aber von Zucht und geistiger Verantwortung, deren nicht zu stumpfendes Instrument Wyneken ein wunderbar strömendes Leben hindurch gewesen ist, gipfelt in der Selbstverständlichkeit des Leibes. Unleugbar auch, daß der Einbruch in die leicht zu erschütternde Existenz des Halbreifen stets Wagnis bleibt, Wagnis, wie alle sakramentale Handlung — Wagnis, wie es grade dieser hochgespannten Lehre Wynekens zukommt. Eben mit dieser Umarmung gab er sittliches Beispiel; dies war ihr Sinn, sogar bewußtermaßen. Das Problem in Alledem soll nicht geleugnet werden; man kann die Behütung der jugendlich empordrängenden

Lustkräfte, die Einpflanzung der geistigen Hemmungen in den Triebgrund stärker der schürenden und entflammenden Erziehung gegenüber betonen, als Wyneken es tut. Aber das ist eine Frage, für die Niemand von geringerer Liebeskraft kompetent ist; sie kann gewiß nicht von unsrer Strafkammer entschieden werden, der das Organ fehlt, zwischen Verführung und Erweckung zu unterscheiden.

Wyneken hat in einer kleinen, den edlen Schwung seines Geisteswesens atmenden Schrift ‚Eros' (erschienen bei Saal in Hamburg) seine Verteidigung niedergelegt, in einer Schrift, die männlich klug und in bester Haltung die tiefen Ursachen und Rechte seines Tuns behauptet. Es ist ein Dokument, das man gewiß der Verteidigung des Sokrates zureihen darf. Die Einheit seines Lehrens und Liebens tut sich in diesen Seiten bezwingend kund, und nur mit dem Gefühl kann man sich von ihnen wenden, daß die Begegnung mit diesem Manne wohl der Gefahren wert ist. Was sollte es denn Hinanreißenderes im Leben des Jünglings geben können, als von einem Geiste gleich diesem geliebt und umarmt zu werden ! Wenn es die Entdeckung der Jugend lohnte, die Wyneken selbst sein pädagogisches Werk nennt und nennen darf, dann wird sie es jetzt zeigen müssen und sich zu ihrem einzigen Führer stellen, der mit seinem Ueberschwang den Kreis der Verkümmerung zu zerreißen wagte und dafür nun von den Feinden der Jugend eingekerkert werden soll.

Paris an der Panke von Peter Panter

> Dem cand. jur. Zeßner-Rhenaniae wurde in der Gesellschaft ein Rätsel aufgegeben: „Das rate mir: Mit i ists über dir, mit a ein großes Tier, mit u ein kleines Tier !' Weil ers nicht erriet, wurde Ihm die Auflösung gesagt: Himmel— Hammel— Hummel. Der Student dachte einen Augenblick nach. „Na ja", sprach er. „ Aber wo ist da die Schweinerei?"

Nach vier Jahren Gottvertrauens und der Ueberbetonung des Staatsgedankens, nach jener Vorherrschaft der Deutschen ohne Hinterkopf unter besonderer Berücksichtigung der hierorts amtlich anerkannten ethischen Postulate, nach einer Zeit, wo die Nation von der Welt in den Gräben nur amerikanische Explosivstoffe und in den fremden Hauptstädten nur die kalte Schulter der Andern zu sehen bekam — nach solcher Isolierung hatte man die Gnade, die so schön bemalten Schlagbäume an den Grenzen wieder aufzumachen. Aber da zeigte sich nun, daß man sie von der andern Seite heruntergelassen hatte, und wir wissen schon seit vier Jahren viel weniger von der Welt, als wir wissen. W.T.B. setzt uns das Ausland nur in bearbeiteter Ausgabe vor (Kinder sollen noch nicht Alles erfahren), die deutschen Zeitungen, die schon ihre heimischen Redakteure nicht anständig bezahlen, können sich in Anbetracht der Valuta zu dem Experiment mit wirklich geistig gerichteten Korrespondenten nicht aufschwingen, und zwanzig oder dreißig Männer sehr verschiedenen Formats unterrichten die Presse eines ganzen Landes über alles „Nicht-

deutsche“. (Was ungefähr der Terminologie entspricht: Die Welt zerfällt in Ziegelsteinfabrikanten und andre Menschen.) Jedenfalls verschließt man sich hierorts nicht mehr der von den Kriegsprofessoren einmal verpönten Anschauung, auch Deutschland benötige ein wenig den Import . . . Unter anderm importieren wir zur Zeit französische Lustspiele.

Millionen Deutscher haben an französischen Fronten gekämpft, Hunderttausende haben in französischen Quartieren gelegen — aber die Anschauung über alles Französische hat sich kaum gewandelt. Bei dem Wort „französisch“ hat der Normaldeutsche — in den großen Städten und in der Provinz — zunächst eine Assoziation, für die sich der Chauvin damit revanchiert, daß er die Homosexualität „le vice allemand“ nennt; der Deutsche weiß ferner, daß die Französin ein stets gepudertes und verludertes Frauenzimmer ist („Mensch — in Lille !“) — und er lenkt überhaupt bei der Betrachtung alles französischen Wesens den Blick zuerst auf jene Leichtigkeit, die ihm, dem Schwergewichtler in der Liebe, noch immer als Leichtfertigkeit erscheint. Was beginnt nun ein solches Publikum mit französischen Lustspielen, die es jetzt in so großen Quantitäten vorgesetzt bekommt?

Zunächst geht es mit ganz falschen Voraussetzungen an die Sache heran. Immer wird einer von zwei Fehlern gemacht: die Stücke werden überschätzt oder unterschätzt.

Die sie überschätzen, suchen im Lustspielfabrikanten den Dichter und begreifen nicht, daß diese belanglosen Plaudereien den Zweck haben, einen Abend, ein Diner, eine Nacht vergnüglich einzuleiten. Claudel oder der große Guitry oder Hauptmann ist kein Hors-d'oeuvre zu einem Abendessen. Bernard ist es. Aber diese Ueberschätzung ist wohl nur ein Literatenfehler.

Die die pariser Komödien unterschätzen, tun dies, weil sie sie zu schwer nehmen. Dann kommt man freilich zu einem falschen Resultat, Bei einer Schlafzimmerszene zu fragen: „Hat der Autor auch erreicht, was er gewollt hat?“, zeugt von einem Stumpfsinn, wie er nur einem schweißhändigen Kandidaten der Philologie gegeben ist, (heute: Studienassessor).

Das Publikum aber, dasselbe Publikum, das vor oesterreichischen Operetten, vor deutschen Schwiegermütterschwänken jubelt, sitzt da und ist von folgenden Erwägungen bewegt:

Also solche Dinger (pluralis sexualis) — solche Dinger gibts natürlich nur in Paris ! Sieh mal, eine Kokotte im Hemd ! Ach, und da liegen Zwei in einem Bett ! (Hier gleitet der Blick scheu zu den anwesenden Frauen im Parkett — man ist ihnen nähergerückt, eine Intimität des Erlebnisses ist eingetreten, das Theater ist plötzlich zweischläfrig geworden.) Was hat er gesagt? „Ich schlafe nicht gern allein“? Hihi, sehr gut ! Und ein glukkerndes Gelächter läuft die Bänke entlang, das, entlüde es sich laut, dem Gelächter einer Kegelrunde über einen Pfundswitz gleichkäme . . . Und wenns aus ist, hat der Billettinhaber Alles behalten, was sich „darauf“ bezieht, hat alles Andre nicht gesehen und erhebt sich mit dem tröstlichen Gefühl: Gehe hin und tue — soweit möglich — desgleichen. Guten Abend !

Nun ist ja das deutsche Publikum seltsam ungewandt, ein Theaterstück im Ganzen zu sehen; zu empfinden, daß es in keinem Cabaret ist, wo man ihm mehr oder minder saftige „Nummern“ vorsetzt; zu hören, daß Bemerkungen und Aperçus nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern nur im Rahmen des Ganzen verstanden und aufgenommen werden können — die Leute sitzen bei uns immer da und warten von Witz zu Witz, was kommt. Bei Unterhaltungsstücken ohnt allenfalls ein Bruchteil des Publikums, daß es so etwas wie die Luft eines Stückes gibt. Und nun kann man die feinsten Scherze eines guten Boulevardstücks überhaupt nicht wiedererzählen, weil sie aus der Atmosphäre, aus der Stimmung, aus dem Aufbau eines Auftritts herausgewachsen sind. Enttäuschung auf der ganzen Linie. Eine dicke Zweideutigkeit läßt sich leicht herausschälen, und der Deutsche fühlt sich fast gefoppt, wenn er nicht acht oder zehn Poängten mit nach Hause nehmen kann.

Wenn man bedenkt, daß wir hier in Deutschland, wie die Dinge heute liegen, nur die (nicht einmal moderne) Mittelware des französischen Lustspiels vorgesetzt bekommen; wenn man hinzunimmt, wieviel durch die nicht immer sehr saubere Uebersetzung verloren geht; wenn man weiß, wie Regie und Bearbeiter ihr Mögliches tun, um eine Duftigkeit oder selbst eine gute Handwerkerei dem Ungeschmack ihrer Logen anzunähern: so ist man darüber, daß diese Lustspiele hier so falsch aufgefaßt werden, nur deshalb nicht erstaunt, weil man Das kennt, worüber sich hier die Leute halb krank lachen: ihren deutschen Schwank.

Ich weiß nicht, ob es diese Scheußlichkeit noch ein Mal auf der Welt gibt. Eine solche Flut von Witzlosigkeit, eine solche Anhäufung von Dämlichkeit müssen es selbst dem lieben Gott schwer machen, mit den deutschen Schwankfabrikanten beim ewigen Gericht milde zu verfahren. Wenn der Beste noch ins Fegefeuer kommt, sollte er keine Revision einlegen . . . Freilich: das Publikum will es so haben, das Publikum kreischt bei Scherzen, über die der Autor nie gelacht hat (das ist wichtiger, als man glaubt) — und es kreischt auch nur im Theater darüber. Der dicke Söderström sagte mir einmal recht hübsch: „Der Schauspieler hat nur recht, weil er eine Stufe höher steht als das Parkett.“ Er meinte das Podium der Bühne.

Tausendfach ist vor den Bewohnern der Mietskasernen, vor Männern, die in den Geschäften aufgehen, vor Frauen, die in Körben Gemüse und Klatsch einholen, vor solchen, die Hüte und Klatsch aufprobieren, bis beides sitzt, vor Junggesellen, die gleich komisch in der Amtswürde und beim Balzen sind — vor all diesem Volk tausendfach ausprobiert ist die Wirkung des deutschen Schwanks. Was da Alles durcheinandergeht, wenn die Leute lachen, ist kaum zu analysieren: Schadenfreude, Assoziationen mit einer Art Erotik, die nach abgestandenem Bier und ungelüfteten Zimmern muffelt, die Freude, das, was da vorgeht, auch richtig begriffen zu haben und einen Grad schlauer zu sein als der Trottel da oben auf der Bühne, Massenpsychose und jene unausrottbare Neigung, bei Possen seinen Verstand mit dem Schirm in der Garderobe abzugeben.

Und das Lustige ist, daß dieselben Leute, die sich den schlimmsten Unfug einer geistesschwachen Operette behaglich lauwarm über den Bauch laufen lassen, für die Eleganz, die reinliche Arbeit, die leichte Gefälligkeit eines netten Zwiegesprächs auf der Bühne wenig übrig haben. Da sondieren sie, da mikroskopieren strenge Kritiker einen armen Schmetterling und konstatieren: Von Schmelz keine Spur ! Aber das ist eine Selbstkritik.

Das, was den an sich völlig belanglosen französischen Stücken hier zum Erfolge verhilft, ist in den meisten Fällen das Falsche. Gewohnt, einen Scherz sorgsam „vorbereitet“ serviert zu bekommen, für einen Unfug eine Exposition, für einen Spaß ein Kolleg, sehen sie nicht die fedrige Leichtigkeit der Andern. Aber sie lachen doch. Ueber das, „was bei uns — Gottseidank — nicht vorkommt“; darüber, daß Alles in Paris, dem Dorado der Ehemänner mit dem zugekniffenen linken Auge, spielt; darüber, daß man ja auch mal . . . immerhin . . . und weil die erotischen Schicksale der Schauspielerin immer von Allen persönlich miterlebt werden (fällt sie, besitzen sie alle Männer im Theater): so lachen sie auch darüber.

Die gradezu krankhafte Ueberempfindlichkeit des deutschen Publikums ist hier gelöst. Nie darfst du wagen, einen deutschen Klempnermeister oder einen Geheimen Oberregierungsrat als Schurken auf unsre Bühne zu stellen; Jeder ist in einem Verein, und jeder Verein würde sofort, besonders in kleinen Orten, die Aufführung eines solchen Stückes mit der Protestaktion eines Boykotts beantworten — aber Paris? In Paris ist Alles möglich ! Da sollen ja . . . (Getuschel.)

Das ist nicht gut mit den französischen Lustspielen. Auf der einen Seite Literaten, die schwer gekränkt sind, wenn Einer einen anständigen Frack besitzt, ihn trägt und kein Wesens davon macht, Seeleningenieure, die vor dem Abendessen ihr kleines Problem haben wollen — auf der andern feist gluckernde Skatbrüder, die sicherlich an Emmy nachher auslassen, was Frau Hansi Arnstaedt angerichtet hat.

Tausend Strömungen sind über dies chaotische Volk dahingebraust — die Oberfläche war immer sehr bewegt, aber in den Tiefen bliebs still. Ich glaube nicht, daß Clauren bei Oellampen anders belacht und beklatscht worden ist als der deutsche Familienschwank von heute bei elektrischem Rampenlicht. Generationen sinken ins Grab — aber es sind dieselben Menschen. Es ändert sich nichts. Renaissance und Naturalismus und Express sionismus und Analytiker und Synthetiker — all das reicht nicht bis auf den Grund des Meeres. Da tummeln sie sich, wie sie sich immer getummelt haben: Gewaltmenschen und Oberkellner und Unteroffiziere, Geschäftsleute und tyrannische Weiber und Bettkaninchen und jene Vielen, denen Aufzwingung eines fremden Willens Lust ist (es gibt ihrer mehr, als man weiß) — und die gesteigerte Eigenliebe, mit einem kleinen Menschen dran: es sind immer die Selben, die Alten, die ewig Gleichen.

Wirf ihnen im Deutschland von heute so viel Paris vor, wie du willst: sie werden es immer transponiert sehen, auf ihre Weise, für ihren Hausgebrauch. Made in germany.

XIII.
Werner Siemens

Als der Artillerieleutnant Werner Siemens anno 1847 in einem Hinterhause der Schöneberger Straße zu Berlin mit dem Mechaniker Gustav Halske ein Unternehmen errichtete, das auf den stolzen Namen Telegraphenbauanstalt hörte, gab es in Deutschland erst wenige Häuser von Weltbedeutung und Weltruf, und die neue Firma, deren — geborgtes — Kapital ganze 6000 Taler betrug, sah auch nicht grade danach aus, als ob sie ein solches werden könnte. Noch schlief die ganze Schwerindustrie in Rheinland-Westfalen. Was da — vor der großen Erweckung des Ruhrbergbaus — arbeitete, waren veraltete Tagebaubetriebe, Puddelöfen und Stahlhämmer. Von der Metall-, Maschinen- und Textilindustrie waren in dem überwiegend agrarischen Lande erst magere Ansätze vorhanden. Der geringen Entwicklung der angewandten Technik entsprechend, waren auch die Formen und Möglichkeiten des technischen Studiums, später eines der Hauptfundamente deutschen großindustriellen Wachstums, ganz primitiv organisiert.

Werner Siemens, der 1816 zu Lenthe im Hannöverschen als der älteste Sohn eines Oberguts-Pächters geboren worden war, strebte bewußt aus der landwirtschaftlichen Berufs- und Lebenssphäre des Vaters heraus, und ebenso bewußt zogen ihn Begabung und Neigung zum Technischen. Aber dahin konnte man damals noch nicht auf graden und: geebneten Wegen gelangen. Technische Hochschulen mit gegliedertem und spezialisiertem Studiengang gab es noch nicht, der Maschineningenieur besonders war noch nicht geboren, und die Bauakademie war die einzige Anstalt, die technische Ausbildung vermittelte, aber einseitig auf die Architektur zuschnitt. Das Studium auf der Bauakademie war indessen dem kindergesegneten Gutspächter in Lenthe bei den rückgängigen Getreidepreisen zu kostspielig. Ein Freund der Familie meinte, man könne als preußischer Pionieroffizier schließlich das Selbe lernen wie auf der Bauakademie. Der Vater, mit dem hellen Blick und dem soliden geistigen Fundus ausgezeichnet, die er als bestes Erbteil seinen Söhnen hinterlassen hat, billigte die Absichten seines Aeltesten: „Der einzige feste Punkt in Deutschland ist jetzt der Staat Friedrichs des Großen und die preußische Armee“, meinte der tüchtige Mann, der das schwerpunkts- und zukunftslose Hintreiben seines damals von englischen Prinzen regierten Heimatsstaates klar genug durchschaute. Aber Werner Siemens machte es noch praktischer. Er wurde nicht Pionier, sondern Artillerist, da ihm gesagt worden war, daß er auf der Artillerieschule die gleiche Ausbildung genießen könne wie auf der Ingenieurschule, als Artillerieoffizier aber wesentlich bessere Aussichten habe. Lange freilich hielt es der junge Siemens in der militärischen Karriere nicht aus. Schon während seiner Offizierstätigkeit beschäftigte sich der ernst und praktisch gerichtete Premierleutnant

mit technischen Dingen, machte ein paar ganz hübsche Erfindungen auf elektrolytischem Gebiet und verstand auch, soweit seine militärische Stellung ihn nicht hinderte, in geschäftlicher und pekuniärer Hinsicht aus ihnen Kapital zu schlagen. Das neue große Anwendungsgebiet, das sich der Technik damals erschloß, war neben dem Eisenbahnwesen die Elektrotechnik, und zwar zunächst das Telegraphen- und Kabelwesen. Im seebeherrschenden England wurde der Drahtdienst von Anfang an in erster Linie dem ausgebreiteten Handelsverkehr und der Verbindung mit den überseeischen Kolonien dienstbar gemacht, in Deutschland lehnte er sich zunächst an die strategischen Bedürfnisse der Armee an. In diesem Zusammenhang näherte sich auch Werner Siemens, der später zum ersten Telegraphentechniker nicht nur Deutschlands, sondern fast der ganzen Welt werden sollte, dem neuen Gebiet, er näherte sich ihm mit dem ganzen Ernst, der ganzen Entschiedenheit und Kraft seiner im besten und stärksten Sinne unternehmenden Natur.

Werner Siemens war vielleicht die stärkste Mischung von technischer, wissenschaftlicher und kaufmännischer Genialität, die ein deutscher Mensch je in sich vereinigt hat. Seine Erfindungen waren nie zufälliges Finden, nie originelle, geistreiche, brillante Spiele der Technik, sondern sie gingen aus gediegener wissenschaftlicher Arbeit, aus bewußtem Suchen nach Lösungen für Probleme hervor, deren zeitgemäße Wichtigkeit auf der Linie praktischer Bedürfnisse lag. Seine technischen Erfolge entsprangen nicht so sehr kühner Inspiration wie einer großen, klaren und schöpferischen Logik, die Brücken zwischen Bedürfnis und Lösung, zwischen Problem und Konstruktion schlug, die aus tiefer Anschauung und Einschauung in das Wesen der technischen Gesetze die Mittel zu ihrer Beherrschung und Ausnutzung für die menschlichen Zwecke ableitete. Die kaufmännische Ausgestaltung und Nutzbarmachung aber paßte sich den Möglichkeiten der technischen Grundlagen vollkommen an. Der wirtschaftliche Aufwand, mit dem eine technische Erfindung in die Wirklichkeit umgesetzt wurde, war nicht größer und nicht kleiner, als er grade für diese Idee sein mußte. Absolute Sachlichkeit, belebt durch das Fluidum höchstpersönlicher Anschauung und Formung, war das Gesetz der Siemensschen Wesens- und Schaffensart. Alles, auch das Gewagteste, schien bei Siemens nicht verwegen, spekulativ, hasardierend, sondern sicher fundiert und folgerichtig errechnet, sodaß man niemals den Eindruck hat, als ob seine Unternehmungen auch hätten fehlschlagen können. Schließlich war es ja nichts Kleines, sondern etwas unerhört Kühnes und Außerordentliches, daß eine Firma, die im Jahre 1849 noch mit 32 Arbeitern, zwei Jahrzehnte später mit 250 Arbeitern produzierte, sich bald nach ihrer Gründung um die größten Konzessionen für Telegraphenarbeiten in Rußland bewarb, daß sie es unternahm, von England aus in das international Kabel- und Telegraphengeschäft einzudringen, dem mächtigen britischen Kabelring den Kampf anzusagen, das Riesenprojekt des indo-europäischen Telegraphen zu entwerfen und auszuführen. Aber dieses Kühne und Außerordentliche wirkte bei der ruhig genialen, echt niederdeutschen

Natur des Werner Siemens wie etwas Selbstverständliches. Das ist es ja, was Werner Siemens von den meisten deutschen Unternehmern unterschied, die in jener Zeit der Anfänge des Telegraphen ebenso wie er Fabrikationswerkstätten für das neue Anwendungsgebiet der Technik errichteten: sie produzierten noch halb handwerkerhaft und bemühten sich mit subalternen kaufmännischen Mitteln um bescheidene Bestellungen, die bei diesem oder jenem Projekte abfielen — Siemens, der auch in seinem kleinen Anfangsbetriebe, in einem Lande, das noch keine Großindustrie kannte, schon der geborene Großkaufmann und Unternehmer großer Form war, machte die Projekte selbst und war auch mit 6000 Talern Anfangskapital schon davon durchdrungen, daß er den Radius seiner Unternehmungen ins Internationale, ins Weltenweite spannen müsse, wenn er die Ausführung seiner Pläne ihrer Idee ebenbürtig machen wollte. Anders hätte er, der das reine Händlertum verachtete, und dem es seinerzeit durchaus gegen den Strich ging, daß sein Bruder Wilhelm für die Kaufmannslehre bestimmt war, die Berührung mit geschäftlichen Dingen nicht ertragen. Für ihn bedeutete Produzieren niemals: Marktwaren herstellen und damit Geld machen, sondern er fand seine Befriedigung nur im Schaffen neuer und großer Kulturwerte.

Sein Entschluß, sich ganz der Entwicklung des Telegraphenwesens zu widmen, stand schon im Jahre 1847 fest. Damals veranlaßte er den Mechaniker Halske, mit dem gemeinsame Arbeit ihn näher verbunden hatte, jene Telegraphenbauanstalt zu begründen, in die er nach seiner Verabschiedung aus dem Heeresdienst selbst eintreten wollte. Das Betriebskapital lieh ihm sein Vetter, der Justizrat Siemens, der Vater jenes später so berühmt gewordenen Gründers und ersten Direktors der Deutschen Bank Georg von Siemens. Werner Siemens selbst wollte seine ganze Kraft dem neuen Unternehmen erst widmen, wenn die Generalstabskommission zur Einführung des elektrischen Telegraphen, der er angehörte, ihre Aufgabe voll erfüllt hatte. So sehr er auch die ihm offen stehende Laufbahn, sich dank seiner beherrschenden Stellung in der Telegraphenkommission allmählich zum Schöpfer und Leiter des preußischen Staatstelegraphen aufzuschwingen, als zu eng, zu wenig selbständig, zu bürokratisch ablehnte: hier lag doch damals noch das Feld, auf dem er am entscheidendsten an der Einführung der Telegraphie mitarbeiten konnte. Bald darauf wurde auch die erste unterirdische Telegraphenlinie Berlin-Großbeeren und die oberirdische Linie Berlin-Potsdam fertiggestellt, und von dem freien Blick dieses kaufmännischen Soldaten zeugt es, daß er — im Gegensatz zu den Heeresbehörden — dafür eintrat, die neuen Linien nicht nur dem Militär, sondern auch dem Publikum zur Verfügung zu stellen. Die März-Revolution und der dänische Krieg von 1848 unterbrachen die systematische Arbeit am Telegraphen. Wir sehen Siemens als Kriegstechniker in Kiel, Friedrichsort und Eckernförde, wo er die Verteidigung dieser Seehäfen durch Minensperren — die ersten, die jemals gelegt wurden — und durch Hafenbatterien durchführte. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm Siemens die telegraphischen Projekte mit

Hochdruck wieder auf. Der brave Halske hatte, unbeirrt durch Revolution und Kriegsgeschrei, seine Telegraphenapparate auch ohne Bestellung weiter fabriziert und dadurch das junge Unternehmen vor dem Zusammenbruch bewahrt. Die Zuversicht sollte sich lohnen. Es gab bald Arbeit in Hülle und Fülle. Eine große unterirdische Telegraphenlinie von Berlin nach Eisenach und eine oberirdische von dort nach Frankfurt, wo damals das erste deutsche Parlament tagte, waren im Auftrag des preußischen Handelsministeriums zu bauen. Die Loslösung des Telegraphen vom rein militärischen Interesse, seine Verwendung im Dienst des Verkehrs war eine Tatsache. Siemens zog nun endgültig den Soldatenrock aus und trat als offener Teilhaber in die Firma Siemens & Halske ein. Die Periode der Versuche, der tastenden Anfänge und kleinen Dimensionen ist überwunden. Die Entwicklung verstärkt, verbreitert, vervielfältigt sich, geht ins Große und trägt die Firma Siemens & Halske zur Bedeutung nicht nur des ersten elektrotechnischen Unternehmens in Deutschland, sondern eines Welthauses empor.

Neben Telegraphenanlagen wurde bald noch alles Andre hergestellt, was dazu gehörte: man fabrizierte Läutewerke für Bahnanlagen, Meßinstrumente; der im Jahre 1850 nach Europa gekommene Morse-Apparat wurde von der Firma mit vielen Verbesserungen versehen und zu einer Vollendung gebracht, die ihn über alle frühern Systeme weit hinaushob. Das Absatzgebiet wurde über Deutschland hinaus erweitert. Insbesondere in Rußland verstand die junge Firma festen Fuß zu fassen; neben kleinern Telegraphenlinien wurden die großen Strecken Petersburg-Warschau, Moskau-Kiew-Odessa, Petersburg-Reval und Petersburg-Helsingfors fertiggestellt. Werner Siemens hatte das Glück, energische und tüchtige Brüder zu haben, denen er die Geschäfte im Ausland anvertrauen konnte, was dazu beitrug, den Familiencharakter der Siemensschen Unternehmungen zu wahren und trotz der notwendig gewordenen Dezentralisation aufrecht zu erhalten. Wie Karl Siemens das russische Geschäft, den technischen Weisungen des genialen Werner folgend, aber kaufmännisch mit einem hohen Grade von Selbständigkeit und Geschick entwickeln konnte, so vermochte Wilhelm Siemens, fast noch mehr als Werner kaufmännischer Grandseigneur und großer geschäftlicher Repräsentant, der früh nach England gegangen war und sich dort schnell anglisiert hatte, trotz der mächtigen Konkurrenz in diesem technisch dem damaligen Deutschland weit überlegenen Lande der Firma eine starke Stellung zu erkämpfen. Er lieferte für den indischen Telegraphen Materialien und Apparate, eröffnete einen lohnenden Fabrikationszweig durch die Konstruktion des nach ihm benannten Wassermessers und hat später durch die Ausbildung des Siemens-Martin-Verfahrens der Stahlindustrie neue, erst später in ihrer ganzen Bedeutung erkannte Bahnen erschlossen. Entscheidend wurde die Betätigung in England für die Bedeutung, die sich die Firma Siemens & Halske in der Kabelfabrikation und in der Kabellegung erwerben sollte. Die erste selbständige Kabellegung für die Linie Katagena-Oran, die von der französischen Regierung in Auftrag gegeben worden war, aber

infolge ungünstiger Formation des Meeresbodens dreimal mißglückte, forderte schwere Opfer, die die Brüder Siemens nicht entmutigten, aber den vorsichtigen, jeder Großzügigkeit baren Halske veranlaßten, die Trennung des londoner Geschäfts von dem berliner zu beantragen. Diese erfolgte, und das londoner Geschäft ging unter der Firma Siemens Brothers in den Besitz der Brüder Wilhelm, Werner und Karl über. Das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit dieser Firma für den Bau von Ueberseekabeln hat nicht getrogen. Im Lauf der Jahre gelang es Siemens Brothers, mit einem direkten Kabel von Irland nach Amerika das Monopol eines damals unter den Auspizien Sir William Penders gebildeten Kabelrings zu durchbrechen und andre große Ueberseekabel in Auftrag zu bekommen. Vorangegangen war die Errichtung einer eignen Guttaperchafabrik in England, die notwendig wurde, da die einzige englische Fabrik, die bis dahin nahtlos mit Guttapercha umpreßte Drähte nach dem System Siemens hergestellt hatte, offenbar im Interesse jenes Kabelringes bei der Lieferung an Siemens Brothers Schwierigkeiten machte. Die Gesellschaft, die von den Brüdern Werner, Wilhelm und Karl Siemens für den Bau der Kabellinie Irland-Amerika gegründet wurde, mußte ihr Kapital auf dem Kontinent aufbringen, da der englische Markt durch die übermächtige Konkurrenz verschlossen war. Schon vorher hatte der ständig nach neuen Projekten ausschauende Geist Werners ein andres gewaltiges Werk ersonnen und ausgeführt. Es handelte sich um nichts Geringeres als um den Bau einer Indo-Europäischen Ueberland-Telegraphen-Linie, die England über Preußen, Rußland und Persien mit seiner Kolonie Indien verband. Zu diesem Zweck wurde eine englische Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 425 000 Pfund Sterling gegründet, die sämtliche Konzessionen von den beteiligten Regierungen erwarb und die Linie bis zum Jahre 1869 fertigstellte. Der Bau, die Lieferungen an Materialien und Apparaten und die Unterhaltung der ganzen Linie wurde der Firma Siemens & Halske übertragen, die sich mit einem Fünftel des Aktienkapitals an dem Unternehmen beteiligten Die Indo-Europäische Ueberland-Linie und die Kabelgesellschaft Irland-Amerika bilden die ersten Fälle von sogenannten Betriebsunternehmen, die nicht im fremden Auftrag, sondern auf eigne Initiative von einer Fabrikationsgesellschaft in der elektrischen Industrie gegründet worden sind. Alles, was die Firma Siemens & Halske, was die Elektrizitäts-Industrie in der vergangenen Periode geleistet hatte, was auch noch den Hauptinhalt ihrer Tätigkeit im nächsten Jahrzehnt bildete, gehörte der Schwachstrom-Industrie an. Das große historische Verdienst des Werner Siemens lag aber nicht nur in der hervorragenden Mitwirkung, die er der Entwicklung der Schwachstromtechnik hatte angedeihen lassen, sondern in der grundlegenden und schöpferischen Wendung, die er der Starkstromtechnik durch seine Erfindung des sogenannten dynamoelektrischen Prinzips im Jahre 1866 gegeben hatte. Dieses Prinzip besteht darin, daß Elektrizität nicht wie beim Schwachstrom auf chemischem Wege (durch Elemente oder Batterien), sondern auf physikalischem Wege durch die elektromagnetische

Induktionsmaschine erzeugt wird. Die Priorität dieser Erfindung ist bald nach ihrer Bekanntgabe von verschiedenen Seiten bestritten worden. Die Engländer Wheatstone und Varley nahmen für sich die Gleichzeitigkeit der Idee in Anspruch. Immerhin hat Werner Siemens das dynamo-elektrische Prinzip zuerst literarisch dargestellt, konstruktiv mit Hilfe des sogenannten Doppel-T-Ankers ausgeführt und ihm den Namen gegeben. Sein Verdienst wird nicht geschmälert, wenn man selbst annimmt, daß er etwas erfunden habe, was damals in dem Gang der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung logisch begründet war und sozusagen „in der Luft lag“. Daraus würde sich im Gegenteil ergeben, daß seine Erfindung systematischer Arbeit und folgerichtigem Denken, nicht einem Zufall ihr Dasein verdankte. Richtig ist hingegen, daß Werner Siemens weder die Dynamomaschine zu voller praktischer Brauchbarkeit entwickelt noch den ganzen Umfang ihrer industriellen Nutzungsmöglichkeit erkannt und mit der sonst bei ihm gewohnten Energie zu verwirklichen gesucht hat. Sein Gedanken- und Arbeitskreis war doch wohl zu sehr mit den Problemen der Schwachstromtechnik erfüllt, seine Kraft zu sehr von der lebenslangen Beschäftigung mit ihr absorbiert, als daß er sich dem Neuland der Starkstromtechnik hatte mit unverminderter Schaffensfähigkeit zuwenden können. Dazu gehörte eine unverbrauchte Frische, eine Jugend mit Zukunftsaugen, nicht der Rest eines mit Arbeit und Gedanken überfüllten Lebens.

Werner Siemens hat selbstverständlich als der bedeutende Techniker und der klare Kopf, der er war, erkannt, daß die neue Erfindung eine große Tragweite habe. An seinen Bruder Wilhelm schrieb er schon im Jahre 1866: „Die Effekte der dynamoelektrischen Maschine müssen bei geeigneter Konstruktion kolossale werden. Die Sache ist sehr ausbildungsfähig und kann eine neue Aera des Elektromagnetismus anbahnen. Magnet-Elektrizität wird billig werden und kann nun zur Lichterzeugung, für elektrochemische Zwecke, ja selbst wieder zum Betriebe von kleinen elektromagnetischen Maschinen mit Vorteil verwandt werden.“ Man sieht: das sind Worte, in denen recht hohe Erwartungen und Hoffnungen sich ausdrücken — aber es ist merkwürdig: die Hand des Werner Siemens war bei den Ausführungsmaßnahmen auf dem neuen, als gewaltig erkannten Gebiet nicht mehr so sicher und fest wie früher, die Phantasie arbeitete nicht mehr so hoffnungsfreudig und kühn, und die Durchführung wirkt sozusagen kleiner als der Gedanke.

Auch im Kaufmännischen ging Werner Siemens nicht ganz mit der aufkommenden neuen Zeit mit, wenngleich ein Unternehmen wie das von Siemens & Halske naturgemäß genug innere Triebkraft und Elastizität besaß, um seine Stellung — allerdings hier und da nach einigem Zaudern — allen Methoden der Konkurrenz gegenüber zu verteidigen und, wo es not tat, sich ihnen anzupassen. Einrosten ließ diese Firma ihren Betrieb auch auf der Höhe der Entwicklung nicht, lebendig blieb ihr Geschäft auch in der Folgezeit, aber das Bahnbrechende ging doch in mancher Hinsicht verloren. Das Kämpfen wurde

nicht verlernt, aber doch das Angreifen. Es kamen ruhigere Perioden, in denen nicht das Erringen des Besitzes, sondern seine Wahrung dem Ganzen den Stempel aufdrückte. Das lag sozusagen an der zunehrmenden „Klassizität“, in die sich Werner Siemens hineinwuchs. Der Grundzug seines Wesens war ja nie loderndes Temperament, heiße Flamme gewesen, wie sie manchmal auch Grauköpfe noch zu überraschenden Ausbrüchen bringen können. Die stille Klarheit, das beherrschte Gleichmaß, die seiner ganzen Natur eigen waren, gaben seinem reifen Alter etwas Zurückhaltendes, in sich Geschlossenes, manchmal sogar Abweisendes. Eine gewisse — wenigstens äußere — Abkühlung war bei Menschen seines Schlages mit den zunehmenden Jahren nicht zu vermeiden. Werner Siemens stand ja doch nun einmal in der Mitte zwischen Wissenschaft und Technik und trachtete, durch die eine die andre zu erobern. In seinen spätern Jahren suchte er immer tiefer von dem Technischen in das Wissenschaftliche vorzudringen, und wie ernst seine Wissenschaftlichkeit nicht nur war, sondern auch von der Zunft und ihren Königen genommen wurde, zeigt sich darin, daß Männer wie Magnus, Dove, Du Bois-Reymond und Helmholtz ihm eng befreundet waren und ihn durchaus als ihresgleichen betrachteten. Du Bois-Reymond sagte von ihm, daß er nach Beanlagung und Neigung in weit höherm Maße der Wissenschaft als der Technik angehöre, und Werner Siemens war in seinem Alter mit dieser Charakteristik ganz einverstanden. Er wurde philosophischer Ehrendoktor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und war als solches nicht nur genötigt, sondern auch gern bereit, sich über Probleme der angewandten technischen Wissenschaft hinaus mit rein naturwissenschaftlichen Untersuchungen und Arbeiten allgemeiner Art zu beschäftigen. Diese Beschäftigung und dieser Umgang mußten auf die kaufmännische Seite seiner Tätigkeit zurückwirken. Er wurde als Kaufmann sehr vornehm, und als der alte Kaiser Wilhelm ihn durch Ernennung zum Kommerzienrat eine Ehre erweisen wollte, lehnte er ab mit der Bemerkung: „Premierleutnant, Dr. phil. honoris causa und Kommerzienrat vertragen sich nicht — das macht ja Leibschmerzen.“ Es wäre indes völlig falsch, wenn man Werner Siemens, wie dies hier und da geschehen ist, rein kaufmännische Talente und Neigungen absprechen wollte. Er beherrschte nicht nur die großen, sondern auch die kleinen kaufmännischen Mittel und konnte nicht nur geschäftsklug, sondern auch gerissen sein. Erst nachdem er sich in diesen Richtungen so weit ausgelebt hatte, wie die Bedingungen seiner Zeit und seine Veranlagung erlaubten, gab er der dritten Fähigkeit seiner reichen Natur freie Bahn, die vielleicht nicht die innerste, aber die innerlichste seines Wesens war, in der er am reinsten eine Vertiefung und Sammlung seiner Gedankenarbeit zu einem einheitlichen, geschlossenen Wissensbild, eine Klarheit über sich und die Wurzeln und Kräfte seiner Welt erreichen konnte. Diese seelische Intensivierung ist keine geringe ethische Leistung für einen von Hause aus praktisch veranlagten Menschen, dessen Leben lange Zeit im Zeichen der äußern, vielgestaltigen Expansion gestanden hatte. Dem

industriellen Kaufmann und seinem Unternehmen hat sie naturgemäß nicht in gleicher Weise zum Vorteil gereicht, und da unter den Nachfahren der Familie Siemens der geheimrätliche und vornehme Altersstil Werners stärker dominierte als der aktive und agile Stil seiner Jugend, so kam es — nicht zum Schaden der deutschen Elektrizitätsindustrie — , daß neben der alten Firma Siemens & Halske sich in Zukunft junge und kräftige Konkurrenzunternehmen zur Geltung bringen konnten. Aber mochte auch in den Fragen der wirtschaftlichen Expansion, der geschäftlichen und finanziellen Organisation die Führung zeitweise in die Hände jüngerer, frischer Kräfte übergehen — in Einem blieben Siemens & Halske unerreicht, eine Klasse für sich: in der technischen Meisterschaft und in dem wissenschaftlichen Ernst, mit der dem Produkt, mochte es sich nun um Massenware oder um Spezialkonstruktionen handeln, der Adel der Qualität gegeben und erhalten wurde. Technische Vollendung gehört ja zu den Dingen, die bald verloren gehen, wenn sie nicht Tag vor Tag aufs Neue errungen werden. Von allen Traditionen, die Werner Siemens seinen Unternehmungen hinterließ, blieb die, daß Technik nur dann dauernder Erneuerung fähig ist, wenn sie unmittelbar aus dem Quell der Wissenschaft schöpft, allezeit die stärkste und lebendigste.

Das Couleurstudententum von Victor Franzius

Eigentlich wäre es Sache der Sozialdemokraten Geck und Breitscheid, von denen der eine ein karlsruher, der andre ein marburger Burschenschafter ist, über dieses Thema zu reden. Auch Wolfgang Heine, der dem Verein Deutscher Studenten, also gewissermaßen der Ersatzreserve des Couleurstudententums angehörte, könnte uns über das unerschöpfliche Reservoir der deutschen Reaktion Aufschluß geben. Ein guter Beobachter des Couleurstudententums und vor allem einer, der seine Beobachtungen politisch auszudeuten versteht, ist Lothar Schücking; in seinem vor dem Kriege erschienenen Buche: ‚Die Reaktion in der innern Verwaltung Preußens' hat er sich darüber zwar vorsichtig, aber deutlich genug ausgelassen. Auch Hermann Hesse weiß, was es mit den bunten Bändern auf sich hat; die bebänderte Jugend hat ihn mit so viel Drohbriefen beehrt, daß er sich alles Ernstes das Schicksal Erzbergers vor Augen zu halten hätte.

Zwei Monate nach der Revolution tauchten in Berlin und auch anderswo, sogar im besetzten Gebiete, Hosenträger von einer Farbenpracht auf, wie man sie zuvor nie gesehen hatte: Friedensware im Band und in den Zutaten, gute Verarbeitung, äußerst preiswert, nur etwas schmal in den Bändern, gewissermaßen nur zum Tragen leichter Hosen bestimmt — es waren Hosenträger aus Couleurbändern. Aber die Bandfabrikanten, die in dem Glauben, mit der Revolution sei das Geschäft in Coleurbändern zu Ende, die Lagerbestände an die Hosenträgerfabrikanten verramschten, sollten sich gründlich verspekuliert haben. Die Militärherrschaft Noskes brachte das für einige Monate in die Versenkung gefallene Couleurband wieder auf den Plan, und seither beherrscht es die Straße wie nie zuvor. Zum ewigen Andenken an die denkwürdige deutsche Revolution habe ich von den feudalen

Hosenträgern ein Paar erstanden. Und so trage ich denn das Burschenband der Bonner Borussen auf beiden Schultern — und bin damit Wilhelm dem Zweiten ein gut Stück voraus, der es nur auf einer Schulter getragen hat.

Unpolitisch, wie die Deutschen einmal sind, haben die wenigsten von ihnen auch nur eine annähernd richtige Vorstellung von der Bedeutung des Couleurstudententums. Die meisten halten es für eine Jugendeselei — das Bürgertum für eine harmlose, die Arbeiterschaft, die ein instinktives Gefühl für das Anmaßende und Herausfordernde hat, für eine weniger harmlose, aber immer noch für eine Jugendeselei. Die Verkennung der wahren Bedeutung des Couleurstudententums hat sich an dem republikanischen Deutschland schwer gerächt. Trotz dem guten Willen der großen Mehrheit des deutschen Volkes ist an eine Demokratisierung Deutschlands nicht zu denken, solange das Couleurstudententum die Rechtspflege, die innere Verwaltung und die wichtigsten Zweige der staatlichen, kommunalen und privaten Wirtschaft kontrolliert. Wir entrüsten uns bei dem Gedanken, daß amerikanische Milliardäre die wichtigsten Rohstoffe der Welt kontrollieren, ein armseliger Stinnes einen Teil der deutschen Industrie, und haben verschlossene Augen vor der Tatsache, daß das Couleurstudententum einen ganzen Staat mit allen Einrichtungen und Hilfsquellen beherrscht.

Die im deutschen Waffenring zusammengeschlossenen Couleurstudenten nach Corps, Burschenschaften, Landsmannschaften, Turnerschaften zu klassifizieren, ist überflüssig; es käme dabei nicht mehr heraus, als daß die einen reaktionär, die andern erzreaktionär sind, die einen es mit der Deutschen, die andern mit der Deutschnationalen Volkspartei halten. Die freiheitliche Vergangenheit der bürgerlichen Burschenschaften, die sich einst im Gegensatz zu den adligen Corps fühlten, ist längst dahin und seit 1848 in das Gegenteil verkehrt, wo das Bürgertum mit dem Adel auf Kosten der Arbeiterschaft einen ewigen Frieden schloß. Die Rolle des Adels wäre in Deutschland längst ausgespielt gewesen, wenn er nicht vom bürgerlichen Adel, das heißt: vom Couleurstudententum gestützt worden wäre.

Was von dem Couleurstudententum nach außen sichtbar ist, das sind die bunten Bänder und Mützen, Bier- und Weinzipfel, zerschlagene Visagen, bandagierte Köpfe, Bezirkelungen aller möglichen und unmöglichen Gebrauchsgegenstände für Couleur-Brüder und Schwestern, Aufzüge in vollem Wichs mit und ohne Droschke, Couleurbummel mit und ohne Bismarckköter und das ganze Brimborium an und in den Vereinshäusern, Stammkneipen, Paukboden und an den Extischen — mit einem Wort: der ganze Bierstaat. Zu dieser äußern „Aufmachung“ kommt das ganze Gehabe und Getue, der commentmäßige „Benimm”, der sich als Geblödel in Wort, Gebärde und Bewegung kennzeichnet. Den Gipfelpunkt erreicht das Geblödel, wenn ein einflußreicher alter Herr mit Frau Gemahlin und Fräulein Tochter auf der Bildfläche erscheint. Die geistigen Mittel dieses Staates im Staate sind: Renommieren, Repräsentieren, Imponieren — wie man sieht, die gleichen, deren sich der Adel mit und ohne Uniform zum Herrschen über die Langgeohrten und Kurzgeäugten seit jeher bediente. Wer nicht genügend Romantik und Geld für den Bierstaat aufbringen kann, den konzessionierten Patriotismus besitzt und sich mit der Rolle des Unteroffiziers begnügen will, findet Unterschlupf im couleur-

freien Verein Deutscher Studenten, der ganz verdächtig nach dem seligen Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie riecht.

Mit welcher Verachtung der Couleurstudent auf den gewöhnlichen Sterblichen herabblicken muß, läßt sich am besten daran ermessen, wie er sich zu seinem nichtfarbentragenden Kommilitionen stellt. Da heißt es in einem von Studiosus Nettlich, herausgegebenen ‚Ratgeber für Farbenstudenten': „Geht man mit einem nichtfarbentragenden Kommilitonen, so muß dieser einen rechts gehen lassen. Achtet er nicht darauf, so erinnere man ihn höflich daran.“ Dies die Arroganz dem akademischen Mitbürger gegenüber; nun ziehe man einen Rückschluß darauf, wessen sich der Nichtakademiker oder gar der Arbeiter zu versehen hat. Kann man es da der herausgeforderten Arbeiterschaft verdenken, wenn sie, wie das im Mai 1920 bei einem Couleurbummel auf der Schweidnitzer Straße in Breslau geschehen ist, sich zu einer Unbesonnenheit hinreißen läßt und unter Zuhilfenahme des preußischen Hausmittels die bebänderte Jugend davon „geziemend” in Kenntnis setzt, daß wir nicht mehr in einer Monarchie, sondern in einer Republik leben ! Gradezu belustigend ist es, wenn Couleurstudenten (zum Beispiel der münchner Rhenane Potthoff) in Sozialem machen; sie, die für den Kleinbürger und den „irregeleiteten“, das heißt: nicht gelben Arbeiter nur Verachtung übrig haben. Noch belustigender freilich ist es, wenn sich Corpsiers der Republik zur Verfügung stellen, wie das nach der sogenannten Revolution unter Führung des Reichsgerichtspräsidenten, eines Hochcorpsiers dreiunddreißigsten Grades, dem Rat der Volksbeauftragten gegenüber geschehen ist.

Die Auswirkung des Couleurstudententums liegt in den Händen der alten Herren. Sichtbare Zeichen davon, daß es auch über die Flegeljahre hinaus lebt, sind die Stiftungsfeste, bei denen die Alten Herren und deren Damen und der nächstliegende Bismarckturm im Mittelpunkt der Ovation stehen, und die bezirkelten Anzeigen in rechtsstehenden Blättern, in denen der unterfertigte CC die couleurfähige Oeffentlichkeit von dem Ableben seines lieben AH Soundso (aktiv von bis) „geziemend“ in Kenntnis setzt. Interessanter ist das, wovon die Oeffentlichkeit nichts merkt. Wer hinreichend Gelegenheit hat, das Wirken der Alten Herren zu beobachten, wird nur zu bald herausfinden, daß sich hinter dem Aushängeschild des Patriotismus eine Stellenjägerei und Geschäftsschieberei schlimmster Sorte verbirgt. Gradezu rührend ist die Fürsorge der Alten Herren für den Nachwuchs. Alles Erreichbare, einflußreiche Stellen und einträgliche Geschäfte, wird dem Verbindungsbruder zugeschanzt. Die Sache geht so weit, daß bestimmte Stellen und ganze Abteilungen in einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung und Privatwirtschaft ebenso bestimmten Verbindungen vorbehalten sind.

Der von den Linksparteien immer wieder erhobene Ruf nach einer Demokratisierung der Verwaltung muß wirkungslos verhallen, solange das Privilegium und der Einfluß des Couleurstudententums nicht gebrochen sind. Am verhängnisvollsten ist der Einfluß des Couleurstudententums in der Rechtspflege. Eine freiheitliche Rechtsprechung, wie sie England seit Jahrzehnten besitzt, wird sich bei uns niemals durchzusetzen vermögen, solange das Couleurstudententum die wichtigsten Stellen in der Rechtspflege beherrscht. Die Schulreform stößt auf den gleichen Widerstand. Unsre Wirtschaft kann nicht zur vollen

Entfaltung ihrer Kräfte und zur höchsten Leistungsfähigkeit gebracht werden, solange das Couleurstudententum das Printzip der Auslese durchkreuzt oder in seinem Sinne deutet. Man sehe sich doch danach um, ob unsre übelsten diplomatischen und andern Vertreter im Ausland nicht Couleurstudenten waren ! Es ist durchaus nicht zuviel gesagt, daß das Couleurstudententum den Staat mit allen seinen Einrichtungen und Hilfsquellen beherrscht.

Vom Bürgertum ist im Kampf gegen das Couleurstudententum, gegen das unerschöpfliche Reservoir der deutschen Reaktion, aus dem nicht nur Orgesch, Einwohnerwehren und Technische Nothilfe, sondern alle entscheidenden Stellen des Staates und der Privatwirtschaft gespeist werden, nichts zu erwarten, weil das Couleurstudententum den aus dem Bürgertum hervorgegangenen und von ihm anerkannten Adel darstellt. Ab und zu wird vom Zentrum und von den Demokraten gegen das Couleurstudententum ein Wort riskiert; doch das alles sind Reden, und hier kommt es auf Taten an. Taten sind nur von der Sozialdemokratie zu erwarten; bis dahin hat es aber noch seine gute Weile. Zunächst müssen sich einmal die Führer über die Bedeutung des Couleurstudententums klar werden. Ist das geschehen, dann muß eine weitgehende Aufklärung der Arbeiterschaft einsetzen. Wenn die Arbeiterschaft davon überzeugt worden ist, daß der Mißbrauch, der mit dem Kapital und mit der Staatsgewalt getrieben worden ist und getrieben wird, im Couleurstudententum seine stärkste Stütze hatte und hat, wird sie zum Aeußersten bereit sein. Auf das Aeußerste kommt es hier aber an. Vom Zentrum und von den gereinigten Demokraten ist in diesem Kampfe wohlwollende Neutralität zu erwarten — und das ist auch etwas.

*

Es gibt innerhalb des Corpsstudententums einige wenige Elemente, die die Stagnation des ursprünglich fortschrittlichen Burschenschaftsgedankens wohl erkannt haben. Die Corpsdisziplin läßt sie nicht hochkommen. Ihre schüchternen Versuche selbst werden von den Corpszeitungen sabotiert, ihre Aufsätze werden nicht gedruckt, ihre vorsichtigen Reformreden unterdrückt oder nicht gehört.

Wieviel mehr werden Ausführungen wie diese hier dem deutschen Corpsstudenten als verfehlt erscheinen. Das beweist nichts gegen sie, aber Alles gegen die Borniertheit einer Kaste, die nicht erkennt, wie sehr bei ihr die Tugenden mit den Fehlern verknüpft sind. Selbstverständlich findet sich unter diesen Leuten ein großes Maß von menschlicher Anständigkeit, Lebenstüchtigkeit, Kraft. Aber erkauft sind diese Vorzüge sehr teuer: sie sind nur möglich, wenn der Träger gleichzeitig ein gradezu ungeheuerliches Maß von Arroganz, Verlogenheit und jener Schwäche besitzt, die immer dann, wenn das Individuum versagt, auf die unfaßbare Kollektivität hinweist. Hier gibt es keine Reform — hier gibt es nur Ausrottung.

Körperschaften, Parlamente, Akademien, Versammlungen können sich erniedrigen, wie sie wollen: sie halten sich durch ihre Masse, und man kann nichts gegen sie ausrichten. Lächerlichkeit und Schande prallen an ihnen ab, wie Flintenkugeln an einem Eber oder einem Krokodil.
Chamfort

Die Mühle von Theobald Tiger

Für Gussy Holl

Zum erhabenen Brahma
betet jeder Lama
weit in Tibet ein Gebet.
Sitzt da im Gestühle
und dreht an einer Mühle,
die zum Beten vor ihm steht,
Uralt Wort vom Priestertum:
„Om — mani — padme — hum !“

Hier bei uns zu Lande
am unsichtbaren Bande
Jeder solche Mühle schleppt.
Mancher will nur beten
zu den Papiermoneten,
bis ihn die Devise neppt.
Stets zählt er sein Eigentum . . .
Om — mani — padme — hum !

Mancher sieht nur Weiber
Brüste nur und Leiber —
Keine, Keine läßt ihn still.
Taumelt durch die Nächte,
daß er die Frauen schwächte,
weil die Mühle es so will.
Der kennt nur ein Heiligtum . . .
Om — mani — padme — hum —

Mancher stelzt wie'n Gockel
und klemmt sich das Monokel
ein — und betet nur zum Heer.
Will den Kerls was pfeifen
und seine Deutschen schleifen
und wünscht sich einen Weltkrieg her.
„Nieder mit dem Judentum !
Om — mani — padme — hum !’

Also drehn verdrossen
alle Zeitgenossen
immer ihre Mühle rum.
Jeder hat die seine,
und Jeder dreht nur eine
Walze lebenslänglich um.
Was sind Schönheit, Geld und Ruhm — ?
Om — mani — padme — hum.

Der Zusammenbruch von Morus

Deutschland

Es gibt verschiedene Maßstäbe für den Zusammenbruch eines Landes. Unser ganz auf Staatsaktionen, auf Kriege und Revolutionen dressiertes Denken pflegt nur die großen politischen Wendepunkte, das heißt; die Augenblicke, in denen die Wendung dem Uneingeweihten sichtbar wird, als Maßstab historischen Geschehens gelten zu lassen. Aber es gibt Katastrophen, von denen später keine Geschichtstabelle spricht und die doch viel einschneidender für Land und Volk sind als die offiziellen historischen Merktage.

Eine solche Katastrophe ist es, wenn sich die Lebenshaltung eines Volkes von einer Woche auf die andere um ein Drittel, ja, um die Hälfte verschlechtert. Wir empfinden die ganze Schärfe des Zusammenbruches noch nicht, weil immer noch Vorräte da sind, von denen wir uns über Wasser halten können, und weil die Wohnungs-Zwangswirtschaft die Armen davor schützt, buchstäblich auf die Straße geworfen zu werden. Aber ohne Zweifel hat die wirtschaftliche Not der deutschen Städter — die Landbevölkerung merkt von dieser Katastrophe ebensowenig, wie sie den Hunger der Kriegsjahre gespürt hat — gegenwärtig einen Grad erreicht, der die folgenschwersten seelischen und politischen Explosionen befürchten läßt Was soll werden? Nicht nur der längst proletarisierte deutsche Arbeiter, der sich bisher noch am ehesten sein Existenzminimum zu sichern wußte, hat nach der neuen, ungeheuerlichen Preissteigerung nicht das Sattessen. Die Unternehmer behaupten, zum Teil nicht zu Unrecht, daß sie nicht über genügende Mittel verfügen, um sofort die Löhne auch nur einigermaßen den Preisen anpassen zu können. Wenn es trotzdem nicht zu schweren Lohnkämpfen kommt, so liegt der Grund einfach darin, daß die Arbeiter nicht imstande sind, auch nur ein paar Streiktage durchzuhalten.

Mit diesen Tatsachen scheint der Andrang in den Geschäften schwer vereinbar zu sein. Aber die Angst vor der weiteren Entwertung der Mark und neuen Preissprüngen hat den Widersinn gezeitigt, daß das Publikum Mahlzeiten überspart, um noch irgend ein Stück Ware zu erhaschen — eine merkwürdige Art, „Vorratswirtschaft“ zu treiben, wo es für den Tag am Nötigsten fehlt. Der Erfolg dieser panikartigen „Flucht in die Ware” ist, daß die Preise noch höher anziehen und die Kaufkraft des Publikums immer ohnmächtiger wird.

Während der kleine Mann immer noch an dem „Erinnerungswert“ der Mark hängt und wehmütig umrechnet, wieviel man „für dasselbe Geld“ früher kaufen konnte, verschmähen die großen Herren bereits kategorisch die deutschen Papierfetzen und suchen auf eigene Faust Anschluß an die Währung des Auslandes. Bahnbrechend auf diesem verhängnisvollen Weg sind wieder einmal unsere Großagrarier gewesen, die schon seit einiger Zeit sich bemühen, die landwirtschaftlichen Produkte in Dollars abgegolten zu bekommen, nachdem sie die Hauptproduzenten, die Arbeiter, in Papiermark entlohnt haben. Aber das Vorbild der Landbundkavaliere hat rasch Schule gemacht. Die Barmer und München-Gladbacher Textilfabrikanten fakturieren bereits munter in Dollars und Pfund, und wer nicht über hochwertige Sorten und Devisen verfügt oder sich bereit erklärt, das ganze Valutarisiko

bis zu dem höchst unbestimmten Lieferungstage auf eigene Kappe zu nehmen, erhält nichts. Da aber die Weiterverarbeiter und die Händler trotz allen nachträglichen Preissteigerungen noch nicht über den nötigen Dollarfonds verfügen, so müssen die Spinnereien Feierschichten einlegen, trotz stürmischer Nachfrage auf dem Textilmarkt.

Dieser Akt der „Selbsthilfe“ ist verständlich, aber für die Volkswirtschaft birgt er die schwersten Gefahren. Denn wenn zu dem ungeheuren Devisenbedarf, den wir dank den Reparationslasten und unserer passiven Handelsbilanz ohnehin haben, nun noch ein Devisenbedarf zur Begleichung innerdeutscher Forderungen kommt, so muß sich die Valutakrisis immer schärfer zuspitzen.

Die Aufgabe, den Anschluß an die Weltwährung, das heißt: an den Dollar wieder zu gewinnen, kann nicht von einer profitlüsternen Unternehmerschicht, sondern kann nur vom Staat gelöst werden. Aber freilich sieht man die Regierung gegenüber der Markkatastrophe in den letzten Wochen hilfloser als je. Die Rat- und Planlosigkeit des Herrn Hermes spiegelt sich am besten in der amtlichen Preßpolitik der letzten Zeit wieder. Einmal hat die außenpolitische Lage an allem schuld; dann wieder liegt für die Börsenpanik kein vernünftiger Grund vor; ein paar Tage später wird wieder die Reparationskommission für den Marksturz allein verantwortlich gemacht, und als der Dollar 2400 steht, tritt — ahoi ! — das Kabinett zusammen und verspricht — zum wievielten Male nun? — strengste Maßnahmen gegen die „reine” Devisenspekulation . . .

Deutsch-Oesterreich

Herr Ignaz Seipel, ein kluger und gottesfürchtiger Mann, scheut keine Mühen, um dem Jammer Wiens ein rasches Ende zu machen. Er besucht nicht nur, zur Hebung des Gewerbefleißes, Reinhold Schünzel im Filmatelier, sondern er fährt auch in Europa umher, um die Zwangsversteigerung Deutsch-Oesterreichs in Ehren vorzubereiten. Allein die europäischen Konkursgläubiger sind nicht allzu begierig, die kahlen Brandmauern zu erwerben und das Haus auf eigene Kosten wiederherzustellen. Das erste verlockende Kaufgebot kam denn auch von amerikanischer Seite. Der Globetrotter Vanderlip machte den vorzüglichen Vorschlag, Oesterreich einfach an ein New Yorker Bankkonsortium zu verkloppen, und es ist in der Tat nicht einzusehen, warum ein honorabler Banker der Fünften Avenue immer nur Rembrandts und Diamanten in Europa aufkaufen soll und nicht auch mal ein kleines Alpenländchen von sechs, sieben Millionen Einwohnern.

Aber der wohlmeinende Vorschlag scheint doch weder in Wien noch bei der Pariser Konkursverwaltung sonderliche Gegenliebe gefunden zu haben, und so mußte sich denn Herr Seipel auf die Tour machen. Um von Wien nach Berlin zu gelangen, muß man, wenn man nicht anders fahren will, über Prag. Herr Seipel wollte offenbar nicht anders und holte sich bei Herrn Benesch einen mit Redeblüten wohlgefüllten Korb. Nachdem man in Prag der alten Bande gedacht hatte, erinnerte man sich in Berlin der Blutsverwandtschaft. Aber zwischen den Neigungen des Herzens stehen einstweilen die Verträge von St. Germain und von Versailles, und Deutschland ist aus mehr als einem Grunde gegenwärtig nicht in der Lage, den Anschluß Deutsch-Oesterreichs zu forcieren. Von Berlin eilte der Prälat

Seipel nach Verona, und gewiß hat er auch gegenüber dem weltlich-jüdischen Signor Schanzer den rechten Ton gefunden. Die italienische Reise scheint jedenfalls die erfolgreichste gewesen. Denn postwendend kamen aus Rom Gerüchte von einer bevorstehenden italienisch-österreichischen Zoll- und Währungsunion, also mit anderen Worten von der wirtschaftlichen Annexion Deutsch-Oesterreichs durch den italienischen „Erbfeind“, und der päpstliche Pronotar Seipel sandte zu weiteren Verhandlungen seinen Adlatus Schüller in die heilige Stadt.

Die italienischen Zusage ist bei der Großen und bei der Kleinen Entente nicht ohne Resonanz geblieben. In Belgrad und Prag wird für alle Fälle protestiert, und der Völkerbund will sich bis zum 15. September über die Kredite, die man in London Oesterreich verweigert hat, schlüssig werden. Aber auch die österreichische Sozialdemokratie scheint nicht gewillt, die Seipelschen Geschäftsabschlüsse ruhig hinzunehmen. Sie will wieder in die Regierung hinein, die sie seit mehr als einem Jahr ganz den Klerikalen überlassen hat, und fordert, neben den üblichen Sparsamkeitsmaßnahmen, die Neuorganisation des Steuerwesens auf der Grundlage demokratischer Steuergemeinschaften der einzelnen Industrien — ein Plan, der auch bei uns im vorigen Jahre diskutiert wurde und in Wien besonders von Gustav Stolper propagiert wird. Aber weder Steuern noch Kredite können auf die Dauer einen Staat retten, der in der Anlage verpfuscht ist.

Tschecho-Slowakei

Die deutsche und österreichische Währungskatastrophe ist auch auf der Gegenseite nicht ohne schwerwiegende wirtschaftliche Folgen geblieben. Am schwersten hat darunter die Tschecho-Slowakei zu leiden, deren Valuta in den letzten Wochen nicht nur gegenüber Wien und Berlin rapide gestiegen ist, sondern auch, an der Goldwährung gemessen, eine wesentliche Besserung erfahren hat. Die Tschechokrone, die man glaubte auf 10 Schweizer Centimes einigermaßen stabilisiert zu haben, wird nunmehr in Zürich mit 20 notiert. Das ist eine Anerkennung der außenpolitischen Stellung, die Benesch seinem Lande verschafft hat, und zugleich ein Erfolg der energischen prager Wirtschafts- und Finanzpolitik, die die große Vermögensabgabe und Enteignung des Großgrundbesitzes ebenso unerschrocken durchgeführt hat wie die Notendevalvation.

Aber die tschechische Industrie ist durch den raschen Anstieg der Krone in eine neue schwere Depression geraten. Die ostslowakische Eisenindustrie hat den größten Teil ihrer Betriebe eingestellt, in der Brauerei- und Spiritusindustrie herrscht völlige Deroute, die wichtige Porzellan- und Glasindustrie liegt schwer danieder, da die deutschen und österreichischen Abnehmer die Preise nicht mehr erschwingen können. Auch die Kohlenzechen des prager und ostrauer Bezirks machen eine schwere Absatzkrisis durch, und der Braunkohlenexport nach Deutschland ist, gegenüber der Vorkriegszeit, auf den dritten Teil zurückgegangen. Die Preisbewegung in der Tschecho-Slowakei zeigt dieselben Tendenzen, die wir zur Genüge kennen: so schnell die Preise bei sinkender Valuta in die Höhe getrieben werden, so langsam sind die Fabrikanten und Kaufleute, wenn die eigne Währung sich bessert, mit dem Herabsetzen der Preise.

Brunner im Amt

Da muß man hineingetreten sein ! Dahin muß man seine Kinder geführt haben ! Das gibt es. Nämlich die Welt, die sich in dem vollständigen Bericht des Reigen-Prozesses auftut: ‚Der Kampf um den Reigen' (im Verlag Ernst Rowohlt zu Berlin). Das Buch ist nicht ganz billig, aber kein Kuriositätensammler sollte das versäumen. Ich garantiere ihm einige wirklich heitere Stunden.

Der Tatbestand ist ja bekannt. In einem berliner Theater wird ein Stück aufgeführt, das manchem Menschen als „frei" erscheint. Wems nicht paßt, der soll nicht hineingehen. Aber statt daß die Teutschen sich um die Schuld der Kapitalisten an den Tuberkulose-Wohnungen ihrer eignen Landsleute und um die kranken Kinder kümmern, die da zu Grunde gehen, nehmen sie einen Anstoß, nach dem sie kein Mensch gefragt hat, unser Freund Brunner immer vorneweg, und wollen Andern vorschreiben, welche Theaterstücke sie sich anzusehen haben und welche nicht.

Zunächst: aus den Zeitungsberichten ging gar nicht mit genügender Klarheit hervor, eine wie bestellte Arbeit das gewesen ist, und wie Besteller und Bestellte vor Gericht gekniffen haben. Sie erinnerten sich nicht . . . sie konnten sich nicht mehr besinnen . . . ob das Freikarten des Polizeipräsidiums gewesen seien, wußten sie nicht . . . Kurz: völkisch. Das ist aber nichts gegen die Zeugen der Staatsanwaltschaft.
Daß so etwas lebt, hält man einfach nicht für möglich. Da ist ein ehrsamer Mann, der spricht immer von den „Bettstellen", die in dem Stück vorkämen, und man kann sich seine eigne vorstellen. (Aber man mag es nicht.) Ohne Ansehen der Person und der Sache werden da Urteile abgegeben, die alle, alle von Wilhelm Busch sein könnten. (Man muß übrigens einmal nachlesen, wie dieser gute Deutsche zu solchen Dingen stand. Armer Brunner !) Da sind sie alle: geschwellte Männerbrüste, eitle Schwatzhaftigkeit, Wohltätigkeitsfrauen, deren guter Wille nur noch von ihrer völligen Weltfremdheit übertroffen wird, und Brunner . . .

Nein, das muß erfunden sein. Das kann nicht wahr sein. Da muß sich der Stenograph, der treffliche Herr Georg Elgard, einen Witz erlaubt haben. Zuruf des Stenographen: „So wahr mir Gott helfe !" Ja, dann . . .

Dann stehe ich nicht an, hier zu erklären: Es ist eine Schmach

und eine Schande, daß sich das Berliner Polizeipräsidium einen so ahnungslosen, einen so ungebildeten, einen so völlig unfähigen Sachverständigen hält wie diesen Herrn Brunner. Es ist völlig unmöglich, daß sich etwa die Abteilung für das Kraftfahrwesen einen Fachmann aussucht, der so ahnungslos den Dingen seines Faches gegenübersteht wie dieser Professor aus dem Wohlfahrtsministerium. Solch eine Abfuhr, wie sie der Mensch durch den Professor Witkowski in diesem Prozeß bekommen hat, war noch nicht da.

Und ich würde auf diese ganze Geschichte gar nicht zurückkommen, wenn das Ungeheuerliche nicht Wahrheit wäre:

Nach einer solchen Niederlage, nach einer solchen Blamage, nach ein er solchen Niederbügelung aller pathetisch verkündeten Grundsätze bleibt dieser Brunner im Amt ! Das darf also weiterrnachen, darf weiterhin „Gutachten" ausarbeiten, auch wenn darin noch das letzte Komma von einer Philistrosität zeugt, die jener erfundene Biedermeier von Eichrodt niemals zu erträumen gewagt hat. Welch ein Kamillentee- August ! Und ich käme nicht auf das Buch zurück (das allerdings ein Kulturdokument ist, mit diesen Zeugen, diesem Sachverständigen und dem so anständigen und sachlichen Vorsitzenden) — wenn nicht die Schriftsteller-Verbände aller Arten sich dieses Stück Rotstift weiterhin gefallen ließen, einen Mann, der mit Kunst, Literatur und allen Musen ebenso viel zu tun hat wie mit wirklicher Wissenschaft: nämlich gar nichts. Er darf weiterhin amtieren.

Er darf es nicht. Wenn Ihr euch den noch gefallen laßt, wenn die Polizei und das Wohlfahrtsministerium einen solchen unwissenden und ungeeigneten Mann noch weiter beschäftigen: dann verdient Ihrs nicht besser.
Ignaz Wrobel

Brief an Peter Panter

Hast Du denn noch gar keine Einladung zum Besuch der entzückenden kleinen Schaubude bekommen, die Dein Dir ebenbürtiger Vornamensvetter mit freundlicher Beihilfe des Einhorn-Verlags in Dachau vor einiger Zeit bereits aufgetan hat? Des Konkurrenzneids kann ich Dich ja nicht gut zeihen; denn erstens hast Du das nicht nötig, und zweitens packst Du ja jede Gelegenheit beim Schopf, um es an die große Weltglocke zu hängen, wenn irgendwo in deutschen oder nichtdeutschen Landen wieder mal ein frisches Humorfäßlein und der paneuropäische Spießer angezapft wird. (Manchmal bimmelst Du sogar Dünnbier aus.) Also, was ist mich das mit Dir? Mußt Du Dir die Raffzähne plombieren lassen, oder hast Du Dir an der deutschen Republik den Magen verdorben? Auf, schmiere Deine Schnurr- und Schweifhaare mit dem Rückenfett des zuletzt erlegten Kriegsgewinnlers, gieße noch eine möglichst gut frappierte und rabattierte Flasche Mosel (Marke „Hermes") hinter die Binde und komm mit zu dem Brettergerüst,

vor dem Dich Dein Cousin in mancherlei Sinn, seinen melancholischen Schimpansen an der einen und einen Strauß dottergelber Maréchal-Niel-Rosen in der andern Hand, kollegial mit einem steuerfreien Freibillett empfangen und ins Innere seines Lachkabinetts geleiten wird.

Holzbocks gesammelte Werke will ich in einem Sommer auswendig lernen, wenn Du es nicht so scheckig verläßt, daß Du den Rest Deines Lebens als Leopard verbringen kannst. Es ist alles da: Das ‚Familienleben', in dem „Sie auch einmal etwas wagen wollte. Der junge Mann gefiel ihr sehr", und „Er, der Gütigste von Allen", ihr verspricht: „Ich schenke ihn Dir zum Geburtstag . . . mach einen Kostenanschlag, Kind !"; der ‚Schoß der Familie' worin männiglich, von „Papp- und Mamma" bis zu Tante Wilhelmine und Onkel Fedor, über „Egon, Sohn des Hauses, achtzehn, Gent, Edelkommunist und Agitator" die Hände überm Kopf zusammen und „Weltanschauung" in Sternheimscher Stenolalie „Wellen schlägt". Da ist der auf dem Boden der gegebenen Tatsachen sicher verankerte Krulle, der auf die Frage, „wie er politisch stehe", antwortet: „Danke, gut", und der „entwurzelte arme Hund", der unterm Gießen des Regens und der Winde Schauern wahrlich nicht bloß des Reimes wegen „beschließt, sich eine, wenn auch kleine, so doch sichere Basis anzuschopenhauern". Da siehst Du Kasimir und Waldemar, die Lieblinge der Damen, und jenen unheilig-heiligen Franz, dessen bleiernes ‚Bestiarium literaricum' aufgewogen wird von den paar Strophen, die ihm selbst jener Peter widmet. Mit ein paar Bänkelversen wird die halbe heutige Presse erledigt („Hier wird doch immerhin mit liberalem Geist gewischt") ; die derzeitige Verlagspraxis wird in Grund und Boden gelächert durch die unendlich schnurrige Elegie: „Ich wollt, ich wär ein Waschzettelmann . . ."; und einer der monumentalsten Wachsfiguren der Zeit wird unter dem Titel ‚So ist das Leben' die folgende Nänie nachgesungen: „Professor Haeckel ist nun tot, da hat es künftig keine Not: der liebe Gott, zu dem wir beten, kann nun persönlich wieder in Erscheinung treten. Es zeigt sich hier der gar nicht seltne Fall: Wat dem Een' sien Uhl, is dem Annern sien Nachtigall !" Sag selbst: Kann man das ganze Weltgerätsel kürzer und komischer und dabei liebenswürdiger abtun? Darum: Castans ist tot —- es lebe Schers Panoptikum ! Mit diesem Rufe und in diesem Sinne

Dein alter

Hans Glenk

Liebe Weltbühne !

Es ist die Rede von einem schwerreichen Kriegsgewinnler, der kaum ein Jahrzehnt vor dem Krieg als Hausierer nach München eingewandert ist. Jemand sagt: „Der weiß auch noch nicht lange, daß man nicht mit dem Messer ißt." Worauf Hermann Sinsheimer einwirft: „Was?! Wie der nach München gekommen ist, hat er überhaupt nicht gewußt, daß man mit dem Messer essen kann !"

Hamburger. „Dieser Rückfall in das alte Leiden hat auch einen Teil der Auslandsdeutschen ergriffen . . . Ein altes Erbübel der Deutschen, der Kastengeist, blüht und gedeiht in diesen Kreisen. Unnahbar hoch thront die höhere Kaste, und diese Betonung einer höhern Kategorie als Mensch seitens der mit Glücksgütern Gesegneten und die demütige Anerkennung durch die Tieferstehenden sind es grade, was die Nichtdeutschen nicht verstehen, worüber sie sich lustig machen, und was ihre Verachtung erregt. Diese Mißachtung wirft ihre Schatten auch auf das Gros der Auslandsdeutschen, die sich schon längst von solch eitlem und lächerlichem Kram freigemacht haben. Demütig nach oben, herrisch und stolz nach unten, das ist das eigentümliche Wesen der Knechtsnaturen . . .“ Das steht in einem hamburger Hetzblatt, und zwei Seiten später wird die ‚Weltbühne' unflätig angepöbelt, weil sie genau, fast wörtlich genau, nur freilich in besserm Deutsch das Selbe über die Auslandsdeutschen geschrieben hat.

Elie M. Sie machen mich auf einen Irrtum aufmerksam. In Nummer 33 war angegeben, daß Jean Cocteau der Gründer und Leiter des Théâtre du Vieux-Colombier sei. Sie schreiben dazu: ‚Jean Cocteau ist zwar der Verfasser von ‚Hahn und Harlekin', aber der Gründer und Leiter des Théâtre du Vieux-Colombier heißt Jacques Copeau. Diese Verwechslung ist leicht erklärlich: denn nicht nur die Namen ähneln einander so täuschend, sondern die beiden Männer sind einander auch selbst sehr ähnlich, sowohl an Talent wie an Geist.“

Oberstleutnant. In Nummer 28 habe ich eine sehr gescheite Kabinettsordre Friedrich Wilhelms des Dritten über den Gegensatz zwischen Bürgern und Soldaten zitiert. Jetzt machen Sie mich darauf aufmerksam, daß sichs um eine Fälschung handelt. Schade. Es wäre ein Lichtblick in der Militärgeschichte der Hohenzollern gewesen. Ob die ähnlich lautenden Kabinettsordres Friedrichs des Zweiten jemals durchgeführt worden sind, ist die Frage. Unter Wilhelm dem Zweiten wäre solch eine Ordre nicht mal dem Wortlaut nach möglich gewesen. Daher Zabern. Daher der Weltkrieg. Daher die Niederlage.

Münchner. Sie schreiben mir: „München hat sich, immer mal wieder, lächerlich und verächtlich gemacht. In der Stadt Deutschlands, die zur Zeit mehr Ausländer beherbergt als irgendeine andre, hielt man es — im Zeichen der größten politisch-wirtschaftlicher Spannungen — für angebracht (weil es ja heute am nötigsten ist !), ‚unsern Generalfeldmarschall Hindenburg' zu ehren. Die berühmten Besuche Willys des Zweiten boten in ihrer ‚Aufmachung', die nicht von Pappe war, das Muster für den Empfang des ‚greisen Heerführers'. Das heißt: die Ovationen klangen noch begeisterter. Was ja auch nach einem verlorenen Kriege durchaus begreiflich ist. Man fragt sich unwillkürlich, ob in irgendeinem andern Lande der Welt nach einer Niederlage die mehr oder minder greisen Heerführer Jahre lang ebenso ‚geehrt' werden könnten. Aber nicht das allein ist beschämend. Man entblödet sich nicht, vor den Augen einer Viertelmillion Ausländer durch eine rein militaristisch zu wertende ‚Huldigung' die deutsche Republik zu verhöhnen und die ‚unentwegte' Kriegsfreudigkeit zu betonen. Das Reich hatte der Reichswehr die aktive Teilnahme an der Hindenburg-Ehrung verboten. Die Erbitterung über diese ‚neuerliche Knechtung' des Königreichs Bayern durch die ausländische Republik Preußen war in München selbstverständlich groß. Aber wenn auch die wackere Reichswehr offiziell fehlte, so fehlte sie doch keineswegs inoffiziell, und der Glanz wilhelminischer Tage wurde verstärkt durch die ‚akademische Jugend'. Die Einladung Hindenburgs nach München war erfolgt durch den ominösen ‚Hochschulring national gesinnter Studenten' (mit Eisners Mörder Arco als Schutzpatron). Hier also

gab es einen Anlaß, gabs ein Fest, wo mans so nach und nach den Fremden merken läßt: in Vollwichs deutschnationale Corps — die Republike siehts wohl nicht, man macht ihr auch was vor. Es war ein Schauspiel, aber ach, kein Schauspiel nur. Es war die traurigste Realität, die bedrohlichste Wirklichkeit, der Haß gegen die Republik, die Sehnsucht nach der Monarchie, nach der entschwundenen ‚großen Zeit'. Um Attentate auf Hindenburg zu verhüten, hielten Angehörige jenes Hochschulrings Tag und Nacht bei Hindenburg ‚Ehren-Leibwache' — eine Maßnahme, die nicht recht zu verstehen ist: Hindenburg ist ja doch weder Jude, noch hat er besondere Verdienste um diese Republik. Nach Hindenburgs Ansprache an den ‚geistigen Nachwuchs' — Fahnen, bunte Mützen und Schmisse dokumentierten die Geistigkeit hinlänglich — wurde der ‚greise Feldmarschall' vor der Akademie von dem Häuptling der Reichswehr, dem General Möhl, apostrophiert. Und die biedern Bayern schrieen Hurra und bekamen freudigrote Köpfe und zeigten ihren ehernen Willen zum Krieg. Ganz wie einst. Es war sehr erhebend. Und die ‚Fremden' lächelten eigentümlich und mit Besonderheit. Und der ‚Temps' sprach am nächsten Tage von den „Vorbereitungen einer monarchistischen Restauration und der militärischen Revanche" und sagte „der Partei Ludendorffs" nach, daß sie „einfach die Sicherheit aller benachbarten Nationen bedroht und Frankreich so tausend Gründe gibt, zu handeln, sobald der Augenblick dazu gekommen ist".

Steuerzahler. Wofür? Zum Beispiel für folgenden Scherz: Da wimmelte in der Berliner Börsenzeitung ein Fritz Matthäi herum, der Hauptmann a. D. zeichnete. Jetzt ist er Major geworden und darf sogar in der Täglichen Rundschau schreiben. Wer befördert Pensionisten? Wer erhöht unrechtmäßig auf diese Weise ihre Pension? Wer?

Reichswehrminister Geßler. Sie sind noch immer im Amt. Arme Republik !

Held. An den Litfassäulen konnte man neulich ein Plakat der Deutschen Zeitung bewundern, die einen kitschigen Fortsetzungsroman anzukündigen hatte. Er heißt ‚Dies irae' und muß wohl irgendeine phantastische neue Morderfindung behandeln, nach der diese Deutschen schon lange gieren. Die hier scheint eine ganz besonders feine Nummer zu sein: vor einer fabelhaften Maschine mit einem elektrischen Taster sieht man einen Herrn der angeblich bessern Stände stehen, um ihn herum einige Reichswehroffiziere — o ahnungsvoller Engel du ! — , und hinten, weit hinten am Horizont fliegen viele Menschen vaterlandsloser Gesinnung in die Luft. Knapper kann mans eigentlich nicht darstellen: Den Tod senden und selbst unbehelligt bleiben. Das Plakat ist in den Farben schwarz-weiß-rot gedruckt.

Financier. Auch der bayrische Doktor Heim ist jetzt an die Edelvaluta angeschlossen Er ist in den Aufsichtsrat einer Großbank gegangen und wird dort am Geld der Nationen, die er vom urbayrischen Standpunkt aus nicht genug bekämpfen kann, das seine verdienen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Mark, Preußen, Deutschland von Pawel Barchan

. . . und wenn du aufsiehst zu den Bäumen, zu den Feldern, den Ufern, du weißt es nicht: ist es schon die Klarheit, die Durchsichtigkeit des Herbstes, oder ist es immer noch die ewig luftleere, harte Atmosphäre der Mark . . .

Die Sonne verbirgt sich hinter eine treibende Wolke, und die Luft wird schwarz, das Grün farblos, die Ferne der Weite bar. Nein, es ist nicht der Herbst: es ist die Luft dieses freudlosen Striches, dieses Parias unter den Gegenden und Zonen, der doch die Herrschaft an sich gerissen.

Du wohnst den einen Monat um den andern an diesen Seen und gewinnst lieb diese kompakten bewaldeten Ufer, die schwerfällig und mürrisch ewige Wacht halten, diese nach Weite und Unendlichkeit strebenden, hinfließenden Seen, und bist dankbar für jeden Strahl der Sonne, der spendend darauf fällt, und weißt: Auch diese arme Erde ist dankbar.

Wie armselig, und in der Armut doch nicht selig, wie erbarmungswürdig ist dieser Strich Bodens !

Was du hier siehst, war vor einem Jahrhundert, zum Teil vor einem halben Jahrhundert, Sandwüste. Und Winde strichen über das Land und peitschten Wolken Sandes über die Ebene. Und hier wurde jener Geist geboren . . .
In zähem Kampf wurde diesem Boden die karge Fruchtbarkeit abgerungen. Zuerst Pflanzung von Kiefern, in deren Schatten alsdann Laub auftauchte, und Pflanzendünger machte den Boden urbarer.

Es ist der kargste Fleck deutschen Bodens. Was Wunder !
. . . Es wächst kein freudiger, kein erfreulicher Menschenschlag auf kargem Boden. Die fremde Rasse, die sich hier festgebissen, dann zur Mischrasse geworden; zäh, von starkem Lebensdrang, mit allen Tugenden, allen Lastern, die allen Stämmen eigen, so in gleichen Bedingungen sich behaupten; fleißig, nüchtern, arbeitswillig, arbeitsgewohnt, gierig, hart, ungenial, auf eine erzwungene, streng überwachte Pflichttreue erpicht: nicht die geringste Energie darf vergeudet werden, diesen Luxus kann man sich nicht leisten. (Grade in gesegneten Strichen wohnende Stämme sind oft faul, verschlagen, naschhaft-diebisch. Lombroso behauptet, glaube ich, von den Italienern, sie seien diejenigen in Europa, die am meisten lügen. Vergleiche auch die Griechen, Armenier und Andre. Dagegen sind, zum Beispiel, die Finnen in unerquickliche klimatische Verhältnisse verpflanzt und dort akklimatisiert, ein harter Stamm, mürrisch, verbissen, ungenialisch, für europäische Begriffe von ungewöhnlicher Ehrlichkeit.)

Du kommst, ein Sprung, nach Mecklenburg. Die Leute — hier beginnt der rein germanische Einschlag — sind behäbiger, bequemer, zutunlicher, freundlicher. Niemand pufft dich, Niemand schubst dich, Niemand sieht dich giftig an, Niemand pöbelt, Nie-

mand ist gleich bei der Hand: „Das wär' ja noch schöner !" oder: „So was gibts bei mir nich !", und was der Tüchtigkeit mehr ist. Und warum? Weil Mecklenburg bessere Weiden hat, stärkern Boden, ältere Wälder. Ja, die Wälder machen das Klima und mit dem Klima die Menschen milder !

Aber die Mark, aber die Mark !

Dies hier wurde das Hirn des gesamten geeinigten Deutschland (wo noch die Psychologie des Kleinstaatentums funktionierte), hier wurden die Schlagworte, die Parolen, der Kasernenton ausgegeben für das ganze Reich, hier wurde der international Begriff Deutschtum geschaffen, wurde die saure Milch der unfrommen Denkart sterilisiert und als alldeutsche Denkart exportiert. Hier wurde jener Geist gezeugt ! Lebensdrang hieß der Vater, Armut die Mutter. Und der Sprößling hieß — Tüchtigkeit. Allen Gottheiten und allen guten Geistern abhold, wurde er zum neuen Heiland proklamiert, wurde zur Staatsreligion in Preußen erhoben, auf daß er, ganz Deutschland erobernd, alleinseligmachend, unduldsam eine Weltmission sich dünke. Was Wunder !

Gewiß: Einigung Deutschlands, Entwicklung, Urbarmachung der Mark, Gründungen, Industrialisierung, und was nicht Alles ! Herrgottimhimmel, wie alt ist nun der Wohlstand, fünfzig Jahre ! Diese kurze Spanne Zeit, die die Entwicklungsgeschichte hier hingespuckt hat ! Was wollt Ihr !

„Gute" Europäer, wann wollt Ihr endlich begreifen ! Was soll da noch Haß ! Kein Wesen verlangt von euch Liebe. Liegt auch kein Grund zur Liebe vor. Liebe? Wann und wo in Europa hätte man je ein Fünkchen Liebe verspürt? Ueberall in der Welt, nur hier in Europa nicht. Ueberall in der Welt ist anständige Gesinnung Voraussetzung: nur Europa, das ewig vom Menschentum salbadert — nein, nein ! Aber lernt endlich begreifen. Auf euer Verstehen seid Ihr doch so stolz.

Kommt und seht, Ihr, die Ihr euern gesegneten Boden, eure Kolonien arbeiten läßt, an alt erworbenem Reichtum euch sättigt, kommt und seht, wie dieses Volk geschuftet hat, wie es sich abgerackert hat (nirgends in der Welt ist so gearbeitet worden, auch in Amerika nicht, von Reich und Arm), wie es schließlich auch allen Luxusses früherer Zeit sich hat entwöhnen müssen, und wie es jetzt leidet ! Kommt und seht, und Ihr werdet begreifen. Hört nicht auf die Großmäuligkeit, die so lange tönte, seid taub — nur sehen sollt Ihr ! Und wenn Ihr begriffen habt, müßt Ihr Rat schaffen. Nach europäischer Moral: damit Ihr nicht infiziert werdet.

Helft diesem Volk, damit es so wird, wie es sehen zu wollen Ihr vorgebt . . .

Denn welches ist der Weg für den Europäer zur anständigen Gesinnung? Nicht Liebe, nicht Güte, nicht Selbstentäußerung, nicht der Drang nach der Flamme einer Idee. Recht simple Güter sind es bei dieser rationalistischen Rasse Europa, reale, materielle Güter: Freiheit und Wohlstand, das ist der Weg, der diese Madame Europa zur Hochebene der anständigen Gesinnung

führt (von einem feisten Ochsen ließ die Jugendliche sich verführen, um das goldene Kalb tanzt geil die alternde nun. In der Gestalt des plumpen äußern Wohlstandes, Vieh, mußte eine Gottheit bei ihr sich einschleichen. Welch ein Symbol !) — Nichts andres kann ihre Gier, ihre Mißgunst zähmen. Nicht vom Herzen aus, nur vom Magen aus kann diese Europa aristokratisiert werden (oder demokratisiert, was das Selbe ist, nur modern ausgedrückt).

Verhelft Deutschland zur Freiheit, zum Wohlstand. Von Freiheit, die mit der äußern beginnen soll, um mit der innern zu enden, verspürt Ihr noch nirgends einen Hauch. Noch verharrt es, der Bande ungelöst, erstarrt in Gewohnheit. Aber flößt ihm Lebensmut ein, auf daß es sich rührt und erkennt. Lockert Ihr die Bande der Abhängigkeit, stärkt das Gefühl der Freiheit. Und laßt es mal wieder sich satt essen. Und habt alsdann — Geduld. Was waren die fünfzig Jahre des Wohlstandes, Herr du meine Güte ! Nein, laßt ihn erst fünfhundert Jahre alt werden.

Ja, es gab schon einmal so 'nen Deutschen, den Idealtypus eines Deutschen „nach fünfhundert Jahren“ (des Wohlstandsgefühls und der innern Freiheit): das war Goethe !
*
Helft, „gute“ Europäer, oder die Pest soll euch holen !

Zu diesem Hakenkreuz von Nietzsche

Man muß es in den Kauf nehmen, wenn einem Volke, das am nationalen Nervenfieber und politischen Ehrgeize leidet, leiden will, mancherlei Wolken und Störungen über den Geist ziehn, kurz, kleine Anfälle von Verdummung: zum Beispiel bei den Deutschen von heute bald die antifranzösische Dummheit, bald die antijüdische, bald die antipolnische, bald die christlich-romantische, bald die wagnerianische, bald die teutonische, bald die preußische (man sehe sich doch diese armen Historiker, diese Sybel und Treitschke und ihre dick verbundenen Köpfe an —), und wie sie alle heißen mögen, diese kleinen Benebelungen des deutschen Geistes und Gewissens. Möge man mir verzeihn, daß auch ich, bei einem kurzen gewagten Aufenthalt auf sehr infiziertem Gebiete, nicht völlig von der Krankheit verschont blieb und mir, wie alle Welt, bereits Gedanken über Dinge zu machen anfing, die mich nichts angehn: erstes Zeichen der politischen Infektion. Zum Beispiel über die Juden: man höre. Ich bin noch keinem Deutschen begegnet, der den Juden gewogen gewesen wäre; und so unbedingt auch die Ablehnung der eigentlichen Antisemiterei von seiten aller Vorsichtigen und Politischen sein mag, so richtet sich doch auch diese Vorsicht und Politik nicht etwa gegen die Gattung des Gefühls selber, sondern mur gegen seine gefährliche Unmäßigkeit, insbesondere gegen den abgeschmackten und schandbaren Ausdruck dieses unmäßigen Gefühls — darüber darf man sich nicht täuschen. Daß Deutschland reichlich genug Juden hat, daß der deutsche Magen, das deutsche Blut Not hat (und noch auf lange Not haben wird), um auch nur mit diesem Quantum „Jude“ fertig zu werden — so wie der Italiener, der Franzose, der Engländer fertig ge-

worden sind, infolge einer kräftigern Verdauung —: das ist die deutliche Aussage und Sprache eines allgemeinen Instinktes, auf welchen man hören, nach welchem man; handeln muß. „Keine neuen Juden mehr hineinlassen ! Und namentlich nach dem Osten (auch nach Oesterreich) zu die Tore zusperren !" also gebietet der Instinkt eines Volkes, dessen Art noch schwach und unbestimmt ist, so daß sie leicht verwischt, leicht durch eine stärkere Rasse ausgelöscht werden könnte. Die Juden sind aber ohne allen Zweifel die stärkste, zäheste und reinste Rasse, die jetzt in Europa lebt; sie verstehen es, selbst noch unter den schlimmsten Bedingungen sich durchzusetzen (besser sogar als unter günstigen), vermöge irgendwelcher Tugenden, die man heute gerne zu Lastern stempeln möchte — dank vor allem einem resoluten Glauben, der sich vor den „modernen Ideen" nicht zu schämen braucht; sie verändern sich, wenn sie sich verändern, immer nur so, wie das russische Reich seine Eroberungen macht — als ein Reich, das Zeit hat und nicht von Gestern ist —: nämlich nach dem Grundsatze „so langsam als möglich !" Ein Denker, der die Zukunft Europas auf seinem Gewissen hat, wird, bei allen Entwürfen, welche er bei sich über diese Zukunft macht, mit den Juden rechnen wie mit den Russen, als den zunächst sichersten und wahrscheinlichsten Faktoren im großen Spiel und Kampf der Kräfte. Das, was heute in Europa „Nation" genannt wird und eigentlich mehr eine res facta als nata ist (ja mitunter einer res ficta et picta zum Verwechseln ähnlich sieht), ist in jedem Falle etwas Werdendes, Junges, Leicht-Verschiebbares, noch keine Rasse, geschweige denn ein solches aere perennius, wie es die Juden- Art ist: diese „Nationen" sollten sich doch vor jeder hitzköpfigen Konkurrenz und Feindseligkeit sorgfältig in Acht nehmen ! Daß die Juden, wenn sie wollten — oder, wenn man sie dazu zwänge, wie es die Antisemiten zu wollen scheinen — , jetzt schon das Uebergewicht, ja ganz wörtlich die Herrschaft über Europa haben könnten, steht fest; daß sie nicht darauf hin arbeiten und Pläne machen, ebenfalls. Einstweilen wollen und wünschen sie vielmehr, sogar mit einiger Zudringlichkeit, in Europa, von Europa ein- und aufgesaugt zu werden, sie dürsten danach, endlich irgendwo fest, erlaubt, geachtet zu sein und dem Nomadenleben, dem „ewigen Juden" ein Ziel zu setzen; und man sollte diesen Zug und Drang (der vielleicht selbst schon eine Milderung der jüdischen Instinkte ausdrückt) wohl beachten und ihm entgegenkommen: wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen. Mit aller Vorsicht entgegenkommen, mit Auswahl; ungefähr so wie der englische Adel es tut. Es liegt auf der Hand, daß am unbedenklichsten noch sich die stärkern und bereits fester geprägten Typen des neuen Deutschtums mit ihnen einlassen könnten, zum Beispiel der adlige Offizier aus der Mark: es wäre von vielfachem Interesse, zu sehen, ob sich nicht zu der erblichen Kunst des Befehlens und Gehorchens — in Beidem ist das bezeichnete Land heute klassisch — das Genie des Geldes und der Geduld (und vor allem etwas Geistigkeit, woran es reichlich an der bezeichneten Stelle fehlt) hinzutun, hinzuzüchten ließe. Doch hier ziemt es sich, meine heitere Deutschtümelei und Festrede abzubrechen: denn ich rühre bereits an meinem Ernst, an das „europäische Problem", wie ich es verstehe, an die Züchtung einer neuen über Europa regierenden Kaste.

Kulturkämpfe in Sowjet-Rußland von Iwan Faludi

Die siegreichen Apostel der jungen Räte-Republik fanden sich in den Oktobertagen teils einer großen bewegungslosen Masse, der Ergebung, dem „Nitschewo“ des russischen Volkes, teils der fein umgrenzten, zwischen Ost und West einhertappenden kulturellen Vergangenheit des russischen Bürgertums gegenüber. Es war keine leichte Aufgabe, es war oft eine übenmenschliche Anstrengung, das russische Dorf, Gogols Land der ‚Toten Seelen’ aufzurütteln, emporzuzwingen.

Nur dies eine Beispiel für die Halstarrigkeit des Dorfvolkes: In der ‚Prawda’ war zu lesen, wie die Bauern sämtlicher Dörfer des Distriktes Kostroma sich dagegen gewehrt haben, daß die elektrischen Leitungen durch ihre Dörfer gelegt würden, da sie die Drähte für die „Fäden des jüngsten Gerichts“ hielten. Der alte Volksglaube harrt mit zäher Konsequenz bei seiner Ueberzeugung aus, daß „am Tage des jüngsten Gerichts feurige Blitze die Erde durchzucken werden“. Man konnte also die elektrischen Leitungen hier noch nicht anlegen aber die Blitze der neuen Kultur sind doch bis in die Holzhütten gedrungen. Die Kulturzüge Lunatscharskis bringen Zeitungen, Bücher, Theater in die Dörfer, und diese neuen Dinge schrecken den russischen Bauern heut nicht mehr ab.

Als noch schwieriger erwies sich das Problem der alten, in Krisen ringenden, dekadenten Kultur. Jedes der beiden Lager, in die die Führer die neue Kultur gespalten hatten, verteidigte sich bis aufs Blut. Die Partei der Fanatiker ging von den anarchistischen Grundsätzen Bakunins aus, als sie nach Vernichtung aller alten Kunstdenkmäler, aller alten Schriften strebte. Heute schmückt ein in expressionistischem Stil gehaltenes Denkmal Bakunins einen der Hauptplätze Moskaus. Und in den Sockel des Denkmals ist das alte Wort des greisen Revolutionärs eingemeißelt: „Der Geist der Zerstörung gebiert den Geist des Aufbaus“. Junge Schwärmer und schlaue Streber haben diesen Grundsatz nach ihrer eignen, primitiven Denkart ausgedeutet. Im ersten Revolutionsjahr sammelt sich um das Losungswort der Zerstörung eine mächtige Schar, und ihr Führer Wladimir Kirillow ruft wild zum andern Ufer hinüber:

> Vergeblich sprecht Ihr zu uns, Ihr Henker alles Schönen !
> Nur im Namen des Morgen verbrennen wir Rafael
> und zertrümmern Museen und vernichten
> die Blüten einer alten Kunst . . .

Mit Rafael scheint auch Majakowski auf schlechtem Fuße zu stehen, denn er verurteilt ihn ganz einfach zum Tode durch die Kugel:

> Fällt ein Weißgardist euch einmal in die Hand,
> stellt Ihr ihn sicherlich stracks an die Wand !
> Aber Rafael habt Ihr wohl vergessen ?
> Die Zeit ist da, wo Ihr mit Kugelschüssen
> an der Museen Wand ihn nageln sollt.
> Warum lauft Ihr nicht gegen Puschkin Sturm?

Diese jungen Menschen gingen so weit, daß sie alle schönen Traditionen dem Geist der Zerstörung als Beute hinwerfen woll-

ten. Mit sadistischer Freude schrien sie dem Andenken der alten Größen ihre „Kreuzige“ entgegen, und keine Ueberlieferung ist ihnen heilig. Sie haben ihre eigne „Weltanschauung“. Marienhof, zum Beispiel, schreibt in unbekümmertem Zynismus:

> . . . Christi elenden Leib
> werfen wir vor das Revolutionsgericht.
> Denn du vergibst ja doch,
> rettest uns, wie den Schacher von Golgatha.
> Unbarmherzig lassen wir fließen dein Blut,
> wie das Wasser aus einem Waschgefäß.
> — — — — — — — — — —
> Maria, Maria vergebens wehklagst Du.
> Am Abort magst Du die Spur seines Fußes küssen.

Die Fortsetzung entzieht sich der Wiedergabe. Daß dieses Gefühl mit sich reden läßt, beweist ein andres, viel „versöhnlicheres“ Gedicht von Marienhof:

> Am Kreuze hängt wieder Jesus,
> und wieder fand sich ein Barabas.
> Nach dem Klang der Marseillaise zerreißen
> die wilden Rosse seinen Leib . . .

Dies ist die Stimmung der „Nitschewoken“, der Nichtsgläubigen, mit denen sich die Schule der russischen Dadaisten und der Jünger von Tatlin, der „Tatlinisten“ verschmolzen hat. Maljewitsch, der russische „Ober-Dada“, entwickelt in der Zeitschrift ‚Bildende Kunst’ folgende Ansichten:

> Die gesamte heutige Kunst ist Handwerk, Alles, was Ihr schön nennt, Prostitution. Für den erhebendsten Augenblick im Leben des Dichters halte ich den Augenblick, wo er wortlos spricht und unverständliche Lautgefüge aus seinem Munde kommen. Unverständlichkeiten, die das menschliche Gehirn nicht zu erfassen vermag. Wenn der Dichter Inspirationen bekommt, dann ergeht er sich, streckt seinen Leib, nimmt eine Pose an, die der Beschauer lebensgetreu finden muß; eine neue, reale, tempelhafte Geste. Es ist keine Rede von Handwerk, keine Rede von Kunst, denn die Erde erzittert in der Verwirklichung mächtiger Ziele.

Auch davon, welches diese neuen mächtigen Ziele sind, von denen „die Erde erzittert“, bekommen wir zu hören. Maljewitsch gibt von seiner Dichtkunst folgende Versprobe:

> Ule-ele-lel-li-one-kon-ssi-an
> Onon-kori-ri-Kossambi-moena-lesch
> Szabno-oratr-tulosch-koalibi-blesstore
> Tivo-orene-alasch.

Mit diesen wilden Feinden der proletarischen Kultur mußten die wahren Dichter und Künstler lange Zeit einen harten Kampf führen. Am aufrichtigsten ist der saratower Arbeiterdichter Mihail Gerassimow. Er hat während seiner jahrelangen Verbannung den Louvre, die Schätze der europäischen Museen kennen gelernt, widmet seine schönste Dichtung der Gioconda, konnte also schon mit offenen Augen zwischen barbarischer Zerstörungswut und kluger Aneignung wählen. Sein Gedicht ‚Wir’ ist das menschliche Bekenntnis nüchterner Auffassung:

> Alles nahmen wir hin, Alles erkannten wir an.
> Wir durchdrangen alle Tiefen.
> In berauschendem Lenz baden unsre Seelen,
> und wir atmen blumigen Maienduft.
> — — — — — — — — — —
> Unsre Eitelkeit kennt heute keine Grenzen.
> Wir sind die Da Vinci, Wagner, Tizian.
> Montblanc-hoch dehnen wir eine Kuppe
> über die Kirche der Vergangenheit,
> woran wir weiter bauen.

Anfangs wollte das amtliche Rußland eine Vermittlerrolle spielen und übernahm aus beiden feindlichen Lagern gewisse Grundsätze. Diejenigen Kunstdenkmäler, die sie für künstlerisch erachtete, behielt sie; die „Protektions"-Erzeugnisse der alten Zeiten jedoch ließ sie zerstören. So verschwand das Denkmal des Generals Skobelew ebenso wie die moskauer Statue Alexanders des Dritten; dagegen blieb die petersburger Statue desselben Zaren verschont. Die moskauer Führer befolgten nicht Majakowskis Weisung, die allen vor 1917 entstandenen Kunstdenkmälern und Gemälden den Tod verkündete:

> Mit eurer Kehlen Hundert-Zentimeter-Mörsern
> schießt den alten Plunder über den Haufen !

Die Versammlung der proletarischen Kulturzentrale vom September 1918 nahm folgende prinzipielle Entscheidung an:

> Wir dürfen dem Andenken der alten Kunst gegenüber kein passives Verhalten zeigen, denn dann würden wir ja die Arbeiterschaft im Geiste der alten Kultur der herrschenden Klassen erziehen. Wir müssen die alten Kunstdenkmäler in das Licht der eignen Kritik der Arbeiterklasse stellen, ihrer eignen Denkart anpassen. Also stellen diese Kunstwerke ein kostbares Erbe für das Proletariat dar und geben ihm eine Waffe in die Hand für den Kampf gegen jene alte Welt, die die Kunstwerke geschaffen hat; aber gleichzeitig geben sie ihm eine Waffe zur Erschaffung der neuen Welt. Es wird Pflicht der proletarischen Kritik sein, das Erbe der alten Kunst dem proletarischen Geiste zu übermitteln.

Noch mehr verdeutlicht der Volkskommissar Lunatscharski die Auffassung:

> Es kann nicht die Absicht des Staates sein, Ideen und Geschmack der Revolution der Kunst aufzudrängen. Solche gewaltsamen Maßnahmen würden nur zur Fälschung der revolutionären Kunst führen, denn erste Bedingung wahrer Kunst ist: — Aufrichtigkeit des Künstlers.

Heute also wendet sich das amtliche Rußland gänzlich von den Zerstörern ab: es beurteilt mit kritischen Augen die Schätze der Vergangenheit und rettet, was zu retten ist. Nicht durch Verneinung des Alten, sondern durch Wertvergleichung und Geschmacksveredlung ist es bemüht, der neuen Kunst den Weg zu ebnen.

> Der muß eine hohe Stufe kultureller Entwicklung erreicht haben, den mit gleichem Entzücken die Primivität eines botokudischen Holzgötzen wie die vollendeten Formen der Venus von Milo erfüllen.

Es ist wiederum Lunatscharski, der das sagt.

Automatismus von Moritz Goldstein

Gesetzt . . . Ich bediene mich also, um meine Gedanken anschaulich darzustellen, einer Fiktion.

Gesetzt: zum Verkauf auf offenem Markt stehen täglich 100 Paar Schuhe bereit. Jeden Tag aufs neue 100 Paar Schuhe.

Es entschließen sich aber zum Ersatz des verbrauchten Schuhwerks täglich 1000 Personen. Jeden Tag aufs neue 1000 Personen. Das Paar Schuhe stellt sich, nach Herstellungskosten und Zwischenverdiensten, auf 300 Mark. Jeden Tag haben 1000 Leute 300 Mark in der Tasche, um sich Schuhe zu kaufen.

Was geschieht?

Nur 100 von den 1000 Käufern des ersten Tages können versorgt werden; 900 bleiben übrig. Am zweiten Tage bewerben sich um die 100 Paar Schuhe die 900 von gestern und 1000 neue von heute. 1800 bleiben unversorgt. Am dritten Tage 2700, am vierten 3600; und so geht es weiter. Das wird eine sehr komplizierte Rechnung. Vereinfachen wir uns mit einer zweiten Fiktion die Sache dahin, daß nach den 1000 Unbeschuhten des ersten Tages täglich nur so viel neue Käufer hinzukommen, wie am vorigen Tage versorgt worden sind; sodaß immer für 1000 Heischende 100 Stück der gebrauchten Ware zur Verfügung stehen. Wer bekommt sie? Nach welchem Prinzip geschieht die Auswahl?

Am ersten Tag entscheidet der Zufall der Reihenfolge: die 100 Ersten schnappen die Schuhe weg. Vielleicht auch noch am zweiten und dritten Tag — bis die Verkäufer die Lage übersehen. Alsdann beginnen sie, ihren Vorrat zu versteigern. Nicht ausdrücklich, in den Formen der Auktion, aber der Wirkung nach. Sie sagen nämlich (nicht ausdrücklich, aber der Wirkung nach): 1000 Personen verlangen Schuhe. Wir werden also unsre 100 Paar denjenigen unter euch geben, die mehr als 300 Mark zahlen.

Findet sich nun Niemand, der mehr als 300 Mark zahlen kann oder will, so sind die Händler machtlos, und die Verteilung erfolgt weiter durch Wettlauf. Finden sie sich, so steigt der Schuhpreis. Bieten 100 Leute, um nur sicher zu ihrem Ziel zu gelangen, sogar 1000 Mark, so kosten Schuhe plötzlich überall 1000 Mark. Setzen wir, mit einer dritten Fiktion, die Zahl, bei der sich die Spannung zwischen Angebot und Nachfrage beruhigt, mit 500 an. Der Preis für ein Paar Schuhe ist auf 500 Mark gestiegen.

900 von den 1000 Kaufwilligen stehen in festem Sold und haben zwar 300, aber nicht 500 Mark zur Verfügung. Ihre einfache, aber falsche Logik sagt: Unsre Arbeitgeber müssen uns eine Beschaffungsbeihilfe von 200 Mark gewähren; dann haben auch wir 500 Mark und können uns Schuhe kaufen. Die Forderung wird durchgesetzt. Eines Tages haben alle 1000 Käufer 500 Mark disponibel.

Ergebnis, von sämtlichen Türmen zu rufen, von Kanzeln, Kathedern und Tribünen zu verkünden: Für diese 1000 Käufer stehen wieder nur 100 Paar Schuhe zur Verfügung. Nichts, garnichts hat sich gebessert — außer den Einnahmen der Schuhindustrie. Der Preis steigt auf 700 Mark. Das Spiel beginnt von vorn, die Schuhteuerung schreitet fort.
*

Wie ist zu helfen?

Erste Möglichkeit: Der Preis steigt so hoch, daß auch die 100 Wohlhabenden ihn nicht mehr zahlen können oder wollen. Wollen? Aber Schuhe gehören zu den Lebensbedürfnissen; man kann in unserm Klima und in unsern Städten nicht barfuß gehn. Können? Diese Grenze wäre schnell erreicht, wenn nur bei den Schuhen die Preise stiegen. Aber der Vorgang wiederholt sich etwa bei den Kleidern und bei den Möbeln. Mindestens die Fabrikanten von Kleidern und Möbeln halten mit den Schuhpreisen Schritt, wie die Schuhindustrie sich Kleider und Möbel, das Schneidergewerbe sich Möbel und Schuhe verschaffen kann. Andre Produktionszweige sind in das Netz mitverflochten. Fabrikanten und Händler gehören immer wieder zu den 100 Kauffähigen, die Festbesoldeten stellen die 900, die nachrücken.

Zweite Möglichkeit: Auch wenn täglich nicht mehr als 100 Menschen sich Schuhe kaufen, wird der Bedarf allmählich gedeckt. Wirklich? Wenn Schuhzeug sich nicht abnutzte. Nur in dem Maße, wie die Abnutzung von der Produktion übertroffen wird, findet eine Auffüllung statt. Immerhin: hier ist ein Weg zur Besserung, wenn auch ein sehr weiter; das Tempo der Verteuerung verlangsamt sich.

Dritte Möglichkeit: Die Produktion steigt. Stiege sie so weit, daß allen Schuhkäufern täglich eine ausreichende Zahl von Schuhen angeboten werden könnte, so würde der Preis stabil. Stiege sie über den Bedarf, so fiele der Preis.

Eigentlich müßte dieser Zustand sehr schnell eintreten. Denn da die Herstellung von Schuhen bei steigenden Preisen ein gutes Geschäft ist, so besteht für unverhältnismäßig viele Menschen die Verlockung, sich auf Produktion dieser Ware zu werfen. Daß die Ueberproduktion dennoch nicht eintritt, liegt daran, daß der Schuhhersteller Leder und gelernte Arbeitskräfte braucht. Der Prozeß, der sich zwischen den 1000 Schuhkäufern und den 100 Paar Schuhen abspielt, wiederholt sich zwischen den Schuhfabrikanten hüben und den Rohstoffen und Arbeitskräften drüben. 1000 Fabrikanten bewerben sich darum, nur 100 bekommen, was sie brauchen; der Preis des Schuhs, bevor er in den Handel kommt, steigt.

*

Indessen allmählich wird der fingierte Anfangszustand, daß auf 1000 Käufer täglich nur 100 Stück Ware kommen, überwunden. Die Produktion nähert sich dem Bedarf, erreicht ihn, übertrifft ihn. Nach drei, nach zehn, nach fünfzig Jahren kann man wieder so viel Schuhe herstellen, wie man will.

Jetzt setzt die unterbrochene automatische Regulierung ein: Je größer der Ueberschuß, desto niedriger die Preise; je niedriger die Preise, desto unlohnender die Produktion; je geringer die Produktion, desto dringender der Bedarf, desto höher die Preise, desto lohnender das Geschäft, desto größer der Ueberschuß. Und so weiter im Zirkel. Unabhängig von aller volkswirtschaftlichen Aufgeklärtheit pendelt die Warenerzeugung mit leiser Vibration um den Bedarf und der Preis um die Selbstkosten. Der Nationaloekonom steht unschädlich dabei und studiert den Vorgang.

* * *

Was sollen diese Binsenweisheiten? Eine Binsenweisheit einhämmern, die kein Mensch kennt: Das Zusammenleben von Massen

funktioniert automatisch, mechanisch. Die Vorstellung, Menschen könnten diesen Mechanismus lenken, ist eine Illusion.

Was sie können, sogar sehr leicht und gründlich, ist, den Automatismus stören: irgendein Lehrbursche durchschneidet das elektrische Hauptkabel und legt eine ganze Stadt in Dunkel und Stillstand. Eine Eisenbahnbrücke wird gesprengt, eine Hafenausfahrt gesperrt; die Wirkung, Auswirkung und Nachwirkung ist ungeheuer. Fabrikanten vertrusten ihre Industrie, um den Automatismus der Preisbildung zu ihren Gunsten zu stören. Gründet das Bündnis sich auf Bodenschätze, so glückt es. Handelt es sich nur um Papier oder Eisen, so muß der Ring eines Tages zerbrochen werden und der Automatismus sich wieder herstellen. Eine ungeheure Störung und Zerstörung des automatischen Mechanismus ist es, unter der wir heute leiden: durch den Krieg überall auf lange Jahre, durch Streiks hier und da immer aufs neue. So, wie Telephonarbeiter ein Fernsprechamt reparieren, in das der Blitz geschlagen hat, indem sie langsam mit Geduld und Sorgfalt die zerrissenen Drähte zusammenknüpfen, nachdem sie mühsälig ausprobiert haben, welche von den hängenden Enden zu einander gehören, so und nicht anders werden wir den ruinierten Apparat des internationalen Zusammenlebens wiederherstellen.

Was wir aber nicht können, ist, die Maschine auf Befehl in Gang setzen oder in einem gewollten Rhythmus in Gang halten. Warum nicht? Weil der Mensch sie nicht übersieht. Der Familienvater veranlaßt seine Hausgenossen, die Mahlzeiten einzuhalten, der Lehrer zwingt eine Klasse stillzusitzen und je nach dem Aufruf zu antworten, der Offizier lenkt seine Abteilung mit dem Kommando in gleichförmiger Bewegung. Ueber das Aeußerliche hinaus bewirken alle drei kaum noch etwas. Ein Chef von 300 Angestellten vollends übersieht seinen Betrieb nicht mehr. Funktioniert der Apparat, kommen, zum Beispiel, alle Arbeiter pünktlich um 7 Uhr, so kann er die paar, die sich verspäten, feststellen und maßregeln. Kommt Jeder, wann es ihm paßt, so ist er machtlos.

Wenn das Eigentum allgemein respektiert wird, so kann man die Diebe fassen. Nimmt Jeder, was ihm gefällt, so nützen Gesetze und Verordnungen nichts mehr. Zwangswirtschaft und Lebensmittelkarten haben den unterirdischen Warenaustausch mit automatischer Preisregelung nicht verhindert. Noch nie sind Verbote gegen Prostitution und sogenannte Unzucht aufgekommen.

Beziehungen zwischen Menschen, die wirtschaftlichen und die seelischen, stellen sich automatisch her, nach dem Parallelogramm der Kräfte. Bei dreien unter einem Dache kann man sie allenfalls berechnen; nicht mehr bei den 60 Millionen unsres Volkes oder den 1000 Millionen auf der Erde. Die Persönlichkeit behält ihren Wert — als eine Kraft im Wettstreit mit den Millionen andrer Kräfte.

*

Die Aufgabe, eine gewisse Raumform so zu konstruieren, daß sie ein Maximum an Inhalt darstellt, löst bekanntlich die Bienenzelle. Haben die Bienen es sich ausgerechnet?

Daß man so etwas sich ausrechnen könne, daß sich nach einer solchen Rechnung die Grundlage der menschlichen Gesellschaft umgestalten lasse — dieser Aberglaube beherrscht uns wie eine Geisteskrankheit. Ihr Name ist Rationalismus ; sie wohnte von je her in

Europa; aber seit dem achtzehnten Jahrhundert grassiert sie als Epidemie

Aus der Ueberschätzung des Verstandes und der Unterschätzung des Automatismus stammt der Entschluß, die Verteilung des Besitzes unter den Menschen radikal zu ändern. Friedrich Nietzsche, bei seiner Neigung zum Extrem, hat sogar vorgeschlagen, das Leben der Spezies Mensch im ganzen unter die Kontrolle der Vernunft zu nehmen. Der Wahnsinn tobt noch ungeschwächt: von dem kommunistischen Experiment der russischen Machthaber bis zu dem Ententepossenspiel, die Angelegenheiten der Völker durch einen Obersten Rat zu schlichten, offenbart sich die abendländische Infektion durch den Rationalismus.

Sie alle werden den Bankrott menschlicher Beratungen und Entschlüsse, menschlicher Vernunftsysteme und Lehrgebäude erleben. Vielleicht werden sie stark genug sein, den Apparat zu stören. Aber ehe sie uns in den Untergang doktern, wird die unbewußte Weisheit des automatischen Weltlaufs sich als stärker erweisen. Die Phantasten, Idealisten und Doktrinäre werden Reden halten und Bücher schreiben, und die große Uhr der Menschheit wird ihren Gang gehen.

Hauptmanns Ländliches Liebesgedicht
von Wolfgang Schumann

Es ist unmöglich, einem Werke Gerhart Hauptmanns ohne Ehrerbietung zu begegnen; er ist der Dichter der Weber, der Pippa, des Quint. Aber es ist auch unmöglich, einem Werk Hauptmanns ohne Kritik zu begegnen, nachdem er Atlantis, die Winterballade und den Peter Brauer geschrieben hat. Diesmal, mit ‚Anna', einem „ländlichen Liebesgedicht" in vierundzwanzig „Gesängen" (erschienen bei S. Fischer) fordert er mehr die Kritik als die Ehrerbietung heraus.

Es geht um Liebe. Um jene Liebe, die in Hauptmann schon mehr als einmal ihren Verkünder gefunden, die ein Elementarereignis, eine selige Krankheit, ein Rausch in der Nähe des Todes, ein Verbrennen des innern Menschen, ein Flammenbad und Flammentod ist, die scheitert, weil eine Welt der Härte, der Nüchternheit und des Schlafes sie nicht erträgt. Der Blitz dieser Liebe schlägt in den jungen Lutz Holtmann, als er, der Kunstschüler, Bildhauer, werdende Dichter, zu seinen Verwandten im Lande Schlesien auf Ferien kommt; die Elevin Anna ist die Julia, die diesen Romeo entzündet. Doch sie ist keine vierzehnjährige Contessa; sie hat eine Vergangenheit, welche Lutzens Verwandten umso dunkler erscheint, als diese ohnehin das Leben durch die schwärzlichen Gläser einer leicht zelotischen Frömmelei betrachten. Ihm strahlen die Reize des Mädchens nur umso heller und heller, je unentrinnbarer er sie in die Hände mittelalterlich gestimmter Fanatiker geraten sieht; sein Herz bricht, als eine förmliche Exorzisation mit ihr vorgenommen und durch eine wahrhaft brutale, nervenzermürbende Gebetorgie ihr ein Geständnis abgepreßt, eine Bekehrung eingewürgt, die Ehe mit einem opferwilligen „Bruder" aufgezwungen wird. Jedennoch: er rettet die Schönste der Schönen nicht aus den Klauen der gläubigen Seelenmörder. Warum? Nun, weil er es im entscheidenden Augenblick aus jugendlicher Schüchternheit noch zu keiner Erklärung an Anna gebracht hat, weil er auch für sein Teil über ihre Vergangenheit nicht recht hinwegkommt, weil er ihrer Gegenliebe nicht gewiß

ist. Erst als es zu spät ist, erhält er diese Gewißheit und ohnt wohl, daß die herb verschlossene Elevin ihn aus dem nobelsten aller Gefühle verschmäht hat: um ihn vor ihrer eignen Allzuvieldeutigkeit zu schützen und zu bewahren. Schmerz und Verwirrung, „Abschied auf ewige Zeit und auf Nimmerbegegnen".

Die Fabel ist voll von Anreizen zu starker Gestaltung. Zwei Milieus: sommerliches Land und frömmlerische Familiarität. Zwei Hauptgestalten: Lutz und Anna. Viele Nebengestalten: Lutzens und Annas Verwandte, die Dunkelbrüder, ein Kind, ein Verstorbener, der Geist und Gemüt mehrerer Beteiligter seltsam beherrscht. Dazu eine fast „spannende" Vorgeschichte, die sich langsam, wie in einem Drama Ibsens enthüllt, Und nun mit einem Wort: nichts davon kommt voll, nichts lebengesättigt, nichts absolut zwingend heraus. Der sechzigjährige Dichter zeichnet Erinnerungen an Leben statt des Lebens, er betrachtet und erinnert sich und läßt sich nur hier und da in die Erlebnisfülle, in den Erlebniskern seiner erinnerten Gestalten hineinreißen. Er ruft die Musen auf nach dem Vorbild des alten Homer, aber sie gewähren ihm nur Aquarellfarben, wo Lutz und Anna nach der Tonskala eines Böcklin schreien. Er nimmt sich selber die Möglichkeit, das Stärkste zu sagen, da er seine Erzählung in Verse kleidet. Ja, er „kleidet" sie, anstatt sie aus voller Kraft strömen zu lassen; und das Kleid schlottert zum Erbarmen um die magern, aber immerhin feinen, in der Luft inniger Gefühle und süß-bitterer Erinnerungen schwebend-schwankenden Halbgestalten. Man versichert, daß es Hexameter sein sollen. Lassen wir das ununtersucht. Zuweilen flnden sich Anklänge an dieses Versmaß, das schon in Jena und Weimar mißhandelt wurde. Zumeist aber wird der Leser nur über Steine und Knüppeldämme geschleift, nach deren rhythmischer Anordnung zu fragen vergebliche Liebesmüh wäre. Ich bin kein Pedant. Es kommt mir gar nicht darauf an, ob irgendwelche Vers-"Gesetze" innegehalten werden oder nicht. Aber vor Hauptmanns ‚Anna' frage ich mich, warum er den ohnehin selten nur leichten Fluß seiner Rede durch Versuche zu irgendeiner Anordnung nach Hebung und Senkung noch zu erschweren sich genötigt fühlte. Anscheinend hat diese Diktion — denn mehr ist es nicht ! — zu jener Stimmung gepaßt, die den Anfang des Gedichtes kennzeichnet, zu der Stimmung wehmütiger Rückschau und freundlich-ironischer Selbstbetrachtung; aber diese Stimmung bleibt nicht an der Herrschaft (Hauptmann wäre nicht Hauptmann, wenn sie bliebe !), und so verliert das Versmaß allmählich jeden Daseinsgrund. Könnte man darüber hinweglesen ! Aber das kann man nicht. Das Gewand schlottert, und das Schlottern wird jeden Augenblick hörbar.

Hier und da las man gerührte Besprechungen des Werkes. Der Eine oder Andre erinnerte sich des blonden Gerhart Hauptmann, dessen jugendliches Liebesleid in Lutz Holtmanns Schmerzen auferstanden sei, erinnerte sich der schönen Jahre vor Sonnenaufgang, da der Frühschein alle Keime in dem werdenden Träger deutscher Zukunft weckte. Und es ist wahr: trotz aller Blässe liegt über dem Gobelin, darein der Alternde seine Erinnerung knüpfte, ein Schein milden, herzgewinnenden Lichts. Eine unterdrückte Stimme lockt zwischen den klangarmen Zeichen, der Liebe, dem Weh, dem Unsäglichen allen uns hinzugeben, das gepreßt ward in das „ländliche Liebesgedicht". Da und dort flackert die Glut auf, hell und jach, die, über Jahrzehnte hin

erhalten, ja doch allein Anlaß gewesen sein kann, von Lutz und Anna heute noch zu reden. ‚Anna' ist eben doch von Hauptmann und nicht von Grosse oder Halbe. Nur, allein darum, allein um Hauptmanns unvergänglicher Wesensteile willen können wir nicht lassen von dem Begehren, daß Leidenschaft leidenschaftlich gegeben, Gestalten gestalterisch umrissen, Stimmungen verdichtet werden; daß wir hingerissen und erschüttert sein wollen, wo wir fühlen: diese Begebenheiten sind dazu angetan, uns hinzureißen und zu erschüttern; daß wir den Bericht des Gealterten, sei es selbst wehmütig und freudig, ja wider unsern hingebungfreudigern Willen unterscheiden von dem Gedicht des Erlebenden.

Zu diesem Werfel

Der Menschheitsdichter

Der Menschheitsdichter arbeitet jeden Tag an der Erfüllung seiner sozialen Mission. Gott hat ihn gesandt, um das große Feld der Menschheit von den Sträuchern des Irrtums und dem Gestrüpp der Vorurteile zu befreien.

Die andern Dichter können die Blumen, die Frauen, die Natur und den Frühling, lauter Dinge Gottes, besingen; er allein jedoch ist der Dichter der Ideen, der klassische Sänger, der lyrische Confutius. Er allein versteht die große Synthese der Epopoe und des Universums. Seine stets ruhige, ungetrübte Seele ist gewöhnlichen Leidenschaften unzugänglich. Er überläßt es Andern, sich mit unnützen Gefühlen abzugeben. Er läßt ihnen die Liebe, den Zorn und die Begeisterung: für ihn gibt es nur das wahrhaft Gute, sein Traum ist die Vollendung der menschlichen Gattung und der Fortschritt der Ideen.

Er hat ein besonderes Wörterbuch, besondere Satzbildungen und eine Sprache, die er sich für seinen persönlichen Gebrauch geschaffen hat. Er liebt vornehmlich lange und tiefe Worte, hohle, hochtrabende Sätze und unverständliche Phrasen. Seine trockenen rauhen Verse bilden einen Sprachschwulst von zwölf Silben, die mit Sagen geschmückt und mit Symbolen ausgeputzt sind.

Hier ist ein Muster seines Stils:

> Wir Arbeiter, die wir symbolisch sind, nichts mehr.
> Wir arbeiten solid am Werk der Welt gar schwer.
> Palingenesisch ist das Werk, das sozial . . .
> Die Woge, die uns hebt, ist vorsehend zumal.
> Laßt, Brüder, künftig uns nur Pantheisten sein !
> Dem Pantheismus gilt die Zukunft ganz allein.
> Ihm tritt die Herrschaft ab der altkathol'sche Kult.
> Die Menschheit wird geeint durch soziale Huld
> Und stellt als Welt sich dar, die heldisch angehaucht,
> Die aus synthet'scher Bahn der Sterne aufgetaucht.

Fragt ihn nicht, was dieses schreckliche, verworrene Geschwätz bedeutet — er weiß es selber nicht. Er wird jedoch behaupten, daß seine noch unverstandenen Verse für die Weltrevolution bestimmt sind. Der Menschheitsdichter bekennt sich zu keinem sozialen, religiösen oder philosophischen System; er gibt weder dem Katholizismus noch dem Protestantismus noch dem Eklektizismus noch dem Saint-Simonismus noch dem Fourierismus noch dem Owenismus noch irgendetwas zu, was einer Anhäufung von vernünftigen Gedanken ähnlich sein könnte. Er ist Menschheitsdichter — das sagt alles. Er ist der langweiligste aller Dichter.

Sylvius; Der Dichter. 1842

Jüdisches Theater von Berthold Viertel

In der ostgalizischen Stadt Sambor hieß es eines sommerlichen Tages, es habe gestern eine ausgezeichnete jiddische Truppe — die berühmten Lubliner — unter mächtigem Zulauf und mit mächtiger Wirkung gespielt: man habe das ausgezeichnete Stück ‚Der Dybuk' gegeben, ein chassidisches Gespensterdrama, das sich ja auch in Wien so sehr bewährt habe. Der Wert des Stückes stand fest; denn es wäre — wie man mit allen Zeichen eines aus Anstand nur mühsam verhehlten Triumphes betonte — in der Neuen Freien Presse ein Feuilleton darüber gewesen. Und so hieß es — hervorragende Regie, denn: „Lublin !" Man raunte sogar, daß Stanislawski persönlich die lubliner Truppe ausgerüstet habe, bevor sie sich auf das offene Weltmeer des Erfolges begab.

Die Intellektuaille von Sambor — auch die jüdische, beinahe hätte ich gesagt: sogar die zionistische — gehört einstweilen noch der polnischen Kultur an (wie dieser Teil Ostgaliziens ja auch politisch-miitärisch von den Polen besetzt ist). Daß diese Kultur trotz dem unlängst zu neuer Glorie emporgestiegenen Warschau zuinnerst immer noch vom alten Oesterreich abhängt, bewies mir die oft zitierte Neue Freie Presse, das Feuilleton, das in diesem Fall, wie immer, Epoche gemacht und den Wert geprägt hatte. Ueberhaupt zeigte sich das Stigma „Provinz" (Abhängigkeit, aus zweiter Hand) deutlich genug in allen, mit einer gewissen Scheu und Heimlichkeit angewendeten, Schlagworten wie „Lublin", „Stanislawski" und andern. Auch die Sage von der alleinseligmachenden Regie war also bis in diese sonst ziemlich theaterreine Gegend gedrungen.

Sambor war stolz auf die lubliner Gäste, mit ein wenig schlechtem Gewissen, als traute es sie sich nicht ganz zu. Tags darauf eine vollkommen geänderte Situation: schwere Enttäuschung, man läßt die Nasen hängen. Es seien gar keine Lubliner, sondern Tarnower, eine kleine umbedeutende Truppe, die sogar in Sambor Eingeborene als Mitspieler zu verwenden nicht umhin gekonnt habe. Also: schlechte Schauspieler, gewöhnliche jiddische Regie, der Saal des Kinos akustisch unmöglich, das Publikum ungebildet und unartig lärmend. Fest stehen blieb eigentlich nur das Feuilleton der Neuen Freien Presse und damit der unleugbare Wert des Stückes. Trotzdem riet sogar der Friseur mir ab: die Regie wäre gar zu elend, insbesondere fehle es an allen von der Handlung gebotenen Dekorationen. Dieses letzte Argument bestimmte mich, die zweite Vorstellung zu besuchen. (Friseure empfinden dekorativ.) Das Theater war leer.
*

Es begann erheblich später, als der Theaterzetfel gewollt hatte. In der Wartezeit bewunderte ich vom Ersten Rang herab die disharmonische Beweglichkeit dieses Parketts. Es waren nicht viele Leute da; aber diese wenigen nutzten sich so ab, daß man den Eindruck vom zügellosen Verbrauch einer wilden Masse gewann. Schließlich wird es dunkel, das Glockenzeichen ist erklungen, das Stück hat feierlich begonnen: da reißen sich die Türen auf und klappen zu, Stimmengekrächz, ein dunkler Trupp anscheinend zu Allem entschlossener Jugend hat das Parkett betreten und sich vieler Plätze bemächtigt. Das Milieu gibt sofort den Gedanken ein: wahrscheinlich eine Preis-

ermäßigung in letzter Minute, ein improvisierter Ausverkauf, der von gestern auf heute gesunkenen Erfolgsaktie entsprechend. Aber das macht nichts. Vielleicht sind diese späten Störer grade die besten Hörer.

Uebrigens konnten alle Grunz- und Räuspertöne, alles Knacken und Krachen des von den Leuten schwer belästigten Gestühls — welche Geräusche die Kino-Akustik den ganzen langen Abend lang viel inniger, sie gleichsam protegierend, wiedergab als die gehaltene Sprache der Bühne — , die ganze feindselige Brutalität des wüsten Außenraumes konnte von Anfang an die unangestrengte Innerlichkeit der Bühne nicht gefährden, die, an ihr Publikum gewöhnt und dagegen abgehärtet, sich absolut nicht provozieren und aus ihrem Selbst reißen ließ.

Mit dieser Innerlichkeit begab es sich so. Auf das Glockenzeichen war der gemeine Kinovorhang aufgegangen. Zugleich ertönte feierlicher Gesang chassidischer Männer gedämpft und eintönig aus dem Innern der Bühne. (In der schönen Uebersetzung Arno Nadels klingt er: „Um wessen willen, um wessen willen ist die Seele aus höchster Höhe Herab in tiefen Grund geflossen? Im Fallen ist der Aufstieg Eingeschlossen . . .“) Man sah, während dieses erklang, eine mystische weiße Fläche, ein ausgespanntes Leintuch, durch das merkwürdig angeordnete Kerzen schimmerten. Geschah dahinter ein Totenfest? Fand ein Geheimkult statt? Der Gesang verklang, langsam hob sich die Leinwand. In der Mitte des halbdunkeln Raumes stand eine einzige weiße Säule, die mit ihrer hellen Bestimmtheit ein Vorn und Hinten, ein Rechts und Links schuf, das Alles um sie herum aber magisch verdämmern lassend. Wir sind in einer „Schule“, in einer alten primitiven Synagoge, die ein Haus der Lehre ist und also ein Haus Gottes, der der Lehrer ist. Der simple rote Vorhang im Hintergrund, der die Thora verhüllt, ist, wenn er dann von einer verzweifelt klagenden alten Frau weggerissen wird, in Wahrheit das Tor zu einem Allerheiligsten. (Weil diese Verzweiflung so wild klagt, glaubt man ihr die letzte Hoffnung auf ein rettendes Wunder und damit das Wunder !) Kerzen sind angebracht an Leuchtern in der Höhe und auf dem Tisch rechts; links sitzt ein Mann auf einer Bodenstufe, er hält eine brennende Laterne mit wieder einer Kerze in Händen. Es sind feste Kerzen da, außer Reichweite, und solche, die gerückt, geschneuzt, herumgetragen werden: die den Raum verändern. Wenige Männer in diesem Raum, alle gleichartig und doch individuell verschieden, in langen schwarzen Kaftanen, die auch noch ihren banalsten Trägern eine Art von geistlicher Würde verleihen, mit schwarzen runden Käppchen auf den eigensinnig-weihevollen Köpfen von Sektierern, daran die schlichten, gepflegten Schläfenlocken ernste Arabesken sind. Das Saubre, Sobre dieser Männer, das eine strenge Einheit bildet, stuft sich musikalisch ab — etwa von dem rundlich-hochanständigen, glänzend-lebendigen und unverkennbar weltlichen, standespersönlichen reichen Hausvater bis zu dem ausgemergelten Fanatiker, der für sich allein auf dem Boden hockt und sich starr gibt, mehr Leiche als Mensch, ein Abgestorbener des Lebens, ein Gespenst der Lehre; bis zu dem verschwärmten chassidischen Jüngling, der, Speis und Trank verschmähend, mit glühender Seele ins All den unendlichen Weg geht und ihn verliert — mit schmerzlicher Süße, trunken verklärten Blicks hat auch er seinen Körper, der sich im innern Anhauch wie ein Rohr

im Winde bewegt, fast schon hinter sich gelassen. Jeden bewegt es anders ! So steht das fanatische Gespenst, jedes Mal, wenn es sein Entscheidendes zu sagen hat, auf und macht einige Schritte vor, hebt mit einem starren Arm die Laterne zu seinem starren Bleichgesicht und redet mit einer beinahe lallenden Pathetik, ein ausgehöhlter Bariton. Der ansehnlich weltliche Vater dagegen kommt daher wie eine Karawane, mit Gewürzen beladen. und gibt sich rund und maßvoll üppig, ein fröhlich wohllautender Baß, würdig-eitel, ein wenig in sich selbst verliebt. Und der Jüngling ist, mit seinen fast krankhaft allzu leichten, flatternden Gesten, ein etwas weibischer Tenor, eine verzückte, in ihren Seligkeiten sich brechende Stimme, die sich himmelwärts überschlägt, kraftlos in ihrem Beben, das Unaussprechliche, die Vision, auszusprechen. Aber all diese Sprache ist trotz ihren Drolligkeiten und leisen Selbstpersiflagen zwischen Glauben und Aberglauben, Hingabe und Berechnung, eine einzige ernste Gehaltenheit ; sie ist trotz ihren natürlichen Färbungen, ihren Phrasierungen von der Einfalt bis zur Pfiffigkeit eine übernatürliche, sehr nachdrückliche Diktion, ist, mit ihren Beweglichkeitsakzenten, Trillern, Stockungen, stumpfen und erregten Pausen, eine streng gebundene, weithin tragende, auf das im Unendlichen liegende Seelenziel hin tempierte Rhythmik. Und dieselbe innere Gebundenheit, dieselbe weithin tragende Rhythmik geht als einig-einzige Bewegung durch alles Gehaben der Männer: die um den Tisch sitzen und schmusen; die sich grell über die Lichter beugen und wieder ins mystische Raumdunkel zurückverschwimmen ; die aufstehen, sich niederlassen ; in den Brennpunkt der Gespräche sich drängend oder zurücksinkend in ein stummes Abwarten, aus der Handlung ausgeschaltet und sofort in ihr inneres Weben eingeschaltet. Das Sich-Wiegen des seelenvermessenen Jünglings (auf seiner Melodie) ist eins mit dem Sich-Wiegen der alten Männer (in Bedächtigkeit oder über dem Wein oder über einem heiligen Text) und eins mit dem Schweben des jungen Mädchens (das in Züchten wandelt) und mit dem Hereinstürmen der alten Frau (gejagt von ihrer verzweifelt-ungestümen Glaubenshoffnung). Und in diesem Raum eine Liebesszene: das junge Mädchen, das mit einer weltlichern, hier jedoch nur gedämpft-muntern Gespielin und mit ihrer weh-wissenden, mütterlich mitleidsvoll-unerbittlichen Njanja und Wärterin hereinkommt ; und der Jüngling hinter der Säule sich verzückt wiegend zu jeder süßen Regung der Mädchenseele (er ihr und sie ihm schon vor der Geburt beschert, doch hat der Wohlstand den Vater blind gemacht für dieses geheime Einander und auf absurd-vernünftigere Bindungen und Lösungen, des Geldes, nicht des Blutes, bedacht): so stand wohl auch Dante hinter seiner Säule, wenn Beatrice vorüberkam, ebenso vermagert, ebenso verzückt, ebenso vergeblich — nur war es eine andre Art von Säule und von Seele. Ein leiser Laut zwischen den Mädchen aufzwitschernd, den Heiligen des Herzens hinter der Säule liebkosend; ein Blick, ein Hauch zwischen Mädchen und Jüngling — und schon ist das Mädchen hinausgeleitet, von ihrer grausam-gütigen Wärterin sanft-unerbittlich weggewendet und fortgeflüchtet für immer ! Und so bewegt sich das Alles um die fahle Säule, welche die bannende Mitte ist, bewegt sich nach einem hohen, mathematisch-genauen Gesetz, mit einer Seelen-Keuschheit, die manchmal burlesk wird und nicht selten den Nerven beinahe wehtut. So bindet und löst es sich über-

sinnlich-musikalisch, karg und verzückt, und sammelt sich am Ende
zu einem dunkeln Reigen der chassidischen Männer. Man hat noch
die zerreißend-abgerissene Bewegung im Gefühl, mit der der Jüngling
wegstürzte, nein, schräg hinter die Kulisse fiel — und sieht nun den
Tanz der Kaftanmänner ernst und doch froh, der weltlicher wird, sich
lockert und nun, in genauer Steigerung, erst gestört wird, ohne sich
stören zu lassen (der Kreis wiegt sich weiter), dann aber zerrissen
wird von der Botschaft, der Jüngling liege draußen, er erhebe sich
nicht mehr, er sei tot, gestorben an der Liebe, nein hinweggeflohen zu
bösen Geistern, die er zu Hilfe gerufen ! Diese Lahmlegung der
Bewegung in zwei, drei rhythmischen Stößen, dieses Ende des Aktes,
ritardando, noch klingt der Singsang der fröhlichen Gottestänzer, ist
— meisterhaft, sagen wir in Europa. Nun der Vorhang gefallen ist
und man die weiße bannende Säule nicht mehr sieht, sondern nur
das Rembrandtsche Gewoge dieses Parketts — und hätte man vom
Text, dem innig-witzig verschlungenen Jargon kaum ein paar Worte
verstanden: geschaut und erlebt hat man Zwei-Einerlei: das sehn-
süchtig-unendlich-irrende Wandern der ins Seelenall gefahrvoll ver-
schwebenden chassidischen Seele — und die strenge magische Welt-Ge-
bundenheit in einen Kreis des unweigerlichen Gesetzes.
*

Es wäre ausführlich zu reden über das sehr merkwürdige Drama
‚Der Dybuk', dramatische Legende in vier Akten von S. Anski — eine
primitiv-raffinierte Dichtung, bis zum Ueberquellen erfüllt von all den
Seelen, die vor der Zeit, unbefriedigt, verzichtenden Leibern entrissen
wurden und nun das lebendige Leben umkreisen, das sie verlassen
mußten, ohne es noch lassen zu können. Man konnte das fremdartige
Stück erst unlängst in Berlin gespielt sehen, ich glaube, von den echtern
Lublinern. Und man lese die edle Uebersetzung, die der Dichter Arno
Nadel (im Verlag Ost und West, Leo Winz, zu Berlin) hat erscheinen
lassen. Das Werk ist aus Tiefsinn und Aberglauben, aus Mystik und
Volkstum eine ergreifende Mischung. Den populären jüdischen (nicht
nur jüdischen) Konflikt zwischen Liebesbestimmung und Vernunftehe
breitet es ins Weltall aus und verknüpft ihn mit allen Herzen, lebenden,
gelebt habenden und leben werdenden. Das kleine Seelenunheil wächst
an zur Weltunseligkeit, das Schofar-Blasen zum dramatischen Weltge-
richt, Rein von Unrein scheidend. Eine allerzarteste Idealität wird
hier allgegenwärtig, grade weil sie mit Einfältig-Törichtem und Bur-
lesk-Banalem so unsentimental-rührend verquickt ist. Dieses Drama
darf auf seiner Höhe die Besessene wagen: das Mädchen mit den zwei
Stimmen, ihrer eignen überzart-schmachtenden Mädchenstimme und
der furchtbaren, klagenden und anklagenden Männerstimme der Seele
des Geliebten, die in sie gefahren ist; das Zwei-Seelen-Geschöpf, nach
unsern Begriffen ein lächerlich-grausiges Monstrum, in dieser Atmo-
sphäre aber ein tragisch-dämonisches Wesen. Und die Austreibung
des Dybuks (Gespenstes), die der Rabbi vornimmt, den Ritus des
Seelenbannes mag die Vernunft als einen Hokuspokus belächeln —
das Gefühl wird es überzeugt erleben. Nie mehr aus dem innern
Gehör verlierbar der Jammer der abgestorbenen Seele, die sich ver-
zweifelt an das ihr holdeste Leben klammert und sich von diesem selig-
sten Sitz nicht mehr verstoßen lassen will. In unser Aller Blut beißt
er sich fest, dieser Dämon ! Und in aller dramatischen Weltliteratur

keine ehrwürdigere, geistlichere Person als dieser Wunderrabbi, dieser schmucklose, unscheinbare und erhabene, ermüdete und mächtige Mensch; von den zerrenden Bedürftigkeiten aller Welt fast erstickt und nie geschont; dieser Aermste, der immerzu geben muß; dieser Ratlose, der gegen seinen Willen Alles mit Rat versorgt; dieser demütigste Diener des Geistes, der, grade weil er nur blind gehorcht, so unerbittlich befehlen kann. Dieser große Herr des Geistes, dieses abgerissene, staubgraue Mannchen — wie es greint und weint, zerwühlt und zernagt von einem gewaltig-ohnmächtigen Zorn gegen die Unzulänglichkeit, schneidet seine Stimme als ein Seelendiamant durch Wände und Knoten ins Herz; und seine kraftlosen Hände, wenn sie zum Segen sich heben, haben sie auch über unsern ungläubigen Stirnen das schwerste Gewicht. Ein weher, mysteriöser, tief ehrfürchtiger Humor umzittert — allermenschlichste Gloriole — dieses liebe Haupt !

Aber ich wollte eigentlich nur — nach Monaten — ; das Bild nachzeichnen, das das Spiel des ersten Aktes in mein mimisches Gefühl eingegraben hatte: das Bild einer unmittelbar-allgegenwärtigen Seele, die (mächtig, unsterblich und grenzenlos) sich dieser dunkeln, engen, kargen Körper bediente, in ihnen drängte und zitterte, oft nur am äußersten Rande solch eines Körpers tollkühn hängend, diese Körper zueinanderzog und auseinanderstieß, sie zu einem steifen Ritual erstarren ließ, dann wieder sie löste und tanzen machte und schließlich solch einen Körper als eine häßliche leere Hülse — einen Klumpen Abscheu — tot und überzählig hinwarf. Da sah man denn, was der Körper immer gewesem war: Staubkloß, den nur die all-eine Seele belebt, bewegt und durchleuchtet hatte, Und fühlte schon im ersten Akt, wohin am Ende die erlöste Doppelseele der Liebenden sich verflüchtigt. Wie ein Astralleib in das Halbdunkel gezeichnet, war mir fast allzu grell sichtbar geworden eben die Gestalt dieser All-Seele, ihr magisches Innerhalb und Außerhalb der Leiber, ihr dämonisch-göttliches Formgesetz durch alle Unform hin. Kein Arm hatte sich überflüssig gehoben; es war jeder Winkel eines Gliedes nur der Zusammenhang eines Glaubens in der auseinanderstreuenden Zeit gewesen. Ja, man hätte das große, vielverzweigte, hin-und-wieder-schlingende hieratisch-fromme Ornament des Ganzen graphisch festhalten können. Starke Schauspieler. Nein, ein starker Glaube. Ungeschlachte Teile, die schön und edel wurden durch das Ganze. Handwerklich-treuer, schlicht-treuherziger Dienst an einem Würdigen und Reinen, an einem Bessern, das Alle, Spieler und Hörer, besser machte, als sie sind.

Die Unzüchtigen von Ignaz Wrobel

> Wer der Gerechtigkeit folgen will durch Dick und Dünn, muß lange Stiefel haben. Habt Ihr welche? Habe ich welche? Ach, meine Lieben ! Lasset uns mit den Köpfen schütteln !
> Wilhelm Busch

Eine übereifrige Strafkammer hat dem Verleger Paul Steegemann zwei Gedichtsammlungen von Paul Verlaine und den kleinen Roman ‚Venus und Tannhäuser' von Aubrey Beardsley beschlagnahmt. Die Revision beim Reichsgericht (Sechster Strafsenat) führte zur Verwerfung und förderte folgende Gründe zutage:

> Der Hauptangriff des Angeklagten gegen das angefochtene Urteil richtet sich darauf, daß die künstlerische Bedeutung der be-

schlagnahmten Schriften die Eigenschaft des „Unzüchtigen“ ausschließe. Das ist nicht zutreffend. Auch ein Künstler oder Dichter von anerkannter Bedeutung kann seine Kunst schänden, indem er sie an anstößige Stoffe wendet. Eine Zote ist nicht darum weniger eine Zote, weil ihr ein Dichter oder Künstler das gefällige Gewand seiner Kunst leiht . . . Gewiß kann auch ein Wollustrausch für den Künstler oder Dichter die Quelle eines Kunstwerks werden. Wenn aber das Kunstwerk das vorangegangene wollüstige Erlebnis zur Darstellung bringt, so kann es Kunstwerk sein und doch eine unzüchtige Schrift oder Darstellung, und dann fällt es unter die Strafvorschrift, obwohl es ein Kunstwerk ist. Eine krankhaft gesteigerte oder verbildete Geschlechtlichkeit, deren Empfinden sich mit dem der weit überwiegenden Mehrheit der Volksgenossen in Widerspruch setzt, kann nicht beanspruchen, daß sich nach ihr die Auslegung des, § 184 wandle, mag auch manchen Künstlern, Schriftstellern, Verlegern der Sinn für die Auffassung verloren gegangen sein, die zu einem gesetzlichen Schutze der Volksgenossen gegen die Verbreitung anstößiger Schriften oder Darstellungen geführt hat, und mag sich aus ihren Kreisen neuerlich auch immer lauter der Anspruch verdrängen, daß sich die reinlich Empfindenden nach der kleinen Minderheit zu richten hätten.

Das ist eine Ungehörigkeit.

Das Reichsgericht war nicht gefragt, ob eine Minderheit, die es niemals begriffen hat, unreinlich empfindet oder nicht, sondern es war gefragt, ob das Verbot dreier Kunstwerke zu Recht bestehe. Seine Antwort ist ein Versager.

Eine Dummheit ist nicht darum weniger eine Dummheit, weil ihr ein Richter das gefällige Gewand seines roten Talars leiht. Und es ist nicht nur kulturell bekämpfenswert, sondern auch juristisch falsch, wenn dieser Senat ehemaliger Corpsstudenten die guten Sexualsitten für seine kleine Kaste beansprucht.

Zunächst einmal ist keineswegs nur eine Minderheit der vernünftigen Meinung, daß die Kunst sich auch des sexuellen Stoffes, jo sogar unter Umständen auch der Zote bemächtigen dürfe. Selbstverständlich ist eine Zote bei Goethe keine einfache Zote mehr — sie ist das höchstens in den Augen von Leuten, die im Wirtshaus an der Lahn ihre Ausbildung für den Verkehr mit Frauen genossen haben. Der Künstler hat nicht vorher beim Reichsgericht anzufragen, ob er ein „vorangegangenes wollüstiges Erlebnis“ zur Darstellung bringen dürfe oder nicht. Wer überhaupt eine solche Sprache führt, ist nicht legitimiert, über Kunstwerke irgendwelche Urteile abzugeben.

Es gibt zwei Möglichkeiten:

Entweder das Reichsgericht empfindet als seine Aufgabe, nur dem tatsächlich bestehenden Kulturzustand zu seinem Recht zu verhelfen und somit auszusprechen, was ist. Dann hat es eine Fehlaussage gemacht. Denn ganz abgesehen davon, daß man über solche Dinge nicht zahlenmäßig abstimmen kann, hat die etwa vorhandene Minorität das volle Recht, auch juristisch vorhanden zu sein, und ihre Anschauungen und Meinungen über solche Dinge unterliegen so wenig der Beurteilung des Reichsgerichts wie die der Majorität. Festzustellen wäre dann nur, daß beide Anschauungen im Volke vertreten sind, und das Reichsgericht hätte auf Grund der vorhandenen Dualität einen Kompromiß zu schließen. Es ist ganz und gar ungehörig, wenn

das Reichsgericht bei dieser Art Auslegung einen Teil der Volksgenossen als nicht existent betrachtet.

Die andre Möglichkeit? Daß das Reichsgericht sich über das Volk stellt und durch seinen Spruch einen wünschenswerten Standpunkt stabilisiert. War es so gemeint, dann hat es daneben gegriffen. Denn dann hat es sich mit Aplomb auf die falsche Seite gestellt und eine schmierige Sittlichkeit bejaht, die das Feigenblatt dem Bidet vorzieht. Wo die Unkultur zu suchen ist, steht für Einen, der das Gebiet beherrscht, außer Frage.

Aber diese zweite Anschauung lehnen wir ab. Wir halten das Reichsgericht mit seinen so vorgebildeten Richtern für keineswegs kompetent, uns kulturelle Lehren zu erteilen. Ein Gericht, das in den großen politischen Strafprozessen Fehlschlag auf Fehlschlag tut, das in diesen Dingen wegen seiner politischen Haltung das Vertrauen des Volkes völlig verloren hat, ein Gericht, dessen Beamte während ihrer Lehrzeit in den Händen politisch hetzender Professoren sind, Richter, die sich dauernd kastenmäßig abschließen und selbst bei ehrlichem Willen nicht mehr fähig sind, über die engen Grenzen ihres Standes herauszublicken, Angehörige einer oekonomischen Schicht, die deren Gebräuche für die ewigen sittlichen Gebote halten — sie sind nicht die Lenker und Leiter des Volkes. Wir verbitten uns derartig provizierende Urteile.

Der Spruch des Reichgerichts vom neunzehnten Juni 1922 ist ein Fehlspruch und eine politische Gefahr. Die beteiligten Künstlerverbände sollten mit der äußersten Schärfe gegen eine richterliche Auffassung vorgehen, die Herrn Brunner so willkommen sein mag, wie sie die Kunst schädigt.

Das Reichsgericht ist nach seiner Meinung über die Zeit nicht gefragt worden, aber es hat eine ungehörige Antwort gegeben. Wir weisen sie zurück.

Parodien von Jan Altenburg

VII. Georg Hermann: Moriz Rübenfeld senior.

Es gab da Ameisen, die den lieben Tag lang scheinbar ziellos durcheinanderquirlten, und es gab auch Ameisen, die behend und mit klugem Bedacht Beutestücke heranschafften. Rote und schwarze Ameisen; kleine und große Ameisen. Also: solche Ameisen waren das, wie es sie überall, in Potsdam und am Garda-See, im Tiergarten und in der Wuhlheide, von gleicher Art gibt. Ach ja, die Ameisen !

Wer nun glaubt, daß diese meine Geschichte etwas mit Ameisen zu tun hat, der ist sehr auf dem Holzwege. Ja, ich kann es beschwören, ich kann es vor Gott und den Behörden beeiden, daß diese Geschichte auch nicht das Geringste mit Ameisen zu tun hat.

Denn als an einem Juli-Abend der (um es schlicht und rund zu sagen) Doktor Rübenfeld die Prenzlauer Allee entlang ging — denn schließlich und endlich war er ein guter Fußgänger, der Doktor Moriz Rübenfeld — , da stritten sich wieder das Fräulein Mariechen Jansen, das eine Malschule für pensionierte Bezirksfeldwebel unterhielt, und das verschrumpelte, miekrige Fräulein Schmitt (welches sich

mit zwei t schrieb), ob der Mantel des Doktor Rübenfeld — Gott
ja, es war ein ziemlich schäbiger Mantel — aus der „Goldenen 8''
oder von Abraham Moses Sonne in der Dragoner-Straße stamme.

Von all dem ohnte der Doktor Rübenfeld, als er den Fahrdamm
überquerte, nichts. (Währenddessen schnitt sich übrigens sein
Schwiegervater, angeekelt von dem miesen Leben, zu Hause in aller
Gemütsruhe den Hals durch.) Er blickte auf die Erde, um Stecknadeln
und weggeworfene Straßenbahnbilletts aufzuheben — denn wie alle
Sammlernaturen hatte er Sinn für die Abfälle des Lebens, und in
seiner Wohnung tronten hinter den Scheiben des Biedermeierschrankes
in erhabener Ruhe ausgehöhlte japanische Kürbisse und getrocknete
chinesische Regenwürmer, die er ab und zu mit den Blicken streichelte,
und die er sich (globetrotter, der er war) von der Hauptstraße in
Bentschen, von der Grenadier-Straße in Berlin und von den Straßen
um Victoria station in London“ (in London !) heimgebracht hatte.

Als der Doktor Moriz Rübenfeld an die Lisiere gelangte,
würgte es ihm im Halse, es stieg und stieß in ihm auf, und Tränen
quollen aus den Augen: das waren ja noch dieselben Müllhaufen,
auf denen er vor, ach Gott dreißig, vierzig Jahren mit Erich Lehm-
kuhl die ersten Kaulquappen gefangen, und von denen er die
ersten Ligusterschwärmer, Stechmücken und Feldmäuse heimgebracht
hatte, jene Beute, die ihn stolzer gemacht hatte als alles Andre
hernach im Leben. Und während er nach Atem rang und es ihm
wieder im Halse aufstieß — denn letzten Endes war er sentimental
von Natur — , sah er vor sich an einem Tümpel einen Mann sitzen —
aber das war ja Kulicke, der freche, vive Alfred Kulicke, mit dem
zusammen er als Jüngelchen in der Hohenzollern-Straße die Masern
gehabt hatte, und der später junger Mann in einem Büro für Schieber-
wetten geworden war. Dieser ausgerippte Berliner hatte an einem
alten Spazierstock ein Stück Bindfaden befestigt und angelte damit
im Tümpel unentwegt. Daneben aber saß der dicke Bierwirt vom
Gasthaus zum ‚Fröhlichen Geldbriefträger’ und hielt eine kunstvoll
gefertigte Angelrute (so wie sie der irisch-dänische Schriftsteller
Steward Maxwell bei angelnden schottischen Lords beschreibt [aber
er ist mir zu weitläufig, der Schriftsteller Maxwell]), also solche
Angelrute war das. Er fing damit nichts.

Und da sagte der dicke Bierwirt (ich habe zwar versprochen,
nur gesellschaftsfähige Worte zu gebrauchen, aber schließlich war er
kein feiner Mann, der dicke Bierwirt), nun ja, er sagte; „Den jeschla-
genen Tag sitzt unsereener uffn Hintern und fängt nischt, und det
Aas langt mit seinem Spazierstock alle Fische raus.“ (Es war just
zu der Stunde, als sich, angeekelt von dem miesen Leben, Doktor
Rübenfelds Bruder Sally erhängte, nachdem er vorher noch einige
beziehungsreiche Strophen des russischen Volksliedes vom ‚Blauen
Salvarsan’ gesungen hatte.)

Der Doktor Rübenfeld beschloß, von nun an das Leben von
vorn zu beginnen und auch dich, Häschen, einmal an den Rand der
Stadt zu führen, wo es Wolfsmilch, blaue Skabiosen, scharfen Hahnen-
fuß (ranuncala acer), Thymian, Stechmücken und Kaulquappen gibt.

Aber auch das, oh Häschen, ist noch nicht das Beste am Leben.

Denn schließlich und endlich ist die blaue Dreier-Sachsen (die
in Seufs Briefmarkenkatalog sechs Sterne hat) das Beste.

Der Rattenfänger von Hameln von Walter Mehring

Europäer, Neger, Spießer,
Arbeitsdrohnen — Tausendfüßer,
Webt Probleme und spinnt Phrasen,
Schwebt in heiligen Ekstasen . . .
    Heute siegt die Kriecherei
    — Früher gab es noch Kamele
    Manche treue Löwenseele —
    Heut ist alles eine kleine
        hundsgemeine Viecherei !

Spießer, Europäer, Neger:
Alles seid Ihr, bloß — kein Held.
Nur ein tüchtger Kammerjäger
Taugt für diese lausige Welt.
    Wollt Ihr euch als Freiheitssänger
    Immer weiter noch blamiern?
    Ich, der alte Rattenfänger,
    Weiß euch besser zu kurieren !
Kommt hervor aus Kalk und Schiefer,
Kommt aus Hütte und Palais,
Allerliebstes Ungeziefer,
Daß ich euch bei Licht beseh.

    Alles, was da kreucht und fleucht
Kommt hervor ! ich führe euch
Zum Schlaraffenland, dem guten
Der Devisen und Valuten,
    Schon steht mein Autobus bereit
    Und Ich am Führersitz der Zeit:
Immer rein, meine Herrn, immer rein:
Läuse, Flöhe, Wanzen, Fliegen —
Eingestiegen ! Eingestiegen !
Bitte da die Herren Kröten
Etwas mehr nach vorn zu treten !
Doktor Lurch und Fräulein Schnecke,
Platz ist noch auf dem Verdecke !
Ah ! Der Floh des Herrn Ministers —
Und die Wanze des Philisters !
Unkultur in Reinkulture !
    Dies war meine erste Fuhre.

Trockne Schleicher, Schieber, Kriecher,
Grillenfänger — Bildungsviecher,
Webt Probleme und spinnt Ränke,
Wühlt im Erdreich — knabbert Schränke,
    Motten aus dem Königsstaat,
        Lebtet einst im Hermeline,
        Eingekampfert am Kamine,
    Heut habt Ihr die nöt‘ge Reife
        für ein Sintflutseifenbad !

Schieber, Kriecher, trockne Schleicher:
Alles seid Ihr, bloß — kein Held.
Unsre Lebensmittelspeicher,
Das ist eure lausge Welt.
Wartet, bis die Trübsalsunke
Euch die Zukunft aufgetischt,
Daß man in der Unheilstunke
Weiter noch im Trüben fischt !
Kommt hervor aus Kalk und Schiefer,

Kommt aus Reichstag und Café,
Allerliebstes Ungeziefer,
Daß ich euch bei Licht beseh.
Alles, wa da kreucht und fleucht
Kommt hervor ! Ich führe euch
zum Schlaraffenland, dem guten.
Pöbelherrschaft — Zarenknuten !
Schon steht mein Autobus bereit
Und ich am' Führersitz der Zeit:
Immer rein, meine Herrn, immer rein:
Keuschheitsbrummer, Florstrumpffliegen —
Eingestiegen ! Eingestiegen !
Bitte da die Herren Kröten
Etwas mehr nach vorn zu treten !
Fräulein Hakenstabheuschrecke,
Platz ist noch auf dem Verdecke !
In der Nächstenliebe Mantel
Sitzen Marder und Tarantel —
Unkultur in Reinkulture !
Dies war meine zweite Fuhre ! <

Neunmalschlaue, Trottel, Dichter,
Leichtgeflügeltes Gelichter,
Die sich nur von Luft ernähren,
Schwebt Ihr stets in höhern Sphären?
Heute siegt die Kriecherei !
— Einst hat man euch Dichterlinge
Aufgespießt wie Schmetterlinge —
Heut ist alles eine kleine
hundsgemeine Viecherei !

Dichter und Ihr Neunmalschlauen:
Alles seid Ihr, bloß — kein Held.
Flügel habt Ihr, statt der Klauen,
Und Ihr taugt nicht für die Welt.
Zirpt Ihr weiter auf den Harfen
Ewig euer Lied ins Ohr —
Aus den alten, schwarzen Larven
Kriecht doch nur Gewürm hervor !
Kommt hervor aus Kalk und Schiefer,
Kommt aus eurem Atelier,
Allerliebstes Ungeziefer,
Daß ich euch bei Licht beseh !
Alles, was da kreucht und fleucht,
Kommt hervor ! Ich führe euch
Zum Schlaraffenland der Künste,
Honorierter Hirngespinste !
Schon steht mein Autobus bereit
Und ich am Führersitz der Zeit:
Immer rein, meine Herrn, immer rein !
Kirchenmäuse, Eintagsfliegen —
Eingestiegen ! Eingestiegen !
Bitte da die Herrn Poeten
Etwas mehr nach vorn zu treten !
Aufs Verdeck die Himmelstürmer !
Pillendreher — Bücherwürmer !
Rückgratlose, kriecherische
Brillenschlangen — Tintenfische !
Dekadenz in Reinkulture !
Dies war meine letzte Fuhre !

Rundschau

Kleine Woche

Man braucht nicht mehr zu den Nationen zu reisen, um sie zu studieren, sie reisen zu uns. Wenn ein tumber Parsifal aus seinen Wäldern mitten in die Kurorte käme und seine Logik auf den Augenschein gründete, würde er sagen: Wie beliebt müssen die Deutschen sein ! Woraus man sieht, was es mit der Logik auf sich hat. Flake, unhöflich wie er ist, nennt sie die Hure, die mit Jedem schläft — am meisten hat sie ab August 1914 mit gewissen deutschen Professoren geschlafen. Seither steht deren moralischer Kredit so hoch wie der der Mark.

*

Also ich wollte von den Fremden sprechen. Ohne Zweifel hat diese Sache ihre siebzehn Seiten, wie alle Sachen. Erstens sitzt man wieder an Einem Tisch, mit dem einzigen Unterschied, daß die 300 Mark, die so ein Tag in der Pension kostet, für mich viel Geld, für den Fremden eine Bagatelle sind. Immerhin, der Ausländer, der mir Danke sagen muß, wenn ich ihm die Salatschüssel reiche, gibt damit zu, daß er nicht mehr bei den Boches, sondern in einer ganz menschlichen Gegend namens Germany weilt — wem es Freude macht, mag das einen Fortschritt nennen. Zweitens ist es eine unnoble Angelegenheit, zu einem Volk zu Gast zu gehen, dessen Angehörige man in das eigne Land nicht hereinläßt. Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke zu , denen gehört, auf die ein Gentleman keinen Wert legt. Fast möchte ich den Schluß ziehen, daß weniger die Gentlemen zu uns kommen als die Kleinbürger. Dazu paßt, daß die meisten dieser Ausländer merkwürdig laut im Auftreten sind, fast so laut wie Berlineir und allgemein Deutsche. Holländer und Belgier können es in dieser Beziehung mit, den Deutschen aufnehmen, der phlegmatische Holländer ist überhaupt ein Vorurteil.

*

Drittens sind die Franzosen da, und ich fühle das Bedürfnis, ironisch zu werden. Hinter Ironie versteckt sich bekanntlich das Bedauern, feststellen zu müssen, daß Einer oder Etwas nicht der Vorstellung entspricht, die man von ihm hat. Man erkennt den Franzosen in den Kurorten von 1922 daran, daß Jemand, der eigentlich genau so konfektionsmäßig wie seine Umgebung aussieht; sich in dieser Umgebung bewegt, als existiere sie nicht: er isoliert sich. Nun ist Sich-isolieren eine Kunst und auf die Dauer eine komische Angelegenheit. Die echte Isolierung, nicht wahr, bestünde darin, daß man nicht zu Dem geht, den man für geringer als sich selbst achtet. Aber da lockt nun der Vorteil der Francs, der ein Nachteil der Mark ist, doch das gesteht man nicht etwa ein, sondern drapiert es ungefähr so: Wir fahren nicht nach Deutschland, weil es billig ist, wir dienen einem nationalen Interesse, wir beschleunigen die Entwertung des deutschen Geldes. Kurz, wir nutzen bewußt aus, wir fahren zum Feind.

*

Ich war Zeuge, wie in einem schwäbischen Kurort ein französischer Junge einem deutschen, der nichts mit ihm zu tun gehabt hatte, nachrief: Sale boche. Der deutsche Junge verhaute ihn, der Vater des französischen tobte, nicht etwa über die Beschimpfung, sondern über die Prügel. Es war um die Zeit, als Poincaré die 500 Deutschen aus dem Elsaß jagte, eine eindeutig schmutzige Handlung. Niemand in der Pension ließ die Franzosen und Elsässer, die im Hause wohnten, diese Abscheulichkeit mit einem Wort entgelten. Kein Zweifel, auf wessen Seite die bessere Auffassung war, aber nachher, als die Fremden das Feld geräumt hatten, sprach man von allen diesen Dingen. Die Aussichten sind trübe. Den Haß der Franzosen vergessen die Menschen, insofern er Affekt und Not war; den systematischen, bewußten, erbarmungs-

losen vergessen sie nicht. Eine Buchung und Verrechnung beginnt, die vor dem Augenblick schaudern läßt, wo sie Abrechnung wird. Wenn man höflich ist, nennt man die Pazifisten Träumer; ich weiß nicht, ob wir verschlafen sind, wenn wir das, was ist, und das, was kommt, erkennen und es an dem, was sein sollte, messen. Keynes in Hamburg hat anerkannt, daß die Deutschen Fortschritte in der Schätzung der Welt gemacht haben, weil sie die Republik schließlich doch zu sichern verstanden, obwohl der Nationalismus Futter genug auf allen Weiden findet. Man kann nicht mehr sagen, daß wir an der Republik um der Augen der Franzosen willen festhalten ; treiben wir auch Pazifismus um seiner selbst willen, er ist die bessere Spekulation.

*

„. . . Draußen an der Front der germanischen Feste steht in todesmutigem Kampfe und Erdulden für seine heiligsten Güter das kleine Volk, das uns die Treue hielt und an uns glaubt . .“, las ich bei einem Blick in die Deutsche Allgemeine Zeitung und suchte daraufhin die Ueberschrift des Artikels, neugierig, dieses Volk kennen zu lernen. Die Ueberschrift lautete: Vlamland. Ach so, dachte ich, und so war es denn auch. Zugegeben, daß die Vlamen in legitimem Kampf stehen, und daß sie ein Bollwerk gegen den französischen Imperialismus sind, und daß sie sogar Sympathie für uns empfinden, woran ich aber bereits zweifle, so ist doch dieser Fanfarenstoß der zu Berlin im Krieg gegründeten Deutsch-Vlamischen Gesellschaft nur die Wiederholung des alten (ebenso sentimentalen wie täppischen Hinausschreiens, das noch immer Alles verdarb und in alle Zukunft Alles verderben wird. Man lasse die Vlamen ihren Kampf allein führen und drücke den Franzosen nicht förmlich das Recht in die Hand, diesen Kampf als deutsches Manöver zu brandmarken. Ich lese noch, daß der Vorsitzende jener Gesellschaft für ungefragte Einmischung der General v. Unger ist, und begnüge mich auch hier, Ach so ! zu sagen. Die Vlamen würden Hochverrat begehen, wenn sie mit einem deutschen General fraternisierten.

*

Wenn man wissen will, was eigentlich ein deutsches Hirn ist, bietet sich als klassischer Fall natürlich der bayrische Konflikt an, mit seiner Uneinigkeit, Verbissenheit, Engstirnigkeit, seinem vollständigen Mangel an Perspektive und an Sinn für die Not des Reiches. Aber man findet in der Tagespresse noch andre Stoffe für das bittere Lustspiel deutscher Verschwommenheit. Zum Beispiel die Verwandlung der Frage, ob die Symbole des Monarchismus aus den Universitäten zu entfernen seien, in einen Zeitungskrieg unter Akademikern. In der ganzen Welt würde man diese Frage auf folgenden „Gesichtspunkt“ beschränken: Die Bilder der Fürsten wurden seinerzeit aufgehängt, um daran zu erinnern , daß Deutschland eine Monarchie ist; seitdem es keine Monarchie mehr ist, haben die Bilder keinen Sinn mehr — basta, fort mit ihnen. Aber die deutschen Professoren schleppen die „Gesichtspunkte“ förmlich herbei, schon ist „das Ding an sich“ in diesem Streit aufgetaucht. Sie sind, wie sie waren, Wichtigtuer mit dem Angebot von Bildung und Erwägungen, ewige Menschen des Einerseits-Andrerseits. Niemals wird aus diesem Volk eine Nation werden, dazu sind sie zu abstrus, diffus, konfus.

*

In Württemberg loben jetzt die Nekrologe der Demokraten auf den Minister Liesching, daß dieser im Oktober 18, Zeus der Harmonie, jede Diskussion über die Absetzung des Kaisers ablehnte: es sei nicht der Augenblick dafür. Wann jemals hat ein deutscher Mann den Augenblick, eine Aenderung vorzunehmen, nicht für ungeeignet gehalten? Hier und nirgendwo anders steckt der

Schlüssel zum Verständnis im Schloß. Die antiaktive Neigung der Deutschen geht bis auf Goethe zurück, der den törichten Aphorismus verfaßte, daß „alles opponierende Wirken auf das Negative hinausgeht“. Vater Goethe hatte eine schlechte Auffassung von Entwicklung, die nicht, wie er meinte, von selbst kommt, sondern aus Stoß und Gegenstoß besteht. Goethe hin, Goethe her, ohne Opposition rutscht die Schlafmütze den Deutschen vollends über die Nase.

*

Ich mache immer wieder folgende Beobachtung: Nachts, wenn die Menschen heimkehren und angeregter Stimmung sind, verfallen sie plötzlich in den Paradeschritt der Militärzeit. Wie tief muß ihnen diese Erinnerung im 'Blut sitzen, und wie köstlich muß sie ihnen erscheinen. Italiener singen in gleicher Stimmung eine Romanze. Tief verräterisch ist es, worauf Einer verfällt, wenn er scherzend eine Entspannung sucht. Stampfend und gröhlend zieht so eine deutsche Gesellschaft nach Hause.

Liliput

Ben Akiba

Die harmlose Bosheit, die wir da vorn gegen Rabindranath Werfel abgedruckt haben, entstammt einem kleinen Buch: ‚Der Dichter’, das der Mauritius-Verlag in Berlin ausgegraben hat: der Text ist von Sylvius, das Buch ist im Jahre 1842 erschienen, und die reizenden Bilder sind von Daumier. (Im selben Verlag sind bereits zwei andre hübsche Daumier-Bändchen erschienen: ‚Die Portierfrau’ und ‚Robert-Macaire'.)

Es ist wirklich Alles schon dagewesen. Und so, wie die japanische Hofdichtung vor tausend Jahren, als die Germanen hier noch an ihre Schilde schlugen, Baudelaire-Typen hervorgebracht hat, so hat es offenbar in dem kultivierten Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts schon fast alle unsre Dichtertypen von heute gegeben. Die Herren sollen sich nicht so viel einbilden. Zur Masse gehört immer Einer mehr, als Jeder glaubt, und was sich hier als Individualität gibt, ist vielfach doch nur die nuancierte Abart eines gesellschaftlichen Produktes.

Da haben wir den „Olympier“ und den „sentimentalen Dichter“ und eben den „Menschheits-Dichter“ und den „Alltags-“, den „Reise-“, den „Hof-Dichter“ den katholischen, den aristokratischen und den Arbeiter-Dichter — alle Vögel sind schon da ! Die beigegebenen Proben stimmen natürlich nicht mehr ganz in der heutigen Zeit, für die sie nicht berechnet waren, und da man sie auch noch übersetzen mußte, so geben sie kein ganz analoges Bild. Aber Vieles sitzt doch noch wie nach Maß, und es ist immer wieder erstaunlich, daß das Tierreich Gottes nicht größer ist.

Und nur Eines hat mich sehr gekränkt. Mich gibt es eigentlich gar nicht mehr. Da steht:

Der Chanson-Dichter
(ausgestorbene Art)

Schade.

Peter Panter

Antworten

Buchhändler. Aus der Sitzung des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel: „Herr Albert Diederich (Dresden): Ich möchte mir die Bemerkung gestatten: Bei dem Namensaufruf ist der ‚Verband Freistaat Sachsen' aufgerufen worden. Einen Verband ‚Freistaat Sachsen' gibt es nicht; der Verband heißt ‚Königreich Sachsen'. (Bravo und Heiterkeit.)" Heiterkeit? Dem Mann war das blutiger Ernst. Feine Kollegen habt Ihr.

Wilhelm Herrmann. Sie schreiben mir: „Als Arbeiter kann ich eine Stelle des Artikels ‚Das Geld der Bauern' von Gentleman Farmer in Nummer 33 nicht unwidersprochen lassen. Sie lautet: „Heut konsumiert der Arbeiter Wein — und zwar reichlich — , verzehrt Braten und Wurst, raucht Zigarren das Stück zu 5 und 6 Mark." Muß ein Paradies sein diese Gegend. In Berlin geht es den Arbeitern doch nicht ganz so gut. Ich bekomme augenblicklich, auf das Jahr umgerechnet, etwa 95 000 Mark für meine Arbeit, bin verheiratet, jedoch ohne Kinder. Notgedrungen müssen wir etwas Wurst und Fleisch kaufen; denn trotz dem Stahlbad ist es auf die Dauer nicht möglich, mit Brot und Rettich seine Kräfte zu erhalten. Aber von ‚reichlich' und ‚Braten' kann in Arbeiterfamilien, Rentner-, Beamten- und Angestellten-Kreisen keine Rede mehr sein, leider. Daß viele Arbeiter sich über Gebühr den Genußmitteln Alkohol und Tabak zuwenden, stimmt leider, geschieht aber keineswegs aus Ueberfluß oder Wohlstand, sondern auf Kosten der andern Lebenshaltung, aus Stumpfsinn, Gleichgültigkeit für die Lebensfragen und dem Gefühl heraus: Wir gehen ja doch bald zu Grunde. Für Kultur- und Bildungszwecke, für die Bestrebungen der Daseins-Verbesserung haben diese Genossen gewöhnlich nichts übrig. Zum Teil sind solche verdammungswürdigen Entgleisungen noch Nachwehen der großen Zeit. Es ist bedauerlich, daß die angeführte Stelle des lehrreichen Artikels den Eindruck erweckt, als richte der Bauer seine Preise nach dem Einkommen der Arbeiter. In Wahrheit würde dieser mehr als das Doppelte brauchen, um die landwirtschaftlichen Erzeugnisse in denselben Mengen zu konsumieren wie vor dem Kriege." Ein ausführlichere Entgegnung wird der Artikel des Gentleman Farmer in der nächsten Nummer erfahren.

Zeitungsleser. Um „den Mitgliedern der Schriftleitung und den geschäftlichen Angestellten kündigen" zu können, „ist der Verlag an Herrn Hugo Stinnes herangetreten, der denn auch zur Erhaltung eines so wichtigen nationalen und kulturellen Faktors, wie die ‚Tägliche Rundschau' es ist, die Hand geboten hat". Hoffentlich faßt die Hand auch nach dem Spülklosettjournalisten A und allen den Rowdies, durch die das Organ der westlichen Zimmer-Straße seit 1914 ein ebenso wichtiger nationaler und kultureller Faktor geworden ist wie das Organ der östlichen Zimmer-Straße.

Münchner. Bei der Ermordung Gustav Landauers war auch ein Freiherr v. Gagern beteiligt. Er ist selbstverständlich nicht bestraft worden. Ob es derselbe Gagern ist, den ein Präsident des Reichsmilitärgerichts amnestiert hat (ohne etwa für sein Teil bestraft oder auch nur genannt zu werden): das kann ich Ihnen leider nicht sagen.

Historiker. Der Kriminalkommissar Hans v. Treskow hat ein Sammelsurium von Klatsch und Anekdoten aus den schlimmsten Schubladen Wilhelms des Zweiten veröffentlicht. Ueber das Buch eines Mannes, der auf Staatskosten überall hingeschickt wurde, wenn irgendein kleiner mitteldeutscher Dynast an Friseurgehilfen unvorsichtige Briefe geschrieben hatte, wird noch zu reden sein. Ein wirklich guter Witz aber ist der Waschzettel auf der Leibbinde: „Es ist naturgemäß, daß er in intimste Beziehungen zu den höchsten Kreisen kam und Einblicke in Vorgänge und Ereignisse gewann, die für gewöhnliche

Sterbliche mit dem Schleier des Geheimnisvollen verhüllt blieben. So ist anzunehmen, daß grade seine Aufzeichnungen, die unter anderm Kapitelüberschriften wie ‚Amtsantritt beim Polizeipräsidium', ‚Verschiedene Verbrechertypen', ‚Das Erpresserdezernat', ‚Die Homosexuellen', ‚Der Fall Krupp', ‚Der Kaiser und die Hofkamarilla', ‚Die Sen-Sationsprozesse', ‚Der internationale Mädchenhandel' tragen, außerordentlich wertvolle Ergänzung bieten werden zu den eignen Erinnerungen Kaiser Wilhelms des Zweiten."

Monarchist. Sie brauchen nicht zu besorgen, daß der Platz vor dem republikanischen Reichstag jemals anders als „Königsplatz" heißen wird. „Platz der Republik?" Lieber Herr, wo denken Sie hin ! Verfassungen kann man ändern. Straßennamen kann man nicht ändern.

Bücherkäufer. Das Börsenblatt für den deutschnationalen Buchhandel, das so ängstlich in der Aufnahme von Annoncen ist, veröffentlicht die folgende: „In den nächstern Tagen erscheint: ‚Nelly's Gouvernante', ‚Simili' von Erich Eilers. Zwei fünfaktige Lustspiele von durchschlagender Zugkraft. In Dresden im Albert-Theater in allen 10 Serien mit gesteigertem Beifall aufgeführt. In Berlin, Wien, Hamburg für den neuen Spielplan zur Einstudierung vorgesehen. Wenig Szenenwechsel, wenig Personal. Herzerquickender Humor in jeder Szene und Wandlung; eine Quelle köstlicher Lebensfreude. In allen Tageszeitungen werden Sie gelesen haben, daß der Schwerverbrecher Wilhelm Blume vom Schicksal ereilt worden ist und unter den Bühnennamen ‚Erich Eilers' die vorliegenden Lustspiele verfaßt hat. Eine Sensation von weittragendster Bedeutung und auch deshalb interessant für jeden Bücherfreund. Zweifellos ist der Dichter ein Problem für jeden denkenden Menschen." Das Börsenblatt schon lange nicht mehr.

Dr. Max Maschke. Ich habe in Nummer 30 mich mit dem Verbot eines Films befaßt. Sie haben in Nummer 35 vom einunddreißigsten August bestritten, daß ein Verbot erfolgt sei. Ich habe darauf aus dem ‚Geistigen Arbeiter' die Nachricht zitiert, daß die Entscheidung über das Schicksal des Films im September fallen werde, und Sie gefragt, auf welche Weise dieses Schicksal Ihnen jetzt schon bekannt geworden sei. Auf die einfachste Weise von der Welt, erwidern Sie mir: es handelt sich um den September 1921. Dann allerdings. Und nun nehmen Sie für die Film-Oberprüfstelle die Berechtigung in Anspruch, uns zu bevormunden. Im selben Atem sagen Sie freilich: „Ich bin an sich Gegner jeglicher Zensur, weil ich meine, daß der gesunde Sinn eines Volkes selbst schon die Auswüchse abstoßen wird." Aber nicht allein das: es gibt ja doch immer noch ein Strafgesetzbuch. Und auch wenn sich eine Filmzensur denken ließe, die uns bevormunden dürfte: der Anspruch ist verwirkt in dem Augenblick, wo Herr Brunner mitbestimmt, was uns rein und was uns unrein zu dünken hat.

Kuriositätensammler. Es ist ein Buch erschienen vom Fritz Peterseim: ‚Auch Kartoffelhacken ist Gottesdienst, auch das Umsetzen von Komposthaufen Seelsorge'. Verlag: Blumengärtnerei Peterseim, Erfurt. Gute Ernte !

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der Fall Stinnes von Rudolf Breitscheid

Hugo Stinnes war einer der schärfsten Gegner des Wiesbadener Sachlieferungsabkommens. Ob aus sachlicher Ueberzeugung oder aus Abneigung gegen Rathenau, mag dahingestellt bleiben: jedenfalls ließ er den Vertrag in seiner Presse bekämpfen, und persönlich ging er ihm im Auswärtigen Ausschuß des Reichstags mit den schärfsten Attacken zu Leibe. Wenn ich mich nicht sehr täusche, war es bei den Beratungen über diesen Gegenstand, daß aus seinem Munde das Wort fiel, die Herren Wirth und Rathenau hätten im Ausland und Inland jeden Kredit eingebüßt.

Die Zeiten wandeln sich. Hugo Stinnes hat mit dem Marquis de Lubersac auf Grund der durch die Abmachungen mit Bemelmans und Gillet ergänzten Wiesbadener Punktationen einen Lieferungsvertrag abgeschlossen. Ob der den allgemeinen Interessen entspricht, läßt sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten; daß er denen des Herrn Stinnes gerecht wird, ist nicht zu bezweifeln. Das Schriftstück beginnt mit einer Praeambel, die beinahe ebensogut in einem Friedensvertrag zwischen zwei Staaten stehen könnte, und der Inhalt verdient die Anwendung dieser feierlichen Formeln. Er gewährt dem deutschen Großunternehmer eine Art von Monopolstellung gegenüber dem Verband der französischen Wiederaufbaugenossenschaften; offenbar hat sich Herr Stinnes so gründlich auf den Boden der früher bekämpften Abkommen gestellt, daß dieser Boden für Konkurrenten keinen Platz mehr bietet. Eine ganz hübsche Idee: man macht eine Sache den Andern madig, ums die Möglichkeit zu erhalten, sie für sich allein auszunutzen.

Jedenfalls hat der gefeierte Industriekapitän die Verständigung mit Frankreich, von der jetzt so viel die Rede ist, zunächst einmal privatim praktiziert, und jetzt wird auch begreiflich, warum in den kritischen Tagen der Londoner und Pariser Konferenzen die Deutsche Allgemeine Zeitung bei allem Toben gegen die Politik Poincarés doch immer wieder Andeutungen über die Notwendigkeit und die Zweckmäßigkeit wirtschaftlicher Vereinbarungen mit dem westlichen Nachbar machte, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie sich dadurch selbst den Tadel der ihr sonst geistig so nahe stehenden Rheinisch-Westfälischen Zeitung zuzog.

So geht es eben bei der ausgehaltenen kapitalistischen Presse: der gute, brave Leser glaubt, es werde Politik gemacht, in Wirklichkeit handelt sichs um Geschäfte. Wenn Herr Stinnes sich für Rußland, das heißt: für die russische Hotelerie, für die russische Flußschiffahrt und für das russische Holz interessiert, dann entdeckt die Deutsche Allgemeine Zeitung, daß die früher verdammte Sowjet-Regierung doch auch ihre guten Seiten habe, daß sie mit Eifer und Geschick das Wirtschaftsleben ihres Landes aufbaue, und daß man sich auch mit ihr arrangieren könne. Wendet der hohe Herr, vielleicht da ihm der Osten doch nicht Das bietet, was er erwartet hatte, sein Antlitz gen Westen, weil

ihm der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Gewinn verspricht, und weil, nachdem der Schrott, den die Zerstörung des deutschen Kriegsmaterials geliefert hat, aufgebraucht ist, seine Hochöfen nach den Alteisenbeständen hungern, die der Krieg in Nordfrankreich zurückgelassen hat, dann wandelt sich der grimmige Franzosenhaß seiner Presse leise und langsam zu der Erkenntnis, daß eine gewisse Verständigung mit dem „Erbfeind“ doch auch im Bereich des Diskutierbaren liege.

Damit ist nun freilich noch nicht erklärt, warum die Deutsche Allgemeine Zeitung und ihr Filial- und Ersatzorgan: die Tägliche Rundschau das Kabinett Wirth in so wilder Weise angegriffen und angepöbelt haben. Erst war Mancher geneigt, anzunehmen, es tobe sich da nur Herr Lensch aus, der von seiner frühern gemeinsamen Arbeit mit seinem Freund Radek an einen recht frischen Ton gewöhnt ist. Herr Stinnes hat Herrn Lensch wohl in der Voraussetzung zum Chefredakteur gemacht, daß er mit seiner Hilfe die Sozialisten für die Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit, wie er sie auffaßt, gewinnen könne, und Lensch, der sehr genau weiß, daß in dieser Beziehung seine Bedeutung falsch eingeschätzt worden ist, wird gewiß geneigt sein, sich nun durch einen umso größern Eifer auf andern Gebieten das Wohlwollen seines Brotherrn zu erhalten. Aber in der Sache wird er doch immer den gegebenen Weisungen folgen, und sicherlich führt er die gegenwärtige Campagne nicht auf eigne Rechnung und Gefahr. Das läßt sich auch schon daraus entnehmen, daß einige der Wendungen, die die Artikel der D.A.Z. zieren, fast wörtlich mit denen übereinstimmen, die Stinnes im Parlamentatischen Ausschuß gegen Rathenau und Wirth gebrauchte. Die Redaktion hat sich zum Parlograph des Besitzers gemacht, und nun fragt sich nur noch, was dieser mit seinen Angriffen bezweckt.

Man sagt, Stinnes und die Industrie wollten den Eindruck nicht aufkommen lassen, als hätten sie durch den bekannten den Vertretern der Reparationskommission in Berlin gemachten Vorschlag einer Garantierung der Kohlenlieferungen durch Privatverträge mit der Industrie dem Kabinett Wirth beispringen wollen. Absicht sei gewesen, den Staat zu retten und nicht die gegenwärtige Regierung.

Diese Argumentation ist für die ganz Dummen berechnet. Denn erstens weiß alle Welt, daß die Stinnes-Leute nichts für das Kabinett Wirth tun; zweitens ist jener Vorschlag von einer Regierungsstelle ausgegangen, und man hat erst nachträglich die Meinung des Herrn Stinnes eingeholt; drittens hat dieser seine Zustimmung gegeben, nicht weil er an die Notlage des Staates dachte, sondern weil er seine Bereitwilligkeit, die ihm grade angesichts des Vertrags mit dem Marquis de Lubersac wenig kostete, für ein Mittel hielt, einige Hindernisse auf dem Weg zu einer Beseitigung des Achtstundentags wegzuräumen.

Der wirkliche Grund für das Mißvergnügen des Gewaltigen ist wohl anderswo zu suchen. Man erinnere sich, daß die Deutsche Allgemeine Zeitung eine Zeit lang ihre Artikel mit der Feststellung schloß, daß der Posten des Außenministers noch immer unbesetzt sei. Gelegentlich las man auch, daß für dieses

Amt ein Fachmann gefunden werden muß. Fachmann heißt aber bekanntlich ein Mann, der der Großindustrie nahesteht, und es ist kaum noch ein Geheimnis, daß dem Reichskanzler in den letzten Wochen eine ganze Reihe solcher für jeden freien Posten hochqualifizierter Persönlichkeiten präsentiert — und von ihm abgelehnt worden sind.

Daß Stinnes in diesem Moment so viel Wert auf den Außenminister legt, ist begreiflich. Er braucht eine Regierung, die nicht in seine Angelegenheiten hineinregiert und seine private Verständigungspolitik nicht nur nicht stört, sondern fordert. Seine Wünsche begegnen sich dabei mit denen der Deutschen Volkspartei, die sich neuerdings wieder mit besonderm Eifer den Weg zum Kabinett frei zu machen sucht. Daß sie einstweilen nicht befriedigt werden, und besonders in Anbetracht der sozialistischen Einigung nicht befriedigt werden können, gibt der Industrie und ihren politischen Parteigängern Veranlassung, die Unfähigkeit und Unmöglichkeit des derzeitigen Ministeriums in alle Winde zu schreien.

*

Politik und Geschäft: man muß immer wieder den Fäden nachgehen, die die beiden mit einander verbinden und den Phrasennebel zerstreuen, durch den der Oeffentlichkeit die Zusammenhänge verborgen werden. Man soll den Geschäftsleuten den Profit nachrechnen, den sie bei ihren Aktionen zur Rettung des Staates einheimsen — aber man soll auch objektiv genug sein, den sachlichen Wert ihrer Erfolge für die Politik zu würdigen. Selbst wenn Herr Stinnes Internationale Verträge schließt, die ihm persönlich ungeheure Vorteile sichern.

Das Abkommen mit Lubersac — vergessen wir das nicht — ist ein Schritt zur Anbahnung eines bessern Verhältnisses zu Frankreich. Wir müssen auf dem Wege über eine wirtschaftliche Verständigung zur politischen gelangen. Daß die wirtschaftliche Annäherung drüben gewünscht wird, habe ich in vielen Unterredungen, die ich vor kurzem in Frankreich mit Politikern und Industriellen der verschiedensten Schattierungen hatte, erfahren. Man suchte nach Anknüpfungsmöglichkeiten. Daß man sie bei Stinnes fand, muß von all Denen bedauert werden, die eine Verstärkung der Machtstellung des Privatkapitals für gefährlich halten. Aber wir kommen nicht um die Zweifel herum, ob die Regierung und ihre Pariser Botschaft den genügenden Eifer entwickelt haben, um die in Frankreich vorhandenen Stimmungen auszunutzen und sich so den Einfluß auf die Geschäfte zu sichern, der im Interesse der Allgemeinheit erforderlich wäre.

Das Versäumte wird sich schwer wieder einholen lassen, aber die ganze Aufmerksamkeit muß jetzt doch darauf gerichtet werden, daß die Verständigung nicht nur in den geschäftlichen Vorteilen der Unternehmer hüben und drüben ihren Ausdruck findet. Und nicht nur die Regierung muß hier aktiv werden, sondern mindestens in demselben Grade die organisierte Arbeiterschaft. Sie will den Frieden. Aber sie kann niemals zugeben, daß er ohne ihre Mitwirkung oder gar auf ihrem Rücken geschlossen wird.

Bayern von Otto Flake

Man sah einen echten Anton von Werner auferstehn: Hindenburg beim Hochschulring deutscher Art. Es war ein Klein- Versailles, Standarten, Stulpenstiefel, Pickelhauben, die ganze Herrlichkeit, gruppiert um den Fuhrmannsbart des Feldmarschalls. Und die Gebrüder Ullstein sorgten dafür, daß durch ihre Illustrierte die Widerwärtigkeit unter die Leute kam. Die Herren sind Demokraten, nicht wahr? Daher glaubten sie sich verpflichtet, Propaganda für Diejenigen zu machen, die der Republik ins Gesicht spucken. Das Geschäft würde nicht darunter gelitten haben, wenn sie die Pogromisten ignoriert hätten. Es gibt sogar in der Presse Dinge, die der Anstand verbietet.

*

Quousque tandem — wie lange noch, o Hindenburg, werden Sie uns zu Zeugen Ihrer Senilität machen? Früher waren Sie, immerhin, ein tüchtiger Mann, grade keine Intelligent, aber ein Charakter. Merkwürdig, wie das Reisen, Reden, Photographiertwerden dem alten Regime im Blut liegt. Nun bricht das also auch bei Ihnen durch, und doch sind Sie ein alter, recht gebrechlich aussehender Herr, für den es viel heilsamer wäre, wenn er sich die letzte Lebensviertelstunde auf die Schlummerrolle legte.

*

Hier in München brauchen wir Wahrheit, hundertprozentige Wahrheit — sagte auf dem Katholikentag der Erzbischof. Selbst das Bier ist an der Isar nur zwölfprozentig, und sie vertragen es nicht; wie würde erst die hundertprozentige Wahrheit wirken? Sie würden Augen machen, Herr Erzbischof, wenn Einer die hundertprozentige Wahrheit über Bayern sagte. Dort ist hundertprozentig nur die Beschränktheit, der Egoismus und die Jesuiterei.

*

Göttliches Recht bricht menschliches Recht, sagte in derselben Rede derselbe Erzbischof und verstand unter göttlichem Recht die Auflehnung der bayrischen Parteien gegen die Gesetze zum Schutz der Republik {„tosender Beifall“). Deutschland wird nie Einheit werden, nicht einmal die Einheitsschule wird sich durchsetzen. Aus dem Katholikentag stieg die grollende Drohung auf: Rührt nicht an unsre klerikalen Rechte ! Wenn die beiden sozialistischen Parteien einen Funken Vernunft haben, vereinigen sie sich in Augsburg.

*

Ich wette meine Seligkeit (an die ich nicht glaube), daß Bayern bereit zum Abfall war und ihn vollzogen hätte, wenn die Mark in die Regionen um 5000 gestürzt wäre. Man hätte gegen Ueberlassung der Pfalz an Frankreich Befreiung von den Kriegsschulden erlangt, eine neue Währung eingeführt, sich als Agrar- und Forstland gesund gemacht und mit Oesterreich einen klerikalen Staat gebildet, selbstverständlich mit einem Monarchen an der Spitze. Entrüstete Dementis aus München sind überflüssig — wer glaubt sie? Es braut da in Bayern ein ganz schlimmer pfaffischer Geist sein Gift zusammen. Sie sind noch immer zum Abfall bereit, und wehe uns, wenn die Zunahme des Elends den natürlichen Egoismus begünstigt ! Laßt sie erst durch Ausbau der Wasserkräfte unabhängig von der norddeutschen Kohle werden.

Die Reichsregierung vertuscht den Konflikt mit Bayern. Man
kann es verstehn und für Taktik halten, ich meinerseits bin andrer
Meinung. De jure und de facto ist der Primat des Reiches sabotiert.
Fortan machen sie da unten, was ihnen gefällt, Heugabel und Weih-
wedel stehn hinter ihnen. In Neuburg an der Donau erschien der
Kronprinz Rupprecht zu einer jener Regimentsfeiern; die Reichswehr
stellte ihm Schildhäuschen vor die Wohnung, obwohl er ihr nicht an-
gehört; es gab eine Parade, einen Fackelzug, wilhelminische Fahnen,
Treuegelöbnisse, Ansprachen — glatte Revolte gegen die Verordnungen
der Republik. Bald danach verbot Herr Geßler, weil er in Berlin nicht
anders konnte, der bayrischen Reichswehr die Teilnahme an den Hin-
denburg-Feiern — mit welchem Erfolg, haben uns die Ullsteins gezeigt.
Was tat das Reich? Nichts, es hat abgedankt. Ich weiß nicht mehr,
ob Hohn, also Ansporn, noch am Platz ist. Das 1871 gezimmerte
Schiff ist unheimlich morsch geworden. Ich weiß auch nicht mehr,
ob es uns gelingen wird, die Kriegssuppe, die wir uns eingebrockt
haben, auszulöffeln. Apokalyptische Stimmungen kommen wieder: daß
Alles, der deutsche Handel, die deutsche Industrie, der deutsche Staat,
untergeht. Man weiß es nicht, man wird es sehn. Ich weiß nur:
die Ratten, die das sinkende Schiff zuerst verlassen, werden die Bayern
sein.
*

Sie tunken dort die Feder in Jauche, und der Stiel ist ein Dresch-
flegel. Ihre Ironie ist danach. Zum Beispiel: „Mit der ganzen Welt
sind wir heute verbrüdert und zwar so sehr, daß in den besetzten
Gebieten jede deutsche Frau glücklich ist, einem Mulatten das Leben
schenken zu können". (‚Heimatland', ehemals Organ der Einwohner-
wehr.) Sie scheren sich den Teufel darum, was man im Reich über
sie denkt, aber immerhin wollen wir aussprechen, was wir denken:
Daß es unvergeßlich sein soll, wie Bayern sich anno 1922 aufge-
führt hat; daß sie für uns der geistig unbegabteste, primitivste und
grobschlächtigste deutsche Stamm sind; daß es uns anwidert, nach
München zu fahren. Eine Galerie von Zeitgenossen ist das: der Herr
von Kahr; der Herr vom Pöhner; der Chef der Münchner Neusten;
seine Kollegen von der München-Augsburger Abendzeitung, vom
Bayrischen Courier und Miesbacher Anzeiger; der Doktor Heim; der
neue pfiffig blinzelnde Stern, der Erzbischof Faulhaber; der Herr
Escherich oder von Escherich, ich weiß es nicht; die Süddeutschen
Monatshefte; der Führer der Demokratischen Partei, Gott steh mir bei,
die ganze Polizei. Und die Wahlbayern Traub und Ludendorff. Und
die Studenten, die sich als vaterländische Bauern verkleiden, wenn es
gilt, die kochende Volksseele zur Verfügung zu haben. Das Alles
schwört, daß dem armen Juden Mühsam nichts von seinen fünfzehn
Jahren erlassen wird, selbst wenn sie in Berlin den Mut hätten, die
Gefangenen aus der Rätezeit in die Amnestie einzubeziehen.
*

Ein Psychoanalytiker müßte einmal die Geschichte der geistigen
Erregungen Münchens schreiben. Es gab ihrer drei in den letzten
Menschenaltern: die Wut, daß eine Tänzerin, die Montez, den König
ein paar Goldstücke kostete; die Wut, daß ein Komponist, Wagner,
aus bayrischem Geld ein Jahresgehalt beziehen sollte; die Wut, daß
ein paar Kommunisten die Ruhe der Bürger störten. Etwas Andres,

Ideens, leidenschaftliche Dinge, haben dort die Menschen nicht in Bewegung gesetzt.
*

Ausgerechnet diese Zimbern muß man nun wie ein rohes Ei behandeln. Sie sind das Rührmichnichtan geworden. Es war falsch, es zu dulden. Man hätte bayrische Gerichte vor die Wahl stellen sollen, ob sie die Verordnung des Reichspräsidenten nicht anerkannten, man hätte den Streit unter sie tragen sollen. Es wird sich rächen, daß man es nicht getan hat.

Emil Ludwigs Goethe von Fritz Schwiefert

Jede biographische Darstellung großen Stils ist auf die Gestalt des „Helden“ gerichtet. Denn der Held allein ist es, dessen Deutung beglückend ist. Jeder Andre scheidet für die Geistesgeschichte aus. Und jeder Biograph von großem Format wird sehen und wieder vergessen — bis ihm aus der Fülle innerer Gesichte, langsam wachsend wie ein Baum, sich die Gebärde hebt, in der der Held sich lesen läßt wie eine klare Inschrift. Denn die „Gestalt“ des Helden ist es, die er auf den Sockel der Zeit zu heben hat: das Einfache, Unwandelbare und letzte Kernhafte seines Wesens, das sich analytisch nicht erfassen, anekdotisch nicht erschöpfen, durch eine Vollständigkeit im Einzelnen nicht zusammentragen, sondern — wie in mantischer Vision — nur aus dem Schauen formen läßt. So hat Homer Achill, Sophokles den Oedipus, Plato den Sokrates geformt.

Was den Griechen Achill, Oedipus und Sokrates ist, das ist uns Goethe. Haben wir seine „Gestalt“? Wir haben Schilderungen, Analysen, ein ungeheures biographisches Material. Wir haben gemalte und geschriebene Bilder. Eine Gestalt Goethes im Sinne des Sokrates haben wir nicht. Jede ist unzureichend, hat zu wenig und zu viel. Zu wenig Abgründiges, Katastrophales, Heldisch-Tätiges. Zu viel Verdecktes, flach Idealisiertes, Verschobenes und Ausgeglichenes. Die Wissenschaft hat die Ereignisse dieses Lebens mit einer erstaunlichen Vollständigkeit registriert; sie hat es im höchsten Falle versucht, den Goetheschen Logos in Begriffe zu fangen. Die Gestalt dieses Menschen zu ersinnen, konnte nur ein Künstler wagen.

Emil Ludwig hat es gewagt, und sein Buch (‚Goethe, Geschichte eines Menschen’, Drei Bände, bei J. G. Cotta) ist mit vollendeter Anmut geschrieben: lebendig und reizvoll wie ein Tischgespräch, voll Erregung, Leidenschaft, Tempo, mit einem Reichtum an Hintergründen, Ausblicken, Intuitionen — mehr gesponnen als geschrieben. Ja, man kann sagen: Ludwig hat diesem Goethe ins Auge geblickt, als hätte noch Niemand vor ihm einen Blick in dieses Auge versucht. Und so sieht er ihn erstaunlich unbefangen, unbelastet von erdrückenden Konventionen: weder einen jungen Apoll noch einen alten Olympier, sondern ein ungeheures Wachstum. Sieht die zwölf Taten des Herakles und besingt sie in zwölf rauschenden Gesängen. Variationen über dies Thema: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen . . . Allein im

Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentlich Behagen hatte. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte.“

Dieser Goethe war Manchem nicht unbekannt. Dargestellt war er so noch nicht. Das geschieht hier, und es geschieht unter dem Bilde zweier Gottheiten. Genius ist es, der gegen Dämon streitet. Dämon: dunkel drängend, schweifend, störend und verneinend, die Seele Abgründen zutreibend, jeder Begrenzung feindlich, wie wehendes Sturmgewölk — und Genius: ruhig maßvoll, schaffend und bejahend, das Viergespann der Seele heiter leitend, Ziel im klaren Auge, unwandelbar wie ein Stern. Schon der Leipziger Goethe, der sich in Käthchen Schönkopf verliebt — und wie verliebt ! — sie erringt, abstößt, einem Andern freigibt, von neuem rasend entfacht wird, gegen sich selber wütet, zusammenbricht und schließlich — so wird er von nun an immer die Krise einleiten oder abschließen — sich durch Flucht ehtzieht: dieser Goethe erfährt mit elementarer Heftigkeit diesen Widerstreit dämonischer und genialer Kräfte seines Wesens. Dämon macht ihn gesetzlos, wühlt ihn auf, entfacht die Flamme. Genius bewahrt ihn vor Selbstvernichtung, ist der Formende des Lebens, wie er der Formende des Werkes, der Spiegelung dieses Lebens, ist. Und ganz analog gestalten sich die spätern Krisen; nur entfaltet sich dieses Leben immer blühender, breiter, wurzelhafter, und jede Erschütterung ruft einen neuen Frühling der seelischen Landschaft herauf.

So werden die großen Ereignisse dieses Lebens als ebenso viele Katastrophen gedeutet, in denen die polaren Kräfte sich gewitterhaft ausgleichen, um sich sogleich wieder mit neuen Spannungen zu sättigen. Dazwischen aber breitet sich die unbegrenzte Ebene einer Tätigkeit, wie sie in der Geschichte des menschlichen Lebens nur ganz vereinzelt beobachtet werden kann. Einer Tätigkeit nach allen Richtungen, dem Geheimnis jeder lebendigen Form geduldig und beharrlich auf der Spur. Und so wird dieses Dasein, ohne strenges chronologisches Fortschreiten im Einzelnen, in Bezirke ausgesondert, darin die wesentlichen Momente der jeweiligen Epoche als große Flächen bei einander liegen — keine bunt und üppig, jede herb, nordisch klar und kühl und schwer fruchtbar.

Ich sehe in diesen Deutungen die schönste Stärke des Buches, wenn sie auch zugleich seine Schwächen sind. Denn dies Buch ist spürend, tief, inspiriert in allem, was erotische Katastrophe ist. Oder vielmehr: es sieht im Grunde nur „Katastrophen des Eros“. Daher wird Italien in seiner ganzen Bedeutung schwach sichtbar, daher Schiller, Herder und mancher Andre von geringerm Wuchs und — was am schwersten wiegt — das Werk. Fast ist diese „Geschichte eines Menschen“ die Epopoe eines Helden, der gelegentlich auch eine Iphigenie, einen Meister, einen Tasso schreibt, wie er einen Brief an Knebel oder ein Billett an Lotte schickt. Freilich: das wollte Ludwig. Er sagt es im Vorwort: „Jeder Ausdruck des Goetheschen Lebens wird zum Material: Briefe, Gespräche, Tagebücher, Bildnisse sind

dieser Darstellung von gleichem Werte wie Goethes sämtliche Werke.“ Und begründet sich einige Abschnitte vorher mit dem Satze: „Immer also bleibt Goethes Werk nicht der Zweck, um dessentwillen dies Leben gelebt wurde, sondern eines der Mittel, das es damals erhielt.“

Nicht der Zweck, aber auch nicht das Mittel, sondern sein Ausdruck außerhalb der zeitlichen Bindung, sein tiefstes Symbol, seine größte Selbstbegegnung, seine Verewigung ! Ludwig schreibt mit einem fast fraulichen Spürsinn die Geschichte Goethes von Käthchen bis Ulrike und darüber hinaus. Die Geschichte Goethes vom ‚Urgötz’ bis zum zweiten Teil des ‚Faust’, die Verflechtung dieser größten Selbstdeutung, die ein Mensch gegeben hat, mit den Daten der Empirie bleibt er schuldig oder vielmehr: er verzichtet bewußt darauf. Mir scheint aber: erst dann kann ein voller biographischer Kreis geschlagen werden, wenn die innere Biographie aus den Ereignissen Götz, Werther, Iphigenie, Tasso, Meister, Farbenlehre, Diwan, Faust, das heißt: aus den verschiedenen schöpferischen Epochen, von denen jede ein andres Gesicht hat, gestaltet wird und, auf die äußere bezogen, mit ihr in eine höhere und höchste Einheit eingeht.

Dabei würde sich zeigen, daß auch Genius und Dämon noch nicht die letzten Gottheiten in diesem Heldentum sind, die als nicht weiter zu deutende Kräfte symbolisiert werden dürften. Auch in Hölderlin und Kleist haben Genius und Dämon gerungen. Bei Goethe steht eine letzte namenlose Gottheit dahinter, die auch ihnen noch gebietet. Das ist es, was ich unter seiner Gestalt verstehe oder unter der Gebärde: das Gesetz, wonach Dämon sich mit Genius ausgleichen muß, der geheime Spruch, wonach sich dieses Leben trotz allen Erschütterungen mit der unbeirrten Stetigkeit einer Pflanze oder eines Planeten entwickelt. Man kann sich mit der bloßen Tatsache nicht begnügen, daß Goethe — ungleich jedem Andern — die Natur überlistet und eine zweite, dritte und vierte Jugend hat, daß er sich stets erneuert und wie ein Phönix aus der eignen Asche steigt. Sache des Künstlers, der seinen Kontur zeichnen will, wäre es, das Geheimnis zu deuten, der Gesetzlichkeit der Erscheinung — in einem überlogischen Sinne — Ausdruck zu finden, ihre Spiegelung im Werk zu suchen und so einer tiefsten und letzten Weisheit nachzuspüren. Hier hätte der Meißel anzusetzen. Von diesem Punkt aus wächst die Gestalt nach allen Seiten.

Das Menschliche in diesem Menschen wird mit einem wahrhaft begnadeten Blick enthüllt; vor dem Göttlichen erblindet das Schauen. Man könnte sagen: Goethe wird zu uns herabgeschenkt, daß wir ihn näher lieben können. Fast wird er einer von den Uebrigen, den Zelters, Meyers, Herders, Jacobis — nur unendlich größern Formats. Aber er war nicht dem Format nach verschieden. Alle Andern stehen in der Epoche: Goethe nicht.

Es ist heilsam, alte Tafeln zu zertrümmern, und die Tafeln des apollinischen und des olympischen Goethe waren alt und eine Lüge. Darum ist es eine Tat — in einer Darstellung, die ohne Voraussetzungen geschrieben ist und sich an Alle wendet — eine neue Tafel Goethes aufzustellen mit den Zügen des

Herakles. Ja, dieser Tat gebührt ein außerordentlicher Dank. Aber diese Züge sind noch nicht die „eigentlichen“, und es wird eine Zeit kommen, wo man die Anstrengungen des Halbgottes wieder vergessen muß, und wo es nicht gut ist, allzuviel von Christiane zu wissen, von Corona und Lili und von den Einzelheiten der weimarer Fron-Jahre. Die Geschichte eines großen Menschen kann nur aus dem Spontanen seiner Seele gespeist werden, das innere Ereignisse schafft, geeignet, mit den äußern Begebenheiten in einem ähnlichen Rhythmus laufen zu können, aber nicht zu müssen. (Man denke an Kleist !) Sie steigen selten bis zur Oberfläche des Bewußtseins, sie symbolisieren sich aber unvermeidlich im Werk: als seine formgebenden, färbenden, bewegenden Kräfte. In Ludwigs Buch — das Keiner anders als mit höchstem Entzücken lesen wird — steigt die Gestalt vom Sockel und tritt liebend und spendend ins Volk. Es ist aber ein Gott. Und darum wird die Sehnsucht immer glühender werden, daß sie sich wieder erhöhe. Das soll keinen neuen Apoll und keinen Olympier bedeuten. Es soll bedeuten: Abstand nach der Nähe, Aufblick nach der Betastung und nach der Fülle des „Tatsächlichen“, nach dem Aufzeigen des „Wahren“: reinen Ausdruck des Schicksals in Gestus und Miene.

Zu diesem Krieg von Goethe

Lord Bristol kam durch Jena, wünschte meine Bekanntschaft zu machen und veranlaßte mich, ihn eines Abends zu besuchen. Er gefiel sich darin, gelegentlich grob zu sein; wenn man ihm aber ebenso grob entgegentrat, so war er ganz traktabel. Er wollte mir im Laufe unsres Gespräches eine Predigt über den ‚Werther’ halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. „Der Werther“, sagte er, „ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch !“ Halt ! rief ich. Wenn Ihr so über den armen ‚Werther’ redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Feldzug hunderttausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzigtausend sich töten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Greueln und singet ein Tedeum darauf ! Und ferner, wenn Ihr durch eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen eurer Gemeinden ängstigt, sodaß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen ! Oder wenn Ihr durch manche eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüter eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, sodaß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod ! Was sagt Ihr da zu euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr euch da? Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres tun konnten, als den schwachen Rest ihres bißchen Lichts vollends auszublasen ! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffentat zum Verbrechen machen, während Ihr Andern, Ihr Priester und Fürsten, euch so Großes und Starkes erlaubt !

Die schwarze Fahne von Klabund

Wir wollen aus allen Fenstern schwarze Fahnen hissen,
Wer darf noch von einer Hoffnung wissen?
Uns will keine Sonne, kein Mond mehr bescheinen.
An den Straßenecken stehen Hunde, die p . . . .,
Und Menschen, die weinen.

Und ein Hund springt auf einen andern Hund
Und Mann auf Mann — wie gleichgültig ist das Alles:
Gut und böse, Nord und Süd.
Nur daß uns Erlösung für eine Sekunde blüht
aus den ewigen Dalles,
dem ewigen Nichts,
dem ewigen Ohne-Grund,
dem Dunkel des Lichts.

Wen erpichts,
hinter den Vorhang zu schauen,
Wo die fahrigen Mimen sich abschminken,
alte Mädchen mit verrosteten Haarnadeln ihre Kahlköpfe krauen,
der Bariton und die Souffleuse sich in die Arme sinken?
Wo es die Naive dem Helden zärtlich mit dem Munde macht?
Gute Nacht.

Das Geld der Bauern? von Hugo Landauer

In Nummer 33 der ‚Weltbühne' macht ein Gentleman Farmer einige richtige, aber noch mehr unrichtige Angaben über das Geld der Bauern, über ihre Arbeit und ihre Einnahmen. Er beziffert Reinerträge aus Kartoffeln, Obst, Wein. Ein einziger Morgen Kartoffeln brachte 13 000 Mark Reinertrag, wovon die Arbeitsstunden mit je 40 Mark bereits abgesetzt sind; ein einziger Baum brachte 3300 Mark bei 1100 Mark Tagelohn. Man sollte kaum glauben, daß der pflastermüde Berliner, der seit zwei Jahren unter den Bauern wohnt und mit ihnen arbeitet, zu seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen nicht auch die Fähigkeit erworben hat, eine landwirtschaftliche Ertragsrechnung aufzustellen. Er müßte wissen, daß der Bauer für seine Arbeit nicht täglich entlohnt wird, sondern daß er beinah ein volles Jahr arbeitet ohne Lohn oder mit ganz geringem Lohn, daß er nur ein Mal im Jahre erntet, und daß er tausende auch von indirekten Arbeitsstunden für diese einmalige Ernte leistet. Die Arbeitsstunden, die direkten wie die indirekten, müssen bei der Berechnung der Produktionskosten vor allem berücksichtigt werden. Der Bauer arbeitet im Sommer 16—18, im Winter 13 — 14, insgesamt etwa 5000 Stunden im Jahr, von denen auf direkte Arbeit ungefähr 1500 Stunden entfallen. Direkte Arbeit ist: das Feld bestellen, das Feld instandhalten, Geräte instandsetzen, drainieren, Gräben in Ordnung halten und neue aufmachen, Düngerstätten in Ordnung halten und das sind nur ein paar Beispiele.
Bei dem Bauern greift eine Arbeit in die andre, sodaß eine genaue Berechnung der Kosten irgendeines einzelnen Produkts sich überhaupt nicht aufstellen läßt. Der Bauer kann nicht kalkulieren wie die Industrie: Rohmaterial plus Arbeitslöhne plus Unkosten plus Gewinn —

seine Produktion hängt von hundert Faktoren ab, die im voraus gar nicht in Rechnung zu stellen sind, weil er über sie nicht Herr ist. So kann er eigentlich erst nach der Ernte kalkulieren. Aber auch die Kalkulation nach der Ernte widerstrebt der Generalisierung — jede Wirtschaft hat ihre eignen Gesetze.

Nach der Methode des Gentleman Farmer, deren sich die Laien bedienen, müßte ein Bauer, der mit seiner Familie durchschnittlich 15 — 20 000 Arbeitsstunden liestet, wovon er vielleicht die Hälfte zur Erzeugung der Produkte für das eigne Leben verwendet, jährlich 225 — 300 000 Mark verdienen; während seine Reineinnahme aus einer Fläche von 10 Hektar nicht einmal 30 000 Mark beträgt.

Prüfen wir im Besondern die Kartoffelertragsrechnung. Der Gentleman Farmer setzt für das Jahr 1921 einen Zentnerpreis von 300 Mark ein. Ich wohne gleich ihm im Südwesten der Republik und habe, wie andre Landwirte auch, meinen Zentner Kartoffeln mit 50—60 Mark verkauft; dies war etwa der Erzeugerpreis. Erst im Frühjahr 1922 stiegen sie auf 120 — 150 Mark. Unter Zugrundelegung dieses richtigen Preises hätte der Mann Geld zugesetzt, nicht aber 13 000 Mark Reinertrag gehabt. Ebenso naiv ist die Berechnung der Obstertrages von einem Baum. 3300 Mark bei 1100 Mark Tagelohn: das ist eine schülerhafte Rechnung. Der Ertrag ist zu den gesamten Jahreseinnahmen hinzuzurechnen, verteilt sich also nicht auf einen Tag oder mehrere Tage, sondern auf 365 Tage; denn der Bauer, ich wiederhole es, muß 365 Tage lang von der einmaligen Ernte leben.

Was nun den Reichtum der Bauern anlangt, so ist eines unzweifelhaft: Wenn sie eine Kuh für 20 000 Mark verkauft haben, so wissen sie, daß sie für diese 20 000 Mark heute vielleicht noch eine andre Kuh, morgen aber nur noch eine Ziege kaufen können, ebenso wie sie wissen, daß der Preis einer Mähmaschine von heute auf morgen um 100 % steigen kann; sie kaufen also für ihre Einnahmen notwendige Geräte, Vieh, Kunstdünger, sie lassen auch Haus, Stall, Scheune instandsetzen, soweit es geht — und nur die allerdümmsten legen Geld auf die Seite.

Wir haben vier Kategorien von Landwirtschaften hier in Baden; und was für Baden zutrifft, gilt auch für das übrige Süddeutschland und wohl überhaupt für bäuerliche Distrikte:

Der Kleinbesitz — bis zu 2 Hektar — bildet 60 %,
der Söldnerbesitz — 2-10 Hektar — 36 %,
der Bauernbesitz — 10-20 Hektar — 3 %,
der Hofbesitz — über 20 Hektar — 1 % der gesamten Landwirtschaft.

Die Kleinbesitzer sind Leute, die entweder Ziegen oder eine Kuh, schließlich ausnahmsweise auch zwei Kühe halten und nur unter allergrößten persönlichen Entbehrungen und durch Nebenarbeiten als Tagelöhner oder Fabrikarbeiter ihr Leben fristen können. Sie sind zum Teil noch verschuldet wie früher, haben also keinen Kapitalbesitz und erzeugen nicht so viel, wie sie zum eignen Leben gebrauchen.

Die Söldner konnten ihre Arbeitsmittel zum großen Teil verbessern und, wenn sie mit eignen Leuten arbeiteten, ihre Hypotheken abtragen. Sie befinden sich in geordneten Verhältnissen. Ihr Barbesitz ist bei 2—5 Hektar beinah Null, bei 5—10 Hektar 10-30 000 Mark, das sind 100--300 Goldmark.

Die Bauern verbessern alle ihre Arbeitsmittel, renovieren ihre Baulichkeiten, schaffen Kunstdünger an und besitzen darüber hinaus auch noch einiges Kapital.

Die Hofbesitzer müssen meist fremde Leute haben. Sie haben also wesentlich größere Ausgaben als der Bauer, der meist mit eignen Leuten arbeitet, sind aber sonst ungefähr in seiner Lage.

Alles in allem ist der Bauer heut immerhin in einer weit bessern Lage als vor dem Kriege. Während er früher auch einen großen Hof gewöhnlich zu 60 — 80 % mit Hypotheken überlastet und dadurch schwere Sorgen hatte, ist er heute frei und unabhängig und verfügt über ein gewisses Betriebskapital, das freilich im Durchschnitt doch noch nicht so groß ist, wie zur rationellen Bewirtschaftung eigentlich nötig wäre. Aber brauchen wir nicht dringend einen gesunden, leistungsfähigen Bauernstand, der in der Lage ist, die Produktion wesentlich zu steigern? So sollten wir nicht in kleinlichem Neid diesem wichtigsten Faktor in unserm Wirtschaftsleben die notwendige Verbesserung seiner Lage mißgönnen. Das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, dann hats die ganze Welt” gilt heute mehr denn je. Giuge es unsrer Landwirtschaft schlecht, hätte sie kein Betriebskapital, so würden bei dem kommenden Stillstand der Industrie fürchterliche Zustände eintreten. Das Interesse der Landwirtschaft ist das Interesse der Allgemeinheit. Was tut not? Der Verbrauch an Kunstdünger hat die Friedensquantitäten von 1913/14 bereits überschritten. Würden wir all unsern Kunstdünger in unsrer eignen Landwirtschaft verwenden und nicht einen Zentner ausführen, so könnten wir selbst nahezu so viel produzieren, wie wir für unsern eignen Bedarf brauchen. Dazu müßte eine bessere Organisation uns verhelfen !

Salzburger Großes Welttheater von Alfred von Polgar

I Die Dichtung

Von Calderons geistlichem Schauspiel hat Hofmannsthal nichts übernommen als den Rahmen und die, typisierenden, Figuren. Auf Geheiß des „Meisters“ schlägt „die Welt“ eine Bühne auf, teilt „unverkörperten Seelen“ Rollen zu, und die also Bedachten erledigen nun, so gut sie's vermögen, ihren Part. Es ist die menschliche Komödie, die Gott sich vorspielen läßt, und es geht für die Akteure darum, seinen Beifall zu gewinnen. Daß solche Komödie unmittelbar das Herz des Zuschauers streife, muß der Glaube an den absoluten Allherrscher und seine Dynastie (zu deren Dienst wir sind, und von deren Gnade zeitliches und überzeitliches Sein abhängt) lebendig sein. Die Kirche war also der richtige, der einzig richtige Schauplatz für derlei Spiel. Nicht um der geistlichen Stimmung willen, die den sakralen Ort durchschwebt, nicht weil es sich an der Resonanz der Kirchenluft gut schmarotzen läßt, sondern weil in der Kirche selbstverständlich Keiner saß, der nicht jene Vorbedingung erfüllte. Theater in der Kirche hieß: Theater für Gläubige. Der Strahl fiel auf präparierte Seelen, auf Seelen, die mit der lichtempfindlichen Schicht überzogen waren.

Ob der moderne geistliche Dichter aus denselben Gründen für die Kirche als Schauplatz optiert hat, weiß ich nicht.

Jedenfalls nimmt er die Benefizien einer auf dem Glauben fußenden — also um ihre Standfestigkeit nicht weiter sorgen müssenden — Dichtung voll in Anspruch. Und ebenso das Benefizium einer tiefen, heiligen Einfalt, die mit Allegorien, Bildern und Sinnbildern spielen kann wie sie will, ohne daß man ihr auf die frommen Finger sehen dürfte. Handelt es sich doch um ein Theater im Ueberdimensionierten, das der Geometrie gemeiner Vernunft nicht hörig ist.

Also Hofmannsthals „Welt“ erfährt den göttlichen Auftrag, ein Schauspiel zu rüsten. „Sturz’ ich Berg über Meer, Meer über Berg“, fragt sie, „reiß’ ich die ewigen Ströme aus ihrem Bett?“ Nein, um das geht es dem Meister nicht. Er will ein Spiel „von dem Menschen, deinem Gast“. Als die Welt einen unbotmäßigen Einwand wagt, fährt sie der englische Sprecher drohend an: „Hat der Herr dich nicht einmal schon ersäuft?“ Wir, die Gläubigen, in der Kirche, unserm Gotteshaus, versammelt, verstehen zerknirscht den Wink mit der Sintflut. Daß er „der Welt” imponiert, verstehen wir nicht. Sie hat sich doch eben mit Freuden erbötig gemacht, Berg über Meer und Meer über Berg zu stürzen, eine Sintflut liegt durchaus in ihrem Wirkungskreis, und was jene vernichten könnte, wäre doch nicht sie, die Welt, sondern nur deren „Gäste”, das Lebendige. Ich erwähne das nicht, um der hohen Phantasie Hofmannsthals mit kurzatmiger Ratio nachzukeuchen, sondern um Ein Beispiel für viele zu geben, wie sehr die Dichtung des — ihr zustehenden — Rechts der Appellation von der Vernunft an die Herzenseinfalt bedarf. Die verwaschenen Allegorien des Spiels, seine auswechselbaren Symbole, seine in einander schwimmenden Bedeutungen und Bedeutsamkeiten: all dies besteht nur vor einer völlig unkritischen, auf wonnige Infantilität eingestellten Hörerschaft. Wenn also Hofmannsthal auch nichts von Calderon entlehnte — eines entlehnte er von ihm: das Publikum, das heißt: eine supponierte Gemeinde von Gläubigen, deren Geistigkeit auf dem gleichen Punkt steht, wo sie um 1650 stand, nur in der lotrechten Koordinate um die Schraubenwindung von ein paar Jahrhunderten höher gerückt.

Gleich zu Beginn des Spiels wird ein katholisches Bekenntnis abgelegt. Vor dem Palast des Meisters versammeln sich „heilige Männer und Frauen, Propheten und Sybillen”. Dieser Adel Gottes bezeugt Macht und Herrlichkeit des Regimes. Wie der Meister erscheint, fällt Alles in die Knie. Das höfische Zeremoniell hat Erdenmaß. Schön und neu wäre es gewesen, wenn der moderne Dichter Gott nicht als Pascha visioniert und seinen Verkehr mit den Seligen von orientalischer Etikette befreit hätte. Aber, vergessen wir nicht, es ist ein Spiel für Schlichtgläubige und deren Vorstellungswelt gemäß.

Begleitperson der „Welt“ ist der „Vorwitz”, eine Art primitiver Hofnarr, ein milder Hanswurst, mit seinen lieben Albernheiten helfend, den Heiligenschimmer von Simplizität (der den Tiefsinn der Dichtung umgleißt) lichtstärker zu machen.

Auf des Engels Befehl teilt die Welt Rollen aus an die „unverkörperten Seelen”. Der „Widersacher** fragt, wie ein Schau-

spiel Den ergötzen könne, der es vorbestimmt bis aufs I-Tüpfel. Der Meister erwidert: Wahl ist ihnen gegeben zwischen Gut und Böse. Der Engel sagt: Nicht um seiner Rolle willen, sondern um dessen willen, was er aus ihr gemacht hat, werden Einer oder Etliche an des Meisters Tisch gerufen werden. Die Welt sagt: Eine schlechte Rolle wird mir Jeder vor die Füße werfen, und ob sie gut oder schlecht, das wisse Jeder, der hineinsehe, wenn er Geschriebenes lesen kann. Also scheint ja nicht nur die Rolle, sondern auch ihr Inhalt so ziemlich fixiert zu sein. Man merkt, wie die Begriffe brackig ineinanderfließen. Insbesondere mit dem Wort „gut" wird ein verwirrendes Doppel-, ein Tripelspiel getrieben. Es heißt ein Mal gut im Sinn moralischer Wertung („gut und böse"), ein ander Mal gut im Sinn von begehrenswert (die „gute Rolle"), ein drittes Mal gut im Sinn der aesthetischen Wertung („gut spielen"). Die Deutungen wechseln je nach komödischem Bedarf.

Der Bettler verwirft die ihm zugedachte Rolle. Sie ist ihm nicht „gut" genug. Hier tritt „gut" in einer vierten Bedeutung auf, im Sinn von: erfreulich, angenehm. „Eine undankbare Rolle wird mir Jeder vor die Füße schmeißen !" sagt die Welt. Damit meint sie wohl Rollen, die den schauspielerischen Ehrgeiz nicht befriedigen. Aber der Bettler will, ganz aus dem Gleichnis fallend, seinen Part nicht auf sich nehmen, weil ihm das Schicksal, das er darstellen soll, zu hart erscheint ! Es tritt eine Art Kurzschluß ein zwischen den verschiedenen Bedeutungen von „gut" und setzt die ganze Fiktion „Theater" in Brand. Man könnte auch sagen, es geschehe das Mirakel, daß „Spiel" und „Wirklichkeit" als Parallele einander schneiden.

An derlei inzestuösen Deutungs-Vermischungen ist das Werk überreich. . Als ihre mißgeborene Frucht erscheint ein schiefer, buckliger Tiefsinn, der nach zwei Richtungen schielt.

Also der Bettler will von seiner Rolle nichts wissen. Da erscheint der Engel und zitiert Christus-Worte. Daraufhin nimmt die „unverkörperte Seele" den Bettelpart auf sich. Wir müssen annehmen, daß sie keine âme blanche, sondern eine bereits katholisch imprägnierte Seele ist, eine Seele, die schon vor der Verkörperung ihre Beziehung zu Gott hatte, ihren Begriff von ihm und ihr Wissen um ihn.

Die Rollen sind ausgeteilt. Der König, als Erster, spricht seinen allzu sündhaft-herrischen Text. (Wer weiß, ob er auch ganz so gesprochen hätte, wären wir, Alt-Oesterreich, in der großen Kampagne Sieger geblieben !) „Die Schönheit" proklamiert sich, „der Bauer" desgleichen. Die Weisheit tritt auf. Als das ihr einzig taugliche Gewand erhielt sie jenes der Nonne. Für Calderon fielen die Begriffe Weisheit und frommer Glaube in eins zusammen. Siehe, auch für Hofmannsthal ! Findet er wirklich die letzten und besten Erkenntnisse in den Falten des geistlichen Habits? Ist das sein Credo? Oder ist es eine Konzession an das geistliche Theater? Ein Komödiant könnt' einen Dichter lehren . . . ja, wenn der Dichter ein anschmiegsamer Poet ist, von hoher Fähigkeit der Verwandlung.

Der „Reiche“ kündet seine Welt, sein Welt-Gesicht. Zwischen ihm und dem Bettler kommt es zur Kern-Szene des Werkes, einer Szene von starkem Atem, in deren kunstvollen Retardierungen und Vorwärtsschritten der Dramatiker Hofmannsthal sich höchst würdig bewährt. Es ist eine Auseinandersetzung mit der Revolution, mit dem radikalen Dogma. Dem Bettler souffliert „der Widersacher“, das ist: die wortgewordene Kurzsichtigkeit und selbstisch-rabulistische Irr-Logik des Menschen. Warum bläst er nicht auch dem Reichen ein? Sein Atem weht doch durch jedes Sterblichen Wort — die Nonne natürlich ausgenommen ! — , und alle menschlichen „Standpunkte“ (in ihrer fürchterlichen Labilität) sind doch die seinen?

Zwischen den Bettler und den Repräsentanten der alten Ordnung tritt die Weisheit. Warum, fragt der Bettler, warum sind die Einen hilflos elend, die Andern verdienstlos glücklich? Warum muß es so sein? Mit ihm erwarten die Zuhörer in höchster Spannung der Weisheit weise Antwort. Hier ist dem Dichter die Pistole auf die Brust gesetzt ! Heraus mit deinen letzten, besten Kostbarkeiten, mit deiner gottnächsten Ahnung, mit deiner sternhellsten Erleuchtung. So aber erwidert, nomine poetae, die Weisheit:

> Es hat sein müssen. Trotzigem Warum
> Bleibt der saphirene Gerichtshof stumm.

Lehnen wir die Annahme ab, daß sich nur dem „trotzigen Warum“ die Antwort weigerte, die einem „demütigen Warum“ zuteil geworden wäre, und bekennen wir uns zu der Einsicht, daß jedes Warum?, an Gott gerichtet, tautologisch ein trotziges Warum sei — so bleibt als Trost für verwehrte Labung das schmucke Beiwort „saphiren“. Es ist ein bißchen wenig. Mit eingezogener Neugier trollt sich die dürstende Psyche.

Der Bettler droht, Alles zu zerschlagen, auch die (für ihn betende) Weisheit. Plötzlich läßt er die Axt fallen. Er ist gewandelt, bekehrt, geläutert. Ein Licht flutete durch ihn, wegschwemmend Haß und Aufruhr. Es ist Bekehrung aus dem blauesten Himmel. Ein Wunder von des Dichters persönlichen Gnaden, an das glauben kann und mag, wer an den Dichter glaubt. Der Mechanismus in des Bettlers Seele macht einen Knacks und läuft in verkehrter Richtung. Warum? So trotzigem Warum bleibt der smaragdne Dichter stumm. Der Zuschauer kann nichts andres tun, als dem Wandel, der mit allem Aplomb einer dramatischen Tatsache Geltung heischt, ein betroffenes „Amen !“ nachzustammeln.

Die Argumentation der welt-umstürzenden Gesinnung (Bettler) ist nicht stichfest, aber jedenfalls zehnmal solider, lückenloser, klarer als die triefende Ordnungs-Moralität, die der Reiche absondert. Des Umstürzlers Umsturz aber, wie gesagt, ist ein Elementarereignis. Zwischen Ursach* und Wirkung läuft hier ein mystisches Vakuum. Für die Kräfte, die es durch wirken, hat der Dichter keine Namen, nur ein Pathos, einen Augenaufschlag und segnende Gebärden.

Der Bettler zieht waldwärts, „die Welt“ greift in die Harfe und singt ein Lied, ein schönes Lied von der fliehenden Zeit.

Bühne verdämmert, und die Figuren werden „greis und grau“ wie die Götter im ‚Rheingold’, die lange nicht von Freias Aepfeln gekostet haben. Nun „hebt ein Paukenschlagen an, dazu ein Windesrauschen”, und die Spieler wirbeln im Totentanz durch einander. Der Zuschauer fühlt es kalt überm Rücken, wie angeweht vom Schnauben des apokalyptischen fahl‘ Pferdes.

Jetzt ruft der Tod die Figuren ab. Eine nach der andern. Jede krümmt sich unter den schrecklichen Kommando und mag sich von des Daseins lieber Gewohnheit nicht trennen. Fünfmal, wenig nuanciert, wiederholen sich Befehl und Angst und Sträuben und umständliches Gehorchen. Gewiß ist das immer wieder und wieder ein starker Griff an dein Herz, Zuschauer. Denn wo ausnahmsloser und unbedingter als beim Sterben-Müssen gälte für Jedermann das Tua res agitur !? Aber wie wenig poetischen Eigenwert fördert der Dichter aus dieser ergiebigen Stimmungs-Grube, obzwar er fünfmal in sie hinabfährt ! Der Bettler als Einziger folgt gern dem — sechsten — Todesdiktat. Durch und durch geläutert, vom Weißbart umwallt, von Vöglein umzwitschert, halb heilig schon, taucht er auf aus Waldeinsamkeit. Er hatte nichts zu verlieren, als er die Axt wider den „Weltstand“ hob, er hat nichts zu verlieren, da er nun abtreten soll. Der Weg vom Aufruhr zur Resignation liegt ihm in den Beinen und füllt sein Herz mit beglückender Müdigkeit. Es wäre, schon um die sechsfache Wiederholung des gleichen Vorgangs zu vermeiden, schön gewesen, wenn der Bettler den Tod, nicht dieser ihn gerufen hätte. Aber vielleicht war das dem Dichter zu billig, zu stark riechend nach dem haut gout der Pointe.

Was soll der Arme für Lehre ziehen aus des Bruder Bettlers Schicksal? Begrabe die Streitaxt, geh in den Wald und laß einen weißen Vollbart sprießen? Vergessen wir nicht: es ist ein geistlich Spiel, dem es um Das nach dem Tode geht. Das Leben hinieden wird nur als Kandidatur für die ewige Seligkeit gewertet.

Die Toten werden denn auch, bei Hofmannsthal, nachdem sie eine Weile in des Meisters Palast antichambriert haben, einer Art Punkt-Wertung unterworfen und ihr gemäß zu des Meisters Seite placiert. Eine „goldene Gnadenkette“ schlingt sich vom führenden „Bettler“ bis zur „Schönheit“ , nur der Reiche wird der Kette nicht eingefügt. Er bleibt — ach, im frommen Märchenspiel ! — verworfen.

Das Ende des Werkes ist sehr arm geraten. Der Klimax in geistliche entspricht keine Klimax in dichterische Höhe.

Gewertet nach der Größe seiner Visionen, der Kraft und Tiefe seiner Formulierungen, der Flügelweite seiner Ideen ist das ‚Salzburger Große Welttheater’ eine Schöpfung, die in der Gnadenkette der Hofmannsthalschen Dichtungen ziemlich weit hinten einzugliedern sein dürfte. Gewertet nach der Inbrunst seiner Gläubigkeit und Frommheit ist es auf Calderon-Höhe. Das edle Maßwerk, des dramatischen Baues verrät den Künstler von Rang. Und die ins Werk verwehte Musik des Welt-Erleidens klingt sehr rein, wie durch den Filter eines empfindsamen Herzens gegangen.

Saisonbeginn

Daß der Saisonschluß, wie es bisher die Regel gewesen, neun Monate auf sich warten lassen wird, ob ihn nicht höhere Gewalten beträchtlich früher verfügen werden: das scheint mir, wenigstens für die meisten Theater, keineswegs sicher. Den Saisonbeginn jedenfalls haben alle pünktlich eingehalten. Und ein paar neue sollen hinzukommen. Mut zeiget auch der Mameluck. Es ist eher Tollkühnheit. Auf ein Freibillett ohne Steuer kostet der trockene Theaterbesuch heute einundvierzig Mark; und mit dieser Billigkeit wirds bald aus sein. Die Mindestgage wird über zehntausend Mark betragen; nur in der Ordnung, daß die Theaterarbeiter soeben für sich dreizehntausend durchgesetzt haben. Die Eintrittspreise werden schwerlich entsprechend erhöht werden dürfen. Die Theater sind nämlich, soweit ich gesehen habe, schon jetzt leer; selbst sonnabends und selbst bei schlechtem Wetter. So bereiten sie sich das Pläsier, das leider das deutsche Publikum sich nicht mehr von ihnen kaufen kann: und machen Programme. Sie hüten das heilige Feuer, ehren die Kunst, entdecken Dichter, fördern den Nachwuchs, verpönen den Schund — und wissen, die armen Teufel, welche Galgenfrist ihnen gestellt: daß jeder von ihnen verloren ist, der nicht bis Weihnachten einen Bombenschlager herein- und herausgebracht hat. Das Los der Theater ist das Los der Presse. Beide Einrichtungen spiegeln die Epoche. Deren Kinder haben an ihren ausgemergelten Gesichtern ein Mal genug und begehren nicht, sie ein zweites Mal zu schauen. Allenfalls werden sie ihre letzten Papiermark zusammenkratzen für den Lügenspiegel, der ihnen schmeichelt, der sie auswattiert, kostümiert und schminkt, der ihnen eine schönere Vergangenheit vortäuscht. Die abgekürzte Chronik der Zeit wird, um sich zu behaupten, zu ihrer Maskerade werden müssen.

Da war das ‚Glas Wasser' ein guter Anfang. Bolingbroke schildert der ahnungslosen Königin „das Elend des Landes, seinen zerstörten Handel, seine zerrütteten Finanzen, seine Schulden, welche sich mit jedem Tage noch vermehren, die durch die Gegenwart vernichtete Zukunft" und nennt „dieses Ungemach eine Folge des Krieges — eines für Englands Ehre und Vorteil unnützen Krieges". Aber das hindert weder die aufgerüttelte Herrscherin noch ihren aufrüttelnden Diener, mit Entsetzen Scherz zu treiben: zu intrigieren, zu balzen, sich zu verkleiden und Feste zu feiern. Privatvergnügungen gehen über Staatsmiseren. So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage: 1712, wo die Komödie spielt und die Monarchin sich in einen Fähnrich verliebt; 1842, wo die Komödie entsteht und der Monarch einen Parapluie trägt; 1922, wo die Komödie uns vorgeführt wird und ein Monarch wie von Scribe im Ausland seine Erinnerungen schreibt und für Edelvaluta verkauft. Außer diesem historischen Interesse bieten die fünf Akte noch eins, ein literarhistorisches: Ibsen hat von Scribe gelernt und richtig gelernt, um auf dem Theater Glück

zu haben. So verzahnt man die Räder einer Handlung; so setzt man die Züge einer Figur zusammen; so entwickelt man eine Situation aus der andern; so baut man auf und wieder ab. Und nur ein Interesse wird nicht geboten: das künstlerische. Eine fingerhohe Staubschicht verhüllt die Konturen, die vielleicht Reize hatten, als sie eben gezogen worden waren. Die unfreiwillige Komik dieses Getues ist niederschmetternd. Verdi hat einen Text von Scribe komponiert. Das ist eine Möglichkeit, ihn zu retten. Da achtet man nicht auf das öde Geschwätz ohne ein einziges Salzkorn. Nach ‚Madame Sans-Gêne' hätt' ich mir den ‚Hüttenbesitzer' erhofft. Man hat pietätvoll Scribe den Vortritt gelassen. Jetzt aber wird man wohl endlich Ohnets Grabruhe stören.

*

Und wieder einmal der alte Strindberg: nämlich den wir vor dreißig Jahren kennen gelernt haben. Sein Leitspruch war Zarathustras Wort: „Der Mann ist im Grunde der Seele nur böse, das Weib aber ist dort schlecht" — dahin entstellt, daß der Mann unter allen Umständen gut ist. Das Weib ist der Schuldner, der Mann der Gläubiger, der umrankt, entkräftet, in Schlagfluß und Raserei gejagt wird. Das folgerte der Dramatiker Strindberg nicht aus Erscheinungen, deren Wahrheit auch uns solche Folgerung hatte nahelegen müssen: das setzte er voraus. Das stand für ihn felsenfest. Das hatte sein Leben ihn gelehrt. Wem aber das Leben sich anders gezeigt hatte: wie war für Den die persönliche Meinung des Dichters in einen allgemeingültigen Tatbestand zu verwandeln? Strindberg glaubte gewiß nicht: durch Uebertreibung. Er übertrieb einfach. Er machte die Frau stark, den Mann schwach; sie verlogen, ihn ehrlich; sie roh, ihn zart; sie unbedenklich, ihn gewissenhaft; sie grausam, ihn friedlich; sie dumm, ihn . . . Doch wohl nicht klug. Jedenfalls fehlte ihm Schlagfertigkeit und Wachheit. Der Mann war immer schwerfällig, verarmt, fieberkrank, bald geschlechtshörig, bald kampfzermürbt bis zu der Unfähigkeit, ein teuflisches Gegenspiel zu durchschauen und zu durchhauen (und durchzuhauen). Für die Frau wäre das, bei Strindberg, ein Makel gewesen: für den Mann wars ein Ruhm, ein Zeichen höherer Vornehmheit. Adelsmensch wider Furie: das ist Strindbergs Drama in jenem Abschnitt der europäischen Literaturentwicklung, dessen Lösung war: die Schwarzweiß-Charakteristik abzuschaffen und die Natur mit ihren tausend Farbentönen abzumalen. Ueber den ‚Vater' schreibt Zola an Strindberg: „Ihr Rittmeister, der nicht einmal einen Namen hat, und Ihre übrigen Gestalten, die nahezu reine Vernunftgeburten sind, erzeugen mir nicht die vollkommene Empfindung des Lebens, die ich verlange." Wie ist es damit nach drei Jahrzehnten?

Empfindung des Lebens? Die stellt sich freilich nicht ein. Strindberg hat vergessen, der Ehe des Rittmeisters eine Geschichte zu geben, deren Folge und Frucht von keiner andern als einer so satanischen Art sein könnte. Hat es die Gattin Laura sechzehn Jahre

mit dem Gatten ausgehalten, so wird sie nicht, nur weil er die Tochter in eine Pension schicken will, Zweifel an seiner Vaterschaft wecken und diese Zweifel durch die nichtswürdigsten Mittel und sogar durch Beschwichtigung nähren, bis sein armes Hirn sich unrettbar verwirrt hat. Ein funkelnagelneuer Arzt des Hauses wird nicht den Mann von heut auf morgen für verrückt erklären. Der Mann zuguterletzt wird nicht den Augenblick, wo sich die Schlinge lockert, unheilvoll verpassen, nur weil Strindberg einer so gefügigen Tapsigkeit des Männergeschlechts bedarf, um den Satz von der dämonischen Ruchlosigkeit des Weibergeschlechts zu beweisen. Nein, nach Begründung darf man hier nicht suchen. Der Techniker Strindberg hat von Ibsen gelernt — und falsch gelernt. Er hat gesehen, daß man in den ‚Gespenstern' an Einem Tag erfährt, was sich in vielen Jahren zugetragen. Die Vergangenheit wird Gegenwart. So läßt er an Einem Tage — nicht erzählen, sondern geschehen, wozu Monate vonnöten waren. Die Gegenwart nimmt die Zukunft vorweg. Aber dann hilft es nicht: dann muß die eine Verletzung der Lebensechtheit fortzeugend neue Verletzungen gebären. Dann geht es ohne Kommentar nicht ab. Dann greift auch die „Instinktschurkin" Laura, deren Schurkenhaftigkeit überhaupt nur aus einer tierischen Dumpfheit der Instinkte zu verstehen ist, zu der Sprache des Dichters und erläutert sich selbst. Dann setzt es Abhandlungen über die Frau als Geliebte und die Frau als Mutter. Die Argumente strömen Strindberg zu, und seine Antithesen blitzen. Die Kraft der Einzelbeobachtung ist bezwingend. Aber hundert richtige Einzelbeobachtungen ergeben kein Menschenkind ; und die Empfindung des Lebens stellt sich nicht ein.

Da fragt sich denn , obs erlaubt ist, obs irgendeinen Sinn hat, den Maßstab des Lebens anzulegen. Tatsache ist ja doch, daß der Dichter einen eisernen Griff hat, daß man ihm nicht entwischt, drei Akte lang. Von wieviel sogenannten Lebensdramen wäre das zu sagen? Hier waltet keine poetische Gerechtigkeit, sondern ein rotglühender Haß, eine finstere Unlogik, eine tolle Willkür, welcher die Gesetze der Wahrscheinlichkeit nichts gelten. Hier steht ein Mensch in Flammen. Hier siedet ein Gehirn, das nicht abwägen kann, weils in Brand setzen will. Es setzt in Brand. Nicht, daß man vor den Schreckensszenen des Stücks wahr und wahrhaftig eine Gänsehaut kriegt. Die ist billig zu haben. Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt. Ich nehme erst eine brennende Lampe, dann eine Zwangsjacke. Aber daß in die Zwangsjacke August Strindberg gesteckt wird; daß aus des Rittmeisters Kopf Strindbergs scharfsichtig blicklose Augen entsetzt auf eine Welt des Grausens stieren; daß Strindberg sich, schamlos wie nur die Größe, vor allem Volk die Brust aufreißt: der Charakter der Beichte packt und erschüttert; nicht die leidende Gestalt — der leidende Gestalter; nicht, daß und wie ein Kampf auf Leben und Tod geschildert wird, sondern daß der Schilderer selber sich verzweifelt in den Kampf stürzt. Es stimmt nicht einmal, daß statt der Naturgeschichte der Geschlechter eine Krank-

heitsgeschichte einzelaer Menschen in Form eines Dramas entsteht: es entsteht, aus Dialogen, das durchrüttelnd leidenschaftliche Bekenntnis eines Toren, der noch nachzuweisen hatte, daß sein Irrsinn gleichbedeutend mit Genie. Nun, das hat er ja dann nachgewiesen.

*

Im Deutschen Theater hatte der Regisseur des ‚Vaters' offenbar, wie Zola, die vollkommene Empfindung des Lebens verlangt, statt in wildem Takt die Funken aus dem kunstgerecht gemeißelten Stein zu schlagen. Dabei hatte Kloepfer Strindbergs Maske gewählt: die gesträubte graue Mähne und das kokette Schnurrbärtchen, und so eine Entnaturalisierung des Trauerspiels erleichtert. Sein diabolischer Humor gewann an Wucht für Den, der tags zuvor in dem verfilmten ‚Grafen' von Charolais' seine lyrische Zartheit neben Rittners verhaltener Kraft bewundert hatte. Aber eine physiognomielose Umgebung verhütete, daß der Umriß des Dramas seine volle Schärfe erhielt. Im ‚Glas Wasser' wollte mans mit dem Tempo zwingen, das die Komödie von Grund auf beleben sollte, und erreichte nur, daß aus der errechneten und abgezirkelten Reifrockkomödie eine turbulente Posse wurde. Widerstand leistete fast immer erfolgreich das Liebespaar Brausewetter-Mewes, erfolgreich immer die Königin des Fräulein Hermine Sterler, die vom Anfang bis ans Ende Dame blieb und durch das schüchterne Lächeln eines Kindes die Entschlossenheit einer Frau zur Liebe noch anmutiger machte. Widerstandslos dagegen wurde Herr Janßen mitgeschleift in den grellen Lärm, den Frau Straub veranstaltete. Als Strindbergs Laura hatte sie manchmal einen Ton, mit dem der Tartüff zu bestreiten wäre. Den müßte sie überhaupt einmal spielen. Ihrer Gemeinheit fehlte Evas Unschuld, und erst dort, wo die Bestialität nicht mehr anschleicht, sondern in wütenden Ausbrüchen anspringt, deckten sich Rolle und Verkörperung. Vor Scribes Herzogin entwich ich nach zwei Akten, so unerträglich war mir auf einer Bühne, die Oscar Sauer für alle Zeiten geweiht hat, eine derartig skrupellose Anreißerei. Aber wie sollte eine Künstlerin von den Anlagen der Frau Straub in einem Vierteljahr auf dieses Niveau gekommen sein? Ich glaubte an die Ungunst eines einzelnen Abends; und ging nach einer halben Woche zum dritten bis fünften Akt. Es war womöglich noch ärger. „Ich habe mein Dragoner-Regiment", sagt die Herzogin. Frau Straub ist Ihrer Majestät erster Dragoner. Den Vicomte nennt sie Mühlord, Saint-John spricht, sie „sengt schön" und pufft und knifft ihn. Sie jongliert mit jedem Satz, nimmt ihn ernst oder parodiert ihn nach Belieben, hebt die Stimme so unmotiviert, wie sie sie unmotiviert wieder fallen läßt. Sie schmeißt sich auf ein Sopha und die Beine hoch in die Luft. Weswegen eigentlich unterdrückt sie dabei den Schrei: „Hopla, Vater siehts ja nicht !"? Und hat eine wiehernde Lache, die man vor Gericht, Abteilung für Kuppelei, stellen möchte. Der langweilige, aber wohlerzogene Scribe wird — Curt Kraatz? ach was, Siegfried Geyer. Und kummervollen Herzens schreitet man in die Saison.

Die Große Volksoper

Es ist noch kein Jahr her, daß ich an dieser Stelle über eine Fidelio-Aufführung zu berichten hatte, die der Verein Große Volksoper als eine seiner Mitglieder werbenden Veranstaltungen in der Hasenheide vom Stapel ließ. Angesichts des noch etwas bierdunstigen Lokals, des sehr magern Orchesters, des Pappekerkers und der sonderbar ungemischten Zuhörerschaft stiegen bereits damals schwere Bedenken ob der Ziele und Zwecke des ideal gedachten und fleißig betreuten Vereins in mir auf. ‚Fidelio' erschien mir in solchem „Milljöh" fehl am Ort, die Art und Weise, wie hier ein erhabenes Kunstwerk verwässert und vergröbert, ein ahnungsloses Publikum auf solche Musik losgelassen wurde, wenig herzerhebend.

Nunmehr ist die Große Volksoper von gelegentlichen Niederlassungen an der Peripherie Neuköllns zu dauerndem Aufenthalt in den Westen verzogen. Sie hat sich also sozusagen „verbessert". Sie haust in Bernhard Sehrings geräumigem Theater an der Kant-Straße, hat im Laufe der Monate ein Solopersonal zusammengeworben, dessen Namenliste sich sehen lassen kann, und beabsichtigt, die ganze Spielzeit über mit eignem vollständigen Apparat allabendlich das beste Opernrepertoire zu pflegen. Die Verkehrslage der neuen Oper bürgt für einen Besuch aus jenen westlichen Stadtteilen, deren Bevölkerung zwar noch notgedrungen in hochherrschaftlichen Wohnungen sitzt, doch nicht nur an den Billettpreisen eines Opernbesuchs, sondern auch an dem heutigen Fahrgeld zur Stätte des Kunstgenusses gern spart. Leute, die um die ‚Frau im Hermelin' einen großen Bogen gemacht haben, werden jetzt ins Theater des Westens gehen, mit der Sehnsucht nach Mozart und Beethoven, Weber und Wagner im Herzen, und werden versuchen, sich einiges von den Operneindrücken früherer Zeiten zu ermäßigten Stammsitzpreisen in die Gegenwart herüberzuretten. Ihnen zu Liebe möchte man dem neuen Unternehmen das beste Gedeihen wünschen, möchte hoffen, daß sich hier das Wunder der Kunstgattung Oper möglichst Vielen jener Enterbten offenbare, deren geistiges Dasein heute unter dem Albdruck des Dollarkurses träge dahinschleicht.

Man möchte . . . Aber auch die verbesserten äußern Bedingungen, unter denen der ‚Freischütz' zur Eröffnung in Szene ging, haben jene Bedenken der Hasenheide nicht zum Schweigen gebracht. Noch immer erscheint das Programm des Vereins: „Gute, billige Oper fürs Volk" als Utopie, weil es auf grundfalscher Voraussetzung beruht. Was billig ist, ist selten gut; niemals ist es die Oper. Sie gehörte nie zum Volk, nie vermochte das Volk sie zu stützen. Sie, die nur in Luxus, Reichtum und Fülle gedeiht, gleicht dem schönen Weib, das nicht geschaffen wurde, um sich mit seiner weißen Hände Arbeit selbst zu erhalten. Sie gleicht ihm auch darin, daß sie der Welt ihre vollen Reize nur in erlesenem Gewand offenbart. Mit dem Glanz der äußern Erscheinung schwindet auch der Geist ihres innersten Wesens. Sie ist die Kunst der Subvention, die üppige, ausgehal-

tene, an sich lebensunfähige, unsagbar herrliche und berauschende Kunst; eine Kunst, der nicht ansteht, sich durch eine noch so klug erdachte Anteilschein- und Abonnementspolitik arm und ehrlich selbst zu erhalten. Karg und sparsam ist sie nicht mehr sie selbst, das Theater der Theater, die tönende Bilderreihe, das in Musik gelöste, durch Musik erfüllte Menschenschicksal. Und der ‚Freischütz' ist ohne Volksgetümmel und Jägerkostüme, ohne Wasserfall, schwarzen Eber und wildes Heer, ohne Geistererscheinungen und Samiel, ohne den großen Chor und das Brio eines streichergesegneten, frei dahinstürmenden Orchesters kein ‚Freischütz' mehr.

Man wird einwenden, daß es ein Akt kritischer Lieblosigkeit und Nörgelsucht ist, Kinderkrankheiten, wie sie jedes junge Unternehmen zu überwinden hat, festzunageln. Aber wo sichs um künstlerische Fragen von prinzipieller Bedeutung handelt, ist weitgehende Nachsicht vom Uebel. Die geringe Wirkung dieses Eröffnungsabends war trotz lautem Beifall unverkennbar; sie gab umso mehr zu denken, als eine Anzahl guter Sängernamen wie Vogelstrom, Lattermann und Marcella Roeseler auf dem Zettel standen und sogar die kleinen Rollen vorzüglich besetzt waren. Daß man den wundervoll singenden Ottokar des Bühnenneulings Wilhelm helm Guttmann, des Konzertsängers, gar nicht so recht zu bemerken schien, kennzeichnet die Stimmung, in der man im dritten Akt der geliebten Oper angelangt war. Eine talentlose Regie, die in Cunos Forsthaus himmelanstrebende Spitzbogenfenster baut und den gräflichen Oberförster in Schnallenschuhen und Batisthemdärmeln durch die Wälder, durch die Auen ziehen läßt, die in unmöglichen Lichteffekten „reinhardtelt", aber sich einen ausgestopften Adler abspart, kann uns verwöhnte Berliner kaum erfreuen. Ebensowenig ein Orchester, das, weil es zu schwach ist, natürlich zu stark spielt, und dessen anscheinend sehr tüchtiger Dirigent sich vorläufig damit begnügen muß, es vorsichtig und ohne gefahrvolle Temperamentsausbrüche durch die Partitur zu lotsen,

Nein, es war kein vielversprechender Anfang. Die drei nackten Männer, die auf dem bekannten Wahrzeichen der Großen Volksoper so kräftig an der Aufrichtung ihrer Säule arbeiten, werden noch viel zu schaffen haben, bis das Institut als tragende Säule des berliner Kunstlebens in Frage kommen kann. Und ob sich allein der wirtschaftliche Baugrund des Unternehmens als genügend tragfähig erweist, muß eine wenig helle

Zukunft zeigen. Es wird versichert, daß sich der weit überwiegende Teil der Anteilscheine längst in festen Händen befindet und die durch sie bedingten Stammsitzmieten einen ständig guten Besuch der Vorstellungen garantieren. Nicht ganz begreiflich, warum trotzdem schon am Eröffnungsabend eine ziemlich große Anzahl namentlich der billigern Plätze unbesetzt blieb. Diese halbleere Dritte Galerie weckte den ketzerischen Gedanken, daß jene Enterbten vielleicht gar nicht immer gesonnen sein dürften, bei dieser sparsamen Oper mitzutun. Daß sie, denen selbst das reichsdeutsche Kassenpreisfünftel der Staatsoper unerschwinglich ist, nicht einmal in der Lage sind, einen einzigen Hundertmarkschein für Opernersatzkunst anzulegen. Daß sie nach einigen ärmlich gedrückten Begegnungen vorziehen werden, der schönen Frau Oper zuhause am Klavier allein in die Notenaugen zu sehen. Oder lieber ganz auf sie zu verzichten — wie sie schon auf so manches Schöne zu verzichten gelernt haben.
Gisella Selden-Goth

Kleiner Mann vor der Weinstube

Einmal stand ich nachts um halb Eins vor einer Liqueurstube am Potsdamer Platz. Ging ja hoch her — diddeldumdei ! Da drinnen soff das durch den Versailler Schandvertrag geknebelte Volk sich kolossal einen an — die Leute, die herauskamen, schwitzten den schlechten Alkohol durch die Poren, ihre Augen waren sanft verglast, als hätten sie ein Kolleg des Theosophen Steiner mitangehört. Ab und zu kam, wie ein paar Kugeln aus der Kanone abgeschlossen, ein beschwipstes Paar aus dem Laden heraus — sie immerzu lachend und er vergnügt-zornig und ununterbrochen redend. Dann entschwanden sie gen Cythere . . . Und drinnen toste die Schnapsschlacht weiter.

Vor dem Schaufenster aber, in dem ein paar leere Flaschen prunkend aufgebaut waren, stand ein ganz kleiner, zerlumpt anzusehender Mann. Er hatte keinen Kragen und war von oben bis unten in eine Kruste Schmutz gekleidet, die man bei sehr milder Prüfung als Anzug ansprechen konnte. Es war wohl auch einmal einer gewesen. Er hatte vergnügte kleine Aeuglein, war aber vollkommen nüchtern. Ein kleiner gutmütiger Bart hing ihm schüchtern unter der Nase.

Da stand er und horchte auf den fröhlichen Lärm in der Schankverschleißstätte. Und jedes Mal, wenn ein des süßen Weines voller Mann besonders laut brüllte, dann wackelte er vergnügt mit dem Kopf, und seine Schultern zuckten. Das ganze kleine Körperchen schüttelte sich vor Vergnügen. Er war ja ganz nüchtern: aber er freute sich, daß es noch Leute gab, die das Geld hatten, sich derart zu besaufen. Er hatte kein Geld, sich einen Rausch zu kaufen: nun berauschte er sich hier an dem Schwips der Andern. Das gab es also noch — Gottseidank ! Und der kleine Mann strahlte.

Ich blieb zwanzig Minuten stehen und beobachtete ihn. Bei jedem Krach, bei jedem Hallo, bei jedem Schlachtgeschrei, den das Dividendenwasser den durstigen Kehlen entlockte, zuckte er zusammen und freute sich. Nach

zwanzig Minuten ging er. Herzensfroh, im tiefsten befriedigt
und durchaus vergnügt: er hatte sich himmlisch amüsiert und
machte nun froh nach Hause. Ein zufriedner Zaungast bei der
Freude der Andern. Und also ein Untertan nach Hergts und
Helfferichs Herzen.
Peter Panter

Zu dieser Presse

Die Macht der Presse besteht darin, daß jeder Einzelne, der
ihr dient, sich nur ganz wenig verpflichtet und verbunden fühlt.
Er sagt für gewöhnlich seine Meinung, aber sagt sie einmal auch
nicht, um seiner Partei oder der Politik seines Landes oder end-
lich sich selbst zu nützen. Solche kleine Vergehen der Unredlichkeit
oder vielleicht nur einer unredlichen Verschwiegenheit sind von
dem Einzelnen nicht schwer zu tragen, doch sind die Folgen
außerordentlich, weil diese kleinen Vergehen von Vielen zu gleicher
Zeit begangen werden. Jeder von Diesen sagt sich: „Für so geringe
Dienste lebe ich besser, kann ich mein Auskommen finden; durch
den Mangel solcher kleinen Rücksichten mache ich mich unmög-
lich.“ Weil es beinahe sittlich gleichgültig erscheint, eine Zeile,
noch dazu vielleicht ohne Namensunterschrift, mehr zu schreiben
oder nicht zu schreiben, so kann Einer, der Geld und Einfluß hat,
jede Meinung zur öffentlichen machen. Wer da weiß, daß die
meisten Menschen in Kleinigkeiten schwach sind, und seine eignen
Zwecke durch sie erreichen will, ist immer ein gefährlicher Mensch.
Nietzsche

Aphorismen

Ein Kind aus Deutschland war es anscheinend nicht, das in An-
dersens Märchen merkt, daß der Kaiser keinen Rock anhat. Dort
verprügeln die Kinder Jeden, der so etwas zu behaupten wagt.
*
Protektion ist nicht Alles. Man muß auch dumm sein.
*
Auch in der Politik gilt, daß Mancher erst berühmt wurde,
nachdem er den Geist aufgegeben hatte.
Max Reis

Liebe Weltbühne !

Bruno Frank hatte in einem Literaturstreit sich durch
einen Offenen Brief für eine der beiden Parteien erklärt. Kurz
darauf erhält er folgende, mit roter Tinte geschriebene Post-
karte: „Herrn Dr. Bruno Frank, zur Zeit Hotel Adlon, Berlin.
Sehr geehrter Herr ! Herr Kasimir Edschmid beauftragt mich,
Ihnen seine Anerkennung über die vorzügliche Abweisung der
Angriffe gegen Y. zu übermitteln. Herr Edschmid teilt völlig Ihren
Standpunkt und hat daher von Ihrem Artikel mit Vergnügen
Kenntnis genommen. Mit vorzüglicher Hochachtung im Auf-
trag Der Sekretär.“ Bruno Frank geht in die Portierloge und dik-
tiert folgende Antwort: „Sehr geehrter Herr ! Herr Dr. Bruno
Frank beauftragt mich, im Besitz Ihres Geehrten vom Soundsoviel-
ten, folgende Anfrage an Sie zu richten: Wer ist Kasimir Ed-
schmid? Mit vorzüglicher Hochachtung im Auftrag Der Portier.“

Staatsbibliothek. Wie schlecht dein Apparat funktioniert, wird vielfach beklagt. Und da habt Ihr weiter keine Sorgen, als eure Bestellzettel in Fraktur neu drucken zu lassen? Ihr hättet euch lieber gegen eine Deutschtümelei wehren sollen, die grade bei einem wissenschaftlichen Institut für In- und Ausländer gänzlich unangebracht ist.

Wilhelm Thurau. Sie schreiben mir zu der Antwort, die ich in Nummer 35 einem Geheimen Rechnungsrat gegeben habe: „Sie haben vollkommen recht, daß in erster Linie der Beamtenapparat abgebaut werden muß, weil so viele Beamte, wie wir heute haben, selbst der wirtschaftlich am besten dastehende Staat nicht ernähren kann, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil die übergroße Mehrzahl der Beamten überhaupt keine produktive Tätigkeit ausübt; im Gegenteil muß leider festgestellt werden, daß die meisten Beamten das ihnen von der Republik gezahlte Gehalt zum erheblichen Teil dazu verwenden, diese selbe Republik entweder offen oder versteckt zu bekämpfen. Gehen Sie die einzelnen Ministerien durch, so sehen Sie überall diesen versteckten Kampf gegen die Republik. Trotz den unzähligen Verordnungen hängen heute noch in den meisten Amtszimmern die alten wilhelminischen Kaiserbilder mit allem Drum und Dran. Das Auswärtige Amt kann man nicht nur, sonder muß man unbedingt als die Zentralsammelstelle aller auf monarchistischem Boden stehenden obern Beamten ansehen. Alle Kritik, die bisher an diesen Zuständen geübt worden ist, hat die Herren aus ihrer Dickhäuterruhe nicht aufgeschreckt. Ueber das Reichswehrministerium Worte zu verlieren, erscheint unnütz. Es ist in erster Linie dazu da, in der Reichswehr die Traditionen des alten kaiserlichen Heeres zu pflegen. Daher die Flagge der Reichswehr; daher die Abknutscherei der Hindenburg und Ludendorff vor der Front in München; daher die Hohenzollernbilder auf allen Kriegsschiffen ; daher die Bearbeitung der Auslanddeutschen durch das Offiziercorps unsrer Kriegsschiffe; daher der nicht zustande kommende Untersuchungsausschuß gegen Herrn Geßler. Reichspost- und Reichsverkehrsministerium, die beiden Verkehrsverwaltungen, die mit tausenden von Geheimräten arbeiten, haben beide nichts weiter zu tun, als fortgesetzt Tariferhöhungen in die Wege zu leiten, und das nennt man dann in Deutschland Organisation der Verkehrsverwaltungen; trotzdem es genug befähigte Betriebsbeamte beider Verwaltungen gibt, die sehr wohl wissen, daß der Verwaltungsapparat deshalb so ungeheuer kostspielig ist, weil es sich um einen ungeheuern Leerlauf in den obern Verwaltungsstellen handelt. Selbstverständlich sind zu viele Beamte in beiden Verwaltungen vorhanden, aber nicht an denjenigen Stellen, wo die Beamten schon bisher ihr gerüttelt Maß von Arbeit hatten, sondern an den Stellen, wo bisher schon viel zu viel Gehälter für diejenigen Beamten ausgezahlt wurden, die die Republik glaubten dafür bekämpfen zu müssen. Während auf einer Seite ein ungeheures Mehr von Beamten vorhanden ist, sehen wir dagegen, daß, zum Beispiel, in der Frage der Wirtschaftskrisis von den Behörden absolut nichts geschieht. Die Wucherfreiheit in Deutschland kennt überhaupt keine Grenzen mehr. Es gibt kein Schuhgeschäft, das heute die amtlich vorgeschriebenen Preisaushänge führt. An jeder Straßenecke stehen die „Grünen“, sehen in die Luft und erwarten wahrscheinlich irgendein Wunder, während für die Bekämpfung des Wuchers Personal überhaupt nicht vorhanden ist. Man sollte die obern Beamten, die für dieses vollkommene Versagen des Verwaltungsapparats die sogenannte Verantwortung zu tragen haben, wegen Gefährdung der republikanischen Staatsform vor den Staatsgerichtshof stellen; denn zweifellos bedeutet die Wirtschaftskrise eine Bedrohung der Republik. Man täusche sich doch nicht über die sogenannte Harmlosigkeit der obern

Beamten. Sie wollen diese Zustände. Sie haben sie zum Teil durch ihre Nachlässigkeit hervorgerufen und begünstigt und müssen auch die sich hieraus ergebenden Folgen tragen." Die sich hieraus ergebenden Folgen? Die heißen in Deutschland: Avancement.

Dr. S. W. in M. Sie schreiben mir: „Die Briefmarke mit der gekrönten Germania werden wir ja nun endlich vier Jahre nach Entstehung der Republik los. Aber auf den Verschlußmarken für die Telegramme prangt noch immer der alte Reichsadler mit der Krone überm Kopf. Zwar hat sich der Herr Reichspostminister vor kurzem entschlossen, von den drei Wörtern ‚Kaiserlich Deutsche Telegraphie' das Wort ‚Kaiserlich' herauskratzen zu lassen, aber an die Krone hat er sich nicht herangetraut. Vom Adler gar nicht zu reden." Die alten Fürsten haben sehr gut gewußt, wie es tüchtige Gesinnung fördert, wenn das Volk dauernd an sie selbst oder ihr System erinnert wird. Ueberall mußten ihre Konterfeis, ihre Wappen, ihre Namen zu lesen sein, an und in jedem öffentlichen Gebäude, auf jeder Marke, sei's der Briefe, sei's der Schlußschein-, sei's der Gebühren-Stempel notarieller Ausfertigungen. Auf jeder Münze, auf jeder Banknote. Auf jedem Siegel, auf jeder amtlichen Urkunde. Auf jeder Beamtenmütze. (Und die Beamten-Besuchskarten: „Kaiserlicher Bankbuchhalter" !) Dies Gebäude wurde errichtet unter der Regierung von. Und Denkmäler mußten auf alle Plätze, Büsten und Bilder in alle Schulen, Gerichte, Verwaltungsgebäude. Die Masse, das wußten sie, braucht sinnfällige Zeichen, daß Allerhöchst Er überall webt und schwebt, sichtbar — unsichtbar — daß das Volk „Ideen" nicht erfaßt. Aber diese republikanischen Minister wissens noch nicht.

Elberfelder. Sie sollten wirklich die Bergisch-Märkische Zeitung boykottieren. Daß dieses Blatt Ruhestörungen jugendlicher Hochverräter und aufgehetzter Nationalisten und die Bekämpfung dieser Ruhestörungen unter der Ueberschrift: ‚In der freien Republik' bucht, ist selbstverständlich. Aber es erfindet sich auch einen ollen ehrlichen Arbeiter, der einen Trauerzug zu Walther Rathenaus Ehren beobachtet. „Da hörte er lustige Musik ! War denn das eine Trauerfeier?" Ja, einen solchen Film wie bei der Beerdigung der Kaiserin kann eben nicht Jeder drehen.

Sentimentaler. Weil wir grade von deutschem Gemüt reden: natürlich hat die reaktionäre Presse Mitleid. Aber nicht mit Frau Liebknecht oder Frau Rathenau oder den Kindern von Hans Paasche oder den Waisen Gustav Landauers. Sondern mit der Mutter des Mordhelfers Techow.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg,
Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 28 September 1922 Nummer 39

Die Nichtvorbereitung des Weltkrieges durch die Mittemächte von Heinrich Kanner

Eine Entgegnung

Der General Max Graf Montgelas will in seiner Polemik gegen meinen Aufsatz ,Das Urbild des Weltkriegs' (zu finden in Nummer 29 der ,Weltbühne') beweisen, daß die Mittemächte ' in den Weltkrieg unvorbereitet eingetreten sind, und eröffnet seine Darstellung (in Nummer 35 der ,Weltbühne') stimmungsvoll mit einem Zitat der größten militärischen Autorität, des Feldmarschalls Moltke, einem Zitat, aus dem — nicht Moltke, sondern — Montgelas „in folgerichtiger Durchführung der Lehre Moltkes“ die Forderung ableitet, „daß in verbündeten Ländern die Vorbereitungen (der Generalstäbe) nicht auf das eigne Heer beschränkt bleiben, sondern daß in regelmäßig wiederkehrenden Konferenzen aller beteiligten Generalstäbe die Mobilmachung, der Aufmarsch und die Operationspläne der gesamten verbündeten Streitkräfte beraten und in allseitig verpflichtenden Vereinbarungen festgelegt werden“. Das sei vor dem Weltkrieg — fährt Montgelas fort — wohl zwischen Frankreich und Rußland und zwischen Frankreich und England der Fall gewesen; zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn dagegen seien in der ganzen langen Zeit seit Abschluß des deutsch-oesterreichischen Bündnisses, 1879, solche bindende militärische Vereinbarungen nicht zustande gekommen. Bismarck sei von Anfang an entschieden gegen „bindende militärische Abmachungen“ der beiden verbündeten Reiche gewesen und habe sich sogar in der großen europäischen Krise von 1887 einem darauf abzielenden Versuche Wiens widersetzt. So belehrt der Fachmann Montgelas uns „Laien“.

Was folgt aus dieser Darstellung des Grafen Montgelas? Erstens, daß Bismarck, der auch eine, wenngleich nicht spezifisch-militärische, aber noch viel größere Autorität ist als Moltke, bindende militärische Abmachungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht nur nicht für geboten, sondern gradezu für gefährlich gehalten hat. Da aber in der Zeit nach dem Abschluß des deutsch-oesterreichischen Bündnisses der Feldmarschall Moltke noch neun Jahre lang Chef des deutschen Generalstabes war und man von ihm ebenso wenig wie von Bismarck annehmen kann, daß er in landesverräterischer Absicht irgendwelche zur Sicherheit des Reichs nötige Vorkehrungen außer Acht gelassen hätte, ergibt sich die zweite Schlußfolgerung, daß der große Moltke über bindende militärische Abmachungen zwischen den beiden Mittemächten ähnlich gedacht haben muß wie Bismarck. Die von Montgelas gegen mich angerufene Autorität des großen Feldherrn zeugt also nicht gegen, sondern für mich und gegen Montgelas, und ebenso die Autorität von Moltkes Nachfolgern Waldersee und Schlieffen und von Bismarcks Nachfolgern Caprivi, Hohenlohe, Bülow, die alle gleichfalls, ohne bindende militärische Abmachungen mit Oesterreich-Ungarn zu haben, für die Sicherheit und den Frieden des Reiches gesorgt und — im Unterschied zu ihren Nachfolgern, dem jüngern Moltke und Herrn v. Bethmann-Hollweg — erfolgreich gesorgt haben.

Wenn Frankreich mit Rußland und England, wenn Deutschland, und Oesterreich-Ungarn mit Italien Militärkonventionen geschlossen haben, so waren dafür besondere Umstände maßgebend, deren Erörterung uns von unserm Gegenstand ablenken würde. Wenn aber Bismarck — und mit ihm wohl auch Moltke — solche bindende militärische Abmachungen Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn gradezu für gefährlich hielt, so hatte er auch dafür seinen guten Grund. Bismarck war nach seinen drei siegreichen Kriegen „saturirt“ und hatte absolut keine Lust, das wandelbare Kriegsglück noch ein viertes Mal zu versuchen; er war deswegen nach 1871 Friedensfreund, er konnte sich das leisten. Er kannte aber auch den schwachen Punkt seines Werkes, des deutsch-oesterreichischen Bündnisses; er wußte, daß dieses Bündnis Deutschland in die bedenkliche Lage brachte, von Oesterreich-Ungarn in dessen ewige Balkanhandel hineingezogen zu werden; er wußte, daß ein allzu sicherer Rückhalt an der größten Militärmacht der Welt, wie ihn eine Militärkonvention mit Deutschland gewähren würde, die seit 1866 begreiflicher Weise unzufriedenen und sieges-, also kriegslüsternen oesterreichisch-ungarischen Generäle (Beweis: die Krise von 1887) und die ihnen gleichgesinnten oesterreichisch-ungarischen Diplomaten zu einer Gefahr für den Frieden Europas und den Bestand des Deutschen Reiches machen würde. Weil aber Bismarck für Oesterreich-Ungarns Balkanpolitik auch nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers opfern, weil er sich durch die oesterreichisch-ungarischen Generäle und Diplomaten nicht in einen Weltkrieg hineinziehen lassen wollte, deswegen — und das scheint Montgelas nicht verstanden zu haben — weigerte er sich, ihnen durch bindende militärische Abmachungen das gewaltige Schwert des Deutschen Reiches in die leichtfertige Hand zu geben. Wie 1914 wegen Serbiens, hatten 1887 die oesterreichisch-ungarischen Diplomaten und Generäle wegen Bulgariens einen europäischen Krieg „von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo“, wie Bismarck sich später ausdrückte, entfesselt, wenn Bismarck ihnen seine Unterstützung nicht versagt hätte. So ist es Bismarck auch gelungen, die einst so mächtige Kriegspartei in der oesterreichisch-ungarischen Monarchie zum Schweigen zu bringen.

Sie lebte erst wieder auf, als an den leitenden Stellen in Berlin auch der letzte Hauch Bismarckschen Geistes verschwunden war. Nun kam an die Spitze der politischen Leitung der oesterreichisch-ungarischen Monarchie ein Ehrgeizling vom Schlage Aehrenthals, der wieder mit dem Gedanken eines Krieges spielte, und an die Spitze des Generalstabs gelangte ein Mann wie Conrad, der von der Idee des Präventiv-, des Angriffs-, des Eroberungskrieges beherrscht war, der in zahllosen, einst geheimen, jetzt vom ihm selbst veröffentlichten Denkschriften das Programm entwickelte, daß Oestereich-Ungarn alle seine möglichen Gegner: Italien, Rußland, Serbien, Montenegro nach einander, jeden einzeln, zum Kriege herausfordern und unschädlich machen müsse. Dieses Programm vertritt Conrad mit einer ihn von andern geschlagenen Generälen wohl unterscheidenden Gesinnungstreue auch heute noch. Ich würde, wenn es nicht unhöflich wäre, die Behauptung wagen, daß mein Gegner Conrads Buch, das den Ausgangspunkt des Streites bildet, nicht aufmerksam gelesen hat, und daß er den darin abgedruckten amtlichen Briefwechsel zwischen Conrad und dem Chef des deutschen Generalstabs Moltke dem Jüngern aus dem Jahre 1909

weder aus Conrads Buch noch auch aus den von ihm, wie er sagt, gründlich durchforschten militärischen Staatsarchiven von Berlin und Wien, sondern nur aus den wegen Raummangels sehr spärlichen Zitaten meines Artikels in der ‚Weltbühne' kennt. Denn sonst konnte er unmöglich behaupten, daß dieser Briefwechsel keine bindenden militärischen Abmachungen, sondern nur einen unverbindlichen „Gedankenaustausch" enthalte, und konnte auch nicht behaupten, daß bei diesem Gedankenaustausch keine „volle Einigung" erzielt worden sei, daß er nur in „unbestimmter Form" erfolgte, am allerwenigsten aber, daß er „nicht ständig fortgesetzt" wurde.

Die Unrichtigkeit dieser letzten Behauptung ergibt sich schon aus dem zweiten, bis 1912 reichenden Bande von Conrads Memoiren. In diesem Bande (auf den Seiten 54—62 und 102—109) druckt Conrad seinen zur Ergänzung der Abmachungen von 1909 im Januar und Februar und dann nochmals im März und April 1910, sowie den im Mai und Juni 1911 geführten Briefwechsel mit Moltke ab. Im Jahre 1912 war Conrad nicht mehr Chef des Generalstabs ; über die Generalstabsarbeiten dieses Jahres gibt demnach Conrad auch keine Auskunft, und mit Ende 1912 schließt der bisher veröffentlichte Teil seiner Memoiren. Wir wissen aber aus den damaligen Zeitungsberichten, daß im Jahre 1912 Conrads Nachfolger Schemua incognito nach Berlin reiste und dort Besprechungen mit Moltke hatte. Freilich wurde Schemua im Berlin sehr bald erkannt, und seine Reise gab Anlaß zu unliebsamen Kommentaren in der internationalen Presse. Da zeigte sich doch der Nachteil der von Montgelas nach französischem Muster geforderten „Besprechungen'. Auch Conrad hatte ursprünglich im Jahre 1909 „Besprechungen" vorgeschlagen ; aber Aehrenthal war dagegen und setzte durch, daß die militärischen Abmachungen in der allerunauffälligsten Form, in der eines streng geheimen amtlichen Briefwechsels, beschlossen wurden.

Daß diese Abmachungen in einem Briefwechsel getroffen wurden und nicht in förmlichen Staatsverträgen, ändert aber nichts an ihrem verbindlichen Charakter. Montgelas scheint zu meinen, daß nur förmliche Staatsverträge mit feierlichen Einleitungen und großem Staatssiegel die Staaten binden. Das ist nicht richtig. Es sind oft die politisch gleichgiltigsten Abmachungen (zum Beispiel über Handels-, Post-, Veterinär-Angelegenheiten) in förmlichen Staatsverträgen, dagegen die wichtigsten politischen Verpflichtungen von Staaten in einfachen Noten, Briefen, ja Zetteln oder sogar nur in schriftlich gar nicht fixierten Besprechungen der kompetenten Staatsfunktionäre festgelegt worden. Die Militärkonvention zwlschen den Mittemächten und Rumänien, die dem Kriegsplan der Mittemächte zu Grunde gelegt wurde, bestand, wie Conrad auf Seite 85 seines zweiten Bandes erzählt, bis Ende 1912 nur in mündlichen Abmachungen. Die im November 1912 an ihre Stelle gesetzte schriftliche Konvention druckt Conrad auf Seite 363 seines zweiten Bandes ab. Sie besteht in einem von ihm und dem rumänischen General Averescu unterschriebenen, formlosen Zettel, der ganze 12 Druckzeilen umfaßt. Wogegen der Briefwechsel Conrad — Moltke von 1909 nicht weniger als 32, der von 1910: 8, der von 1911: ebenfalls 8 volle Druckseiten in großem Format zu je 40 Zeilen bedeckt. Bei dieser Zahlung sind die von Conrad noch nicht veröffentlichten ilitärischen Abmachungen der beiden Mittemächte aus den folgenden Jahren gar nicht mitgerechnet. Umfangreichere Staatsverträge

dürften kaum zu finden sein. Und das ist Montgelas noch immer nicht genug. Oder hält er Conrad für einen Dokumentenfälscher? Als Fachmann muß ers doch besser wissen als wir Andern, die für ihn nur „Laien“ sind.

Der Briefwechsel wurde eingeleitet, nachdem der oesterreichisch-ungarische Minister des Aeußern Graf Aehrenthal sich mit dem deutschen Reichskanzler Fürst Bülow darüber verständigt und die beiden Kaiser dazu die Bewilligung erteilt hatten. Jeder der Briefe wurde vor seiner Absendung oder nach seinem Empfang jedem der beiden Kaiser und der Minister zur Kenntnis gebracht, und derartige Abmachungen hält Montgelas nicht für „politisch bindend“ ! So möge Montgelas doch einmal sagen, wer nach seiner fachmännischen Ansicht in den beiden halb absolutistischen Monarchien zum Abschluß von bindenden Staatsverträgen militärischer Natur das Recht hatte, wenn nicht die beiden obersten Kriegsherren im Verein mit ihren Ministern. Vielleicht der Hauptmann von Köpenick? Oder der Leibfriseur Seiner Majestät? Dieser posthumen Enthüllung der staatsrechtlichen Verhältnisse beider untergegangenen Monarchien durch den General Montgelas darf man mit einiger Spannung entgegensehen. Er muß es ja doch besser wissen.

Daß in diesen Briefwechseln eine volle Einigung erzielt worden ist, und daß sie bindend waren, wer die Ueberzeugung der beiden Generalstabschefs. Von ihren vielen Aeußerungen darüber will ich, der Kürze halber, nur eine, und zwar, weil diese deutschen Lesern die maßgebendere sein wird, nur eine Aeußerung Moltkes zitieren. Moltke schreibt in seinem amtlichen Brief vom dreißigsten Januar 1910 an Conrad (Seite 58 des zweiten Bandes):

> Diese Abmachungen sehe ich als bindend an, sie behalten ihre Giltigkeit, bis sie durch beiderseitige Uebereinkunft geändert oder durch neue ersetzt werden. Sie sind den diesjährigen Mobilmachungsvorbereitungen zu Grunde gelegt worden.

Aehnlich Conrad. Montgelas freilich ist andrer Ansicht als diese Nächstbeteiligten. Er muß ja auch das besser wissen.

Daß aber diese Vereinbarungen bei Ausbruch des Weltkriegs nicht, wie Montgelas weiter behauptet, durch die Ereignisse überholt, veraltet waren, ist wieder in Conrads Buch ausdrücklich zu lesen. Nach dem bereits in meinem ersten Artikel mitgeteilten Resumé der Abmachungen zwischen den beiden Generalstabschefs schreibt Conrad (auf Seite 370 des ersten Bandes):

> Den späteren eingehendern Darlegungen vorgreifend, möchte ich hier einfügen, daß der deutsche Mißerfolg an der Marne (September 1914) diese Vereinbarung zunichte gemacht hat. Damit war die vereinbarte Grundlage zerstört, auf die der Erfolg des Krieges aufgebaut war.

Es folgt dann eine scharfe Polemik gegen die deutsche Heeresleitung, der Conrad die Schuld an seinen Mißerfolgen zuschreibt. Da nun aber einmal der Weltkrieg von den Mittemächten auf Grund dieser Abmachungent begonnen wurde, diese jedoch nach Montgelas ungiltig waren, läge der Gedanke nahe, da nun einmal die Revision der Friedensverträge wenig Aussicht hat, von der Entente die Revision oder gar Nichtigerklärung des auf Grund falscher Voraussetzungen unternommenen Weltkriegs zu verlangen. Der Gedanke ist nicht mein, und ich bin weit entfernt davon, mich mit fremden (Schreib-)Federn zu schmücken. Der Gedanke ergibt sich „in folgerichtiger Durchfüh-

rung“ aus der Lehre des Grafen Montgelas, dem ich die Ehre seiner Lehre neidlos überlasse.

Aus dieser aktenmäßigen Darstellung ersieht man:

Erstens: daß die bindenden militärischen Vereinbarungen der Mittemächte seit 1909 bei Beginn des Weltkriegs vollständig in Kraft und aktuell waren;

zweitens: daß Bismarck Recht hatte, wenn er gegen bindende militärische Abmachungen zwischen den Mittemächten war. Denn während der dreißig Jahre, 1879—1909, während welcher das deutsch-oesterreichische Bündnis ohne das Montgelassche Komplement einer Militärkonvention bestand, ist der Friede in Europa trotz allen Bedrohungen aufrecht erhalten worden. Vier Jahre nach dem Abschluß der ersten deutsch-oesterreichischen Militärkonvention war der Weltkrieg da. Die Militärkonventionen selbst aber sind, wie Conrad berichtet, schon vier Wochen nach Beginn des Krieges durch das erste programmwidrige Ereignis des Feldzugs in Frankreich völlig wertlos und sogar zu einer Quelle von gehässigen Streitigkeiten zwischen den beiden Armeeleitungen geworden. Wozu noch hinzuzufügen wäre, daß die andern Militär- und Marinekonventionen des Dreibunds, die mit Rumänien und die mit Italien, von den beiden Mitkontrahenten überhaupt nicht eingehalten wurden und, deswegen, weil sie falsche Hoffnungen und Rechnungen erweckten, den Heeresleitungen der Mittemächte sogar zum Schaden gereichten.

Und jetzt frage ich: Wer hat Recht? Montgelas mit seiner guten Meinung über den Wert von Militärkonventionen zwischen den Mittemächten oder Bismarck (und auch der ältere Moltke) mit seiner schlechten Meinung? Montgelas mit seiner These, daß die Conrad-Moltkeschen Abmachungen von 1909 nicht verbindlich gewesen seien, oder die Urheber dieser Abmachungen, Conrad und der jüngere Moltke, die sich und ihre Staaten durch diese Abmachungen gebunden erachteten? Montgelas mit seinen Behauptungen, daß diese Abmachungen nach 1909 nicht fortgesetzt und zur Zeit des Kriegsausbruches veraltet gewesen seien, oder die Akten, die die alljährliche Erneuerung enthalten, und die Aussprüche der beiden Generalstabschefs, die ihre Weitergeltung bezeugen? Wer hat Recht: Montgelas, der Fachmann, oder die Andern, von Bismarck und dem ältern Moltke bis zu Conrad und dem jüngern Moltke, die dann alle auf die Bank der „Laien“ gesetzt werden müßten?

Ich möchte nun zeigen, daß der jüngere Moltke durchaus nicht jener Friedensengel war, als den ihn Montgelas hinterdrein darzustellen versucht, daß er vielmehr schon 1909 Conrads Plan, einen Krieg gegen Serbien, selbst auf die Gefahr eines europäischen Krieges, zu provozieren, billigte, und daß er im Juli 1914, unter Ueberschreitung seines eigentlichen Wirkungskreises und mittels Uebergriffen in das politische Ressort, den Kaiser Wilhelm den Zweiten und den Reichskanzler Bethmann-Hollweg zum Kriege drängte, die von diesen Beiden am achtundzwanzigsten Juli eingeleiteten Vermittlungsversuche bei Oesterreich-Ungarn durchkreuzte und selbst seinen, so kriegseifrigen Kollegen Conrad zur Beschleunigung des Beschlusses der allgemeinen Mobilisierung Oesterreich-Ungarns aneiferte. Ich bedaure, über all Das hier nichts weiter mitteilen zu können, weil ich bereits den mir vom Herausgeber der ‚Weltbühne’ zugewiesenen Raum überschritten habe. Doch habe ich darüber gelegentlich schon in einem größern Zusammenhang, nämlich in dem Kapitel: ‚Das Eingreifen der Mili-

tärs in meinem Buche: ‚Kaiserliche Katastrophenpolitik' Einiges gesagt, was die Darstellung des Grafen Montgelas von der lammfrommen Gesinnung des gewesenen Chefs des Großen Generalstabs widerlegt. Vielleicht darf ich Montgelas vorläufig auf mein Buch verweisen, das in seinem nächsten Artikel zu diesem Punkt in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen er hiermit gebeten wird. Ich habe meine Weisheit aus den veröffentlichten Dokumenten der beiden Mittemächte geschöpft. Aber Montgelas muß es ja besser wissen. Ich erwarte die Fortsetzung seiner Enthüllungen.
(Die Duplik des Grafen Max Montgelas folgt Anfang Oktober)

Eisners Ermordung **von Franz Rothenfelder**

> Franz Rothenfelder, kein „landfremdes Element", sondern ein guter Katholik, war durch Urteil des Volksgerichts Augsburg vom 6. Oktober 1919 zu 6 Jahren Festung verurteilt worden, mit der Begründung, „daß er die Räte-Republik herbeigeführt habe". Er hat von der Strafe 2% Jahre verbüßt und ist nach Ablauf dieser Bewährungsfrist, die ihm schon das Urteil bewilligt hatte, aus der Haft entlassen worden. Er arbeitet an einem Buch über die Räte-Republik, aus dessen Manuscript das folgende Stück stammt.

Ich soll die bayrische Räte-Republik „herbeigeführt" haben. Ich habe weder die Meinung, daß ein einzelner Mensch Geschichte machen kann, noch gar messe ich mir eine derartige Kraft zu. Ich habe ebenso wenig das Schuldgefühl, Genossen und Menschenbrüder in eine verlorene Bewegung hineingeführt zu haben. Hätte ich dieses Schuldgefühl auch nur einen einzigen Augenblick gehabt, ich würde mir selbst das Recht auf Leben absprechen. Aber weil ich weiß, daß es den Anschein haben kann, als hätte ich die Räte-Republik erzwungen, und weil ich ebenso weiß, daß mir aus Pflicht und Gewissen meine Handlung vorgeschrieben war, so will ich, ein Straßenrebell, Einer aus der Masse, Blut und Glut von ihr, in aller Offenheit bekennen, wie ich aus rein menschlichem Wollen und Tun in hohe und höchste Politik hineingetrieben wurde.

Es gibt keinen Zufall in einer Revolution !. Aber jedes Geschehnis ist Glied in einer Kette, geschmiedet an ein andres. Für einen Handelnden gibt es keinen Rückweg. Einmal gehandelt zu haben, ist Zwang zu zehn neuen Handlungen.

München 1919 .. . die Iden des Februar.

Vom frühen Morgen an suchen wir nach einem Angehörigen des Münchner Leibregiments.

Revolutionäre gehen auf Menschenjagd. Und bedienen sich dabei sogar der Spürhundshilfe eines Spitzels.

Es wäre beschämend für uns gewesen, wäre es nicht um die Rettung eines Menschenlebens gegangen, das uns unendlich lieb und wert war.

Ein Stück Revolutionsromantik — der Revolutionsromantik, die fast immer neben reinen Trieben vollendete Häßlichkeiten freilegt.

Seit drei Tagen sind wir auf der Menschenjagd und erfüllen eine Pflicht, trotzdem uns Ekel vor uns selbst zu befallen droht.

Seit drei Tagen wird ein Spiel mit einem Menschen getrieben, der eine so starke und ehrliche Ueberzeugung besitzt, daß er nicht schweigen kann und zum unvorsichtigen Verräter an eigner Sache wird.

Ein junger Mensch, Kaufmann, Einjähriger, lernt in Halbweltkreisen eine junge Frau kennen. Er verliebt sich. Er scheint geliebt zu werden. Er genießt Lust der Liebe und plaudert mit der Offenheit eines Kindes.

Die Frau eilt in eine Matrosenkneipe und gibt an uns die Geheimnisse des Leibregiments weiter. Sie enthüllt Dinge, die von unabsehbaren Folgen begleitet sein müssen, wenn auch nur ein Teil von ihnen auf Wahrheit beruht.

Eine regelrechte Verschwörung. Organisierte Gegenrevolution vor dem Losschlagen.

Die Mitteilungen gehen weiter als die Meldungen, die bisher an den Räte-Kongreß gelangt sind. Es handelt sich nicht allein mehr um den Anmarsch von Truppen zum angeblichen Schutz des Landtags, der in wenigen Tagen eröffnet werden soll — es wird von einer ausgearbeiteten Umsturzbewegung, von geplanten Attentaten vor allem gegen den Ministerpräsidenten Eisner, gesprochen. Landshut und Partenkirchen werden als Mittelpunkte der Bewegung genannt. Auch der münchner Zusammenkunftsort der Verschwörer wird verraten, ebenso die Namen der beteiligten Offiziere, darunter der des Grafen Arco. Ganz besonders wird Prinz Joachim von Preußen als Teilnehmer an der Verschwörung bezeichnet.

Die Mitteilungen erfordern Handeln. Ein Revolutionär wendet sich aber nicht einmal dann gerne an die Polizei, wenn an deren Spitze ein revolutionärer Sozialist steht.

Wir legen noch in gleicher Stunde die Angelegenheit in die Hände der militärischen Bahnhofskommandantur, die sofort den Polizeipräsidenten verständigt. Dieser übernimmt mit allem Ernst und Tatwillen die Verfolgung der Angelegenheit und verfügt in Zusammenarbeit mit dem Stadtkommandanten verstärkten Schutz für den Ministerpräsidenten.

Das war der erste Tag einer Menschenjagd gewesen, der zweifachen, die um Rettung und um Vernichtung eines Lebens ging.

Am zweiten Tage saß Prinz Joachim als Polizeigefangener in einem Hotelzimmer. Die Verhaftung — sofern man sie überhaupt als solche bezeichnen kann — war auf Anraten von verschiedenen Seiten erfolgt, denen das Treiben des Prinzen aufgefallen war.

Eisner gab ihn frei und gestattete ihm die Abreise in die Schweiz.

Er war gebeten worden, es nicht zu tun und an sein Leben zu denken, aber er blieb fest in seinem Entschluß.

Am dritten Tage, grade in dem Augenblick, als wir den Soldaten gefunden hatten, traf uns die Kunde: Eisner ist von Arco erschossen . . .
Mit einem weinenden Soldaten standen wir im Vorzimmer des Polizeipräsidenten. Dieser selbst war nicht da.

Die Ordonnanz ging mit dem Soldaten in ein Nebenzimmer. Es dauerte nicht lange, bis beide zurückkamen.

Der Soldat durfte sich entfernen.

Die Ordonnanz erklärte:
„Der Mann hat einen ordnungsgemäßen Ausweis seines Regiments gegen die Spartakisten . . .“

Lucian Leuwen von Oskar Maurus Fontana

„Mehr Einzelheiten, mehr Einzelheiten ! Nur in den kleinen Tatsachen ist Wahrheit und Ursprünglichkeit.“ So spricht der Bankier Leuwen zu seinem Sohn Lucian in einem mit Einzelheiten, kleinen Tatsachen gespickten und von Wahrheit und Ursprünglichkeit überquellenden Roman: ‚Lucian Leuwen’, den Stendhal fertigschrieb, obwohl er ihn unvollendet hinterließ. (Er ist jetzt, übersetzt von Joachim von der Goltz, bei Georg Müller zu München erschienen.) In den zwei Büchern dieses Romans, der keiner ist, hat das Europa nach dem 18. Brumaire seine Geschichte empfangen. Das eine Buch heißt: Nancy, das ist die Provinz, das zweite: Paris, das ist der Staat in seinem Innern, das Dritte hätte Rom geheißen und wäre der Staat in seinem Aeußern gewesen. Aber man vermißt dieses dritte Buch nicht, so erschöpfend sind die zwei Bücher Nancy und Paris, so sehr eine Naturgeschichte dieses politischen Europas zwischen Kaisertum und Republik, zwischen Oligarchie und Demokratie, dieses Europas, das vom 22. März 1835, von dem Tage, da Stendhal das letzte Wort an dem zweiten Buch schrieb, bis zum Jahre 1922 nichts gelernt, nichts vergessen hat, dasselbe Europa geblieben ist. ‚Lucian Leuwen’ ist unser politischer Roman. Seine Aktualität läßt die feine Kraft des Künstlers Stendhal, mit der ein jüngerer Mensch voll allem guten Willen und allen Gaben der Jugend in eine Gesellschaft des Uebergangs gestellt wird, fast vergessen. In diesem bürgerlichen Heldenleben eines jungen, vor der Entscheidung stehenden Menschen ist unnachahmlich viel Grazie bei aller satanischen Klugheit und Politik.

Ja, es ist unser Zeitalter. Kein junger Mensch wagt von einer ernsthaften Neigung zu einer Frau auch nur zu sprechen (noch immer, armer Stendhal). Noch immer ist der Greis, der Alles so haben will wie vor 1786, unser Greis. Noch immer ist das unsre Provinz, in der die Reichen, unbeschäftigter als die Andern, der Bosheit verfallen, die Zeitung die einzige Lektüre und der einzige Gesprächsstoff ist, und in der sich diese Begebenheit Tag um Tag wiederholt: „Sooft der Hausherr sich anschickt, dem Fremden eine Geschichte zu erzählen, die seiner Frau und seinen Kindern bekannt ist, sieht man sie darauf brennen, dem Vater das Wort abzuschneiden und ihm die Geschichte zu stehlen, um sie selbst zu erzählen; und oft fangen sie unter dem Vorwand, einen vergessenen neuen Umstand nachtragen zu müssen, die Geschichte noch einmal von vorne an.“ Unverändert ist die kleine Garnison geblieben; unverändert die Offiziere, die einen entschieden rechts gerichtet, die andern mit der halben Traute nach links; unverändert der Streit einer Militärbehörde mit der Zivilbehörde in Kreishauptstädten nicht um die Verantwortung, sondern um die Verantwortungslosigkeit; unverändert die Bereitschaft des Militärs, mit der herrschenden Politik zu marschleren, solange diese eben herrscht. Spione, die Gegenspione sind und Dokumente auf Wunsch fabrizieren — wer hat sie nicht in diesen Jahren gerochen? Und diese Aristokratie, die böse in ihren Nestern sitzt und mit allerhand höfischer Maskerade ihrem Auf-

erstehungstag entgegenlebt, umgeben von Leuten, „die sich an die Privilegierten anschließen mit dem Amte, für sie zu denken“ — ist das Alles nicht von heute? Der große Streit, „der das neunzehnte Jahrhundert trübt: die Erbitterung des Ranges gegen das Verdienst“ geht weiter, der Rang brüllt und keift weiter gegen das Verdienst. Und die Bourgeoisie erzeugt weiter dumme hochgetriebene Krämer und entzückende Skeptiker wie den Bankier Leuwen, die bei allem Nihilismus doch wissen, daß sie ausgespielt haben, und daß Denen von unten die Zukunft gehört, und die von ihrem Geld frei sind, die es beherrschen, nicht von ihm beherrscht werden. Unverändert sitzt eine dumme Bürokratie in allen Zentral- und Provinzialbehörden, mit der Aufgabe, „den gesunden Menschenverstand zu bekämpfen“, unverändert werden Ministerposten und Pfründe verschoben, unverändert werden Wahlen mit Geld gemacht, unverändert gilt die Maxime Papa Leuwens für seinen Sohn: „Merke dir den Grundsatz: Jede Regierung, selbst die der Vereinigten Staaten, lügt beständig und in jedem Fall; wenn sie im Wesentlichen nicht lügen kann, lügt sie in Kleinigkeiten. Ferner gibt es gute und schlechte Lügen. Die guten sind diejenigen, die der kleine Mann von 1000 bis 12- oder 15 000 Francs Rente glaubt. Die meisterhaften täuschen ein paar Dutzend Equipagenbesitzer. Verabscheuungswürdig sind diejenigen, die Niemand glaubt, und die nur von schamlosen Ministeriellen weitergegeben werden.“ Und die schreckliche Angst der Privilegierten vor der Republik (Angsttraum: Die Bolschewiki), weil sie ahnen, daß zum Wesen der Republik gehört, „weniger blödsinnig, aber gewalttätiger“ zu sein — dieses Entsetzen bebt immerfort durch das Europa der Großbanken. Und Stendhals Bekenntnis: „Jede Regierung ist ein Uebel, aber ein Uebel, das uns vor schlimmern bewahrt“ ist das Bekenntnis des Geistes, aus der Aristokratie geboren und den Demos im jungen Menschen und im großen Unbekannten suchend, der mit uns lebt und für seine Gemeinschaft auf den Barrikaden stirbt — ungekannt, ruhmlos, aber immer wieder geboren, ewiger Bruder des Geistes.

Im Schutz der Polizei von Klaus Pringsheim

Zehn Minuten vor Abgang des Zuges. Gewimmel von Reisenden. Vor einem Wagen staut sich die Menge. Massenaufgebot von Schupo. Etwas nicht Alltägliches, aber durchaus nichts Aufregendes: Zuchthäusler werden verladen. „Sechsunddreißig Stück“, schreit es über die Köpfe des Publikums weg. Männer in Sträflingskleidung, einige gefesselt. Gestalten, Gesichter, die man nicht vergißt. Als ich dazu kam, gab es irgend eine Stockung. Mit Blicken, die nicht wußten, wohin, standen sie und drängten sich vor dem Trittbrett. An Einem wurde mit eisernem Gerät manipuliert. Mitten in Berlin, zwischen Koffern, Ullstein-Büchern, Speisewagengerüchen.

Wenn Ihr denn, zur Befriedigung eurer Rache und eures kläglichen Moraldünkels, oder zu ihrer sogenannten Besserung, oder um der noch sogenanntern Gerechtigkeit willen, nicht davon lassen könnt, Menschen in Tierheit zu stoßen: daß Ihr das grauenhafte Bild der

Schande öffentlich zur Schau stellt, die von euch wehrlos Erniedrigten dem Licht der Welt preisgebt, eurer Welt von Guten und Braven, die Tanzdielen, Likörstuben und alle Herrlichkeit des freien Lebens haben — das ist ein ärgeres Verbrechen, als je Einer von Denen beging, mit denen Ihrs so mittelalterlich treibt.

Dies nebenbei bemerkt. Etwas später — als das Schauspiel vorüber war — vernahm ich aus dem Innern des Reisegefängnisses behutsam-beharrliche Flüsterstimmen; ich verstand: „Zigaretten". Sie bettelten. Da, mich zu hindern, Niemand in der Nähe schien, entnahm ich meinem Etui die paar Zigaretten, die drin waren, und machte mich vorsichtig daran, sie durch den Fensterspalt, aus dem die Laute drangen, hineinzubefördern. Unmöglich, die elende Handvoll zwischen die Stäbe des Eisengitters zu zwängen; ich mußte versuchen, jede einzeln durchzustecken. Plötzlich stand ein Kerl hinter mir, hatte mich am Arm gepackt, riß, stieß mich und brüllte. Er trug einen blauen Mantel und war der Gefangenentransportführer. Auch das Gesicht, in das ich da zu sehen bekam, werde ich nicht vergessen. Eine Welt menschlicher Niedertracht blitzte auf. So sieht Einer aus, dem körperliche Gewalt über Mitmenschen gegeben ist, und der sein Recht auf ihre Qual verteidigt.

Die Leute um mich herum, die pünktlich, wie der Chor in der Oper, sich wieder angesammelt hatten, mengten sich hinein. Anschnauzen, anrempeln, auf dem Bahnsteig, lassen wir uns vom Schaffner, der ist dazu da; aber nicht von einem Gefangenenwärter. Es stand fest, daß ich keiner von seinen Schutzbefohlenen war. „Was fällt Ihnen ein, den Herrn so zu behandeln — das ist doch kein Gefangener !" „Hier haben Sie überhaupt garnichts zu sagen !" „Auch mit Ihren Gefangenen dürfen Sie nicht so umgehen" — nein, das sagte Keiner. Aber da, immerhin, das Publikum genau das annahm, was der Zeitungsbericht „eine drohende Haltung" nennt, so fand Der im blauen Mantel ratsam, mein Verhör an geborgenerm Ort vornehmen zu lassen. Willig, denn auch ich hatte noch mit ihm zu reden, folgte ich ihm und dem obligaten Schupo-Wachtmeister in eine jener Türen, die immer, wenn man vorübergeht, verschlossen sind und sich immer öffnen, wenn eine dienstliche Situation ausgebrochen ist. Noch Einer oder Zwei kamen mit, die aber nicht weiter zu beachten waren.

Drin fuhr der Blaue fort, zu zeigen, mit wem ich es zu tun hatte. Selbstverständlich, er wird Anzeige erstatten. Er ist Zeuge. Er hat Alles gesehen. „Die ganze Zeit habe ich den Herrn genau beobachtet." Er schämte sich nicht, sein Spitzeltalent zu exhibieren. Aber es machte ihn wild, daß ich schamlos genug war, nicht den kleinsten Ableugnungsversuch zu machen, und es schien ihn zu wundern, daß ein Bursche, der Zuchthäuslern Zigaretten zusteckt, um sich zu legitimieren, einen richtigen Paß besitzt. „Wenn Sie ein anständiger Mensch wären" — den Nachsatz, der wohl lauten sollte: „würden Sie sich mit Verbrechergesindel nicht gemein machen", ließ ich ihn nicht mehr sprechen. Erst die tätliche, nun die wörtliche Ungebühr — ich verlangte den Namen des Mannes, der sich dessen erfrechte, zu erfahren. „Wer ich bin, wird man Ihnen schon sagen, wenn ich meine Anzeige gemacht habe." „Ihre Anzeige ist eine andre Sache. Ich will Sie anzeigen und frage, wie Sie heißen." Einmal, zehnmal wiederholte ich mein Verlangen. Der Wicht hatte nicht die Geste, zu antworten: Ich

heiße so und so — nun zeigen Sie mich an ! Auch der Schupo-Wacht-
meister ließ sich nicht bewegen, den Namen festzustellen, Mit einem
Ausdruck von Ohnmacht suchte er nur, mich von meinem Vorhaben
abzubringen, so, wie man Kindern unerfüllbare Wünsche ausredet.
„Es ist doch der Transportführer — wir kennen ihn genau.“ Der
Blaue verschwand. Ich sah mich nach Beistand um. Schräg hinter
mir, sodaß der Schupo-Wachtmeister ihm grade ins Gesicht sah, war
da Jemand mit einem Spitzbart. Aber der hatte Nichts gehört, Nichts
gesehen, und die Sache ging ihn Nichts an.

Als ich hinaustrat, fuhr eben der Zug aus der Halle. Mitreisende
des rollenden Zuchthauses riefen mir ermunternde Worte zu. Aus der
Menge der Zurückbleibenden, die nicht verfehlten, in Gruppen eifrig
das Vorgefallene zu besprechen, stellten sich mir Zeugen zur Ver-
fügung. „Sie müssen ihn anzeigen !“ Wen soll ich anzeigen? Ich
begab mich zur Polizeiwache, auf der andern Seite des Bahnhofs.
„Was wünschen Sie?“, fragte in scharfem Ton mein Spitzbärtiger.
Da stand er, von vielen Polizisten umgeben, und war offenbar eine
gewichtige Persönlichkeit. Ich trug meine Sache vor. „Interessiert
uns nicht.“ Wie denn? Es hat da einen Auftritt gegeben, ich bin
insultiert worden, die Polizei muß mich unterstützen . . . „Schreiben
Sie ans Polizeipräsidium und bitten Sie um Auskunft, wie der Ge-
fangenentransportführer heißt, der heute, den vierzehnten September,
um halb Neun vormittags auf dem Lehrter Bahnhof Dienst hatte“, riet
mir Einer, der aussah wie ein Offizier. Gesuch ans Polizeipräsidium,
um Den festzustellen, den die Polizei, Einen von der Familie, hat
entwischen lassen. „Ich empfehle Ihnen, sich an einen tüchtigen Rechts-
anwalt zu wenden“, rief mir der Spitzbärtige nach.

Den Namen des Blauen werde ich vielleicht erfahren. Aber den
Namen des Polizeibeamten, der wagt, einen Schutzsuchenden mit Hohn
abzufertigen, werde ich gewiß nie herausbekommen.

Bonifazius Kiesewetter und Max Jungnickel
von Hans Reimann

Bonifazius Kiesewetter
war ganz christbaumengelgut,
einen Strauß aus Heckenrosen
schlang er sich um Stirn und Hut;
doch der Frau Baronin Ziegler
pflückte er Vergißnichtmein,
trug sie ins Mansardenstübchen
und schlief überglücklich ein.
Moral: Vom Himmel hoch, da komm ich her,
ich liebe meine Lyrik sehr.

Frau Baronin hat Geburtstag,
und der trauten Gäste Schar
drückte ihr das zarte Händchen,
küßte ihr das Silberhaar.
Selig war die Frau Baronin,
als sie Bonifazen sah;
denn er schenkte ihr, ach doddchen,
sechzehn Bände Bô Yin Râ.
Moral: Walt Whitman ist zwar auch ein Dichter,
ich allerdings bin weitaus schlichter.

Schmidtbonn, Sarment und Schiller

Man kann frei von Chauvinismus sein und doch ungerecht finden, daß Wilhelm Schmidtbonn von dem Herrn des Deutschen Theaters, der ihn vor zwanzig Jahren entdeckt und vielfach gespielt hat, zu Gunsten des Parisers Sarment in die Kommandantent-Straße gestoßen wird. Dazu nämlich überragt der ‚Schattenfischer' den ‚Geschlagenen' nicht hoch genug. Die Begebenheiten ähneln einander von ferne. Der deutsche Kriegsflieger kehrt erblindet heim; beargwöhnt die Frau und den Bruder; stellt beide; erfährt, daß die Frau sich von einem besessenen Herrscher über sein Flugzeug, der für sie niemals Zeit und Sinn gehabt, nach einem dankbar schenkenden Liebesgefährten gesehnt hat; ist bereit, zu verzichten — und wird von der Frau jetzt, wo er, seines Werkes beraubt, auf sie angewiesen ist, trotzdem er seine Mutter noch hat, um keinen Preis hergegeben. Die französische junge Dame, die einen ebenso jungen Dichter durch ihre Gleichgültigkeit um den Verstand gebracht hat, sieht sich von seiner bangenden Mutter behutsam ihm zugeführt, kann seiner rührenden Hilflosigkeit nicht widerstehen — und verliert ihn, weil die Lüge des eifersüchtigen Bruders, dies sei gar nicht jenes erste Fräulein, sondern ein fremdes, ihn abermals krank und zum Selbstmörder macht. Dramen? Variationen über verzwickte pathologische Seelenvorgänge, aber auch über das denkbar unpathologische Thema der Mütterlichkeit des Weibes, jedes Weibes: des Mädchens, der Frau, der Mutter. Eine Nervenfühlerei, die sich ganz anders äußert, als der landläufigen Völkerpsychologie entspräche: der Deutsche ist Raisonneur, nicht der Franzose. Jean Sarment läßt die Ereignisse durch sich selber wirken. Bezeichnend leise der Titel. Bei Schmidtbonn ist gleich der ein Trommelwirbel. Und durchweg instrumentiert er zu stark. Wer bei ihm leidet, schleudert sich in eine Ekstase, die den Genuß der Leiden für ihn verdoppelt, für uns halbiert. Dieser süße Schmerz betrügt den Geschlagenen darüber, daß der Weg des Todes, den jener Schattenfischer tritt, seinem Wege des Kompromisses vorzuziehen ist. Grade wenn Schmidtbonn sagen wollte — und er ist der deutsche Ideologe, der immer was sagen will, und ist hier der Rhetoriker, der es unzweideutig und reichlich sagt — , daß die körperliche Sehkraft dem Ahnungsvermögen des Blinden nicht gewachsen ist: grade dann mußte seinem armen Krüppel dieses Ahnungsvermögen verraten, daß das Mitleid der Frau nicht über die letzte Szene eines Schauspiels hinauswähren wird, das nur des Dichters lyrische Zärtlichkeit, also seine dramatische Schwächlichkeit wohlgefällig abzurunden gezwungen ist. Die Einzelschönheiten, die bis zu diesem Ende gedeihen, hatten Sarments Kammerspieler zweifellos besser zutage gefördert als die ernsthaft bemühten Erben des Hauses, nicht des Genres Herrnfeld. Aber freilich: hier wie dort geht es poetisch um Fälle, deren tasächliche Einmaligkeit nicht symbolisch geworden, nicht bis zur Allgemeingültigkeit gesteigert ist.

Ist uns ‚Maria Stuart‘ heute Hekuba? Schillers jüngster Biograph, Fritz Strich, der feststellt, daß „diese Tragödie nicht mit einem menschlichen Mitgefühl für die Heldin rechnen konnte“, bestätigt damit den Dichter, der an Körner schreibt: „Es ist mir ein großer Trost, von Dir zu hören, daß der Mangel an demjeniger Interesse, welches der Held oder die Heldin einflößt, der ‚Maria Stuart’ bei Dir nicht geschadet hat.“ Da laßt mich denn ruhig bekennen, daß dieser Mangel der ‚Maria Stuart’ bei mir schadet. Was hat Körner eigentlich von einer Tragödie gefordert? Und ist es zu rückständig oder zu fortgeschritten, „Interesse und menschliches Mitgefühl“ für die Heldin empfinden zu wollen? Wer aber ist Maria Stuart, daß ich um sie soll weinen? Schillers Absicht war, sie aus einem physischen Wesen durch die Gewalt des Schicksals zu einem erhabenen Charakter zu entwickeln. Die Gewalt des Schicksals ist da: der drohende Tod. Was fehlt, ist das physische Wesen und der erhabene Charakter. Gesprochen wird nicht wenig von den Jugendsünden, von einer Art naiver Lasterhaftigkeit der Maria. Leider traut man sie ihr nicht zu. Den ältern Schiller macht ja eben der fanatische Haß gegen jede, auch gegen die unschuldigste Untugend, seine schwärmerische Liebe zur Tugend als Begriff. Von diesem Begriff geht der Dichter aus. Für diesen Begriff findet er schallende, rollende, glühende Worte, findet er der Worte rednerisch Gepränge, an deren Stelle er, grade er, in rührender Verkennung seiner besondern Begabung, der Natur getreues Bild zu setzen wähnte. Nun, dieses Stück ist ein so ungetreues Bild der Natur, wie es selbst unter Schillers Werken nicht wieder vorkommt. Der deklamierende Moralist zerstört, was der Gestalter etwa gut gemacht oder wenigstens versucht hat. Nicht übel ist Elisabeth als egoistisch-eifersüchtige Machthaberin, Graf Leicester als aalglatter Höfling, als parkettgewohnter, ehrgeiziger, eisenstirniger Günstling, einfach als Typus des skrupellosen Diplomaten angelegt. Aber sie müssen ja Monologe halten, müssen sich erklären und entschuldigen — und sich damit, als Menschen wie als Figuren eines Dramas, verdammen. Und Mariens erhabener Charakter? Es bleibt ihr wohl nichts übrig, als zu resignieren, nachdem die Schmähkünstlerin, das schottische Fischweib gegen das britische Fischweib keinen Erfolg gehabt hat. Nach dieser Schimpfszene — worin der Frauenlob Schiller eine Weiberkenntnis wie nirgend sonst bewährt — ließe sich ein andrer Verlauf des Trauerspiels denken. Aber der Dichter, unbekümmert um jede wahre Situation, die ihm das falsche Konzept verdirbt, muß ja auf den Standpunkt zurück, den er einmal eingenommen, den er voreingenommen hat, muß also, koste es, was es wolle, die edle Dulderin wiederherstellen. Und Mortimer? Nicht Leicester und nicht Burleigh: er, der „jugendliche Liebhaber“, ist der eigentliche „Intrigant“ des Stücks. Sein Doppelspiel könnte reizvoll genug sein. Aber er muß ja Arien singen, Wenn er Marien in iliegender Eile seine Rettungspläne verraten soll, dann gesteht er ihr gemächlich, daß er zwanzig Jahre, Königin, gezahlt habe; und wenn seine Liebesraserei wahrhaftig angetan

ist, ihm die Verssprache zu verschlagen, dann wird sie grade am unanschaulichsten, dann ist das Leben doch des Lebens höchstes Gut, dann mag der Welten Band sich lösen, eine zweite Wasserflut herwogend alles Atmende verschlingen und sich das Ende aller Tage nahen, bevor er ihr entsagt, ihr und dem Lebensgott der Freuden, der hohen Schönheit göttlicher Gewalt, die nicht verfallen darf den finstern Todesmächten. Blut wird zu Wasser. Aber die Hauptsache ist, daß es wallet und siedet und brauset und zischt. Keine Abneigung gegen die Undramatik eines Nationaldichters, der für die Mehrzahl auch der Nationaldramatiker ist, darf so weit gehen, ihr die theatralische Kraft zu bestreiten. Schillers Wirkung ist ungeheuer. Das Muskelspiel jedes einzelnen Auftritts, der Anblick dieser großartigen Sehnenanspannung lenkt den unkritischen Zuschauer von der Bresthaftigkeit des ganzen Organismus ab. Immer wieder ist vor dieser effektvollen Folge von hitzigen und weinerlichen Szenen der Jubel imposant wie Schiller und echter als er, der, ohne es zu wissen, durch die Gewalt, die seine Verssprache über ihn selbst hat, eine Welt der Dummheit und Gemeinheit als das Paradies vortäuscht.

Ein hartes Brot, die altgewohnte aesthetische Kritik an Theateraufführungen zu üben, wenn man weiß, was für ein Wunder es ist, daß noch immer, vorläufig noch immer in fünfunddreißig berliner Bühnenhäusern jeden Abend der Vorhang sich hebt. Aber entweder gibt man die Kritik ganz auf oder betreibt sie weiter so, als hätte Apoll nicht die Herrschaft an Merkur abgetreten. Das tat man ja auch, als Mars die Stunde regierte. Was also ‚Maria Stuart', betrifft, so bietet sie keine Probleme. In ‚Wilhelm Tell' sind die Pathetiker schließlich doch Bauern, Hirten und Jäger. Hauptmann tat recht, durch allen Schwulst auf den Grund menschlicher Seelen zu dringen. In dem monströsen ‚Wallenstein' steckt außer dem fesselnden historischen Material eine Fülle erregender Menschlichkeit. Hauptmann oder ein Dramaturg seines Ranges täte recht, sie mit gewaltigen Streichen und Strichen herauszuholen. Aber er oder sonstwer nehme der ‚Maria Stuart' die Verbrämung ! Sie stünde frierend, ein entlaubter Stamm, der sich überdies noch als morsch erwiese. Was soll da der Regisseur? Die Dauer der Vorstellung kürzen, nämlich ein paar Schmettergelegenheiten schmälern, die Verwandlungen beschleunigen, das Tempo befeuern. Reinhard Bruck im Staatstheater kommt mit seinen redlichen Anstrengungen weiter als jemals bisher. Mortimer hat gewiß den höchsten Hitzegrad, der Lothar Müthel erreichbar ist. Da seine Königin Johanna Hofer heißt, so hat sie selbstverständlich zu keiner Zeit ein üppig lastervolles Leben, sondern zu jeder den Christus in der Hand und im Herzen geführt. Das verringert nicht in der Gartenszene die überraschende Wucht ihres Verteidigungsangriffs. Man hat diese Leistung vielleicht zu wenig gewürdigt, weil man geladen war, die drei Frankfurter zu begrüßen, die das dürftige Ensemble auffüllen sollen. Karl Ebert als Leicester unternimmt für einen „Helden" bemerkenswerte Versuche des „Charakterspielers" in dieser Bassermann-

Rolle, sollte aber doch lieber wieder „Held“ werden, solange die Sorte selten und das „Charakterfach“ auch bei Jeßner, ausreichend besetzt ist. Aus diesem Fach wurden früher für Burleigh die Bewegungen, Farben und Töne des schleichenden Bösewichts geholt. Warum denn? Er unterdrückt um des Staatswohls willen seine Gefühle, ohne daß ihm das schwer wird. Als vor fünfundzwanzig Jahren, nach so vielen Brunnenvergiftern, Bassermann diesen Großschatzmeister von den Krusten den Konvention säuberte, war es wie eine Erlösung. Robert Taube sieht im ersten Augenblick wie weiland Jacques Morvay, also nicht wie ein Intrigant aus und ist in fester Schlichtheit nichts als ein treuer Diener seiner Herrin. Für die hat Gerda Müller eine grausige Phantasie, einen tollen Schneid, eine Vipernstoßkraft, die danach lechzt, zu stechen und zu vergiften. Mortimers Ueberredung betreibt sie, mit ihrem roten Schopf über den slawischen Backenknochen und dem breiten, vollen, gierigen Mund, wie ein Troll, wie ein Albdruck. Der eisige Hohn der Elisabeth — „Kommt zu Euch selbst !“ — wird diesem ungeduldigen Temperament zur ausbrechenden Wut einer Katharina. Sie darf maßlos sein weil sie heiß ist, offenbar weniger denkt als empfindet und von ihrem instinktiven Stilgefühl vorläufig noch davor bewahrt wird, die Maßlosigkeit zu übertreiben. Möge das verkommene Berlin sie nicht verderben !

Salzburger Großes Welttheater von Alfred Polgar

II. Die Aufführung

Max Reinhardt, der in der kaiserlichen Burg zu Wien spielen wird, schlägt gerne in der Kirche seine Bühne auf.
Er sucht das Dekorative dort, wo es organisch wächst. Kaiserburg und Gotteshaus sind, sozusagen: Naturtheater. Das Festliche, Feierliche, Entrückte versteht sich in ihnen von selbst. Der Spielleiter kann sich „die Atmosphäre“ sparen: sie ist da. Ohne ihn, für ihn.

Hofmannsthals Großem Welttheater gibt die salzburger Kollegienkirche Quartier. Den Niedersitzenden greift die kühle Weite, die hallende Dämmrigkeit des Raums: er fühlt sich in seiner Einzelschaft reduziert. Er wird, schon dadurch, daß er da ist, Teil einer Gemeinde. Die barocke Pracht der Chöre und Altäre, die aus Halbdunkel ins Dunkel der hohen Wölbungen droben aufschwebenden Skulpturen, Würde und Harmonie des Raums „stimmen jede Nerve“ wenn auch nicht zur Andacht, so doch zur Bereitschaft für Andächtiges. Hebt das Spiel an, so sitzt eine wenn auch nicht sterilisierte, so doch gedämpfte Zuschauergemeinde da.

Die in den Chor (von Alfred Roller) eingebaute Bühne ist ein schlichtes, rot verkleidetes Podium. Ueber diesem, ein paar Stufen erhöht, das zweite Podium; Vorhänge schließen seinen Hintergrund ab. Sie teilen sich, um die Engel und den Engel-Sprecher herauszulassen. Daß die himmlischen Boten wieder

verschwinden, sich umdrehen oder, tastend, rückwärts schreiten müssen, stört ein wenig. Es wäre vielleicht schöner gewesen, sie einfach in der Oeffnung des auseinanderschwebenden Tuchs erscheinen und über den Erscheinungen die Vorhänge wieder niedergleiten zu lassen.

Für nötige Verhüllung des Hintergrunds sorgen rote Paravents, rechts und links zur Bühnenmitte gezogen. Es ist ein Notbehelf. Von zwei hohen Galerien — später Standort der ins Spiel zwischenrufenden Engel — fluten rote Teppiche herab zum Kirchenboden. Das Dom-Innere wahrt gegenüber diesem Gerüst und diesem Rot seine Distanz. Es duldet kühl, ohne mitzutun. Es hat zu dem, was sich da in seinen Bogen eingenistet hat, so wenig Beziehung wie zu dem Schwalbennest in seinen Giebel-Ecken.

Als Stil der Darstellung hat Reinhardt den eines mechanischen Spielwerks gewählt. Die Figuren (des eigentlichen Welttheaters) stehen steif in halbkreisförmig aufgestellten Nischen (geformt und bemalt nach dem Geschmack bäurischen Zierats); wenn sie sich bewegen, tun sies mit dem sakkadierten Schritt aufgezogener Automaten. Alle Gebärden sind auf eine einfachste Formel gebracht. Dieses Stilgesetz wird durchbrochen, wenn die Schauspieler in dramatische Hitze kommen; es ist dann, als ob das Uhrwerk, das ihren Schritt und ihre Geste regelte, ins Laufen geraten wäre.

An den Kostümen dürfte kein Künstler mitgeschneidert haben. Geruch der oesterreichischen Valuta hängt an diesen Kleidern. Prunkvoll tritt „die Welt“ auf, barbarisch angetan wie die Patronin eines östlichen Freudenhauses; oder auch wie die große babylonische Hure. Aber so ist sie wahrscheinlich, die Welt. Sehr apart, nach des Dichters Vorschrift, geht der Tod einher: Prinz Hamlet mit einem weißen Hut auf dem Totenschädel. Er bleibt, ein kräftiges Symbol, während des ganzen Spiels auf erhöhtem Platz anwesend. Ueber der Situation, ihr Herr. Er ist es, der auch dem Auftritt der Figuren, ihrem Ins-Leben-Treten, das Zeichen gibt, mit einem Glöckchen. Der Einfall hat seine Grazie: Tod als Starter. In seine Gasse kommt ja auch alles Lebende mit der ersten Sekunde Lebens. Bemerkenswert ist der spanische Tritt, der diesem eleganten, pretiösen Tod eignet. Er geht hohe Schule.

Eine glänzende Schaunummer: der Totentanz, der die Figuren durcheinanderwirbelt. Sausend schnurrt das Uhrwerk ab ! Der Schluß des Werkes wollte dem Regisseur nicht reicher geraten als dem Dichter. „Bereitet euch auf ungeheures Licht !“ ruft der Engel den emporwandelnden Seligen zu, weiß und weißer glänzt der Hochaltar, rechts und links von ihm senken sich mit gelben Lämpchen besteckte Lüster nieder. Es wirkt nicht gerade celest. Die Schauspieler nehmen „ungeheures Licht“ materiell; sie schützen mit der Hand das geblendete Auge. Sehr sonderbar muten, geschauspielert in der Kirche, die liturgischen Worte an, der ortszuständige Text. Wie ein Gesicht, das sich selbst als Larve trägt. Wie wenn die Unkomödie mit Komödie spielte.

Die anschmiegsame Musik hat Ejnar Nilson geschrieben.
Sie geht leicht ins und aus dem Ohr.

Moissi als Bettler ist die große Nummer des Welttheaters.
Kraft und Manier geben seinem Spiel die starke persönliche Note, sein Aufruhr ist bezwingend wild, sein Schmerz schneidet messerscharf. Nach der Wandlung interessiert ihn die Rolle, mit Recht, nicht mehr. Die Einkehr in sich vollzieht er — Befehl ist Befehl — gehorsamst, ohne, gleich uns, zu wissen warum. Immerhin bewährt sich Moissis Kunst, Seele zu sprechen, auch in den unbeseelten Augenblicken seines Spiels, und auch das Oel tropft musikalisch von dieser Lippe. Warum hat man Frau Wolgemut die Rolle der Schönheit, die ganz in ihr Fach schlägt, vorenthalten? Als erster Engel wahrt sie in Ton und Haltung gute Distanz zu den Menschen-Spielern. Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. „Schönheit" ist die zierliche Frau Sybille Binder; für das Repräsentative fehlt ihr eben dieses. Herr Rainer macht den Tod. Man kann nicht graziöser unheimlich sein. „Die Welt" der Frau Mildenburg hat Format und Aussehen der Klytämnestra. Ein Einschlag von Gemütlichkeit entgiftet die Dämonie der Figur. Ganz Gemütlichkeit ist „der Vorwitz" des Bauerndichters Pflanzl. „Weisheit": Frau Helene Thimig. Ihre Rede ist Wort gewordener seelenvoller Augenaufschlag. Wortaufschlag sozusagen. Ihre schöne Sanftmut wandelt härtest an der Grenze des Larmoyanten. Ich glaube: begrenzte, bürgerlich-konkrete Schicksale liegen ihr besser als Symbole und Gestalten, deren Linien im Abstrakten verschwimmen. Einen richtigen Bauer, standfest in seiner genagelten Einfalt, stellt der Bauernspieler Josef Meth dar. Dieterles König ist ein Kerl voll Kraft und Saft und Vollgefühl seines Ich. Den „Widersacher" zischt Herr Döblin als gespenstischer Aktuarius E. T. A. Hoffmannscher Fraktur. Laut klimpern dem „Reichen" Herrn Aslans die Schätze im Brustkasten. Vor dem Tod verfällt er leider in schwere Krämpfe.

Des Spielleiters Theater-Atem hat die Schemen-Dichtung kräftig aufgeblasen. Es ist schon bewundernswert, wie Reinhardt Gottesdienst spielt und Theater zelebriert, daß die Grenzen beider ineinanderfließen ! Gewollte Schlichtheit und literarische Tiefen-Absicht weigern sich allerdings, zu diffundieren, auf der Bühne wie im Buch. Der Regisseur hatte Einfälle, die nicht zwingend sind, aber zureichend, innere Schlaffheit des Werks äußerlich zu verhehlen. Ungerufen von „der Welt", von „Widersacher" und „Vorwitz" nicht bemerkt, mischte sich als stumme Figur die Langeweile ins Spiel. Reinhardt dürfte sie bemerkt, aber für eine dem Dichter attachierte und also leider nicht wegzuweisende Person gehalten haben.

Ein paar Kilometer von dem glühenden Salzburg ist See, Berg, Waldeinsamkeit. Ohne Aufwand und Zwang wird dem Zuschauer Erbauung, Friede, Versöhnung mit dem Leben, mit dem Tod. Von jeder Bergspitze predigen die Engel, Schönheit und Weisheit sind eins, und so „ungeheures Licht" stürzt gnadenvoll hernieder, daß man eine grüne Brille aufsetzen muß.

Um den Osten von Morus

Stadt und Land

Und wieder fährt man, zwischen See und später Sonne, im Lande umher und sieht auch dort das Stadtvolk in Armut und rasch wachsender Not und darüber, aufdringlicher noch als in den Hauptstädten, die Fettschicht der Schieber, die umso mehr steigt, je tiefer die Lebenshaltung der großen Massen sinkt. Tragikomisch, wie der längst proletarisierte, ausgepowerte „Mittelstand“ seine Verelendung zu verdecken sucht, wie die Honoratioren von vorgestern krampfhaft an der Fiktion der gesellschaftlichen „Verpflichtungen“ festhalten, wie der Landgerichtspräsident jeden Sonntag sich zwei Juristen zu Tische lädt, weil es zu der großen Abendabfütterung nicht mehr reicht. Am erstaunlichsten, wie karg da draußen die Arbeiterschaft lebt In Elbing, der einzigen ausgesprochenen Industriestadt des Ostens, zahlt die große Schichau-Werft ihren Qualitätsarbeitern als Höchstlohn 30 Mark die Stunde, der ungelernte verheiratete Mann erhält 25 Mark — während die Kosten des Lebensunterhalts kaum zehn Prozent hinter Berlin zurückstehen. Und dieses Hungergeld ist der Erfolg eines schweren, zwölfwöchigen Lohnkampfs: zu Anfang dieses Jahres betrugen die Spitzenlöhne 4,50 Mark die Stunde. Die Unternehmer, noch nicht im Arbeitgeberverband, sondern in dem berüchtigten Verband der Metallindustriellen vereinigt, drücken den Lohn mit den rigorosesten Mitteln, mit plötzlicher Aussperrung, mit Züchtung von „Gelben“ und ähnlichen saubern Methoden des unumschränkten Herrenregimes.

Nicht viel besser steht es weiter oben in Königsberg. Aus der Stadt Kants ist die Stadt Kapps geworden. Königsberg ist heute neben München die Hochburg der Reaktion, und die politische Reaktion ist nicht ohne Rückwirkung auf die wirtschaftliche Kräfteverteilung. Das liberale Bürgertum ist ausgestorben: die Linsen- und Erbsenhändler stehen weder an Gesinnungstüchtigkeit noch an Nepperei den ländlichen Produzenten nach. Das Arbeitervolk, in drei Gruppen zerrissen — . zwei sind auch noch zu viel — ist ganz in die Defensive gedrängt. Der Agrarier beherrscht unumstritten das Terrain. Handgreiflich hat man hier vor Augen, welch ungeheure Wertverschiebung von der Stadt auf das Land gegenwärtig in Deutschland vor sich geht. Nicht der Ausländer, sondern der Gutsbesitzer und selbst der Kleinbauer kauft die Provitizstädte leer. Er kann es, nachdem er den staatlich sanktionierten Betrug der Geldentwertung am gründlichsten ausgenutzt und die Hypotheken, die ihm in Goldmark gegeben worden sind, mit Papiermark, zu einem oder einem halben Prozent des Vorkriegswertes, abgelöst hat. Während die Zwangswirtschaft der Mieten die Wertsteigerung des städtischen Grundbesitzes in engen Grenzen hält, steigen die Preise der ländlichen Güter fast parallel zum Dollar. Die Landarbeiter haben an dem Profit ihrer Herren nur minimalen Anteil. Aber auch ihre Lebenshaltung hat sich, gegenüber der frühern menschenunwürdigen Lage doch merklich gebessert und ist jedenfalls so gut, daß sie den 80 bezahlten Agitatoren, die allein die Deutschnationale Volkspartei in Ostpreußen unterhält, in die Arme getrieben werden. Die gewerkschaftliche Organisation der Landarbeiter, die grade hier unmittelbar nach der Revolution festen Boden zu fassen

schien, hat einen schweren Rückschlag erlitten. Der Grund liegt auf auf der Hand: es fehlt an Propaganda. Denn nicht mit ein paar Wahlreisenden, sondern nur durch systematische, unaufhörliche Agitation läßt sich der Untertanengeist aus dem deutschen Dickschädel heraustreiben. Aber Agitation auf dem Lande ist vor allem andern eine Geldfrage. Und deutlicher als je wird in diesen Tagen der Not, daß in der kapitalistischen Wirtschaft politische Demokratie eine Farce ist.

Memel und Danzig

An den äußersten Grenzen der polnisch-litauischen Enklave, in die Ostpreußen verwandelt ist, hat der Vertrag von Versailles zwei Zwergstaaten errichtet: Memel und Danzig. Das Los Memels ist noch nicht entschieden. Die „Großlitauer" haben Aspirationen auf diese aufblühende, vom Schmuggel, von einer Spielbank und Ententekommissionen wohllebende Stadt. Aber auch Polen erhebt Anspruch auf den Hafen.

Allein wie wenig der „freie Zutritt zum Meere" hier oben, bei den schlecht regulierten Flüssen, tatsächlich bedeutet, beweist das Schicksal Danzigs. Die Hoffnung Polens und mehr noch die Hoffnung der Danziger, daß aus dieser wundervollen Stadt ein Hamburg des Ostens werden würde, ist gründlich enttäuscht worden. Der Schiffsverkehr ist dürftig, und kümmerlicher noch der Landverkehr auf der Weichselbahn. Der große Bahnhof in Dirschau, früher der wichtigste Knotenpunkt der ostdeutschen Bahnen, ist heute als polnische Grenzstation verödet. Das Gesicht Polens liegt eben nicht nach Norden, und es bleibt sehr fraglich, ob Danzig, dessen Eisenbahnen und Zolltarif bereits polnisch sind, und das die Polen durch Aufkäufe von Grundbesitz, durch Gründung polnischer Banken und Geschäfte und vor allem durch Einführung der polnischen Währung an sich zu fesseln suchen, für sie je einen andern Wert haben wird als den: den prunkvollen Frauen Warschaus in Zoppot ein Luxusbad zu bieten.

So viel aber ist gewiß: leben kann der „Freistaat" Danzig auf die Dauer nicht ohne enge Anlehnung an eines der großen Nachbarreiche. Der Kernpunkt ist auch hier die Valutafrage. In Danzig gilt als Währungsgeld die deutsche Mark; aber der Freistaat hat nur den Vorzug, die Gehälter in deutschem Papiergeld zu bezahlen, ohne im Besitz einer Notenpresse zu sein. Die Folge davon ist eine gradezu ungeheuerliche Verschuldung des Stadtstaates. Das Anerbieten der deutschen Reichsbank, Danziger Schatzanweisungen zu diskontieren, ist von dem Völkerbundsrat, der die oberste Instanz für alle danziger Fragen bildet, abgelehnt worden, und so bleibt nur die Einführung der noch minder wertigen polnischen Mark oder aber die Schaffung einer Danziger „Edelvaluta" unter Anlehnung an eine hochwertige Währung, eine Anlehnung, die jetzt in Genf vorgeschlagen, aber von Danzig abgelehnt wurde, weil damit den Deutschen und Polen der Aufenthalt im Freistaat unmöglich gemacht wurde, oder schließlich die Schaffung einer wirklich selbständigen Danziger Währung, deren Tiefstand aber wahrscheinlich sehr bald noch den oesterreichischen Rekord schlagen würde. Jedenfalls liegt hier ein Problem vor, das zur Lösung drängt. Die Lösung wird vermutlich nicht ohne Rückwirkung auf die große Politik sein.

Der Urquhart Vertrag

Stärker als sonst im Reiche ist man hier oben im Osten begreiflicherweise an dem Schicksal Rußlands interessiert. Der Vertrag von Rapallo hat Hoffnungen geweckt, die nicht in Erfüllung gegangen sind. Zwar hatten sich auf der letzten Königsberger Messe, als Wundertiere angestaunt, ein paar russische Genossenschaften als Aussteller eingefunden; aber der deutsche Handel mit Rußland hält sich nach wie vor in engsten, allerengsten Grenzen. Das verdient umso mehr Beachtung, als täglich die Gründung ausländischer Handelskontore und Banken in Rußland gemeldet wird. Gewiß sind auch das einstweilen nur Anfänge, deren Bedeutung nicht überschätzt, werden darf. Aber es scheint doch, daß wir gegenüber den andern Staaten nicht unbeträchtlich ins Hintertreffen gekommen sind.

Während sich der leere Rahmenvertrag von Rapallo, der uns politisch so schwer geschädigt, wirtschaftlich als belanglos erwiesen hat, ist jetzt das erste wirklich bedeutungsvolle Wirtschaftsabkommen mit Rußland geschlossen worden. England, das vor zwei Jahren als erstes Land den politischen Bannfluch über Sowjet-Rußland aufgehoben hat, ist jetzt, trotz Genua und dem Haag, doch auch geschäftlich als Erster im Reiche Lenins gestartet. Das Abkommen, das das englische russo-asiatische Syndikat mit der moskauer Regierung abgeschlossen hat, geht weit über die geringen Konzessionen hinaus, die bisher dieser oder jenen kleinen ausländischen Kapitalistengruppe in Sowjet-Rußland zugestanden worden sind. Formal betrachtet geht aus dem Kampf um den Eigentumsbegriff, woran die Konferenzen von Genua und dem Haag gescheitert sind, Rußland als Sieger hervor. Das kommunistische „Prinzip“ ist gerettet. Der von der sozialistischen Sowjet-Republik enteignete ausländische Privatbesitz bleibt weiter „Eigentum“ des Staates. Er wird nicht seinen ehemaligen Besitzern herausgegeben, sondern nur an sie „auf 99 Jahre“ verpachtet. Aber was zwischen Staaten eine Pacht auf 99 Jahre bedeutet, wissen wir von Kiautschou her. Und wenn das Abkommen zwischen Krassin und Leslie Urquhart von englischer Seite auch als reiner Privatvertrag maskiert ist, so steht doch hinter Urquhart unmittelbar die englische Regierung. Sie hat sich bereit erklärt, die Entschädigungssumme von 2½ Millionen Pfund, die die Sowjet-Regierung zwar den enteigneten Besitzern der großen Uralbergwerke zuerkannt hat, aber in absehbarer Zeit nicht zahlen kann, dem russo-asiatischen Syndikat vorzustrecken, und so wird sie mittelbar Gläubigerin der Sowjet-Regierung.

Die radikalen Kreise Moskaus verhehlen sich nicht, daß trotz der formellen Wahrung des Gemeinbesitzes das Abkommen mit Urquhart doch tatsächlich der Rückgabe des Privateigentums unter Anerkennung einer hohen Entschädigung gleichkommt; und während Tschitscherin in Berlin als „Devise“ der neurussischen Politik „peace and trade“, Frieden und Handel mit allen kapitalistischen Völkern proklamierte, rüstet sich in Moskau die Opposition unter Radek, um die Ratifizierung des Urquhart-Vertrages zu hintertreiben. Ob ihr das gelingen wird, läßt sich im Augenblick nicht übersehen. Aber gewiß ist, daß die Sowjet-Republik nicht ohne weite Zugeständnisse und Kompromisse den Weg von der Utopie zur Wirklichkeit, von der Isolierung zur Weltwirtschaft, vom Tode zum Leben finden wird.

Die ‚Lichtbildbühne' war so lieb, sich mit Bemerkungen zu beschäftigen, die ich in Nummer 34 zu der Fusion Ufa-Union gemacht habe. Darüber zu debattieren, ob die Ablehnung des amerikanischen Ueberangebots auf die ‚Union' durch die „erdrückende" Majorität der Aktionäre (1162 gegen 29 Stimmen !) handelsrechtlich zulässig ist oder nicht, ist leider nur einer Presse möglich, die ausschließlich von Annoncen lebt. Ueberdies hat ja das Minderheitsgrüppchen nicht nur in der Presse, sondern auch vor Gericht gegen den inzwischen ordnungsmäßig eingetragenen Fusionsbeschluß Protest eingelegt, und die Mitwelt wird, vermutlich ohne Herzklopfen und mit Geduld, die richterliche Entscheidung abwarten.

Aber die Angelegenheit verdient trotzdem noch einen kleinen Epilog. Es gilt — und das muß einmal öffentlich festgestellt werden — in der deutschen Filmpresse offenbar nicht als unanständig, daß der Leiter eines Blattes morgens in der Generalversammlung höchstselbst als geschäftlich interessierter Aktionär auftritt und abends über dieselbe Generalversammlung einen „objektiven" Preßbericht schreibt. Ueber Ehr- und Anstandsbegriffe läßt sich ja nicht streiten — aber außerhalb der Filmpresse pflegt man ein Blatt, in dem so etwas geschieht, als korrupt zu bezeichnen. Der Einwand, daß Herr Wolfsohn, der Herausgeber der ‚Lichtbildbühne', Union- Aktien etwa nur erworben hatte, um sich Zutritt zur Generalversammlung zu verschaffen, wird schon dadurch charakterisiert, daß dieser edle Vorkämpfer für Freiheit und Recht auf der vorjährigen Generalversammlung der Ufa als Aktionär selbst den Antrag gestellt hat, die Pressevertreter, also seine Kollegen, auszuschließen !

Wir zweifeln nicht daran, daß Herr Wolfsohn und seine Komparsen die wahren „Fachleute" der Filmbranche sind. Aber es stünde vielleicht besser um die Sauberkeit der Filmpresse, wenn ihre Vertreter etwas „weltfremder" wären und dafür weniger intime Fühlung mit der Film-Industrie hätten.

Zu dieser Valuta

Heute nach Tisch las Goethe mir die Szene vom Papiergelde. „Sie erinnern sich", sagte er, „daß bei der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es an Geld fehlt, welches Mephisto zu verschaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskerade fort, wo Mephistopheles es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt, welches dadurch zu Geldeswert erhoben, tausendmal vervielfältigt und verbreitet wird. In dieser Szene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiser zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er getan hat. Der Schatzmeister übergibt die Banknoten und macht das Verhältnis deutlich. Der Kaiser, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einsicht in den Gewinn hocherfreut, macht mit der neuen Papiergabe seiner Umgebung reichliche Geschenke und läßt im Abgehen noch einige tausend Kronen fallen, die der dicke Narr zusammenrafft und sogleich geht, um das Papier in Grundbesitz zu verwandeln." Indem Goethe die herrliche Szene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephistopheles herleitet und dadurch ein Hauptinteresse des Tages so bedeutend verknüpft und verewigt.
Eckermann, 27. Dezember 1829

Rundschau

Weltkrieg und Feudalismus

IV.

Was man mlt dem Namen elner märkischen Adelsfamilie als Spion machen konnte

Wenn der Gardeadel in dem Friedensheer dominierte, so war das vielleicht historisch zu erklären; die Rolle aber, die der Gardeadel in dem Sechs-Millionen-Heer spielte, das wir schließlich auf die Beine gebracht hatten, war gradezu rätselhaft. Ein Beispiel möge das zeigen, möge beweisen, was man mit dem Namen einer märkischen Adelsfamilie als Spion machen konnte. Von allen Spionagegeschichten — und es sind fabelhafte in diesem Kriege passiert — hat die O.H.L. keine so sorgsam totgeschwiegen wie diese.

Im Herbst 1915 war Wilna erobert worden. Im Frühjahr 1916 standen, wenn der Zug aus Berlin in Wilna ankam, dort regelmäßig deutsche Landwehrleute auf dem Bahnsteig und riefen in den angekommenen Militärzug hinein: „Alles, was aus dem Lazarett kommt, zur Sammelkompagnie von Bredow !“ Das ließen die geheilten lazarettkranken Krieger sich nicht zweimal sagen. Bei einer Sammelkompagnie in Wilna sein, hieß: Aussicht auf frisches Schweinefleisch haben, Teestuben mit Weiberbedienung, kurz, alle Herrlichkeiten der Etappe. Jeden Abend wurde deshalb ein kleines Häuflein Infanteristen — für Artilleristen galt es nicht — zur Sammelkompagnie von Bredow transportiert, die in einer Vorstadt in der Nähe einiger Landsturmkompagnien in Massenquartieren lag. Ein besonderer Kompagniezahlmeister löhnte sie mit Geld, das er, soviel ich weiß, bei einer Bankstelle abhob. Der Oberleutnant Fritz v. Bredow oder der Herr, der sich so nannte, verkehrte viel im Offizierkasino, vor allem mit den ihm befreundeten Landsturmoffizieren, die ihm auch ihre Musik liehen, wenn er morgens tadellos beritten an der Spitze seiner Kompagnie zu einer Felddienstübung in der Umgegend von Wilna auszurücken pflegte. Am Wachtdienst beteiligte sich die Kompagnie nicht, obwohl sie schließlich über hundert Mann stark war. Aber sie nahm merkwürdigerweise keine Unteroffiziere. Nachmittags war Unterricht, den Fritz v. Bredow selber erteilte. Dann mußten die braven Musketiere auf der Schiefertafel die Stellung ihrer Kompagnie aufmalen, ihre Stabsquartiere, ihre Artilleriestellungen, ihre Depots und Zufuhrwege, ihre Reservestellungen, kurz: Alles, was ein Mann im Graben wußte und wissen konnte. Nun war Wilna Hauptetappenort für die Armeegruppe Carlowitz, und wenn ich nicht irre, auch für die Armeegruppe Huitier, also eine ganze Anzahl von Divisionen und die über hundert Mann der Etappensammelkompagnie wußten besser als Hindenburg Bescheid über eine Front von hunderten von Kilometern. Länger als zwei Monate zog der Oberleutnant Fritz v. Bredow mit diesen Mannschaften hinter der Musik des Landsturms durch die Straßen der litauischen Hauptstadt: da arretierte die Feldpolizei plötzlich einige Leute der geheimnisvollen Sammelkompagnie, die seit langem wegen Fahnenflucht von der Gerichtsbarkeit ihres Truppenteils verfolgt wurden. Dem vernehmenden Kriegsgerichtsrat der Etappe in Wilna erklärten die Festgenommenen, daß sie bei der Sammelkompagnie v. Bredow ordnungsgemäß Dienst taten, und nun erst stellte die Kommandantur zu ihrem Erschrecken fest, daß eine Sammelkompagnie gar nicht existierte. Der Versuch, den Oberleutnant Fritz v. Bredow zu verhaften, mißlang, und die staunenden Militärbehörden Wilnas mußten feststellen, daß die Russen am Sitze der 10. deutschen Armee, am Sitze einer Etappen-Inspektion, im Hauptquartiereines Sohnes des deutschen

Kaisers eine Formation aufgestellt hatten, die aus deutschen
Truppen bestand und allein der russischen Spionage diente. Einige
unglückliche Landsturm-Offiziere sollen schwer bestraft worden
sein, weil sie mit dem geheimnisvollen Oberleutnant v. Bredow
verkehrt und ihm fahrlässigerweise seine Spionage erleichtert
hatten. Im übrigen schwieg man die Sache möglichst tot, die doch
so ungeheuer bezeichnend war dafür, was mit einem Adelsnamen,
auch wenn er falsch war, in dieser Armee braver deutscher
Männer angerichtet werden konnte.
Lothar Engelbert Schücking

Das Christentum des Bayern

Wasserburg ist gar herrlich gelegen am Bodensee und
hat eine Kirche mit uralter, wechselvoller Geschichte, die mir
auf Anfrage des ‚Simplicissimus' Pastor der Kirche gelangweilt
aufsagte. Doch ist das Interessanteste an dieser Kirche die neue
Ausmalung, vor allem Otto Hämmerles Deckengemälde, über
dessen christlichen Inhalt die erklärende Kunstnotiz am Kirchen-
portal Aufschluß gibt. Hier ist sie wörtlich:

„Die Madonna im Trauergewande zu Bayerns Erniedri-
gung. Papst Benedikt XV. tritt aus der Vorhalle des Peterdoms
und segnet nach Uebergabe der Proklamationsbulle mit hocherho-
benen Händen das vor ihm befindliche weiland Königspaar,
welches von Pagen umgeben ist. In der Mitte Kronprinz Rupp-
recht mit der ruhmreichen bayrischen Fahne und der Engel der
guten Hoffnung auf eine bessere Zukunft, angedeutet durch den
blauen Himmel im Gegensatz zu den Wetterwolken des Kriegs und
der Revolution."
Willi Dünwald

Das Geschäft in Aktien

Verleger sind putzige Kruken. Wenn der Mars auf die Erde
herunterfiele, so weckte er doch noch lange nicht diejenigen Ver-
lagsfirmen auf, die etwa Mars-Bücher im Vertrieb hätten. Denn
es gibt keine Gelegenheit auf dieser Erde, die einen Verleger ver-
anlassen könnte, wirklich etwas für ein Buch zu tun.

Da hat, zum Beispiel, der Verlag der Weißen Bücher in Leipzig
seit 1914 ein Buch von Bottom liegen: ‚Die Bemerkungen Jero-
beams oder Das Geschäft in Aktien', das kennt kein Mensch.
Und dabei ist es so ziemlich das Witzigste, was in deutscher
Sprache über die Börse geschrieben worden ist, und man sollte
es jedem Börseaner zu Weihnachten schenken. Man kann es ihm
aber auch im Hochsommer schenken: dann muß er allerdings mehr
schwitzen, wenn er sich durch das Buch durchlacht.

Wer Bottom ist, weiß ich nicht Es hat den Anschein, als ob diese
„Bemerkungen" aus dem Französischen übersetzt sind; das witzige
Deutsch des Büchleins ist so gepfiegt und graziös, daß man auf
Franz Blei tippen möchte.

Also spricht Jerobeam: „Es gibt drei Arten von Gesetzen:
die göttlichen Gesetze, die menschlichen Gesetze und die Ge-
setze über die Aktiengesellschaften" . Und: „Ein armer Idiot ist
idiotisch; ein reicher Idiot ist reich". Und: „Ein Aufsichtsrats-
mitglied führt Aufsicht, drei Aufsichtsratsmitglieder streiten über
entgegengesetzte Programme, sieben Aufsichtsratsmitglieder schmu-

sen.“ Und dies der Fundamentalsatz: „Die Geschäfte haben nichts mit dem Handel, mit der Industrie oder der Landwirtschaft zu tun. Die Geschäfte sind eine geistige Haltung.“ Und es ist nun ganz eigentümlich, wie dieses Büchlein, das sich auf die französischen Verhältnisse wahrscheinlich der neunziger Jahre bezieht, heute so spritzig aktuell ist. Fast Wort für Wort kann man die Lehren dieses Propheten auf die Burg-Straße aller deutschen Städte übertragen.

Der ganze Irrsinn der Börsenhäuser ist in dem Büchlein eingefangen. Jene Wissenschaft, die es schon längst nicht mehr gibt: die Nationaloekonomie, wird auf das Herrlichste angepflaumt, der tierische Ernst der Börsenmänner und ihre Prozent-Ekstasen und der ganze Widersinn der gesetzlichen Schutzvorschriften für eine vollkommen imaginäre, auspowernde und geldfressende Angelegenheit ist noch nie schlagkräftiger dekuvriert worden. Der Typen-Aufzählung von vier Finanzmaklern brauchte höchstens jene Nummer Funf hinzugefügt zu werden, die im Kriege mit den Tornistern der Andern Geld verdient hat, und die heute erweisen muß, ob ein Geldverdiener auch stets ein Kaufmann ist. Herrlich die Schilderung des langenden und bangenden Aktionärs, des Gründers, des kleinen Spießers, den das Geld besoffen macht. Wie weise ist das Alles ! Herr Jerobeam, den ich mir sehr dick und eigentlich fett-freundlich vorstelle, regt sich auch gar nicht über den Rummel auf: „Man sagt von der Säure nicht, sie habe den Fehler, sondern sie habe die Eigenschaft, ätzend zu sein. Warum spricht man nicht auf die gleiche Art über Menschen ?“
Die tiefe Weisheit, daß der Aktionär nur das Recht hat, zu zahlen, und daß die Direktoren und Aufsichtsräte eine Verantwortung tragen, die weit unter pari steht, wird entzückend illustriert. Und mit Recht wird alle Paragraphenschusterei über die Börse als das bezeichnet, was sie ist: als Chinoiserie.

Das Buch ist bis zur letzten Zeile amüsant und viel zu lustig, als daß in Deutschland so leicht sein Ernst erkannt würde. Das Grundsätzliche über das tägliche finanzielle Schützenfest steht darin, und kein Vollbart bleibt ungezupft. (Man kann einen Vollbart auch tragen, wenn man glatt rasiert ist.) Die Würde des Kurszettels . . . Mir sagte vor Jahren einmal ein kluger Börsenmann, die Glossen und Erklärungen zum Kurszettel zerfielen in zwei Gruppen: die einen fingen mit „weil“ an, die andern mit „obgleich“. Und Ihre Grundweisheit, Sybille, ist das große Thema des kleinen Buches: „Das Volk ist dof, aber gerissen“.
Peter Panter

Liebe Weltbühne !

Ein bekannter wiener Verlag, der hauptsächlich Neuausgaben alter Werke herstellt, ist wieder einmal in Nöten, findet aber rechtzeitig einen reichsdeutschen Maecen, der einige Papiersubsidien in das Danaidenfaß wirft. Was Alfred Polgar Gelegenheit gibt, zu bemerken: „Da kann man doch einmal mit Hamlet sagen: Eine Unternehmung von Mark und Nachdruck.“

Antworten

Sortimenter. Das Buchhändler-Börsenblatt, das als einziges Fachorgan die Ermordung Walther Rathenaus auf taktlose Art ignoriert hat, befaßt sich in einem Sprechsaal mit Dingen, die weniger die Buchhändler als die reaktionären Politiker unter Ihnen angehen. So fordert da ein Zeitgenosse, die zuständige Ration Haß fortan nicht mehr gegen die Engländer, sondern gegen die Franzosen zu richten und statt Französisch Spanisch als Schulsprache einzuführen. Sonst haben die Herren keine Sorgen. Ihr solltet wirklich für ein anständigeres Fachorgan sorgen.

Landgerichtsrat Dr. H. E. S. Sie schreiben mir: „Im Rathenau-Prozeß wird es keine Anklagebank geben. ‚Der Staatsgerichtshof legt auf die Feststellung Wert, daß diese Maßnahme aus rein räumlichen Gründen erfolgt.' So heißt es in der offiziösen Pressenotiz. Der Staatsgerichtshof will sich von vorn herein vor dem Verdacht schützen, mit zweierlei Maß zu messen. War dieser Hinweis auf die Unparteilichkeit des ‚Revolutionstribunals' wirklich nötig ? Wäre es nicht schöner und freiheitlicher gewesen, mit einer loyalen Geste zu erklären: Wir, die berufenen Richter der Republik, wir machen die üblen Gewohnheiten des alten Systems nicht mehr mit ! Wir stellen nicht Menschen an den Pranger, von denen wir noch gar nicht wissen ob sie schuldig sind oder nicht. Ehe wir die Angeklagten gehört und verurteilt haben, haben wir kein Recht, sie in ihrer Ehre herabzusetzen, ihnen weniger Achtung zu erweisen als irgend jemand Anderm. Damals, als Eitel Schieberich von dem Odium der Anklagebank, des Prangers, von einem wohlgesonnenen Richter ferngehalten wurde, damals forderten Viele, daß Niemand seiner Geburt und Stellung wegen bevorzugt werde. Damals schon war es an der Zeit, weiter zu gehen und zu fordern: Hinweg mit der Unwürdigkeit der Anklagebank nicht nur für prinzliche Sohieber, nein, für alle Staatsbürger ohne Ansehen der Person ! Einer der wenigen wirklich entschiedenen und tatkräftigen Republikaner, die an führender Stelle stehen, der sächsische Justizminister Dr. Zeigner, hat erst vor wenigen Wochen für seinen gesamten Geschäftsbereich eine Verfügung erlassen, die die Anklagebank grundsätzlich beseitigt und ihre Verwendung nur noch für Sonderfälle (Fluchtverdacht und dergleichen) zuläßt. Ihm gebührt Dank für diese Tat. Mögen Diejenigen, die es mit am meisten angeht, die deutschen Richter, dafür sorgen, daß Zustände des Mittelalters und chinesische Zöpfe verschwinden, und daß ein neuer fortschrittlicher Geist grade auch bei den Dingen sich durchsetzt, die nicht zum wenigsten ihrer Symbolik halber nicht unterschätzt werden dürfen. Republikanischer Richterbund, an die Front ! Schutz der Republik ! Aber nicht mit kleinlichen Mitteln und Mittelchen, sondern mit der entschlossenen Tatkraft, dort zuzufassen und durchzugreifen, wo es not sein wird. Und darum möge der Staatsgerichtshof seine Maßnahmen nicht beschönigen und entschuldigen, sondern offen zu ihnen stehen." Wenigstens so lange, bis ich wieder vor den Staatsanwalt komme. Das letzte Mal, bei dem Kriegsberichterstatterprozeß, hieß es in der Urteilsbegründung, unter anderm: „Dem Angeklagten Jacobsohn ist der Schutz des § 193 zugebilligt worden. Jacobsohn ist ein bekannter Schriftsteller, der im literarischen und politischen Leben Berlins eine Rolle spielt. Er hat es sich zur Aufgabe gesetzt, wo immer Schaden im öffentlichen Leben sich zeigen, diese aufzudecken und mit allen Mitteln des Schriftstellertums auf deren Beseitigung hinzuarbeiten. Weiter war zu erwägen, daß Jacobsohn an die Richtigkeit der tatsächlichen Angaben in dem Artikel geglaubt und somit angenommen hat, die Nebenkläger hätten sich der behaupteten Verfehlungen tatsächlich schuldig gemacht. Da die Nebenkläger sämtlich, wie Jacobsohn, Schriftsteller sind, hatte Jacobsohn

auch ein Standesinteresse daran, die Sache aufzuklären. Schließlich war bei ihm zu berücksichtigen, daß man heutzutage fast allgemein im persönlichen, wirtschaftlichen und politischen Kampfe eine schärfere Tonart anzuschlagen pflegt.“ In der dritten Sitzung beschwerte sich der Hauptnebenkläger bei dem Vorsitzenden, daß die Verhandlung sich zu einer „Verherrlichung des Angeklagten Jacobsohn“ auszuwachsen drohe. Er hatte nicht unrecht. Aber: mein Platz war drei Tage in einem Käfig. Sooft ich ihn betrat, nahm der Gerichtsdiener mir meinen Spazierstock ab, weil ich ihn ja vielleicht als Angriffswaffe gebrauchen könnte. Als ich einmal auf eine Klinke drückte, freute sich Alles: es war die Klinke der Tür, durch welche die Raubmörder direkt aus der Zelle auf die Anklagebank geführt werden. Landgerichtsdirektoren im Zuschauerraum und die Anwälte der Gegenpartei fanden unerträglich, daß der Gerichtshof einen unbescholtenen Schriftsteller, dessen ganzes Verbrechen eine „Beleidigung durch die Presse“ war, nicht aufforderte, sich auf einen Stuhl vor der Anklagebank zu setzen. Nun, hoffentlich erlauben mir nächstes Mal mindesten „rein räumliche Gründe“, mich nicht verworfener zu fühlen als Rathenaus Mörder.

Zeitungsabonnent. Ich weiß, daß Sie gegen das Deutsch Ihres Leibblattes wehrlos sind. Wenn Sie aber die folgende Familienanzeige lesen: „Am Freitag verstarb plötzlich mein lieber Mann und Bruder Peter Steirer Im Namen der Hinterbliebenen Erna Steirer“, so sind Sie sich hoffentlich klar darüber, daß Sie Ihrer Wut über diese Sprachschluderei zum mindesten durch eine Anzeige beim Staatsanwalt Luft schaffen können, da ja Blutschande bis auf weiteres noch verfolgt wird.

G. Meyer in Hamburg. Sie schreiben: „Mir wurde vor einigen Tagen gesagt, daß Ludendorff, man glaube: auch Hindenburg den Erlös ihrer Kriegserinnerungen Kriegshinterbliebenenstiftungen überwiesen hätten. Haben Sie die Möglichkeit, die Richtigkeit dieser Behauptung nachzuprüfen?“ Sollte da nicht eine Verwechslung mit Lloyd George vorliegen?

Geschäftliche Mitteilung

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Restauration, nicht Revolution von Wilhelm Michel

Daß Das im November 1918 keine Revolution war, wissen wir heute Alle. Unsre Wünsche, unsre Ideale sollen das Ungestaltete der Zukunft bestimmen. Aber sich vor dem Abgeschlossenen immerfort wünschend, unanerkennend, sentimentalisch zu verhalten, ist sinnlos und sklavenhaft. Alle Vergangenheit müssen wir hinter uns bringen. Wir müssen auf sie treten und sie feststampfen durch Anerkennung, damit sich auf ihr stehen, kämpfen und bauen läßt. „Was sein wird, wird sein !“ heißt der Wahlspruch eines englischen Adelshauses; die stolzeste Devise, die ich kenne. Aber sie soll sich auch rückwärts kehren: „Was war, das war.“

War jene novembrische Zuckung keine Revolution, was war sie sonst?

Sie war eine Wiederherstellung. Sie war die Aufhebung einer fremden, gewalttätigen Usurpation. Sie war Abschluß des abwegigen wilhelminischen Zwischenspiels, dieses nach fast allen Seiten hin bedauerlichen Interregnums; zugleich Wiederanknüpfung an die seit zwei Menschenaltern gekappten deutschen Ueberlieferungen. Und dies nicht im Sinne eines Festsetzens auf Vergangenem, sondern im Sinne einer Rückkehr an den Punkt, von dem aus eine echte deutsche Verwirklichung erarbeitet werden kann. Diese Revolution war eine Restauration. Sie hat keine neuen, keine fremden Kräfte in das deutsche Haus eingesetzt Sie hat einen Eindringling daraus verjagt. Das neue Deutschland ist nicht Gast und Fremdling auf der Erde unsrer Väter; es wohnt auf ihr kraft eignen Rechts. Keine Enteignung hat 1918 stattgefunden, sondern eine Zurücknahme. Kein Umsturz einer Ordnung, sondern Beendigung eines im tiefern Sinne unrechtmäßigen Zustandes.

Ist es überflüssig, diesen restaurativen Charakter der Novemberzuckung zu unterstreichen?

Es ist nie überflüssig, eine Wahrheit entschlossen ins Wort zu bringen. Erst recht nicht überflüssig in diesem Fall; denn säße das Bewußtsein von der restaurativen Artung des neuen Deutschland gebührend fest, nie wäre es möglich, daß Deutschlands Verderber noch so sicher im Genuß gefühlsbetonter Schlagworte stünden, wie es der Fall ist. Nur daraus, daß rechts und links noch vielfach an die Neuheit, Fremdheit und Ungesetzlichkeit der 1918 aufgetauchten Kräfte geglaubt wird, ergibt sich das tolle und sinnlose Gegeneinander: rechts die Emphase der legitimistischen Entrüstung, links die Schwächlichkeit des Heimatgefühls, rechts die moralische Aufgeblasenheit der Anfechtung, links die Schlaffheit der Verteidigung. Nicht daß die Verjagten Deutschland unterwühlt und zerstört haben, ist heute das Entscheidende; sondern daß sie es getan haben als erklärte Antipoden des deutschen Geistes. Deutschland verdankt seinen Absturz der Untreue gegen sich selbst. Es verdankt ihn Jenen, die

sich zu Repräsentanten des Ganzen aufwarfen ohne innere Berufung, und die ihm eine Scheinform gaben unter Verleugnung der deutschen Seele. Sie glaubten, sich in die Geschichte schmuggeln zu können als die großen Ueberwinder deutscher Problematik. In Wahrheit sind sie auf dem Boden dieser Problematik als Schmarotzer erwachsen, haben sie überschärft und vergiftet und zum tödlichen Ausbruch gebracht. Was 1918 geschah, war der erste Ansatz zu einer deutschen Reintegration. Diese Ueberzeugung muß fortschreitend zum Sieg gebracht werden. Erst wenn sie das öffentliche Bewußtsein durchgängig bestimmt, wird der Weg zu einer deutschen Zukunft frei.

Wer schreibt uns die Geschichte der Gegenwehr des deutschen Geistes gegen den wilhelminischen Geist? Sie beginnt mit den Protesten der Reichsgründungsgeneration. Sie setzt sich fort in der Bestreitung des „neuen Kurses". Sogar die Haltung der Bismarckfronde kann man teilweise hierher rechnen. Jene Gegenwehr findet ihren Höhepunkt in der fast einmütigen Verdammung, die der deutsche Geist über die sichtbarsten und bestimmendsten Exponenten des Vorkriegsdeutschland auszusprechen hatte. Und noch nicht fern ist die Zeit, da man selbst aus dem Munde von Offizieren des alten Heeres bittere Klagen über den „neuen Geist" im Offiziercorps hören konnte. Wer sammelt diese Zeugnisse und mahnt durch sie das neue Deutschland an seine Würde als des einzig gesetzlichen Erben geist- und seelenvoller Vergangenheit? Knüpft daran den Nachweis, daß die Sage von der Veranlagung des Deutschen zu besinnungslosem Untertanentum mindestens zur Hälfte eine Fälschung ist? Daß ein breiter Strom demokratischer Ueberlieferung durch Deutschlands Recht und Geschichte geht, angefangen von der zur Hälfte republikanischen, zur Hälfte beschränkt-monarchischen Verfassung der germanischen Stämme, über die zahllosen Stadt- und Kirchen-Republiken des Mittelalters, von denen heute noch einige leben, über die Begründung der Schweizer Republik auf dem Boden deutschen Volkstums, über die demokratische Fügung der Hansa, bis zum vielgliedrigen Körper des alten Reiches, dessen Kaiser immer primus inter pares blieb, und dessen Wahlmonarchie wahrlich alles andre eher war als die Verlautbarung zentralistischer Urtriebe im Volk? Da bricht die Rechtsnorm des kleinern Verbandes die des größern. Da zahlt Keiner Steuern, der nicht mit im Rate sitzt. Da ist jeder schäbige kleine Raubritter „Kaiser auf seinem Miste". Da reißt Jeder vor der angeblich dem Deutschen auf- und angeborenen Uniform aus wie vor der Pest; nicht nur der „Arme Mann im Tockenburg", sondern auch ein so kernhaft deutscher Geselle wie Seume; und selbst ein großer preußischer Nationalheld, Joachim Nettelbeck, wagt lieber sein Leben im Meer, als daß er sich freiwillig unter den Korporalstock gibt.

Weit entfernt also, ein fremdes Gesetz auf uns zu legen, bedeutet das neue Deutschland endlich wieder die Möglichkeit, dem

Gesetz deutschen Wesens nachzuleben. Alle geistigen Deutschen stimmen darin überein, daß erst jetzt wieder Möglichkeiten echter vaterländischer Form an uns heranstreifen.

Freilich wird jene ererbte deutsche Auflehnung gegen die Form auch jetzt noch, jetzt erst recht zur Geltung kommen. Aber sie ist kernhafte deutsche Not, sie ist Urphaenomen unsres Charakters und gehört insofern zur notwendigen Materie unsres Schicksals und unsrer Verfestigung. Wohingegen jene aufgestülpte Scheinform fremden Rechtes und Wesens ist, anstößig und lästerlich nach jeder Hinsicht, eine Verfälschung aller unsrer Probleme, ein grobes Ueberschreien aller kristallischen Regungen, eine Verhinderung jeder echten Gestalt.

Scheint im übrigen das unendlich Bewegte unsres Wesens denkbar unzugänglich vor der Verpflichtung zur Form zu stehen; scheint „deutsche Form" ins Unabsehbare hinausgerückt wie die Quadratur des Zirkels und alle tragische Spannung zwischen Gehalt und Gestalt auf unsre Schultern gehäuft; scheint mit einem Wort deutsche Verfestigung nichts Geringeres zu sein als Ballung des Wassers: eben diese geballte Wasserkugel trägt die Frau des hohen Brahmen beziehungsreich durch ein deutsches Gedicht. An den Vollzug des Wunders knüpft sich nur eine Bedingung: Reinheit.

Die Völkerbundsfrage von Richard Lewinsohn

Die deutsche Regierung ist im Begriff, einen Fehler von unabsehbarer politischer Tragweite zu begehen. Mehrere Wochen sind bereits vergangen, seitdem aus Genf erst verblümt und dann offen die Aufforderung an Deutschland gerichtet wurde, seine Aufnahme in den Völkerbund zu beantragen. Aber diese Aufforderung ist in der Wilhelm-Straße mit eisigem Schweigen, in der deutschen Presse mit Spott und Hohn beantwortet worden.

Die Stellung des Auswärtigen Amts zur Völkerbundsfrage ist genügend bekannt. Man weiß, daß die Nachfolger Bismarcks in dem Genfer Konzil eine quantité négligeable sehen und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Abneigung gegen den Völkerbund öffentlich zu dokumentieren. Friedrich Rosen, der Nachfolger von Simons, ist ein Verächter nicht nur dieses Völkerbundes, sondern der Völkerbundsidee überhaupt. Aber auch Rathenau verhielt sich gegenüber der Aufnahme in den Völkerbund zum mindesten passiv, und Wirths ausweichende Erklärungen in Genua beweisen ebenso wie seine jetzige Haltung, daß er nicht gewillt ist, in diesem Punkt von der Politik seiner Vorgänger abzuweichen.

Das Gefährliche und Betrübende dieser Politik der passiven Resistenz besteht darin, daß sie nicht nur eine Marotte des Auswärtigen Amts ist, sondern daß die Regierung sich dabei auf die fast uneingeschränkte Zustimmung der öffentlichen Meinung berufen kann. Der Appell Löbes auf dem Augsburger Parteitag, unverzüglich die Aufnahme zu beantragen, hat in der sozialistischen Presse, die eben mit der technischen Durchführung der Einigung voll beschäftigt ist, keinen ausreichenden Wiederhall gefunden, und die Bürgerblätter stehen mit ganz wenigen Ausnahmen, zu denen leider nicht einmal die Frankfurter Zeitung gehört, dem Völkerbund feindlich gegenüber. Den Vogel hat bei der jüngsten Campagne gegen Genf wiederum das Berliner Tageblatt abgeschossen, das den Völkerbund seinen Lesern als

„Brettlbühne" serviert. So etwas wird geschrieben und geglaubt in dem Augenblick, wo die Entente drauf und dran ist, das für Deutschland wichtigste Problem: die Reparationsfrage in die Hand des Völkerbunds zu legen, wo in Genf das Schicksal Deutsch-Oesterreichs entschieden wird.

Es ist bezeichnend für die berliner Rechtsdemokratie, daß sie von der Völkerbundsfrage überhaupt erst Notiz genommen hat, als der Schweizer Bundesrat Motta die Aufnahme Deutschlands forderte. Aber bevor Motta sein ebenso braves wie ungeschicktes Plaidoyer hielt, das die Franzosen zur Opposition herausforderte, hatte sich schon Lord Robert Cecil, der Vertreter Südafrikas, für den Eintritt Deutschlands erklärt. Es mag sein, daß der englische Lord, der eine der stärksten und einflußreichsten Persönlichkeiten der Völkerbundsversammlung ist, die Aufnahme Deutschlands nicht aus reiner Nächstenliebe und Gerechtigkeit befürwortet, sondern sich auf diese Weise den Weg nach Downingstreet ebnen will. Aber die Realpolitiker der Jerusalemer Straße, die sich so eifrig um die Compagnonschaft Stresemanns bemühen, pflegen ja auch sonst bei der Auswahl ihrer Bundesgenossen nicht eben letzte ethische Maßstäbe anzulegen.

Wie die ablehnende Haltung Deutschlands draußen beurteilt wird, zeigt ein Interview, das Lord Robert Cecil neulich dem genfer Korrespondenten der Danziger Zeitung gegeben hat, und das selbstverständlich in der berliner Presse — sagen wir einmal: übersehen worden ist.

„Zunächst gab Lord Robert Cecil" , heißt es darin, „seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß ein früherer deutscher Staatsmann in einer englischen Zeitung Bedingungen für den Eintritt Deutschlands in den Bund aufstellte, deren Erfüllung gradezu bedeuten würde, daß der Völkerbund Deutschland kniefällig um seinen Eintritt anflehe. Er sei gewiß ein Freund des Eintrittes Deutschlands. Aber die Stellung solcher Bedingungen (unter anderm: Uebertragung eines deutschen Mandats über seine ehemaligen Kolonien) sei doch eine Verkennung der Lage, wie sie einem Politiker schlecht anstehe."

Auf die Frage, ob Deutschland auf seine Aufnahme mit Bestimmtheit rechnen könnte, gab Lord Robert Cecil eine zustimmende Antwort. Er glaubt auch nicht, daß sich Frankreich der Aufnahme Deutschlands widersetzen würde, obwohl die Stimmung innerhalb des Völkerbundes und auch die allgemeine politische Lage einem Eintritt Deutschlands im vorigen Jahre viel günstiger gewesen sei als heute. „Inzwischen habe sich die Meinung verbreitet, daß Deutschland nicht nur nicht in dem Völkerbund eintreten wolle, sondern ihm feindlich gegenüberstehe, daß es einen Mißerfolg des Bundes gradezu wünsche. Die Verbreitung dieser Ansicht müsse besonders in England dem Ansehen Deutschlands, besonders in liberalen und Arbeiterkreisen, schaden." Auf den Hinweis des Korrespondenten, man sei in Deutschland vielfach der Ansicht, Amerika würde einen Eintritt Deutschlands nicht gern sehen, „schüttelte Lord Robert Cecil energisch den Kopf. Nichts sei falscher als das, und wenn man das in Deutschland wirklich glauben sollte, so wäre das eine der verhängnisvollsten Selbsttäuschungen. Er habe mit vielen politisch verschieden gerichteten Amerikanern gesprochen, aber von einer Gegnerschaft Amerikas gegen den Eintritt Deutschlands könne gar keine Rede sein, im Gegen-

teil, die Vereinigten Staaten würden die europäische Vervollständigung Deutschlands begrüßen, denn sie sei für Amerika immerhin eine Art europäischer Fredensgarantie.“

Das ist der Kernpunkt. Das Deutschland, das sich weigert, in den Völkerbund einzutreten, gilt heute der Welt als der Störenfried. Das republikanische Deutschland, das Genf sabotiert, ist dasselbe oder scheint doch dasselbe zu sein wie das kaiserliche Deutschland, das die Friedenskonferenzen im Haag sabotiert hat. Damals waren es der Oberst Groß v. Schwarzhoff und sein Ziviladjutant, der konservative Staatsrechtler Philipp Zorn, die sich der Abrüstung widersetzten, waren es Bülow und Marschall, die die internationale Schiedsgerichtsbarkeit ablehnten. Heute sitzen die Saboteure in den Amtsstuben der demokratischen Republik und in den Redaktionsstuben demokratischer Zeitungen. Der Fortschritt spricht nicht zugunsten Deutschlands.

Aber natürlich: die Herren von heute wollen den Frieden, wollen die Völkergemeinschaft, wollen internationale Schiedsgerichte. Nur wollen sie nicht diesen Völkerbund, der uns Oberschlesien genommen hat. Selten wohl haben Berufpolitiker so grob und offenkundig Ursache und Wirkung verwechselt ! In den Nummern 44 und 48 des siebzehnten Jahrgangs der ‚Weltbühne’ ist von sachkundiger Seite aufgedeckt worden, wie Oberschlesien verloren ging. Wie grade der Mangel eines deutschen Vertreters im Völkerbund den Polen die Arbeit erleichterte; wie die warschauer Regierung ihren pariser Gesandten, den gewitzten Professor Askenasy, und den ungewöhnlich klugen Ministerialdirektor Olszowski nach Genf geschickt hatte, denen von deutscher Seite ein hilfloser Konsulatsbeamter und schließlich ein paar harmlose Arbeitersekretäre die Spitze bieten sollten. Gewiß hätten auch die besten deutschen Diplomaten nicht ganz Oberschlesien retten können. Aber es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich die Situation für Deutschland wesentlich günstiger gestaltet hätte, wenn den Vertretern Polens vollwertige deutsche Vertreter gegenübergestanden hätten. Wenn man aus dem oberschlesischen Schiedsspruch überhaupt eine Lehre ziehen will, so kann es daher nur diese sein: Wir müssen in den Völkerbund, weil ohne uns Oberschlesien verloren gegangen ist. Wir müssen in den Völkerbund, um künftig unsre Sache selbst vortragen und verteidigen zu können. Wir müssen in den Völkerbund, um namentlich die außereuropäischen Delegierten nicht durch politische Agenten und heimliche Einflüsterer, sondern durch gleichberechtigte Mitglieder des Weltparlaments über unsre Not und über unsre Wünsche informieren zu können.

Allein die Bedenken der deutschen Völkerbundsgegner richten sich nicht nur gegen die jetzige Zusammensetzung des Völkerbundes, gegen den weitgehenden Einfluß der Entente-Delegierten, sondern sie richten sich gegen das Genfer System; gegen die Verbindung von Politik und Jurisdiktion. Um dieses System zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Völkerbund, im Grundriß wenigstens, eine Schöpfung Wilsons, also amerikanischen, angelsächsischen Geistes ist. Und die anglo-amerikanische Staatstheorie kennt ebenso wenig wie die angelsächsische Praxis eine strenge Trennung der Gewalten. Den meisten Deutschen schwebt, wenn sie an internationale Schiedsgerichtsbarkeit denken, eine höchste richterliche Instanz vor, die un-

abhängig von politischen Erwägungen ein „gerechtes" Urteil fällen soll. Daher immer wieder der deutsche Appell an die „Neutralen". Daher der merkwürdige Einfall der deutschen Regierung, die Entscheidung über die Reparationen dem Richterspruch Hardings zu überlassen. Diese Fiktion einer unparteiischen, überparteiischen Gerichtsbarkeit, die schon innerhalb des Staates eine schöne Selbsttäuschung ist — denn „Gerechtigkeit" bedeutet nichts andres, kann nichts andres bedeuten, als: einen Ausgleich zwischen den Parteien, zwischen den Interessenten schaffen, im Zivilprozeß einen Ausgleich zwischen den Streitenden, im Strafprozeß einen Ausgleich zwischen dem abwegigen Individuum und der Gesamtheit — diese Fiktion ist im Leben der Völker völlig utopisch. Internationale Gerichtsbarkeit kann nichts andres sein als: gütlicher Ausgleich zwischen den Nationen am Konferenztisch, mag dieser Konferenztisch nun zum Parlament erweitert sein oder zum engen Rat, zum Drei- oder Viermännerkollegium verdichtet werden. Nur die angelsächsische Idee der Konferenz, des consensus, auf der der Genfer Völkerbund aufgebaut ist, und nicht die deutsche Idee des Schiedsspruchs kann den Völkerfrieden herbeiführen.

Daß der Völkerbund in seiner heutigen Form noch kein brauchbares Friedensinstrument ist, daß ihm ohne Amerika, Rußland und Argentinien nur beschränkte Bedeutung zukommt, wissen wir Alle. Aber es wäre verfehlt die Autorität zu unterschätzen, die er heute schon in der Welt genießt, und die steigen muß, je bedeutungsvollere Aufgaben ihm zugewiesen werden. Und unzweifelhaft ist der Geltungsbereich und damit die Macht des Völkerbundes im Wachsen begriffen. Der Genfer Völkerbund ist ein Kriegsprodukt, ein Teil des Versailler Vertrages. Aber er ist, trotz allen seinen Schlacken, der beste Teil. Er ist noch keine Erfüllung. Aber er ist ein Weg. Wer aktive Weltpolitik treiben will, muß ihm betreten.

Wirtschafts-Führer **von Frank Faßland**

XIV. Carl Fürstenberg

Das deutsche Bankwesen der wirtschaftlich pauvren, aber doch so geschäftsüberfüllten Gegenwart ist — und nichts andres gilt von den jetzt bereits in Vergangenheit getauchten Glanzjahren vor dem Kriege — nicht reich an Führermenschen mit eigengeprägten Gesichtern und wegweisenden Gedanken. Unsre Großbanken schwellen durch Filialenhäufung und Fusionen zu immer größerm Umfange an; ihre saugenden Polypenarme ziehen immer mehr von den früher selbständigen Provinzbanken in ein Netz der zentralistischen Organisation, das komplizierter verästelt und schwerer vom Zentrum aus zu übersehen ist als der Behördenapparat manches mittelgroßen Bundesstaats. Ihre immens gewiegten, smarten und fähigen Direktoren, deren gehetztes Tagespensum sich in zwölf Arbeitsstunden kaum einpressen läßt, überbieten sich in riesig klugen und riesig erfolgreichen Geschäften (die leider nur zu oft mit dem ausströmenden Blute der wunden Volkswirtschaft gespeist sind): aber hinter all dem großen, lauten und effektvollen Betriebe, hinter den Monumental-

fassaden gigantischer Transaktionen steht doch verteufelt wenig
zeugender, ursprünglicher Geist. Alles Das, was die modernen
deutschen Bankdirektoren heute machen — und was sie seit
Jahrzehnten gemacht haben — , wurzelt viel weniger in der Idee
als in der Methode. Bei Lichte besehen lebt unser heutiges Bank-
wesen eigentlich immer noch von den organisatorischen Ge-
danken, die der im Jahre 1902 gestorbene Schöpfer der Deutschen
Bank: Georg v. Siemens halbentwickelt hinterlassen hat. Der
hat das Depositenkassensystem, den so fruchtbar gewordenen
Nexus zwischen den an allen Ecken und Enden aufgesaugten
Flüssigkeitsgeldern und dem schier unersättlichen Kapitaldurst
des Staates und der Industrie hergestellt, der hat die heute durch
Niederlage und Valuta-Misere leider sehr verengten Finanzbrücken
ins Ausland geschlagen, und Alles, was seither im deutschen
Bankwesen geschehen, ist eigentlich nichts andres als die mit
vieler Kunst, Gründlichkeit und Systematik durchgeführte Aus-
gestaltung und Erweiterung der Siemensschen Urgedanken, die
dabei in mancher Hinsicht verfeinert, in andrer auch wieder ver-
gröbert worden sind. Von den so tüchtigen, aber eigentlich
geistig kleinen Epigonen, die durch den Schwung einer angekur-
belten Entwicklung, durch die aufflutende Welle der inflations-
tollen Zeit in ungeahnt große Dimensionen emporgetragen wur-
den, hat kein einziger dem Ringen um die Probleme des Wieder-
aufbaus, der Reparation und der Währung einen konstruktiven
Gedanken zugeführt, und so ergibt sich die merkwürdige Tat-
sache, daß wir bei der Absuchung der bankdirektorialen Kopf-
reihe nach einem geistigen, originellen, charaktervollen Gesicht
an einer Persönlichkeit haften bleiben, die sich bewußt abseits
von der neuzeitlichen Hoch- und Breitentwicklung des deutschen
Bankwesens gehalten hat, die im Gegensatz zu den modernen
Koryphäen des Bankbetriebes als eine Bankierfigur alter Art und
Schule betrachtet werden muß und betrachtet werden will: Carl
Fürstenberg.

*

Carl Fürstenberg hat — wie er selbst sagt: aus Prinzip,
wie seine modernern Kollegen sagen: aus schrulligem Eigensinn
— das Depositenkassen-System (das er manchmal sarkastisch als
Loeser-und-Wolffsches-Ecken-System bezeichnete), die ganze „Fu-
sions- und Kapitalraserei“ nicht mitgemacht, er hat das „groß-
spurige Getue“, die „wilde Organisations- und Expansionswut“
der jungen Leute oftmals mit mehr kritischem Geist, als jene für
ihre positive Aufbauarbeit aufzubringen vermochten, durch die
spöttischen Zähne gezogen. Er hat damit in der allgemeinen
Sache zweifellos unrecht gehabt, denn das Depositenkassen-
System, die organisatorische Methode, die es in sich trug, war
trotz manchen Uebertreibungen und Auswüchsen eine schöpfe-
rische Tat von fortzeugender Kraft. Dieser Carl Fürstenberg hat
aber nichtsdestoweniger für seine Persönlichkeit recht gehabt,
denn er war als ein unabänderlicher und starker Individualist in
eine Zeit hineingeraten, die mit ihren zwangsläufigen Organi-
sationstendenzen seiner ganzen Natur strikt zuwiderlief. Hätte
er sich der widrigen Richtung gefügt, so wäre er vielleicht ein

mäßiger Bankmann neuer Richtung, einer unter vielen, und vielleicht nicht einmal das geworden. So aber machte er aus seiner Not eine Tugend, und der Geist, das Talent, die überlegene Kunst, womit er das tat, waren so groß, daß er ungünstigen Verhältnissen eine überaus respektable, in ihrer Art einzig dastehende Leistung abgewann. Und nicht nur das: er verstand auch, diese von Haus aus ungünstigen Verhältnisse schließlich für sich so umzubilden, daß sie ihm außerordentlich nützlich wurden, seine Außenseiterstellung zu einer eminent fruchtbaren, seine Isolierung zu einer glänzenden machten.

Und dies geschah in folgender Weise. Fürstenberg erkannte, daß er, wenn ihm gelingen sollte, Bedürfnisse und Möglichkeiten um sich zu sammeln, die in der mechanisierenden Epoche der großen Organisationstendenzen zwar ihre Existenzberechtigung nicht verloren hatten, aber doch nicht eigentlich auf ihre Rechnung kamen, der extensiven und expansiven Bankwirtschaft seiner Konkurrenten eine ebenso intensive und konzentrierte entgegenstellen müßte. Dies tat er, der „sprunghafte, launische, schrullige Impressionist“, wie ihn oberflächliche Beurteiler seines Wesens nannten, mit genialem Instinkt und unbeirrbarer Folgerichtigkeit, und nachdem Diejenigen, die sich im Treiben des großen Mahlstroms nicht wohl fühlten, erst einmal erkannt hatten, wo ihnen eine ruhige Insel winkte, kamen sie von selbst zu ihm, suchten seinen Rat und seine Finanzhilfe. Private Banken und Bankhäuser in der Provinz, die ihre Selbständigkeit und Eigenart gegenüber den überall andrängenden Aufsaugungstendenzen der großen Depositenbanken bewahren wollten, fanden für ihre notwendigen Beziehungten zu dem zentralen hauptstädtischen Geld- und Effektenmarkt die gegebene Vermittlung in der Berliner Handelsgesellschaft Carl Fürstenbergs. Bei ihm waren sie sicher, ohne Fusionshintergedanken anständig behandelt, nicht langsam und unmerklich in ein Netz liebenswürdig gesponnener Abhängigkeiten hineinkomplimentiert zu werden, dessen Schlinge dann in einem Augenblick brutal zugezogen wurde, wo ihnen die Freiheit des Handels verloren gegangen war. Fürstenberg bot den Provinzbankiers, die zu ihm kamen, Anlehnung, aber er forderte dafür nicht Preisgabe ihrer Freiheit, wie er auch seine eigne Freiheit keinem, selbst dem größten und nützlichsten Klienten nicht preisgab. Auch Industrieunternehmungen, die ihre Finanzen und ihren Kredit pfleglich und wirklich fachmännisch behandeln lassen wollten, denen es nicht auf fusionierende Agiotage, sondern auf tragfesten, soliden Ausbau ihrer finanziellen Struktur ankam, fühlten sich im Hause Carl Fürstenbergs geborgen, weil sie wußten, daß er ihre industriellen Interessen niemals seinen Bankinteressen unterordnete, keine Fusionen um der Fusionsprozente willen machte, sich in die Bedürfnisse jedes fremden Unternehmens einzuleben und für notwendige wirtschaftliche Transaktion die ihr adaequate finanzielle Form mit technischer Meisterschaft zu finden verstand. Aber ebenso wenig, wie er die seiner finanziellen Obhut unterstehenden Gesellschaften vergewaltigte oder überlistete, ebenso wenig war er ein purer Jasager wie viele seiner

modernen Kollegen, die überall da, wo ihre bankmäßigen Interessen nicht berührt wurden, die Werksleiter machen ließen, was sie wollten. Er nahm seine Aufgabe wirklich ernst, fühlte sich ganz als finanzieller Vertrauensmann der Gesellschaften, deren Aufsichtsratskollegien er angehörte, suchte sich durch gründliches Studium ein wohlfundiertes eignes Urteil zu schaffen, und hielt mit diesem Urteil, auch wenn es den Absichten und Eitelkeiten der eigentlichen Werksverwaltungen zuwiderlief, niemals hinter dem Berge. Er bekleidete vielleicht — trotz dem kleinern Umfang seiner Bank — die meisten Aufsichtsratmandate von allen deutschen Großbankleitern: aber er versah sie auch wirklich. Bequem war er für die Vorstände der ihm nahe stehenden Gesellschaften nicht immer: aber dafür war er ihnen auch wirklich nützlich. Die meisten erkannten und schätzten seinen Wert, und sahen ihm, weil er gründlich und gescheit, manche eigensinnige Kuriosität nach, in die seine grundsätzliche Abseitigkeit in Fragen der modernen Finanzentwicklung manchmal ausartete.

So war er der letzte reine Bankier großen Formats in einer Epoche, die sonst fast überall zu einer Vermischung zwischen bankmäßigen und industriellen Elementen geführt hat. Oft genug hat er darauf hingewiesen, daß seine Berliner Handelsgesellschaft im Gegensatz zu den Depositenbanken eigentlich nur ein großes Privatbankhaus in Aktienform sei; sie war es sogar in höherm Maße als manche der großen nicht in Aktienform betriebenen Privatbankfirmen, die zum Teil den expansiven Tendenzen im Depositen- und Geldgeschäft nicht zu widerstehen vermochten. Das, was er schuf, war somit kein moderner Typ, auch kein Typ alter Art, der mit modernem Geiste gefüllt worden wäre, sondern eine Spezialität, die sich wohl gewisser früher üblicher Formen bediente, aber sie mit einem ganz individuellen Geist und einer ganz individuellen Kunst erfüllte. Zu einer solchen Schöpfung und Leistung, für deren Nachahmung und Typisierung in einer mit ihren Hauptkräften ganz anders gerichteten Zeit kein Raum vorhanden gewesen wäre (weil die Nebenkräfte der Zeit nicht vielen ähnlichen Bankunternehmungen Nahrung hätten bieten können), genügten allerdings nicht Methode und Schule: sie förderten ursprüngliches Denken und wirklich eigenartige Geschäftspolitik. Aber grade, weil Carl Fürstenberg diese Fähigkeiten in hohem Maße besaß, und weil sie im Bankwesen seiner Epoche Keiner außer ihm besaß, konnte ihm gelingen, trotzdem er gegen die Hauptkräfte seiner Zeit operierte, seinem Bankunternehmen eine Macht und einen Einfluß zu erobern, die weit über die bloßen Geldquantitäten, die sie repräsentierten, hinausging. Die Emissionen, die er herausbrachte, hatten ohne die Unterstützung von eignen Depositenkassen oft größere Erfolge als die andrer Banken mit großen Kapitalkonjunkturen, und zwar deswegen, weil Fürstenberg das Vertrauen der Börse und des kapitalistischen Publikums in stärkerm Maße besaß als alle andern Banken. Das mußten auch die modernen Bankgewaltigen, die so tüchtig mit dem Strom zu schwimmen verstanden, wohl oder übel anerkennen. Trotzdem sie den Abseitigen

und Absprechenden manchmal ironisch belächelten (der aus dem Zwange seiner persönlichen Veranlagung nicht nur für seinen Einzelfall die bestmögliche Wirkung zu gewinnen verstand, sondern auch — und das mit Unrecht wegen dieser anders gerichteten persönlichen Veranlagung das gegnerische, aber schließlich stärkere System grundsätzlich schlecht machte) — trotzdem hatten diese Konkurrenten doch innerlich hohen Respekt vor ihm, vor seiner überlegenen Persönlichkeit, seiner wirklichen Anständigkeit und seiner meisterlichen Hand.

*

Carl Fürstenbergs Lebensgeschichte ist schnell erzählt.
Er wurde am 28. August 1850 in Danzig geboren und erhielt seine Ausbildung in dem noch jetzt bestehenden danziger Bankgeschäft R. Damme. Kurz nach dem Jahre 1871 trat er in das Bankhaus S. Bleichröder zu Berlin über, dem er zehn Jahre, zuletzt als Disponent, angehörte. Dort in der Schule des alten Gerson Bleichröder, der Bismarcks Finanzberater war, lernte er die Methoden und Beziehungen der Hochfinanz kennen und gewann Einblicke, die ihm später als selbständigem Bankleiter sehr zugute kamen. Als im Jahre 1883 die Berliner Handelsgesellschaft, ein schon im Jahre 1856 errichtetes, im Nachklang der Gründerjahre aber ziemlich aus der Fasson geratenes Kreditbankinstitut, reorganisationsbedürftig wurde, erschien dessen Aufsichtsrat Niemand so geeignet, diese schwierigen Operationen durchzuführen, wie der damals erst dreiunddreißigjährige Carl Fürstenberg. Er löste seine Aufgabe bewundernswert, unterstützt von seinen beiden ersten Mitgeschäftsinhabern Rosenberg und Winterfeldt, die aber schon im Jahre 1902 die Leitung verließen und in den Verwaltungsrat übertraten. Nach der Reorganisation begann der eigentliche Aufbau, in dem sich neben den kritischen Fähigkeiten Fürstenbergs nun auch seine posiliven Gaben bewährten. Er war es, der Emil Rathenau, dem Schöpfer der AEG, als erster von allen grade diesem genialen Neuerer anfangs mißtrauisch gegenüberstehenden Bankmännern volles finanzpolitisches Verständnis und Vertrauen entgegenbrachte. Eine enge menschliche und geschäftliche Verbindung zwischen beiden Männern spann sich an und führte zu einer congenialen Zusammenarbeit von Industriellem und Bankier, wie es die Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens nicht oft zeigt. An der Entwicklung der Harpener Bergbaugesellschaft, des Bochumer Vereins und andrer großer Industrieunternehmungen hat Carl Fürstenberg sich entscheidend beteiligt, dem Konzern des Fürsten Hohenlohe gab er die finanzielle Grundform, trennte sich aber kurzentschlossen von ihm, als jener gefährliche Wege zu gehen schien. So blieb er vom Zusammenbruch dieses nach dem modernen Expansionssystem überorganisierten und überverschachtelten Konzerns bewahrt und hat seiner Bank dadurch erhebliche Verluste erspart. Mit dem von Thyssen begründeten Typ der großen gemischten Werkskonzerne hat er sich nie sonderlich befreunden können, gewisse modische Ueberspannungen und Auswüchse dieses Typs hinderten ihn, den gesunden Kern darin zu erkennen, wie er auch die trotz alledem eminent frucht-

bare Keimkraft des gemischten Banksystems und des Depositen-
kassenprinzips nicht zu würdigen verstand, da ihm als ausge-
sprochenem Individualisten Alles zuwider war, was nach Her-
dentrieb aussah.

Dafür war er der unbestrittene Meister der geschäftlichen
und aktienrechtlichen Transaktion und schuf also solcher einen
Haufen neuer und erfolgreicher „Transaktionsmodelle“, die dann
von Andern — manchmal in vergrößerten und vergröberten
Dimensionen — nachgeahmt und variiert wurden. Er war auch
ein Meister der Geld- und Börsendisposition, aber er hat sich
dabei als verantwortlicher Bankleiter niemals von kleinen „Job-
bergesichtspunkten“ leiten lassen, sondern an alle Dinge letzten
Endes doch immer ernste wirtschaftspolitische Maßstäbe angelegt.
Die Aufsichtsratstantiemen, die ihm und seinen Mitgeschäftsin-
habern zuflossen, gingen niemals in ihre Taschen, sondern wur-
den stets der Bank, die sie in den Aufsichtsräten vertraten, zu-
geführt. Sein konzentriertes System hat in privatwirtschaftlicher
Hinsicht dem von ihm geleiteten Institut vielleicht größere Vor-
teile gebracht als der expansive Eroberungsdrang den weit
aktivern Depositenbanken. Der Kurs der Handels-Anteile, des
einzigen „unverwässerten“ Bankpapiers der berliner Börse, steht
heute weit an der Spitze aller Bankaktien. Aber auch die nicht
zum Beamtenproletariat angeschwollene Schar ihrer Angestellten
war weit besser bezahlt und versorgt als das Gros der Ange-
stellten in den Depositenbanken. Bankbeamtenstreiks gab es da-
rum auch in den Revolutionszeiten bei der Berliner Handels-
gesellschaft nicht.
*
Dem Bilde Carl Fürstenbergs wurden sehr wesentliche Züge
fehlen, wollte man nicht nach dem Bankier auch vom Menschen
sprechen. Wer je den persönlichen Reiz dieses Mannes emp-
funden hat, der wird den Eindruck eines Menschen davongetra-
gen haben, wie es ihn „nur einmal auf der Welt gibt“. Nicht
Jeder vermochte ihn zu verstehen und ihm zu folgen, diesem blitz-
schnell assoziierenden Geist, in dem die Gedanken sich scheinbar
zusamenhanglos überstürzten und überkugelten, dessen Gespräch
über Zwischenglieder und Zusammenhänge hinwegzuspringen
und sich manchmal zu verknäueln schien, weil die Gedanken bei
ihm noch viel schneller liefen als die Worte. Aber wer sich an
seine Art zu denken und zu reden gewöhnt hatte und die Kalt-
blütigkeit aufbringen konnte, ihn, wenn es nötig war, an einer be-
sonders schwierigen Stelle zu unterbrechen, der hörte ihn mit
wahrhaft aesthetischem Genuß. Denn er pointierte köstlich,
spitzte und schliff seine Einfälle — und die strömten ihm in
wahrhaft unversieglicher Fülle zu — so graziös und so witzflim-
mernd, daß sie bald wie köstliche Bijous funkelten, bald wie
blendende Raketen in die Luft schossen. Seinem sarkastischen
Witz war nichts heilig, er ironisierte Alles, aber seiner Ironie
fehlte jedes ätzende Gift. Wer ihm tiefer durch die spottenden
Augen in Herz und Hirn sah, der fand dort eine wirklich noble
Empfindung, eine feine Liebenswürdigkeit, die sich bis zur wahr-
haften Güte, eine Lebensklugheit, die sich bis zur wahrhaften

Weisheit steigern konnte. Die Gänge seines Hirns waren vielfach verschlungen, aber sein Gedankengang trotzdem niemals wirr, sondern immer — in seiner subjektiven und ganz individuellen Begrenztheit — klar und folgerichtig. Wo er allerdings auf eine intellektuelle oder moralische Denkart stieß, die der seinen völlig fremd war, konnte er sich eigensinnig versteifen und sogar ganz grob ablehnen.

Dem deutschen Kriege stand er mit fühlendem Herzen, aber mit skeptischem Verstande gegenüber. Er hat das Wort geprägt von der „großen, aber mießen Zeit, in der wir leben“. Von den vielen hübschen Anekdoten, die man sich von ihm erzählt, sei nur eine aus der ersten Revolutionszeit wiedergegeben. Damals forderten die Kassenboten seiner Bank, man solle den geänderten Zeitverhältnissen dadurch Rechnung tragen, daß man sie mit „Herr“ anrede. Fürstenberg stimmte bereitwillig zu, aber er stellte die Gegenforderung, daß dann zu ihm nur schlechtweg „Fürstenberg“ gesagt werde, denn Unterschiede müßten nun einmal sein. Natürlich sind die Jahre an ihm, der 1920 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat, nicht spurlos vorübergegangen, wenngleich er mit Spannkraft und Rüstigkeit noch immer den Aufgaben seines Amtes nachgeht. Schon während des Krieges hielt er sich den allgememen Finanz- und Wirtschafts-Problemen, die damals auftauchten, ziemlich fern. In seiner Art lag es nicht, sich vorzudrängen, und die leitenden Regierungsstellen haben ihn in den letzten Jahren selten gesucht. Vielleicht hat sein manchmal boshafter, aber immer treffsicherer Witz, seine völlige Unfähigkeit, Das, was er meinte, nicht grade herauszusagen, die geheimen Regierungs- und Beschönigungsräte ein Mal oder ein paar Mal abgestoßen, und sie glaubten sich dadurch an ihm zu rächen, daß sie ihn ignorierten. Er war es zufrieden, denn er brauchte zwar noch keine absolute Ruhe, aber es war ihm doch ganz lieb, wenn er allzu große Unruhe vermeiden konnte. In den Trubel der Nachkriegs- und Revolutionskonjunktur fand er sich nicht mehr recht hinein; und so konnte es kommen, daß ihm der wilde Draufgänger Herzfeld eines seiner Lieblingspapiere: die Aktien des Bochumer Vereins zu entwinden vermochte.

*

Alles in Allem ist Carl Fürstenberg keine schöpferische Vollblutnatur, aber eine geistige Persönlichkeit von vielen und hohen Graden, dessen Werk beträchtlich ist, aber doch — infolge seines stark individualistischen Zuschnitts — naturgemäß in hohem Maße auf seine zwei Augen gestellt ist. Eine starke und eigenwillige Persönlichkeit neben sich konnte er nicht dulden, und so ist es wahrscheinlich, daß ihm der Nachfolger fehlt, der sein Bankunternehmen nach dem Ausscheiden des Meisters so selbständig und eigenartig fortführen kann, wie Carl Fürstenberg selbst es Zeit seines Lebens erhalten wird. Wenn er einmal abgetreten ist, dann wird vielleicht sein Erbe durch den Strom der Zeitentwicklung doch auf die breiten Bahnen gedrängt werden, auf denen die übrigen Banken massig dahinwalzen. Aber ein Fusionsobjekt, um das sich die Stärksten reißen, wird die Berliner Handelsgesellschaft auch dann noch abgeben.

Orska und Wedekind

Womit würde ein Kultusministerium kulturverdienstlicher handeln: mit der Erhaltung des Zoologischen Gartens oder mit der Förderung eines Theaters, das ‚Die Hochzeit Adrian Brouwers' aufführt? Freilich: diese Tragikomödie soll das alte Regime, schadenfroh, dem neuen vererbt haben, das erst von den Gerichten zur Vertragserfüllung verurteilt worden sei. Merkwürdiger Poet, der nicht zu stolz ist, um unter diesen Umständen auf seinem Schein zu bestehen ! In deren Hand der Menschheit Würde gegeben ist, die hatten früher höhere Begriffe von ihrer eignen: Grillparzer hat von 1838 bis 1872, dem Jahr seines Todes, kein Drama mehr angeboten, weil man ‚Weh Dem, der lügt !' nicht verstanden hatte. ‚Die Jüdin von Toledo' fand sich im Nachlaß. Sie hat fünfzig Jahre lang dem deutschen Theater Dienste getan, von denen man sie jetzt ausruhen lassen könnte. Der Stoff eines so naiven Dichters wie Lope de Vega mußte bei einem so sentimentalischen wie Grillparzer leiden. Die innern „Widersprüche" seiner Personen werden, in oesterreichischen Versen, zulänglicher aufgezählt als gestaltet, und selbst wenn sie gestaltet sind, psychologisch gedeutet und moralisch gewertet. Das Thema ist eben keines für einen ältern Herrn, der lieber weise als geistig verwegen sein will und vor den wahren Tiefen der Menschentiernatur Halt zu machen gezwungen ist, wofern er nicht einfach mit der unverwüstlichen Gelenkigkeit des Theaterroutiniers darüber hinwegspringt. Was heut noch an Bühnenwirkungen dieser Art aus den fünf ungeschwollenen Akten zu holen ist, war im Theater der Königgrätzer Straße nur zu vermuten. Mit den Problemen des Ensemblespiels und der Ausstattung hatte man sich da wenig erfolgreich herumgeschlagen. Ernst Deutsch — Alfonso König von Kastilien? Nicht doch: der Jude von Toledo. Aber ein edler Jude, befähigt, mit heiligem Eifer und schön gerundeten Gesten ohne sonderlichen Wechsel der Tonstärke den rhethorischen Teil einer Aufgabe zu bestreiten, die auch einen Teil für andre Nervensysteme hat. Nach dem Anziehungsgesetz des Blutgegensatzes gehörte er eigentlich zu der blonden Eleonore von England. Nun, vielleicht genügt für solch eine Escapade der geographische Gegensatz, den zu diesem spaniolischen Judentum das Ostjudentum der Frau Orska bildet. Das Vertrauen, das die Direktion in deren Beliebtheit gesetzt hat, ist wahrscheinlich die Erklärung für die Lieblosigkeit der Gesamtaufführung. Ein pausbäckiger Balg mit hübschen, immer nackten Schultern. Der Irrtum, daß Lautheit des Wesens mit lauten künstlerischen Mitteln zu treffen sei, überrascht nicht. Die maßvolle Dämonie, die der gutbürgerliche Grillparzer an die Lulu seines Zeitalters ausgeteilt hat, wird mit Gemauze bestritten. Rahel ist dauernd erotisch gestimmt? Also haben die zierlichen Krallen an den kokett hin und her gedrehten Händchen unermüdlich zu tanzen. Wie der Neuberliner sich die Göttin der Lust vorstellt. Und somit ist es nicht weit zu Delila.

*

Eins haben die schlechten neuen Dramen für sich: daß man wieder ihre guten alten ‚Quellen' liest. Und Schimschon liebte ein Weib und ihr Name Delilah . . . und sie ließ abscheren die Locken seines Hauptes . . . und seine Kraft wich von ihm . . . und es griffen ihn die Pelischtim und stachen ihm die Augen aus . . . und er trieb die Mühle im Gefängnisse . . . und er beugte die beiden Säulen mit Kraft und einstürzte das Haus. Vier Kapitel im Buch der Richter; drei Akte in der Gesamtausgabe Frank Wedekinds, die dadurch erweitert, nicht bereichert wird. Man wäre denn zufrieden mit dem ohnmächtigen Krampf eines Dichters, all seine gottverliehenen Fähigkeiten bis zu ihrem Siedegrade erhitzen und die gottversagten zähneknirschend erzwingen zu wollen. Was kann Wedekind? Delila als Lulu sehen; oder richtiger: Delila, weil sie schon in der Bibel der Erdgeist in Person ist, als die eine Hauptfigur eines durchaus Wedekindschen Dramas denken, deren andre Hauptfigur ihr Opfer ist. Der Mann, der nicht vom Weibe loskommt, auch wenn er von ihm losgekommen scheint, und der hier zwiefach gesteigert werden soll: zum letzten Riesen, der auf Tod und Leben mit der letzten Riesin kämpfen muß, wie sie mit ihm; gesteigert, zweitens, zum Genie, das von dem Herdenvieh, von den Philistern, verhöhnt, geknechtet und verstümmelt wird. Was nicht kann Wedekind? Diese Tragödie dichten, obschon sich sein dramatisches Gedicht auf den flüchtigen Blick ziemlich regelrecht ausnimmt. Vor der Zersplissenheit etwa der ‚Franziska' haben die drei Akte des ‚Simson' den Vorzug der Uebersichtlichkeit. Philister über Simson: der erste Akt; Simson am Mühlrad: der zweite Akt; Simsons Rache: der dritte Akt. Die Bibel konnte nicht einfacher sein. Verse, denen kein Fuß fehlt; eine Kette von Vorgängen, der kaum ein Glied fehlt; und nur eine Konzeption, der ganz und gar die Gnade des göttlichen Funkens fehlt. Simson soll schließlich Wedekind selbst sein. „Ich habe mit Inbrünsten jeder Art mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen", darf Wedekind, wie Dehmel, von sich sagen. ‚Simson' ist das Bild einer solchen Schlacht. Aber leider einer, aus der Wedekind mit so vielen Wunden weggetragen wird, daß er des Ruhms ermangelt.

Denn gedichtet ist wohl kaum, was — zwischen trockenem Bericht, angstvollem Gestöhn, fruchtlosem Gegrübel, agitatorischer Leidenschaft und einer erbitterten, unkühlen, unüberlegenen Ironie — zu selten diejenigen Töne findet, die wir ja nicht aus Willkür seit Urväterzeiten her poetisch nennen. Immerhin: das wäre noch kein Unglück. Was ist ein Name? Wedekind möge auf andre, auf seine, auf nie zuvor geübte Weise erreichen, daß die heißen Tränen, die er über Simson offenbar vergossen hat, auch meinem Aug' entfließen. Von Wedekind selbst würde ich ablesen, mit welchen Mitteln ers erreicht hat. Aber nur an echtbürtigen Dramen läßt sich ermessen, warum ers nicht erreicht hat. Warum nicht? Weil die Passionsgeschichte dieses Ausnahmemenschen, die nichts zu hindern brauchte, sein Leid wie seine Besonderheit genügend zu beglaubigen, nicht in

Einfachheit oder in Vielfarbigkeit und Vielfältigkeit ihr Dasein führt, sondern durch dialektische Erörterungen ihres Atems beraubt, langwierig erstickt und kurzerhand eine schiefe Ebene hinabgestoßen wird. Schade; denn am Anfang hofft man. O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges, da ihr Besitz beglückt und ihr Verlust vertieft. Blind sieht Simson klar, wie blind er sehend war. Man macht sich auf ein modernes Gegenstück zu Calderons ‚Leben ein Traum' gefaßt. Mystische Abgründe könnten sich öffnen. Das Dasein müßte schauerlich verwandelt an dem innern Aug eines Menschen vorüberziehen, den Schmerz und Einsamkeit geklärt, geadelt und vertieft haben. Verstrickungen lösen und knüpfen sich neu, Leid spricht in dichterischen Zungen, ein Gefühl erhöhten Menschentums wird unermeßlich weit, und das Leben ist eine Traumlosigkeit, eine untrüglich zuverlässige Vision der augenlosen Kreatur.

Aber wichtiger, als dieses Leben zu leben, ist leider dieser Kreatur, den Untertitel zu seinem Recht zu bringen: ‚ . . . oder Scham und Eifersucht'. Allerdings ist ziemlich unvermeidbar, daß die Beziehungen der Geschlechter durch Scham und Eifersucht verfeinert oder getrübt oder befeuert werden. Scham ist eines Menschen, Eifersucht ist einer Liebe Prüfstein. Delila, deren Sexualität bis an die äußersten Grenzen von Krafft-Ebing hinzündelt, und Simson, dessen Blendung selbst auf seine Erotik nicht ohne Einfluß bleiben wird: sie sind keine unergiebigen Objekte für den Haarspalter elementarer Empfindungen. Wenn Hebbel solche Titelspielereien nötig gehabt hätte: ‚ . . . oder Scham und Eifersucht' wäre der passendste Zusatz zu ‚Herodes und Mariamne' wie zu ‚Gyges und sein Ring' gewesen. Der Unterschied zwischen Hebbel und Wedekind ist auch sonst nicht groß: Hebbel macht seine Menschen schamhaft und eifersüchtig — Wedekind läßt sie über Scham und Eifersucht Reden halten, die ich eigentlich nicht tadeln sollte, weil ich sie nicht verstanden habe. Nichts davon habe ich verstanden. Weder ihren tatsächlichen Inhalt noch ihren Zweck im Drama. Und kein guter Wille hilft, den sinnlich-aesthetischen Genuß sich nicht dadurch verkümmern zu lassen, daß erst unsre Enkel von Wedekind-Gelehrten alle geistigen Zusammenhänge erfahren werden, wie erst unsre Väter durch die Goethe-Philologie den Zweiten Teil des ‚Faust' verstehen gelernt haben. Aber schon unsre Urgroßväter sind von Euphorion, Lynkeus und Faustens Tod hingerissen worden. Wedekind hätte noch viel mehr in sein Werk hineingeheimnissen dürfen; er hätte noch viel weniger seine eignen Geheimnisse zu verstehen brauchen. Wir hätten uns damit abgefunden, wenn nur der Klang, die Musik dieser Geheimnisse in unser Herz gedrungen wäre. Aber keine Melodie und kein Sinn: das heißt vielleicht doch den Mißbrauch der poetischen Lizenz zu weit treiben.

Man mag nämlich bestreiten, daß dieser Unterschied zwischen Hebbel und Wedekind bestehe, mag beschwören oder beweisen wollen, daß Hebbels Skeletten Spruchbänder mit den Weisheiten ihres Autors von den Gebissen herunterhängen — eines ist außer Frage:

daß es Weisheiten sind. Bei Wedekind hingegen schwillt, prahlt, bramarbasiert der Aberwitz, ergeht sich die Unintellektualität in psychologischen Tifteleien, schmückt sich die schmalste Stirn mit Denkerfurchen, keucht die gedunsene Unklarheit, ersinnt ein Preisträger der Unlogik Antithesen, deren Glieder nicht aufeinanderprallen, sondem mit Gedröhn aneinander vorbeiklatschen. Des Vorbilds Themen sind um ihren Sinn geprellt. Kandaules ist eine Hosenrolle geworden, Holofernes hat bei Hebbel sein Pathos, bei Nestroy seine Komik gelassen und schlottert dagonsjämmerlich in seinen Prunkgewändern, und nichts an dieser lärmenden Orgie der Impotenz stimmt ernst als die Gewißheit, daß kein Zuschauer von ihr so leiden kann, wie der Veranstalter gelitten haben muß. Durch allen Dunst blickt gramvoll eine Menschenvisage, die von den Ekstasen ihrer Seele verzerrt und verzehrt und außerstande war, sie sich zu deuten und uns schmerzhaft nah zu bringen. Der blinde Simson ist inwendig voller Gesicht. Vielleicht wollte Wedekind erschüttert sagen, daß auch er das sei. Aber während Simson sich nicht nach außen zu kehren braucht, tat und gewann ein Dichter zu wenig, der unsern Anteil nicht für seine Welt, sondern nur noch für seine Verzweiflung, keine Welt mehr schaffen zu können, beanspruchte und erhielt.

Im Deutschen Theater war der erste Akt eine Orgie in Rot, der zweite ein Strindbergsches Gefängnis, der dritte, hauptsächlich dank Klaus Pringsheims Musik, eine kühn-burleske Variation über ein grausiges Thema. Aber die Dürftigkeit des Textes ließ selten zu, daß eine der Wirkungen lange vorhielt. Die Philisterfürsten, zum Beispiel, sind von dem Karikaturisten Wedekind so ärmlich bedacht, daß selbst für die lustigsten Chargenspieler nicht viel damit anzufangen wäre. Immerhin ist der Regisseur Richard Révy seit dem ‚Traum ein Leben' in der Volksbühne ein paar Schritte vorwärtsgekommen. Für den abendfüllenden Lärm wurde von Agnes Straub gesorgt. Die Bühne dröhnte. Sie betritt sie — und würde an Carl Abs erinnern, wenn sie nicht an den Parodisten eines Ringkämpfers im Variété erinnerte, wie er geschmeichelt für den Applaus dankt. Jeder Zoll: Triumph der Eva über den Adam. Sie entwindet ihm das Geheimnis seiner Kraft mit einem Aufgebot von Mimik, auch in der Stimme, daß selbst das größte Rindvieh es nicht hergeben würde. Eine Macherin, deren seelenkalte Künste ein schon nicht mehr ehrgeiziges, sondern blutunterlaufen ehrgieriges Gehirn unaufhörlich erhitzt. Immer wieder verräterisch, wie sie aus schäumender Erregung jäh in tiefe Ruhe umkippt, ohne daß etwas nachzittert. Ihre Effekte sind dicht daran, zu erstarren. Als Delila bellt sie manchmal. Ihren Simson heranstampfen zu hören, war jedesmal tröstlich. Der ist wirklich „aus einem Guß". Die Tumbheit der Stärke, eine massige, bärenhafte, mordsmäßig tolpatschige Ungebrochenheit hindert Heinrich George nicht, mit Tönen ans Herz zu greifen, deren Zartheit in rührendstem Kontrast zu dieser Ungeschlachtheit der Glieder steht. Höchstes Lob für ihn: daß er sich während Michael Bohnens Gastspiel behauptet.

Chaplin von Hans Siemsen

I

Vor einem Jahr schrieb ich (ungedruckt blieb es):

Der Nationalheros von Deutschland ist ganz gewiß nicht Professor Einstein. Auch Hans Thoma ist es nicht. Es ist, wenn irgend Jemand, Hindenburg oder Ludendorff oder der Kaiser (solange er in Holland sitzt). Es ist im allerbesten Falle: Bismarck.

Der Nationalheros der ganzen übrigen Welt ist Charlie Chaplin.

Das ist einer der Hauptgründe, weswegen Deutschland und die übrige Welt sich nicht mehr verstehen. Amerika, England, Frankreich, Japan, Holland, Polen und die Tschechoslowakei streiten sich ernsthaft um die Ehre, das Geburts-, Ursprungs-, Mutter- und Vaterland Chaplins sein zu dürfen. Und Deutschland kennt diesen kleinen Mann und großen Künstler bisher eigentlich nur vom Hörensagen. Wie soll da eine Verständigung möglich sein? Erst wenn Chaplins menschliche Gestalt, dahintorkelnd durch alle blamabeln Unfälle des Lebens, wenig kriegerisch, wenig heldenhaft und eher schüchtern als pathetisch, wenn, sage ich, dieser tragische Clown unsre Heldenbärte und Hindenbürger mit einem erstaunten Blick und einer zaghaften Handbewegung weg-, aber radikal weggewischt haben wird: dann erst wird man in Deutschland wieder leben, wieder atmen, wieder denken können.

Es wird lange dauern. Ich fürchte, man wird Chaplin nicht so ganz verstehen. Denn inwiefern soll das komisch sein? Ein kleiner Mann, mit viel zu großen Füßen, einer schlecht, aber wirklich sehr schlecht sitzenden Hose und einem zu kleinen steilen Hut, ein Mann mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart in einem ernsthaften Clowngesicht kommt, wie an einem Draht, hereingerutscht, sieht sehr ernst, fast schmerzlich, fast erschütternd ernst aus, grinst in irgendeine Erinnerung versunken, plötzlich wie ein sauberes Aeffchen, wackelt zwei, drei Takte Shimmy vor sich hin, stoppt plötzlich, wird wieder ernst, wird wieder ein armer, betrübter, rührender Clown und wackelt mit einem Ruck, rutscht, wie an einem Draht gezogen, mit seinen zu großen Füßen zur Tür hinaus. Inwiefern soll das komisch sein, bitte? Er schneidet keine Gesichter, er hat keinen Bauch, er lacht ja nicht mal selber über seine Witze — also inwiefern soll das komisch sein? Der Berliner wird das nicht verstehen. Er wird sie nicht verstehen die Tragikomödie dieses Vagabunden, der immer der Kleine, der Schwache, der Blamierte — und doch schließlich immer der Sieger ist. Er wird nicht verstehen, daß diese ganze Figur mit ihren pointenlosen Erlebnissen, daß dieser kleine tapfere Mann, dies ernste, nur selten lächelnde Stehaufmännchen so, wie es da ist, wie es sich mit dem Leben herumschlägt, eine ganz ernste, ganz tiefe, fast ein wenig bittere, aber doch sehr darüberstehende, sehr ermutigende, tapfere Kritik des Lebens, unsres modernen, sonderbaren Lebens ist. Dieser Clown ist wirklich, was die Spaßmacher der alten Könige waren, und was sie immer sein sollten: ein weiser Narr. Und ein „joculator dei“, ein Spaßmacher des lieben Gottes.

Wer diesen Spaßmacher wirklich versteht, der wird manchmal in den besten Momenten, wenn um ihn her die Menge vor Lachen brüllt oder auch mißversteht und schweigt, nicht wissen, ob er lachen oder weinen soll und nur mit schluchzendem Herzen lächeln. Dem wird die

Größe Hindenburgs wohl nicht mehr viel bedeuten. Aber er kann gewiß sein, daß er überall dort, wo es Menschen gibt, die das Leben mit ein wenig Weisheit ansehen, Freunde hat, die ihn verstehen.

*

Also orakelte ich vor einem Jahr. Aber ich habe mich geirrt. Ich habe mit meiner pessimistischen Prophezeiung nur zur Hälfte Recht behalten. Chaplin ist schneller, als ich glaubte, der Liebling der Berliner und aller deutschen Kino-Besucher geworden. Sie jubeln, wenn er kommt, sie lieben ihn. Sie verstehen ihn schon. Aber sie verstehen ihn doch nur halb. Vielmehr: nur die Hälfte versteht ihn. Die Hälfte?

Es gibt Leute, die ihn überhaupt nicht verstehen. Es sind dieselben, die keinen Sinn für Palmström haben, die vielleicht einmal einen Witz, aber nie einen Humor verstehen. Lassen wir sie; Sie sind zwar ebenso schädlich wie bedauernswert, aber gänzlich hoffnungslos.

Und dann sind da die sogenannten einfachen und ungebildeten Leute. Die, von denen es heißt: „Selig sind, die da geistig arm sind !“ (Es waren damals und sind noch heute die Selben, die finanziell arm sind. Und Kautsky behauptet, das abschwächende „geistig“ wäre überhaupt erst später von den kirchlichen Fälschern des gekreuzigten Proletariers in den heiligen Text hineingeschmuggelt worden.) Ihrer ist das Himmelreich. Sie verstehen Chaplin so, wie man eben eine so komplizierte Angelegenheit rein instinktiv verstehen kann. Sie lachen aus vollem Herzen und lachen noch immer, wenn dann einmal eine Sache kommt, die ihnen fremd ist.

Und dann sind da die geistig Reichen. Ihrer ist das Himmelreich keineswegs. Für komplizierte Leute gibt es kein Paradies. Sie sind auch nur in seltenen Fällen finanziell reich. Es geht ihnen schlecht. Aber sie haben, mit ihren Leiden erkauft, Genüsse, die die Andern nicht haben. Sie verstehen Chaplin ganz. Sie lachen unter Tränen. Es sind die paar Leute, mit denen zu sprechen (abgesehen von den ganz Armen !) sich lohnt. Alle, aber alle bedeutenden, schöpferischen Künstler sind darunter.

Und dann ist da der Mittelstand. Die zwischen „geistig arm“ und „geistig reich“. Die Oberlehrer. Die Professoren; vom Kunsthistoriker bis zum Postassistenten. Die feinen Leute. Die gebildeten Leute. Die Würdevollen. Die Fachleute. Die Vollbärte. Beiderlei Geschlechts. Die, die sagen: „Gewiß, das ist ja ganz komisch. Aber auf die Dauer doch ein bißchen albern. Ernsthafte Werte hat das doch nicht ! Nein, ich finde, dieser Chaplin wird überschätzt.“

Nun gibt es gewiß sehr wenig Sachen — aber ein paar gibt es, einige ganz wenige gibt es, die man einfach nicht überschätzen kann. Ich meine nicht die durch Ueberlieferung und Distanz geheiligten Götter und Halbgötter von Plato bis Mozart oder Tristram Shandy. Ich nenne nähere: die Pawlowa, die Duse, die Sada Yacco, Renoir, Hamsun, Victor Arnold. Das sind so Sachen, die man einfach nicht überschätzen kann. Und in diese Reihe gehört auch Chaplin. Weshalb? Weil er, wie die andern, ein schöpferischer Mensch und in den von ihm geschaffenen Typ einfach vollendet ist. Er ist ja nicht nur ein außerordentlicher Schauspieler und Regisseur, er ist nicht nur Nachschöpfer; er ist absolut schöpferisch: der Schöpfer seines Typs, seiner Art von Filmschauspielerei. Und dazu ein ganz bedeutender Komödiendichter.
(Fortsetzung folgt)

Schwerverdiener von Morus

Stinnes als Wohltäter

Dem Freudenrausch über den Stinnes-Vertrag ist schnell der Katzenjammer gefolgt. Mit Ausnahme der unmittelbar interessierten Industriekreise besteht kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber, daß die deutsch-französischen Sachlieferungsabkommen im Augenblick der schwersten materiellen Not Anforderungen an den deutschen Reichssäckel und damit an die deutschen Steuerzahler stellen, die über alles Bisherige noch weit hinausgehen. Denn zu den ungeheuren Verpflichtungen an die Entente kommen jetzt noch neue, hunderte von Goldnen erfordernde Verpflichtungen an die deutsche Industrie.

Statt einer Entlastung bedeuten die Industrieverträge für Deutschland eine neue schwere Belastung. Der Stinnes-Lubersac-Vertrag allein, bei dem es, nach dem heutigen Stand des Franc, um nicht viel weniger als 2 Billionen Papiermark geht, kostet dem Reich an „Provision“ das heißt: an Profit des Herrn Stinnes rund 300 \Millionen Goldmark. Und wenn die eifrigen Nachahmer von Stinnes auch noch nicht ihre ehrlichen Makler-Ansprüche bekanntgegeben haben, so ist doch kaum zu erwarten, daß sie billiger arbeiter werden als ihr Herr und Meister. Die Gefahr, daß der Wiederaufbau Frankreichs nunmehr ein reines Privatmonopol des Stinnes-Konzerns mit allen volkswirtschaftlichen Nachteilen des Privatmonopols werden würde, scheint zwar durch die vielen andern Industrieverträge des Lebres-v. Siemens-Konzerns, der Wiederaufbaugruppe Bayern (Daimler), des Anilinkonzerns, der Allgemeinen Häuserbau A.-G. in Berlin abgewendet zu sein. Aber einmal hat die Stinnessche A. G. für Hoch- und Tiefbau in Essen als Zentralverteilungsstelle für Reparationskohle weitgehende Kontrollmöglichkeiten über die andern Wiederaufbaugesellschaften. Und sodann ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es dem starken Arm des Hugo Stinnes bald gelingen wird, alle Wiederaufbaufirmen zu einem Preiskartell zusammenzubringen, damit die Reparationsgewinnler nicht etwa auf den unkeuschen Gedanken verfallen, sich gegenseitig zu unterbieten.

Der freundliche Einwand, daß die Provisionen und Preisaufschläge, die die schwarz-weiß-roten Wiederaufbauer sich von dieser gottverfluchten Republik zahlen lassen, ja doch im Lande blieben und dadurch der deutschen Volkswirtschaft zugute kamen, kann leider einer nähern Nachprüfung nicht standhalten. Denn volkswirtschaftlich lautet die Fragestellung nicht, ob die Firma Stinnes die geeignete Sparkasse für das deutsche Volksvermögen ist, sondern: Ist das deutsche Volk gegenwärtig imstande, über die Reparationslasten hinaus noch einer einzelnen Berufsgruppe oder gar einer einzelnen Firma so riesenhafte Zuwendungen zu machen, wie sie der Vertrag Stinnes-Lubersac verlangt? Vor dem Kriege hatten die Großagrarier durchgesetzt, daß die deutschen Steuerzahler der notleidenden Landwirtschaft jährlich 500 Goldmillionen opfern mußten. Heute stellt die Industrie ähnliche Ansprüche. Aber das verarmte, durch die Kriegshetze um das Annexionsgeschrei der Schwerindustrie zugrundegerichtete Deutschland kann sich derartige Liebesgaben nicht mehr leisten. Nehmen wir nur die, wie mir scheint, viel zu niedrige Berechnung des ‚Vorwärts’ als Grundlage, wonach Stinnes bei dem Sachlieferungsvertrag

lumpige 90 Goldmillionen übrig bleiben, so bedeutet das, daß jeder erwerbstätige Deutsche Herrn Hugo Stinnes einen Tribut von 1000 Mark zu entrichten hat !

Felix Deutsch hat schon recht: hätte er solch einen Vertrag unterzeichnet, er hätte sich vor den Schmutzkübeln der Deutschnationalen nicht retten können. Aber selbst den Volksparteilern scheint bei der letzten Aktion ihres Assyrerkönigs nicht ganz wohl zu sein. Wenigstens hat Herr Stresemann, der grade wieder einmal, um den Demokraten den Weg zur Seligkeit zu erleichtern, auf die linke Podexseite gerutscht ist, auf der breslauer Vorstandstagung seinen Fraktionsgenossen erzählt, Stinnes habe erklärt, schon bei dem Abschluß des Vertrages hätte für ihn „festgestanden, daß er als Person keinen Pfennig an dem Abkommen verdienen wolle, und daß er die an ihn fließende Provisionssumme an die wirklich Bedürftigen in Deutschland verteilen werde“. Daß Stinnes, dessen persönliche Anspruchslosigkeit allen Respekt abnötigt, seinen Riesengewinn oder auch nur einen Bruchteil davon nicht für seine Person zu verbrauchen gedenkt, glauben wir ihm gern. Aber die Methode, den Massen der Steuerzahler erst das Letzte abzupressen, um es ihnen dann als Almosen wiederzugeben: diese umständliche Methode steht doch eigentlich einem so praktischen Manne wie Hugo Stinnes nicht an. Nun, vielleicht hat der große Hugo aus den lustigen Memoiren seines Amtsvorgängers Wilhelm die Lehre angenommen, daß der wahre Herrscher von Zeit zu Zeit ein Säuglingsheim stiften muß.

Hugo Stinnes Rex als Neuauflage des „sozialen Kaisertums“? Warum auch nicht? An Lobrednern wird es nicht fehlen.

Internationales Farbstoffsyndikat

Die gewaltigen Kapitalerhöhungen, die in der letzten Woche vom Anilinkonzern und von den großen chemischen Fabriken vorgenommen worden sind, werfen ebenso wie die beträchtlichen Kurssteigerungen die chemischen Papiere ein Schlaglicht auf die Transaktionen, die jüngst in der internationalen chemischen Industrie vor sich gegangen sind. Die Monopolstellung, die die deutsche Farbenindustrie früher einnahm, schien durch den Krieg beseitigt zu sein. Ueberall waren große Farbwerke in die Höhe geschossen, und namentlich in England, wo die Regierung zur Gründung der British Dyestuff Corporation 2 Millionen Pfund hergegeben hatte, schien den deutschen Unternehmungen eine ernsthafte Konkurrenz zu erwachsen. Aber die junge englische Industrie hat der schweren Krise der letzten Jahre und der billigern deutschen Konkurrenz, trotz allen Antidumpingmaßnahmen, nicht standhalten können. Die British Dyestuff Corporation schließt ihr letztes Geschäftsjahr mit einem Verlust von fast 1½ Millionen Pfund ab, und so kam der englischen Industrie gewiß nicht ungelegen, daß die Deutschen ihr Vorschläge zu einer Interessenverbindung machten. Wenn auch die Verhandlungen zwischen Sir William Alexander, dem Präsidenten der British Dyestuff, und Carl v. Weinberg, dem Vorsitzenden des Zentralausschusses der deutschen Interessengemeinschaft, noch nicht abgeschlossen sind, so ist doch zu erwarten, daß es noch im Lauf dieses Jahres zu bindenden Abschlüssen kommen wird.

Noch weiter als die deutsch-englischen Vereinbarungen scheinen die deutsch -französischen Beziehungen gediehen zu sein. Nach der

‚Chicago Tribune' soll es nach fast einjährigen Verhandlungen zwischen den sieben Großfirmen des deutschen Anilinkonzerns und der von der französischen Regierung kontrollierten Compagnie Nationale des Matières Colorantes et Produits Chimiques zu einer Vereinbarung gekommen sein, die die deutschen Firmen verpflichtet, „ihrem französischen Gemeinschaftspartner alle erforderlichen Angaben über den Herstellungsprozeß zur Verfügung zu stellen, sowie ausgebildete deutsche Chemiker in französische Fabriken zur Ueberwachung des Fabrikationsprozesses zu entsenden". Als Gegenleistung verpflichten sich die Franzosen, den Gebrauch vieler Farbstoffe auf Frankreich und die französischen Kolonien zu beschränken und an das deutsche Kartell einen Teil ihrer Gewinne abzuführen. Ein ähnliches enges Syndikatsverhältnis soll zwischen der deutschen und der italienischen Farbstoffindustrie abgeschlossen sein, das dadurch noch enger wird, daß Carl v. Weinberg die Aktienmehrheit, der italienischen Biancki-Farbengesellschaft erworben hat.

Während die internationalen Verhandlungen besonders in den nationalistischen Kreisen Frankreichs eifrig diskutiert und kritisiert werden, hüllen sich die deutschen Interessenten in vielsagendes Schweigen. Es wird nicht grade dementiert, es wird auch nichts zugegeben. Aber mit einiger Sicherheit läßt sich schon heute sagen, daß ein Internationales Farbstoffsyndikat im Entstehen ist. Die Deutschen werden in diesem Weltsyndikat vielleicht eine führende Stellung haben, aber mit dem deutschen Farbstoffmonopol, dem wichtigsten deutschen Qualitätsmonopol, scheint es ein für alle Mal aus zu sein.

Majoratsanwärter

Militäranwärter: das ist, wie Jedermann weiß, jene liebwerte deutsche Menschengattung, die zwölf Jahre lang ihre Untergebenen auf dem Kasernenhof treulich bimste und dafür, zum Unheil Deutschlands, mit staatlichen Büroposten belohnt wurde.

„Majoratsanwärter" dagegen sind jene Millionenerben, denen bis zur Revolution nach ewigen, ehernen Hausgesetzen mit Papas Tode das Zwanzigtausend-Morgen-Gütchen zufiel. Dieser ehrenwerte Stand hat sich jetzt in München, der Stadt, aus der alles Gute kommt, „organisiert". Er will natürlich nicht verfassungswidrig die Auflösung der Majorate verhindern, auch nicht einmal verzögern will er sie. Er will nur „den Familiensinn pflegen". Aber wir hoffen, daß sich diese edle Tugend besonders auf jenen Dienststellen betätigen wird ; denen die Auflösung der Majorate obliegt.

Wie sieht es auf diesen Dienststellen heute aus? Ein kleines Beispiel für viele. Im vorigen Jahr tat der preußische Landwirtschaftsminister Otto Braun einen kühnen Griff: er hob endlich das preußische Landesoekonomie-Kollegium auf, die oberste Gutachterbehörde für landwirtschaftliche Fragen, die von jeher die Kulturstätte reinsten Ostelbiergeistes gewesen war und auch nach der Revolution keinerlei Anstalten machte, sich wenigstens äußerlich „auf den Boden" des neuen Staates zu stellen. Was geschah? Nach kurzer Zeit entstand an derselben Stelle, mit denselben Beamten und denselben Funktionen die „Hauptlandwirtschaftskammer für Preußen". Nichts, aber auch nichts hatte sich geändert. Nur die Briefbögen.

Solches geschehen im Jahre 4 der deutschen Republik.

Letzte Fahrt von Theobald Tiger

An meinem Todestag — ich werd ihn nicht erleben —
da soll es mittags Rote Grütze geben,
mit einer fetten, weißen Sahneschicht . . .
Von wegen: Leibgericht.

Mein Kind, der Ludolf, bohrt sich kleine Dinger
aus seiner Nase — Niemand haut ihm auf die Finger.
Er strahlt, als Einziger, im Trauerhaus.
Und ich lieg da und denk: „Ach, polk dich aus !"

Dann tragen Männer mich vors Haus hinunter.
Nun faßt der Karlchen die Blondine unter,
die mir zuletzt noch dies und jenes lieh . . .
Sie findet: Trauer kleidet sie.

Der Zug ruckt an. Und alle Damen,
die jemals, wenn was fehlte, zu mir kamen:
vollzählig sind sie heut noch einmal da . . .
Und vorne rollt Papa.

Da fährt die Erste, die ich damals ohne
die leiseste Erfahrung küßte — die Matrone
sitzt schlicht im Fond, mit kleinem Trauerhut.
Altmodisch war sie — aber sie war gut.

Und Amélie fährt auf der Trauerachse —
leis tickt die Uhr in ihrer Autotaxe.
Sie gab mir ihrer Unschuld süßen Flor —
(ich war der Fünfte, wo sie ihn verlor).

Und Lotte ! Lottchen mit dem kleinen Jungen !
Briefträger jetzt ! Wie ist mir der gelungen?
Ich sah ihn nie. Doch wo er immer schritt:
mein Postscheck ging durch sechzehn Jahre mit.

Auf rotem samtnen Kissen, im Spaliere,
da tragen feierlich zwei Reichswehroffiziere
die Orden durch die ganze Stadt,
die mir mein Kaiser einst verliehen hat.

Und hinterm Sarg mit seinen Silberputten,
da schreiten zwoundzwonzig Nutten —
sie schluchzen innig und mit viel System.
(Ich war zuletzt als Kunde sehr bequem.)

In hohen Hüten wankt da mein ‚Verein
uralter Lesbier' —
            Wie? Zum Urnenhain?
Ich will — das wird auch besser passen;
man riet mirs oft — mich doch begraben lassen.

Das Ganze hält ! Jetzt wird es dionysisch !
Jetzt singt ein Chor. Ich lächle metaphysisch.
Wie wird die schwarzgestrichne Kiste groß !
Ich schweige tief.
            Und bin mich endlich los.

372

Kleine Woche

Wie ist das mit der Presse? Ich denke, sie ist eine Großmacht? Und kann nicht erreichen, daß dem größten Skandal im Land, dem Ring der Holz- und Papierlieferanten, das Handwerk gelegt wird. Zwar, die Zuckerbarone sind auch für den Galgen reif, aber Diejenigen, die den Papierpreis machen — die Worte gehen mir aus, obwohl ich mich nicht auf die parlamentarischen beschränke. Lieber Gott, der Sozialismus . . . Ich bin ihm wohlgesonnen, doch kommt er mir vor, als sei er das fünfte Rad, das zufrieden ist, auch mitlaufen zu dürfen. Man hat ihm einen Löffel in die Hand gedrückt, und nun futtert er aus der großen Schüssel mit. Stopft dem Köter das Maul, und er bellt nicht, denken die Psychologen des Kapitalismus, die sich auf die Köder verstehen.

*

Die Bayern sollen planen, nur noch ihre eigne Presse mit Papier zu beliefern. Der Rest ist dann Ausland, das dieselben Preise wie Amerika anlegen muß — und nicht einmal dafür etwas bekommt, denn Dollar ist Dollar.

*

Da stinkt ein Sumpf. Eine Bundesstaatsregierung geht in der Korrumpierung voran, und um eine Rückversicherung zu haben, wirft sie der Jingopresse in der engern Heimat einen Brokken zu. Von Berlin hat sie nichts zu befürchten, dort hütet man sich, mit dem Bayern nochmals anzubinden. Er hat mit Erfolg die Zähne gezeigt.

*

Es ist so weit, daß es keine Staatsautorität mehr gibt, die an ihre Aufgabe auch nur zu denken wagt: darauf zu achten, daß das allgemeine Wohl über das private Interesse gestellt wird. Erkennt eure Zeit, Ihr seid vollständig in der Hand der Bürokraten, die gegen den Staat arbeiten, und der Industrie. Glaubt Ihr, das liege nur an dem Vertrag von Versailles, der euch an Shylock auslieferte? Es liegt zuletzt doch an euch, und dann an dem, was Ihr anbetet, der Organisierung: sie ist undurchsichtig geworden, sie versteckt sich hinter Schleiern. Man zieht euch seit Jahr und Tag das Fell über die Ohren. Wieviel Felle hast du eigentlich, deutscher Bär?

*

Uebrigens, unser Kaiser heiratet wieder. Gratulieren. Mit Befriedigung las man, daß die hohe Braut ebenbürtig ist und an fremden Höfen „ohne Zweifel als Kaiserin anerkannt werden wird“. Beispielsweise, wenn sie mit ihrem Gemahl zum Besuch nach London fährt. Deutscher, deine Sorgen möchte ich haben.

*

Auch Lloyd George soll nun seine Erinnerungen an den Krieg schreiben und bereits für 100 000 Pfund verkauft haben. Gut, das kennen wir, aber was wir noch nicht kennen, ist, daß er das gesamte Honorar für nationale Wohltätigkeit abtritt. Gentlemen scheint es doch nur in England zu geben. Wilhelm der Zweite hat, glaube ich, 300 000 Dollars für seine Memoiren erhalten. Und behalten.

*

Das Haus Koehler in Leipzig hat den Vertrieb der Kaiserlichen Memoiren übernommen. Für jedes Buch schreibt man in Deutschland einen „Waschzettel“, damit der Redakteur den Band nicht zu rezensieren braucht, sondern unaufgeschnitten (dafür bekommt er mehr) beim Antiquar zu Geld machen kann, der Antiquar verkauft ihn dann für neu, da er ja unaufgeschnitten ist. Der Redakteur druckt einfach den Waschzettel ab. So kommt es, daß man in Blättern der verschiedensten Richtung natürlich „glänzende Kritiken“ lesen kann, in denen von dem erlauchten Herrn Kollegen in Doorn stets als Seiner Majestät die Rede ist.

Eine Gewerbelehrerin teilt mir ihre Erfahrungen mit. Das Bild, das sie vom Geist ihrer Kollegen entwirft, ist so deprimierend, daß ich es gar nicht bringe, weil man doch sagen wird: Karikatur. Die Akademischen sind geschwollen, weil sie etwas scheinen zu können glauben, und die Nichtakademischen sind geschwollen, weil sie etwas scheinen möchten. Und alle deutschnational, die paar Bessern zählen nicht und verkriechen sich. Noch tiefer trifft die Schilderung, die sie von den Schülern entwirft, wohlverstanden: Kindern aus dem kleinen Bürgertum, und was sonst in die Fortbildungsschulen geht: sie lieben es gar nicht, wenn man ihr Urteil oder gar ihre Kritik fordert, sie wollen im Trott laufen, Alles bis ins Kleinste vorgeschnitten bekommen und genau so verdauen, wie es feststeht, daß man verdauen muß. Sie wollen Autorität und fühlen sich nur wohl, wo sie subaltern sein können. Ja, das ist Deutschland. Der Funke der Intelligenz brennt selten in einem Auge dieser Rasse. Wenn so das Volk ist, was kann man von den Gebildeten erwarten? Etwa, daß sie ihren Präsidenten verachten, weil er einmal Handwerker war.

*

Als in Heidelberg am Tag der Beisetzung Rathenaus der Professor Lenard sein Laboratorium nicht schließen wollte, holten ihn die Arbeiter heraus, verprügelten ihn, drohten, ihn in den Neckar zu werfen, kurz: bereiteten ihm einen langen geschlagenen Nachmittag der Angst, eine Lehre für den Patrioten. Das Bemerkenswerteste an diesem Vorfall war, daß keiner der deutschnationalen Studenten, die mit dem Professor arbeiteten, den Mut hatte, ihn zu schützen oder sein Los zu teilen, sie drückten sich. Aber nachts um Zwölf, als er im Gefängnis saß, wo die Arbeiter seine Aufnahme erzwungen hatten, erschienen die Herren und sangen vaterländisch. Dann verlangten sie die Freilassung des Professors und erhielten sie.

*

Ueberall im Land sitzen Generäle. Die Republik zahlt ihnen eine pompöse Pension. Sie kaufen sich damit die Memoiren ihrer Kollegen und fabrizieren ihre eignen Memoiren, in denen sie der Republik eins versetzen. Die Republik zahlt es.

*

Die Nation wartet, daß ihr die Führer erwachsen, die ihr Ideen, Ziele, Gestalt und Form liefern. Aber wie seltsam ist das, sie wartet darauf wie auf eine Gnade, die vom Himmel fallen soll. Das ist eine ganz niederträchtige Mystik. Die Gnade muß man sich selbst schaffen. Ich glaube den Deutschen ohne weiteres, daß sie die untern Führer in großer Anzahl hervorbringen werden, aber die obern — da hapert es. Man beachte, wie subaltern eine Figur wie Hindenburg wirkt. Die Treue, die Energie, die Geschlossenheit sind da, aber das Letzte fehlt, der irrationale Mut. Auch bei Stinnes ist im Punkt Ideen wahrscheinlich etwas nicht in Ordnung. Uebrigens ist es interessant, daß er von seiner Mutter her französisches Blut in den Adern hat. Mischung ist gut, der Deutsche muß gemischt werden.

Liliput

Antworten

Moeller van den Bruck. Sie schreiben im roten ‚Tag' (der am dreißigsten September ziemlich ruhmlos seinen letzten erlebt hat): „Es gibt Deutsche, die Napoleon die Absicht nachsagen, daß er ein Wohltäter deutscher Nation habe sein wollen, und die aus unsern Freiheitskriegen ein Mißverständnis machen." Da Sie solche Deutschen nicht bei Namen rufen, werden Ihre Leser sie Hinz und Kunz, Müller und Schulze, Meier und Lehmann nennen — oder grade nicht so, sondern Levy und Cohn, wie diese verdammten Internationalisten und Bolschewisten zu heißen pflegen: während doch der Deutsche, der jenes angebliche Mißverständnis am nachdrücklichsten gefordert hat, Nietzsche heißt. Und die folgende Auffassung kundtut: „Die Deutschen haben, als auf der Brücke zwischen zwei décadence-Jahrhunderten eine force majeure von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und wirtschaftliche Einheit, zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren ‚Freiheits-Kriegen' Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons gebracht — sie haben damit Alles, was kam, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt, den Nationalismus, diese névrose nationale, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas, der kleinen Politik: sie haben es in eine Sackgasse gebracht." Das war ehedem, siebzehn Jahre nach dem Frieden von Frankfurt, paradox (und der Gott, der Eisen wachsen ließ, wußte genau, was er wollte, als er einen so vaterlandslosen Gesellen mit geistiger Umnachtung schlug). Aber jetzt bestätigt es die Zeit, die der etwas zu großen gefolgt ist.

Morus. Sie haben sich in Nummer 39 mit dem Verleger der ‚Lichtbildbühne', Herrn Wolfsohn, beschäftigt. Was denn jetzt wieder passiert ist, wird Ihnen Spaß machen. Er äußert zu dem „Pressechef" der Richard-Oswald-A. G., daß er deren Bilanz angreifen werde. Ein Pressechef ist dazu da, die Interessen der Firma wahrzunehmen, die ihm einen so stolzen Titel verliehen hat. Also langt sich dieser äußerst geschickte Mann den Verantwortlichen Redakteur der — ‚Lichtbildbühne' und bestellt sich bei ihm einen druckbaren Hymnus auf jene Bilanz. Er erhält das Manuscript und übermittelts dem ‚Film', dessen Herausgeber in den Plan, die ‚Lichtbildbühne' einmal festzunageln, eingeweiht ist und ihn gern ausführen hilft, weil auch er seine Aufgabe darin erblickt, die Korruption in der Filmfachpresse zu bekämpfen. Der Verantwortliche Redakteur hat also eines Tages das Vergnügen, bei der Konkurrenz das grade Gegenteil dessen zu lesen, was in seinem eignem Blättchen gestanden hat. Herr Wolfsohn erfährt von der Nebentätigkeit seines Angestellten und tut — was? Er verlangt, daß — wer sofort seine Tätigkeit aufgebe? Der Pressechef. Nicht häßlich. Ein Pressechef dieses For-

mats, der seine Pappenheimer so gut kennt und so richtig behandelt, kriegt Zulage, einen lebenslänglichen Vertrag mit Pensionsberechtigung und eine Porträtbüste aus Celluloid im Vorraum der Richard-Oswald-Lichtspiele.

Mitteilung

Nicht viele Blätter werden den Winter überstehen. Die halbwegs lebensfähigen werden, mit wenigen Ausnahmen, in noch ganz anderm Grade als bisher von Interessentengruppen abhängig werden. Das wird für Deutschland nicht eben von Vorteil sein.

Umso wichtiger erscheint die Erhaltung eines Blattes, das von Einflüssen, welcher Art immer, vollständig frei ist.

Die ‚Weltbühne' ist niemals auf Gelderwerb ausgegangen. Sie hat deshalb stets nur die Verteuerungen vorgenommen, die unbedingt notwendig waren.

Leider ist diesmal eine beträchtliche Verteuerung unbedingt notwendig. Das Umschlagpapier, zum Beispiel, kostet jetzt sechshundertmal so viel wie im Frieden. Aehnlich ist die Preissteigerung aller übrigen Posten.

Trotzdem wird die ‚Weltbühne' ungefähr der wohlfeilste Gegenstand bleiben, den es in Deutschland gibt. Sie kostet vom 1.Oktober an vierteljährlich 350 Mark

Man blicke, um einen Maßstab zu haben, auf diese Preistabelle:

	Straßenbahn	Einzelheft der ‚Weltbühne'
1914	—10	—40 Mark
1922	15—	35— Mark

Das Einzelheft der ‚Weltbühne' ist also um 25 Mark zu billig.

Wer an dem Blatte hängt, es ungern entbehren würde und nicht leicht hat, es sich zu gönnen, der nehme ein Abonnement (das, beim Verlag, an jedem Tage begonnen werden kann und dreizehn Wochen läuft). Denn da schon wieder Mitte Oktober ein Drucktarif herauskommt, der die Herstellung abermals erheblich verteuert, so wird der Preis des Einzelheftes in kurzem auf 40 oder gar 50 Mark heraufgesetzt werden müssen. Der Abonnementspreis dagegen gilt bis zum 31. Dezember. Nachforderungen werden keinesfalls erhoben werden.

Und zum 1. Januar 1923 wird der Abonnementspreis nicht abermals erhöht zu werden brauchen, wenn jeder Leser sich mit Erfolg bemüht, der ‚Weltbühne' einen Auslands-Abonnenten oder zwei deutsche zuzuführen. Werbematerialien — Probenummern, Abonnementsbestellkarten, Postscheckzahlkarten — werden auf Wunsch zur Verfügung gestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg,
Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Diplomatie und Generalstab von Max Graf Montgelas

In Nummer 29 der ‚Weltbühne' hatte Heinrich Kanner sich beklagt, daß die deutschen militärischen Dokumente noch immer „unter strengem Verschluß" gehalten würden. Demgegenüber hatte ich in Nummer 35 nachgewiesen, daß schon längst alle Denkschriften des Großen Generalstabs an das Auswärtige Amt aus den Jahren1909 bis 1914, ferner der gesamte Schriftwechsel zwischen Amt und Generalstab vom Juli 1914 durchforscht, das Ergebnis — vielfach im Wortlaut — bekanntgegeben, endlich alle wichtigen Stücke der Mobilmachungsabteilung des Preußischen Kriegsministeriums aus dem kritischen Monat veröffentlicht worden sind. In Nummer 39 der ‚Weltbühne' kommt Kanner denn auch auf seine frühere Behauptung nicht mehr zurück. Es ist also zu hoffen, daß die völlig unbegründete Klage über den Verschluß der deutschen militärischen Dokumente endgültig erledigt ist. Nicht die Archive von Berlin und Wien, sondern die von Paris und London sind verschlossen. Ueber die Krise von 1914 sind nunmehr von Berlin und Wien weit über 1600 Dokumente veröffentlicht, von Paris und London erst knapp ein Fünftel dieser Zahl, darunter keines mit genauen Zeitangaben, viele aber gekürzt, manche französische direkt gefälscht. Nur die ursprünglich besonders spärlichen und besonders unzuverlässigen Petersburger Akten haben inzwischen eine dankenswerte Bereicherung erfahren. Die russischen Veröffentlichungen der letzten Monate gewähren insbesondere wertvolle Anhaltspunkte zu einem Vergleich, wieweit im Frieden der Rahmen für die Tätigkeit des Generalstabs auf jenem Grenzgebiet gezogen war, wo Strategie und Politik, die Arbeit der Diplomatie und des Generalstabs sich berühren.

In dieser Beziehung hatte ich mich gegen die Deutung gewendet, die in Nummer 29 dem Briefwechsel Moltke-Conrad aus dem Jahre 1909 gegeben war, und die bei nicht sachkundigen Lesern den Eindruck erwecken könnte, als ob einzig und allein auf Seite der Mittemächte die Generalstäbe ihre Ansichten über die im Kriegsfall nötigen Operationen ausgetauscht hatten. In der Tat stellt das, was die Generale v. Moltke und Freiherr v. Conrad damals mit Wissen ihrer Regierungen verhandelt haben, das Mindestmaß dessen dar, was die politische Lage erforderte. Es blieb weit zurück hinter dem, was zwischen Frankreich und Rußland vereinbart wurde. Wie steht das Verhältnis? Zwischen Frankreich und Rußland Militärkonvention, zwischen den Mittemächte keine. Zwischen Frankreich und Rußland seit 1892, zwischen Frankreich und England seit 1906 alljährlich Konferenzen der Generalstäbe, bei den Mittemächten nach zwölfjähriger Unterbrechung jedes Gedankenaustausches erst 1908 in schwerer politischer Krise Wiederaufnahme des Briefverkehrs. Wer nicht mit zweierlei Maß mißt, wird zugeben müssen, daß die militärischen Vereinbarungen der Triple-Entente über das Zusammenwirken ihrer Armeen und Flotten im Kriegsfalle viel sorgfältiger und eingehender waren als die der Mittemächte.

Dazu kam ab 1911 die Ratifizierung der Protokolle der Generalstabskonferenzen durch die Regierungen Frankreichs und Rußlands.

Die mir entgegengehaltene Ansicht, daß es für den verbindlichen Charakter solchen Gedankenaustauschs ohne Belang sei, ob er „in einfachen Briefen, ja Zetteln oder sogar in schriftlich gar nicht fixierten Besprechungen der kompetenten Staatsfunktionäre“ oder in „förmlichen Staatsverträgen“ niedergelegt sei, wird wohl nur wenige Anhänger finden. Die meisten Leser werden der Ansicht Bismarcks beipflichten, wonach Auswärtige Minister keinen Zweifel darüber belassen dürfen, daß .

> „internationale Verabredungen, welche ohne ihr aktenmäßiges Einverständnis erfolgen, ihren Parlamenten gegenüber als verbindlich nicht angesehen werden würden“.

Uebrigens ist ja Kanner selbst der Ansicht, daß ebenso wie Bismarck auch seine Nachfolger Caprivi, Hohenlohe, Bülow „ohne bindende militärische Abmachungen mit Oesterreich-Ungarn zu haben, für die Sicherheit und den Frieden des Reichs gesorgt haben“. Damit ist meine These zugegeben, daß der Briefwechsel Moltke-Conrad „ebenso wenig wie der 1882 von Bismarck genehmigte unverbindliche Gedankenaustausch politisch bindende verpflichtungen“ herbeigeführt hat. Denn die Korrespondenz ist mit Wissen und Ermächtigung des Reichskanzlers Fürsten v. Bülow geführt worden, der erst im Juli 1909 die Geschäfte niedergelegt hat.

Im strikten Gegensatz zu der Auffassung Bismarcks, Caprivis, Hohenlohes und Bülows haben die französischen und russischen Staatsmänner gehandelt, die sofort ihren Generalstabschefs nachgaben, als diese 1911 „darauf bestanden, daß die Konferenzprotokolle der Ratifikation der beiderseitigen Regierungen unterbreitet werden”. Das machte einen gewaltigen Unterschied. Denn es war wahrlich nicht gleichgültig, ob nur als Ansicht der Generalstabschefs oder als die der politisch verantwortlichen Regierungen ausgesprochen wurde, daß „der Artikel 2 der Militärkonvention abgeändert werden solle“, daß die ersten großen Zusammenstöße zwischen dem deutschen und französischen Heer „in Lothringen, Luxemburg und Belgien erwartet werden“, daß das französische Heer „ebenso rasch wie das deutsche konzentriert werde, und daß es vom zwölften Tage ab in der Lage ist, gegen Deutschland — mit Hilfe der englischen Armee auf dem linken Flügel — die Offensive zu ergreifen“, daß das russische Heer „vom fünfzehnten Tage ab die Offensive ergreifen werde“, daß die „telegraphischen Verbindungen zwischen dem russischen und französischen Generalstab durch englische Kabel unter englischer Vermittlung aufgenommen werden sollen“. Wenn Abänderung von Staatsverträgen und Verwendung von Kabeln einer dritten Macht von den Generalstäben beschlossen und solche Beschlüsse von den Regierungen ohne weiteres ratifiziert werden, so zeigt das, wie sehr die Diplomatie der Entente vom Generalstab ins Schlepptau genommen ist. Die angeführten Stellen der Protokolle zeigen aber auch, wie sehr den Völkern der wahre Tatbestand verheimlicht wurde, als die Regierungen 1914 große Ueberraschung über den deutschen Einmarsch in Belgien vortäuschten, als sie die Operationsbereitschaft des französischen Heeres für geringer hinstellten als die des deutschen, als sie von der wesentlich langsamern russischen Mobilmachung sprachen, die „etwas ganz andres sei als die in westlichen Ländern“, als endlich dem fran-

zösischen Parlament im Jahre 1918 die seit 26 Jahren bestehende Militärkonvention mit Rußland vorgelegt, dabei aber die wichtige Aenderung des Artikels 2 verschwiegen wurde.

Die wohl nicht ganz ernst zu nehmende Bemerkung, ich hätte über den Briefwechsel Moltke-Conrad geurteilt, ohne mehr als die in der „Weltbühne“ mitgeteilten — die wichtigsten Fragen gar nicht berührenden — Bruchstücke zu kennen, nötigt mich, in aller Kürze darzulegen, warum ich seinerzeit beim Studium der Dokumente im vorigen Frühjahr eine „volle Einigung“ der beiden Chefs vermißt habe. Die von Conrad gestellte Frage, ob denn im Hinblick darauf, daß Deutschland nur so außerordentlich schwache Kräfte im Osten belassen könne, die sofortige oesterreichische Offensive oder nicht vielmehr der Aufmarsch zu defensiven Zwecken hinter dem San angezeigt sei, wird von Moltke nicht beantwortet. Auch später hat ja dieser Punkt eine befriedigende Lösung nicht gefunden, und tatsächlich sind 1914 die zahlenmäßig ganz unzureichenden oesterreichisch-ungarischen Streitkräfte gegen die Ostgalizien in weitem Bogen von Norden und Osten umklammernden russischen Massen zu einer Offensive angetreten, die so enden mußte, wie es Mitte September bei Lemberg geschehen ist. Wie Wenig mitteilsam auch Wien seinerseits gegenüber Berlin war, beweist unter anderm ein Schreiben des deutschen Militärattachés vom 22. Juli 1914, worin er die Beschränkung der oesterreichischen Mobilmachung auf den Fall „B” (Balkan) sowie die Unterlassung aller Maßnahmen in Galizen meldet und dann fortfährt, auf seine Frage, wie viele und welche Corps gegen Serbien bestimmt seien, habe Conrad geantwortet: „Darüber darf ich nichts sagen.“ So berichtet der deutsche Militärattaché an demselben Tage, wo der belgische Gesandte in Wien nach Brüssel meldet, daß schon seit 10 Tagen „die Nummern der acht zum Einmarsch in Serbien bestimmten Corps“ genannt würden. Paris und Petersburg waren gegeneinander nicht so schweigsam gewesen; setzten sie doch seit zweiundzwanzig Jahren alljährlich genau die Stärke der gegen Deutschland aufzubietenden Truppen fest.

Aus meiner Darlegung, daß die Mittemächte viel weniger weit gehende miltärsche Abmachungen getroffen hatten als ihre Gegner, darf nun aber nicht, wie das geschehen ist, der Schluß gezogen werden, daß ich das französisch-russische Vorgehen als richtig, das deutsch-oesterreichische als verfehlt bezeichnen wollte. Für mich besteht im Gegenteil kein Zweifel, daß Bismarck und seine Nachfolger gut daran taten, jede Einmischung der Generale in das politische Gebiet abzulehnen, während die französischen und russischen Staatsmänner einen schweren Fehler begingen, als sie die Uebergriffe der hohen Militärs duldeten. Die drastischen Randbemerkungen Bismarcks zu den vergeblichen Versuchen des oesterreichischen Generalstabs, bestimmte schriftliche Abmachungen zu erlangen, sind gradezu prophetisch für das Unheil, das aus den französisch-russischen Konventionen, Konferenzen, Besprechungen entstanden ist.

Was das angebliche Drängen des Generals v. Moltke zum Kriege betrifft, so muß ich mich wegen Raummangels darauf beschränken, nochmals auf die schon neulich angeführte Stelle aus seinem Briefe von April 1909, ferner auf andre Briefe an den deutschen Reichskanzler und an General v. Conrad hinzuweisen, die ich auf den Seiten 107

und 108 einer „Französisch-deutschen Diskussion über die Kriegs-
ursachen“ angeführt habe. Es war nach Mitteilung dieser Beweis-
stücke, daß mir mein französischer Gegner in loyaler Weise schrieb:
„Sie bringen Beweise, die mich in Verwirrung bringen (pièces trou-
blantes). Sagen wir Alle, mehr oder weniger: Mea culpa.“

Als am Nachmittag des 29. Juli 1914 die sogenannte russische
„Teilmobilmachung“, das ist die russische Mobilmachung gegen
Oesterreich-Ungarn, in Berlin bekannt wurde, außerdem auch schon
ein Dutzend amtliche Meldungen über russische Kriegsvorbereitungen
an der deutschen Front vorlagen, hat Moltke allerdings die Mobil-
machung des deutschen Heeres beantragt. Er ist aber mit diesem
militärisch gerechtfertigten, politisch jedoch voreiligen Antrag nicht
durchgedrungen. Grade dieser durch die deutschen Dokumente be-
kannt gewordene Vorgang beweist, daß selbst 1914 die politische
Leitung des Reichs sich nicht vom Generalstab ins Schlepptau hat
nehmen lassen. Davon kann höchstens drei Tage später, am 1. August,
die Rede sein, bei der Kriegserklärung an Rußland, deren Entstehung
übrigens noch nicht genügend aufgeklärt ist und infolge des Todes
der drei Hauptzeugen, Bethmann, Moltke und Falkenhayn, auch nicht
mehr aufzuklären sein wird. Zudem wissen wir heute durch den
Chef der Mobilmachungsabteilung des russischen Generalstabs, Gene-
ral Dobrorolski, daß in Petersburg schon am 30. Juli nachmittags
der Entschluß zur allgemeinen Mobilmachung gefaßt war, zu einem
Schritte, vom dem es nach der Ansicht Dobrorolskis „keine Rückkehr
zum Frieden gab“. Wir kennen ferner seit einiger Zeit, einstweilen
allerdings nur aus der Presse, ein Telegramm des russischen Mili-
tärattachés in Paris, daß die französische Regierung schon am Abend
des 31. Juli, also vor der deutschen Kriegserklärung an Rußland
„zum Kriege fest entschlossen“ war.

Um zu den beiden Punkten der eigentlichen Kontroverse zurück-
zukehren, möchte ich noch einmal kurz zusammenfassen:
1. Die deutschen Archive sind geöffnet, die von Paris und
London halten noch immer sowohl die diplomatischen wie die
militärischen Dokumente unter hermetischem Verschluß.
2. In Deutschland ist man den Traditionen Bismarcks treu ge-
blieben, daß die Generalstäbe politisch bindende Vereinbarungen
nicht treffen dürfen. Auch der unter der Kanzlerschaft des Für-
sten Bülow eingeleitete Briefwechsel Moltke-Conrad kann nicht
als Verletzung dieser Tradition angesehen werden. Hingegen bil-
den die französisch-russischen und französisch-englischen Ab-
machungen ein Vorgehen, das Bismarck nicht gebilligt haben
würde.
(Heinrich Kanners Schlußwort folgt In einer der nächsten Nummern.)

Erwägt man, wie auch jetzt noch alle großen politischen Vorgänge
sich heimlich und verhüllt auf das Theater schleichen, wie sie
von unbedeutenden Ereignissen verdeckt werden und in ihrer Nähe
klein erscheinen, wie sie erst lange nach ihrem Geschehen ihre tiefen
Einwirkungen zeigen und den Boden nachzittern lassen — welche
Bedeutung kann man da der Presse zugestehn, wie sie jetzt ist, mit
ihrem täglichen Aufwand von Lunge, um zu schreien, zu übertäuben,
zu erregen, zu erschrecken? Ist sie mehr als der permanente blinde
Lärm, der die Ohren und Sinne nach einer falschen Richtung ablenkt?
Nietzsche

Gewitterwolken von West nach Ost von Joseph Friedfeld

London, 30. September 1922

Der doppelsichtige Würgengel, dessen eine Antlitzhälfte die Maske der Begeisterung und des mannhaften Stolzes trägt, während die andre unverhohlen Tod grinst, fliegt wieder über England. Seine Flügelschläge sind deutlich vernehmbar in der Presse. Da rauscht es wieder von nationaler Ehre, von unverlierbaren Lebensinteressen, von kriegerischer Haltung natürlich um des Friedens halber, von dem vergossenen Heroenblut armer, in Gallipoli frevelhaft hingemordeter Soldaten, die lieber diese letzten schönen Herbsttage in ihrer wiesenduftenden Heimat gesehen hätten. In deutschen Ländern hat man oft den durch falsche Perspektive erzeugten Eindruck, Frankreich sei der Friedensstörer in Europa, Poincaré ein beschränkter kriegslüsterner Militarist, England dagegen die Heimat der friedliebenden Mäßigung, des vernünftigen Pazifismus und Lloyd George der Retter Europas aus mancher durch seine französischen Kollegen erzeugten Gefahr. Dies stimmt aber nur vom Rhein aus gesehen. England fürchtet Deutschland nicht mehr; ohne Kolonien und ohne Flotte ist es ihm ungefährlich; mit Oesterreichs Zerfall ist Deutschlands Hegemonie in Europa gebrochen. Frankreich aber hat vor dem Revanchegeist in Deutschland Angst, und wer nicht Gelegenheit hatte, im Verkehr mit Franzosen die Wirkungen dieser Psychose kennen zu lernen, der wird hier schwer urteilen können. England nun, das Frankreichs Luft- und Unterseeflotte gegen sich wachsen fühlt, hat keine Neigung, Frankreich noch mehr zu stärken, besonders, da Frankreich sich durch Schaffung der Vasallen- und Polizeistaaten der kleinen Entente und Polens eine Hegemonie: in dem jetzt in Bodenbach und Danzig beginnenden neuen Groß-Balkan geschaffen hat, der dank den unmöglichen Lösungen der Friedensverträge der Kriegsbrandherd Europas geblieben ist.

Dort lodert es wieder auf. Und diesmal ist es England, das den Krieg schürt. Interessant zu sehen, wie pazifistische Töne der ‚Matin', sonst einer der größten Scharfmacher, anschlägt, oder die royalistische ‚Action Française', die sonst nur von der Einverleibung des Ruhrgebiets spricht und heute wie die Kommunisten: „Nicht einen Mann, nicht eine Kanone !" ruft. Dagegen der Frredensengel Lloyd George hat seine Palme beiseite gelegt (für eine Weile, bis sie wieder praktisch brauchbar wird) und hält Kriegsrat. Die Freiheit der Dardanellen muß gewahrt bleiben. Tausende sprechen das heute in England nach, die Presse hämmert es in tausend Formen und Bildern in die Gehirne. Welche Freiheit? Im Frieden sind die Dardanellen für jedes Handelsschiff frei, nie haben die Türken Durchlaß verwehrt, nur im Kriege sind die Dardanellen gesperrt. Ist es der Suez-Kanal nicht? Werden die Dardanellen unter englischer Herrschaft im Kriegsfall freier sein? Aber die diplomatische und patriotische Phrase feiert Triumphe. Man ruft die Dominions zur Verteidigung der Freiheit der Dardanellen, zu einer neuer-

lichen Rettung der europäischen Zivilisation von den Barbaren, zu einem neuen Krieg um des ewigen Friedens halber.

Tatsächlich war England soeben in einer schwierigen Lage und kanns jeden Tag wieder sein. Es hatte das Glück, im Weltkrieg zwei ernste Gegner mit einem Schlag zu vernichten: Deutschland und Rußland. Ein ungeheures Kolonialreich, das den ganzen vordern Orient umfaßte, entstand durch Rußlands Ausschaltung vor den Augen der englischen Imperialisten: Aegypten, Palästina, Hedschas, Mesopotamien, Persien, ein Landweg von Cairo nach Indien, das ein von Kapstadt über Cairo nach Singapore reichendes Bahnnetz beherrschen sollte. Die Oelfelder in Mesopotamien, in Persien, im Kaukasus, in Kleinasien lockten. Zur Sicherheit dieses Reiches fehlte neben Gibraltar und Malta eine dritte östlichere Stütze. Konstantinopel bot sich dar. Der tote Mann konnte — England exponiert sich nicht gerne — durch das unterstützte Griechenland im Zaume gehalten werden. Große griechische Kaufherrendynastien, für deren Interessen und durch deren Geld die verschiedenen griechischen „Freiheits“-Kriege seit 150 Jahren geführt worden waren, hatten durch ihren Vertreter, Basil Sahoroff, der vor nicht langem den englischen Adel erhielt, und durch sein Geld Lloyd Georges Gunst erworben, große englische Firmen der Metallurgie wie Vickers hatten dort Niederlassungen gegründet und Konzessionen erworben. Durch diese Politik aber hatte England die mohammedanische Welt, insbesondere in Indien, gegen sich eingenommen.

Zum Unglück erwies sich der tote Mann als lebendig. Die Griechen machten eine zweite Anabasis und waren froh, nach tagelangem Rückzug das ersehnte Meer wiederzusehen. Unter dem Druck der Tatsachen und des mit den Türken verbündeten, eine Machtvergrößerung Englands im Mittelmeer fürchtenden Frankreich hatte England nachgegeben, den Türken Thrazien und Konstantinopel zugesagt. Aber es hörte nicht auf, von der Unverletzlichkeit der Freiheit der Dardanellen und den heiligen Rechten oder Interessen (was ja das Selbe ist) des britischen Reiches zu sprechen, zu rüsten und immer neue Kriegsschiffe und Truppen hin zu entsenden, natürlich nicht um Krieg zu führen, sondern um den Krieg zu vermeiden. Die Türken trauen England aber nicht, jeden Augenblick kann es zu einem Zusammenstoß mit unabsehbaren Folgen kommen. Ein Krieg mit der Türkei kann einen allgemeinen Haß gegen das britische Reich in allen mohammedanischen Untertanen hervorrufen, kann das Imperium in seinen Grundlagen erschüttern. Nachgiebigkeit dagegen, nachdem man schon sich so weit in die falsche Politik eingelassen, konnte das englische Prestige und damit den Bestand der ungeheuern, mit geringen Truppen nur durch Autorität zusammengehaltenen Kolonialreichs gefährden, wie die englischen Imperialisten zu fürchten scheinen.

Doppelte Wachsamkeit tut in Europa not: Gewitterwolken jagen von West nach Ost, und die Blitze können den ganzen Balkan, der ja heute ganz Zentral- und Osteuropa umfaßt, in Flammen setzen. Das unselige System der Allianzen, das

man im Weltkrieg zu vernichten hoffte, und das heute nur üppiger blüht und in geheimen Verträgen mit dem Leben der Völker ruchlos spielt, kann leicht an irgendeiner Stelle Feuer fangen, und von da an kann es immer weiter wachsen. Der englische König hat vor einigen Wochen in einer Botschaft erklärt, der einzige Krieg, der wert sei geführt zu werden, sei der Krieg gegen den Krieg. Es ist eines der wenigen königlichen Worte, das die Völker ernst nehmen sollten. Wenn sie das Gewissen und die Menschlichkeit höher stellen werden als die Interessen und Rechte des Staates und die Furcht vor seiner Zwangsgewalt, dann wird tatsächlich der letzte Krieg geführt worden sein.

Techow von Walther Franke

In Leipzig steht ein Pennäler vor dem Sondergerichtshof. Unreifer Bengel, unklar, verworren, half er bei einem Morde mit. Half er mit? „Er taperte hinein, brach sein junges Leben in Stücke. Ein langes trauriges eingekerkertes Leben lang wird all sein Denken Einen Drehpunkt haben: den Augenblick, wo ein Auto, das er führte, an einem andern vorbeiflitzte, und wo es hinter ihm fünf-, sechsmal knallte.“ So könnte man sagen.

Das Brot ist teuer, die Margarine darauf schmeckt nicht so gut wie früher die Butter. Zigaretten — eine am Tag. Schimmernde Wehr ist nicht mehr. Ein Mann, der nicht so heißt, aber so aussieht, als ob er Isidor hieße, geht mit einem Mädchen ins Café. Denn Rathenaus Schwester hat Radek geheiratet, sagt Einer, der ebenfalls blond und power ist. Die dreihundert Weisen von Zion. Aha — da habt Ihrs. Abjeschnittene Fürstenköppe. Wieso, mir hamms jedruckt ! Darüber: Völkische Brüder und Schwestern ! Beim Pennälercommers Bier gekotzt. Rapallo-Vertrag — hat er ihn gelesen? — richtet Deutschland zu Grunde. Klar !

Rumgeschnuppert in heimlichen Dingen, Brust geschwellt vom Räuber- und Soldatenspiel. Bannig interessante Geheimnisse. Dann sagt Einer: „Kamerad, du bist nun so weit eingeweiht, mußt es machen, ob De willst oder nich.“ Kams nicht so? Wörtlich?

*

Soll ich meine Jugend schmälen? Mit siebzehn, achtzehn Jahren bin ich nicht besonders doof gewesen. In Dingen, über die der Durchschnittspennäler — sagte ich damals nicht „Spießer“? — Maul und Ohren aufsperrte. Vor heimlichem Entsetzen, vor Staunen über so tiefschürfendes Wissen.

(War dies so? Stand den Andern Maul und Ohr offen? Es schmeichelte mir sehr. Ich sah es so.)

Einer, der Kurt hieß, im süßen Dialekt meiner Heimat „Gurt“, ein scheeches Drittefeiertagsprodukt, eine verwechselte und versehentlich aufgepäppelte Nachgeburt — Gurt machte Augen wie Wagenräder, als ich ihm mit flüchtiger Prägnanz meine tiefschürfenden feindurchdachten Meinungen über das flottierende und das anliegende Prinzip der weiblichen Kleidung darlegte.

Das flottierende Prinzip bestand in allen Behängen, in Schals, Schleiern, weiten Mänteln um eine Frau herum und diente zur reiz-

vollen Verhüllung vorhandener Körperformen, das enganliegende dagegen zur reizvollen Betonung ebenderselben: Büste, Popo, Nacken.

Ich sprach ein halbes Jahr lang darüber. Ich hielt einen Klassenvortrag darüber, das heißt: ich schmuggelte solche Ausführungen in einen Vortrag über den Darwinismus, das heißt: ich hatte einen Klassenvortrag über Naturwissenschaften angekündigt und sprach heimtückischerweise über Darwin und Haeckel und im Anschluß daran über das flottierende und das enganliegende Prinzip in der weiblichen Kleidung — der Herr Lehrer rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, ich sprach mit ununterbrechbarem Feuereifer, mit Gedankensprüngen und „Anschlüssen“, um deren Kühnheit ich mich jetzt beneide.

Ich ging hausieren mit meinen beiden Prinzipien. Unsre Waschfrau bevorzugte zur Verhüllung vorhandener Körperformen das flottierende Prinzip, unser Dienstmädchen zwecks reizvoller Betonung das enganliegende. Dies stellte ich streng wissenschaftlich fest. Nicht anders. Ein Kind habe ich ihr nicht gemacht, mutmaßlich war ich in praxi zu schüchtern.

Dienstags und Freitags ging ich baden, in ein Warmwasserbassin, legte das flottierende Element meiner Bekleidung, die „Burschenpelerine mit abknöpfbarer Kapuze von 12 Mark an“ ab, bekleidete mich mit dem enganliegenden Prinzip der Badehose. Angenehm durchwärmt und vom stundenlangen Abbrausen mit heißem Wasser gleichsam durchknetet, hockte man mit seinen Bekannten in der Nähe des Heizkörpers, rauchte eine heimliche Zigarette und schwatzte. Ich über meine beiden Prinzipien.

Und da war ein Student, der mit Begeisterung meine Exzerpt-Ideen aus dem Zeitungsartikel aufnahm, sich zu eigen machte, mit mir teilte. Erregt auf und ab schreitend, einigten wir uns auf die Bevorzugung des anliegenden Prinzips. Einstimmig.

Ungeheures Glücksgefühl stieg in mir auf. Einklang mit der ganzen Welt — nein, nur mit allen Rechtdenkenden. Alle Rechtdenkenden — das waren Die, die das Geheimnis des flottierenden und des enganliegenden Prinzips erkannt hatten. Und sich nachher für das enganliegende mit Herz und Hand entschieden hatten. Bis zum Aeußersten.

Der rechtdenkende Kamerad ist jetzt Oberlehrer in Kyritz an der Knatter, hat eine Hucke Kinder und kümmert sich den Teufel um flottierende und enganliegende Prinzipien der weiblichen Kleidung.

Ich handle mit Fellen, schreibe Grotesken und treibe Chinesisch. Weil dies am meisten weitab ist.

*

Wo waren wir? Bei Werner Techow, einem dummen Jungen, der sich im Ernst verlaufen hat, der einen Mord begangen hat, Einen der fähigsten Männer Deutschlands mitgetötet hat.

Was tut er jetzt? Bricht er unter maßlosem Uebergewicht der Schuld zusammen? Oder bockt er? Stählt ihm ungeheuerliches Tatbewußtsein den Rücken? „Hic sto, non aliter possum“ — hat er noch so viel Latein?

Nein — er schwindelt, ungeschickt wie ein Dienstmädchen. Nächstens wird er flennen. Und wird winselnd sagen: „Ich habe mich geirrt. Das enganliegende Prinzip war doch das falsche !“

Chaplin von Hans Siemsen

II. Der Komödiendichter

Manchmal liest und hört man: „Ja, der Chaplin ! Reizend ! Nur schade, daß er so blödsinnige Sachen spielt. Daß er keine bessern Manuscripte hat. Der müßte nach Deutschland kommen. Deutsche Manuscripte, die fehlen ihm !“ Gott möge ihn behüten ! Genau das Gegenteil ist richtig.

Ich rede hier nicht etwa von den frühern Chaplin-Filmen, in denen er als bezahlter Schauspieler irgendeine vorgeschriebene Rolle spielte, ohne Einfluß auf das Stück selbst zu haben. (Obwohl auch diese Grotesken noch weit lustiger und auch besser gebaut sind als irgendein deutsches Filmlustspiel.) Ich meine die wirklichen, die echten Chaplinaden, die von ihm selbst gedichteten. Diese Komödien sind so außerordentlich (ganz abgesehen von Chaplins schauspielerischer Leistung darin), daß man — nicht etwa in der Filmindustrie ! Um Gottes willen ! — daß man in der Weltliteratur von der griechischen Komödie bis zu Bernard Shaw schon recht eifrig suchen muß, um ein paar Komödien zu finden, die so gut oder gar besser sind als diese (echten !) Chaplinaden. Und man wird bei solcher Durchsuchung der Weltliteratur nebenbei finden, daß von der alten griechischen Komödie (Miles gloriosus) zu den Chaplinaden eine direkte Linie führt.

Die besten der Chaplin-Komödien (‚Ein Hundeleben’, ‚The kid’) kennt man in Deutschland noch immer nicht. Aber nehmen wir einmal die besten von den hier gezeigten. Auch sie werden genügen, um zu beweisen, was ich meine.

Da ist ‚Der Auswanderer’. Zwei Akte. Im ersten Akt: ein kleiner galizischer Jude, der in allen Gefahren und Schrecknissen des Zwischendecks, unter Seekranken, Kindern, Frauen, Rowdies, russischen Juden, groben Beamten, Falschspielern, Banditen, zierlich, schüchtern, freundlich, frech und gerissen seinen Platz behauptet, eine junge Auswandererin kennen lernt und halb verliebt, halb seekrank, durch Quarantäne von ihr getrennt, in New York ankommt. Zweiter Akt: ohne einen Pfennig in New York. Er findet, halb verhungert, einen Dollar (der sich nachher als falsch herausstellt), geht in ein Speisehaus, trifft dort sein Mädchen, spendiert ihr zu essen, kann nicht bezahlen, macht alle Qualen des geängsteten Zechprellers und des blamierten Liebhabers und alle Seligkeiten des glücklichen Liebhabers durch — und landet endlich, endlich, nachdem er alle Abenteuer erlebt hat, die man überhaupt nur am Tisch eines kleinen Großstadtrestaurants erleben kann, die Tasche voll Geld, mit ihr im Standesamt.

Das ist, mit den Mittem der grotesken Komödie, der Pantomime, der Marionette, des Films erzählt, die Geschichte eines alltäglichen kleinen Menschen. Das ist die Geschichte des Auswanderers schlechtweg. Verständlich für alle nur halbwegs zivilisierten Bewohner der Erde. Und so erzählt, daß man sie, die Geschichte, und ihn, den kleinen Menschen, der sie erlebt, sein Leben lang nicht wieder vergißt. Glück auf den Weg ! denkt man, wenn sie im Standesamt verschwinden sieht, Glück auf den Weg, Ihr beiden tapfern Menschenkinder in dem großen, fremden, eiligen Amerika ! Typen sind es (Auswanderer schlechtweg !) und doch lebendige Menschen, die in diesen

Komödien herumlaufen. Typen und zugleich Menschen. Und das gelingt nur den großen, den ganz großen Meisterwerken.

Und die kleinen Züge in dieser Alltags-Groteske ! Nur einen von vielen. Das kleine Mädchen und seine Mutter werden bestohlen. Völlig mittellos und völlig verzweifelt sitzen sie da. Chaplin steckt ihr sein eben erspieltes Geld heimlich in die Tasche. Aber dann besinnt er sich. Kriegt es heimlich wieder heraus. Nimmt einen Dollar wieder zu sich — zögert — nimmt noch einen — und steckt ihr dann ganz zart und heimlich das Geld (weniger zwei Dollars) wieder in die Tasche. Diese Mischung aus Mitleid und Berechnung, diese dosierte Güte, dieser vorsichtige Heroismus — sind wir nicht Alle so?
‚Der Hüter der öffentlichen Ordnung.' Hier ist Chaplin ein ganz heruntergekommener Strolch. Er geht in einen Betsaal. Denn da ist es warm. Er wird bekehrt. Denn das Heilsarmeemädchen ist entzückend schön. Er wird Polizist und schlägt sich mit einer ganzen Verbrecherbande und besonders mit dem riesigen, übermenschlichen Häuptling dieser Bande herum. Das Herumschlagen besteht hauptsächlich darin, daß er wegläuft. Mit List und Fixigkeit aber erledigt er schließlich doch (wie immer) die Gegner und bekehrt das ganze Viertel. Letzte Szene: Sonntag morgen ist es. Alle (ehemaligen) Verbrecher gehen frisch gewaschen und gekämmt zur Kirche. Die übelsten, die ganz dollen Brüder schütteln dem Policeman Chaplin ehrerbietig die Hand. Aus dem Verbrecherviertel ist eine sonntäglich-friedliche Kleinstadt geworden.

Sehr einfach, sehr simpel ist diese Geschichte. Aber wie ist sie erzählt !

Sehr selten gelingt einmal einem Dichter, Wirklichkeit und Unwirklichkeit zu mischen. Wer kann das: aus dem Alltag, das Märchen erwachsen lassen, aus der Wirklichkeit den Traum? Der Komödiendichter Chaplin kann es.

Er sitzt, ein kleiner Strolch, in einen Treppenwinkel gekauert und schläft. Was weckt ihn? Orgelklänge. Und wie in den Himmel, schreitet er die Treppe hinauf in den Betsaal, wo das schöne Engelsmädchen Harmonium spielt. Das ist furchtbar komisch und zugleich wunderschön und fromm. ‚Hanneles Himmelfahrt' mit einem kleinen, charmanten und (das ist das Fabelhafte !) keineswegs taktlosen, sondern im Gegenteil die Sache menschlicher machenden Unterton von Ironie.

Der dicke Mann, der Schwerverbrecher, der Goliath jagt hinter ihm her, hinter dem kleinen, zierlichen Aushilfspolizisten Chaplin, das ganze Verbrecherviertel jagt hinter ihm her. Er entwischt ihnen immer. Im letzten, im allerletzten Moment entwischt er ihnen noch grade eben. Und in dieser Hetzjagd spielt die Hauptrolle nicht der Goliath, so schrecklich er ist, sondern die Hauptrolle spielt eine Treppe; eine einfache, alte, unheimliche Hintertreppe. Es ist die Treppe, die zu der Höhle, zu der Wohnung des schrecklichen Goliath führt. Chaplin mag tun, was er will, er mag laufen, wie er will, und entwischen, sooft er will: grade wenn er sich gerettet glaubt, wenn er glaubt, aufatmen zu dürfen, dann findet er sich wieder — der Teufel mag wissen, wie es zugeht — er findet sich auf dieser entsetzlichen, verderbendrohenden Treppe. Er entgeht ihr nicht. Er mag laufen, wohin er will — er entgeht ihr nicht.

Nun, ist das nicht genau das, was wir Alle in unsern schrecklichsten Träumen erleben? Diese Treppe, der man nicht entgehen kann — kennen wir sie nicht Alle?

Oder jener Moment, wo der Dicke, der Goliath, den kleinen Chaplin in seinem Zimmer gefangen hat. Er macht die Tür zu, er stellt sich davor, er schließt sie ab. Chaplin kann ihm nicht mehr entgehen. Aber all das ist dem Ungeheuer noch nicht genug. Er nimmt den Schlüssel, hält ihn hoch, zeigt ihn seinem unglücklichen Opfer und — verschluckt ihn, weiß Gott, verschluckt ihn, läßt ihn in seinem fürchterlichen Rachen verschwinden.

Kann man eine Sache herrlicher übertreiben? Ist das nicht das vollkommene Märchen, der vollkommene Märchen-Menschenfresser?

Diese Komödien sind, weiß Gott, nicht nur besser als alle andern Filmkomödien: sie sind die ersten, die einzigen wirklichen Filmdichtungen.
(Fortsetzung folgt)

Reinhardt in Wien von Alfred Polgar

Im Redoutensaal der Hofburg übt nun Max Reinhardt seine besondern theatralischen Künste. Es ist das technische Pech dieses ausgezeichneten Mannes, daß er keinen Ludwig den Zweiten gefunden hat, der ihm ein enthusiastisches Herz, Milliarden und fürstliche Möglichkeiten der Entfaltung gewidmet hätte. Immerhin fand er etwas Erzbischof, und nun, wenn auch keinen König, so doch einen königlichen Raum, ein huldvolles Lokal, unter dessen allerhöchster Patronanz es nicht fehlen kann.

Dieser Redoutensaal ist voll Prunk, Würde, Festlichkeit. Ein Prachteinband, der von vorne weg zu höherer Wertung des Buches, das in ihn gefaßt, verleitet. Er ist so weit entfernt von profaner Oertlichkeit, wie Reinhardt von einem gang-und-gäbe-Regisseur. Die Distanzen sind gesetzt, und ihr Pathos umnebelt den Zuschauer (noch eh' er zugeschaut) wie Weihrauch den Kirchengänger.

Die Nachteile liegen im Materiellen. Das gesprochene Wort gibt von seiner Klangfülle einen guten Teil an die ungebändigte Höhe und Weite des Saales ab. Die Bühnenfläche gestattet wenig Gliederung, keine Licht- und Schatten-Plastik, keine Heimlichkeit, keinen Atmosphären-Wechsel. Alles liegt, der Illusion entschält, auf dem goldenen Präsentierteller. Das Bühnenbild ist nicht abzugrenzen, am wenigsten in der Höhenrichtung; aus der besondern Stimmung des marmornen Himmels, des Kronleuchter-Firmaments ist es nicht wegzurücken. Zum Verfließen mit der Umgebung aber kommt es sinngemäß nur dann, wenn ein fürstliches Gemach dargestellt wird. Daraus schon ergibt sich, daß auf dieser Szene, im Tragischen wie im Heitern, eigentlich nur höfisches Theater gemacht werden kann. Oder, die Grenze weiter gezogen: nur pretiöses Theater. Eine Arme-Leut-Stube im Redoutensaal, ein schlecht angezogener Mensch in diesem Rahmen (es sei denn zu groteskem Zweck) müßte und würde immer nur wirken wie Spielzeug für reiche Kinder. In den ersten beiden Vorstellungen, die Reinhardt hier inszenierte, ‚Clavigo' und ‚Dame Kobold', kam die Stil-Absicht, im Tragi-

schen wie im Burlesken, dem erzwungen-Pretiösen glücklich entgegen. Alle Leidenschaftlichkeit im ‚Clavigo' wie alle Clownerie in ‚Dame Kobold' schienen, so frei sie sich auslebten, doch auch wie durch eine Art spanischen Zeremoniells gezirkelt und gesteift. (Zufall, aber sehr bezeichnender Zufall, daß beide von Reinhardt zur Eröffnung gewählten Stücke in Spanien spielen.)

In der kühlen, dünnen Sphäre des allseits offenen und doch hochmütig isolierten Bühnenraums verweht Stimmung sehr rasch, wenn nicht Gebärde, Wort, Blick der Spieler sie konsequent festhalten. Der angeschlagene Grundton hat in diesem (auch geistig unakustischen) Raum geringes Echo wenig Bleibe. So wird jedes Detail wichtig (freilich auch das Größere zum Detail). Sehr schön bewährt sich da Reinhardts Kunst der Zwischen-Farben und -Töne, der reich abgestuften — selbst das Tempo der Vorhangfalten regelnden — Bühnendynamik, der Gruppierung von Menschen zu einem sehr bestimmten optischen Akkord. Sein Szenenbild ist in jedem Augenblick, auch ohne gesprochenes Wort, eindeutig; immer durchaus, nicht ohne Koketterie, photographiereif.

Reinhardts Regie hört den Grundton des dramatischen Werkes ab und zwingt lebende wie tote Instrumente, die Stimmung zu halten. In ihrer Musikalität liegt der oft bezaubernde Reiz dieser Regie, in ihrer sinnlichen Wärme das Verführerische. Die verstandesmäßige Beziehung des Spielleiters zur Dichtung kommt nicht zu kurz, aber die erotische Beziehung ist immer die stärkere.

Der Redoutensaal ist ein prächtiger Raum, voll Glanz, Würde, Feierlichkeit. Aber im hölzernsten, gipsernsten Theater wirkt mehr Magie, mehr Traum, mehr hold-betäubender Duft einer Unwirklichkeit, die wirklicher als die Wirklichkeit, bessere Kraft der Entrückung und Entzückung als in der gobelingefütterten Marmorschachtel.

Clavigo

‚Clavigo' taugt für den Redoutensaal. Es ist ein Stück, das von Goethe sein muß, sonst wäre es nicht, oder wäre zumindest gewiß nicht mehr. Seine Dialektik setzt sich nur durch den gewalttätigsten Mechanismus in Schicksal, Erleben, Ersterben um. In der Frostigkeit dieses Spiels von Karriere und Liebe erstarrt die Träne, tönt Leidenschaft gläsern-spröden Klang. Die Frage liegt nahe, ob solchem im Spiritus der Klassizität bewahrten Werk noch andre als museale Bedeutung zukommt. Aber „mit solchen Grillen nagst du nur an dir selbst", wie es, wunderlich genug, im ‚Clavigo' heißt. Moissi spielt ihn. Weniger den bezaubernden, hinreißenden Menschen als den im Irrgarten sentimentaler und selbstischer Liebe taumelnden Kavalier. Er ist vom Fleck weg müde, schwermütig, vergrämt. Den im Antlitz versammelten Weltschmerz wischt kein noch so strahlendes Lächeln fort. Moissi ist in letzter Zeit an zu vielen Kreuzen gehangen. Die Haltung wird er nicht mehr los, das seitwärts fallende Haupt, den Blick: Herr, warum hast du mich verlassen? So ist sein Clavigo am echtesten, wo er hilflos ist, zerrissen, gemartert. Sehr fein spiegeln sich Herzens-Kampf und Not in

den Zügen des Zuhörenden. Wie er, plötzlich dem Ankläger auf Tod und Leben sich gegenüber wissend, tiefste Bestürzung überwindet und nach ersten Worten der Widerrede tastet, das ist meisterlich. Nur dauert es so lange, daß dann Beaumarchais nicht gut mit den Textworten: „Unterbrich mich nicht !“ fortsetzen kann. „Unterbrich mich nicht !“ ist nur als reflexartige, sofortige Abwehr eines Antwort-Versuchs denkbar, nicht, nachdem man den Partner hat umständlich ausstottern lassen. Rhetorische Geschmeidigkeit, Hingabe an den dramatischen Augenblick, Fülle und Farbigkeit des Spieldetails sind bei Moissi selbstverständlich. Dennoch glaube ich, daß ihn der Clavigo langweilt. Er geht zu oft uninteressiert neben der Rolle, ein Schatten, dem das Subjekt abhanden gekommen.

Frau Thimig ist die arme Marie Beaumarchais. Das weichste Geschöpf, das je in Bühnenluft veratmete. Fast schon befreit von Erdenschwere, aber dafür voll (für meinen Geschmack allzuvoll) von Himmelsschwere. Ihr tänzerischer Schwebe-Flattergang ist so, als würde sie gegangen. Ach, was für ein fragiles Lebewesen ! Man wundert sich, daß die Leute, die zu ihr sprechen, nicht die Hand vor den Mund halten, aus Angst, sie fortzublasen. Aetherisch ist schon gut, aber es darf, glaube ich, nicht mit allzu viel Substanzverlust erkauft sein. Und ein Herz aus Seidenpapier taugt eigentlich nicht mehr zum dramatischen Objekt.

Carlos: Herr Rainer. Er ist hart und kalt, das gehört sich so für den Macchiavell der Streberei. Aber warum so finster? Es ist eine Dusterkeit, die für den Kardinal Großinquisitor reichte. Die klare und gegliederte Sprache dieses Carlos ist ein Vergnügen. In der großen Szene mit Clavigo läßt er sich sonderbarerweise den Höhepunkt entgehen: dort, wo er hört, daß Clavigo das kritische Schriftstück, um das des Carlos Sorge kreist, wieder in Händen hat. Das „Trefflich ! trefflich !“, mit dem er so frohe Eröffnung aufnimmt, spricht Herr Rainer im Parlando-Ton. Aber hier wäre Sprung, Schrei, böser Jubel am Platze. Man müßte hören, wie der Stein vom Herzen fällt. Dieterles Beaumarchais ist von Schiller. Ein deutscher Jüngling, der mit seinen rollenden Augen alle Neune wirft. Sehr schon der Ton zerwürgten Gefühls, den Hermann Thimig als Buenco findet.

Dame Kobold

Ein Lustspiel in drei Akten von Calderon, bearbeitet von Hugo Hofmannsthal. Die Bearbeitung müht sich, Menschenzüge in die Puppengesichter der Figuren zu graben. Was an Bedeutsamkeit gewonnen wird, geht auf Kosten der Leichtigkeit. Der Trochäen-Springquell steigt und fällt melodisch, aber er hat auch sein Einschläferndes. Die Aufführung: bunt, fröhlich, zart beschwingt, scherzo grazioso. Alle, sozusagen, ernsten Szenen, Liebeskummer und Leidenschaft, wirken als schwere Pausen im Ablauf des Spiels, als Umwege übers Fade. Hell und gut wirds auf der Bühne und in Zuschauers Gemüt, wenn der kostbare Hermann Thimig seine liebenswerten Drolerien und Clownerien übt, oder wenn Helene Thimig wie ein Gummibällchen über die

Szene springt. Herr Dieterle läßt sich mit guter Laune in den Seidenfäden des Spiels fangen, und die Damen Servaes und Christians helfen anmutigst, sie zu verknoten und zu lösen. Den galligen Bruder mimt Herr Rainer, der ein Spezialist für bittere Bursche zu sein scheint. Lustspielmäßig wird die Figur nicht liquidiert; sie schwimmt auch in der Schluß-Minute des allgemeinen Wohlgefallens (durch jene heitere Drehtüre, in deren Angeln das ganze Stück läuft) ins Wesenlose ab.

Hamburg-Amerika von Morus

Der Schuldenausgleich

Als an dieser Stelle grade vor einem Jahr, wohl zum ersten Mal In der deutschen Presse, das Problem der interalliierten Schulden behandelt wurde, war auch in den Ententeländern die Erörterung der Schuldenfrage noch auf den engern Kreis der Finanzleute und der oekonomischen Fachpresse beschränkt. Die britische Regierung hatte zwar bereits zweimal, unter der Hand, in Amerika angefragt, wie man über die völlige oder partielle Streichung der interalliierten Kriegskredite denke, und der amerikanische Schatzsekretär Mellon hatte die bescheidene Frage sehr entschieden verneint. Aber in der Oeffentlichkeit machte man nicht viel Aufhebens davon.

Peinlich wurde die Angelegenheit erst, als der 1. April 1922 heranrückte und damit der vereinbarte Termin für den Beginn des Schuldendienstes. Amerika präsentierte seine Rechnung in Höhe von 11 Milliarden Dollar. Doch Europa rührte sich nicht. Daß Frankreich und Italien imstande sein würden, ihre Kriegsschulden zu verzinsen und zu amortisieren, hatten wohl die optimistischsten Yankees nicht erwartet. Aber auch die englischen Zinsen blieben aus. Allein die englische Staatswirtschaft hat auch nach dem Kriege immer noch das Bestreben, in ihrem Geschäftsgebahren die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns anzuwenden — eine Tugend, die in Deutschland seit Helfferich ganz verloren gegangen ist — , und die Nichteinhaltung der übernommenen Verpflichtungen ist den Engländern umso peinlicher, als es ohne die Zinszahlungen anscheinend nicht möglich ist, das fast zehnprozentige Disagio des Pfunds gegenüber dem Dollar zu beseitigen. Daher bemühen sie sich seit einem halben Jahr unaufhörlich, durch Noten, durch Parlamentsreden, mittels Konferenzen und Delegationen das hartnäckige Amerika für eine Annullierung der Schulden, oder wie England, das von den andern europäischen Staaten doppelt so viel zu bekommen hat, als es Amerika schuldet, es lieber nennt: für eine gegenseitige Aufrechnung zu gewinnen.

Bis vor nicht zu langer Zeit schienen die englischen Bekehrungsversuche vergeblich. Aber in den letzten Monaten beginnt sich doch in der öffentlichen Meinung Amerikas ein Stimmungsumschwung geltend zu machen. Man sieht, namentlich in den Finanzkreisen, allmählich ein, daß ein magerer Vergleich noch immer besser ist als ein fetter Prozeß, dessen Urteil man doch nicht vollstrecken kann. Jedenfalls ist unverkennbar ein Fortschritt, daß auf dem von 10 000 Personen besuchten Bankierkongreß in New York der amerikanische Finanzier Lemont empfahl, „zu überlegen, ob nicht gewisse alliierte Schulden annulliert werden sollten“. Die Parlamentsmehrheit und die

amtlichen Regierungsstellen stehen zwar auch gegenwärtig noch der Frage des Schuldenerlasses sehr ablehnend gegenüber, aber bei der engen Verbindung, die zwischen der Fünften Avenue und dem Weißen Hause besteht, werden wohl auch die Herren in Washington sich bald eines Bessern besinnen.

Ein besonders beliebter Plan der Engländer ist: die Streichung der interalliierten Schulden mit der Reparationsfrage in Verbindung zu bringen. Auch auf der newyorker Bankierversammlung hat der Sendbote Englands Mac Kenna, der frühere Schatzkanzler und jetzige Vorsitzende der londoner Joint City and Mitlandbank, dieses General-Clearing-Verfahren wieder mit großer Geschicklichkeit empfohlen. England, erklärte Herr Mac Kenna, sei entschlossen, seine Verpflichtungen zu erfüllen, und sei auch dazu imstande, aber mit Rücksicht auf die Zahlungsunfähigkeit Frankreichs und Italiens, die wiederum durch die Zahlungsunfähigkeit Deutschlands bedingt sei, werde sich wohl auch Amerika zu einem partiellen Schuldenerlaß verstehen müssen. Die Darlegungen des londoner Bankpräsidenten über den guten Willen und die schwachen Kräfte Deutschlands haben offenbar bei seinen amerikanischen Kollegen Gehör und Zustimmung gefunden, und die deutsche Presse, bei der Amerika aus unerklärlichen Gründen seit einiger Zeit einen Stein im Brett hat, stellt aufs neue den edlen, versönlichen Geist der newyorker Bankleute fest.

Leider hat diesen edle Geist der Fünften Avenue sich bisher nie zu Taten aufgeschwungen, sondern immer mit schönen kritischen Redensarten begnügt. Das pariser Votum der Herren Morgan und Kahn war zwar für Deutschland sehr schmeichelhaft und für Frankreich einigermaßen beschämend, aber der Franc hat sich seitdem ziemlich wacker gehalten, die Mark dagegen ist unaufhaltsam gestürzt. Auch in der Union ist der gute Rat billig und die gute Tat teuer. Amerika sitzt, wie alle Kriegsgewinnler, hochmütig und aufgedunsen auf seinem Goldsäckel und hält dem ausgepowerten Europäerpack einstweilen hochmoralische Vorlesungen über Abrüstung und Nächstenliebe — während es selbst sein Landheer gegenüber der Vorkriegszeit nur wenig vermindert, seine Flotte wesentlich vergrößert und eben den Mr. Boyden zur Reparationskommission nach Paris entsandt hat, um zur Deckung der amerikanischen Besatzungskosten am Rhein für 6 Millionen Dollar deutsche Farbstofflieferungen herauszupressen. Amerika mischt sich jedesmal — wie jetzt wieder bei der türkischen Frage — in außeramerikanische Dinge, wenn es etwas zu verdienen gibt, und es verschanzt sich jedesmal hinter die Monroe-Doktrin, wenn es etwas hergeben soll. Die große Geste, mit der die Vereinigten Staaten aus der Entente ausgeschieden sind, mit der sie den Völkerbund sabotieren, und mit der sie sich zur Brüsseler Finanzkonkurrenz nötigen lassen, wird erst dann glaubhaft erscheinen, wenn sie durch die Tat beweisen, daß sie gewillt sind, das Europa, das sie zerstören halfen, wieder aufzubauen.

Herbsthausse

Die „Atempause“, die uns die Reparationskommission nach langem Zaudern bewilligt hat, hat eine fürchterliche Wirkung gehabt. Gewiß hat Niemand erwartet, daß die Stundung der Barzahlungen bis zum 1. Januar 1923 eine rapide Steigerung der Mark hervorrufen

werde. Denn unsre Vaterlandsfreude pflegen ja ebenso vorsorglich zu sein wie die Reichsbank und decken sich rechtzeitig mit Devisen ein, wenn sie wissen, daß das Reich sie ihnen später zu jedem Preise abnehmen muß. Allein der zukünftige Devisenbedarf des Reiches steht noch keineswegs fest, sondern ist von dem Zahlungsplan für das kommende Jahr abhängig, und der soll erst auf der Brüsseler Konferenz festgesetzt werden. Die blanke Haussespekulation ist also diesmal durchaus nicht so sicher, wie sie im vorigen Herbst war.

Die neue Hausse ist denn auch — obwohl sich schon besonders die Amateurspekulation wieder tüchtig betätigt — nicht so sehr das Werk der Börse als das Werk der Industrie und des Großhandels. Die Abscheu vor der Mark hat in diesen Kreisen, die zum Teil wenigstens auf den Warenbezug aus dem Ausland angewiesen sind, bereits so krankhafte Formen angenommen, daß sie der Aufwärts- oder Abwärtsbewegung des deutschen Papiergeldes überhaupt keine Beachtung mehr beizulegen scheinen. Die Devisenablieferungspflicht, der sie sich unterwerfen müssen, um die nötigen Ausfuhrbewilligungen zu erlangen, erweist sich als völlig wirkungslos. Denn die Industriellen legen das deutsche Geld, das sie von der Reichsbank für die abgelieferen Exportdevisen erhalten, sofort wieder in fremden Valuten an; und auf der andern Seite wird durch die restlose Fakturierung des Exports in ausländischer Währung, worauf die amtlichen Stellen eine Zeitlang glaubten drängen zu müssen, die Nachfrage nach Mark an den ausländischen Börsenplätzen auf ein Minimum zusammengedrückt. Die in letzter Zeit oft eingetretene Erscheinung, daß das Sinken des Markkurses von New York seinen Ausgang nahm — während früher die Burgstraße in der Unterbewertung des deutschen Geldes die unbestrittene Führung hatte — , diese Erscheinung beruht einfach darauf, daß für die Mark im Ausland überhaupt kein Markt mehr vorhanden ist. Die Käufer fehlen, und so ist der Abwärtsbewegung keine Schranke mehr gesetzt.

Das mag der Hauptgrund der neuen Devisenhausse sein. Aber schwer ins Gewicht fällt unzweifelhaft die Passivität, die an Leichtsinn grenzende Passivität, mit der die Regierung, und mit der namentlich die nun formell selbständig gewordene Reichsbank die Dinge gehen und treiben läßt, Man hat den Reichsbankpräsidenten Havenstein einen zweiten Bethmann genannt. Aber diesen Vergleich hat der selige Theobald nicht verdient. Gegen das Phlegma Havensteins war die Energie Bethmanns titanenhaft. Die hundert Millionen Goldmark, die die Reichsbank nach dem Rathenau-Mord nutzlos auf den Markt warf, um den Kurs der Mark zu halten, scheinen Herrn Havenstein endgültig davon überzeugt zu haben, daß die Reichsbank sich um den Tiefstand ihrer Noten grundsätzlich nicht kümmern darf. So hat man denn auch schon wieder die erste Hälfte der „Atempause“ verstreichen lassen, ohne nur die mindesten Vorbereitungen zu einer Stabilisierungsaktion zu treffen.

Aktion? Diese Vokabel fehlt im Reich des Herrn Havenstein.
Wer hier eintritt, lasse alle Hoffnung fahren.

Groß Hamburg

Was auf deutschen Regierungsstellen möglich ist, hat kürzlich Herr Dr. Südekum bewiesen. Herr Südekum gehörte in der grauen

Vorkriegszeit zu, den Rosaroten, sozusagen zu den paar Stehkragen-Sozialisten, mit denen sich In der Dämmerung auch allenfalls ein Bürgersmann sehen lassen durfte, ohne gleich in den großen B.V. zu kommen. Er schimpfte nicht, aß korrekt wie ein Landrat und war auch sonst ein „richtiggehender“ Mensch.

Aber als über Herrn Südekum die Revolution ausbrach, machte er sich ans Regieren. Nach seiner Tätigkeit als Finanzminister im Kastanienwäldchen, wo er den famosen Hohenzollern-Vertrag zu Wege brachte, glaubte er dem schwergeprüften Preußen auch förderhin dienen zu müssen. Und um es vor der tiefsten Erniedrigung zu bewahren, ließ er sich zum Staatskommissar für die Groß-Hamburg-Frage ernennen. Das war, in der Tat, eine verlockende Aufgabe für einen aufrechten preußischen Sozialdemokraten: ein Stück gutpreußischen Boden galt es zu verteidigen gegen das feindliche Ausland. Hamburg, der heimtückische, unersättliche Nachbar, wollte uns, um sein grenzenloses Expansionsgelüst zu befriedigen, die Elb-Insel Wilhelmsburg rauben. Aber da trat der Doktor Südekum auf den Plan. Ein heißes Ringen um den schwarzweißen Acker entspann sich. Bald lag Südekum unten, bald lag der Hamburger Senat oben.

Und als von Herrn Dr. Südekum gar nichts mehr zu sehen war, fuhr er, einen Tag, bevor er seinen Dienst quittieren mußte, zur kleinen Konkurrenz nach Stettin und erzählte den Stettinern, was die Hamburger für Leute sind. Feine Leute ! sage ich Ihnen.

Dr Geenij von Hans Reimann

> Hans Reimann sammelt die Anekdoten, die über seinen König Friedrich August von Sachsen im Umlauf sind, zu einem Buche, das Weihnachten bei Paul Steegemann zu Hannover erscheinen wird. Er bittet die Leser der ‚Weltbühne’, ihn zu unterstützen. Was er nicht schon kennt und selbst aufgeschrieben hat, wird honoriert. Seine Adresse ist: Leipzig-Connewitz, Scheffel-Straße 30.

In Kairo. Vor dem Kriege.
August hat sich bis nach der Türkei gewagt, die auf Sächsisch „Darrgei“ heißt (mit dem Akzent hintendrauf).
Was ist das Erste in Kairo?
Die Frage, wo es hier Pilsener Bier gibt.
Und es gibt tatsächlich Pilsener Bier in Kairo, und August wallfahrtet zu der gesegneten Stätte.
Und läßt sich das schätzenswerte Gebräu munden.
Nach dem siebenten Glas läßt er den Wirt holen.
Der Wirt erscheint mit allen Anzeichen devoter Gesinnung.
August greift tief in die linke Hosentasche und angelt etwas heraus.
„Wolln Se dähn? Siss mei scheensdr !“
So kam der türkische Gastwirt zu einem sächsischen Orden.

*

Im Manöver.
Er hat kein Taschentuch, wohl aber den Schnupfen.
Die Geräusche mehren sich.

Der Adjutant bietet — mehr aus aesthetischem Unbehagen denn
aus Servilität — sein eignes, ungebrauchtes Tüchlein an.
August wehrt ab, ganz rauher Recke.
„Dangke. Währs schohn noch erschnifflŋ !“

*

Bei Schimmel & Co. in Miltitz werden aetherische Oele erzeugt.
Das muß man gesehen haben.
August fügte sich geduldig in die Inspizierung.
Es duftete, es duftete, es duftete.
Die Fabrik von oben bis unten war eine einzige Duftei.
August verlor die Geduld und raste vorneweg.
Endlich war es überstanden.
Die Fabrik besitzt privaten Gleis-Anschluß.
An der Bahnhofs-Insel wartet Kommerzienrat Fritzsche.
Wartet worauf?
Auf das huldvolle Wort.
Und bevor August den Salonwagen besteigt, überreicht er seinen
Mantel, einer Schranze:
„Dähn häng Se mah gleich fr achd Daache weck !“
Und dann, zum Kommerzienrat gewendet:
„Na, wissn Se: schdingkn duhds bei Ihn . . . fui Deifl !“
Und verduftete.

*

Georg Steindorff, unser sympathischer Aegyptologe, hielt der
Majestät zu Ehren eine etwas populärwissenschaftlich angelegte Vor-
lesung über Hieroglyphen, über Ramses und andre Zubehörteile ver-
schwundener Herrlichkeit.
August rutschte auf seinem Stühlchen hin und her.
Steindorff predigte mit liebenswürdiger Eindringlichkeit weiter,
bis die Zeit erfüllet ward.
August verabschiedete sich von dem Gelehrten, indem er die
historischen Worte sprach:
„Mei Fall währ das ja nuh nich, mich mei ganzes Lähm langk
midd dähn alldn Logarithmen rummzubaljn . . .“

*

Es war an der Zeit, den König in den Betrieb einer Hauptfeuer-
wache einzuweihen.
Branddirektor Bandau war stolz darauf, seine neueste Errungen-
schaft zu zeigen: die automatische Anschirr-Vorrichtung.
Friedrich August paßte artig auf.

Ein Alarmglockenzeichen erscholl; die mächtigen Stalltüren
schoben sich auseinander; hinter den fahrbereiten Wagen scharrende
Gäule liefen, ohne der Führung zu bedürfen, an die Deichseln, und
schoben ihre Köpfe durch die schwebenden Kumte.

Währenddem rutschten die Feuerwehrleute an Stangen (aus den
im ersten Stock gelegenen Mannschaftsräumen in den Stall hinunter,
je zwei Leute schirrten mit einem einzigen Griff die äußern Riemen
der Sielengeschirre an, und bimmelimmelimm rasaunten die Fahrzeuge
schon zum Tore hinaus.
Augusts Pupillen hingen wie festgelötet an der Alarmglocke.
Er wälzte sichtlich einen dickflüssigen Gedanken.
Endlich riß er sich los und apostrophierte den Branddirektor:
„Alle bonnehr, Bandau. Das hamm Se fein gemachd ! Nee,
wirklich, ganz famos. Alle bonnehr. Awwr saachn Se mal: wo
gahm denn das Alarmsignal hähr?“

Der Branddirektor: „Wir haben einen Radfahrer nach dem
Neuen Rathaus geschickt, und der hat von dort . . .“

August: „Ach so. Jedzd frschdeh ich das. Ach so. Awwr saachn Se mal, iss das nich ä bissjn sehre umschdändlich, wenn Se da bei jehdn gleen Feierchen ärschd allemal enn Radfahrer nahchn Nein Raadhause schiggn missn?“

*

In der Universitäts-Augenklinik erregte ein Gläser-Kasten seine besondere Aufmerksamkeit.
Ein Gläser-Kasten mit etwa zweihundert Linsen, wie sie zur Brillenbestimmung verwendet werden.
Leutselig scherzend äußert er zu Geheimrat Sattler:
„Das iss wohl Ihre Monokel-Sammlung.“
Sattler versuchte Zweck und Anlage der Linsen-Sammlung plausibel zu machen, und beteuerte, daß rechterhand die Konkav-, linkerhand dagegen die Konvex-Gläser untergebracht seien.
August meinte naiv: „Issn da so ä grooßr Unndrschied?“

*

Im vordern Empfangsraum der Bugra war unter einem Glassturz ein korkuntergrundfundierter Plan der Stadt Leipzig ausgestellt, der das Wesen und die Bedeutung des buchhändlerischen Kommissionsgeschäftes veranschaulichen sollte.

Jeder einzelne Kommittent war durch eine mit schwarzem Kopf gezierte Nadel gekennzeichnet.
Das sah recht drollig aus für einen Laien. Denn in Leipzig existieren allerhand Kommissionäre, und von Firmen wie Carl Fr. Fleischer liefen an die tausend Fäden bis zu den schwarzen Nadelkuppen.

August verzichtete auf Erläuterungen.

„Wie laudr Gahfjahr-Breedjnl” bellte er.

*

Ein Gymnasiallehrer bedankt sich für dde erlittene Auszeichnung.
Der König empfing den Mann.
„Sinn Sie eejndlich Neifillolooche ohdr Alldfillolooche?“
Der Mann war Altphilologe und hielt mit dieser Eröffnung keineswegs hinter dem Berge.
„So sähn Se ooch aus !“ rasselte August.

*

Sohm, der alte Herr, der ehrwürdige Lehrer des Strafrechts, durfte sich vor Friedrich August produzieren. Sogar mehrfach.
Keinem blieb es erspart.
Das letzte Mal hatte er mit den Augen zu tun gehabt und sich derethalben bei der Majestät entschuldigen müssen.
August erinnerte sich dunkel daran.
„Wie isses dnn midd Ihrn Oochn?“ erkundigte er sich bei Beginn der Vorlesung.
Sohm wußte nicht zu antworten.
„Ich dengke, Se genn nich mähr sähn?“
Sohm wußte erst recht nicht zu antworten.
August, zu seinem Gefolge:
„Ich hawwe gedachd, dähr iss blind; drweile iss dähr ooch doob !“

*

1917 erschien er in einem Lazarett zu Meißen und machte die Runde.
Einem hatten sie grade das rechte Bein amputiert.
August richtete huldvolle Worte an den Mann.
Die bestanden darin, daß er ihn nach seinem Zivilistenstand fragte.
Der Mann war Sparkassenbeamter.
„Sinn Se froh, daß Se gee Landbriefdrähjr sinn !“ tröstete August.

Der Widerspänstigen Zähmung

Es wird kalt; und da „literarisch“ zu sein durchaus nicht notwendig, zu heizen hingegen notwendig ist und der Kohlenpreis täglich steigt, so hat bereits eines der neuen Theater den Weg genommen, den sie alle, und die meisten alten dazu, werden nehmen müssen: von Maeterlinck zu Carl Laufs. Hollaender, der dem Verhängnis gern so lange wie möglich die Zähne bleckt, ist vorläufig noch bei Shakespeare. Dem Namen nach mindestens. Gespielt wird Shakespeare im Großen Schauspielhaus auch wie der ‚Tolle Einfall’. Den — und gleich einen unwiderstehlich tollen — hatte Hollaenders Vorgänger, als er ‚Der Widerspänstigen Zähmung’ so anpackte, wie ichs in meinem ‚Max Reinhardt’ anschaulich geschildert zu haben glaube. Der Nachfolger Iwan Schmith hat „unter Zugrundelegung der Inszenierung Max Reinhardts“ dergestalt gearbeitet, daß die groben Umrisse stehen geblieben, zuerst maßlos vergröbert und dann in Stücke gebrochen worden sind. Schon zu Beginn fragt an meinem Abend einer der Schauspieler: „War das nicht Jacobsohn, den Euer Gnaden meinte?“, und so sehr im kleinen Kreise solche Atelierscherze meine Eitelkeit laben würden, so unstatthaft stillos und geschmacklos scheinen sie mir vor dreitausenddreihundert Personen. Daß die Komödie vor Christoph Schlau gespielt wird, mag als Einleitungsarabeske dienen; aber „Antonio, mein Vater ist gestorben”: das mittendrin hören, sich auf die Bühne wälzen und handeschüttelnd condolieren ist für den massigen Kesselflicker eins. Bei Shakespeare: „Katharina: Das möcht’ ich sehen. (Schlägt ihn.) Petruccio: Bei Gott, Ihr kriegt eins, schlagt Ihr noch ein, Mal.“ Hier ruft Petruccio: „Schlägst du, Aas?“ Und hebt ihr die Röcke hoch und verbläut sie; und dann kullern sie engumschlungen die Treppe hinab zu den Gründlingen ins Parterre, die das lieben. Niemals scheut diese Rüpelkomik sich, äußerst unappetitlich zu werden, nachdem aus dem heiter gewendeten Geschlechtskampf zweier Mordskerle, deren Gehirne ebenso vollwertig sind wie ihre Muskeln, eine nichts als körperliche Katzbalgerei geworden ist. Meinethalben: selbst Zügellosigkeiten sollen nicht mufflig bebeckmessert werden. Aber; lachen will ich. Der deftige Fastnachtsspaß darf nicht nur der Bande da oben Vergnügen machen. Aus der plumpen Faust des Nachahmers ohne Fünkchen darf man in die Erinnerung daran, was Matkowsky und Bassermann und die Höflich einst für Bezauberungskünste vollführt haben, umso weniger entgleiten, als sich höchstens der Schmerz hinzugesellt, warum Kloepfer, bei drastischster Brutalität immer liebenswürdig, und Elisabeth Bergner, ein besonders anmutiger Weibsteufel, nicht auf einer richtigen Bühne unter shakespearegetreuer Leitung sich ihrer Genossen von ehedem würdig erweisen können. Und am allerwenigsten darf man in diesen Jahrmarktslärm ohne Uebergang aus dem ‚Blauen Vogel’ der Russen geraten, weil man sonst Mühe hat, an deutschem Takt, an deutscher Kunst, an deutscher Kultur nicht rettungslos zu verzweifeln.

Schwarz-weiß-roter Schund

Von Zeit zu Zeit suchen zweifellos wohlmeinende Leute den drohenden Untergang des Abendlandes dadurch aufzuhalten, daß sie ein kleines Kesseltreiben gegen die sogenannte Schundliteratur veranstalten. Sie lassen die bekannten „grellbunten Heftchen“ in Massen sammeln, stapeln sie draußen vor dem Tore auf, zünden die Pastete an, und das Detektiv- Autodafé kann steigen.

Nun sollen hier die bewußten Nobodys, Robertsons, Allans, Parkers e tutti quanti beileibe nicht herausgehauen werden, denn es ist, weiß Gott, mit ihnen wirklich nicht allzuviel los. Sie diskreditieren nur die gute Kriminalliteratur, die es auch gibt. Immerhin ist Eines gewiß: sie haben nicht entfernt so viel Unheil angerichtet wie die literarisschen Verherrlicher der „großen“ Zeit. Damit sind weniger die teuern politischen Courths-Malereien gemeint, mit denen sich die Ludendorff und Konsorten vor den Opfern ihrer Unzulänglichkeit nachträglich weißzubrennen versuchen, als vielmehr die patriotischen Schundromane, die sich heut allerorten in den Buchauslagen breitmachen; notabene: vornehmlich, bezeichnenderweise, in den Schaufenstern der Buchhandlungen, die zu den bessern ihrer Art gerechnet zu werden wünschen.

Im Grunde hat ja die Kiste noch nicht einmal den Reiz der Neuheit. Schon vor dem großen Schlamm- (nicht Stahl-)bad gab es die Machwerke à la ‚Seestern 1906’, die dem geduldigen deutschen Volke den Flottenfimmel und die königlich preußische Salzwassersucht gefällig machen sollten. Hielt sich diese dufte Sorte Literatur früher noch innerhalb gewisser, obgleich reichlich weitgesteckter Grenzen, so läßt sie heute an Grobdrähtigkeit ungefähr nichts mehr zu wünschen übrig. Sie spekuliert wirklich auf „die niedrigsten Instinkte“. Mord und Brand, Blut und Rache sind die Saiten der Teufelsgeige, auf der diese ehrenwerten Künstler ihre „vaterländischen“ Rattenfängerweisen herunterraspeln. Sie drohen dem „Feindbund“ Torturen an, wie sie schlimmer die vereinte Phantasie der Mitglieder eines Sadistenklubs nicht auszuhecken vermöchte. Besonders unsre westlichen Nachbarn haben sich — wenn es nach diesen Biedermännern geht — auf Verschiedenes gefaßt zu machen. Nicht genug, daß ihre Munition mit „geheimnisvollen“ Strahlen in die Luft gesprengt wird — nein: das ganze, nicht etwa nur das militaristische Frankreich wird durch Anwendung jeiner noch erheblich geheimmsvollern und natürlich deutschen Erfindung bei lebendigem Leibe gedörrt, gebraten und geröstet. Hat aber das wiedererstandene Deutschland mit solchen und ähnlichen christlichen Verfahren sich den ganzen Erdball willfährig gemacht und unter den Nagel gerissen, dann wird — so verheißt ein andrer dieser Schmöker — ‚Nie wieder Krieg’ sein. Also kauft, Pazifisten, das Hohelied von der weltüberwindenden Friedensliebe, so wie die Schwarz-weiß-roten sie auffassen !

Leistet sich Maxe Lehmann von der 243. Gemeindeschule einmal einen ‚Pinkerton’ oder James Robertson’ (sprecht sie, wie mans schreibt), so kreischt die ganze

Innung laut auf; gegen den schwarz-weiß-roten Schund dagegen geschieht augenscheinlich: Gar nichts. Es muß aber was geschehen ! Natürlich nicht etwa wegen der wahren Republikaner oder — was ja das Selbe ist — der Friedensfreunde selbst. Ihrethalben kann der schwarz-weiß-rote Leim sein oder nicht sein: sie kriechen doch nicht darauf, auch wenn er mit der hehren Weltfriedensparole „Nie wieder Krieg !" krebsen geht. Leider Gottes gibt es aber in der deutschen Republik nicht nur Pazifisten. Erschreckend groß ist immer noch das Heer der Lauen und Gleichgültigen, die Armee der politisch unsichern Kantonisten, die sich noch die doofste Hetzlüge willig als blanke Wahrheit andrehen lassen und dafür sorgen, daß der alte Spruch: „Es ist nichts so dumm, es findet doch sein Publikum" seine Existenzberechtigung behält. Diese Leute haben heute Sorgen. (Sorgen, für die sie, irregeleitet wie sie nun einmal sind, nicht ihre Götzen von gestern, sondern die Republik oder „die Juden" verantwortlich machen.) Wer aber Sorgen hat, dem pflegt es bekanntlich nicht an dem nötigen Likör zu fehlen, in flüssiger wie in andrer Form, das heißt: an geistigem Fusel, der den klaren Blick trübt und die Sinne verwirrt. Und solcher Fusel ist die schwarz-weiß-rote Hurra-Literatur. Gegen sie muß von Allen, die es gut mit der Menschheit meinen, denen die Entgiftung der innen- wie außenpolitischen Atmosphäre Verstandes- und Herzenssache ist, ganz energisch vorgegangen werden. In unermüdlicher Kleinarbeit muß allen Denen, die auf solches Büchergut hereingefallen sind oder hereinzufallen drohen, in das Gedächtnis gehämmert und zum Bewußtsein gebracht werden: daß Schund Schund bleibt — auch wenn er den politischen Turban aufgestülpt hat und unter der schwarz-weiß-roten Mörderfahne segelt.

Eirenephilos

Proletarisierung oder Entproletarisierung ?

Verehrter Morus, Sie schreiben in Nummer 36 der ‚Weltbühne' den Satz: „Nicht nur der längst proletarisierte deutsche Arbeiter, der sich bisher noch am ehesten sein Existenzminimum zu sichern wußte, hat nach der neuen ungeheuerlichen Preissteigerung nicht das Sattessen."

Erlauben Sie mir, als einem Arbeiter mit der tragischen Vorsilbe: „Kopf", gegen diesen Ihren Satz auf das Entschiedenste zu protestieren. Ihr Satz ist falsch. Richtig daran ist nur der Relativsatz: „der sich bisher noch am ehesten sein Existenzminimum zu

sichern wußte". Falsch auch an diesem ist bereits wieder die Einschränkung „bisher noch". Denn verlassen Sie sich darauf: Wenn überhaupt Einer, so wird der Arbeiter es sich weiter leisten können, dies Existenzminimum. Ist Ihnen unbekannt geblieben, daß die berliner Molkereiarbeiter einen Streik zur Erhöhung des Wochenlohns von 2000 auf 4000 Mark androhen ; daß der Wochenlohn eines frankfurter Schlossergesellen bereits im Juli 4000 Mark betrug; daß ein münchner Schneidergeselle in der ersten Septemberwoche über 5000 Mark verdiente? Wie können Sie vor diesen Tatsachen vom „längst proletarisierten deutschen Arbeiter" sprechen? Unter Proletarisierung versteht man heute das Herabgleiten aus ererbter und gewohnter, dem Bildungs- und Gesellschaftsgrad entsprechender Lebenshaltung zu einer im negativen Sinn ungemäßen. Wenn das richtig ist, so war der deutsche Arbeiter nie „proletarisiert", sondern er lebte vor dem Krieg, seinem Stand gemäß, proletarisch und damit, wie wir Alle gern zugeben, an sich zu schlecht. Muß ich Sie dagegen auf das jammervoll berechtigte Schlagwort von der Proletarisierung des Mittelstandes hinweisen, und bedarf es noch näherer Ausführungen darüber, daß die Lebenshaltung der Arbeiterschaft ganz im Gegenteil eine Entproletarisierung erführt? Gehen Sie einmal in die großstädtischen Fleischläden: ich habe mehr als ein Mal beobachtet, wie Arbeiterfrauen schlankweg die Kalbskeulen oder Rehrücken einkauften, die die Frauen von Aerzten und Anwälten — und zwar den noch bestverdienenden ! — nicht bezahlen konnten. Es ist ja gewiß nicht unbedingt nötig, daß die Anwälte Kalbskeulen essen; man soll aber doch nicht von der Proletarisierung des Arbeiters sprechen, weil der es — vielleicht ! — auch mal nicht kann. Beobachten Sie, wie ich es tue, die Arbeiter in den Kleinstädten und vor allem auf dem Land: sie erhalten durch gemeinnützige Organisationen billige Lebensmittel und billige Stoffe; sie essen, wenn sie unverheiratet sind, im Gasthaus für ein Drittel des Preises, den die „Herrschaften" zahlen; sie haben nicht eine der „Repräsentationspflichten", die dem gebildeten Mittelstand buchstäblich das Brot vom Mund wegstehlen; sie können, wenn sie wollen, in zerlumpten Kitteln auf den „reservierten Plätzen" des Kinos, des Bauerntheaters sitzen, und sie tun es. Wenn sie aber nicht wollen, so ist ihnen auch die Entproletarisierung in der Kleidung durchaus möglich, und die Maurersfrau mit dem auf Seide gearbeiteten tailor made, der Schreinergesell im neuen Sportanzug für 15 000 Mark — auf dem Lande, bitte ! — sind keine Ausnahmeerscheinungen. Oft verdient die Frau mit; eine mir bekannte, junge Arbeiterfrau bekommt in einem bayrischen Landstädtchen 33,50 Mark die Stunde für Adressenschreiben; sie braucht das Geld garnicht; sie kauft sich ein neues Rad, Schuhe auf Vorrat, seidene Blusen; der Mann verdient mehr, als sie beide bei höchst entproletari- sierter Lebensweise verbrauchen. Sie sind kinderlos — denn auch in diesen Kreisen wirkt als Hauptheiliger neuerdings Sankt Malthus ent . . . proletarisierend im ursprünglichen Sinn des Wortes.

Wo ist denn, verehrter Morus, die nichtmechanische, die geistige Arbeit, die annähernd so bezahlt würde wie die mechanische, bekanntlich im Lohn gedrückte Frauenarbeit? Wie wäre es, wenn Sie sich einmal mit unserm Schicksal befaßten, statt mit dem weniger denn je proletarisierten deutschen Arbeiter? Ich erwarte Ihre Sanierungsvorschläge.

M. M. Gehrke

Das ist klassisch !

Nestroy auf der Bühne . . . Fritzi Massary erzählte einmal, wie sie nach der modernen Neueinstudierung eines Klassikers

einen alten würdigen Herrn aus ihrer Loge aufstehen sah. Er drehte sich zu einem hinter ihm sitzenden heftig applaudierenden jungen Mann um und sagte zu ihm bedeutungsvoll: „Armer junger Herr ! Sie wissen nicht, wie das gespielt werden muß !“ Und verließ das Lokal. Das ist eine schöne Geschichte.

Die übrigens trefflich auf Nestroy zu passen scheint. Wenn man die raschen Urteile der meisten Theaterkritiker — besonders in Norddeutschland — liest, die Johann Nestroy für einen überlebten Possenreißer mindern wiener Genres zu halten pflegen, dann freut man sich doppelt, daß Egon Friedell die Rosinen aus Nestroys Konditenbäckerei gesammelt hat. (‚Das ist klassisch !’ Nestroy-Worte. Wiener Drucke 1922.)

Karl Kraus, den Friedell natürlich zitiert, hat ja schon früher in einem Sonderheft der ‚Fackel‘ diese Aussprüche gesammelt und mit einem wundervollen Vorwort versehen: ‚Nestroy und die Nachwelt‘. Da steht zu lesen, welch ein „Fetzen Shakespeare“ dieser Mensch gewesen ist, wie — besonders in der fulminanten Sprachtechnik — Wedekind an ihn grenzt, und was er für eine Art Witz gehabt hat. Ein „geölter Blitz“ — das Wort paßt hierher: denn es ist Urkraft, mit allen Mitteln eines modernen Gehirns gelenkt.

„Es glaubts kein Mensch, was der Mensch Alles braucht, bis er halbwegs einem Menschen gleichsieht“ Und: „Der Radibub bricht auch mit seiner Geliebten, versöhnt sich aber hernach; doch wenn der Mann von Ehre bricht, dann ist der Bruch auf immer gebrochen; dieses ist der Hauptunterschied zwischen dem Manne von Ehre und dem Radibuben.“ „Einen Gang hat‘s, als wie eine Prozession, die aus einer einzigen Person besteht.“ Und: „Beim Inland, o je, da lamentieren die Familien aktweis, daß man ganz hin werd'n möcht — und um was handelt sich die ganze Verzweiflung? Um 200 Gulden-Schein. Wenns den Bettel im Parterre zusammenschießeten und hinaufschickten, so hätt eine jede solche Komödie im ersten Akt schon ein End‘.“ Kürzer, man kann nicht. (Man denke übrigens an unsre Sexualstücke, wo ein auf die Bühne hinaufgesandtes Bett den gleichen Dienst täte.)

Es sind ein paar reizende Rollenbilder Nestroys in dem Büchlein. Wer kann das heute noch bringen? „Junger Herr, Sie wissen nicht, wie das gespielt werden muß !“ Schade — wir hätten es gern einmal gesehen.

Peter Panter

Liebe Weltbühne !

In Bad Dürkheim haben die Franzosen alle Straßennamen übersetzt, die deutschen Schilder entfernt und durch französische ersetzt. Dort gibt es eine Straße namens Strauchel-Gasse. Als ich jüngst einen Bekannten aufsuchte, der in dieser schönen Straße wohnt, fiel mein Blick auf das neue Schild. Ich traute meinen Augen nicht. Dort stehen die Worte: Rue Faux-pas.

Antworten

Dramatiker. Ich habe voriges Mal Eduard Stucken vorgeworfen, daß er die Aufführung seiner Tragikomödie von Adrian Brouwers Hochzeit durch einen Prozeß erzwungen habe. So wird wenigstens behauptet; und es dürfte wahr sein, da das wirklich kein Stück für die Aera Jeßner ist. Da fragen nun Sie gekränkt, ob man denn ganz der Willkür eines Theaters ausgeliefert sein soll, das heute ein Drama annehme und es morgen zu spielen verweigere. Was für ein Mißverständnis ! So schutzlos, selbstverständlich, soll man nicht sein. Aber was ist „ein Theater"? Das Gebäude oder die Direktion? Ich denke doch: die Direktion. Der kann nicht erlaubt sein, sich von ihren Verpflichtungen zu drücken. Wenn dagegen ein Privattheater des Kaisers, der für den Spielplan seinen Geschmack berücksichtigt wissen wollte, sich in ein Staatstheater, in ein Theater der Republik verwandelt, die von dem alten Regime auch künstlerisch abzurücken wünscht: dann ist nicht wohlgetan, der aufgehalst zu lassen, was sie ererbt von ihren unfreiwilligen Vätern hat. Es hilft nichts: ein Künstler müßte zu stolz sein, um auf das Recht aus einem Vertrag zu bestehen, der dem Rechtsnachfolger der Gegenpartei, ebenfalls Künstler, eine Quelle des Kummers ist.

Heinz Kahn in Köln. Sie haben in Nummer 31 zwei — für die Presse symptomatische — Geschmacklosigkeiten des Kölner Tageblatts festgestellt. Jetzt sind Sie gezwungen, mir zu schreiben: „Das Kölner Tageblatt beschäftigt sich in seiner Nummer 377 mit meiner Glosse: ‚Wilhelm Busch und der Selbstmörder' und unterschiebt mir natürlich zunächst persönliche Motive zu einem Angriff. Diese Unanständigkeit entbehrt leider jeder Originalität, denn sie ist einer jener Bräuche geworden, von denen zwar der Bruch mehr ehrt als die Befolgung, aber weniger geübt wird als diese. Immerhin sei erklärt, daß ich zu keiner Zeitung Kölns je in irgendeiner Beziehung gestanden habe. Daß ich dem Kölner Tageblatt ‚persönlich vollständig unbekannt' bin, scheint mir eher für als gegen diese Tatsache zu sprechen." Mir auch. Aber das Kölner Tageblatt wird schon wissen, was es tut. Man sucht Keinen hinter dem Busch, hinter dem man nicht selbst gestanden hat.

F. A. In Nummer 37 hieß der zweite Beitrag: ‚Zu diesem Hakenkreuz' von Nietzsche. Eine subventionierte Zeitschrift, die sich grämt, daß sie weniger gelesen wird als meine — was kein Wunder ist, da sie sich „sozialistisch" nennt und in Wahrheit nationalistisch ist — , also dies Winkelblättchen ärgert sich über Nietzsches Anregung, „die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen". Wie dürfte auch ein Verlag für „geistige Erneuerung" zulassen, daß deren tatkräftigsten Vorkämpfern, den antisemitischen Schreihälsen, Leides getan wird ! Aber das ist schließlich nicht komisch. Komisch ist nur die Behauptung, daß jenen Beitrag „ein Mensch schreibt, der den Namen Nietzsche schändet, indem er ihn als Decknamen benutzt". Nietzsches unvergängliche, erhellende und leuchtende Sätze stehen in „Jenseits von Gut und Böse", Achtes Hauptstück, Nummer 251. Mein Polemiker hat somit ganz recht, daß er vorsichtig anonym bleibt. Der Titel seiner Ergießung lautet: ‚Zwangsjacke nötig?' Das ist besonders geschmackvoll, da der arme Gigant Friedrich Nietzsche ihr knapp entronnen ist. Seinem Gegner freilich scheint eher die Klippschule nötig.

Idiot der Reichshauptstadt. Dein Leiborgan berichtet: „Professor P. grüßte im Namen des Deutschnationalen Lehrerbundes und führte als kennzeichnend für den Geist unsrer Zeit die Tatsache an, daß man heute in deutschen Schulen Dante, Gerhart Hauptmann und Rathenau feiern dürfe, nicht aber — Hindenburg." Was man nicht darf, das tut man jeden Tag, und was man darf, entbehrt auch hier des Reizes. Aber, so schreibt dein Leiborgan ein paar Tage später, in

einer Elegie auf die — unleugbare — Not der Presse, „man sollte wenigstens annehmen dürfen, daß die Regierung dieser tapfern Schar in energischer Weise jede nur möglichste Hilfe angedeihen ließe". Die „tapfere Schar": das sind die Kulis deines Leiborgans, die an der deutschen Sprache „jeden nur möglichsten" Notzuchtsversuch unternehmen und die Regierung morgens und abends mit Dreck beschmeißen: zwei Momente, die diese freilich unbedingt bestimmen müßten, die rohesten, unfähigsten, würdelosesten Typen eines Metiers, dessen Handwerkszeug aus der Lumpenbranche hervorgegangen ist, vor dem Unbehagen zu bewahren, das es vielleicht bietet, gleich in dieser selbst tätig zu sein.

Patriot. Wer beschmutzt das Nest? Die beste Helferin der französischen Chauvinisten ist die deutsche Reichswehr. Das Nachrichtenblatt des französischen Pressedienstes in Coblenz wimmelt von wahren Nachrichten über die Reichswehr. Und dann wundern sich die Herren bei uns, wenn dieses staatsgefährliche Instrument unter Herrn v. Seeckt dem Lande ungezählte Milliarden und sein politisches Ansehen kostet.

Theaterbesucher. Sie stellen mißbilligend fest, daß das Staatstheater 70 bis 100 Mark für die billigsten, 300 bis 400 Mark für die teuersten Plätze verlangt. Das ist allerdings insofern ungerecht, als diese Preise die Zahlungsfähigkeit der Galeriebesucher übersteigen, die Zahlungsfähigkeit der Parkett- und Logenbesucher vielfach bei weitem nicht erreichen. Es müßte zum Ausgleich mindestens Eine erheblich billigere und mindestens Eine erheblich teurere Platzkategorie geben. Die obern Ränge bergen ein kunstverständigeres Publikum als die untern, und das verdient grade jetzt jede Rücksicht, wenn nicht die Bühnenkunst, die ja doch in unlöslicher Wechselwirkung zu Geschmack und Wesen ihrer Genießer steht, immer mehr verpöbeln soll.

Vaterländler. Eine Clique um den Herrn Anker, den Herrn Roethe, den Herrn Westarp, den Herrn Geheimen Oberkonsistorialrat D. Dr. Conrad und ähnliche Größen gibt ein Käseblättchen heraus, das sich mit der rechtens zugrunde gegangenen Monarchie befaßt. Da liest man Neustes und Allerneustes: „Vom Hause Hohenzollern. In Doorn darf man sich jetzt ebenfalls der wundervollen, milden Herbsttage erfreuen. Die alten Bäume in ihrem herbstlichen Laub stehen in Flammenfarben und bieten einen überwältigend schönen Anblick. Dieser Tage weilt Prinz August Wilhelm beim Kaiser." Wenn Du denkst, der Mond geht unter . . . Und dann sieht man da eine kleine Zeichnung, und darunter steht: „In diesem Häuschen, eng und gedrückt, muß unser Kronprinz nun schon seit Jahren sein Dasein auf der grauen nebeligen Insel Wieringen zubringen ! Wann wird ihm endlich die Stunde der Heimkehr schlagen?" Ich hätte mir ein andres Bild gewünscht: ein Massengrab in Flandern, also eine Lehmhöhlung, in der zweihundert Kadaver modern, darüber ein Hügel aufgeschüttet. Und die Unterschrift: „In diesem Häuschen, eng und gedrückt, müssen zweihundert deutsche Jungen schon seit Jahren verfaulen. Wer rächt ihren Tod. Wer verhütet die Wiederholung eines solchen Gemordes?" Im übrigen: Hie gut Roethe allewege !

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg,
Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Begriffsbestimmungen von Wilhelm Michel

Militarismus

Militarismus bezeichnet nicht eine äußere Tatsache, sondern einen Geisteszustand. Militarismus hat nichts zu tun mit dem Vorhandensein oder dem Fehlen militärischer Machtmittel. Militarismus bedeutet vielmehr die Verdummung infolge der Macht; eine Verdummung, die zwar sehr oft, aber keineswegs mit Notwendigkeit eintritt.

Militarismus liegt dann vor, wenn die nüchterne Einsicht in die Brauchbarkeit physischer Zwangsmittel entartet zum Aberglauben an die Gewalt; wenn der Muskel die Funktionen des Gehirns sich anmaßt; wenn das Dienende zum Herrschenden wird; wenn das Schwert den Arm, der es schwingen soll, lähmt und den Geist, der diesen Arm innervieren soll, versimpelt. Militarismus liegt dann vor, wenn die Handhabung des Werkzeugs zur Spielerei und schließlich zur selbstmörderischen Gefahr ausartet.

Die Anwendung des Wortes Militarismus ist bei uns rechts und links verschlammt. Ob ein Staat Machtmittel besitzt oder nicht; ob er sie ausgiebig oder sparsam verwendet, ist völlig belanglos. Darauf allein kommt es an, ob er sie klug verwendet, ob sie in den Zusammenhang seiner Politik und seiner sozialen Fügung als geistig durchaus beherrschtes Glied eingereiht sind oder nicht.

Es gibt keine Frage der militärischen Machtmittel. Es gibt nur eine Frage ihres Verhältnisses zu der geistigen Gewalt, der sie zu dienen haben. Gewalt und Geist sind keineswegs Feinde. Aber die Gewalt ist zum Knecht, der Geist zum Herrn bestimmt. Jede Verschiebung dieses Verhältnisses im Sinne der Umkehr ist lebensgefährlich. Militarismus bezeichnet ein verschobenes Verhältnis; daher ist jede Anwendung des Wortes falsch, die nur einen der beiden Beziehungsteile ins Auge faßt. Deutschland ist nicht an seinen tatsächlich vorhandenen Machtmittelh zugrunde gegangen, sondern an dem tatsächlich nicht vorhandenen Geist.

Konservativ

Der Gegensatz zum Konservativen ist nicht das Fortschrittliche oder Liberale, sondern das Ideologische. Kein Staatswesen ist voll erwachsen und gesund, in dem die konservativen Strebungen nicht ihre Auswirkung finden. Denn konservativ bedeutet nicht das Hängenbleiben am alten Buchstaben, sondern das Haften am Geist der Verfestigung und seinen erforschbaren Gesetzen.

Konservativ im schärfsten Sinne ist jene Weltanschauung, die da lehrt, daß alle Verhältnisse im Staat breit auf der Grundlage der natürlichen Gegebenheiten ruhen müssen. Konservativismus ist Naturgläubigkeit und damit Lebensgläubigkeit, Lebenskühnheit. Sein echter Widerpart ist die Ideologie, die um das Verkörpernde keinen Bescheid weiß und durch eine Verstrebung

von Paragraphen, von Gewolltem und Geschriebenem dem Staat eine künstliche statt der natürlichen Grundlage schaffen will.

Von hier aus ergibt sich, daß das, was heute politisch rechts steht, mit echter konservativer Weltanschauung nicht das Mindeste gemein hat. Denn ist diese naturgläubig und lebensmutig, so ist jenes buchstabengläubig und lebensfeig. Wenn es überhaupt ein festes Merkmal des Lebendigen und Naturhaften gibt, so dies, daß es seine Verleibungen wechselt. Der dem Buchstaben Verfallene steht also dem Naturgläubigen in schroffer Feindschaft gegenüber. (Man denke an den Konservativen Adam Roeder.)

Unsre heutigen Rechtsextremen sind nicht konservativ. Sie sind Ideologen der Materie, wie jene Andern Ideologen des Geistes sind. Nur ist ihre Problematik im Verhältnis zur Verkörperung des Staates ungleich gefährlicher.

Die echte deutsche Frau

Nach Schiller befaßt sie sich damit, Rosen ins irdische Dasein zu weben. Oder aber wenn sie dies nicht tut, so waltet sie weise im häuslichen Kreise. Und lehret die Mädchen. Und wehret den Knaben . . .

Das war so um 1800.

Was tut die echte deutsche Frau heute?

Sie schlüpft am Tag nach einer Mordtat heimlich in die Telephonzelle, ruft die Mutter des Ermordeten ans Hörrohr, zischt ihr einige beispiellose Gemeinheiten ins Ohr und rennt davon.

Sie bewirft einen Ehrenmann, der einen Meuchelmörder vor seine Richter bringt, obschon der Galgenvogel seiner eignen Familie entsprossen ist, mit anonymen Schmähungen.

Sie schickt gemeinen Banditen, die hinter Gittern dem Scharfrichter entgegenharren, Liebesgaben in die Zelle, Gestricktes und Eßbares, wie seinerzeit den „Helden“ im Schützengraben.

Und (wer weiß?) wenn sie ganz „echt“ ist, tut sie vielleicht etwas Strychnin daran, damit die Beschenkten in den deutschnationalen Himmel kommen und ihre Spießgesellen nicht verraten.

Vielleicht lehret sie auch nebenher noch die Mädchen, ähnliche Megären zu werden. Aber den Knaben wehret sie durchaus nicht. Im Gegenteil, sie bringt ihre bestialischen Triebe durch sorgsames Hätscheln erst zur Reife . . .

Das tut die echte deutsche Frau um 1920.

Die politische Frau mag lieben, wer will; ich bringe es nicht fertig. Aristophanes erfand jene neckischen Weiblein, die gegen den Kriegsmord ihren lustigen Streik mit Erfolg durchführten. Nur ein deutscher Dichter konnte — leider — eine Person imaginieren wie jene Madame Stauffacher, diesen verkleideten Feldwebel, und jene Bertha von Rudenz, die allen Ernstes ihre Gunst von der politischen Betätigung des Werbers abhängig macht.

Aber geben wir,die politische Frau einmal zu: diese neueste Kreuzung zwischen gackerndem Huhn und zischender Natter, zwischen goldgelbem Butterblümchen und giftbrennendem Schierlingskraut gehört doch wohl zu den infamsten Mißbildungen,

mit denen ein ergrimmtes Geschick wiser Land geschlagen hat. Die neudeutsche Megäre enthüllt schlagartig die schlimmen Möglichkeiten, die sich in der Frau unsres Himmelsstrichs angesammelt haben; ein Kriegssegen, gegen den die oft bejammerte Ausgelassenheit der Liebessitten ein Kinderspiel ist.

Deutsche, ruft eure Weiber zur Ordnung. Wenn Ihr selbst durchaus konspirieren und meucheln müßt, laßt euch das bißchen ewige Natur gereuen, das der Herr immerhin auch in eure Weiber gelegt hat; eine der Zufluchten, auf die sich der Mann immer wieder zurückziehen muß. Einstweilen wollen wir von euern verschlampten, leiblich und geistig ausgerutschten Genossinnen verehrungsvoll zu einer Charlotte Corday emporstarren. Die hatte wenigstens keinen Strickstrumpf bei sich, ais sie zu Marat ging. Und sie mordete nicht anonym.

Gotteslästerungs-Prozeß von Heinz Pollack

Noch notwendiger als der Reigen-Prozeß war der Gotteslästerungs-Prozeß, weil hier dem geistigen Deutschen klipp und klar bewiesen wurde, daß er, will er seinem Mitmenschen Etwas geben, auswandern muß aus einem Lande von Staatsanwälten und Richtern, die außer ihren Roben und Bleistiften nichts besitzen, was auch nur eine Spur von Gehirn verraten könnte. Dieser Prozeß hat endgültig festgestellt, wie wenig gegenüber Schmissen, Muckertum, Schnarren der Stimme und schlechtem Benehmen hierorts Talent, Geist, Schaffenskraft, Menschentum zu bedeuten haben. Dieser Prozeß war der endgültige Beweis für die göttliche Gewalt jener böswilligen Dummheit, die umso weiter um sich greift, je kühner die Errungenschaften des menschlichen Willens und Wissens werden.

Es handelte sich um Folgendes. Ein Mann namens Einstein schreibt 20 Szenen: ‚Die schlimme Botschaft', worin das Problem dargestellt wird: Was würde sein, wenn Jesus nicht vor zweitausend Jahren, sondern heute auf Erden wandelte? Da der Name Einstein mehr als verdächtig ist — vielleicht ein Bruder jenes verfluchten Relativitäts-Einstein — , ziehen einige deutschvölkische Blätter der schwärzesten Provinz das Buch in den Schmutz: Der Jude Einstein habe sich an der christlichen Religion versündigt. Als Beweis dafür werden vier Zitate gegeben, die ganz willkürlich aus dem Zusammenhang gerissen sind. Die vornehme Kreuz-Zeitung druckt dies nach. Ein biederer Kaufmann aus Reutlingen liest die Kritik der Kreuz-Zeitung, die wörtlich aus der Provinzpresse übernommen ist, und veröffentlicht darauf in diesem Blatt eine große Annonce des Inhalts: er bäte um Zuschriften von Leuten, die ebenfalls gegen das Buch seien, um dann Strafantrag stellen zu können. Er bekommt ganze zwei Zuschriften. Danach erstattet er Anzeige. Danach liest er das Buch. Die Staatsanwaltschaft erhebt Anklage.

Gerichtssitzung: Da der dritte Belastungszeuge sich die Sache anders überlegt hat, können nur noch zwei Belastungszeugen vernommen werden. Der Kaufmann aus Reutlingen gibt

schwäbelnd zu, den Strafantrag gestellt zu haben, bevor er das Buch gelesen. Der zweite Ankläger, ein würdiger Superintendent, erklärt, daß er das Buch überhaupt nie zu Gesicht bekommen habe, er kenne nur die Kritik der Kreuz-Zeitung, das habe ihm genügt. Auch dem Gericht genügt das.

Der Hauptankläger war der Staatsanwalt Leiß. Sein Name muß genannt werden, damit ihn die Oeffentlichkeit sich merke. Man muß hervorheben, daß ein Staatsanwalt ein Mann ist, der von Amts wegen den Staat verkörpert. Käte Kollwitz als Zeugin erzählt, daß Einsteins Buch einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht habe. Der Vorsitzende fragt, ob der Herr Staatsanwalt noch eine Frage an die Zeugin zu richten habe. Der Staatsanwalt räkelt sich auf seinem Sitz, schaut zum Fenster hinaus, stochert sich mit den Fingern am Mund herum und knautscht: „Frau kann rausjehn” !

Nach elfstündiger Sitzung erhebt er sich zu seinem Plaidoyer. Ein Plaidoyer — nicht zu schildern. „Den Angeklagten helfen alle Ausreden nichts, denn Jott sei Dank ist ja noch der Parajraf 166 in Kraft” ! So begann er, und dies war der Gipfel seiner Rede: „Der Anjeklagte Einstein ist Jude. Als Jude ist er konfessionslos und demnach areligiös” ! Ich habe diese Worte mitgeschrieben und nehme es auf meinen Eid, daß sie wörtlich so gefallen sind. An den Pranger mit dieser „Mentalität” , die mit dieser Art Antisemitismus den Gesetzen der Republik ins Gesicht schlägt und, was schlimmer ist, die Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen tritt !

Nicht zu vergessen: die Sachverständigen. Unter ihnen der Pfarrer Mauff von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Auch sein Name ist niedriger zu hängen. Dieser Pfarrer, der noch im Amt ist, erzählte den Richtern, daß er das Werk ablehnen müsse, weil es expressionistisch sei. Auf die Frage eines der Verteidiger, was er unter Expressionismus verstehe, lief der Pfarrer krebsrot an, bekam heftiges Gliederzittern und schrie zornbebend: „Unter Expressionismus verstehe ich die Verhöhnung, die Lächerlichmachung und das In-den-Staub-ziehen alles Hohen und Wertvollen; er ist die Kunst der Bolschewisten und Anarchisten“ ! Woher er das wisse? Nun, er gebe zu, kein expressionistisches Werk je gelesen zu haben; aber in seiner Literaturgeschichte habe das so gestanden, und das sei ihm maßgebend. An den Pranger mit dieser „Mentalität“ !

Aber was im Gedächtnis unauslöschlich haften bleiben wird von diesem Prozeß, ist der Staatsanwalt als Verteidiger des Christus. Ein grausiger Witz und in seiner monumentalen Bildhaftigkeit wirksamer als tausend Bücher. Hier lag in der Tat Gotteslästerung vor.

Nun, dieser Staatsanwalt wird weiter im Dienste der Republik Plaidoyers halten dürfen, dieser Pfarrer wird weiter allsonntäglich die Menschen erbauen dürfen, und in Deutschland wird deshalb weiter Alles, was den Kopf zu heben wagt, um eben diesen Kopf kürzer gemacht, auf daß nur Plattheit, Gemeinheit, Neid und Dummheit in diesem Lande herrsche.

Wandert aus, so Ihr noch einen Kopf habt !

Wirtschaftsführer von Frank Faßland

XV. Georg von Siemens

Welches ist der Unterschied zwischen einem nur tüchtigen, vielleicht hervorragend tüchtigen und einem schöpferischen, schlechthin genialen Kaufmann? Jener nutzt bestehende Möglichkeiten aus, dieser findet oder schafft neue. Der eine folgt Bedürfnissen, die sich innerhalb seiner Zeit und seiner Generation — leicht oder manchmal schwer erkennbar — bereits geäußert haben, und er kann sich auch Bedürfnissen dienstbar machen, die, vom Standpunkt produktiver, echt und dauernd fundierter Wirtschaftskultur aus gesehen, eine Ueberflüssigkeit, eine Entartung, einen schädlichen Abweg darstellen, wenn er nur ein profitables Geschäft aus ihnen herauszuziehen vermag. Der andre verachtet zwar auch das Geschäft nicht — denn wenn er dies täte, könnte er überhaupt niemals ein Kaufmann sein — , aber hinter dem Geschäft steht bei ihm immer eine wirklich wirtschaftsproduktive Idee, eine neue, bessere, zweckmäßigere Befriedigung alter Bedürfnisse oder eine Erweckung neuer Bedürfnisse, die dem Leben der Menschen Zuwachs an Werten, der Wirtschaft Zuwachs an Wirkung und Leistung oder aber eine Ersparnis an vermeidbarem Kraftaufwand verschaffen kann. Dieser schöpferische Kaufmann hilft dazu, seine Generation in eine neue hineinzuführen, deren Bedingungen er vorfühlt oder vorausschaut, indem er sie mit visionärer Logik unter Fortbildung der historischen Realitäten oder in psychologisch richtigem Kontrast zu ihnen zunächst in der konstruktiven Phantasie erfaßt, um sie dann durch konstruktive Praxis zu verwirklichen. Der tüchtige Kaufmann, der kluge Geschäftemacher kommt über das reproduzierende Gebiet der konstruktiven Praxis nicht hinaus, er baut innerhalb der Bedingungen und Möglichkeiten, die bereits gegeben sind, einen geschäftlichen Mechanismus zusammen, der in günstigen Fällen wie ein wirtschaftlicher Organismus aussieht. Aus vielen vorteilhaften Einzelgeschäften, aus denen er sozusagen empirisch ein Unternehmen bildet, kann sich auch in seinen Händen, wenn er zusammenzuhalten, zu vereinheitlichen und zu sichten versteht, schließlich ein geschlossenes Geschäftsgebilde formen; aber stets wächst bei ihm die Idee aus den Geschäften, nie wachsen die Geschäfte aus der Idee hervor. Er baut nicht von einem zentralen Kern, sondern von irgendeinem Punkte des Kreises aus; was er zuwege bringt, ist höchstens eine — oft bedeutende, erfolgreiche und selbst mächtige — Firma, niemals ein Werk im großen Sinne wirtschaftsproduktiver Kultur.

Oft sind die Grenzen zwischen beiden Formen der Veranlagung, Leistung und Wirkung sehr flüssig; und daher ist die Unterscheidung zwischen ihnen außerordentlich schwer. Es gibt Jugendepochen der Wirtschaftskultur, Neulandszeiten der Wirtschaftsgründung, die so voll von keimkräftigen Möglichkeiten, in denen die Wege aus der Vergangenheit so ausgetreten, die alten Quellen so erschöpft und die Weiser in die Zukunft so deutlich

sind, daß die neue Epoche sozusagen selbst für ihre wegbahnenden Söhne denkt und arbeitet. Irgendein großes politisches Ereignis, wie die staatliche und zollpolitische Einigung Deutschlands, oder eine umwälzende technische Neuerung, wie die Erfindung der Dampfkraft, legt die Wege in die Zukunft zwingend offen. Dann können auch kaufmännische Kräfte, die nicht urschöpferischer Art sind, in ihrer virtuellen Potenz über sich hinausgesteigert werden, indem gewissermaßen die Epoche mit ihren schöpferischen Kräften Das zur Fähigkeit dieser Männer hinzutut, was ihr von Hause aus fehlte. Oder ein Talent zweiten Ranges erkennt mit schneller Auffassungs- und Anpassungsfähigkeit den Weg, den ihm ein Urgenie vorangeschritten ist, fühlt sich in seine Idee und Methode ein und führt sie neben ihm oder statt seiner aus. In allen diesen Fällen mag es schwer sein, die Wesenswurzel einer wirtschaftlichen Begabung genau zu bestimmen. Hingegen gibt es auch andre Fälle, wo dem „nur tüchtigen" Talent die Wege zu neuer Schöpfung, zur Ueberwindung und Uebertrumpfung des Gegebenen absolut versperrt zu sein scheinen. Wo diese Wege zum produktiven Fortschritt, zur großen Gestaltung durch überstarke und von neuen Gründungen nicht überwind- und erreichbare Wirtschaftsmächte so beherrschend besetzt oder gar monopolisiert zu sein scheinen, daß der kluge, aber nicht ausgesprochen schöpferische Geschäftsunternehmer von vorn herein daran verzweifeln wird und sich nicht zutrauen kann, im Kampf mit diesen „Vorherdagewesenen" große Schöpfungen wirtschaftlicher Natur zustandezubringen.

Und dennoch gibt es in der deutschen Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte zum mindesten zwei Fälle, wo dieses Unerwartete, anscheinend Unmögliche Wirklichkeit geworden ist, und zwar Wirklichkeit geworden durch die Kraft des Genies, dem gegeben war, über die Bedingungen seiner Anfangszeit hinaus neue Wege mit dem Schlüssel der Vision zu öffnen. Der eine dieser Fälle ist der Bau der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft durch Emil Rathenau, dem in einer Periode, wo die Konkurrenzfirma Siemens & Halske mit gereifter und gesammelter Kraft jedem Vordringen jüngerer Wettbewerber das Emporkommen unmöglich zu machen schien, während weniger Jahre gelang, die ältere Firma nicht nur zu erreichen, sondern auch zu überflügeln. Und dies, weil er ihr, deren produktive Idee allgemach zur Tradition, wenn auch zu einer noch sehr lebendigen und kräftigen Tradition geworden war, mit dem schöpferischen Gehalt einer neuen produktiven Idee gegenübertrat. Der zweite Fall war die Gründung der Deutschen Bank durch Georg von Siemens. Als sie im Jahre 1870 — kurz nach dem deutsch-französischen Kriege — in die Wege geleitet wurde, gab es in Deutschland bereits eine Reihe großer Banken, mit starken Fundamenten, guter Tradition und ungeschwächter Aktivität. Die Disconto-Gesellschaft, David Hansemanns mächtige Gründung, entfaltete unter der verjüngenden Führung des temperamentvoll-klugen Meisters Adolf Hansemann grade in den Jahren, wo die Deutsche Bank ihre Arbeit begann, eine höchst vielseitige und wirksame Tätigkeit nicht nur auf dem alten Gebiet der staats-

finanziellen Transaktionen und der Eisenbahnfinanzierung, sondern auf dem neuen Gebiet des industriellen Gründungs- und Emissionswesens. Der A. Schaaffhausensche Bankverein, die Berliner Handelsgesellschaft, die Darmstädter Bank waren seit einer Reihe von Jahren nach dem Vorbild des Crédit Mobilier tätig und hatten vor jeder Neugründung auf dem Bankgebiet einen großen, wenn auch nicht so gewaltigen Vorsprung wie die Disconto-Gesellschaft.

Und dennoch hat Georg von Siemens in wenigen Jahrzehnten alle diese Vorsprünge eingeholt, ja, dem von ihm gegründeten Bankinstitut einen Vorsprung gegeben, der auch nach seinem Tode — trotzdem die Deutsche Bank, aber auch die meisten ihrer Wettbewerberinnen nur von tüchtigen, doch nicht im höchsten Sinne schöpferischen Persönlichkeiten geleitet wurde — niemals verloren gegangen ist. Georg Siemens, der im Jahre 1839 geborene Sohn des Rechtsanwalts und spätern Justizrats Johann Georg Siemens (desselben, der seinem Vetter Werner Siemens das Anfangskapital von 6000 Talern zur Errichtung seiner Telegraphenbauanstalt vorgestreckt hatte), widmete sich, wie sein Vater, zunächst dem juristischen Studium. Aber er war eine viel kernhaftere Natur als der etwas neurasthenisch angekränkelte Vater, der zwar keineswegs ohne Geist, Schwung und Unternehmungslust, doch ganz ohne die bauende Konstanz und Planmäßigkeit war, die unentbehrlich sind, wenn aus guten Einfällen Schöpfungen werden sollen. Georg, der Sohn, hatte ebenso wie sein Großvetter Werner, der andre große Siemens, jene eigenartige und höchst glückliche Mischung von niederdeutscher Wesensgewichtigkeit und geistig-elastischer Schwungkraft, die dem Wesen nichts von seinem Fundus nimmt, aber verhindert, daß es durch ein Uebermaß von Fundamentschwere im Niederen festgehalten wird. Ebenso wie Werner war Georg von Anfang an ein Mann großer Radien, ein Geist, für den es — trotzdem er ganz im Deutschtum wurzelte und Alles für das Deutschtum tat — keine nationalen Grenzen gab. Ein Mensch, der in Kontinenten dachte, ein kosmopolitischer Mensch, ein Ueberland- und Ueberseemensch, dessen zentripetaler Geist aber — dank der soliden, zuverlässigen und echt realpolitischen Fundierung — niemals ins gestalt- und uferlose Schweifen und Abschweifen geriet. Gradeso wie Werner, der zunächst die Offiziersbahn einschlug, wandte er sich, als die Frage der Berufswahl an ihn herantrat, einer für die damalige Zeit ganz traditionellen Karriere zu; aber die juristische Vorbildung dämmte den Strom seiner Natur nicht in ein traditionelles Bett ein, sondem bot ihm die Form, in der und durch die sie sich zur Freiheit der Anschauung und der Tat durchringen konnte. Aber ebensowenig wie eine fachjuristische Laufbahn und Tätigkeit seinem Wesen und Wünschen genügen konnten, ebenso fern lag ihm ein rein fachmännisches Kaufmannstum, von dem er weder ausgehen noch zu dem er auf dem Umweg über den Referendar und Assessor — wie so viele unsrer modernen Geschäftsjuristen — gelangen wollte. Werner Siemens ebenso wie Georg haben beide die Behauptung vieler praktischen Geschäftsleute Lügen

gestraft, daß nur Der ein erfolgreicher Kaufmann werden könne, der den kaufmännischen Beruf „von der Pike auf“ gelernt habe. Als Georg Siemens im Jahre 1871 mit dem Deutsch-Amerikaner W. A. Platenius die Deutsche Bank (in der Etagenwohnung eines alten, baufälligen Hauses der Französischen Straße) errichtet hatte und die beiden Direktoren einander am ersten Tag ihrer neuen Tätigkeit am Schreibpult gegenübersaßen, gestanden sie sich gegenseitig ein, daß sie eigentlich vom Bankwesen gar keine Ahnung hatten. Siemens verschaffte sich die nötigen Kenntnisse zunächst durch die Lektüre theoretischer Schriften, dann aber durch die Praxis selbst, und Karl Wallich, den er als Fachmann speziell für das überseeische Geschäft kurze Zeit nach der Gründung der Deutschen Bank in deren Direktion zog, erzählte später, daß Georg Siemens ihn, den Lehrmeister, nach einiger Zeit auch in den rein geschäftlichen Fragen nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen habe. Die reine Geschäftstechnik lernt ein wirklich kaufmännisch begabter Mensch verhältnismäßig leicht, umso leichter, wenn das, was er von Natur aus besitzt, viel mehr ist als Geschäftstechnik, nämlich das Organ für geschäftliches Denken und Handeln.

Was Georg Siemens anlangt, so hat er dieses großgeschäftliche Handeln weit früher gelernt und betätigt als die geschäftliche Routine. Den Neunundzwanzigjährigen, der erst ein Jahr vorher sein Assessorexamen bestanden hatte und seit dieser Zeit teils als Gehülfe seines Vaters in der Rechtsanwaltspraxis, teils als juristischer Berater der Firma Siemens & Halske fungierte, sandte im Jahre 1868 Werner Siemens nach Teheran in Persien, wo er die politisch und geschäftlich außerordentlich schwierigen Konzessionsverhandlungen über das Projekt des indo-europäischen Telegraphen führen sollte. Georg Siemens behandelte die diffizile Angelegenheit, die ihn mitten in den ganzen Komplex der orientalischen sowie der englischen und russischen Orientpolitik hineinführte, mit solcher Sicherheit und solchem Erfolg, daß Werner Siemens ihm nach seiner Rückkehr den Eintritt in die Firma Siemens & Halske und den leitenden Posten an seiner Seite anbot. Bei der Weltbedeutung, die diese Firma schon am Anfang der siebziger Jahre erworben hatte, war dieser Antrag für den jungen Juristen ebenso ehrenvoll wie aussichtsreich. Wie sehr zeugt es da für den Unabhängigkeitssinn, das Selbstvertrauen und den schöpferischen Willen Georgs, daß er die einträgliche und sichere Lebensstellung in einem bereits bestehenden, unerschütterlich fundierten, aber doch von einer andern Schöpferkraft beherrschten Unternehmen um einer Zukunft willen preisgab, die viel weniger sicher war, aber ihm dafür Raum zu eigner und freier Gestaltung bot !

Wenngleich Georg Siemens also auch nicht den Weg weiterschritt, den ihm sein verwandtschaftliches und freundschaftliches Verhältnis zu den Inhabern der Firma Siemens & Halske und seine erste Betätigung im Dienste dieser Firma ganz naürlich zu weisen schienen, so hat er innerlich aus dieser ersten Periode seiner geschäftlichen Tätigkeit in seine selbständige Arbeit auf dem Gebiet des Bankwesens doch entscheidende Anregungen

und Verbindungen mithinübergenommen. Diese Anregungen und Verbindungen waren doppelter Art. Zunächst einmal ist die Deutsche Bank, die Georg Siemens gründete, nachdem er den deutsch-französischen Krieg ebenso wie den dänischen und oesterreichischen als preußischer Offizier mitgemacht hatte, mit dem ausgesprochenen Zweck errichtet worden, als Finanzierungs- und finanzielles Vermittlungsinstitut für den auswärtigen Handel Deutschlands zu fungieren. Diese Aufgaben waren nämlich von den bis dahin in Deutschland bestehenden Banken — auch von den führenden und großen unter ihnen — so gut wie überhaupt nicht gepflegt worden. Der Kredit- und Remboursverkehr für den Auslandshandel deutscher Firmen lag vielmehr fast ganz in London, New York und andern Zentren des internationalen Bankgeschäfts, während die deutschen Privatbanken sich im Wesentlichen mit der Ausgestaltung des Kontokorrent- und Kommissionsgeschäfts für inländische Zwecke sowie des Emissionsgeschäfts für festverzinsliche Werte, Eisenbahn- und neuerdings Industrie-Papieren begnügten. Georg Siemens hatte während seines Aufenthalts im Ausland erkannt, daß hier eine Lücke in der deutschen Bankenorganisation klaffte, und er hatte einige maßgebende Persönlichkeiten der deutschen Bankwelt, besonders den Inhaber des damals sehr bedeutenden Bankhauses Delbrück, Leo & Co., Adalbert Delbrück, sowie Ludwig Bamberger für die Gründung eines dem Außenhandel dienenden Bankinstituts zu interessieren verstanden. Grade diese Beschränkung auf ein Gebiet, das die übrigen deutschen Banken damals noch nicht pflegten, hat es Georg Siemens erleichtert, für die von ihm beabsichtigte Gründung die Unterstützung von herrschenden Bankmächten zu gewinnen, deren Konkurrenzinteressen er bei einer Bankgründung weniger neuer und weniger spezialisierter Art sicherlich in sehr unliebsamer und störender Weise gegen sich auf den Plan gebracht hatte. Auch ein zweiter Hauptstrang seiner Betätigung knüpft, wengleich er erst viel später — zu einem Zeitpunkt, wo die Deutsche Bank bereits fundamentstark geworden war — angelegt wurde, an die persische Zeit und die dabei gewonnenen Eindrücke an: die großzügige, halb kolonisatorisch-wirtschaftliche, halb politisch- imperialistische Betätigung in der Türkei und in Kleinasien, der Bau der Anatolischen und der Bagdad-Eisenbahnen, die den ganzen Orient mit einem Bahnnetz überziehen und eine Bahnverbindung mit dem Persischen Golf herstellen sollten. Die finanzielle Organisation dieses gewaltigen Bahnenkomplexes war, rein kaufmännisch betrachtet, eine Leistung, die sich ebenbürtig den stärksten Unternehmungen englischer und holländischer Kolonisatoren an die Seite stellt; politisch hatte sie leider nicht den endgültigen Erfolg für sich, aber die Schuld für ihr Versagen trifft weniger Georg Siemens als die deutschen Staatsmänner, die den Finanzmann auf eine Bahn gehen ließen, wo sie ihn und sein Werk nicht hinlänglich zu schützen vermochten.

Auf dem Gebiet der türkischen Koionisation blieb Georg Siemens oder doch seiner Deutschen Bank aus politischen Gründen der Enderfolg versagt, der wirtschaftlich bereits eingebracht

zu sein schien. Auf dem Gebiet der Außenhandelsfinanzierung wollte der Erfolg, den die Deutsche Bank späterhin in so reichem Maße hatte, und der erst durch den Weltkrieg wieder beeinträchtigt wurde, sich zu Beginn nicht im gehofften Umfang einstellen. Wohl entwickelten sich die Filialen in Hamburg, Bremen und London günstig, aber die Niederlassungen in Ostasien und in Südamerika enttäuschten, mußten eingezogen werden, und ihr Mißerfolg bedrohte das ganze Unternehmen der Deutschen Bank zeitweise mit der Gefahr der Liquidation. Aber Georg Siemens war nicht der Mann, der sich durch Mißerfolge, selbst durch schwere, entmutigen und von einmal gefaßten Plänen abbringen ließ. Hätte die Beschränkung auf das Ueberseegeschäft sich auch als zu schmale Basis für ein Bankunternehmen großen Stils erwiesen, so war doch der anfängliche Verzicht auf das inländische Kredit- und Emissionsgeschäft der jungen Bank insofern zugute gekommen, als er sie im Gegensatz zu den meisten übrigen Institutionen vor der Erschütterung durch die Gründerkrise von 1873 bewahrt hatte. Nachdem nun die Rückschläge auf dem Gebiet des Auslandsgeschäfts der Deutschen Bank die Notwendigkeit vor Augen geführt hatten, sich eine stärkere Verankerung im inländischen Geschäft zu verschaffen, ging Georg Siemens dazu über, zur Erreichung dieses Ziels die dritte seiner großen Ideen zu verwirklichen, und diese dritte Idee ist es erst gewesen, die den Vorsprung der Deutschen Bank vor allen Konkurrenzunternehmungen sichergestellt hat. Diese Idee war die Aufnahme des Depositengeschäfts in den Kreis der bankgeschäftlichen Tätigkeit und die organisatorisch so überaus geniale Ausbildung, die ihr Georg Siemens im Rahmen der Deutschen Bank zu geben verstand. Die übrigen deutschen Banken hatten sich auf die Ausgestaltung des Kreditgeschäfts mit Hilfe eigner Mittel und auf das Emissionsgeschäft beschränkt, aber darauf verzichtet, fremde Gelder als Depositen in Form kurz- oder langfristiger Einlagen an sich zu ziehen, wie dies in England bestimmte Banken, die den Namen Depositenbanken führten, schon seit längerer Zeit getan hatten. Georg Siemens, der die englischen Einrichtungen seit einer Reise nach London genau kannte, hatte schon bei der Gründung der Deutschen Bank den Plan gefaßt, sie nach Deutschland zu übertragen. Aber es dauerte geraume Zeit, bis die Deutsche Bank sich der Verwirklichung ihrer Pläne zuwenden konnte, und bis das deutsche Publikum sich dazu entschloß, seine flüssigen Gelder, die es bis dahin zuhause aufbewahrt hatte, Banken zu übergeben und sich dem bargeldlosen Scheck- und Giro-Verkehr zuzuwenden. Georg Siemens hat aber keineswegs einfach ein in England gesehenes und dort bewährtes System mechanisch übernommen, sondern er hat es organisch und organisatorisch den deutschen Verhältnissen und Bedürfnissen mit genialem Scharfblick angepaßt. Die Deutsche Bank wollte durchaus keine reine Depositenbank nach dem Vorbild der englischen werden, sondern sie erkannte, daß das Depositengeschäft erst dann seine volle Fruchtbarkeit zu entfalten vermochte, wenn es sozusagen den Nährboden, das finanzielle Fundament für die aktiven Seiten des Bankgeschäfts, namentlich das Kredit- und Emis-

sionsgeschäft bildete. Die Kreditgewährungsmöglichkeiten einer Bank müssen viel größer werden, wenn sie nicht nur aus ihren eignen Kapitalien, sondern auch aus weit umfangreichern fremden Geldern schöpfen kann. Die Emissionserfolge einer Bank müssen sich vervielfachen, wenn sie in ihren Depositären eine aufnahmefähige und aufnahmewillige Dauerklientel für die Unterbringung der von ihr emittierten Papiere besitzt. Grade dieses „gemischte System" des Bankbetriebes hat nicht nur die deutschen Banken, die sehr schnell dem Beispiel der Deutschen Bank folgten, das Depositengeschäft aufnahmen und durch Errichtung weit verzweigter Netze von Depositenkassen und Filialen zu fördern suchten, zu einer blühenden Entwicklung geführt, sondern es hat auch durch intensive Konzentration der mobilen Kapitalien und ihre Zuführung an die Stellen des Kapitalbedarfs eine Entwicklung der deutschen Industrie ermöglicht, wie sie bei weniger gut organisiertem Ausgleich zwischen Kapitalangebot und Kapitalnachfrage nicht in dem gleichen Maße durchführbar gewesen wäre. Zweifellos hat der Depositenhunger der deutschen Banken, die Rivalität zwischen den einzelnen Instituten im Kampf um die Einlagen, zu manchen unwirtschaftlichen Auswüchsen sowohl in der Depositenwerbung wie in der Depositenunterbringung geführt; aber die Kritik mancher Banksachverständigen, wonach das ganze Depositengeschäft der deutschen Banken unsolide sei und ebenso wie in England auch bei uns eine Trennung zwischen Depositen- und Emissionsbanken vorgenommen werden müssen, ist durch die Tatsachen als nicht berechtigt erwiesen worden.

Die Deutsche Bank hat den Vorsprung, den ihr die Idee ihres Begründers vor den übrigen Instituten verschafft hatte, bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten können. An Umfang der fremden Einlagen, des eignen Kapitals und der Reserven, ebenso wie an Höhe der Dividenden kommt ihr keine andre deutsche Bank gleich. Von der Basis des Depositengeschäfts aus hat sie sich auch das Kontokorrentgeschäft, das Industrialisierungs- und Emissionsgeschäft, worin ihr andre Banken ursprünglich überlegen gewesen waren, sowie das Finanzierungsgeschäft im ausländischen Verkehr, das sie bei ihrer Gründung mit unzureichenden Mitteln einzurichten versucht hatte, in größtem Maßstab erobert. Die Idee Georgs von Siemens hat eine privatwirtschaftliche und eine volkswirtschaftliche Fruchtbarkeit entwickelt, die weit über sein eignes Leben und Wirken hinausreicht.

Ursehnsucht von Eduard Saenger

Ein süßer Sommervogel starb,
Ein andrer sang . . .
Herz, du zitternde Flamme !
Die aus sich erbrennen,
Sind des Weilenden ursehnlich-voll.
Doch ein jedes Lied
Ist auf Abschied vorgestimmt.

Hidalla von Alfred Polgar

‚Hidalla oder die Moral der Schönheit' ist ein Bekenner- und ein Anklage-Stück. Es formuliert des Dichters revolutionäre Meinung über die geltende erotische Moral, deren Genuß- und Schönheits-Widrigkeit (das Formulieren war dieses Dichters Lust), und es klagt die Welt der Mißhandlung ihrer Wahrheits-Verkünder an. Dieser Klage gibt persönliches Erleiden einen besondern Bitterkeits-Zuschuß. Wedekind hat den Hetman, wo und sooft er nur konnte, selbst gespielt. Er hatte sich die Rolle auf den Leib und auf die Seele geschrieben.

Das Stück ist eine Hochleistung Wedekindscher Zweifarben-technik: Ironie und Pathos im selben Pinselstrich. Hohn und Mitleid in einem Atem. Nüchternheit platzt ekstatisch, aus ge-sprochenen Satzschriften blüht Schrei der Qual, Debatte stürzt ins Drama. Mit der Wahrheit ist es Essig. Alle Wege führen ad absurdum.

Karl Hetman ist ein Krüppel, und an dieses Trauma fixiert (wie die Psychoanalytiker sagen) kippt er über: in eine burleske Heilandsrolle. Er hat das trockene Fieber, das für Wedekind-Helden typisch ist, das wunderliche Gemisch von kalt und heiß, von Haltung und Furor. Er wird verlacht, mißbraucht, an-gespuckt, gekreuzigt. Seine Erlösungs-Idee zerrinnt zu allerlei groteskem Unflat. Auch das letzte Opfer — „der Tod als Lebensbedingung" — fällt in den Dreck. Dem toten Hetman raubt der Verleger das Manuscript: ‚Die Moral der Schönheit'. Der Leib verfault, und die Seele holt der Teufel.

Um den schiefen Erlöser, den dummen August, tobt der Zirkus. Der Verleger Launhart, ein Kommerz-Prachtkerl, der jede Henne, die ihm zuläuft, zwingt, goldene Eier zu legen. Großmeister Morosini des Vereins zur Züchtung von Rassen-menschen, das Idol, das Hetman schafft, weil ohne solches „Menscheuseelen sich nicht dauernd fesseln lassen", das reine Animal, die lächerlichste Inkarnation der Schönheit. Oh, was die Damen mit ihm treiben ! Von Brühl, der Schriftsteller, der aus Hetmans Schönheits-Lehre die ödeste Wissenschaft macht und ein scheußliches Weib nimmt. Gellinghausen, der anständige Trottel, den die Idealisten halten, damit die Praktiker ihm die Taschen leeren können. Fürstin Sonnenburg und Miß Grant, zwei Spielarten eines beliebten Wedekind-Phaenomens: des Unterleibs ohne Dame. Der Zirkusdirektor Cotrelly. Eine Vision. Ein Gespenst, gradezu aus Hetmans Seele hervor-spaziert. Der erste Satz, den er spricht, lautet bezeichnend: „Ich möchte Sie gern in einer wichtigen Angelegenheit um ein Selbst-gespräch ersuchen."

Fanny Kettler ist die Edel-Erscheinung in dieser Fratzen-welt. Sie liebt den Hetman um der Heroenkomponente seiner Narretei willen. Weniger die Verkündigung der Schönheit hat ihrs angetan als die Schönheit der Verkündigung. Heiligenschein der Lächerlichkeit fließt um das Haupt dieser Gemarterten.

Um sogenannte Lebenswahrheit ist Wedekind nicht bemüht. Uebersteigern, Verdicken, Zuspitzen ist seine Methode. Sein

dichterischer Extrakt der Welt ist gesättigt von deren Lächerlichkeit und Elend. In der Grimasse enthüllt sich ihr wahres Antlitz.

So hat Karlheinz Martin auch, wedekindisch, ‚Hidalla' inszeniert Drastik, Spuk, Karikatur, Angsttraum. Die Szenen sind in einen festen Rahmen von weißgetünchten, an den Rändern feucht schimmelnden Mauern gestellt. Man hat den Eindruck: Zelle. Jede Figur gellend, Posaune ihres Wesens. Bekenne dich selbst ! Jede Gebärde eindeutig-überdeutlich: Schwarz auf Weiß. Das „Gesicht der herrschenden Klasse" so gezeichnet, wie George Grosz es sieht. Alles Ironische mit zehn Ausrufungszeichen hinten. Jede Linie zum hysterischen Bogen gespannt.

Hetman: Herr Kortner. Sehr stark ohne Roheit, intensiv in Rede und Schweigen, die Rolle schauspielerisch ausschöpfend, ohne einen Tropfen ihrer Geistigkeit zu verschütten. Wenn er eine Neigung überwinden wird, in verrenkten Posen zu erstarren (aus denen Glieder und Gelenke doch mit physikalischer Notwendigkeit in die Normallage zurückzukehren streben), wird sein Spiel an Wirkung noch gewinnen.

Chaplin von Hans Siemsen

III. Der Politiker

Und es gibt da noch etwas, was mir diese Chaplin-Komödien besonders lieb macht. Seume sagt einmal irgendwo: jedes gute Buch müsse näher oder ferner politisch sein; ein Buch, das nicht politisch sei, sei entweder überflüssig oder schädlich. Chaplins Komödien sind fast alle eminent politisch. Politisch natürlich in jenem großen, allgemein menschlichen Sinn, den auch Seume meint. Politisch in dem Sinn, dem fast alle Komödien Bernard Shaws politisch sind.

Von dieser Seite gesehen, ist der Inhalt der Chaplinaden immer derselbe: der Kampf des Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Chaplin ist immer der Unterdrückte, der Schwache, der Kleine, der Verfolgte. Niemals ist er der General, der Bankdirektor, der Staatsanwalt, der reiche, behäbige, mächtige Bürger. Er ist immer der Untergebene, der Gefangene, der Angestellte, der Hausdiener, der Proletarier. Und wenn er ausnahmsweise mal Polizist ist, so ist er das in einem Verbrecherviertel, wo die Polizei nichts zu sagen hat, wo die Polizisten zu den Verfolgten gehören und um ihr Leben laufen müssen.

So harmlos diese Chaplinaden alle aussehen: in Wirklichkeit sind sie nichts andres als eine fortgesetzte Unterminierung alles dessen, was heute in Ansehen, Amt und Würden ist — sie sind ein einziger Kampf gegen die Gesellschaftsordnung von heute. Denn wer kann noch das Militär ernst nehmen, nachdem er Chaplin als Feuerwehrmann, als Polizisten oder gar im Schützengraben gesehen hat ! Wenn Chaplin als Feuerwehrmann grüßt, wenn er als Polizist seine erste, höchst komplizierte, beinverwickelnde Kehrtwendung macht: dann lacht Alles, dann ist das Militär und der militärische Drill in seiner ganzen erbärmlichen Hirnlosigkeit vernichtend demaskiert. Und ist

nicht die ganze Geldsackdemokratie Amerikas (und aller heutigen Demokratien, von den Monarchien nicht zu reden !) entlarvt, wenn der Auswandererdampfer an der herrlichen Freiheitstatue des newyorker Hafens vorbeifährt, wenn die Auswanderer (ein wundervolles Bild !), die kleinen, getretenen, gequälten galizischen Juden, polnischen Arbeiter, russischen Bauern staunend dastehen und, Bewunderung, Hoffnung und alle Schicksalsfragen im Gesicht, unverwandt hinüberstarren zu dem herrlichen Symbol des neuen Landes — und wenn dann die Quarantänebeamten mit ihren Stricken kommen und sie zusammenpferchen wie eine Hammelherde? ist da nicht, durch diese eine Szene, der ganze wunderbare „Freiheitsstaat" erledigt? Und wie dann der zweite Akt die alte, bekannte Geschichte erzählt, den Urgrund aller Politik: daß nur der Mensch leben und essen darf, der Geld hat, und daß der, der keins hat, nicht nur verhungern muß, sondern auch noch ein Lump ist. Und wie ein andrer Film (den man hier noch nicht gezeigt hat) den ganzen großmächtigen Götzen Kapital, unser Aller gefürchtetste und geliebteste Gottheit, seiner Allmachtwürde entkleidet und verspottet ! Chaplin ist da Hausdiener in einer Bank. Morgens kommt er zur Arbeit. Er öffnet das Allerheiligste: den riesigen, die Welt regierenden Kassenschrank. Und was holt er aus dem geheimnisvollen Dunkel der Welt regierenden Gottheit? Seinen Eimer und seinen Schrubber. Und fängt an, reinzumachen. Kein Mensch, der das gesehen hat, wird jemals wieder vor der pompösen Krematoriumswürde unsrer Bankhäuser den behördlicherseits gewünschten Respekt aufbringen können. Chaplin lüpft die Kulissen. Er lehrt, daß man nichts ernst nehmen soll, nichts als die allereinfachsten menschlichen Dinge. Und daß man sich vor nichts fürchten soll, nicht vor den großen Bankgebäuden, nicht vor den Generalen und Unteroffizieren, nicht vor der Würde, nicht vor der Macht und nicht einmal vor dem schrecklichen, dicken Mann ! Er lehrt die vollkommene, die radikale Respektlosigkeit. Gott segne ihn ! Er ist ein Revolutionär. Seine Komödien haben einen ähnlichen Inhalt, einen ähnlichen Geist, dieselbe Gesinnung und dasselbe Ziel wie die Komödien Bernard Shaws. Er ist Shaws Bruder. Aber er hat etwas vor ihm voraus: er hat ein tausend-, hunderttausendmal größeres Publikum. Sein Wirkungsfeld ist ungeheuer. Und das ist für einen politischen Dichter sehr wichtig. Und noch etwas hat er vor Shaw voraus: seine Komödien werden unendlich viel besser gespielt, als Shaws Komödien gespielt zu werden pflegen. Aber das ist nicht mehr das Verdienst des Komödienschreibers Chaplin, sondern das des Schauspielers Chaplin.

Komödienschreibers? Schreiber ist wohl nicht ganz richtig. Er schreibt sie gar nicht. Sein Material und Handwerkzeug ist nicht die Sprache, nicht die Feder und die Tinte. Sein Material das ist er selbst und sein Ensemble, sein Werkzeug der Kurbelkasten. Aus diesem Material und aus diesem Werkzeug erwachsen seine Ideen, nicht am Schreibtisch. Manuscript, Literatur, Papier und Tinte sind, bis auf ein Minimum, ausgeschaltet. Und das ist der Grund dafür, daß Chaplin nicht nur die besten, sondern überhaupt die ersten Filmkomödien gemacht hat, die ihren Stil nicht vom Theater gestohlen, sondern in den Gesetzen und den Möglichkeiten des Films gefunden haben. Er ist der erste wirkliche Film-Dichter.
(Fortsetzung folgt)

Sturm und Frank

Zwischen Zeit und Komödie ist, selbstverständlich, die innigste Wechselwirkung. Man weiß heute noch nicht, was größer gewesen ist: Lindaus Anteil an der Gesellschaftsprägung der Gründerperiode oder deren Einfluß auf Inhalt und Form seiner Sensationsstücke. Zu jener alten Gründerperiode verhält sich die neue wie Schwefelsäure zu Himbeerlimonade. Arbeit schändet. Je geringer die Arbeit, desto elephantastischer die Gewinnchancen. Je anrüchiger der Gewinn, je verwegener der Grad der Skrupellosigkeit, desto höher die Achtung der Zeitgenossen. Ein Kerl, der nicht, der niemals spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide — und ringsumher liegt schöne grüne Weide. Wir stehn verkehrt. Wer erlösend zu zeigen versucht, mit welchen Augen Christus auf diese Menschheit geblickt hätte, erhält keinen Kranz, sondern ein Anklage. Ein Führer der Jugend, der sie liebend umfassen möchte, wird in einer Aera, so keusch, daß sie nie von Nackttänzerinnen gehört hat, hinter streng verschlossenen Türen zu Gefängnis verurteilt. Man unternehme als Journalist, aus München die verdienstvolle Meldung zu geben, daß gelernte Strauchräuber Deutschland gefährden, indem sie, dem Friedensvertrag zuwider, ihre Waffen nicht abgeliefert haben: und Justizbeamte der Republik erklären Zuchthaus für den angemessenen Aufenthalt nicht der Volksfeinde, sondern der Volksfreunde. Dumme Jungen — freilich Repräsentanten, nicht Abnormitäten ihrer Kaste — werden so lange verhetzt, bis sie einen Mann ermorden: und in hochnotpeinlichem Sonderverfahren wird zehn Tage lang jeder Finger, der von den Symptomen auf den Quell der Seuche zu weisen begehrt, behutsam und milde weggebogen, auf daß sie ungeschwächt weiterwüte. Wann zuletzt mag die Anständigkeit ähnlich schutz- und rechtlos gewesen sein? Und kann eigentlich eine Epoche von dieser Beschaffenheit ein andres „Lustspiel“ dulden als ‚Henne im Korb’? Eins, deren Thema sie selber wäre, müßte, wenn schon nicht ohne Talent, so doch ohne Charakter gemacht werden, um ihr nicht bis zur Unerträglichkeit wehzutun. Bruno Frank aber, leider, leider, ist der unverfälschte Ausdruck der Gegenwart, die aus Rand und Band geraten ist. Ein ordnungsliebender Literat, der Vers und Prosa manierlich feilte und auf den Bühnenerfolg nicht mit Mitteln aus war, die ihn um unsre respektvolle Sympathie gebracht hätten. Da plötzlich lösen sich alle Bande frommer Scheu. Er sieht auf ein Mal nicht mehr ein, warum er besser sein, also es schlechter haben soll als der Herr Otto Ernst. Die vierundzwanzig Buchstaben immer nur so variieren, daß keine Tantiemen herauskommen? Er wird drauflospfuschen, daß das Provinzgeschäft dieses Winters seinen ehemals ehrlichen Namen tragen wird. Und tatsächlich hab‘ ich noch nie ein berliner Theater so leer gesehen wie das Komödienhaus bei der dritten Aufführung — die man dank Else Eckersbergs gutsitzendem Jungensanzug nicht nach dem zweiten Auftritt, sondern erst nach dem zweiten Aufzug verließ.

*

Lohnender und vergnüglicher als die Theaterkritik ist augenblicklich der Opernbesuch. Schade um jeden Abend, den man Michael Bohnen fernbleibt. Und wie in der Großen Volksoper ,Tristan und Isolde' gesungen wird, so hab' ich dies unergründliche Wunderwerk — von dem man nie fassen wird, daß ein einzelner Mensch der Schöpfer ist — weder in München noch in Bayreuth noch in Dresden noch gar in Berlin gehört. Möglich, sogar gewiß, daß irgendwo und irgendwann jede Gestalt für sich noch stärkeres Leben erhalten hat (trotzdem ich mich keines Melot wie Wilhelm Guttmanns entsinne): von dem Quartett Kurt, Knote, Lattermann, Plaschke als Quartett geht eine so weihevolle Gesamterschütterung aus, daß es unrecht wäre, die Aufgewühltheit dieser Isolde, die Tonschönheit dieses Tristan, die Schmerzensgewalt dieses Marke, die rühfende Mannendeutschheit dieses Kurwenal gesondert zu preisen. Tagsdrauf besteht neben diesem Operneindruck als einziger Drameneindruck des ersten Saison-Sechstels der Hochgesang der Liebe, den merkwürdigerweise nicht früher schon eine berliner Bühne im ,Sturm und Drang' entdeckt hat und merkwürdigerweise keine andre als das Neue Volkstheater der Köpenicker Straße (das sich die rühmlichste Mühe gibt, bis an seine Grenzen gelangt, aber nun einmal darüber nicht hinaus kann). An diesem ,Engländer' wäre für unsre Expressionisten zu lernen, was das ist: Expressionismus. Sie glauben, daß es mit der Kurzatmigkeit und der Ekstase getan ist. Lenzens ekstatische fünf Akte haben nicht mehr als drei, fünf, zwei, eine und neun Seiten. Aber in diesen zwanzig Seiten ist noch organisch Platz für strömende Redseligkeit, weil sie mit äußerster Vehemenz aus der Fülle des Herzens kommt, das sich, koste es was es wolle, Luft machen muß. Im Entstehungsjahr des Gedichts, 1777, ist bei dem sechsundzwanzigjährigen Jacob Michael Reinhold Lenz der Wahnsinn ausgebrochen, den er hier schnell zuvor zu gestalten von seinem Schicksal begnadigt wird; und zwar zu gestalten, als drohe ihm nichts. Denn trotzdem die beiden Themen dieser „dramatischen Phantasey" je ein Satz plakatiert, sind sie doch atmendes Leben geworden. Die beiden Sätze? „Deine Raserei ist unheilbar" und: „Weg mit den Vätern !" Die Tragödien des Generationenunterschieds und der zerstörend fanatischen, ungeteilten, unbedenklich Alles opfernden Liebe sind mit jener vollkommenen Kunstlosigkeit, über die nur der vollkommene Künstler gebietet, in eine geschlungen. Für Episoden ist da kein Raum. Aber Lenz hat die Kraft, die Umwelt, die er braucht, aus Worten — freilich genialisch glühenden Worten — entstehen zu lassen, nicht etwa zu einer naturalistischen Wirklichkeit, sondern zu Fiebertraum, Albdruck, Vision. Man ist hingerissen, wenigstens von dem Autor. Man möchte, bei solchem Autor, auch von seinen Vermittlern hingerissen sein. Vielleicht wiederholt eine große Bühne das überaus dankenswerte Experiment dieser kleinen. Das Theater ist ja eine Tortur, und heut eine ärgere als je, wenn es nicht entweder die Zeit gibt oder der Zeit entrückt. Hier ist Gelegenheit, uns der Zeit zu entrücken.

Geldreform von Morus

Man hat nun in der Wilhelm-Straße schon einige Uebung darin, den wilden Mann zu spielen. Steigt der Dollar und steigen, im selben Augenblick natürlich, die Preise so rapid, daß die Schaufensterscheiben und die Bäckerläden in Gefahr sind, so wird im Reichskabinett „großer Tag” angesetzt, die beurlaubten Minister „eilen“ zurück, und wenige Stunden später kündet das W.T.B. dem lauschenden Volke den einstimmigen Beschluß des Kabinetts: daß die energischsten Maßnahmen im Anzuge seien. Das erbauliche Schauspiel ist seit Rathenaus Tode rund ein halb Dutzend Mal wiederholt worden, und aufmerksame Zuschauer kennen schon beinahe jede Geste und jedes Stichwort. Die Akteure sind Männer, denen das Spiel auf der Bühne eine heilige und eine Herzenssache ist, und sie runzeln beim sechsten Mal ebenso fürchterlich die Stirn wie bei der Premiere. Allein das Publikum fängt allmählich zu gähnen an, und es wird Zeit, daß der Direktor sich nach neuen Stücken und neuen Kräften umsieht.

Einstweilen versucht man wieder, mit einer humoristischen Einlage das Publikum bei Stimmung zu halten. Die neue Devisenverordnung ist Arbeit für die Galerie. „Verbot der Devisenspekulation“ lautet die Ankündigung im ‚Vorwärts’. Aber es glaubt doch wohl am Ernst weder in der Linden- noch in der Wilhelm-Straße irgend Jemand, daß den neuen Prüfungsstellen gelingen wird, die Spekulanten vom Markt zu verdrängen. Denn selbst wenn diese Stellen die Lizenzen zum Devisenankauf weniger leichtfertig ausstellten, als jetzt die Handelskammern tun, selbst dann bliebe den Importeuren unbenommen, einander zu überbieten und dadurch die Mark weiter dem Nullpunkt entgegenzutreiben. Solange die Regierung nicht selbst einen Devisenersatz schafft, das heißt: Goldzertifikate zur Verfügung stellt, werden die Industriellen und die Großhändler weiter ihre flüssigen Gelder in fremder Währung anlegen, und die Flucht aus der Mark wird ihren Fortgang nehmen.

Aber die Ausgabe eines wertbeständigen Papiers, mögen dies nun goldgedeckte Noten oder mögen es Schatzanweisungen sein, wäre höchst gefährlich, wenn die Regierung nicht gleichzeitig mit einem festen Plan an die Stabilisierung der Mark geht. Denn wenn auch das vermehrte Angebot von „Goldwerten“ vorübergehend eine Entspannung des Devisenmarktes brachte, so pflegt doch jede Parallelwährung (das ist: Goldgeld neben dem bisherigen Papier, ohne daß zwischen beiden ein fester Kurs besteht) auf die Dauer schwere Nachteile zu bringen. Einmal reizt das wertbeständige Geld zur Thesaurierung an und verschwindet daher bald aus dem Verkehr. Sodann aber — und das ist wichtiger — bleibt die Gefahr weiterer Verschlechterung des alten Papiergelds bestehen, und diese Verschlechterung würde bei uns umso schneller eintreten, als ja das Gold der Reichsbank, das unserm Papiergeld eine, wenn auch nur minimale Stütze gibt — die „Deckung“ beträgt gegenwärtig etwa ¼% Prozent ! — nun zugleich als Unterlage der Goldzertifikate dienen muß. Der Holländer Vissering hat daher schon vor zwei Jahren, auf der ersten Brüsseler Finanzkonferenz, als Schutzmaßregeln einer Parallelwährung empfohlen: nicht Gold oder Zertifikate in Umlauf zu setzen, sondern

das Goldgeld nur als Unterlage für den Giro-Verkehr zu benutzen und gleichzeitig das Papiergeld zu kontingentieren. Die Kontingentierung des Papiergelds setzt freilich einen regen Giro-Verkehr voraus, wie er etwa in England besteht, wo 98 Prozent aller Zahlungen durch Giro-Ueberweisung erfolgt. Bei der mäßigen Ausbildung des bargeldlosen Verkehrs in Deutschland erscheint fraglich, ob eine Beschränkung des Papiergeldumlaufs möglich ist, wenn nicht gleichzeitig Goldzertifikate in den Verkehr gegeben werden. Immerhin verdient Visserings Plan in dieser Stunde wieder in Erinnerung gebracht zu werden.

Voraussetzung aller ernsthaften Geldreformen ist natürlich, daß das Staatsbudget endlich ins Gleichgewicht gebracht wird. Es ist zwar mit der klassischen Geldlehre Ricardos, die heut in dem englischen Mitglied der Reparationskommission Sir John Bradbury ihren orthodoxesten Vertreter hat, schwer in Einklang zu bringen, daß sowohl Frankreich wie Italien trotz ständig wachsender Unterbilanz ihre Valuta einigermaßen stabil halten. Aber, wenn es auch nicht geldmechanische, sondern psychologische Gründe sind: die Tatsache bleibt bestehen, daß man zum deutschen Geld draußen kein Vertrauen bekommen wird, solange nicht der Etat balanziert. Dieser Standpunkt des Auslands ist dadurch gestützt worden, daß man von deutscher Seite immer wieder betont hat, Deutschland sei imstande, die Einnahmen und Ausgaben des Reichs ins Gleichgewicht zu bringen, sobald man ihm die Reparationslasten erläßt oder wenigstens stundet. Und es ist daher zum mindesten begreiflich, daß jetzt der ‚Temps' daran erinnert, das Moratorium sei Deutschland unter der Bedingung gewährt worden, daß es seine schwebende Schuld nicht über den Stand vom 31. Mai 1922 hinaus vermehre, inzwischen aber sei die schwebende Schuld von 281 auf 450 Millionen Papiermark angewachsen, und die deutsche Regierung habe keine Anstalten gemacht, die Differenz durch neue Steuern auszugleichen.

So irrig der Vorwurf ist — denn Hermes machte damals den Vorbehalt: Stabilisierung der Mark mit Hilfe einer internationalen Anleihe — , so trifft er doch eine wunde Stelle im deutschen Haushaltsplan. Für ein Land mit schwankender oder genauer: mit sinkender Valuta ist ein unmöglicher Zustand, daß der Staat seine Einnahmen zu festen Sätzen, aber mit entwertetem Geld erhält. Tatsächlich bekommt er nur den 10 prozentigen Lohn- und Gehaltsabzug und einen Teil der indirekten Steuern sofort und damit zum Wert des Voranschlags. Alle anderen Steuern, selbst die in Gold aufgelegte, aber zu festen Papiermarksätzen umgelegte Zwangsanleihe, laufen monatelang nach dem eigentlichen Steuertermin ein. An diesem unmöglichen Zustand kann keine Verbesserung des Steuerapparats etwas ändern. Denn bei dem bisherigen System liegen zwischen dem Steuertermin und der Erhebung Wochen und Monate oder auch Jahre, während deren die Mark auf einen Bruchteil ihres bisherigen Wertes sinkt. Kein Kaufmann gibt heut ohne hohen Zins und ohne Rückendeckung gegen die Geldentwertung ein längeres Darlehn. Der Staat aber muß sich von seinen Schuldnern, den Steuerzahlern gefallen lassen, daß sie die Schuld mit unterwertigem Geld begleichen.

Gegen diesen Mißstand, der jedes Budget ruinieren muß, und wenn man noch so hohe Steuem auflegt, gibt es nur ein Mittel. Die

Steuern müssen zu einem festen Satz veranlagt werden, aber es ist ein dem Reichspreisindex entsprechender Zuschlag (oder Abschlag) zu entrichten, der die Geldentwertung zwischen dem Steuertermin und dem Zahlungstermin ausgleicht. Hat, beispielsweise, Jemand für das Steuerjahr 1921 10 000 Mark Einkommensteuer zu entrichten und die Kaufkraft der Mark ist von Mitte 1921 bis zum Tag der Zahlung auf den zehnten Teil gesunken, so hat er nunmehr 100 000 Mark zu zahlen. Gegen Valuta-Ueberraschungen kann er sich dadurch schützen, daß er am Ende jedes Jahres, sobald er sein Einkommen übersieht, die entsprechende Steuer an die Staatskasse abführt. Dem Reich würde auf diese Weise eine hohe Milliardensumme zufließen, auf die es von Rechts wegen Anspruch hat, die es sich aber bisher grundlos entgehen ließ. Die Reichsregierung hat jetzt, dem Druck der öffentlichen Meinung und den sanften Mahnungen der Entente nachgebend, neben der kümmerlichen Devisenverordnung „weitere Stützungsmaßnahmen für die Reichsmark" in Aussicht gestellt. Die Hoffnung, daß die Regierungsmaßnahmen über die „Erwägungen" hinaus gelangen und Taten werden, ist, nach den bisherigen Erfahrungen, nicht eben groß. Aber so viel steht fest: scheuen sich die Dioskuren Hermes und Havenstein, die Stabilisierung der Mark zu versuchen, so muß der Versuch ohne sie gemacht werden. Zeit ist nicht mehr zu verlieren.

Knappe Literaturgeschichte von Ferdinand Hardekopf

> Diese Definitions-Pillen sind ganz leicht einzunehmen und für den Hausgebrauch der nouveaux riches dringend zu empfehlen.

Erste Lieferung(20 Pillen)

Casanova: Reisen durch Italien — voyages de Lit-à-lit
Voltaire: Radikahlkopf.
Alfred de Musset: hat auf (Georges) Sand gebaut.
Barbey d'Aurevilly: Cauchemarlitt.
Die Romantik: Haut-goût de Hugo.
Guy de Maupassant: Fautographie de premier ordre.
Grabbe: Alkoholofernes.
Wildenbruch: Weimarasmus.
Sudermann: Effektenbörse.
Frank Wedekind: Homo-Lulu.
Die Bohème: Wanderlumpen mit Wunderlampen.
Die Futuristen: Immer manifeste druff !
Die Dadaisten: Also tanzte Tzara Two-step.
Die Lyrik: Alle Vögel sind dada.
Herr Edschmid: Tant de bruit pour cet homme de lett' !
Annette Kolb: Honnette von Kalb.
Johannes R. Becher: „Herr Becher, lieber Kaffee oder Tee?"
— „Lieber Tee, Egalité, Fraternité !"
Die Aeternisten: Die im Aether nisten.
Das Romanische Café: La révolte des hanches.
Das Gebot der Konjunktur: se dé-bocher par des débauches.

Die Riesendame der Oktoberwiese
von Joachim Ringelnatz

Die Zeltwand spaltete sich weit,
Und eine ungeheure Glocke wuchtete
Herein. „Emmy, das größte Wunder unsrer Zeit !"
Dort, wo der Hängerock am Halse buchtete,
Dort bot sich triefenden Quartanerlüsten
Die Lavamasse von alpinen Brüsten,
Die majestätisch auseinanderfloß.
„Emmy, der weibliche Koloß."
Hilflose Vorderschinken hingen
Herunter, die in Würstchen übergingen.
Und als sie langsam wendete: — Oho ! —
Da zeigte sich der Vollbegriff Popo
In schweren erzgegoßnen Wolkenmassen.
„Nicht anfassen !"
Und flüchtig unter hochgerafften Segeln
Sah man der Oberschenkel Säulenpracht.
Da war es aus. Da wurde geil gelacht.
Ich wußte jeden Witz zu überflegeln,
Und jeder Beifall stärkte meinen Schwung.
Die Dicke schwieg. Ich gab die Vorstellung.

Besonders lachten selbst recht runde Leute.
Ich wartete, bis sich das Volk zerstreute.

Nacht war es worden. Emmy ließ sich dort,
Wo sie gestanden, dumpf zum Nachtmahl nieder.
Sie schlang mit Gier, doch regte kaum die Glieder.
„Sag, Emmy, würdest du ein gutes Wort,
Das keinen Witz und keine Neugier hat,
Von Einem, der dich tief betrauert, hören?"
Sie sah nicht auf. Sie nickte kurz und matt:
„Nur zu ! Beim Essen kann mich gar nichts stören."

„Emmy ! Du armes Wunderwerk der Zeit !
Du trittst dich selbst mit ordinären Reden,
Mit eingelerntem hohlen Vortrag breit.
Du läßt die schlimme Masse deines Fettes
Von jedem Buben, jeder Dirne kneten.
Man kann den Scherz vom Umfang deines Bettes,
Der Badewanne bis zum Ekel spinnen.
Und so tat ich. Und konnte nicht von hinnen.
Ich dachte mich beschämt in dich hinein.
Es müßte doch in dir, in deinem Leben
Sich irgendwo das Schmerzgefühl ergeben:
Ein Dasein lang nicht Mensch noch Tier zu sein."
Hier hielt ich inne, dachte zaghaft nach.
Bis ein Geräusch am Eingang unterbrach.

Es nahte sich mit wohlgebornen Schritten
Der Elefant vom Nachbarzelt
Und sagte: „Emmy, schwerste Frau der Welt,
Darf ich um einen kleinen Beischlaf bitten ?"

Diskret entweichend konnte ich noch hören:
„Nur zu ! Beim Essen kann mich gar nichts stören."

Günther und Techow

Es muß wohl nicht erst verraten werden, daß der mutmaßliche intellektuelle Urheber der Ermordung Rathenaus, Herr Willy Günther, in einem deutschvölkisch-antisemitischen Turnverein den Rang eines Ehrenvorsitzenden einnahm, der ihm in seiner Eigenschaft als Fahnenflüchtiger und vielerprobter Betrüger auch durchaus zukam. Dieser dem nunmehr aufgelösten Wilhelms-Gymnasium angegliederte Turnverein vergnügte sich nun keineswegs allein an Bocksprüngen und ähnlichen Verrichtungen, die als ebenso unschuldig wie nebensächlich Keinem Beachtung abgenötigt hatten, sondern diente unter dem erfrischenden Namen Tuisko hauptsächlich der Bestrebung, die altbürgerliche Tradition des Gymnasiums einem deutschvölkischen Cliquenwesen unter Fernhaltung von Juden aufzuopfern. Vornan schritt der Leiter der Anstalt: ohne Zweifel ein schneidiger Herr, der mit seiner Betonung eines dünkelhaften Kastengeistes, mit seiner Unbekümmertheit um die Meinung Andrer, mit seinem instinktiven Haß gegen eine ungewöhnliche seinem Begriffsapparat unfaßliche menschliche Entwicklung den bekannten Typus des wilhelminischen Beamten darstellte. Von oben her begünstigt und gehegt, bildeten sich hier im Phrasennebel eines kurzdenklichen „Patriotismus" die Keime einer Gesinnung, die in der gräßlichen Mordtat Frucht trugen. Hier war die Prachtausgabe des wilhelminischen Juste milieu, hier war Herr Günther in seinem Element. Ob Techow, der zu gleicher Zeit das Wilhelms- Gymnasium besuchte, dem Turnverein Tuisko angehörte, entzieht sich unsrer Kenntnis ; jedenfalls war er nach dem Urteil der vorgesetzten Behörden „frisch, frei, fromm, fröhlich" genug, um der Mitgliedschaft würdig zu sein, und wurde, ursprünglich ein harmloser Junge von unschädlichem Durchschnitt, erst in dieser Luft giftig. Mögen sich daher seine christlichnationalen Erzieher noch so sehr dagegen wehren: sie sind für seine Tat wie für sein eignes Verhängnis verantwortlich.

Als dann nach dem unvermeidlichen Bankrott die Republik unter den Kastenprivilegien schonungslos aufräumte und den Angehörigen der misera plebs, in denen die Augen der bevorzugten Schicht nichts als Heloten gesehen hatten, gleiche Rechte zusicherte: da konnte man sich in dieser vertrackten Welt natürlich nicht zurechtfinden. Techow führte eine Existenz ohne Sinn und Wert, Günther machte sich immerhin als Hetzapostel nützlich. Ob er nun als hurtiger Radfahrer die Verteilung von Wahlzetteln leitete; ob er beim Kapp- Putsch in den Jubel der Gesinnungsgenossen über die wohlgelungene Tat einstimmte; ob er ahnungslosen Schülern auf dem Heimweg „vaterländischen Unterricht" erteilte — immer blieb er sich selber treu: wichtigtuerisch, betrügerisch, hinterhältig und schmierig, das Musterbild eines deutschvölkischen Aufwieglers. Und dem Einfluß dieses Menschen, dessen Charakter der Prozeß illuminierte, blieb ein Teil der Jugend ausgesetzt; so daß ein zwölfjähriges Mitglied des Turnvereins Tuisko mit Stolz und Verehrung berichten konnte, es besitze sogar eine Visitenkarte des Herrn Günther.

Der deutschvölkische Barde künftiger Zeit, den uns die Abgeschmacktheit nicht vorenthalten wird, mag als ein würdiger Nachfolger des seligen Wildenbruch und des unseligen Rudolf Herzog die feigen Mordbuben zu Tyrannenmördern, Herrn Günther gar zu einer Art von Brutus erheben. Uns lag nicht nur nicht ob, die Beschaffenheit der Kreaturen aufzudecken, die einen Staatsmann wie Walther Rathenau heimtückisch mitermordeten, sondern viel-

mehr die Wurzel bloßzulegen: die Mörder als ein Erziehungsprodukt der christlich-religiösen Ethik des wilhelminischen Zeitalters.

Fritz Friedlaender

Kleine Woche

Wieder in Berlin. Was hat sich geändert? Es fällt mir auf:

Der Dollar stieg von 250 auf 3000. Das ist Ihnen wahrscheinlich auch aufgefallen.

Der Verbrauch von Margarine hat zugenommen. Das Ideal der Hausfrau ist die Marke Tafelbutter-Aehnlich. Meines nicht, ich bin konservativ und bleibe bei Butter.
Aber ich kann sie nicht zahlen. Was folgt daraus? Nichts, als daß ich zu den Dummköpfen gehöre, die noch nicht verstanden haben, sich in den Strom des Geldwechsels einzuschalten.

Und nur darauf kommt es an. Die Schicht Derer, denen es schlecht geht, die nicht Schritt halten, die unter die Ruder geraten, ist relativ gering. Das Geld liegt auf der Straße, und das Leben war nie so billig — es wird immer billiger, in Friedenswährung umgerechnet.
Angenommen, es gelingt einem Journalisten, jede Woche einen Artikel für die ausländische Presse zu schreiben, so hat er vier Nachmittage im Monat Arbeit und kann während der übrigen Zeit luxuriös als Faulpelz leben. Im Frieden hätte er für dieselbe Arbeit etwa 150 bis 200 Mark bekommen und wäre ein armer Schlucker gewesen . Das Verhältnis von 1914 und 1922 ist eine Paradoxie, just von der Paradoxie kann man leben, wenn man sie zu benutzen versteht.
Das Paradoxe ist selbstverständlich geworden. Finanzielle und andre Dummheiten, die man macht, enden heutzutage gewöhnlich mit einem Gewinn, der einem in den Schoß fällt. So viel Dusel haben die Leute noch nicht gehabt. Kinder, aus alledem müßte eigentlich eine witzige und fröhliche Philosophie entstehen, eine, zum Beispiel, die euerm verkommenen Theater frisches Blut zuführte. Eine Stelle als Aristophanes ist zu vergeben. Wer schreibt das Lob der Zeit?

An Fortschritten fiel mir noch auf: die Zunahme der Reklame, der Japaner, der Likörstuben und der russischen Restaurants.

Was die Reklame betrifft, so sind die zwischen Pfosten befestigten Holztafeln, die man früher nur bei Eisenbahnfahrten auf freiem Feld sah, in die Stadt gedrungen und dienen hauptsächlich den Zwecken der Firma Manoli. Auch ist ein Unternehmen gegründet, das „An die Laterne“ heißt. Es denkt bei dieser Aufforderung nicht etwa an die Wucherer, sondern nur an die Möglichkeiten der Publizistik, ich beging nur das erste Mal den Irrtum, die Laternen für Schandpfähle zu halten.
Von den Japanern ist zu sagen, daß sie immer mit etwas Weiblichem aus Berlin auftreten, dieses Weibliche aber merkwürdig häßlich, klein und schlechtgewachsen ist. Weiß der Teufei, was sie für einen Geschmack haben. Sie selbst sehen aus wie bei uns anämische, physisch unter- und philologisch überernährte Studenten. Ich glaube, in Ost und West ist mit der menschlichen Rasse nicht mehr viel los.
Die Likörstuben und russischen Restaurants machen das Geschäft. Aber, immerhin, zum ersten Mal gibt es nun in Berlin etwas, das früher fehlte: den Typus des kleinen, nicht monstrehaften, warmen Lokals mit der intimen Ecke. Manchmal bekommt man jetzt beim Vorübergehen Lust, einzutreten und einen Mokka zu trinken Früher, bei den 2000-Stühlen-Cafés ist mir das nicht passiert.
Der Abgang der Literatur in die Wirtschaft, den Film, die Büros dauert an. So hat die Zeit auch ihr Gutes. Sogar das große Sterben im Zeitungsreich hat sein Gutes. Ich wünschte, es käme noch dahin, daß in Berlin nur zwei Zeitungen erscheinen, die

eine von der bürgerlichen Richtung, die andre von der soziali-
stisch-oppositionellen. Und beide nur einmal am Tag, und recht kurz.

Liliput

Berliner Mutterlaut

Vor dem Denkmal der gottseligen Kaiserin Augusta, das marmorn und gradlinig in Berlin aufgerichtet ist, stand einmal ein alter Arbeiter. Der sah sich die Landesmutter lange an. Und dann sprach er: „Die sieht so eenjal aus !“

Das ist nun überhaupt nicht zu übersetzen. Darin liegt Alles: die preußische Nüchternheit, die unpersönliche Pose und die Konstatierung, daß von solchen Kaiserinnen vierundzwanzig auf zwei Dutzend gingen. „Eenjal — ” mit diesem Wort war der Fall erledigt.

Und dieses ein für alle Mal Erledigende liegt in dem (guten) Berliner Witz. Liegt auch in der Berliner Sprache, die nur sehr, sehr wenig Schriftsteller wirklich beherrschen. Arno Holz in den ‚Sozialaristokraten’ ist einer, der das bis zur Vollendung gekonnt hat. Es gibt noch einen, der das in Worten getroffen hat: Heinrich Zille in seinen von Herrn Brunner als unzüchtig bezeichneten Werken. Auch das ist tiefstes Berlin. Und noch einer ist Hans Hyan.

Mir liegt ‚Auf dem Asphalt’ vor (bei Josef Singer zu Leipzig in recht mäßiger Ausstattung er- schienen). Das Bändchen enthält eine Reihe von Hyans besten Arbeiten. Das ist wirklich ein Stück Berlin.

Es kommt gar nicht auf den Inhalt an — der mag zum Teil veraltet sein oder mehr oder weniger gut erfunden. Das war dem Verfasser offenbar auch ganz gleich. Was ihm bis heute Keiner nachgemacht hat, das ist die phonetische Erfassung der Berliner Denkart, der Berliner Seele.

Die Provinz schildert ja die Berliner Kodderschnauze immer als viel zu rasch. Gewiß, das ist eine Art des Berliner Witzes, diese rasch zugreifende Bemerkung, das ist auch eine. Aber das berlinische Andante — das hat doch Hyan gefaßt wie kein Zweiter. „Schackerchen“, eine der klassischen Figuren Hyans, beschwert sich beim Gefängnisdirektor über das Essen. Resumé: „Also, Herr Direktor, ick bedaure, aber unter sone Umstände kann ick ma hier nich inleben !“ Diese Fluchtankündigung im Papierdeutsch, in langsamstem Tonfall vorgetragen — das ist Berlin. Und wie sind alle diese Gespräche gefaßt — diese Luden, die sich ganz sachlich, fachlich, und ohne jede falsche Montmartre-Romantik über ihr Geschäft unterhalten ! Nach einer häuslichen Auseinandersetzung: „Na, hast deine Spinde woll orntlich zujedeckt, wat?” „Ja, woher weeßte denn det?“ „Ach, Weberklärchen kam vorhin rieba un hat et assehlt . . . Ihr sollt ja beinah mit de Decke durchjekomm sein . . . Wat sachtn die Mathilde, wenn de se so die Ojen zudrickst?“ „Wat soll se denn saren? . . . Dankescheen sacht se !“ Das geht Alles mit die Ruhe und sehr schön langsam,und von irgendeiner aufgepappten Poesie, wie man sie heute hie und da trägt, ist gar nichts zu merken. Wird die Szenerie lebhaft, dann flucht vielleicht eine Hure: „Der mach ick 'n Chignon lose !“, womit der falsche Zopf der Konkurrenz gemeint ist. Was aber die Geschichte ‚Der Sohn’ betrifft . . . Wie dieser junge Mann seine Frau Mutter vafeift, und wie er das seinem Freunde Maxe berichtet: das gehört zu dem Stärksten der neuberlinischen Literatur. Die Kriminalbeamten geben ihm — die Geschichte stammt aus dem Frieden — fünf Mark. „Ick sage nu, na wir kennten ja jleich ieban Hof durch det Flurfensta, wat enzwee is ! Un richtig, die beiden Chochems, die krauchen ooch dadurch ! Un fack, fack, wan se de Treppe ruff ! Ick imma vornewech ! Wie wa nu oben in de Vierte bei unsre Tire sind,

kloppe ick und sage so recht weenerlich: ‚Mutta ! . . . Mutta ! . . . Laß ma doch rin !' . . . Mit een Mal hör ick, wie se drin mit sone rechte jiftje Stimme sagt: ‚Mach bloß, det de wechkommst, Aas ! . . . Sonst schick ick da Vatan iban Hals, der wird da schon !' . . . Mit Vatan meent se nämlich den Klamottenkutscher, mit den se jetzt vakehrt ! Ick jeh also ne halbe Treppe tiefa, im Falle, det a pletzlich rauskommt, un brülle wieda: ‚Mutta ! Mutta !' Mit een Mal jeht de Tire uff, und der Kerl, der Klamottenkutscha, arbeet raus wie son Varrickta !" Solcherlei Dinge begaben sich auf diesem Flur.

Das Beste aber, was Hyan überhaupt geschrieben hat, ist die letzte Skizze: ‚In der Nacht davor'. Sie ist viel weniger pathetisch als sein berühmtes Gedicht: ‚Vadammt — nu sitz ick in det Loch een janzet Jahr'; sie ist ganz anders. Nämlich einfach so, daß drei Sträflinge in der Zelle gegenüber Alles anhören, was da bei dem in der letzten Nacht vor sich geht, und daß sie bei einer geschmuggelten Zigarre ihre Meinungen darüber austauschen. Man weiß nicht viel von dem Verurteilten, er wird auch nicht gezeigt. Einmal sagt Einer: „Donnawetta, is doch 'n ekliches Sticke Arbeit, was der da vorhat !" Und wie dann die Drei, bibbernd vor Kälte, mit nackten Beinen auf dem Steinfußboden, dicht aneinandergedrängt, an der Tür stehen und horchen, horchen, nur noch aus Ohr und Angst bestehen: das ist beste berlinische Realität. Und in dem Satz des Einen ist Alles über diese Nachtstunde enthalten, was darüber zu sagen ist: „Heert a, wie a weint?" Wer solche Berliner kennt, weiß, wie weit es gediehen sein muß, bis sie so etwas sagen.

Das Buch ist, in Tragik und Humor, ein wirkliches Stück Berlin. Wer sich mit dieser Stadt beschäftigt, sollte es kaufen.

Peter Panter

Felix Meinhardt

In Leipzig haben wir den Rudi Gfaller, in Frankfurt gibt es gleich drei solche Typen auf ein Mal: den Großmann, den Grüning und den Impekoven, in Dresden wimmelt der Meyer herum, und von euch in Berlin ganz zu geschweigen. Was Ihr da besitzet, das kennt man natürlich in der Provinz nicht. Weder dem einmaligen Max Adalbert noch den Ralph Artur Roberts noch den gebenedeiten, zu gebenedeienden Berisch.

Aber hier in Hannover, wo ich auf einen Monat festgebacken bin, hab ich Tränen vergossen über den in der Ueberschrift namhaft Gemachten. Vor einiger Zeit ist er hergekommen, hat sich in der Schauburg niedergelassen und spielt Operetten. Im Mai sah ich in seinem Laden die ‚Zigeunerliebe', ohne etwas andres zu bemerken, als daß Ema Salten eine aufregend schöne und scharmante Soubrette ist. Und gestern genoß ich die ‚Königin von Montmartre' mit (wiederum Erna Salten und dem Direktor) Felix Meinhardt. Erzählen kann man ja so etwas nicht. Aber es tut gut, einen Hymnus zu schmettern. Es ist eine Art Dankespflicht.

Also, der Felix Meinhardt mimt den Pflegevater eines Apachenmädels, einen klausüchtigen vorgeschrittenen Beamten der untersten Schichten. Sachlich, ohne Bodensatz, ganz und gar menschlich, ohne sich zu echauffieren, hurtigen Einfällen nachgebend und saftig in edler Trockenheit. Daß er von Pallenberg gelernt hat, Sätze auf Abbruch stehen zu lassen, schadet nichts. Denn seine Komik gedeiht aus der Körperlichkeit, aus der Geste, aus dem Mimischen. Wie er da oben einhertrudelt und diskret die stärksten Pointen unter den Tisch knallt (ja janz eejal), das macht einen die Bühne vergessen. Dieser organisch gebaute Kerl ist direkt aus dem Leben auf die Bretter ge-

schneit. Ich wette, daß er nicht einmal ordentlich geschminkt ist.

Im dritten Akt bist du verloren, Mitmensch. Da turnt Meinhardt als Aushilfskellner mit einem Tablett (inklusive Souper) über dein Zwerchfell und kratzt die pommes frites (ohne Kartoffeln) aus dem Staube zusammen. Und so. Wie gesagt: es ist nicht zu schildern.
Bloß den Namen möchtet Ihr bitte zur Kenntnis nehmen.

In den Pausen blätterte ich in einem neuen Buche, das den Titel trägt: ‚Gott Stinnes'. Eugen Ortner hat es geschrieben. Aber aus dem Blättern wurde ein heißhungriges Verschlingen der Buchstaben, und nach dem Theater bin ich in ein Restorang gerannt und hab das Buch zu Ende geschmökert. Ich bin kein Buchbesprecher. Das walte Gott. Doch ich wünschte, daß es einem Gscheiterl unter die Finger gerät, auf daß es gebührend gewürdigt werde. Bestellt euch das Dings (71 konzentrierte Seiten, unter Benutzung der ‚Weltbühne', durch verschwindend geringe Ungenauigkeiten getrübt) beim Buchhändler. Es ist erschienen bei Baulchen Steegemann, meinem Manager.
Und trotz der Ueberschrift will ich rasch zum besten geben, wie Steegemanns Publikationen zustande kommen.
Nein, lieber das nächste Mal. Es wäre jammerschade, das Thema Steegemann als Bagatelle zu behandeln.
Pfüt Enk God, und denkt gelegentlich daran, daß in Hannover ein primissima Komiker haust namens: siehe oben.

Hans Reimann

Schweden-Film

Der schwedische Film ist in der ganzen Welt beliebt. Vom deutschen kann man das leider nicht behaupten. Dabei machen die Schweden nichts andres, als was jeder vernünftige, anständige, etwas geschmackvolle Mensch machen kann und machen würde, wenn er unvoreingenommen und unverdorben zum Film käme. Sie legen Wert auf gute Photographie, sind sparsam und zurückhaltend mit den Ausdrucksmitteln und machen möglichst wenig Theater — das ist Alles.
Mauritz Stiller ist ihr bester Regisseur. ‚Die Landesflüchtigen' sind nicht sein bester Film. Die junge Fürstin rettet den jungen Revolutionär, und als die Revolution ausbricht, rettet umgekehrt er sie. Damit wäre der Film aus, wenn nicht der üble Bankier wäre, der ihren Vater in den Klauen hat und sie zuerst kaufen, dann vergewaltigen will. Das Einfachste wäre, sie schösse ihn tot und würde freigesprochen. Aber so einfach darf auch ein schwedischer Film nicht sein. Sie muß vielmehr zwar den Revolver heben — da aber schießt ihr geliebter Revolutionär durchs Fenster — sie glaubt, sie hätte — er glaubt, er hätte — das Gericht glaubt, sie hätte — das Publikum glaubt, er hätte — kurz und gut: die Kinokonfusion ist da, und ein sechster Akt kann gedreht werden.

Diese im Anfang ziemlich harmlose, zum Schluß ziemlich alberne Geschichte ist auf die übliche schwedische, anständige Art verfilmt. „Mauritz Stiller, der geniale Regisseur", liest man in den Zeitungen. Er hat viel Sinn für schöne, malerische Landschaftsbilder. Sogar seine im Atelier künstlich aufgebauten Wald-, Schnee- und Nachtlandschaften sind von einer gewissen kitschigen Postkarten-Schönheit. Und er sagt seinen Schauspielern immer wieder: „Kinder, macht nicht so viel Theater !" Man merkt manchmal dem Spiel gradezu an, wie er dazwischenruft: „Keine Bewegung machen ! Nicht aufgucken ! Ganz ruhig stehen bleiben !" ist das genial? Es ist anständig und vernünftig. Und das Dolle an der Sache ist nur, daß diese Art von Film-Regie zwischen dem üblichen Regie-Betrieb allerdings beinah genial wirkt.

Hans Siemsen

Zu diesem Ludendorff

Die Siegfriedstellung war keineswegs das starke Bollwerk geworden, für das es Heimat und Gegner geraume Zeit lang unter dem volkstümlichen Namen der Hindenburg-Stellung hielten. Außerdem bot aber die von der deutschen Heeresleitung aus rein strategischen Gründen für nötig gehaltene und angeordnete, völkerrechtlich zweifellos zulässige Verwandlung der geräumten Zone in eine militärische Wüste der feindlichen Propaganda die hochwillkommene Gelegenheit zu neuer maßloser Verunglimpfung des deutschen Heeres und der deutschen Heerführung. Dies hätte sich vermeiden lassen, wenn man die zur Zerstörung der Wohnstätten nötigen gewaltigen Sprengmassen zur wahrhaft gründlichen und nachhaltigen Unfahrbarmachung aller Wegeverbindungen und Bahnen samt Bahnkörpern verwendet hätte, wodurch dae Benützbarkeit des geräumten Gebietes für gegnerischen Großangriff auf längere Zeit verhindert worden wäre als durch die gründliche Vernichtung der Wohnstätten bei nur unvollkommen zerstörten Wegen und Bahnen.

Otto v. Moser, Generalleutnant z. D.: Kurzer Strategischer Ueberblick über den Weltkrieg 1914—1918 (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921).

Aphorismen.

Die höhere Oekonomie des Daseins erfordert, fürs Ueberflüssige genug zu haben, auch wenn es einem am Notwendigen fehlt.

*

Er hatte einen Sklaven, der ihn bei allen bürgerlichen Verrichtungen immer erinnern mußte: Memento vivere.

*

Kompromisse haben eine unangenehme Folge: sie kompromittieren.

*

Auch das ungeschriebene bürgerliche Gesetzbuch bedürfte dringend einer Revision.

*

„Undankbare ! Ich hab dich aufgezogen, ich hab geraucht, während du gewachsen bist" — so ungefähr läßt Nestroy einen Onkel zu einer Nichte sprechen. Wenn doch alle Eltern so viel für ihre Kinder täten !

*

Es ging ihm umgekehrt wie Saul. Er war ausgezogen, ein Königreich zu entdecken, und kehrte beglückt mit seines Vaters Eseln heim.

*

Revolutionen stellen den Staat leider nicht so sehr auf den Kopf, daß sie ihn auf Köpfe stellten.

Max Reis

Liebe Weltbühne !

Bei einer Probe des Schauspielhauses ruft der Regisseur Georg v. Hülsen auf die Bühne: „Herr Vespermann, gehen Sie rechts ab, nicht links." Vespermann: „Aber Exzellenz haben doch gestern gewünscht, daß ich links abgehe." Hülsen: „Jewünscht is jut."

Antworten

Trübetümpler. Nichts, nichts, nichts, klagen Sie, kann Sie mehr heiter stimmen. Ich habe mir vorgesetzt, Sie Lügen zu strafen. „Wie erst jetzt bekannt wird, fand vom 15. bis 18. September in München ein Internationaler Monarchistenkongreß statt, der von etwa 60 Delegierten besucht war. Die Delegierten sprachen sich für die Wiedereinsetzung der alten Monarchengeschlechter aus. Längere Ausführungen erforderte die Frage Elsaß-Lothringen. Die deutschen und französischen Monarchisten stritten lange darüber, wer Elsaß-Lothringen in Zukunft bekommen solle. Zur Weiterbehandlung der strittigen Fragen und zur Organisation wurden verschiedene Kommissionen eingesetzt.“ Ist mein Vorsatz gelungen?

Joseph Chapiro. Gémier hat ein Gastspiel Max Reinhardts in Paris angeregt; dafür will er mit seiner Truppe in Deutschland gastieren. Freilich kann er nicht garantieren, „ob ein Ensemble, das in deutscher Sprache spielen würde, jetzt in Paris gut aufgenommen werden würde“. Kein Wunder, daß danach Reinhardt fürchtet, „auf zu viel feindsälige Gesinnung zu stoßen, und daß infolgedessen dies Unternehmen noch verfrüht sei“. Schade, daß sein Mann nicht Caesar ist: „. . . wär’ Furcht nicht meinem Namen fremd . . .“ ! Trotzdem ist hocherfreulich und bleibt Ihnen zu danken, daß das Projekt öffentlich erörtert worden ist. Schon diese Aussprache fördert das Heilswerk, den Verkehr zwischen den beiden Nachbarvölkern zu entgiften. Wenn einmal die „deutsch-französische Theaterverständigung“ vollzogen ist, dann wirds nicht mehr weit sein zu jener deutsch-französischen Verständigung, von der für den Rest des Jahrhunderts der Friede des Erdteils, also der Welt abhängt.

Dr. S. W. in M. Nachdem Sie sich in Nummer 38 über die Heraldik der Telegrammverschlußmarken geäußert haben, schicken Sie mir jetzt eine Wechselstempelmarke. Darauf flattert der gekrönte Adler tatsächlich auch noch herum. Wo aber im deutschen Staat, in der Staatsverwaltung oder auf nichtstaatlichen Betätigungsfeldern gibts ein Symbol, eine Bekundung, eine Mahnung, daß Deutschland nun doch einmal Republik ist? Wenn irgendwelche Ressortminister, oder was weiß ich für Beamte, der Republik so wenig Lebenskraft zutrauen, daß sich gar nicht erst lohne, ihr besondere Embleme zu beschaffen, so beseitige man diese Herren: dann nämlich wird der Republik die Lebenskraft kommen.

B. R. Sie schicken mir die Antwort auf die Anfrage 1741, die der Abgeordnete Giebel an das Reichsschatzministerium gerichtet hat. Danach sind achtzehn Geschütze, die man der Reichstreuhandgesellschaft auf dem Pionierplatz Cüstrin gestohlen hatte, wieder herbeigeschafft worden. Den sechs Dieben sind Geldstrafen in Höhe von 200 bis 1000 Mark aufgebrummt worden. Datum: 21. September 1922. Diese Summen und achtzehn Geschütze: das ist allerdings ein Verhältnis zwischen Objekt und Risiko, wobei man jedes andre Geschäft und jeden andern Beruf schleunigst aufgeben sollte, um nur noch Geschütze zu stehlen. „Ich habe seinerzeit dem Polizeimajor Knuth für die verdienstvolle Erledigung meines Auftrags meine besondere Anerkennung ausgesprochen; der Ermittlungsbeamte Wietzel hat sich in der Angelegenheit zwar mit Eifer betätigt, hat aber offenbar die Bedeutung seiner Mitwirkung erheblich überschätzt“: so schließt der Reichsschatzminister seine Antwort. Ob der Sozialdemokrat Bauer, der vom simpeln Bureauvorsteher so rühmlich hoch gediehen ist, vollständig vergessen hat, wie wichtig in solchen Fällen die Tätigkeit des Unterbeamten, wie wenig wichtig die Tätigkeit seines Vorgesetzten zu sein pflegt, der mit der Zigarre im Munde zuhause oder auf dem Geschäftszimmer die Berichte abwartet? Aber

vielleicht ist Herr Knuth besser als sein Titel. Es soll ja unter den obern Polizeibeamten tatsächlich Republikaner und tüchtige Menschen geben. Nur: sie haben in dieser Republik mit scheußlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und es ist allzu unwahrscheinlich, daß von unsrer republikanischen Regierung wirklich einer rühmend erwähnt werden würde.

K. S. in O. Soeben stand zu lesen, daß die Kriegerwitwe N. H. mit zwei Kindern Selbstmord verübt habe. Da grade schreiben Sie mir: „Vorgestern wurde meine Mutter benachrichtigt, daß sie ihre Versorgungsgebührnisse von 206 Mark und mzig Pfennigen wegen Ueberschreibung zu einem andern Versorgungsamt jetzt unter Nummer so und so bei der Post zu erheben habe. Mein Vater erlag 1918 einer Seuche, die er sich am Schwarzen Meer geholt hatte. Heut, nach vier Jahren, bezieht meine Mutter mit zwei unmündigen Kindern noch nicht ihre richtige, sondern eine vorläufige Rente in jener Riesenhöhe.“ Das Pfund Margarine kostet zur Zeit 376 Mark. Von keinem ganzen Pfund Margarine im Monat und von der Ehre, den Ernährer fürs Vaterland hergegeben zu haben, sollen drei Menschen existieren. Ob wohl einige der Telephongenerale doppelt so viel bekommen? Sonst sind ihnen die Valuta-Einnahmen aus ihren Erinnerungen sicherlich zu gönnen.

Pädagog. „Was macht die Schulreform?“ hat in Nummer 35 der Professor Rudolf Berger gefragt. Eine naive Frage. Lehrer, mit denen man über Schulprobleme spricht, erzählen einem: „Wir müssen jetzt statistische Erhebungen anstellen über die Größe der Schüler, die Schnelligkeit ihres Laufes, die Weite ihres Sprunges“. Das macht die Schulreform der Oberschulkollegien. Sobald sie die Ergebnisse in Kolonnen zu stehen haben werden, wird ihnen bekannt sein, welche Zöglinge für die Oberschule reif sind: denn wer jetzt am weitesten springt, wird später auch am mühelosesten in die höchsten und geleertesten Stellen springen.

Theaterbesucher. Lakonisch schreiben Sie mir: „Das Theater am Kurfürstendamm verkauft während der Pause im Foyer Porzellan“. Kein schlechter Einfall. Die Theater, die schwer zu kämpfen haben, brauchen ihn nur systematisch auszubeuten und sind gerettet. Die Kleider, die ja schon heute den Hauptteil des Stückes und mancher Kritik ausmachen, werden von den Modistinnen angeboten; Hamann stellt ins Parkett und in jeden Rang einen kleinen Schokoladenladen; Mampe und Kahlbaum heben den Alkoholkonsum; und wo noch Platz ist, werden Lotterien und Auktionen veranstaltet. Die nächste Etappe ist, daß der Dialog dem Reklamechef des Theaters überantwortet wird. Hätte neulich das Große Schauspielhaus, statt in der ‚Widerspänstigen Zähmung" gratis nur meinen Namen zu nennen, rechtzeitig angefragt, was es mir wert sei, wenn die ‚Weltbühne’ eingeflochten würde: da wär’ ein reelles Geschäft zu tätigen gewesen. Aber was nicht war, kann und wird, hoffentlich, werden.

Hans F. in Wiesbaden. Wenn die Franzosen in Dürkheim aus Strauchel-Gasse Rue Faux pas gemacht haben, so wollen sie es in Ihrer Stadt nicht geistloser treiben. Dort gibts eine Gottfried-Keller-Straße. Die heißt jetzt: Rue de la Cave.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wintercampagne von Otto Flake

Wo stehn wir? Wie immer zwischen Gestern und Morgen.
Das Morgen erklärt sich aus dem Gestern, aber wenn es
besser als dieses sein soll, müßt Ihr euch schon aufraffen und
an das Morgen nicht nur glauben, sondern es wollen.

Vier Jahre liegen hinter uns, gräulicher als die ihnen voran-
gegangenen Krieges. Ich will heute nicht rechten, sondern zu-
geben, daß wir in ihnen nur Objekt waren, reines Objekt, mit
dem etwas geschah. Aber es ist klar, daß man, daß ein Volk
nicht immer Objekt sein darf.

Das, was bei uns Nationalisten heißt, wird antworten: Wir
wenigstens wollten Subjekt sein, deshalb wehrten wir uns und
appellierten an den Willen zur Selbstbehauptung. Mag sein, daß
dieser Wille dem Nationalismus zugrunde lag, ja daß er die ge-
bildeten Massen davor bewahrte, ganz in Passivität zu verfallen.

Jedoch, ich verstehe unter Subjekt-sein noch etwas andres.
Nicht die reine, nur impulsive Vitalität, sondern jene andre, die
sich mit dem Geist verbindet, ein vernünftiges Ziel sucht und
mit dem Ziel die Taktik findet. Die Unfähigkeit der Nationa-
listen, eine Idee von der Zukunft zu haben, war so groß, daß
sie nur die Vergangenheit wiederherstellen wollten. Sie wieder-
holten, was sie gelernt hatten. Damit macht man keine Politik.
Damit bleibt man kein Volk und wird keins.

Im falschen Augenblick konservativ sein ist der schlimmste
aller Fehler. In einer Katastrophe Ordnung schaffen wollen,
indem man nach den Kategorien des frühern Denkens greift, ist
glatter Selbstmord. Man trifft zuweilen bereits junge und jün-
gere Leute aus dem nationalen Lager, die das einzusehen begin-
nen. Gott sei Dank, daß es so ist, man kann die ersten tasten-
den Schritte zur Verständigung unternehmen.

Das Alte ist erledigt, das Neue noch nicht da. Der deutsche
Geist sank auf das tiefste Niveau seiner Geschichte, aus manchen
Provinzen zog er sich derart zurück, daß diese wie hinter einem
Schleier liegen, so ist heute das Schicksal etwa Münchens. Für
uns Andre ist es, wenn wir uns überhaupt noch jung fühlen, an
der Zeit, ein Wort in die Diskussion zu werfen, das uns die
Möglichkeit gibt, nicht zu verzweifeln. Das Wort heißt: Deutsche
Regeneration.

Regeneration ist Zurückgreifen auf das Wesen eines Volkes,
auf seine elementaren Kräfte. Sie besagt, daß der Versuch, das
nationale Angesicht zu prägen, schon einmal, schon öfter ge-
macht wurde, daß er nicht gelang, daß er von neuem Aufgabe
ist. Geben das die Bessern unter den Nationalisten zu, so ist
Einiges gewonnen.
Um produktiv zu sein oder, wie man bei uns zu sagen be-
liebt, um aufzubauen, muß man zuerst eingestehn, daß man auf
einem Trümmerfeld steht, wohlgemerkt auf einem, das man durch
eigne Schuld geschaffen hat. Die Schuld Andern zuschieben, von
der verschwörerhaften Böswilligkeit eines Feindbundes reden,

ist schlechtes Verhalten. Gutes Verhalten ist, zu erkennen, daß es grundlegende Defekte im deutschen Charakter gibt, die das politische Schicksal der Deutschen bestimmt haben.

Da sie grundlegend sind, müssen sie in jedem Augenblick wirken und nachweisbar sein. Halten wir uns an die jüngste Vergangenheit. Es bieten sich da drei Beispiele an. Erstens die Spannung, die sich in der Ermordung Rathenaus entlud. Wer Augen hatte, wer Ohren hatte, wer Nerven hatte, fühlte kommen, was kommen mußte. Er sagte voraus, er weissagte gradezu. Er drängte auf Abhilfe; er beschwor und verhöhnte. Wie es in diesem Land geht, die Worte blieben verdammt, Worte zu sein, sie erreichten Die nicht, die sie in Tat hätten umwandeln können.

Die Regierung hatte keine Augen, das Bürgertum keine Ohren, die Parteien keine Nerven. Die Verlogenheit, die Vergiftung der Atmosphäre des Sommers 1922 sind historisch. Als man keinen Heller mehr für die Republik gab, wurde Rathenau getötet. Jetzt endlich, in letzter, kritischer Minute tat man, was längst hatte getan werden müssen. Man schützte die Republik, man hatte für ein paar Tage Temperament.

Aber man wird sich den Luxus nicht leisten dürfen, nur in den äußersten Stunden Temperament zu haben. Lernt man nicht, in dem Stadium, wo noch vorgebeugt werden kann, Energie zu entfalten, dann wird man nie mehr den Staat formen, den Gang der Politik bestimmen. Es ist deutsch, zu spät zu handeln. Der Ermordung Rathenaus ging die Ermordung Erzbergers voraus, man reagierte erst auf den zweiten Mord.
Träge Reaktionsfähigkeit, das ist einer der deutschen Defekte. Wer lebendige Psychologie besitzt, wird mühelos diesen Grunddefekt analysieren und spezialisieren können. Die ganze deutsche Bereitwilligkeit, sich führen zu lassen, das heißt: die Führung unkontrollierten Beamten zu überlassen, weiterhin die ganze deutsche Subalternität erklären sich aus jener Tatsache.

Ein zweites Beispiel: der Prozeß der Mörder Rathenaus, das Gericht, die Zeitungen, die öffentliche Stimmung. Was geschah? Der Plan der Abwehr war vorüber, man hatte es eilig, ein unangenehmes Schlußwort zum Ende zu bringen. Welche Gelegenheit, das Gericht zum Tribunal zu erhöhen. Keine Rede davon. Ein Papa als Vorsitzender, der mit den Angeklagten wie der Leiter eines Elternrates sprach, die Jungens haben Dummheiten gemacht. Alle Versuche, einen politischen Fall ersten Ranges in die politische Sphäre zu heben, zu erheben, sage ich, wurden erstickt — Niemand widersprach. Wir wissen nichts von dem, was zu wissen nötig wäre: Wer stand hinter der Tat?

Statt auszurotten, also das Nötige zu tun, verdeckte man, der Krebs frißt weiter. Vielleicht war man nicht böswillig — dann war man schlimmer, man überließ sich der unheilvollen deutschen Neigung, gerecht zu sein; In ihrer spezifisch deutschen Form ist sie Verschwommenheit. Unlust ist sie, im gegebenen Augenblick der Leidenschaft leidenschaftlich zu sein. Als Selbstlob heißt sie Sachlichkeit, und ist in Wahrheit unsachlich.

Denn sachlich, real, menschlich, lebend ist, wer sich packen läßt, Erregung empfängt und Erregung weitergibt. Da nicht

immer Krieg sein kann, sind die großen, den Lebensnerv der Nation angreifenden Prozesse die Gelegenheit, die Geister zu scheiden, Parteien zu bilden, Spannungen zu entspannen. Wie soll nationales Einheitsgefühl entstehen, wenn nicht durch große Affären? Wie sollen Ideen entstehen, wenn sie nicht geboren werden?

Die Unfähigkeit, Ideen hervorzubringen, Impulse zu geben, sich erschüttern zu lassen, ist der zweite deutsche Defekt. Er ist abermals eine Unlust: die Unlust, einzugreifen, mitzuschwingen, gepackt zu werden. Welch problematisches Land, das immer von der Notwendigkeit der überparteilichen Einheitsidee redet und sie nicht festhält, wenn sie ihm über den Weg läuft. Denn die Einheitsidee heißt: der neue, der gegebene Staat, der Schutz dieses Staates, der Wille zu diesem Staat — die Idee.

Ich habe die Leute in meiner Umgebung beobachtet. Techow ist der Held, das Gericht parteilich, der Staat noch immer die Judenregierung. Am ekelhaftesten in dieser Kurzerhanderledigung die Frauen, diejenigen Frauen, die den Damenrang beanspruchen. Ein Kapitel für sich: die deutsche Frau als Norne der Verhetzung, des Aburteils, des Hochmuts.

Ein drittes Beispiel, ein wirtschaftliches. Als der Dollar auf 3000 stieg, erließ man Bestimmungen. Sie kommen drei Jahre zu spät, die Kaufleute und Börsenleute lachen darüber. Ein Tölpel namens Staat untersagt den Devisenhandel in dem Augenblick, wo jeder vernünftige Mensch, der nicht verhungern will, kraft legitimen Egoismus gezwungen ist, sich durch Anschaffung stabiler Werte zu versichern. Es gibt keinen Staat mehr, wie soll es eine Idee geben, die Nation heißt?

Wieder das deutsche Phaenomen, unter Keulenschlägen einen Augenblick aktiv zu werden, wieder der deutsche Defekt, sich formen zu lassen, statt sich zu formen.

Wie wird man aus Objekt Subjekt — das ist die deutsche Frage.

Die Presse und das bayrische Volksgericht
Von C. G. Müller-Heintz

Fechenbach hat im stürmischen Frühjahr 1919, als blutjunger Sekretär Kurt Eisners, Erzbergers bekannte Denkschrift der uferlosen Annexionsgelüste vom September 1914 und ein Telegramm des bayrischen Gesandten beim päpstlichen Stuhl Ritter an seine Regierung vom Juli 1914 einem französischen Journalisten in Abschrift ausgehändigt. Die Denkschrift war schon zwei Tage früher in den unter Redaktion der „Räte“ stehenden Münchner Neuesten Nachrichten erschienen, das Telegramm Frankreich schon längst, mindestens dem Inhalt nach, und erst kurz vorher noch aus einer Versammlungsrede Gustav Landauers bekannt geworden. Fechenbach und Lembke haben ferner dem in Berlin errichteten ‚Internationalen Korrespondenzbüro’ des Dr. Gargas eine Reihe von Berichten geliefert, worin sie aus Bayern politische Angelegenheiten mitteilten und erörterten. Dieses Büro arbeitete für ein andres in Rotterdam, war diesem unterstellt und erhielt von ihm seine Weisungen. Dieses wiederum war abhängig

von einer angeblich durch englisches Großkapital ausgehaltenen ‚Transatlantic News Transmission Agency'. Gargas war unterrichtet worden und hatte Fechenbach und Lembke unterrichtet, die Arbeit der drei Büros in London, Rotterdam und Berlin gelte der Bedienung deutschfreundlicher englischer und amerikanischer Blätter. Nach der Anklage sollen es Spionagebüros gewesen sein. Nach Ansicht des Sachverständigen handelt es sich bei den ihm unterbreiteten 1800 Berichten des Büros Gargas, insbesondere auch bei den 150 von Fechenbach und Lembke gelieferten nicht um Spionage, sondern um politische und wirtschaftliche Informationen, die zwar wahrscheinlich überhaupt nicht Pressezwecken, wohl aber letzten Endes einer Verwendung in deutschem Interesse dienten.

Journalistisches Verantwortungsgefühl verlangt von Dem, der ins Ausland, zumal in das uns nach den Regeln des Versailler Friedens bedrängende Ausland, berichtet, nach Was und Wie peinlich genaue Unterscheidung von Inlandsberichterstattung und, noch vorher, gewissenhafte Prüfung, welchen Zwecken er seine Feder, welchen Gesinnungen er seinen Geist leiht. Fahrlässigkeit wiegt hier moralisch nicht leichter als Vorsatz.

Die Angeklagten haben diese persönliche Seite zu sorglos genommen. Sie haben, mit Ausnahme von Fechenbach, der Zweifel an sich heran und sich zur Weiterarbeit erst nach ausdrücklicher Versicherung der Deutschfreundlichkeit herbeiließ, nicht im Mindesten versucht, bis zur eignen Gewißheit über die letzten Ziele ihrer Arbeit vorzudringen, wozu der kluge und erfahrene Politiker Gargas nicht weniger als der Vertreter des größten Blattes der Deutschen Volkspartei Lembke besondern Anlaß gehabt hätte. Gargas wurde anscheinend durch seine, trotz allem Können dürftige, wirtschaftliche Lage — „die typische Tragödie des geistigen Arbeiters unsrer Tage" — bestimmt, gegen seine Kenntnis von diesen Dingen fünf grade sein zu lassen. Den jungen Fechenbach, dem die Beseitigung des Annexionisten Erzberger als Vertreter bei Friedensverhandlungen, später die Bekämpfung aller die Reichseinheit und ungestörte demokratische Entwicklung gefährdenden Bestrebungen Zentralproblem war, riß die Leidenschaft des Politikers über diese Vorsicht hinweg. Während Lembke, der als ein des genossenen vielseitigen Vertrauens unwürdiger Charakter von einer in der deutschen Presse zum Glück vereinzelt dastehenden Wurmstichigkeit entlarvt wurde, sich um solche Hemmungen, um Was und Wie seiner üppig aufgemachten „Berichte" nicht halb so viel Sorgen machte wie um die Zufriedenstellung der Hierarchie seiner Auftraggeber.

Es wäre nichts dagegen einzuwenden, daß ein Gericht diese Erfordernisse der politischen und der Berufs-Moral zur Findung des angemessenen Strafmaßes, mildernder oder erschwerender Umstände in einer Beleuchtung der Tat von der subjektiven Seite her in den Kreis seiner Erwägungen zöge. Nur ist Voraussetzung, daß eine „Tat", die das Strafgesetz verletzt und damit das Gericht zu einer Verurteilung erst berechtigt, vorher objektiv festgestellt ist. Von dieser Selbstverständlichkeit, die in der Praxis unsres gewöhnlichen Gerichtsverfahrens folgerichtig auf die eine Ausnahme beschränkt ist, daß der Angeklagte vor jeder Beweisaufnahme geständig ist, wurde hier in auffallender Weise abgewichen: tagelang beschäftigte sich der Ver-

handlungsleiter, nach der Feststellung, daß die Angeklagten die Berichte, in denen die Anklage den Landesverrat erblickt, geschrieben hatten, nicht im geringsten mit dieser „Tathandlung“. Tagelang wurde statt dessen das gesamte Vorleben des Angeklagten einer hochnotpeinlichen Durchleuchtung bis in die privatesten Winkel unterworfen. Da nach der Ansicht des Vorsitzenden die „Ergründung der Seele“ auch zu der Aufgabe des Gerichts gehört. Mit welcher Begründung er seine eigne Taktik schlagend widerlegte, weil sie nur „auch“ dazu gehört, die erste Aufgabe des Gerichts also offenbar selbst nach seiner Meinung eine andre ist: eben der Erweis, daß der gesetzliche Tatbestand in seinen objektiven und subjektiven Merkmalen erfüllt sei.

So zog an dem Zuhörer ein Bild der ganzen Tätigkeit Eisners seit dem münchner Streik vom Januar 1918 bis zu seinem Tode vorüber, auch soweit sie mit Landesverratshandlungen, an denen Fechenbach irgendwie teil hatte, nichts zu tun hatte. In dieses Bild war die publizistische Tätigkeit der Angeklagten, auch soweit sie mit dem berliner Büro des Dr. Gargas nichts gemein hatte, mit Farben eingezeichnet, deren Wahl eine deutlich erkennbare Tendenz hatte: die dünnen Pinselstriche, die die Anklage aus den unter Anklage gestellten Berichten entnehmen konnte, sich grell genug abheben zu lassen, um sie zur Not als Landesverrat gelten lassen zu können. Das Alles mag noch als prozessualer Abusus hingehen.

Schwerer aber wiegt, daß bei diesem Vorgehen eine höchst einseitige Einstellung des Vorsitzenden den Ton und die Richtung angab. Und zwar zwiefach einseitig. Politisch sowohl wie gegenüber dem Wesen der Presse überhaupt. Beide Einseitigkeiten jedoch gewachsen auf einem Holz und ineinander eng verflochten. Man hat Grund, den Leiter der Verhandlung nicht auf der extremen politischen Rechten zu suchen. Er dürfte weit eher aufrichtig bemüht sein, seinen Standpunkt unter dem Gesichtswinkel, daß Beherrschung der politischen Leidenschaft hüben und drüben unsrer Zeit mehr not tut als jeder frühern, irgendwo auf dem Boden einer sogenannten Politik der Mitte zu finden. Aber: er ist sichtlich ganz in den Gedankenkreisen befangen, die sich seit der Reaktion auf die Schrecken der Räte-Zeit um die münchner und die südbayrischen Bürgerkreise gelegt haben. Daher ist ihm „der Feind“ vermutlich auch der „Marxismus“, die Hoffnung alles Guten und der Hort der „Ordnung“ Bayern, die Wurzel alles Uebels „Berlin“, will sagen: die demokratisch parlamentarische Reichsregierung, an der auch die Sozialisten teilhaben. Von da aus scheint ihm zwar Manches, was in München vorgeht, bedenklich und töricht — vielleicht so sehr, daß er es gar nicht glaubt ! Aber noch bedenklicher und gefährlicher, wenn es das Ausland erfährt. Deshalb soll Das, was in München in geheimen Konventikeln an Putschplänen, über Geheimorganisationen, über versteckte Waffen und dergleichen verhandelt wird, beileibe nicht ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden. Die Presse aber, die das tut, sodaß es das Ausland erfährt, treibt ein unsympathisch unsauber Handwerk. Sie dringt in Angelegenheiten ein, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind. Diesem Treiben muß ein Riegel gesetzt werden. So dürften ungefähr die Empfindungen sein, mit denen der Oberlandesgerichtsrat Dr. Hass an diesen Prozeßstoff herangetreten ist. Daß die Presse nicht nur Chronik, son-

dern politischer Faktor ist und grade deshalb in politische Heimlichkeiten hineinleuchten, sie erhellen, nützen oder bekämpfen muß, wie jeder Politiker; daß Dinge, die im Inland öffentlich gesagt werden — die Angeklagten behaupten, daß der Inhalt aller ihrer Berichte in Deutschland schon veröffentlicht gewesen sei — dem Ausland nicht geheim sind; daß der Politiker sich mit dem nötigen Takt und dem nötigen Geschick grade auch der öffentlichen Meinung des Auslands bedienen darf, ja muß; daß es zudem, wie der Verteidiger Hirschberg geistreich ausführte, im Gegensatz zu der Entstehungszeit des § 92 des Strafgesetzbuchs, kaum eine deutsche Angelegenheit gibt, die in unsrer heutigen Lage nicht einer schädlichen Wirkung in diesem Ausland, einer nützlichen in jenem zugleich fähig wäre: das ist dem Leiter der Verhandlung vielleicht erst in deren Verlauf da und dort zum Bewußtsein gekommen. Schon, daß ein Journalist überhaupt politisch für eine Zeitung des Auslands, zumal des uns vordem feindlichen, arbeitet, scheint ihm, wie jedem südbayrischen Verärgerungspolitiker jede Berührung mit diesem Ausland, stark gegen das Gefühl zu gehen. Aus solcher Einstellung ergeben sich nun die seltsamsten Manifestationen. Zum Kriterium der Berechtigung einer Mitteilung, die doch nur auf den Tatbestand des Landesverrats zu prüfen war, suchte der Vorsitzende viele Male die Frage zu machen: „Was geht denn das das Ausland an?“ Und diese Frage kehrte wieder in Zusammenhängen, die für den Politiker und Journalisten schlechthin grotesk sind, wie etwa der Stärke und Organisation der sozialistischen Jugend ! ! Zum Kriterium für die Berufsauffasung und Gesinnungstreue Fechenbachs sollte dienen, daß er als Sozialist für eine ausländische Presse berichtet hatte, die vom Vorsitzenden, weil sie von Großkapitalisten unterstützt wird, „großkapitalistisch“ genannt wird. Ja, mehr als einmal fiel im Zusammenhang mit geheimen Putschvorbereitungen und illegalen Bünden der Ausspruch, das Gericht müsse gründlich prüfen, ob nicht auch die inländische Presse Landesverrat beginge, wenn sie solche Nachrichten, die ja, zum Beispiel, Verhandlungen über eine Deutschland zu gewährende Anleihe stören konnten, aus dem Dunkel ihrer Verborgenheit ans Licht der Oeffentlichkeit zöge ! !

Welche Gefahr von solcher welt- und politikfremden, formal-juristischen Auffassung droht, ist klar. Nur auf die Gefahr also soll gedeutet werden, die der Berichterstatter einer nichtbayrischen deutschen Zeitung läuft, wenn er in den leider so beliebten Konflikten Bayerns mit dem Reich seinen Beruf ausübt. Wie verschieden war allein in dieser letzten die Auffassung von dem, was das in § 92 Abs. 1 eine so bedeutende Rolle spielende Wohl des Reichs, und dem, was das keine geringere Rolle spielende Wohl des Bundesstaates Bayern erforderlich macht ! Der Journalist kann von einem bayrischen Volksgericht zu Zuchthaus verurteilt werden wegen derselben Handlung, für die er vom Reich eine Auszeichnung verdiente !

Die Gefahr, die hier droht, erfuhr eine gewaltige Verstärkung aus dem Charakter des Gerichts, das hier Recht sprach: des bayrischen Volksgerichts. Dieses schwer verballhornte Institut eines in stürmischen Revolutionstagen von dem Kabinett Eisner verordneten Provisoriums hat auch in der Gestalt, in der es unter dem Ministerpräsidenten Hoffmann und dem Justizminister Müller-Meiningen Gesetz wurde, manche Verdienste gehabt, als es galt, die nach der Zertrüm-

merung der Räte-Republik zurückkehrende staatliche Ordnung durch rasche Abschreckung der mühsam gebändigten Gewaltgelüste zu festigen. Heute aber, zwei Jahre, nachdem sich Bayern von seinem Kahr den Charakter als Deutschlands Ordnungszelle hat verleihen lassen, ist es entbehrlich, ja — durch Mißbrauch seines höchst bedenklichen Verfahrens — gemeingefährlich. Dieses Verfahren ist nämlich in jedem Sinn ein summarisches. „Die rascheste Aburteilung der Beschuldigten" bezweckend, erreicht es diesen Zweck auf die einfachste Weise, indem es sie kurzerhand aller Rechte, die unser in Jahrhunderten zum Grundsatz der Billigkeit auch den Angeklagten gegenüber gereiftes Strafrecht ihm sonst gewährt, beraubt und zugleich dem Staatsanwalt und dem Gericht eine Machtvollkommenheit verleiht, die sie zu Herren über Leben und Tod macht. Eine Ausnahme gibt es von beiden Regeln: der Angeklagte muß einen Verteidiger haben, und das Gericht hat kein Recht, die Eröffnung des Verfahrens abzulehnen. Der Staatsanwalt hat keine Anklageschrift einzureichen; auf seinen Antrag ist das Verfahren zu eröffnen; sein Antrag auf Verurteilung braucht nur mündlich gestellt zu werden. Gegen keine Maßnahme des Staatsanwalts, keine Entscheidung des Gerichts gibt es Rechtsmittel. Selbst die Wiederaufnahme des Verfahrens ist ausgeschlossen. Dafür bleibt dem zu Unrecht Verurteilten der Trost, daß die Frage der Begnadigung „besonders sorgfältig" zu behandeln ist, zumal, wenn die sofort vorzunehmende Vollstreckung des Urteils ihn weiterer Erfahrungen mit dieser Art irdischer Gerechtigkeit rasch und treffsicher überhoben hat. „Nicht der Staat hat den unschuldigen Verurteilten zu begnadigen, sondern der Verurteilte diesen Staat", schrieb seinerzeit der bekannte münchner Verteidiger Max Bernstein ! Das Verfahren ist nicht an alle Förmlichkeiten des ordentlichen Verfahrens gebunden — das heißt: es kennt überhaupt keine Prozeßnorm, sondern nur die Willkür des Staatsanwalts, des Gerichts und seines Vorsitzenden !

Wo können im heutigen Rechtsbetrieb unsrer Gerichte die Menschen herkommen, deren Charakter, deren Ethos, deren Fähigkeit, sich aus der Verstrickung ihrer Subjektivität frei zu machen, groß genug wäre, um bei einer solchen Machtfülle gegen jede Versuchung der Willkür gefeit zu sein? Selbst in Ländern, wo soziale und wirtschaftliche Momente den Richter weit mehr der Sphäre des Allzumenschlichen entrücken, wie in England, ist ein so völlig von der Vorschrift gelöstes Verfahren undenkbar. Wie stark muß Richter — und grade ihrer Persönlichkeit und ihrem Rechtswillen stark vertrauende Richter — das Bewußtsein beeinflussen, daß kein Obergericht die Entscheidung nachzuprüfen imstande ist ! So allein ist denkbar, daß, zum Beispiel, vor dem Volksgericht ein gegen das Reich begangener Landesverrat abgeurteilt wird, für den nach § 136 Ger.-Verf.-Ges. einzig das Reichsgericht zuständig ist. Das Volksgericht braucht nur seine Zuständigkeit auf Grund der mit jenem Reichsgesetz offen in Widerspruch stehenden Bestimmung des Volksgerichtsgesetzes zu bejahen und — Unrecht wird Recht ! Oder: der Verhandlungsleiter kann jenen Weg nehmen, die Straftat aus der Handlung des Angeklagten nur ergänzend zu erweisen, in der Hauptsache aber aus seiner „ergründeten Seele" zu deduzieren. Oder: er kann dem Staatsanwalt erlauben, seine Anklage auf eine vage ge-

kennzeichnete „Tendenz“ von 1800 Berichten zu stützen, anstatt ihn anzuhalten — was hier in langen Kämpfen von den Verteidigern in ungenügender Weise durchgesetzt wurde — , nach der strikten Vorschrift für das ordentliche Verfahren die einzelne Handlung erschöpfend unter den Tatbestand des Gesetzes zu subsumieren. Oder: der Vorsitzende kann, während Untersuchungshandlungen vom Staatsanwalt und seinen Organen oder einem ersuchten Amtsrichter vorzunehmen sind, selbst im Vorverfahren die Tätigkeit eines Untersuchungsrichters, den § 23 St.P.O. streng aus dem erkennenden Gericht ausschließt, entwickeln, kann tagelang Protokolle mit den Angeklagten aufnehmen und mit der unvermeidlich „vorgefaßten“ Meinung die Verhandlung leiten. Oder: er kann in der schwersten Materie, die es für den Bürger gibt — Ursachen, Wirkungen, Tragweite innen- und außenpolitischer Vorgänge — sich und sein Gericht für kompetent halten und dann erleben, daß der einzige von ihm zugelassene Sachverständige der Verteidigung ein, auch auf seinen unbezweifelbaren Willen zur Objektivität tiefen Eindruck machendes, Gutachten abgibt, das seine Meinungen, aber zugleich sein Verfahren gänzlich desavouiert !

Oder . . . Oder ...: es lassen sich tausend andre Möglichkeiten finden, wo dieses Verfahren der Rechtlosigkeit Unrecht Recht sein läßt, weil es kein Mittel des Rechts gegen das Unrecht gibt. Wahrhaftig: der Laie Eisner war ein Meister gegen den Vater dieses Gesetzes — denn er hatte dem Angeklagten ein einziges Gewicht beigegeben, das die Wagschale dieser gefährlichen Unform hochauf schnellen läßt: er mußte „auf frischer Tat ertappt“ sein ! Und dieses eine Gewicht hat dieses Ungesetz aus seiner Wagschale genommen ! !

In Bayern selbst wächst die Zahl Derer, die die Gefahren dieses Gesetzes erkennen. Grade auch in den Reihen der Richter wächst diese Erkenntnis und festigt sich allmählich wieder die leidenschaftslose Betrachtung von Resten aus leidenschaftdurchstürmter Zeit und der Wille, das Ansehen der bayrischen Rechtspflege von einer Institution entlastet zu sehen, die nur im tiefen Mittelalter ihresgleichen an Rechtsgarantielosigkeit findet.

Das bayrische Volksgericht widerspricht der Reichsverfassung, die in Art. 105 Ausnahmegerichte für unstatthaft erklärt. Ein Kriegs- oder Standgericht steht nicht in Frage, weil der Reichspräsident für Bayern keine Maßnahme nach Art. 48 Reichsverf. getroffen und die Landesregierung selbst das Standrecht am 19. Juli 1919 — eine Woche nach Erlassung des Volksgerichtsgesetzes ! — und den Kriegszustand am 4. November 1919 aufgehoben hat. Im unmittelbaren Zusammenhang hält zwar die letztgenannte Verordnung das Volksgericht noch aufrecht, „weil die Voraussetzungen für seine Einsetzung noch fortbestehen“; allein, da es sowohl seiner Entstehung wie seiner Bestimmung wie seinem Charakter nach ein „Ausnahmegericht“ ist, steht diese Begründung mit der Tatsache im Widerspruch, daß die bis dahin bestehende formale Voraussetzung, die es als „Kriegsgesetz“ zulässig macht: der Kriegszustand gleichzeitig aufgegeben wurde.

Man möchte wünschen, daß diese Frage durch eine Reichsgerichtsentscheidung gelöst würde. Aber das Reichsgericht, das ohnehin schwer in die Lage kommt, sich mit dem „absoluten“ bay-

rischen Volksgericht zu befassen, hat bisher eine Stellung in dieser Frage nicht genommen, trotzdem das für die Würde deutscher Rechtsprechung so dringend notwendig wäre. So bleibt nur zu hoffen, daß Bayern, gestützt auf seine erfreulicherweise wieder gewonnene innere Befriedung, bald die Unwürdigkeit dieses Verfahrens selbst zur Richtschnur seines Entschlusses macht, die Einheit des Reiches, die es in allen Stürmen immer wieder als suprema lex verkündet, auch auf dem Gebiet des Rechtes bald wieder herstellt und diesen verhängnisvollen Rest aus chaotischer Zeit austilgt.

Zu einigen dieser Prozesse von Theobald Tiger

Auf Universitäten forsch gesoffen,
in Kaiser-Fackelzügen mitgeloffen,
so wuchs das auf zum Referendar.
Hinaus aufs Land, wo brave Bauern wohnen.
Und auf den ersten Amtsgerichtsstationen
krümmt sich, was nie ein Recke war.
Sie können alle Paragraphen nennen
und lernen Menschen nur aus Akten kennen.
Examenspaukerei. Das Stammtisch-Schnitzel.
Der Staatsanwalt erzieht zum Herrschaftskitzel,
„Was heult die Frau? Ich brauch ein Protokoll !
Ich schreibe fleißig meine Akten voll:
Im Namen des Königs — !“

Auf seinem Armesünderstühlchen droben
sitzt das in seidenen, faltenreichen Roben —
darunter grauer Spießerrock.
Die Herzen schlagen rechts. In den Prozessen,
in denen sich ein Freiheitsmann vergessen,
zuckt durch den Saal der Büttelstock.
Der Staatsanwalt amtiert im selben Hause;
man spricht mit ihm, so in der Frühstückspause.
Der Rechtsanwalt scheint eine Art Komplice.
Der Staatsanwalt monokelt voll Malice.
Die Richter kennen ihn, und er kennt sie:
Und was er nicht besorgt, besorgen Die
Im Namen des Volkes — !

So hat die Urteilsformel sich gewandelt.
Doch wird im alten Ungeist fortverhandelt,
ganz wie in jener Kaiserzeit.
Und Vorvernehmung und Geschworenensiebung
und Fragestellung und die Strafverschiebung —
Wo steckt da die Parteilichkeit?
Wo, deutsche Richter? Tief in euern Herzen !
Wir kennen euch und eurer Opfer Schmerzen !
Wir glauben euch nicht mehr und eurer Wage —
Das Ding hängt schief ! Das sehn wir alle Tage.
Die Binde der Justitia — welch ein Bruch !
Steht auf !
Und dies sei euer Urteilsspruch:
Sehn wir euch an, packt uns ein tiefes Graun —
Wir haben zu euch Richtern kein Vertraun !
Im Namen des Volkes — !

Knüppel-Kunze von Heinz Pollack

Man darf an den kleinen Dingen des Lebens nicht achtlos vorübergehen. Es rächt sich zwar fast immer, wenn man eine vermeintliche Perle fischt, weil sich herausstellt, daß man nur einen Kieselstein in der Hand hält; auf jeden Fall aber hat man die Erfahrung gewonnen, wie gut es ist, Dinge, die in weiter Ferne liegen, in der Nähe zu prüfen.

Aus allen diesen Gründen bereue ich nicht im Geringsten, dem zweiten Parteitag der Deutschsozialen im Kaisersaal des Rheingolds beigewohnt zu haben. Der Führer dieser Partei ist Richard Kunze. Hierorts bekannter unter dem Namen Knüppel-Kunze, aus Steglitz. Um es vorweg zu nehmen: Kunze ist einer der besten Redner, die es heute in Deutschland gibt.

Er sieht nicht eben bestechend aus. Außer einer guten Stirn über zwei Augen, die recht milde und zutraulich hinter blanken Gläsern glänzen, ist nichts, was darauf hindeuten könnte, daß dieser Mann gradezu faszinierend wirkt. Wodurch? Durch das Timbre seiner Stimme, die kaum zwei Worte im selben Tonfall ertönen läßt.

Aber ich will nicht vorgreifen. Der Kaisersaal des Rheingolds war dicht bevölkert mit den Mitgliedern der Partei, die sich durch einen festen Kordon kerniger Jungmänner und Jungmädchen winden mußten, ehe ihnen im Saale selbst von einem zweiten Stoßtrupp dieser hoffnungsvollen Jugend Plätze angewiesen wurden. Die Gestalten, die Gesichter ! Und ich hatte immer geglaubt, daß die Witzblätter mit ihren Zeichnungen den deutschen Philistertypus übertrieben hätten. Beim Himmel, sie übertreiben nicht. Wie das so dasitzt, die Arme à la Hindenburg verschränkt, mit den beängstigend hohen geschlossenen Stehkragen — einer Kollektion, die sich des Gespöttes von ganz Europa erfreut — , den gesträubten Schnurrbärten, den zweifelhaften Stirnen, die, kaum beginnend, schon in hoch starrende, dicke Haarborsten münden ! Diese wiederum legen sich wie eine schlecht gepflegte Schonung um eine Sorte Schädel, die in ihrer grotesken Unförmigkeit ein Konglomerat aus Apfel, Birne, Pflaume und Kürbis ist und daher auch keinen Anspruch auf Menschenwürdigkeit erhebt. Ihre Gefährtinnen sind von einer rührenden Hilflosigkeit all dem gegenüber, was weibliche Anmut heißt. Neben mir saß eine Matrone, deren Kopf bei jedem Satz, den Kunze sprach, einmal nach vorne, dann wieder zurück ruckte. Zuerst bedauerte ich die Aermste, die von ihrer Altersschwäche so entsetzlich geplagt wurde. Später, als sie bei Kunzes Stichwort „Jude“, das merkwürdigerweise erst eine halbe Stunde nach Eröffnung des Parteitags zum ersten Mal fiel-, dem verwitterten Mund ein „Heil, Heil“ entlockte, merkte ich allerdings, daß diese rüstige Greisin noch rüstig genug war, um dem Gang der Dinge aufmerksamst zu folgen, in ihrer geistigen Frische sogar die Wahrheit jenes Wortes mit einem Kopfruck zu unterschreiben und zu jedem Beifallsorkan beizutragen.

Kunze steht währenddessen hinter dem Pult, setzt ein unmutiges Gesicht auf und spreizt abwehrend die Hand. Wie gut er seine Philister kennt: die rasen natürlich doppelt über ihren bescheidenen Führer, dem jeder Beifall augenscheinlich so unangenehm ist. Kein Zweifel, daß Kunze sich auf die Psychologie der Philister versteht, wie

kaum Einer im Lande hier. Er weiß ganz genau, wie er eine Periode aufzubauen hat, deren Schluß schon halb in den beginnenden Beifallsäußerungen untergeht. Und er hat seine Leute so gut gedrillt, daß er sie, die mit krebsroten Gesichtern lauschen, das Fazit jeder seiner, auf alle nur erdenklichen Gebiete sich erstreckenden Polemiken selbst herausbrüllen läßt: Die Juden.

Sein — sit venia verbo — politisches Programm ist, wenn man die Geistesverfassung seiner Anhänger berücksichtigt, für die es ja verfaßt ist, erstaunlich geschickt zusammengestellt. Er hat aus den Leitsätzen aller Parteien, vornehmlich der sozialistischen, diejenigen Punkte zusammengetragen, die sich vor allem auf den wirtschaftlichen Aufbau beziehen. Er hegt sogar keine Bedenken, mit den Kommunisten zu paktieren und Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer an dem Verdienst der Unternehmer zu fordern. Natürlich ist er so gewiegt, seinen Leuten den Ursprung der Thesen zu verheimlichen. Was er ganz ruhig riskieren kann, da er ihre Denkfähigkeit und ihr politisches Wissen in keiner Weise überschätzt. Geht es aber gar nicht mehr anders, so erklärt er mit triumphierender Stimme: die und die Partei verfolgte zwar jetzt dieselben Ziele in dem und dem Punkte, aber er hätte das Selbe schon Jahre vorher verlangt. Die Wirkung bleibt nicht aus: man nickt sich verständnisinnig zu und brüllt an die Decke: „Die Juden machen Alles nach !“

Das Geheimnis ist eben, daß Kunze mit der Dummheit jongliert und dabei viel besser fährt als seine Kollegen von den andern Parteien, die immer wähnen, einem Auditorium von Gelehrten gegenüberzustehen. Und er besitzt jenen billigen Witz, dessen „Ironie“ die Philister bestaunen: die Mundwinkel herunterziehend spricht er von sich nur als Knüppel-Kunze, und der ganze Saal schlägt sich brüllend auf die Schenkel. Kein Wort, keine Pause, kein Räuspern, kein Rücken an der Brille ist uneinstudiert Dabei spricht er ohne jedes Konzept und weiß durch vorgetäuschtes Temperament zu überzeugen, daß er spricht, wie ihm der Augenblick es eingibt. Er ist der geschickteste Winkeladvokat.

All das macht ihn so hinreißend gefährlich. Und da das Einzige, woran Deutschland Ueberfluß hat, die deutschen Philister sind, so wächst sein Zulauf von Tag zu Tag. Die Judenparole lockt zu sehr und dazu die Verheißung, daß er nicht mit Gewalt vorgehen wolle — es werde Alles schon von selbst kommen. Welch ein Fressen für die Philister ! Und da er sich scharf von den Völkischen lossagt — er betont immer wieder stark das Christliche — , so fallen ihm immer mehr von den Arbeitern in die Hände, die sich aus den Enttäuschungen des Kommunismus und Sozialismus, zu ihm hin retten.

Am Ausgang war eine Buchhandlung aufgemacht. Selbstverständlich, daß deren Erzeugnisse sich ausnahmslos mit dem einzigen Thema beschäftigen, das deutsche Philister heute in Wallung bringen kann. Interessant zu beobachten, wie die antisemitische Literatur in der letzten Zeit angewachsen ist. Einige hundert wissenschaftliche Bücher, tausende von Flugschriften, zahllose Romane — das ist schon eine ganz stattliche Rüstkammer.

Als ich dem Parteitag schnöde den Rücken kehrte, war Kunze grade bei dem Schlußsatz angelangt: Ja, wir streben nach der Regierung, es wird uns gelingen — und dann . . . . Der ganze Saal fuhr

in die Höhe und schrie minutenlang: Heil, Heil ! Er aber schritt, als ob er taub wäre, mit Nonchalance von der Kanzel, setzte sich auf seinen Platz und begann, sich seine Augengläser zu putzen. Da war kein Halten mehr ob seiner genialen Bescheidenheit.

O, er kennt unsre Pappenheimer.

Der Staatsgerichtshof hat versagt ! von Hans Bauer

Das Urteil gegen die Rathenau-Mörder trägt alle Merkmale der republikanischen Geistesverfasung. Es hat harte Worte gefunden, sich aber mit milden Taten begnügt. Als Erzberger gemordet worden war, brach ein scharfer Wortewind über die Reaktion her: Jetzt wirds anders ! Jetzt paßt aber auf ! Und dann blieb das Gewitter aus. Als Rathenau die Kugel getroffen hatte, brach ein Sturm los: Nun wird gepfiffen ! Nun gehts ihnen ans Leder ! Nun besinnen wir uns ! Und dann kam jenes republikanische Schutzgesetz, dessen Name daher rührt, daß es wohl Herrn Kahr und Herrn Bruhn, nicht aber H. v. Gerlach und Maximilian Harden beschützt.

Der Verlauf des Rathenau-Prozesses hat gelehrt, daß der Geist der Halbheit und Lauheit, des Kompromisselns und der Aussöhnelei, der das Schutzgesetz schuf, sich in seinem Erzeugnis: dem Staatsgerichtshof getreu widerspiegelt. Nicht, daß die Leute, die in Leipzig gerichtet haben, sich als zweifelhafte Republikaner erwiesen ! Aber der Republik haben sie einen zweifelhaften Dienst erwiesen.

Herr Hagens war ja gewiß das Muster eines Richters: würdig, bedächtig, väterlich, objektiv bis zum Aeußersten. Aber er war nicht das Muster eines Republikaners, der den Kampf gegen antirepublikanische Einzelpersonen zu einem Kampf gegen antirepublikanische Anschläge überhaupt zu erweitern imstande gewesen wäre. Was der Staatsgerichtshof geleistet hat, das hätte jedes Schwurgericht auch leisten können. Soweit Material gegen die Verschwörer verwendet worden ist, stammte es vom Untersuchungsrichter Alckens. Aus eigner Kraft hat der Staatsgerichtshof nicht Eine neue Tatsache ans Licht zu ziehen verstanden, auf Grund der vorhandenen Tatsachen nicht Eine neue Kombination fertig bekommen. Schuld daran war auch die Auswahl der Beisitzer. An ihre Stelle hätten Persönlichkeiten gehört. Der Einzige, der sich gelegentlich noch an der Befragung beteiligte, war Fehrenbach, die Andern waren stumme Betrachter. Die Hartmann, Hildenbrand, Jäckel sind wohl charaktervolle, aufrichtige Politiker und kluge Männer in ihren Tätigkeitsbereichen: hier haben sie versagt. Hierher hätten Intellektuelle gehört: Köpfe, Kombinationstalente, Tiftler, geistige Spürhunde, die eine Verfolgung aufnehmen können. Wenn irgendwo sonst: hier, auf den Beisitzerstühlen, wäre Deutschlands republikanische Geistigkeit am rechten Platze gewesen !

Es ist gekommen, wie es immer in Deutschland kommt: Die Republik hat unter Donnergrollen Milde geübt. Hart war nur die Urteilsbegründung, nicht das Urteil selbst.

Im übrigen ist erstens einmal das Schutzgesetz überhaupt nicht angewendet worden, sondern nur das Strafgesetz. Zweitens ist auch das Strafgesetz nicht mit voller Wucht niedergezuckt, sondern nur sanft niedergeglitten. Wo Mittäterschaft angenommen werden konnte, ist nur wegen Beihilfe bestraft worden; wo wegen Beihilfe hätte gestraft werden können, ist nur Begünstigung für erwiesen erachtet worden. In den Fällen der Beihilfe und Begünstigung ist, außer bei Techow, nirgendwo auf das Höchstmaß der möglichen Strafe erkannt worden.

Gewiß: auch die tatsächlich verhängten Strafen sind in einzelnen Fällen schwer, und vom Standpunkt der Menschlichkeit kann eingewendet werden, daß 15 Jahre Zuchthaus für den verängstigt und scheu dreinschauenden Knaben Techow eine grausame Sühne bedeuten. Aber darum handelt sichs nicht bei der Bewertung des Staatsgerichtshofs. Da handelt sichs darum: wenn in diesem außerordentlichen Falle, und nachdem auf die Anwendung des Schutzgesetzes verzichtet worden war, auch das übliche Strafgesetz nur mit Milde angewendet wurde — wann kommt dann eigentlich seine strenge Auslegung in Betracht?
Am krassesten liegt der Fall bei Ilsemann. Schön: Ilsemann wird nicht nach dem Schutzgesetz abgeurteilt. Schön: Bei Ilsemann wird (trotz den einleuchtenden Darlegungen des Oberreichsanwalts) Begünstigung nicht für erwiesen erachtet. Schön: Er wird nur nach der Verordnung bestraft, die den Besitz von Schußwaffen verbietet. Nach dieser Verordnung kann auf Gefängnis bis zu 5 Jahren erkannt werden. Preisfrage: Wann wird Jemand wegen verbotenen Waffenbesitzes mit 5 Jahren Gefängnis bestraft, wenn Ilsemann, der Verheimlicher jener Maschinenpistole, mit deren Hilfe Rathenau ermordet wurde, mit 2 Monaten bestraft wird, „die durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt erachtet werden“?

Schlimmer als in der Strafzumessung hat der Staatsgerichtshof bei der Beweisausnahme versagt. Nicht nur, daß Herr Hagens nicht den geringsten ernsthaften Versuch unternahm, über die Hintermänner der O. C. etwas zu erfahren: als Jäckel und Fehrenbach sich einmal schüchtern in dieser Richtung vorwagten, wurde er nervös und verbot weitere Fragestellung. Dieser Gerichtshof hätte den Mut zur Unsachlichkeit aufbringen und eben deshalb in einem höhern Sinne sachlich sein müssen.

Sein Leitgedanke hätte sein müssen: Wie verschaffe ich der beleidigten republikanischen Staatsform die größtmögliche Genugtuung? Wie schütze ich die Republik für die Zukunft am besten? Sein Leitgedanke ist gewesen: Wie erwirke ich bei den Beleidigern am intensivsten den Eindruck der Tendenzlosigkeit?

Er hat Rathenau mit der Republik, Techow mit der Reaktion verwechselt.

Und es handelte sich weder um Rathenau, diesen besonders gearteten Kopf, aber nur zufällig mitlaufenden Republikaner, noch um die Erfüllung der menschlich rühmenswerten Wünsche seiner Mutter, sondern um das sichtbare Fanal eines neuen Geistes.

Und es handelte sich nicht um Techow, sondern um Potsdam.

Väter und Söhne

Da wir von der Gerichtsbarkeit südamerikanischer Räuberstaaten
nicht allzu viel wissen: in Europa hat es das letzte Mal vor drei-
ßig Jahren ein Gegenstück zu dem Fall Fechenbach gegeben. Das
heißt: wenn man nicht genau hinsieht. Denn die Entstehung des Falles
Dreyfus war schließlich aus allerlei nationalen Bedingtheiten, aus
der Gottgeschlagenheit der Militärkaste, aus Antisemitismus und
mancher andern Gemeinheit der Menschennatur zu erklären. Dies
hier dagegen ist eine Ausgeburt der Hölle. Diese Dummheit hat keine
irdischen Maße mehr. Wer diese grauenhafteste Schändung des Rechts-
gefühls auf Ruchlosigkeit zurückführte, der setzte damit einen zu hohen
Grad von Bewußtheit voraus. Mittelalter? Darwin wüßte, in wel-
cher Epoche der Erdgeschichte solche Vorgänge anzusiedeln sind.
Diesmal gehts wirklich um das letzte bißchen Achtung, das Deutsch-
land in der Welt noch genießt. Es darf sich, wie das Frankreich von
1893, nicht früher beruhigen, als bis dieser ungeheuerliche Justizmord
gesühnt ist: als bis das bayrische Volksgericht kurz und klein ge-
schlagen ist und seine drei Opfer, für die keine Berufungsinstanz
existiert, dem Zuchthaus entrissen und begnadigt sind. Jetzt kann
Heinrich Mann zeigen, ob seine Bewunderung für Zola de la litérature
oder ihn selbst zur Blutzeugenschaft zu befeuern imstande ist. Jetzt
redet, Künstler, bildet nicht, weil Ihr euch ja doch darüber klar
sein müßt, daß ein Volk, welches diese himmelschreiende Schmach
nicht von sich abwäsche , jeden Anspruch auf eure Gebilde verwirkt
hätte, Kunst braucht Boden, den nicht Tiere zerstampfen, sondern
Zweifüßler urbar gemacht haben. Lessing der Mann, durch dessen
Herz ein brennendes Recht floß, hätte dröhnend gelacht über eine
Generation, der zwar die Fähigkeit abgeht, ‚Nathan den Weisen' zu
einer Macht ihres Lebens werden zu lassen, aber nicht die Neigung,
ihren Tag mit der Ausgrabung seiner ‚Miß Sara Sampson' zu ver-
trödeln, zu würdigem Material für ein kostspieliges Renaissance-Thea-
ter Petrefakte zu bestimmen, die Betätigungslust eines Regisseurs wie
Ludwig Berger an philologische Kinkerlitzchen zu verschwenden und
das herrliche Geschöpf Lucie Höflich erst jahrelang auszuhungern
und dann mit dem Prototyp aller Durieux-Rollen kümmerlich abzu-
speisen.

*

Das Publikum freut sich am ‚Bund der Jugend', als sei er von
Leo Walther Stein. Der Kritiker nimmt die Teile in die Hand. Was
der Techniker Ibsen überkommen, und was er geschaffen hat. Was
dem Charakteristiker Ibsen mißlungen, und was ihm geglückt ist. Was
der Ethiker Ibsen nachgesprochen, und was er gelehrt hat. In
dieser dreifachen Gestalt steht der einundvierzigjährige Dichter ziem-
lich unentschlossen zwischen den zwei Welten seiner Herkunft aus
der Konvention und seiner revolutionären Zukunft. Es wetterleuchtet,
aber es bleibt noch nicht hell. Die Tugend setzt sich zum Schlusse
breit an den Tisch, und es ist, als ob Ibsen sich nachträglich selber

über seine moralisierende Weltbetrachtung lustig machte, wenn er im ‚Volksfeind' zwischendurch mitteilen läßt, daß der schmählich abgeführte Stensgard doch noch Stiftsamtmann geworden ist. Daneben wird schon im ‚Bund der Jugend' leis der Komplex von Motiven angerührt, die später weit über eine scheingerechte Abwägung von Schuld und Sühne hinaus zu den gewichtigsten Fragen der Freiheit des Christenmenschen führen sollten. Daß hier der Keim der ‚Nora' zu suchen ist, zögert man fast zu wiederholen. Nicht ganz so oft dagegen ist festgestellt worden, wie nah die Verwandtschaft zwischen Stensgard und Hjalmar Ekdal. Viel auffallender als diese Aehnlichkeit mit dem älteren Ibsen ist ja auch die Abhängigkeit von dem jüngern Dumas, von Scribe und, vor Allen, von Augier, dessen Giboyer auf Stensgards Treiben mit einem heitern, auf Stensgards Niederlage mit einem nassen Vaterauge blicken würde. Sollte übrigens wahr sein, daß wir uns diesen Franzosen heute nur noch gefallen lassen, wenn er in nordischer Verkleidung kommt? Die Leute haben sicherlich aufrichtiger Ibsens Eierschalen als sein junges Gefieder akklamiert, und wir Andern, die rechnerisches Raffinement so leicht nicht einfängt, wir wären schließlich in der Lage, es artistisch zu bewundern. Denn an und für sich ist dieses Raffinement bei Augier bewundernswerter als bei Ibsen, dem eben sein Dichtertum doch hin und wieder das Konzept verdirbt. Er ist noch nicht geübt genugt, die Handlung mit Charakteristik zu durchdringen (oder umgekehrt), und läßt den Vorgang unbesorgt zerflattern, wo ihn die Wiedergabe menschlicher Besonderheiten mächtiger reizt. Aber er ist auch ohne den Vorwand poetischer Verhinderungen einfach ein schlechterer Handwerker oder, was das Selbe ist, ein geflissentlicherer Realist, der das ganze breite Um und Auf der Alltäglichkeit auf die Bühne zu schleppen nur darum für nötig hält, weil die Wirklichkeit so und nicht anders ist, und der trotzdem daneben eines Rattenkönigs von Verwechslungen und Mißverständnissen nicht entraten zu können glaubt, weil das Theater seiner Zeit so und nicht anders war. Ach, das Theater, und was auf ihm wirkt, hat sich inzwischen so wenig geändert, daß nach ‚Madame Sans-Gêne' und dem ‚Schlafwagenkontrolleur' auch Giboyer und Rabagas die fröhlichste Urständ feiern würden, wenn man sie nur in ein Tempo setzte, dank dem die Leute vergessen, daß es Zuchthäuser und Justizmorde und die verdammenswerteste Trägheit des Herzens gibt. Den Regisseur des Deutschen Theaters hat weder die Pietät zaghaft noch die Unbekümmertheit geschmacklos gemacht. Soll man ihm nachrechnen, welche von seinen Mimen den Ibsen-Apostel Brahm nicht befriedigt hätten? Man soll lieber dankbar sein, daß noch eine Privatbühne da ist, die sich nicht für ein Serienstück fünf Attraktionen zusammenmietet, sondern das Opfer bringt, ein großes Ensemble zu halten. Daraus stechen diesmal hervor Werner Krauß, ein blonder Possen-Stensgard mit Schnürbrust und Vivatnase, und namentlich Gülstorff als ein, Daniel Hejre wie von Dickens.

*

Barnowsky in Ehren — aber ich will unbewaffnet die nächste Zirkusversammlung des Bundes für Freiheit und Ordnung besuchen, wenn dem Lessing-Theater für die Aufführung der Historie von ‚Vater und Sohn' die Förderung eines jungen deutschen Dichters nicht ein Nebenmotiv gewesen ist. Das Hauptmotiv wird die sehnsüchtige Erinnerung an den Dauererfolg gewesen sein, dem Mitglieder und Gesinnungsfreunde jenes Bundes und seiner hundertfach benamsten Ableger dem Film von ‚Fridericus Rex' bereitet haben. Eine falsche Rechnung. Bei Joachim von der Goltz wird kein Parademarsch geübt, keine Militärmusik gemacht und zuviel geredet. Und das Gerede hat den Nachteil, für die Nationalisten nicht patriotisch, für die Kunstgenießer nicht poetisch genug zu sein. Die dramatische Absicht ist lobesam: Der Sohn hat recht, aber auch der Vater. So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn. Nur ist mit dieser unanfechtbaren Feststellung wenig getan. Jetzt wäre erst zu gestalten: die Einmaligkeit des Sohns und des Vaters, die geschichtliche wie die menschliche; der Zusammenstoß zweier Generationen; der Kampf der preußisch-soldatischen Weltanschauung mit einer anscheinend minder straffen, die doch in sich hat, auf anderm Wege dasselbe Ziel zu erreichen; der Dämon der harten Pflichterfüllung gegen den Genius, dem der Herr es im Schlafe gibt; das Tabakakollegium gegen das Flötenkonzert ; der Krückstock gegen den Degen. Bei Joachim von der Goltz ist das Alles vorhanden, wie es von jeher vorhanden gewesen ist; aber weder ists nennenswert neu gruppiert noch so auf einander gehetzt, daß die Funken stieben. Die Bedeutung der Gattin, Mutter und Königin zwischen den beiden Parteien zu fixieren wird ein schwacher Versuch unternommen; kein erheblich stärkerer, den Widerstreit der Kronprinzenseele nach außen zu projizieren in einen Landstreicher, der zur Ermordung des Königs geheuert werden soll. Die Trommeln und die historischen Namen rollen: der alte Dessauer und General Grumbkow; Fouqué und Katte; Monbijou und Küstrin. Und, nicht zu vergessen, Neuruppin. Aber auf keinem der Bilderbogen ist ein einziger Fleck, vor dem einem kalt oder heiß oder auch nur warm würde. Von der Bühne wehte es, da Kraußneck an meinem Abend schon ausgesprungen war, ein Mal herunter: als Granachs Landstreicher drüberhingeisterte. Dabei hatte Barnowsky sich noch mehr Mühe gegeben als sonst. César Kleins Prospekte ermöglichten den hurtigsten Ablauf. Das verführte den Regisseur freilich, sich dem Gleichmaß dieser Bewegung allzusehr anzupassen. Die Schauspieler hatten nicht Modulation genug, um Abwechslung in Ton und Tempo zu bringen. Steinrück sieht wie der Soldatenkönig aus und darf kaum gescholten werden, daß er kann, was sein Dichter gekonnt hat, nicht, was der gerne gekonnt hätte. Aus Ernst Karchow wäre nie Friedrich der Große geworden, unter dessen Regierung der gemeine Mann die Zuversicht hatte, daß es ja doch Richter in Preußisch-Berlin gäbe. Sicherlich gibts die noch jetzt. Dann ist es zu Deutschlands unermeßlichem Schaden, daß alle Prozesse, auf die die Welt blickt, anderswo stattfinden.

IV. Der Schauspieler

Der Schauspieler Chaplin ist nicht weniger begabt als der Komödien-dichter Chaplin. Er wird — wie sagt man? — allen Intentionen des Dichters gerecht, und der Dichter Chaplin kann sich freuen, solch einen Schauspieler zu haben. Ich stelle seine Leistungen neben die höchsten schauspielerischen Leistungen, die ich kenne, von Nijinski und Victor Arnold bis zur Duse und Sada Yacco. Er gehört, wie Arnold, zu jenen komischen Schauspielern, von deren Gipfeln der Komik man in die Abgründe der Tragödie so gut hinuntersieht wie in die Niederungen des Humors. Er hat einen prachtvoll trainierten Körper, mit dem er Alles machen kann, was er will, er ist sehr ge-wandt, sehr schnell, er hat fabelhafte Einfälle, beherrscht die Klaviatur und alle Register der Komik mit einer Virtuosität, die ihm ein Tempo erlaubt, daß nicht allein allen Konkurrenten, sondern sogar den Zu-schauern der Atem wegbleibt.

Aber was ist das Alles gegen die ruhigen, die stillen, die ganz leisen Momente, wenn er nachdenklich, wenn er bekümmert, wenn er traurig wird ! Was ist das gegen die herzzerreißende Lustigkeit, zu der er sich aufrafft, wenn ihm — ‚Auf der Walze' — sein Mädchen weggeholt wird ! Traurig schaut er ihr nach, dann reißt er sich zu-sammen, guckt weg, reibt sich die Hände, tanzt ein paar Takte Shim-my vor sich hin — geht dann aus diesem fröhlichen Gehüpfe ganz langsam in einen bekümmerten Trauermarsch über, dreht einem den Rücken zu und lehnt den Kopf an seinen einsamen, leeren, alten Zigeunerwagen. Man sieht ihn nur von hinten, nur seinen Rücken und seine Beine, regungslos, aber man weiß: er weint. So kompli-zierte Dinge (Kampf gegen die Verzweiflung) sah man bisher nur auf den Gesichtern großer Schauspieler. Chaplin macht das mit den Beinen.

Aber nicht seine schauspielerische Begabung, so enorm sie ist, macht ihn zu einem Sonderfall; begabte Schauspieler gibt es schließ-lich auch noch neben ihm: seine überragende Bedeutung liegt anders-wo. Er ist es, der, auch als Schauspieler, zuerst die Möglichkeiten, die Gesetze des Films bis auf den Grund erkannt, der den neuen Typ des Schauspielers, den Filmschauspieler geschaffen, der grundsätz-lich mit den Traditionen des Bühnenschauspielers gebrochen hat. Er verzichtet auf das Mittel der Sprache. Er ist stumm. (Da der Film stumm ist.) Er parodiert höchstens einmal einen sprechenden Men-schen, um zu zeigen, wie lächerlich das ist: zu sprechen. Er hat an-stelle der Sprache des Bühnenschauspielers eine andre: die des (stum-men) Variétéschauspielers, des Exzentric. Er führt nicht die Tra-dition des heutigen, „vergeistigten" Bühnenschauspielers fort, sondern eine andre, sozusagen mehr körperliche, aber deshalb, weiß Gott, nicht minderwertige Ueberlieferung. Die Schauspieler der italienischen und der alt-französischen Komödie waren zum guten Teil Akrobaten, Springer, Tänzer. Von dieser körperlichen Schulung hat unser moder-nes Theater verdammt wenig behalten. Diese Seite der Tradition hat sich einer andern Linie vererbt: dem Ballett, dem Zirkus, dem Variété. Harlekin, Hanswurst, Clown, Exzentric: diese Linie setzt Chaplin fort,

diese aus der ältesten Komödie stammende Tradition hat er in den Film gerettet. Vielmehr: er hat aus ihr und aus den für den Film brauchbaren Teilen des heutigen Theaters den neuen Stil des Films geschaffen. Er hat außerdem alle Lehren des größten aller bisherigen stummen Schauspieler, er hat alle Lehren der Marionette (und des Kasperls) studiert, beherzigt, angewandt. Er hat daraus und aus den durch ihre Fehler und ihr Versagen lehrreichen Beispielen seiner Vorgänger im Film — Ehre ihrem Andenken ! — den neuen Stil des Filmschauspielers geschaffen. Das ist, ganz abgesehen von seiner außerordentlichen schauspielerischen Begabung, eine fabelhafte, es ist seine bedeutendste, es ist die bedeutendste künstlerische Leistung, die der Film bisher überhaupt produziert hat.
(Schluß folgt)

Bergab ! von Morus

Die Not der geistigen Arbeiter

Bevor ich wage, dem Leser unter die Augen zu treten, muß ich einen kleinen Irrtum aufklären. Der Unsinn vom „längst proletarisierten deutschen Arbeiter", den mir M. M. Gehrke in Nummer 41 der ‚Weltbühne' ankreidet, ist nie von mir geschrieben worden. Sondern aus dem Satz: „Nicht nur der längst proletarisierte, ausgepowerte Mittelstand, sondern auch der deutsche Arbeiter, der sich bisher noch am ehesten sein Existenzminimum zu sichern wußte, hat nach der neuen ungeheuerlichen Preissteigerung nicht das Sattessen" — aus diesem Satz ist eine runde Zeile mitsamt dem Mittelstand ausgefallen und so der längst proletarisierte Arbeiter zur Welt gebracht worden.

Aber auch sonst ist meinem verehrten Gegner hie und da ein kleiner Irrtum unterlaufen. Der beträchtlichste dürfte der sein, daß M. M. Gehrke offenbar glaubt, der deutsche Arbeiter erhalte heute den Reallohn der Vorkriegszeit oder womöglich noch mehr. Diese Ansicht ist notorisch unrichtig. Das Internationale Arbeitsamt in Genf hat kürzlich eine Denkschrift über die Lohnverhältnisse der Nachkriegszeit herausgegeben, aus der hervorgeht, daß Ende 1921 das Real-Einkommen der deutschen Arbeiter bei 15 Arbeiterkategorien niedriger und nur bei 12 Gruppen höher war als 1914, während die französischen Arbeiter sämtlich, von 32 englischen Arbeitergruppen 25 besser entlohnt wurden als vor dem Kriege. Und daß sich in Deutschland auch für die Arbeiterschaft der Reallohn gegenüber dem Vorjahr wesentlich verringert hat, läßt sich aus jeder Lohntabelle mit Leichtigkeit nachweisen.

Gewiß wohnt der deutsche Arbeiter, dank der Zwangswirtschaft, ebenso — das heißt: ebenso schlecht wie vor dem Kriege. Vielleicht geht er sonntags „moderner", wenn auch nicht besser gekleidet als früher; aber er ißt — und das Essen nimmt bei jedem Handarbeiter den größten Teil des Budgets ein — erheblich ärmlicher. Erinnern Sie sich der Frühstücksstullen unsrer Maurer von anno 14? Die sind vorbei, und ebenso das Fleischgericht am Abend. Ich will nicht behaupten, daß die jetzige Einschränkung schon gesundheitsschädlich ist. Die Jeremiaden, die neulich eine brave Sozialdemokratin im

preußischen Landtag anstimmte, waren maßlos übertrieben. Das deutsche Volk befindet sich körperlich gegenwärtig so wohl wie seit vielen Jahren nicht — die Aerzte sprechen gradezu von einer „Gesundheits-Epidemie“. Aber die Betriebsleiter sowohl wie die Gewerbeärzte stimmen doch darin überein, daß der Rückgang der stündlichen Arbeitsleistung im Bergbau und in der Industrie zuallererst auf den Rückgang der Ernährung zurückzuführen ist.

Der Bericht des Internationalen Arbeitsamtes zeigt auch, daß die Nivellierung der Löhne der gelernten und der ungelernten Arbeiter keine Spezialität der verruchten deutschen Republik ist, sondern sich in allen europäischen Staaten vollzogen hat. Man kann darin wohl einen „Erfolg“ des Proletariats sehen, das ja, in seinen politischen und wirtschaftlichen Programmen wenigstens, nach dem Prinzip der Bedarfsdeckung eine weitgehende Nivellierung des Einkommens anstrebt. Aber viel stärker kommt in der Niedrigerbewertung der Qualitätsarbeit ein andres Moment zum Ausdruck: die ungeheure Verarmung, in die nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa durch den Krieg gestürzt ist. Und schließlich haben die sozialen und die psychischen Folgen des Krieges eine Umwertung der Genußwerte bewirkt. Es klingt paradox, aber es ist nun einmal eine Tatsache, daß der Schnaps sich lebensnotwendiger gezeigt hat als die Kunst und der Tabakshändler wichtiger als der Arzt.

Das ist vielleicht der Kern der ganzen Frage vom Untergang der geistigen Arbeiter. Nachdem einmal der Bedarf an „intellektueller Ware“ bei den Massen nachgelassen hat und dadurch die Lebenshaltung der Kopfarbeiter gesunken ist, muß dieser Prozeß sich mit wachsender Schnelligkeit fortsetzen. Denn die geistigen Arbeiter waren zum großen Teil selbst Abnehmer ihrer Erzeugnisse. Die ganze moderne „Kultur-Produktion“ — man muß diese Dinge, wenn man sie oekonomisch verstehen will, auch terminologisch aus der Sphäre tier „Geistigkeit“ herausheben — wurde, im Grunde genommen, von einer erstaunlich schmalen Bevölkerungsschicht konsumiert; und die klassische englische Nationaloekonomik, die mit den Dienstleistungen der freien Künste nichts anzufangen wußte, hatte schon bis zu einen gewissen Grade recht: die Kulturmenschen gehörten eigentlich gar nicht zur Volkswirtschaft ; sie bildeten wirtschaftlich einen Staat im Staate.

Dieser Staat der Intellektuellen befindet sich, unleugbar, im Stadium der Auflösung. Sie zu verhindern, sehe ich kein andres Mittel als: den Kreis der Konsumenten zu erweitern, auf Cliché-Deutsch: „die Kunst ins Volk hinaustragen“. So sich das aber nicht mit den Gesetzen der Aesthetik oder mit den Intentionen der Produzenten verträgt: weiterzuhungern, bis die Söhne der Kriegsgewinnler — auch die Zeit wird kommen — zum Geistesadel herangereift sind.

Inzwischen gibt es immerhin ein sehr wirksames Mittel, die augenblickliche Not der geistigen Arbeiter zu lindern: nicht, wie Sie tun, verehrter M. M. Gehrke, auf die Schlossergesellen, die höhern Lohn verlangen, zu schimpfen, sondern von ihnen zu lernen und sich zu organisieren. Nicht in jenen losen wirtschaftlichen Verbänden, die heute mit untauglichen Methoden die Not der geistigen Arbeiter verschlimmbessern, sondern in straffer gewerkschaftlicher Organisation. Können Sie es, beispielsweise, einem Verleger verübeln, wenn

er Hungerhonorare zahlt, solange er von wohlhabenden Amateuren Gratisarbeit bekommt? Gäben aber die ernsthaften Berufspublizisten nur unter der Bedingung ihre Arbeit her, daß der Verleger sich verpflichtet, kein Manuscript un- oder schlechthonoriert zu lassen, und legten sie geschlossen die Arbeit nieder, sobald ein Verleger dagegen verstößt, so würden die Verleger ebenso zu Kreuze kriechen, wie sie heute den Forderungen der Setzer nachgeben. Die geistigen Arbeiter, wendet man ein, seien nicht organisationsfähig? Auch von den Industrie-Unternehmern (die zumeist viel stärkere Individualitäten sind als der durchschnittliche geistige Arbeiter) sagte man das, bis die Not sie zur Organisation zwang und die enragierten Manchesterleute in die Kartelle und Syndikate gingen.

Der verdientstvolle Verein für Sozialpolitik hat auf seiner diesjährigen Jubiläumstagung in Eisenach ausschließlich über die Not der geistigen Arbeiter verhandelt. Die Debatte, die durch die von dem münchner Professor Ludwig Sinzheimer herausgegebene zweibändige Materialiensammlung trefflich vorbereitet war, verlief sich im Sande, weil die Kathedersozialisten, in eigner Sache, plötzlich manchesterliche Anwandlungen bekamen und nicht entschlossen genug das eine Wort betonten, daß allein zur wirtschaftlichen Sanierung der Intellektuellen führen kann: das Wort Organisation.

Die Finanznot der Städte

Dem Staat geht es schlecht. Aber der Staat hat immer noch eine „Hilfsquelle": die Papiergeldpresse. Reichen die Einnahmen nicht, so wird ein wenig nachgeholfen. Aber die Kommunen haben dieses probate Mittel nicht. So müssen sie sehen, wie und woher sie das Nötigste zusammenpumpen. Nur werden die Geldgeber allmählich etwas zugeknöpft. Die Stadtanleihen will längst keiner mehr, und eine nach der andern verschwindet vom Kurszettel. Aber auch die Girozentralen, die bisher zusammen mit den Sparkassen die Finanzierung der Städte aufrecht erhielten, beginnen zu streiken. Die Drohung des Allgemeinen Deutschen Sparkassentages in Goslar, den Städten den Kredit zu kündigen, hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. Allein der berliner Etat für 1922 weist bis jetzt ein Defizit von über 2 Milliarden Mark auf. Den Provinzstädten geht es nicht besser, eher schlimmer. Die laufenden Ausgaben werden, wie der berliner Stadtkämmerer Karding vor kurzem treuherzig erzählte, seit langem schon aus den Steuern bestritten, die die Städte für das Reich einzuziehen haben. Aber das Reich bedankt sich begreiflicherweise für derartige Treuhänder und geht nunmehr dazu über, sein Geld allein einzutreiben. In dieser Not melden sich allerorten hilfsbereite Herrschaften, die sich bereit erklären, die Städte von ihren „Lasten" zu befreien, Die „Lasten" sind die städtischen Betriebe, die man jetzt für ein Butterbrot oder auch ohne einen roten Heller den Städten abknöpfen möchte. Am schärfsten geht der Kampf in Berlin, wo die bürgerlichen Stadtväter es für ihre Aufgabe halten, die Kommune zu enteignen. Nun steht ja fest, daß die Verwaltung der städtischen Betriebe nicht eben zu den Mustereinrichtungen der preußischen Residenz zahlt. Die Angestellten hängen mit Liebe an ihren Posten, und der Posten und Pöstchen sind viele, allzuviele. Immerhin gehen über die Rentabilität der städtischen Betriebe die Ansichten auseinander.

Während die bürgerlichen Parteien ein Milliardendefizit herausrechnen, behaupten die Sozialisten, schon jetzt wenigstens 670 Millionen Mark übrig zu behalten.

Der Grundirrtum ist derselbe wie bei den Diskussionen über die Privatisierung der Eisenbahnen: es wird nur nach der Rentabilität der Betriebe gefragt und außer Acht gelassen, daß eine unmäßige Erhöhung der Tarife, wie sie Privatunternehmer unbedenklich vornehmen konnten, die Bevölkerung viel mehr belasten würde, als es die steuermäßige Deckung des Defizits tut. Der „rote Magistrat” hat denn auch bisher wenigstens die reine Privatisierung abzuwehren vermocht und nur für gewisse Betriebe, wie für die Verwertung der Hafenanlagen — Berlin ist nächst Duisburg-Ruhrort der größte deutsche Binnenhafen — das Privatkapital herangezogen. Andre Betriebe, wie die städtischen Güter, werden jetzt kaufmännisch als G. m. b. H. organisiert, sodaß man auch hier vielleicht höhere Erträge herauswirtschaften wird.

Um aber die fatale Geld not energisch zu bekämpfen, hat man sich jetzt an das Vorbild des Staats gehalten und eine eigne Druckerpresse etabliert. Statt der bescheidenen 50-Pfennig-Scheine werden demnächst für 2 Milliarden 100- bis 1000-Mark-Scheine ausgegeben werden. Der Staat hat erfreulicherweise die Ausgabe städtischen „Großnotgeldes“ an strenge Bedingungen geknüpft und wird hoffentlich den üblichen Protesten gegenüber fest bleiben. Denn, so mißlich auch die Finanzlage der Städte ist: es wäre das Ende der deutschen Währung, wenn nun noch jedes kleine Nest seine Papierfabrik aufmachte.

Die „Lesi”

Die „Lesi“, zu deutsch: der Lehrer-v. Siemens-Konzern beschwert sich in einem Brief an die ‚Weltbühne’ darüber, daß ich sie in meiner Kritik der Wiederaufbau-Verträge (in Nummer 40) unter den „Nachahmern“ des Herrn Stinnes aufgezählt habe. Sie weist mit Stolz darauf hin, daß ihre „diesbezüglichen Verhandlungen mit Frankreich bis in das Jahr 1920, also sogar noch vor das Rathenau-Abkommen“ zurückreichen. Ob die noch sehr junge, aber tatkräftige und unternehmungslustige Firma tatsächlich die erste Anregung für die Wiederaufbauverträge gegeben hat, wird sich einstweilen nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Sicher aber ist doch, daß Hugo Stinnes als Erster durchs Ziel ging, und daß es gewiß auch nur der Allmacht des Herrn Stinnes gelingen könnte, den Bann in Frankreich — die deutsche Regierung wird ja bei solchen Angelegenheiten von deutschen Industriellen nicht erst gefragt — endgültig zu brechen.

Daß die Firma vollständig unabhängig von Stinnes agiert, sei gern zur Kenntnis genommen, aber wenn sie weiterhin durchblicken läßt, daß sie bei ihrem Vertrage, der sich überwiegend nicht auf Sachlieferungen, sondern auf die Stellung deutscher Arbeiter in Frankreich erstreckt, bescheidener gewesen sei als Herr Stinnes, so muß man doch die schüchterne Frage stellen, wieviel denn nun bei der Organisation der deutschen Arbeit in den Händen der deutschen Unternehmer bleibt. Der deutsche Steuerzahler hat letzten Endes auch diese Zeche zu bezahlen, und er hat ein Anrecht darauf, zu erfahren, wo sein Geld bleibt.

Knappe Literaturgeschichte von Ferdinand Hardekopf

Zweite Lieferung(20 Pillen)

Friedrich von Schiller: Das Fiasko einer conspiratio ingenua.
Hebbel: Judithmarschen.
Oscar Wilde: Artistokratie.
Heinrich Mann: Von der Crèmokratie zur Demokratie.
Laurent Tailhade: Nemokratie !
Boris Sawinkoff: Dynamythologie.
Marie Bashkirtseff: Geschwindsucht.
Hans Jäger (Christiania): Neurasthenographie.
Die deutsche Literatur: Eine Domäne ohne Dämonen.
Die deutsche Literatenlaufbahn: Syphilistertum.
Carl Sternheim: Eine snoptische Täuschung.
H. H. Ewers: Satannenbaum.
Der Naturalismus: Zolamen miseris socios habuisse malorum.
G.-K. Chesterton: Orthodoxford Street.
Gottfried Benn: Morguiasmus.
Albert Ehrenstein: Depreß-Zugführer.
Theodor Däubler: Nordlichthyosaurus.
Wedekind gefilmt: Astaquouérisme.
Aristide Bruant: das Cabaret wollte Revolte . . .
Unsre kleinen Aufgerührten: Novembryonen.

Rundschau

Prozeß Wyneken

Während die öffentliche Meinung vollauf mit dem Mordprozeß Rathenau beschäftigt war, fand zu Rudolstadt in aller Stille die Revisionsverhandlung gegen Gustav Wyneken statt.

Aus der ersten Verhandlung hatte man durch Zufall Einiges erfahren: Die Anklage fußte auf der Anschuldigung eines seelisch minderwertigen Hilfslehrers, der die Aussage der gesamten Lehrer- und Elternschaft der Freien Schulgemeinde Wickersdorf gegenüberstand. Die Urteilsbegründung stützte sich auf die Zeugenaussage eines zwölfjährigen Schülers. Berufung gegen das Urteil aus sachlichen Gründen gibt es nicht, ein Formfehler ist diesmal nicht gemacht worden — das Urteil: Ein Jahr Gefängnis ist also rechtsgültig.

Die rudolstädter Strafkammer entzieht sich durch den Ausschluß der Oeffentlichkeit der Kontrolle durch die öffentliche Meinung. Der Justizminister läßt sie gewähren.

Für uns junge Menschen aber ist dieser Prozeß nicht eine juristische Frage, sondern eine Frage der Gesinnung. Wyneken hat für die Jugend gelebt. Die Triebkraft aller seiner Handlungen war seine Liebe zu jungen Menschen. Was er auch getan haben mag: wir wissen, daß er von dieser Liebe getragen wurde, daß er keiner unedeln Gesinnung fähig ist. Wir brauchen den Tatbestand nicht zu untersuchen — wir müssen den Mann bedingungslos schützen, müssen flammenden Protest dagegen erheben, daß Gustav Wyneken, der genialste Pädagoge unsrer Zeit, der größte Führer

der Jugend, wie ein gemeiner Verbrecher eingesperrt wird. Wir verwahren uns dagegen, daß die tiefsten und heiligsten Dinge seiner und unsrer Seele nach der Schablone beurteilt werden. Nachdem wir dies nicht haben verhindern können und auch ruhig haben zusehen müssen, wie man diesen Mann durch die übliche unselige Prozeßverschleppung seelisch zerstört hat, wollen wir jetzt mit Aufbietung unsrer ganzen Kraft verhüten, daß die deutsche Jugend durch die Beseitigung ihrer Führer systematisch zu Grunde gerichtet wird. Die Leute, die Wyneken einsperren, und die es geschehen lassen, fügen damit dem ganzen deutschen Volk einen ungeheuern Schaden zu. Die neue Schule ist ohne Wyneken nicht denkbar. Die Geschichte, die die große Idee der Freien Schulgemeinde stets mit seinem Namen verbinden wird, bewahrt dieses Urteil eines deutschen Gerichtes auf.

Es ist kein Zufall, daß grade jetzt, nachdem man fünfzehn Jahre lang an Wynekens Beseitigung gearbeitet hat, die Bemühungen zum Ziele geführt haben. Die deutsche Jugendbewegung, die eng mit Wyneken verknüpft war, hat längst den politischen Jugendorganisationen Platz gemacht. Wyneken gehört keiner Partei an, sodaß die politischen Parteien kein Interesse an ihm haben. Die Jugend stellt sich also nicht geschlossen hinter ihn. Diejenigen jungen Menschen aber, denen ihr Führer höher steht als parteipolitische Zänkerei, werden Alles daran setzen, Gustav Wyneken zu befreien. Es wird ihnen gelingen, wenn alle einsichtsvollen Menschen mit ihnen kämpfen.
Erich Weiser

Filme

Märchen-Film

Die Schuhe einer schönen Frau sind die Galoschen des Glücks. Wer sie anhat, dem erfüllt sich Alles, was er wünscht. „Ich wollte, ich wäre die reichste Frau der Welt“, sagt das arme Schustermädel aus der Papagoyentwiete im Hamburg — und bums ! ist sie die reichste Frau der Welt.

Wie reizend ließe sich dies alte Wunsch- und Zaubermärchen verfilmen ! Was für Einfälle (ernste und ulkige !) könnten und müßten Autor, Regisseur und Schauspieler haben ! Hans Brennert, der Autor, und Emerich Hanus, der Regisseur, wandeln leider einen völlig falschen Weg. Sie machen aus dem treuherzigen Ludwig-Richter-Märchen ein pompöses deutsches Pracht- und Gala-Film-Lustspiel.

Das kleine Schustermädel wird also „die reichste Frau der Welt“.

Wie reizend wär' es nun, zu zeigen, wie sich das arme kleine Mädel „die reichste Frau der Welt" vorstellt: doch natürlich mit einer Krone auf dem Kopp und einer langen Schleppe hinterher und immerzu in Conditoreien und abends auf dem Abtanzball in der ‚Anhaltischen Ressource'. So stellt sich das Schustermädel „die reichste Frau der Welt" vor. Statt dessen sah man, wie sich ein deutscher Filmregisseur „die reichste Frau der Welt" vorstellt: rund herum umgeben von Expressionismus. Schauderhafteste Raffke-Architektur ! Wenn nun wenigstens das in so fremde Umgebung hineingezauberte kleine Mädchen, das dumme kleine Mädchen aus der Papagoyentwiete bliebe ! Das gäbe noch einen lustigen Spaß. Aber mit den neuen Kleidern wird sie sofort eine dumme, hochnäsige, langweilige Millionärspute. Von Komik, von Märchen-Erstaunen, von Zauber-Wunder keine Spur !

In einem Chaplin-Film kommt Chaplin in den Himmel. Wie sieht der Himmel aus? Genau, aber ganz genau wie die graue Proletarierstraße, in der Chaplin auf Erden gewohnt hat; nur ist im Himmel Alles weiß, was auf Erden grau und schwarz war, und um die weißen Laternenpfähle ist ein kleines Kränzchen gewunden. So sieht der Himmel aus, in den ein armer Strolch sich wünscht. Das ist komisch und zugleich sehr rührend. Die deutschen Film-Leute machen aus dem Himmel-auf-Erden, in den ein armes Mädel sich wünscht, eine langweilige Parvenu-Protzerei. Sie haben die hübsche Märchenidee der Glücksschuhe nicht benutzt, um Sehnsucht, Glück und Tolpatschigkeit zweier junger Menschenkinder im Märchenland zu zeigen ; sie haben sie benutzt, um von alldem, wovon sie glauben, daß es dem Kinopublikum gefällt, ein bißchen hineinzumischen: ein bißchen Protzerei, ein bißchen Expressionismus, ein bißchen Mittelalter sogar — kurzum: allerlei Ausstattungsgeschichten, die feste Geld kosten. Und es ist wie immer im deutschen Film: grade Das, was Geld gekostet hat, ist dumm und langweilig.

Hübsch sind nur ein paar Landschaften aus Hamburg und von der Elbe. Die nichts gekostet haben. Und eine gute Idee hat man gehabt: man hat Hans Brausewetter engagiert. Und so sieht man zum ersten Mal in einem deutschen Film einen sympathischen, hübschen, lustigen, lebendigen, jugendlichen Liebhaber. Hoffentlich werden wir nun des öfteren unsern Spaß an ihm haben — wenn ihn die Regisseure nicht verderben !
Hans Siemsen

Natur-Film

In der Alhambra war der zweite Teil der ‚Wunder des Schneeschuhs' zu sehen. Für den Beschauer hat die Bewegung des Skiläufers trotz ihrem Schwung und trotz dem Sturm abgleitender Raschheit etwas Stumpfes, Ersticktes und unnatürlich Gratiges. Aber auch hieraus ergeben sich durch richtige Kontrastierung, sorgfältigen Aufbau und Verwendung von Zeitlupe und -samm-

ler, und wenn die großen weißen Flächen durch plötzliches Erscheinen des allein der Größe nach bekannten Menschen in überraschende Proportionen gerückt oder von rasch eilenden schwarzen Pünktchen auf immer wechselnde Art beschrieben werden, interessante Bildmotive in Menge, die umso verdienstlicher sind, als der Film in erster Linie für den Sport werben will. Haltet die Deulig-Filme daneben, und Ihr werdet ermessen, welch gute Arbeit hier, trotz einigen Längen, geleistet worden ist.
Roland Schacht

Steegemann

Es ist natürlich immer riskant, über ein Thema zu schreiben, von welchem man im Vorhinein weiß, daß einem kein Luder glaubt, was man äußert. Trotzdem. Ich habs im vorigen Heft versprochen, und da will ichs auch tun. Also (spätere Biographie vorbehalten) in Hannover, dem Domizil Hindenburgs, besteht die Buchhandlung Schmorl & von Seefeld. Hindenburg hat daselbst regelmäßig das ‚Daheimi' erworben.

In dieser Buchhandlung trieb ein Commis sein Wesen (die kriegszeitlichen Ladenmädchen werden es eidlich bestätigen, nöch?) . . . ein Commis, Paul Steegemann geheißen. Sein Urahne war Klaus Störtebecker, und sein weiland Vater hat jahrelang Gasometer kontrolliert.

Besagter Steegemann verkaufte Bücher und bediente zuweilen den Marschall Hindenburg.

Bis er sich eines Tages (und das mit Fug und Recht) sagte: Unter den Verlegern, denen ich versklavt bin, gibt es einige ansehnliche Rhinozerösser; es kann nicht übermäßig schwer sein, einen Verlag zu gründen; ich will den Standpunkt wechseln und mich ins Lager der Produzenten schlagen; ich bin ein verhinderter Dichter, allerdings aus konträren Hemmungen als jener Balduin Bähschaf; kurzum: Wie schauts in meinem Portemonnaie aus? Und er zählte seine Silberlinge, und — traun fürwahro ! — es waren ihrer summia summariter fünfundsiebzig Mark, wo er sein eigen nannte.

Und er sprach also: „Geld haben und im Gegenteil von Dalles schwimmen . . . da ist es ein Schmarren, den Verleger zu mimen; nein, mit Nichts anfangen, das scheint mir der Weg zum Sieg.“

Und er schrieb an Kasimir Edschmid (den er merkwürdigerweise bannig schätzt) und an

Kurt Martens und an etliche Andre. Und versicherte ihnen,
daß er Deutschlands größter Verleger sei und infolgedessen keine
Honorare zahlen dürfe. Abgesehen davon, daß er keinen Hun-
dertmarkschein besitze.

Steegemann wohnte dunnemals in der Welfen-Straße, und der
Verlag war unter seinem ein- schläfrigen Bett. In einer mor-
schen Kiste.

Aber er kümmerte sich um ein Telephon, und er bekam es auch,
und sooft Jemand anläutete, rief Steegemann, der keimende Ver-
leger: „Hier Verlag Steegemann, Zentrale !“ und erkundigte sich,
was gewünscht werde, und verband entweder mit Lektorat oder
mit einem der Direktoren oder mit der Herstellung, Er war
Alles in einer Person: Packer, Markthelfer, Direktor, Boten-
junge, Autor.

Bis ihm Kurt Schwitters, das seriöse Urviech, seine anna
blume in den Rachen schleuderte.

Da setzte Steegemanns Genie ein.

Steegemann ist der Dichter der Waschzettel und der Börsenblatt-
Reklame.

Ich spreche wohl kein Geheimnis aus, wenn ich verrate, daß
nirgendwo auf Gottes buntbewimmeltem Erdboden ärgere Re-
aktionäre sitzen als im Buchhandel.

In zwanzig Jahren, in meinen Memoiren (die vorzugsweise das
Cabaret und die Literatur betreffen werden) will ich mitteilen,
was Deutschlands Buchhändler . . . ach Quatsch.

Betroffen stoppe ich. Soll ich Steegemanns Charakter lüpfen?
Auf die Gefahr hin, daß gewisse Buchverschleißer mir und ihm
einen Strick daraus drehen. Soll ich?

In Dreiteufelsnamen. Hört denn. Steegemann konzipiert den
Text eines Inserats. Dies geschieht nachts halber Vier. Dann
sendet er den Text ans Börsenblatt. Dann erscheint das Inserat.
Dann überlegt er, wer das zum angekündigten Werk gehörige
Material liefern könne. Dann schickt er das aus dem Börsen-
blatt gerupfte Inserat einem Menschen, von dem er in den Finger-
spitzen hat, daß betreffender nerr geeignet sei zur Anfertigung des

Manuscriptes. Und dann pumpt er Geld für den Drucker. Und dann laufen die Bestellungen ein. Und aus der Höhe der eingelaufenen Bestellungen kalkuliert er, wie hoch die Auflage sein muß. Und dann erscheint das Buch und ist so gut wie vergriffen.

Mitte September bekam ich von ihm ein Inserat, worin er ein neues Buch von mir anzeigte. Mich traf der kalte Schlag. Ich hatte keinen Schimmer von dem Buche. Vierzehn Tage später schrieb er mir, er habe gegen achttausend Bestellungen. Daraufhin schrieb ich das Buch. Vierzehn Tage später las ich die Korrektur. So machts Steegemann. Am 3. Oktober hat er Geburtstag gehabt. Wie alt er geworden ist, plausche ich nicht aus. Es glaubt ja doch Niemand.

Wir wollen uns zu diesem Verleger gratulieren, der ein so (ich kenne ihm von hinten und von vorn) unbeschreiblicher Idealist ist und ein so origineller Kauz.

Denn unter uns gesagt: wer ein so genialer Mensch ist wie Baulchen Steegemann (dazu Autodidakt, Unkapitalist und Papa), der hatte es hundertmal leichter, Platin zu schieben oder Speck oder Papier.

Und jetzt guckt er mir über die Schulter und fuchst sich, daß ich ihn besinge. Das große Kind, das große.

Hans Reimann

Liebe Weltbühne !

Neulich ging ich mit einem — nicht akademisch gebildeten — Münchner ins Künstlertheater zu einer Neueinstudierung des ‚Tartuff'. Mein Freund ließ sich das Programm geben, studierte es eifrig und meinte dann: „Sie, hörens, bal dös a Stick in unsera Mundart is, nacha geh i hoam, dös langweilt mi."

Antworten

Wohltätiger. Vor einem Jahr hat hier Kurt Tucholsky um Gaben für arme Menschen gebeten, und Viele haben seine Bitte erfüllt. Unter seinen Schützlingen befand sich Betty Wassermann, jene erblindete Tänzerin, die in einer Liebestragödie ihr Augenlicht verloren hat. Ihre Lage ist so verzweifelt, daß die Bitte wiederholt sei: Senden Sie ein Börsenplus oder einen Pokergewinn an sie. Ihre Adresse ist: Wilmersdorf, Prinzregenten-Straße 23, Gartenhaus. Auch das Postscheckkonto der Weltbühne Berlin 11958 nimmt Gaben an. Es wird auf Wunsch quittiert.

Laie. Sie sind überrascht, daß in kleinen berliner Papiergeschäften Listen zur Sammlung von Liebesgaben für Techow ausliegen. Ich wäre nicht überrascht, zu erfahren, daß solche Listen noch an ganz andern Stellen ausliegen.

Oberlandesgerichtsrat P. W. Wenn wieder einmal auf irgendeinem Juristensabbat ein deutscher Richterling in seiner Sprache „entrüsteten Protest gegen die Untergrabung des Ansehens der Rechtspflege in weitesten Kreisen unsres Volkes" erhebt, dann halten Sie ihm doch vor die ausdrucksvollen Brillengläser stillschweigend den Prozeßbericht des Hamburger Fremdenblatts, den sicherlich die reinste Ehrerbietung diktiert hat. „Präsident Hagens ist die Ruhe selbst. Diesem vornehmen Bremer liegt daran, daß die Angeklagten Vertrauen zu ihm haben." Der Richter, dem am Vertrauen von Mördern gelegen sein soll, ist immerhin eine neue Erscheinung. Leider entspricht das Vertrauen des deutschen Volkes, das in weiten Schichten durch das jüdische Sittengesetz, die Zehn Gebote, verhetzt ist, diesem vorbildlichen Vertrauen der Herren Mörder durchaus noch nicht. Gleich darauf ist die Rede von „merkanten Gestalten am Richtertisch". Trotz dem Druckfehler — gemeint ist vielleicht: merkantil — bleibt der Scharfblick des Korrespondenten bemerkantswert.

Ludwig B. in Pyrmont. Ich habe neulich die Frage gestellt: „Wer befördert Pensionisten? Wer erhöht unrechtmäßig ihre Pension ?“ Das war keine rhetorische Frage, sondern eine, auf die ich mir eine Antwort wünschte. Sie geben sie mir: „Die Rangerhöhung erfolgt als ein Akt ausgleichender Art im Namen des Reichspräsidenten, auf Vorschlag der militärischen Personalkommission, die von einem der Generale des ehemaligen Heeres geleitet wird, und die nach dem Grundsatz verfahren dürfte, daß ehemalige Offiziere nachträglich denjenigen Titel erhalten können, den sie Ende 1918 wohl noch erhalten hätten, wenn damals die Revolution die ordnungsgemäße Prüfung der Listen zugelassen hätte. Bei den Voraussetzungen für die Rangerhöhung ist ein Mindestmaß von Dienstzeit im Felde angesetzt worden, und zwar entsprechend den Vorgängen der letzten vier Jahre. Keineswegs wird aber durch die nachträgliche Titelverleihung die Pension berührt. Ich selber beziehe die Pension eines Oberleutnants, obwohl ich im Anfang des Krieges Hauptmann und zu Ende Major geworden bin. Die Pension ist also an die formell-berufliche Leistung geknüpft.“ Danke schön. Das wird eine Beruhigung für Alle sein, die bisher das unbehagliche Gefühl gehabt haben, daß an ihrem schwer erworbenen und.ohnehin wertlosen bißchen Gelde schmarotzt werde.

Sortimenter E. C. in H. „Ich bin wach“, sagt Pallenberg gern. Sie sind unwirsch. Ich habe mehrmals vermerkt, daß das Buchhändlerbörsenblatt, worin noch der kleinste Schmierfink einen Nekrolog auf sich lesen kann, dem Schriftsteller Walther Rathenau keinen gegönnt hat. Da kommen nun Sie dahergetobt und behaupten, daß ich anzapfe, nicht der Wahrheit die Ehre gebe und abgeschmackt bin, während hingegen Sie darauf aufmerksam machen, meiner — Sie sagen: mich — überdrüssig zu werden beginnen und, was wohl nicht mehr als billig sei, verlangen, daß — also, daß ich berichtige. Aber mit dem größten Vergnügen. Walther Rathenau wird am 24. Juni ermordet. Ich tadle immer wieder, daß das Buchhändlerbörsenblatt dieser unalltäglichen Tatsache nicht die genügende Rechnung trage. Meine Vorwürfe sind nicht fruchtlos: am — 21. August ist der vielfach vermißte Nachruf erschienen. Und grade diese Nummer habe ich Bösewicht nicht zu Gesicht gekriegt. Jetzt halten Sie mir wutschaubend unter die Augen. Wäre ich wie . . .: rund zwei Monate, bis zum Heiligabend, würde ich meine Richtigstellung hinauszögern. Aber ich bin nicht wie . . .

Trübetümpler. Sie haben gelacht. Das freut mich. Sie sollen abermals lachen. In der Berliner Volks-Zeitung trägt ein Artikel über ‚Schule und Sexualerziehung' den Titel: ‚Das geleugnete Organ', beginnt mit dem Satz: „Es ist ein merkwürdiges Phaenomen, daß die wichtigste und stärkste Triebkraft aller Kreatur von der menschlichen Gesellschaft mit Heimlichkeit und Heuchelei bemakelt wird: die Tatsache, daß der Mensch ein Geschlechtsorgan besitzt, darf noch heute kaum ausgesprochen werden", und schließt mit dem Satz: „Die Befreiung, die Enthüllung, die würdige Erhebung des geleugneten Organs in die ihm zukommende Stellung wäre die größte Revolution aller Zeiten !“

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Alleinige Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Serbien vor dem Krieg von Otto Kras

Zu Fronleichnam des Jahres 1903 wurde in Belgrad der letzte Nachkomme der Familie Obrenowitsch von Offizieren ermordet. Alexander Obrenowitsch galt als ein nationaler Politik vorgelagertes Hindernis und als Gefolgsmann habsburgischer Politik, obwohl nicht sein, sondern des Peter Karadschordschewitsch Großvater Alexander es gewesen ist, der im Jahre 1848 dem Habsburger gegen die Madjaren zu Hilfe geeilt war. Die Beseitigung Alexanders Obrenowitsch galt als „die“ nationale Tat. Die sie durchführten, als die Befreier des Vaterlandes. Die Abhängigkeit der Regierung von diesen Befreiern hat seit jenen Tagen unverkennbar die serbische Politik beeinflußt und wirkt auch noch heute auf sie. Und der Enkel des Habsburger-Retters Peter, der in Bosnien für die Freiheit dieses Landes gekämpft und wider Willen dessen Abhängigkeit von Oesterreich-Ungarn erkämpft hatte, war von vorn herein auf eine anti-oesterreichische Politik festgelegt, da er doch der Nachfolger Dessen war, der wegen seiner pro-oesterreichischen Politik weggeräumt worden war; und wurde in der Presse von Wien und namentlich von Budapest wenig geschmackvoll der blutige Mörderkönig genannt.

Seit damals ist nahezu ununterbrochen der ehemalige Ingenieur Nikolaus Paschitsch — der in seinen jungen genfer Tagen zu Füßen Michael Bakunins gesessen hatte, radikaler Gegner der Dynastie Obrenowitsch war und seine Partei darum die radikale nannte, welchen Namen sie auch heute hat — Führer der serbischen, jetzt der südslawischen Politik gewesen. Er ist zweifellos Serbiens größter und erfolgreichster Staatsmann, wenn auch seine Gegner ihn reaktionär, orientalisch und in den Methoden veraltet nennen. Ihn suchte ich ein Jahr nach der Ermordung Alexanders, so etwa Ende Dezember 1904 auf. Paschitsch befand sich damals im ersten, vorsichtig tastenden Stadium jener Politik, die nicht nur zur wirtschaftlichen Emanzipation Serbiens, sondern in der Folge zum Weltkrieg und zur Schaffung des Südslawischen Staates geführt. hat. Die Notwendigkeit, sich von Oesterreich-Ungarn wirtschaftlich unabhängig zu machen, betonte Paschitsch schon damals auf das Nachdrücklichste. Seiner Art entsprechend freilich zögernd und gewunden. Er meinte:

> Es ist meine Pflicht, die Ausgestaltung vertraglich geregelter Handelsbeziehungen mit der habsburgischen Monarchie anzustreben; das ist meine Aufgabe als Staatsmann und verantwortlicher Beamter meines. Staates. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich als Patriot nicht denselben Weg gehen kann. Und ich muß fast wünschen, daß meine offiziellen Bestrebungen keinen Erfolg haben.

Mir schien es ein Widerspruch; denn aus Kroatien kommend, im Bann kroatischer Gedankengänge, hielt ich die weitestgehende Annäherung Serbiens an Oesterreich-Ungarn für nützlich — wenigstens für die Slawen der Monarchie. Paschitsch

hatte aber für die Interessen der Slawen der Monarchie nicht das geringste Verständnis. Er sah damals (und sieht auch jetzt) nur die Serben Serbiens vor sich, und ihr Interesse war ihm Alles. Er fuhr denn auch fort:

> Ja, ja, ich weiß, daß dieser Standpunkt unsern Freunden jenseits der Save nicht angenehm ist, und daß wir selbst, wenn wir nicht zu einem Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn gelangen, den schwersten Krisen entgegengehen. Aber was will das sagen ! Wir haben vor Jahrhunderten auf dem Amselfeld die schwerste Krise erlebt, durch die ein Volk hindurchgehen kann, und in der Folge unter türkischer Herrschaft geschmachtet. Und heute? Wir sind ein kleiner, aber doch ein selbständiger Staat — soweit uns Wien in unsrer Selbständigkeit nicht stört — und der Wirtschaftskampf mit Oesterreich wird uns zwingen, uns auch wirtschaftlich auf eigne Füße zu stellen. Wir werden Industrien bauen und Schlachthäuser errichten und unsre Fleischprodukte über Saloniki in die Weststaaten führen, da die madjarischen Agrarier sie nicht den Bürgern des oesterreichischen Staates zugute kommen lassen wollen. Und so, wie wir uns bereits politisch von unserm großen Nachbar emanzipiert haben, wird es auch wirtschaftlich geschehen. Industrieprodukte werden uns am Ende auch Andre liefern.

Grade in jenen Tagen hatte der weitblickende Paschitsch auch schon mit Bulgarien Fühlung genommen. Ganz unerwartet und überraschend für die Diplomaten Belgrads — ganz besonders für den Vertreter Oesterreich-Ungarns, der immer Alles als der Letzte erfuhr — trafen sich eines Winterabends im Hofwartesalon des belgrader Bahnhofs König Peter und Fürst Ferdinand. Nur die Herren von der russischen Gesandtschaft und der Vertreter der petersburger Telegraphen-Agentur, der gleichmäßig bei Paschitsch und in seiner Gesandtschaft ein- und ausging, hatten Kenntnis von der bevorstehenden Zusammenkunft und waren ebenfalls erschienen. Doch Ferdinand scheint nicht dicht gehalten zu haben, und so zerstörte ein rauher Nordwind die Knospe einer serbisch-bulgarischen Freundschaft; und auch eine bald darauf von dem Jungradikalen Draschkowitsch versuchte serbisch-bulgarische Zollunion wurde von Wien aus zerstört, anstatt daß Wien sie für sich genutzt hätte.

Der Zollkrieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien wurde von Oesterreich auf das erbittertste geführt — namentlich gegen die eigne Bevölkerung, die so ganz der Preispolitik der madjarischen Agrarier ausgeliefert war. Und auch für Serbien wurde dieser Kampf um die wirtschaftliche Emanzipation von Oesterreich eine böse Sache. Der italienische und der egyptische Markt hielten nicht ganz, was Paschitsch und seine Referenten sich davon versprochen hatten. Wien und Budapest waren für den serbischen Bauer die natürlichen Markte, und sein Haß gegen den Kaiser von Wien, der ihm verwehrte, seine Schweine in Budapest zu verkaufen, wuchs ins Unermeßliche. Daß die serbische Politik diese Stimmung für ihre Politik nutzte, ist selbstverständlich. Es kam dann wohl zu einer Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen, aber der Haß blieb, wenn auch nun die Schweine wieder nach Budapest gingen. Kein Mann in der serbischen Politik wagte nun mehr, seine Stimme für Oesterreich zu erheben, und auch die konservativen Fortschritt-

ler, die bisher zu Oesterreich gehalten hatten, schwenkten ab. Merkwürdig genug brachte dieser Wirtschaftskrieg auch Bulgarien Serbien gewissermaßen näher und bereitete so die Stimmung für den künftigen Balkanbund vor. Je schärfer der Gegensatz der Monarchie zu Serbien sich entwickelte, umso wertvoller mußte Bulgarien als Balkandegen für Oesterreich werden, und umso mehr ließ sich herausschlagen. Auf so verschlungenen Wegen bereiten sich politische Bündnisse allerdings nur auf dem Balkan vor.

Als es im Jahre 1909 zur Annexion Bosniens kam, gingen die Wogen in Belgrad sehr hoch. Bosnien galt den Serben als serbisches Land (und ist es ethnisch auch, da die bosnischen Moslems ebenfalls meist Serben sind, die zum Islam übergetreten waren), und wenn es auf die Serben angekommen wäre, wenn Rußland damals schon parat gewesen wäre, würde Serbien gegen Oesterreich losgegangen sein — was Graf Aehrenthal anscheinend damals schon gewollt hat. Doch Rußland war eben nicht parat und ließ die serbischen Schützlinge im Dreck. Grade jetzt war der psychologische Moment für Oesterreich-Ungarn, Serbien für sich zu gewinnen und an die Stelle Rußlands zu treten. Aber Oesterreich wollte nicht friedliche Erwerbungen: es wollte den Krieg wegen des Krieges. Kaum ein Volk ist Stimmungen so leicht zugänglich wie die Serben, und die Depression war damals so tief, daß mir ein Jahr später noch der Verfasser des ‚Revolutionären Statuts’ (das im großserbischen Hochverratsprozeß zu Zagreb das Hauptbeweismittel war für die beabsichtigte Losreißung Kroatiens von Oesterreich), Milan Pribitschewitsch, gestehen konnte: „Wir sind aus einem bösen Traum erwacht. Die Annexion hat uns Wachträumer zu Wirklichkeitsmenschen gemacht. Wir begreifen nun mit Schmerzen, daß ein gutes Verhältnis zur mächtigen Nachbarmonarchie mehr wert ist als das von uns revolutionären Demokraten nur ungern gesehene Verhältnis der Liebe zu Rußland, das verurteilt zu sein scheint, das Verhältnis einer unglücklichen Liebe zu sein.“ Hätte Oesterreich-Ungarn diese Stimmung damals ausgenutzt, so wäre der Weltkrieg vielleicht nicht am Konflikt mit Serbien entbrannt. Aber ein Ausgleich mit Serbien hätte ja die Herren vom Ballplatz des Vorwands beraubt, den sie schon damals suchten, um durch einen Krieg ihre bedenklich ramponierte innenpolitische Position zu kräftigen.

So kam das Jahr 1912, und Paschitsch war es gelungen, den Balkanbund zu schaffen. Fürst Ferdinand mußte, sehr wahrscheinlich gegen seinen innersten Wunsch, mitgehen, da der gemeinsame Kampf gegen die Türken eine offenkundig gemeinsame Sache der Balkanstaaten war und ein Bündnis mit Serbien gebieterisch aufzwang. Die Balkanstaaten rannten bekanntlich die Türken in wenigen Tagen nieder — ein in Zentraleuropa nicht erwarteter Erfolg. In jenen Tagen waren von oesterreichischen Politikern unter andern in Belgrad Herr von Baernreither und Herr Dr. Josef Redlich erschienen. Dieser legte, wie mir Paschitsch tagsdarauf selbst mitteilte, dem serbischen Ministerpräsidenten die Frage vor, wie er über die Möglichkeit einer Wirtschafts- und

Zollunion zwischen Serbien und Oesterreich denke, worauf
Paschitsch geantwortet habe:

> Der Moment nach den ersten Siegen gegen die Türkei sei nicht gut gewählt, um über die Anbahnung fester Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn zu verhandeln. Das Volk sei jetzt siegestrunken. Oesterreich-Ungarn könnte durch eine wohlwollende Haltung während der Friedensverhandlungen die psychologischen Voraussetzungen für solche Verhandlungen schaffen.

Oesterreich-Ungarn hat sich bekanntlich während der Friedensverhandlungen nicht nur nicht wohlwollend verhalten, sondern Serbien um die Frucht seiner Siege, um den Ausgang zum Meer gebracht und dann Bulgarien in den Krieg gegen Serbien getrieben. Es hat damit die psychologischen Voraussetzungen — um bei diesem Wort zu bleiben — für den Haß geschaffen, der zur Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand führte. Und statt der Wirtschaftsunion kam der Weltkrieg.

Städte von Hans Reimann

I Dortmund

Nein, ich werde nie auf diese Stadt schimpfen. Sie ist sehr ernst, sehr melancholisch, sehr schmutzig; . . . aber es ist eine Stadt. Man braucht nur durch die Brück-Straße zu gehen, und man ist im Bilde.

Mitten im Herzen Dortmunds lebt ein wildes Stück Berlin, wo es am berlinsten ist. Bloß finsterer und gedrückter.

Der erste Eindruck ist schlimm. Denn auf dem Bahnhof werden einem die Kleider vom Leibe gerissen, und wo „Eingang" steht, drängt die Menge hinaus, während der Ausgang genau den gegenteiligen Zwecken dient. Ueberhaupt: man vermißt die ordnende Hand. Liederlich und blindlings ist das Ganze gebaut. Hinter prunkenden Fassaden räkelt sich eine spitzwegisch verträumte Mauer, und dicht hinter belebten Straßen kakeln verfallene Schuppen und halb eingerissene Schornsteine. Insgesamt existieren sechs Bedürfnisanstalten, und da in Dortmund reichlich gesoffen wird (jeweils ein Trester oder ein Kirsch zwischen einen Humpen herrlichsten Bieres), so schlägt manch nächtlicher Pilger sein Gewässer an schweigsamer Fassade ab.

Und tausend Schleusendeckel fehlen ! Und das Pflaster ! Mein Gott ! Du gehst ahnungslos spazieren, Freund, und strauchelst und stürzest jäh zu Boden; denn der Magtrat achtet deiner nicht und pfeift auf Reparaturen. Nur dem Marktplatz läßt er große Sorgfalt angedeihen, und es bietet einen wahrlich erhebenden Anblick, wie nach den (Mittwochs und Sonnabends stattfindenden) Markttagen geschrubbt wird, als wäre es Parkett.

Und dann ist da Herr Löbbert. Herr Löbbert hat einen epochalen Haarbalsam erfunden und überschwemmt mit diesbezüglicher Reklame die Schaufenster der Stadt. Männer präsentieren sich dir da (in effigie), die haben faustbreite Wüsteneien im Hinterkopf, und nach zehnwöchigem Gebrauch von Löbberts unerhörtem Balsam sind die Wüsteneien wie weggeblasen und edelstes Haarwerk sprießt üppiglich hervor. Und viele, viele Schaufenster künden dir dies Wunder.

Und dann ist da Fritz Hanna, nach welchem so ziemlich die meisten Zigarrengeschäfte benannt sind. Er scheint eine Art Zigarren-Stinnes zu sein, der Havanna-Hanna.

Und dann sind da die Lumpenmänner. Die sind wie lauter Rattenfänger von Hameln. Denn sie dudeln (wie ich mir den Dr. Owlglass vorstelle) auf zierlichen Flöten und befleißen sich höchst eigenartiger Melodien. Seriösen Antlitzes schieben sie ihre Karreten dahin über das vertrackte Pflaster und blasen auf Teufelkommheraus.

Und außerdem gibt es an Auffälligem Folgendes:

Die Gardinen und Stores, wo an den Fenstern prangen. Selbige nämlich sind von auserlesenem Geschmack und haben ihresgleichen nicht in andern Städten. Es wimmelt in Dortmund von Filet-Arbeiten.

Das ewige Glockenläuten. Es beginnt frühmorgens, ehe die erste Straßenbahn rattert. Und erstreckt sich bis in die späte Nacht. Ununterbrochen bimmeln die Kirchenglocken und baumeln. Sechs Minuten vor Acht, acht Minuten nach Elf, elf Minuten nach Vier. Es nimmt kein Ende.

Die Bemalung des Ratskellers. Walter Herricht hat sie ausgeübt, und man kann als Unbefangener wähnen, Dortmund sei eine der unentwegtesten Hanse-Städte, sintemal das ehedem mit schönen, gemütlichen Bildchen geschmückte Lokal ganz und gar durchwebt ist von dürr stilisierten Segelbooten. De gustibus est disputandum. Und meiner erlauchten Meinung nach ist der Ratskeller zum Kotzen. Was seine innere „Aufmachung“ betrifft. Nicht so das Bier, Dortmunds Spezialität. Im „Holzknecht“ mags süffiger sein: im Ratskeller mundet es trotz der hysterischen Wandbepinselung wie anderswo kein Sekt.

Den Kaiser-Friedrich-Hain, der möglicherweise Kaiser-Wilhelm-Hain heißt. Ich lasse das absichtlich dahingestellt. Tja, er ist ein wenig grün und ein wenig marmorn, und mitunter geschieht dortselbst Musike. Jedennoch: was man in Dortmund unter einem „Hain“ versteht, das dürfte in naturgesegneten Gegenden allenfalls ironisches Lächeln entfachen.

Weit und breit kein Rasen, kein Strauchwerk, keine Wiese, kein noch so winziger Park, keine Beete und keine Blumen.

Bloß Pupskamps Blumenladen an der Reinoldikirche.

Und Brügmanns Hölzchen.

Wer Brügmanns Hölzchen betrachten will, muß die Straßenbahn benutzen, und die besteht in Dortmund aus Teilstrecken. Wer sich durchaus darauf versteift, mag getrost zu Fuße tippeln. Man kommt innerhalb eines Tages ganz bequem um Dortmund herum.

Tja, Brügmanns Hölzchen.

Es ist von einer Planke (die teilweise in embryonalem Zustand ruht) umplankt und mißt immerhin einige Quadratmeter. Am Eingang jedoch hängt eine Tafel:

Hunde sind an der Leine zu führen.
Frei herumlaufende Hunde werden abgeschossen.
Eisen und Stahlwerk Hoesch.

Und ein Stückchen weiter hinten hängt eine zweite Tafel, die ist unendlich viel trauriger:

Der Wald wird 9 Uhr abends geschlossen.

Schade, daß es kein Wald ist; und dreifach schade, daß man einen Wald, der tatsächlich einer ist, beim bestem Willen nicht schließen kann.

Aber er gehört dem Stahlwerk Hoesch.
Als ich dem Konsul Hoesch von den beiden trübseligen Tafeln erzählte, blinzte er mich verständnisvoll an. Und sein Nachbar, der Bankdirektor S., tat den fürchterlichen Ausspruch: „Wer hier in Dortmund spazieren gehen will, muß Auto fahren.“
So ist es. Hm, ein paar Stunden weit.

Darum war ich in Iserlohn und im Felsenmeer und in der Heinrichshöhle. Die Umgebung von Iserlohn ist Thüringens würdig. Und das Felsenmeer, in dem man von halbwüchsigen Bengeln herumgeführt wird, ist gradezu hochromantisch. Aber die Heinrichshöhle ist ein rechter Käse.
Namentlich, wenn man in einem Kohlenbergwerk war.

Meine Herren: da macht man keine Späße. Da bleibt einem die Spucke weg. Da läuft man todernst die Kreuz und die Quer.
Auf der Zeche Tremonia bin ich gewesen. Von acht Uhr morgens bis in den Mittag. Siebenhundert Meter unter der Erdoberfläche.
Nie habe ich das Wort „Oberfläche“ so grausam kapiert. Angesichts der Kohle, die mit Gottes Hilfe den Weltmarktpreis erklommen hat, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Rund dreißigtausend Mark im Monat bezieht so ein Arbeiter da unten, und er ist dabei Kommunist. Das imponiert mir. Hunger in den Därmen haben und Hunger im Portemonnaie: da ist es keine Kunst, Kommunist zu sein.
Und es ist kein süßes Brot, im Dunkel und im Dreck zu schuften, wahrhaftig nicht.

Da waren ein paar oesterreichische Studenten, die verbrachten ihre Ferien im Schacht. Wie die es über sich gewinnen, wieder in die bei weitem üblere Luft eines Hörsaals zu krauchen, o weh.

Aber auch Deutschnationale sind in dem Labyrinth beschäftigt, auf welchem die so triste wie fleißige Stadt steht.

Sie sind in der Minderheit.

„Gasthof zum Römischen“ lautet ein kaiserloses Schild, wohingegen schrägüber der Bahnpost das „Hotel de Tenhof“ liegt.
Weil sogar die Fürsten dran glauben mußten.
„Kaisers Kaffee-Geschäft“ hätten sie bei einem Haar zerteppert.

Die Ausstellung des Künstlerbundes „Isar” (im Gesellschafts-Casino) verdiente es eher. Doch da wagt sich Keiner hin.

Und sonst?

Die Dortmunder Zeitung ist zahm und bieder, der Generalanzeiger (der im selben Gebäude gedruckt wird wie die Dortmunder Zeitung) macht in Unabhängigkeit, die Tremonia hat katholischen Anstrich, und für das geistige Leben der Stadt sorgt die Buchhandlung Brügmann & Vedder.

Sie liegt an der Synagoge.
Und an der Synagoge liegt die Hauptpost.
Und an der Hauptpost liegt das Stadttheater.
Alles auf einem Haufen.

Die Hauptpost ist nicht eben amüsant; es sei denn, daß man in der Mittagspause eine Dreimarkmarke verlangt und mit vier Mark berappen muß.

Das Stadttheater wurde bisher von dem (jetzt nach Nürnberg übergesiedelten) Intendanten Maurach geleitet. Niemand preist seine Taten.

Jetzt ruhen die intendanzlichen Geschäfte bei Karl Schäffer.

Er war lange Zeit Opernregisseur in Leipzig und hat da schlecht
und recht gearbeitet. Beide Hände lege ich ins Feuer für seine Zuverlässigkeit und Solidität. Dr. Himmighoffen, der Adjutant Schäffers,
wird herzlich gebeten, sich des Schauspiels anzunehmen. Hat man
eine Begabung wie Hans Wildermann (als Bühnenbilderfabrikanten)
zur Verfügung, so kanns eigentlich nicht schief gehen. „Licht und
Farbe“, sagt Wildermann, „sind zwei Helfer, die, richtig angewendet,
alles Uebrige ersetzen können.“ Und vergißt dabei das Licht. Aber
sonst — alle Achtung.

Lieber Herr Schäffer, teurer Herr Wildermann: in euerm Kunstladen bekommt man spätestens nach dem zweiten Akt Augenschmerzen.

Beleuchtet eure Bühne, bitte. Die Dämmrigkeit mit von oben
einfallendem Mond-Ersatz — nöh

Und dem Regisseur Vanderstetten müßt Ihr sagen, daß er während der Vorstellung den Chor nicht sichtbarlich aus der ersten
Kulisse dirigieren darf. Das stört bei jeder Oper.
An prominenten Kräften hat das Dortmunder Theater: den kultiviert singenden und spielenden Franz Schuster (Plumkett, Don Pasquale), den blonden Hünen Walter Pittschau (Peer Gynt, Christoph
Flamm), die vielseitige und unermüdliche Thea Holtfoth (Orlofsky,
Waffenschmied-Marie, Nancy) und den begabten Dirigenten Ferdinand
Wagner, dessen Orchester so elend tief unter dem Bühnenboden sitzt,
daß a) die Sänger detonieren und b) kein fortissimo erzielbar ist.

Opern wie ‚Tiefland’ wurden unter Maurach nicht gegeben, da
sie zu „blutrünstig“ sind.

Ferner ist ein dem Apollo geweihtes Operettentheater vorhanden,
das dicht an Vorstadt grenzt. Im September 1922 hatte sich die Direktion bis zu ‚Dreimäderlhaus’, ‚Landstreicher’ und ‚Hoheit tanzt Walzer’ durchgerungen.

Ein Vergnügungs-Etablissement Fredenbaum nebst landschaftlicher Andeutung entspricht dem Habitus Dortmunds.

Die Elektrische fährt in schrecklichen Abständen. Das Museum
sieht kläglich aus und überrascht dafür durch eine Fülle von Schätzen.
Ein literarischer Verein lebt und webt für sich dahin. Der künstliche
Hafen ist sachlich und reizlos. Die Gartenstadt fällt aus dem tristen
Rahmen angenehm heraus. Dem Cabaret Jungmühle, einem geschmackvollen Lokal mit zusammenrollbarem Podium, werde ich ein dankbares Andenken bewahren. Ein einziges Mal habe ich mich geschämt
und ein einziges Mal gegiftet; achtundzwanzig Abende haben mir
Spaß gemacht.

Und noch etwas hat mir in Dortmund Spaß gemacht:

Die kleine Tochter des Tenors Dr. Nicolaus hat in der ‚Butterfly’ mitmimen dürfen und ist in dieser Rolle photographiert worden,
und die Photographie war drei Wochen lang bei Brügmann & Vedder
im Schaufenster ausgestellt, und die dortmunder Backfische, die vor
den Bildern der Schminkanten sich stauten, haben auch das Nicoläuschen bewundert; aber das tut nichts.

Gesamteindruck: eine schwärzliche, rauchgeschwängerte Stadt mit
anständigen Menschetti, die wissen, was Arbeit ist.

Frans Masereel hat sie entworfen.

XVI. Bernhard Dernburg

Als im September 1906 der Bankdirektor Bernhard Dernburg nach eingehenden Verhandlungen mit dem Fürsten Bülow, die sich mit gleicher Gründlichkeit auf die Erörterung „der leitenden Gesichtspunkte und Ziele" wie auf die Herrn Dernburg zu verleihenden Würden und Prädikate erstreckten, in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes einzog: da hatte die deutsche Oeffentlichkeit den Eindruck, daß etwas Außerordentliches geschehen sei. Ein einfacher Kontormensch — der Reichskanzler in seiner blumenreichen Rhetorik fühlte sich allerdings gedrungen, ihm in seiner Einführungsrede vor dem Reichstag den Titel „Captain of industry" beizulegen — , ein Mann ohne akademische und amtliche Würden hatte sich mit einem jener jähen Rucke, wie sie diesem temperamentgeladenen Menschen eigen waren, an die Spitze eines zentralen Reichsamts geschoben. Er hatte sich selbst geschoben, denn jenes Amt, verlottert und halb bankrott gemacht durch die bürokratische Hilflosigkeit, mit der Dernburgs Vorgänger den Karren der deutschen Kolonialwirtschaft in den Sumpf sinnloser und kostspieliger Eingeborenenkriege, anrüchiger Lieferantenskandale gefahren hatten, war von dem Reichskanzler in seiner Ratlosigkeit verschiedenen „captains of industry" angeboten worden — aber die ehrenwerten Herren hatten samt und sonders gedankt. Als sich nun der Direktor der Bank für Handel und Industrie, in der deutschen Finanzwelt bekannt als Spezialist für die Sanierung heruntergewirtschafteter Aktiengesellschaften, zur Annahme des Postens erboten hatte, war er mit offenen Armen aufgenommen worden. Und damit er, der durch seine saloppe Zwanglosigkeit auch in der Bankwelt eine nicht grade formvollendete Figur gemacht hatte, innerhalb der überwiegend aristokratischen und aufs Dekorative gestellten Hochbeamtenschaft ein gewisses Relief erhielte, wurde ihm der Rang eines Wirklichen Geheimen Regierungsrates verliehen mit dem Prädikat Exzellenz, das vor ihm noch kein Direktor der Kolonialabteilung geführt hatte. Wurde ihm gleichzeitig die Aussicht auf die Umwandlung seiner bisher unter dem Auswärtigen Amt ressortierenden Verwaltungsabteilung in ein selbständiges Staatssekretariat eröffnet. Er sollte den neuen Geist liefern, aber dafür beanspruchte er auch — bereits auf Vorschuß — die neue Form.

Wer war dieser Dernburg, und woher kam er? Er war der im Jahre 1865 geborene Sohn eines Journalisten, Friedrich Dernburgs, der, bevor er in seinem Alter unter dem Strich des Berliner Tageblatts kluge Feuilletons schrieb, in seiner Manneszeit über dem Strich der Nationalzeitung weniger kluge Politik gemacht hatte. Bernhard, der Sohn, der die Fähigkeit und den Drang zum Handeln in sich fühlte, dachte nicht daran, den Beruf seines Vaters für sich zu wählen. Denn er wußte, daß im

Obrigkeitsstaat Deutschland kaum Jemand so wenig Aussicht hatte, zum Handeln zu kommen, wie die Leute, von denen nicht nur die Regierenden, sondern auch die große Mehrzahl der Regierten meinten, daß sie ihren Beruf verfehlt hätten. Auch die wissenschaftliche Laufbahn und Größe seines Oheims, des berühmten Pandektisten Heinrich Dernburg, lockten ihn nicht zur Nacheiferung, denn er war noch weniger eine wissenschaftlich-kontemplative als eine journalistisch-betriebsame Natur. Es fehlte ihm dabei keineswegs an geistigen Interessen und Bildungsbedürfnissen. Die Atmosphäre des Vaterhauses hatte ihn nicht nur oberflächlich berührt, sondern in der massigen Schwere seines Körpers, der so merkwürdig von der feingliedrigen Natur seines Vaters abstach, lebte auch ein Funke jener Feingeistigkeit, die den Vater zu einer aparten Erscheinung unter den Tagesschreibern gemacht hatte. Auch noch in seiner Bankdirektorzeit, zwischen Börsenschlachten und blutigen Sanierungs-Transaktionen, las Bernhard Dernburg gern griechische Klassiker und den Tacitus im Urtext; er liebte und verstand es auch, in seinen Mußestunden sich in Goethes Prosa zu vertiefen. Aber dieser geistige Funke war nicht stark genug, um ihm auf der Bahn eines aesthetisierenden Lebens und Berufs voranzuleuchten. Das praktische Temperament, der Trieb zum Handeln waren stärker. Bernhard Dernburg wurde Kaufmann; er wurde Kaufmann nicht aus grob pekuniären Erwägungen; er wurde — gegen die Tradition seiner Familie, in der jüdischer Bankiereinschlag durch den Geist einer alten Pastorenfamilie gebunden war — Kaufmann aus Passion, aus einem starken, nach außen gerichteten Aktionsdrang.

Seine bankgeschäftlichen Sporen verdiente er sich nicht in der Deutschen Bank des Familienfreundes Siemens, sondern in der von Carl Fürstenberg mit individuellem Geist erfüllten Berliner Handelsgesellschaft. Unrast, der Drang nach größern Verhältnissen trieben ihn bald nach Amerika. Dort, bei der newyorker Bankfirma Ladenburg, Thalmann & Co. gelang es ihm, sich aus der Masse des Kontorpersonals bis in die Nähe des Chefkabinetts vorzuarbeiten und Einblick in das Adernsystem des amerikanischen Wirtschaftskörpers, mit seinen kühnen, großen und skrupellosen Methoden der Finanzierung und Industrialisierung, zu erhalten. Aber es litt ihn nicht lange in Amerika. Als er nach wenigen Jahren heimkehrte, brachte er etwas Amerikanisches mit, oder vielmehr: das Amerikanische, das immer in seiner Natur gelegen, hatte sich mit Schärfe und Bewußtheit in ihm ausgeprägt. Er kam nun als Direktionssekretär in die Deutsche Bank. Schaffenswille und Ehrgeiz drängten ihn vorwärts, und er brauchte seine kräftigen Ellbogen unverdrossen. Kollegen und Vorgesetzte, deren Eifersucht er erregt hatte, erreichten, daß er auf einen Posten „befördert" wurde, wo er nach der Ansicht seiner Neider als kaltgestellt gelten konnte. Er wurde Direktor der von der Deutschen Bank gegründeten Treuhandgesellschaft, einer jener von den Banken abgezweigten Kontrollunternehmungen, die sich mehr mit Aufgaben der Verwaltung als der ursprünglichen geschäftlichen Aktion zu befassen haben. Aber

Dernburg wollte sich in seiner Aktionskraft nicht lahmlegen lassen: er wollte kein gehobener Bücherrevisor mit dem Direktortitel sein. Gab ihm seine Stellung nicht, was er brauchte, so modelte er sie nach seinen Bedürfnissen um. Damals zuerst machte er durch großzügige Sanierungen von sich reden. Es war die Zeit, wo die sogenannten Spielhagen-Banken, Hypothekeninstitute, die sich auf gefährliche Finanzbahnen begeben hatten, zusammenkrachten. Dernburg zeigte, was er in Amerika gelernt hatte. Er gab sich nicht mit kleinlicher Flickarbeit ab, sondern er amputierte kaltblütig, aber mit haarscharfer Sicherheit, in einem Stil und mit einer Meisterschaft, die man damals in Deutschland noch nicht kannte. Er zeigte zum ersten Mal seine Löwenklaue. Und er hatte Erfolg. Und der Erfolg trug ihn auf einen neuen, größern Platz.

Auf den Direktorsitz der Bank für Handel und Industrie, in eine selbständige, leitende Stellung, wo sich endlich sein Drang zum Handeln ausleben konnte. Die „Darmstädterin", eine der ältesten deutschen — nach dem Vorbild des crédit mobilier gegründeten — Großaktienbanken, war seit einer Reihe von Jahren im Wettrennen der Depositenbanken stark zurückgefallen. Das von Siemens und Eugen Guttmann eingeschlagene moderne Expansionstempo hatte sie unter der Leitung solcher Dekorationsfiguren wie Kaempff und Rießer nicht einhalten können; sie begann, zu stagnieren und einzuschlafen. Da schien Dernburg mit seiner ungestümen Aktivität der richtige Mann zu sein. Und sobald er einmal auf dem Kutschbock saß und die Peitsche schwang, kam sofort Leben in das alte Vehikel. Dernburg, zuerst nur als Mitdirektor berufen, war bald unumschränkter Alleinherrscher. Er gab das Tempo an. Er drängte rücksichtslos beiseite, was sich ihm an die Räder hängen wollte, und wie wenig er dabei die Einreden und Empfindlichkeiten Andrer achtete, beweist das Wort von den „Männern mit robustem Gewissen", vor denen der aufs Altenteil gesetzte Rießer in seinem Buch über die ‚Konzentration im deutschen Bankgewerbe' warnen zu müssen glaubte. Dernburg, sowie er sich auf dem Direktionssessel am Schinkelplatz sicher fühlte, begann mit mächtigem Elan in das industrielle Gründungs- und Emissionsgeschäft vorzustoßen, in dem andre, jüngere Institute der Darmstädterin den Rang abgelaufen hatten, und das für die Reputation einer Großbank damals mehr galt als das ruhig laufende Geschäft des Kontokorrents. Die besten Objekte waren es natürlich nicht, die noch zu haben waren. Dernburg nahm auch minder gute, wenn nur der Kern entwicklungsfähig schien. Grade die Reorganisationsbedürftigkeit reizte den „Sanitätsrat", der stets den schnellen operativen Eingriff der langsamen Gesundungskur vorzog. Deutsch-Luxemburg, Heldburg, allerlei Bodenaktien, ausgesprochene Minus-Papiere des berliner Kurszettels legte er auf seinen Operationstisch, erfüllt von dem Ehrgeiz, sie zu Plus-Papieren zu machen. Damit rückte Dernburg ganz von selbst in den Brennpunkt des Börseninteresses und der Börsenphantasie, die naturgemäß stets von der schnellen, heftige Kurssprünge versprechenden Trans-

aktion stärker angezogen wird als von der langsam konsolidierenden Entwicklung. Es gab Zeiten, wo Dernburg zum Börsenmagus wurde. Wenn sich seine klobige Figur mit dem stereotypen Lächeln, das sein Gesicht nicht öffnete, sondern verschloß, durch die Säle der Burgstraße schob, umraunten ihn Neugier und Begehrlichkeit, sprangen Gerüchte hoch, und die Kurse begannen emsig zu klettern. Seine Verbindung mit dem jungen Hugo Stinnes, dem damals schon gewaltige Trustpläne nachgesagt wurden, erhöhte noch den Reiz des „Geheimnisschwangern“, der Dernburgs Haupt umhüllte. Aber schon als Dernburgs Finanz- und Börsenruhm im Zenith stand, regte die Skepsis sich. Nicht alle seine Operationen gelangen, Heldburg, sein favorisiertes Kali-Papier, zum Beispiel, war und blieb faul, die von ihm mit allen Mitteln der Kurs-Agiotage betriebene Angliederung der Nordstern-Kohlenzechen an Deutsch-Luxemburg scheiterte, und die Mitläufer an der Börse bekamen schwere Nackenschläge zu spüren. Und bald zeigte sich auch, daß er der phlegmatischen Darmstädterin ein zu tolles Tempo zugemutet hatte, dem ihre innern Organe nicht gewachsen waren. Es war eben doch nicht möglich, in drei Jahren das verlorene Terrain vollständig aufzuholen. Die Kritik fing an, sich „intra et extra muros“ an Dernburg zu wagen. Und die Kritik hatte nicht unrecht, denn Tatsachen hatten inzwischen das Bild seines Wesens geklärt. Er besaß die Fehler seiner Vorzüge in ganz außerordentlichem Maße. Er, der ein Mann der großen Ansätze, des schnellen Sprunges, ein Virtuose des wuchtigen Fortissimo, ein Operateur von glänzendem Schneid war — er hatte nicht genügend innere Konstanz, nicht die Geduld, Dinge ausreifen und sich organisch bilden zu lassen. Er versah sich nicht selten in der Distanz, hatte kein sicheres Gefühl für Nuancen, Uebergänge und Zwischentöne. Er war ein Mensch von kraftvoller Faust, aber ihm fehlte das feine Gefühl in den Fingerspitzen. Und wenn die Dinge nicht auf den ersten Anhieb so liefen, wie er wollte, so wurde er ihrer leicht überdrüssig. Als er im Jahre 1906 sich um den Posten des Kolonialsekretärs bewarb, da trieb ihn zweifellos nicht allein der Wunsch, sich einer neuen, größern Aufgabe zu bemächtigen, sondern er mochte auch fühlen, daß er mit seinen Methoden bei der Darmstädter Bank nicht mehr recht weiterkommen würde. Und auch die Darmstädter Bank war seiner etwas überdrüssig geworden. Bei seinem Weggang herrschte in ihren Kreisen nicht das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes, sondern eher der Erleichterung. Er hatte das schwachbrüstige Institut zweifellos überanstrengt, und seine Nachfolger betrachteten es in den nächsten Jahren als ihre Hauptaufgabe, die Bank „von Dernburg ausruhen“ zu lassen, den Zuwachs, den er ihr zweifellos in kurzer Zeit verschafft hatte, erst einmal zu festigen und zu fundieren.

Im Kolonialamt begann Dernburg mit großer Frische und Tatkraft. Wieder zeigte er — wie immer, wenn er ansetzte — die Löwenklaue. In kurzer Zeit hatte er den ganzen Wust der skandalösen Tippelskirch- und Wörmann-Verträge, mit denen ge-

riebene Kaufleute die Bürokratie der Kolonialabteilung an Händen und Füßen gefesselt hatten, beiseite gefegt. Mit seinen kaufmännischen Augen sah er die Kolonien wie ein großes Geschäft an, ordnete ihre verlotterten Finanzen und stellte sie, die Deutschland seit Jahren schwere Zuschüsse gekostet hatten, durch Reorganisation ihrer Budgets und Schaffung autonomer Kolonialanleihen finanziell auf eigne Beine. Er reorganisierte nicht nur die Kolonialabteilung, sondern auch die Kolonien selbst, und zwar nicht vom grünen Tisch aus, sondern er studierte in drei großen Reisen, die keineswegs repräsentative Paradebesuche, sondern mühselige und gründliche Expeditionen waren, die Verhältnisse in den Kolonien von Grund auf, ehe er die organisierende Hand an sie legte. So gelang ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit, die im deutschen Volk dank den dauernden Verlusten, Kolonialkriegen und Enttäuschungen eingerissene Kolonialverdrossenheit zu beseitigen und die Kolonien umgekehrt so populär zu machen, wie sie niemals vorher gewesen waren. Dabei warnte Dernburg stets vor übertriebenen Hoffnungen, suchte das koloniale Gründungsfieber, das sofort im Zusammenhang mit der wachsenden Kolonialstimmung einsetzte, zu zügeln, und verhinderte vor allem durch sein schnelles Eingreifen von Staats wegen, durch die Gründung des Zwangssyndikats der Diamantenregie mit ihrer Regelung der Fördertätigkeit und ihren hohen Ausfuhrabgaben für das Reich, daß ein gefährlicher Diamantenrausch um sich griff und die Zukunft der Siedlungskolonie Südwestafrika auf eine falsche, unsolide Bahn schob. Nicht der Glückszufall der Diamantenfunde mit ihrem vorübergehenden Reichtum sollte das Schicksal der Kolonien bestimmen, sondern eine gesunde Entwicklung ihrer Agrar- und Industriekräfte. Nicht reine Ausbeutungsobjekte für ein spekulierendes Gründertum der Heimat sollten die Kolonien und ihre Bewohner werden, sondern eigne Wirtschaftskörper mit einer humanen und fördernden Behandlung der Eingeborenenkultur. In der Agrarwirtschaft, im Bahnenbau, im Bergwerksbetrieb und in der Pflege gesunder Kommunal- und Staatswirtschaft sah Dernburg die Fundamente seiner Kolonialpolitik.

Das war nun Alles sehr schön und gut, besonders in der Idee und im Ansatz, es war auch gut, daß Dernburg seine Aufgabe nicht im alten staatsbürokratischen, sondern in einem ganz modernen staatswirtschaftlichen Sinne anpackte und sie mit allen Mitteln moderner Werbekraft zu propagieren suchte. Aber er ließ sich durch sein Temperament und die von ihm selbst geschaffene Zeitströmung verführen, das Kolonialproblem, das in ruhiger Stetigkeit nur auf dem Boden rein wirtschaftlicher und rein sachlicher Fundierung gefördert werden konnte, das niemals zu einem innenpolitischen Zankapfel gemacht werden durfte und gemacht zu werden brauchte, auf einen Boden zu schieben, der ihm außerordentlich gefährlich werden mußte: auf den Boden der Parteipolitik. Statt danach zu streben, ein rein wirtschaftlicher Minister zu werden, ließ er sich verleiten, oder bot er vielleicht sogar selbst den Anlaß dazu, das Kolonialproblem in einer gewissen Zeit gradezu zum Zentralpunkt der deutschen

Innenpolitik und der deutschen Parteikonstellation zu machen (wozu es aber bei weitem nicht politisch und bei weitem nicht zentral genug war). Sein taktisch zunächst so erfolg- oder doch effektreicher Vorstoß gegen das Zentrum führte zur Bildung des sogenannten Bülow-Blocks zwischen Konservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen gegen Zentrum und Sozialdemokratie und schuf eine Regierungsgruppe, die in allen Hauptfragen der innern Politik und Wirtschaft völlig unhomogen war, nur aus dem Gesichtspunkt ihrer einheitlichen Stellung zu einem Nebenproblem Politik, dem Kolonialproblem heraus. Als nach kurzer Zeit die unnatürliche Kombination der ersten großen innenpolitischen Belastungsprobe, der sie ausgesetzt war: der Steuerreform erlag, war auch Dernburgs Stellung aus allgemeinpolitischen, nicht aus kolonialpolitischen Gründen unhaltbar geworden. Er machte erst gar nicht den lohnenden, aber mühsamen Versuch, die Kolonialfragen wieder auf das rein wirtschaftliche Gebiet, das sie nie hätten verlassen sollen, zurückzuführen, sondern zog vor, sich einen effektvoll-demokratischen Abgang zu sichern, der leider den Nachweis verhindert hat, ob Dernburg diesmal der Mann gewesen wäre, die guten Ansätze seiner Tätigkeit in ruhiger Arbeit zur Reife zu fördern.

Jener effektvoll-demokratische Abgang ist es gewesen, der dann die ganze Linie der spätern Entwicklung Dernburgs bestimmt hat. Als er im Jahre 1910 nach kaum vierjähriger Tätigkeit aus dem Kolonialamte schied, herrschte im deutschen Volk die Auffassung vor, daß seine Laufbahn noch nicht abgeschlossen sei, daß er noch in irgendeiner — vielleicht sogar wichtigern — Mission wiederkommen werde. Eine Tatkraft wie die seinige konnte und durfte im schaffensfreudigsten Mannesalter nicht brachgelegt, eine Intelligenz wie diese nicht zu einem müßigen Leben am Rande der Ereignisse verurteilt werden. Und doch wurde sie es. Wo ein großer Direktorposten in der Industrie, ein wichtiger Bürgermeisterposten in einer deutschen Metropole, ein führendes Reichsamt zu besetzen war, wurde unter den Anwärtern Bernhard Dernburg genannt; aber sooft er auch kandidierte, er wurde nie erwählt. Vielleicht fürchtete man oben und unten die Rücksichtslosigkeit, die Sprunghaftigkeit, die Launenhaftigkeit des Mannes und seinen Hang, dort wo er zur Mitherrschaft berufen wurde, die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Als Emil Rathenau, der sein Erbe bestellen wollte, sich mit der Idee trug, Dernburg in das Direktorium der AEG. zu berufen, drohte Felix Deutsch mit Demission, und seine Verhandlungen über den Eintritt in eine berliner Großbank waren bereits sehr weit gediehen, als Rathenau sich eines andern besann und auf Dernburgs Berufung verzichtete. Nach Ausbruch des Krieges sandte die deutsche Regierung Dernburg in die Vereinigten Staaten, um dort für Deutschland moralische und finanzielle Erwerbungen zu machen. Aber seine Mission scheiterte ebensosehr an ihm wie an der deutschen Kriegspolitik, die den Amerikanern nicht plausibel gemacht werden konnte. Dernburg, der wohl die amerikanischen Geschäftsmethoden kannte, hatte für die politische Psyche der Amerikaner nicht viel Verständnis: er glaubte,

die Politik drüben ebenso behandeln zu können wie die Geschäfte, nämlich grobschlächtig, mit breitem und dickem Pinselaufstrich, statt mit feinen Zwischen- und Untertönen. Seine Unfähigkeit, sich in eine fremde Psyche zu versenken, schwierige Dinge mit den Fingerspitzen anzufassen, rächte sich. Der amerikanische Mißerfolg trug nicht unerheblich zur Zerstörung seines Nimbus bei. Für das Kaiserreich kam er offensichtlich nicht mehr in Betracht, trotz dem Mangel an tatkräftigen Zivilisten und trotz seinen guten Beziehungen zu englischen Kreisen. Nach der Revolution wurde er demokratischer Abgeordneter und nach Schiffers Rücktritt von seiner Fraktion ins Finanzministerium dirigiert. Aber seine kurze Amtstätigkeit gehört zu den unfruchtbarsten Epochen in der Finanzgeschichte der Republik. Er hatte keine eigne Idee, es fehlte ihm sogar an der alten Energie, mit der er sich sonst zum Meister der Geschäfte gemacht hatte. Er konnte zu den soziologischen Ideen und Parteien, die von der Revolution hochgeführt worden waren, kein Verhältnis finden und kam von den alten demokratischen Vorstellungsformen des Vorkriegskapitalismus, von den Freihandels- und Freiwirtschaftstendenzen seiner Vergangenheit nicht los, ohne sie aber auf der andern Seite durch suggestive Tatkraft, durch erneuernden Geist dem Volke, das nach Führung und Führern förmlich lechzte, überzeugend machen zu können. Als er vom Finanzministerium abtrat, hatte in Deutschland, hatte selbst in seiner Partei Niemand mehr die Ueberzeugung, daß in diesem Dernburg noch schöpferische Zukunft lag, daß er noch als kommender Mann betrachtet werden könnte, und sein Nachfolger und alter Gegner Erzberger, der doch „nur Parlamentarier und Journalist” gewesen war, übertraf ihn auf wirtschaftlichem, finanziellem und steuerpolitischem Gebiete an Ideenreichtum, an Aktions- und Arbeitskraft ganz außerordentlich. Dernburg betätigte sich in der Folgezeit als Abgeordneter und als politischer Publizist, und wenn auch manche seiner Aufsätze ein gewisses überdurchschnittliches Niveau zeigten, wenn auch seine Demokratie eine gewisse ethisierende Note, sogar eine leichte Hinneigung zum Pazifismus annahm (oder vielleicht grade deswegen): seine ganze Natur schien merkwürdig verdünnt und verwässert, ohne den Strom von Blut und Temperament, der sie früher durchpulst und zum Handeln befähigt hatte. Aus dem Mann der Aktion war durch irgendeinen Bruch in der eignen Entwicklung, vielleicht auch durch den Bruch des deutschen Geschicks, dem seine Phantasie oder seine Nerven nicht gewachsen waren, ein Mann der Reflexion geworden, und zwar einer Reflexion, die nicht kombinatorisch und konstruktiv in neue Möglichkeiten vordringen konnte, sondern an den alten Formen haften blieb. Er, der in dem alten Obrigkeitsstaat wie ein Mann neuer Art und Prägung gewirkt hatte, nahm sich im neuen Freistaat nicht anders aus als irgendein beliebiger Nachfahre des alten Regimes. Dieser Bernhard Dernburg, der ein paar Mal so etwas wie eine Löwenklaue gezeigt hatte, ist schließlich doch kein Löwe gewesen.

Chaplin von Hans Siemsen (Schluß)

V. Der Regisseur

Und Chaplins Leistungen als Regisseur sind nicht viel geringer. In Chaplins Filmen sieht man, was man sonst in keinem Film (und leider auch nicht mehr in den Theatern) sieht: ein Ensemble. Nicht alle Mitspieler sind so begabt wie er; aber alle füllen ihren Platz aus, und viele sind bewundernswert. Zum Beispiel: der dicke Mann. Ich weiß nicht einmal seinen Namen; aber er gehört zu den unvergeßlichen Erlebnissen meines Daseins.

Man sehe sich einmal eine Volksmenge an in einem Chaplin-Film. Was das für Typen sind ! Jeder Einzelne. Und man sehe sich die Szenerien an ! Zum Beispiel die „Straße" im ‚Hüter der Ordnung'. Oder: Chaplin steht vor einem Restaurant und hat kein Geld. Man sieht nur Hauswand, Tür und Fenster, Alles grau und schwarz und weiß, und Chaplin hat sein kleines schwarzes Röckchen an und seinen kleinen schwarzen Hut auf und in seinem mehlweißen, ängstlichen Gesichtchen klebt ein kleiner schwarzer Schnurrbart und quer über der Hauswand steht mit großen schwarzen Buchstaben: RESTAURANT. Und das Ganze sieht aus wie ein Bild von Picasso.

Oder: Auf dem Auswandererdampfer ist Mittagessen. Ein großer, in Wollkleider und Schafpelz eingewickelter russischer Jude, der vorher furchtbar seekrank war, ißt und ißt. Alle sind fertig. Er sitzt allein in der kleinen, niedrigen, schwankenden Kajüte und ißt aus seinem Napf — und ich hätte nie für möglich gehalten, daß eine einfache Photographie so stark den Geist und den Inhalt aller Gemälde des großen russisch-jüdischen Malers Chagall wiedergeben könnte, der, wie kein andrer, die Seele des jüdischen Rußland gemalt hat.

Niemals hat mich ein deutsches Filmbild an Chagall oder an Picasso erinnert. Chaplin aber baut seine Bilder mit einem Geschmack, mit einem Auge, das nur an Daumier, Toulouse-Lautrec, Henri Rousseau und Picasso geschult sein kann. Geschult zu einer strengen, klaren und wohltuenden Einfachheit.

Diese an die beglückendsten Geschenke der besten Malerei erinnernden Szenenbilder sind es nicht zuletzt, die dem Chaplin Augen und Herzen aller bildenden Künstler erobert haben. Ich kenne Bildhauer und Maler (und sie tragen, weiß Gott, nicht die schlechtesten Namen), die ihre Abreise zwei, drei Wochen verschoben haben, um einen neuen Chaplin-Film zu sehen, und nochmal und zum sechsten Mal zu sehen.

Daß Chaplin uns verwöhnten, mit allen Wassern und Essenzen der Kultur und Ueberkultur, des Raffinements und der wiedererworbenen Primitivität gewaschenen Europäern, uns durch Renoir, Cézanne, Rousseau, durch die Pawlowa, die Duse, Titta Ruffo, durch Hamsun, Walt Whitman, Charles Louis Philippe belehrten, geläuterten, gebesserten, aber verflucht verwöhnten Genießern — daß er uns gefällt, daß er uns begeistert: das ist gewiß eine schöne Leistung. Aber wichtiger und schöner scheint mir zu sein, daß er den letzten Galeriebesucher, den letzten müden Arbeiter, das Dienstmädchen, den Schusterjungen, den betrübten und gequälten und schmutzigen und gar nicht verwöhnten und gar nicht feinen, den müden, müden, müden

Großstadtproletarier zum Lachen bringt. Daß er unsern verfeinerten, überfeinerten Augen, Nerven, Gefühlen und Gedanken und zugeich den allereinfachsten Menschen gefällt, daß er zu uns und zu ihnen spricht, eine Sprache, die wir und sie verstehen, nicht nur verstehen, sondern lieben.

Ein feiner, ein sehr feiner, nein, mehr als das: ein wirklich feiner Mann (auch Künstler natürlich !) erzählte mir: „Als ich aus dem Kino kam, traf ich mein Dienstmädchen. Sie hatte sich auch Chaplin angesehen. Sie war ganz aufgeregt und sah ganz anders aus, wie ich sie noch nie gesehen hatte, und wir gingen unwillkürlich auf einander zu, als ob wir Beide sehr erfreut waren, uns hier zu treffen. Ich wußte dann nicht recht, was ich ihr eigentlich sagen sollte, und wir waren Beide ein bißchen verlegen. Aber irgendein Gefühl von menschlicher Kameradschaft hatte uns für einen Moment zusammengebracht."

Daß Chaplin so etwas fertigkriegt, daß er das Dienstmädchen und den feinen Mann, daß er das Dienstmädchen und den sehr kultivierten, sehr verwöhnten Europa-Reisenden einander nahe bringt, so daß Beide sich freundlicher anschauen, weil Schranken zwischen ihnen gefallen sind: das scheint mir das Außerordentlichste an diesem außerordentlichen, kleinen Mann zu sein.

Er zerstört Schranken. Er macht aus den Menschen das, was sie eigentlich immer sein sollten: Menschen. Er zertrümmert Alles, was sie daran hindert, Menschen zu sein: die Schranken des Standes, der Bildung, der Erziehung, die Schranken der Würde, der Eitelkeit, der Macht, der Dummheit. Dieser komische kleine Clown ist das Größte, was ein Mensch sein kann: ein Weltverbesserer. Gott segne ihn !

Ein Traumspiel von Alfred Polgar

Von Karlheinz Martin inszeniert, im Raimund-Theater: ‚Ein Traumspiel' von August Strindberg.

„Das Leben ein Angsttraum" oder: „Das Leben ein Albdruck". Der Herr der Welt, Indra, schickt seine Tochter herab, damit sie das Elend der Sterblichen, es durchfühlend, kennen lerne. Den Vergil dieser Wandrerin durch die Erdenhölle — laßt alle Hoffnung fahren ! — macht Strindberg. Naturgemäß lenkt er die Aufmerksamkeit der himmlischen Jungfrau vor allem auf jene Miseren, die er selbst durchlitten hat, aber — die Objektivität seines Dichter-Auges bewirkte dies — auch von der prinzipiellen Not des Geschlechts bekommt Indras Tochter bittre Proben. Sie spürt die Engen, in denen des Menschen Hirn und Herz verquetscht wird, die Unentrinnbarkeit seiner Schmerzen, die Hinfälligkeit seiner Freuden. Und ihrem göttlichen Mitleid entringt sich der (refrainartige) Seufzer: Es ist schade um die Menschen ! Wie ihnen zu helfen wäre, kann sie leider nicht sagen.

Die Vorgänge sind in Traumnebel gelöst. Und wie feuchter Nebel auch kriecht ihre Hoffnungslosigkeit durch Kleider und Haut. Konturen verwischen sich, Zeit und Raum stürzen ineinander, die Causalität ist aufgehoben und alles Licht Irrlicht. Wirklichkeit, Allegorie, Symbol fahren gespenstisches Karussell. Das Alles ist sehr beklemmend, macht den Zuschauer seekrank und sehkrank. Die einbekannte Illogik und Nicht-Gestaltung

(man könnte fast sagen: Entstaltung) des Spiels rückt es ganz
aus dem Bereich des Verstandes in das des Gefühls. Zu fühlen
ist die Qual des Liebereichen, der in solcher Weltvision seine
Nöte abreagiert, und zu bewundern ist die Wucht, die Zartheit,
der finstre Witz dieser Visionen. Es ist schade um die Menschen, insbesondere um Strindberg.

Karlheinz Martins Inszenierung dient dem Spukhaften des
Werks. Sie ist pathetisch und gedämpft. Das Wort dringt
tonschwach wie aus luftleerem Raum, das Bühnenbild strebt
nach Verschwommenheit der Phantasmagorie.Verfehlt scheint
das Tempo, durchaus ein andante ma non troppo. Solch feierlicher Gleichschritt ist ermüdend und wenig traumgemäß; der
Traum kriecht nicht immer, er jagt auch hin, fliegt, drängt Stunden-Inhalt in Sekunden.
Frau Roma Bahn sprach Indras Tochter mit Innigkeit. Leider auch in einem obstinaten Litanei-Ton. Sehr fein spielte Günther Hadank den wunderlichen, ewig auf die nie kommende
Geliebte harrenden Offizier, den armen Narren der Sehnsucht.
Die Zuhörer langweilten sich respektvoll, ergriffen, unsicher;
und gingen aus dem Theater mit gesteigerter Gewißheit, daß
ihnen nicht zu helfen sei. Auch nicht durch Dichters Gnaden.

Knappe Literaturgeschichte **von Ferdinand Hardekopf**

Dritte Lieferung (20 Pillen)

Sappho: Eine morose Moosrose.
Brillat-Savarin: De langoustibus non est disputandum.
Verlaine und Rimbaud: Une liaison dangereuse.
Der alte Fontane: La jeunesse théodorée.
H. Ibsen: apothekarisch belastet.
A. Strindberg: confessio Augustana.
Stanislaw Przybyszewski: „Im Anfang war das Geschlecht“.
Shaw: Im Anfang war das Protoplasma !
Tagore: Eine Photographie des Nieder-Ganges.
Guido da Verona: La donna è automobile.
Les demi-vierges: Diese Keuschen täuschen.
Journal d'une femme de chambre: Der Wille zur Magd.
Tendenz der erfolgreichen Theaterstücke: Wir Cocotten
sind doch bessere Menschen !
Parole der Pubertätsliteraten: Soyens parricides !
Thema der erstklassigen Novellistik: Flöten und Dolche.
Thema der deklassierten Novellistik: Kröten und Molche.
Themen von André Salmon: Tendres canailles, monstres choisis.
Die Dekadenten: Tee-süchtig, nicht seetüchtig.
Die Unterhaltungsromane: Reisebegleiter, nicht Gleisebereiter.
Stendhal: Kopfstation der Linie Grenoble-Cività vecchia.

Molière-Aufführungen

Wie soll man ‚George Dandin' spielen? Vor dreißig Jahren, zur Zeit des Falls Dreyfus, ist diese Frage in Paris wütend erörtert worden (während uns eine Frage der Künste ebenso gleichgültig ist wie der Fall Fechenbach). Der kunstdumme alte Sarcey entscheidet, daß der Schauspieler Got mit seiner tragischen Auffassung der Gestalt ganz und gar fehl gehe, daß George Dandin für Molière lächerlich sei, und daß die Regie kein andres Mittel habe, das Stück zu bewältigen als dieses: de le tourner en bouffonnerie. Lemaître, der anmutiger schreibt als Sarcey und nur auch kein untrügliches Kunstgefühl hat, ist derselben Ansicht. Oh ! la, la, que d'affaires ! Je relis ‚George Dandin' et je n'y retrouve rien de tout cela. Amère ! Oh ! Dieu, non. Aber war wirklich Got die Ursach, daß seine Pariser das Theater verließen — oppressés et tristes à mourir? Ich wüßte nicht, wie ein Darsteller, er sei denn ein unvernünftiger Possenreißer, diesen Eindruck verhüten sollte. Daß George Dandin sein Schicksal sich selbst bereitet hat und das einsieht, kann unsern Anteil nicht mindern. Auch nicht, daß die Frau aus zarterm Stoff gegen dies plumpe Element, das ihre verarmten Eltern ihr aufgezwungen haben, mit Fug sich empört. Es kommt mit unerbittlicher Konsequenz, wie es kommen muß. Daß es so kommt, stimmt tieftraurig. Daß es so kommen muß, daß man für Alles einmal bezahlt, daß man desto teurer bezahlt, je weniger man schuld und schuldig ist: das ist der Lauf der Welt. Darüber ließe sich wieder lachen. Aber wer ein Ohr für die Dominante von Dichtungen hat, der hört, daß dem Mann der Armande Béjart hier das Lachen vergangen ist. Mit seinem Ebenbild, mit dem Sprachrohr seiner Qualen, mit George Dandin lächern wollen, hieße also: iiteraturgeschichtlich fälschen. Das wäre nicht schlimm. Gleichzeitig hieße es: psychologisch fälschen. Deshalb würde es gar nicht gelingen.

Wie hilft sich der Regisseur Jürgen Fehling? Er hält sich, im Gegensatz zu Reinhardt, nicht an die Versailler Premiere von 1668: er verzichtet auf Tänze und Zwischenspiele; ergel auch auf das vierte, das den betrogenen Ehemann von der erlösenden Flüssigkeit seines Teiches zu der betäubenden Flüssigkeit des Gottes Bacchus hinüberzulocken versucht. Von den zwei Werken in einem scheint ihm wichtiger dasjenige, das Molière mit seinem Blut, als dasjenige, das er auf Bestellung geschrieben hat. Scheint; weils nämlich mehr aus den Unterlassungen als aus der positiven Leistung hervorgeht. Der Sinn des Spieles ist: „Der nackte Mensch in einer Welt von Larven". Auf daß dieser Sinn herauskomme, muß Dandin fest und breit die Erde treten, zu der er gehört, und die Andern müssen um ihn herum, an uns vorbei huschen. Wie aber soll dieser Sinn herauskommen, wenn Dandin als Pierrot gekleidet und mehlgepudert, somit eine Larve ist wie die Andern? Karl Etlinger spricht, an der Rampe des Staatstheaters stehend, ad spectatores. Er sieht manchmal aus wie Wede-

kind, wie eine wienerisch weiche Ausgabe dieses tragischen Harlekins. Er schleudert den Fuß empor, als hätte man ihm im Rücken auf einen Knopf gedrückt. Durch Dandin soll die Grausamkeit, durch seine Umgebung die Komödienhaftigkeit des Stückes verkörpert werden. Hier verschiebt sich immer wieder die Grenze zwischen dem ehrlich leidenden Menschen und seinen lachenden oder höchstens spielerisch leidenden Mitmenschen. Der Gesamteindruck ist nicht stark. Woran liegt es? César Kleins Bühnenbild hat, trotz der Buntheit der Hausfront, den Vorzug der Neutralität. Sibylle Binder, als Frau Dandin, war niemals graziöser. Ihre hochadligen Eltern, Elsa Wagner und Ledebur, sind so schafsdämlich, daß man nicht weiß, wo ihre Urenkel den Kopf hernehmen werden, um den sie hundertzwanzig Jahre später gekürzt werden sollen. Der parodistische Seladon Müthel übertrifft den pathetischen. Helene Weigel hat offenbar nicht nur das Monogramm mit Hedwig Wangel gemein. Also: Fehling bewahrt von neuem seine Fähigkeit, Talente zu steigern. Aber: das beträchtliche Talent des sympathisch verhaltenen Etlinger ist leider nicht bis in die Gegend zu steigern, wo's einem eiskalt über den Rücken läuft, während das Zwerchfell sich krampft.

‚Der Arzt wider Willen' bereitet reinere Freude, weil diese ‚Komödie' gar keine ist, sondern ein Libretto für Gounod und als solche bar jeder Menschlichkeit, die das Ensemble uns vorenthalten könnte. Fehling stellts auf ein Podium vor und zwischen schwarze Vorhänge. Er verstehts mit Gesichtsmasken, künstlichen Nasen, gedrillten Bewegungen, Tempo, Tempo und abermals Tempo. Es entfaltet sich , eine Komik der Masken und Kostüme, der Farben und Faschingsscherze, der übertriebenen Dürre und der Hängebäuche verschiedener Struktur, ovaler und kugelrunder, eine Komik des pommerschen oder mecklenburgischen Dialekts, eine Springerkomik und Prügelkomik. Trall und Lausbuberei von Rüpeln und Marionetten. Hier ist Fehling in seinem Element. Drei Akte und kein toter Punkt; was umso erstaunlicher ist, als die Satire auf die Aerzte, der geistige Kern, von all dem Drumrum erdrückt wird. Aber wahrscheinlich ist dies die einzige Möglichkeit, solchem Nebenwerk noch eine Wirkung abzugewinnen. Dazu muß man freilich so einfallsreich sein und so exakt arbeiten wie Fehling. Nicht Ein Ton kehrt wieder. Drei Bässe haben keinerlei Aehnlichkeit mit einander. Ueber drei Weiber freut man sich auf dreierlei Art. Forster wahrt als holzlinealiger Sganarell sorgsam den Stil, befruchtet dabei mit seinem Ueberschuß die Umgebung und weckt wieder einmal Hoffnungen. Zwischendurch packt einen, und umso schmerzhafter, je lauter gelacht wird, je lauter man selber mitlacht, ein Schauer. Männer sitzen schuldlos im Zuchthaus, und wir haben die Robustheit, in Schauspielhäusern zu sitzen. Das Recht wird gebeugt, und wir bieten nicht die äußerste Kraft auf, es gradezurenken. Bayern mordet den Schlaf, und wir tun ihm nicht Einhalt. Die Schande dieser Zeit schreit zum Himmel, und wir stopfen uns Wachs in die Ohren. Wir verdienen nicht, daß es uns besser geht.

Hochbetrieb von Morus

Effektenhausse

Nun wird es schön auf dieser grünen Welt. Du kaufst dir eine Deutsch-Lux., legst dich schlafen, und wenn du um die Mittags- , zeit aufwachst, bist du um tausend Mark reicher. Grade wie im vorigen Herbst. Nur entdeckst du, so du um die Vesper auf den Margarine-Einkauf schleichst, daß deine Tafelbutter um 50, deine Aktie aber nur um 20 Prozent gestiegen ist. Das ist der kleine Unterschied gegen das vorige Jahr. Die Effekten sind seit Anfang dieses Jahres um das Zweieinhalbfache gestiegen, der Dollar um das Zwanzigfache, die Preise um das Fünfundzwanzigfache. Die Fixigkeit der Händler und Produzenten verdient höchstes Lob. An dem Tag, wo der Dollar zum ersten Mal kräftig über 4000 hinausschoß, stand an der berliner Produktenbörse inländisches Weizenmehl mit 28 000 Mark für den Zentner bereits auf dem Weltmarktpreis. Es lebe die freie Wirtschaft !
Immerhin haben die Kurssteigerungen der letzten Wochen genügt, um wieder die gesamte Amateurspekulation auf die Beine zu bringen. Von der halbverhungerten Rentiere bis zum Droschkenkutscher sind sie alle wieder da. Der „Tip“ ist die Konversation der Kellner und Barbiere, der Tip ist die Sprache der Liebenden. Und willst du hören, was auf dem Montanmarkt vorgeht, so frage nur bei edlen Frauen an. Sie wissen es alle.

Die Banken bersten vor Arbeil. Ein mittleres Bankhaus hat an einem Tage 50 000 Aufträge bekommen. Die Quetschenbanken, denen die lange Wartezeit fast den Kragen gekostet hätte, florieren wieder. Den Großbanken kommt der Ueberstunden-Streik in die Quere, und die drei Börsenfeiertage in der Woche reichen kaum aus, um die Aufträge des Publikums zu bewältigen.

Das Erstaunlichste an dieser Hausse aber ist, daß von der Kapitalnot plötzlich nichts zu spüren ist. Das heißt: die Kapitalnot besteht selbstverständlich weiter. Das Leihgeld wird auch dort, wo der Schuldner das volle Valutarisiko trägt, immer teurer. Die hundert Papiermilliarden, die die Notenpresse in den letzten Wochen ausgespien hat, gelangen eben nicht dorthin, wo sie für produktive Arbeit gebraucht werden, sondern sie wandern zur Börse und werden so der ernsthaften Wirtschaft entzogen. Die Spielwut triumphiert.

Die Erhöhung der Bankprovisionen, von denen man erwartete, daß sie dämpfend auf die Publikumsspekulation wirken würde, hat sich als völlig nutzlos erwiesen. Und die Banken, die nicht genug über die unrentabeln Kleinaufträge stöhnen konnten, sind emsig dabei, den Spekulationsunfug zu fördern. In den Depositenkassen der D-Banken — von den Kleinbanken ganz zu schweigen — steht das Publikum „Reihe“, um sich von dem Schalterbeamten oder, wenn das Glück ihnen hold ist, gar von dem Herrn Vorsteher beraten zu lassen. Die Direktionen „verbieten” zwar, in wohlgemessenen Abständen, dem Personal die Erteilung von Auskünften, aber sie dulden sie stillschweigend und leisten so der Spekulation Vorschub. Es ist also eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, die Stempelgebühren so weit zu erhöhen, daß dem Publikum die Lust, sein flüssiges Geld auf die Börse zu tragen, ein wenig genommen wird. Zugleich wäre es sehr lehr-

reich, wenn der amtliche Kursbericht ebenso, wie es in New York geschieht, täglich die Stückzahl der umgesetzten Aktien meldete, damit das Volk erfahre, welch ungeheure Summen in der Zeit der Geldknappheit in der Burgstraße brachliegen.

Stinnes und Fürstenberg

Die Kommandit-Anteile der Berliner Handelsgesellschaft liefen bis vor wenigen Monaten im Gleichtrab mit den andern Großbankaktien, Sie rangierten kurz hinter den Aktien der Deutschen Bank und nicht weiter vor der Disconto-Gesellschaft und der Dresdener Bank. Das war zweifellos eine Unterbewertung. Denn wenn auch das Filialennetz und die vielfältigen Beteiligungen der D-Banken einen nicht unbeträchtlichen Sachwert repräsentierten, so war doch ihr Kapital gegenüber der Vorkriegszeit um das Vier- bis Fünffache verwässert, während die Bank Carl Fürstenbergs mit reinem Goldmarkkapital arbeitete.

Immerhin war die Ueberraschung groß, als die Handelsanteile in raschen Sprüngen die andern Bankaktien überholten und bald doppelt so hoch standen wie die Aktien der Deutschen Bank. Die starke Nachfrage kam von dem verhältnismäßig kleinen Bankhause Hauer, Würzburger & Co., und es schien festzustehen, daß diese Firma als Aufkäufer ausländischer Interessenten auftrat. Da die Handelsanteile weniger im Publikum verbreitet sind als in der Hand einiger alter fester Besitzer, war es schwer, den Schatz herauszulocken, und der Kurs stieg weiter auf 2000—3000 Prozent.

Jetzt hat das Rätsel seine Lösung gefunden. Die Cipruth-Gruppe, die angeblich hinter dem Aufkauf stand, hat das zusammengebrachte Aktienpaket von über 30 Millionen Nominalwert vor wenigen Wochen Hugo Stinnes angeboten, und Herr Stinnes hat — wenn die Dinge sich so verhalten, wie die Stinnes-Presse sie darstellt — „rasch zugeschlagen“. Als Kaufpreis wurde ein Kursstand von 3000 Prozent zugrunde gelegt, so daß das ganze Paket Herrn Stinnes fast eine Milliards zu stehen kommt.

Die zehnstellige Zahl hat in der Oeffentlichkeit etliche Verwunderung erregt und die Ehrfurcht vor dem Portemonnaie des großen Stinnes gebührend erhöht. In der Tat ist der Preis spottbillig und der Kauf einer der größten Coups, die Stinnes in den letzten Jahren gemacht hat Die Berliner Handelsgesellschaft hatte im Frieden bereits ein Kapital von 110 Millionen Goldmark, und die Anteile wurden mit etwa 150 Prozent gehandelt. Die letzte Emission im jahre 1908 wurde bereits zu einem Kurs von 145 ausgegeben. Der Gesamtwert der Anteile betrug also mehr als 150 Goldmillionen. Herr Stinnes hat nun fast den dritten Teil dieses Wertes für 1 Papiermilliarde, das heißt: für 1 Goldmillion erstanden. Solch ein Geschäft fällt auch dem Magus von Mühlheim nicht alle Tage in den Schoß.

Gewiß wird, solange Carl Fürstenberg lebt, in seinem Hause Hugo Stinnes nicht das Zepter führen und die Handelsgesellschaft — wie der alte Fürstenberg den Ausfragern erklärte — „unabhängig” bleiben. Aber Fürstenberg zählt heute über 70, und Stinnes ist noch nicht weit über die 50 hinaus.
Das Geschäft ist eine Heirat auf Abbruch.

Die Angst vor der Stabilisierung

Die Finanzpolitik des Herrn Hermes wird allmählich zu einem europäischen Verhängnis. Daß die Kräfte dieses moselweinfreudigen kränkelnden Herren nicht grade gigantisch sind, darüber bestand wohl von Anfang an kein Zweifel. Wer die Entscheidung über die Stabilisierungsaktion um ein paar Wochen verschiebt, weil er einer kissinger Kur bedarf, während der Dollar ins fünfte Tausend hinaufklettert oder genauer: wer es fertig bringt, eine so törichte „Entschuldigung" in die Presse zu lanzieren, der dürfte nicht geeignet sein, die Finanzen der deutschen Republik zu betreuen. Wenn es sich nur um die mangelnden Fähigkeiten des Herrn Hermes handelte, wäre der Fall — wir sind ja nicht verwöhnt — vielleicht noch zu ertragen. Aber Hermes ist der Erwählte des alten Herold, der Exponent des rechten Zentrumsflügels und der Vertrauensmann der Deutschen Volkspartei, also eben der Kreise, die versteckte und offene Gegner der Markstabilisierung sind. Einen solchen Mann zum Leiter der Stabilisierungsaktion heißt: den Bock zum Gärtner machen.

In der Tat hätte die Stabilisierung der Mark längst in Angriff genomen werden können, wenn nicht eben die herrschenden Kreise der deutschen Republik, die Landwirte des rechten Zentrumsflügels und die Industriellen der Deutschen Volkspartei, ein Interesse daran hätten, die Stabilisierung der Mark zu verhindern. Der Landwirt, der heute sein Getreide zum Weltmarktpreis verkauft, entlohnt seine Arbeiter, wenn es hochkommt, mit 800 Mark am Tage; der amerikanische Arbeiter aber erhält wenigstens 4 — 5 Dollars täglich. Den Zwischengewinn zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Lohn, der für Mann und Tag rund 20 000 Mark beträgt, heimst der deutsche Landwirt ein. In der Industrie liegt es ähnlich. Daß diese Kreise keinen Gefallen an der Stabilisierung der Mark finden, ist verständlich: ihre Bedenken gegen die Goldwährung sind nichts weiter als die Angst vor Goldlöhnen.

Aber unverständlich ist, daß die große Masse des Volkes, deren Lebenshaltung mit der sinkenden deutschen Valuta immer tiefer sinkt, sich diesen Zustand gefallen läßt. Einen Augenblick schien es, als wollte die Sozialdemokratie endlich ernst machen und die Regierung zwingen, Farbe zu bekennen. Aber diese Gefahr hat Herr Hermes glücklich abzuwenden gewußt. Denn mit der Einberufung der Sachverständigenkonferenz ist die Stabilisierungsaktion wieder auf Wochen hinaus vertagt. Diese Konferenz ist nichts andres als ein Manöver zur Beruhigung der Sozialdemokratie. Was will man den eigentlich von den Sachverständigen erfahren? Sind die Vorschläge des Doktor Vissering und des Mr. Keynes oder des Professors Cassel bisher in der Wilhelm-Straße unbekannt geblieben? Oder erwartet man, daß den internationalen Finanzgrößen in Berlin nagelneue Einfälle kommen werden? Man mache sich und den Andern doch nichts vor: die Konferenz wird verlaufen, wie derartige Konferenzen immer verlaufen: jeder Experte hebt das Fähnchen hoch,das er schon hundertmal geschwungen hat, und damit basta ! Die Einberufung der Sachverständigenkonferenz ist, rund heraus gesagt, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen.
Herr Doktor Hermes gilt als ein hervorragender Kenner der südamerikanischen Schafzucht. Es ist im Interesse der deutschen Finanzpolitik notwendig, daß man ihm einen Lehrstuhl in Poppelsdorf gibt.

Das Hakenkreuz — eine semitische Erfindung

Seit einiger Zeit sehe ich die völkischen Heldenbrüste und Schwanenbusen, auf denen Hakenkreuze bammeln, mit besonderm Vergnügen an.

Es ist immer etwas komisch, wenn dem Menschen seine Gesinnung zum Halse heraushängt. Das Hakenkreuz aber ist ein ungewöhnlich gelungener Witz.

Diese Pogromkokarde, diese Beurkundung teutonischer Geistesbeschnittenheit, dieses Zugeständnis, daß es mit dem Kreuz seinen Haken hat, diese Umwertung des Friedenssymbols in eine Metzgermedaille, dieses Vereinsabzeichen der geistig Kriegsverstümmelten, dieses Eiserne Kreuz des Antisemitismus — ist ein semitisches Produkt.

Das Hakenkreuz kommt um das Jahr 1300 vor Christus als Steinmetzzeichen in Assur vor. Auch auf Vasen aus Susa findet es sich als Dekoration (vielleicht waren diesen Vasen Nachttöpfe). Um diese Zeit aber war Mesopotamien schon 1700 Jahre lang von semitischen Stämmen dicht besetzt. Vorher kommt es nicht vor; sonst würden es alldeutsche Rassenwütige sicher den Sumeriern in die Schuhe schieben, die keine Semiten waren.

Und das Hakenkreuz hat in der Tat etwas Mauschelndes. Diese Erkenntnis kam mir, als ich mein Rassengefühl durch Lektüre einer Nummer der Deutschen Tageszeitung frisch gewetzt hatte.
Wenn ich mir das Ding ansehe, wie es den linken Arm fassungslos in die Höhe wirft, den rechten argumentierend ausstreckt, wie es das eine Bein krumm vorstellt und gar das andre plattfüßig auf den Boden stemmt — dann befestigt sich mir zur Gewißheit, was ich schon lange dunkel geahnt: Das Hakenkreuz ähnelt einem mesopotamischen Bankier, der im Eifer wahrheitswidriger Beteuerungen die Herrschaft über seine Extremitäten verloren hat.
Im Verfolg ähnlicher Gedankengänge haben schon andre Gelehrte auf das Analogon der Hakennase verwiesen oder das deutlich ausgesprochene Plattfuß-Motiv betont. Höchstwahrscheinlich hat auch Oswald Spengler, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, an das Hakenkreuz gedacht, als er (im ‚Untergang des Abendlandes' II, 46) schrieb: „Manche babylonische Fabrikmarke an einem Werkzeug mag von germanischen Wilden als Zauberzeichen verehrt und zum Ursprung eines ‚urgermanischen' Ornaments geworden sein."

Das Hakenkreuz ist also semitischer Herkunft.

Ich will hier gleich das Gegenargument vorwegnehmen, das alsbald im ‚Hammer' stehen wird: jenes stolze, allmächtige Argument, mit dessen Hilfe Chamberlain, Dinter und andre Wotansanbeter bewiesen haben, daß Moses ein Oberbayer und Konfuzius ein Sachse war. Es lautet: Jeder anständige Kerl in der Weltgeschichte war ein Germane; der Erfinder des Hakenkreuzes war ein anständiger Kerl; also war er ein Germane.

Ich bemerke vorneweg, daß ich mich mit diesem Argument nicht
abspeisen lasse. Ich habe auf dem Altar des Vaterlandes zwar das
Opfer zweier kostbarer Lebensjahre, nicht aber das sacrificium intellectus gebracht.
Ich verlange sicher datierte Töpfe, Scherben, Keilschrifttafeln,
altsumerische Notariatsakte, ehe ich glaube, daß das Hakenkreuz
nicht von einem Semiten geschaffen worden ist.

Den alldeutschen Forschern, die sich nun auf diesen Gegenstand
stürzen werden, verrate ich zum Schluß meine Quelle: Alfred Jere-
mias, Handbuch der babylonischen Geisteskultur, Verlag Hinrichs, Leipzig, 1913.
Ich bemerke, daß dieser Jere- mias nicht der bekannte Prophet,
sondern ein protestantischer Pastor aus Sachsen ist.

Zum Ankauf getragener Hakenkreuze empfehle ich die bekannte
Firma Isidor Treppengeländer, Darmstadt, Bachgasse 177.

Wilhelm Michel

Russisches Romantisches Theater

Dieses Theater ist nicht in den hundert Deutungen, die die
Romantik hat, einbegriffen ; es ist ein Ballett von großem Stil.

Nach Glucks ‚Maienkönigin': ‚Les Millions d'Arlequin'. Dieses
Ballettchen führt in die Zeit der Gozzi und Molière, wo das
Schicksal der Kinder von den Vätern gemacht wurde. Hier
setzte damals die dramatische Verwicklung ein. Wenn Molière
in dieser Zeit eines seiner reizenden Plappermäulchen, eine Dorine,
eine Valentine, reden heißt: „Wie der Herr Vater will . . . was mir
Ehre und Pflicht gebieten", dann sind wir durch die Einfalt dieser
Heuchelei entzückt. In dieser Zeit sind die Spielenden so dumm, wie
es das Glück der Zuschauer möchte. Man war nicht so mür-
risch, Probleme denken zu wollen. Liebende und Glückliche tragen
Verlangen nach „Dummheit". Am höchsten Punkt selbst der tra-
gischen Dichtung stolziert die ,,Dummheit". Sie erweckt den
glücklichen Anschein einer mystischen Vollkommenheit des Lebens.

‚Gudals Festgelage' , das zweite Stück, spielt in der klaren Luft
des Kaukasus. Die Lesginka, der kaukasische Nationaltanz, rafft
den russischen Orient in sich zusammen: Grausamkeit, Zartheit
und die Bizarrerie des militärischen Lebens, die die Antwort
auf die Reizungen fremdartiger Weiblichkeit darstellt.

Die ‚Bojarenhochzeit' ist voll jener sanften Gutmütigkeit, jener
patriarchalischen Schönheit, die die Weisheit der slawischen Seele
bilden, mehr als die europäische kampflustige Romantik, die auch
in Rußland gedeiht, und die Gogol schrieb, als er etwa an das kühle
Dunkel der Wälder von Nowgorod dachte, den eisigen Olmensee
und die blauen Fluten des Dnjepr, aus welchen die Helden mit ihren
Helmen Wasser schöpfen.
Bei all dem ist uns russische Stofflichkeit Nebensache. Wich-
tig ist uns die Tatsache eines neuen großen Balletts, dessen
Kräfte sich für Berlin erst erproben sollen. Ihren Grad kann man
schon bestimmen, ihre Tragweite noch nicht. Man muß aber schon
jetzt Elena Smirnowa und den höchst energischen Boris Roma-
noff als starke Gestalter des Phantasielebens dem allgemeinen Be-
wußtsein nennen.

Karl Lohs

Ein Jeder lebt's

Meine sehr mäßige deutsche Schulbildung langt nicht, um
Ihnen zu sagen, wie man einen Stein nennt, an dem ein Stücken
Quarz sitzt und ein Stückchen Glimmer und ein bißchen sowas
und bißchen sowas . . . Diesen lateinischen Namen also weiß ich
nicht. Aber solch ein Buch gibt es. Es ist so ziemlich das selt-
samste, das man sich denken kann. Es ist von . . . Nun, wir
wollen erst einmal aufschreiben, was auf dem Titelblatt steht: ‚Ein
Jeder lebts' von Hans Bötticher (erschienen bei Albert Langen in München).

Ein Fressen für „Einflüsse“ suchende Doktoranden. Denn Alles ist darin: Altenberg und englische Vorbilder und Bret Harte und Wilhelm Raabe (der in der Vollendung) und Thomas Mann und Harraden (‚Schiffe, die nachts sich begegnen') und noch viel mehr. Es sind ein Dutzend kleiner Geschichten, eine immer hübscher als die andre. Und eine immer merkwürdiger als die andre, weil sie eigentlich alle zwölf recht verschieden von einander sind. Das Lever eines kleinen deutschen Fürsten ist noch niemals so zart und minutiös geschildert worden; die Sentimentalität ist so hübsch in bunten Teig eingebacken, daß man sie nur ganz leise im Nachgeschmack hat — und was geradezu erstaunlich ist, das ist das Auge und das Ohr des Autors. Er hört noch die Schwingungen, die in den Pausen zwischen den Worten sind — es entgeht ihm nichts — es ist oft eine Liebe wie bei Withman, wenn er beobachtet und tendenzlos feststellt, was es Alles gibt auf dieser bunten Erde . . . So in der Anfangserzählung ‚Die wilde Miß vom Ohio’: da gibt es einen Ton, eine Melodie, ein Nachzittern der angeschlagenen Saiten, wie das wohl sonst nur ein Autor erreicht, wenn er solch ein Präludium an den Anfang eines ganz dicken Buches stellt, in dem nun wirklich die Geschichte der wilden Miß in vierhundert Seiten erzählt wird . . . Dieser gibt nur das Präludium — das Stück ist niemals geschrieben worden.

Aber was ist das Alles gegen meine alte Lieblingsgeschichte: ‚Durch das Schlüsselloch eines Lebens’. Sie stand einmal im ‚Simplicissimus’ — und ich wußte jahrelang ganze Absätze daraus fast auswendig, ohne mich jemals um den Autor gekümmert zu haben. Diese Geschichte ist so:

Ein Mann geht, um sich seinen Burgunderkopf auszulüften, morgens durch die Vorstadt aufs Land — geht spazieren und sieht sich jene vermiekerte Gegend an, wie sie so um die Großstädte zu sein pfiegt: nicht mehr Stadt und noch nicht Land, aber von beiden die schlechten Eigenschaften. Und findet da im Schnee ein kleines Damen-Notizbuch. Die Adresse steht darin. Auch Bleistiftnotizen: „Graf Naschauer — Perlgürtel — Puderdose — Bahnhof — vier Uhr Kaiserplatz kleiner Schwarzer — Rezept Hirschpastete — ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie — Baron von Biegemann, Frankfurt am Main, Taunus-Straße 7 — ” und was so in einem Notizbuch steht. Und weil der Mann müde und ausgeruht zugleich ist und etwas sucht, was ihn aufrütteln könnte, so geht er in die Wohnung dieser Dame. Sie ist ausgegangen. Und der Mann sieht sich nun einen langen dämmrigen Winternachmittag lang alle Sachen in dieser Stube an, die Bilder und den Kanarienvogel, der einen Berg Futter aufgeschüttet, aber kein Wasser bekommen hat, und Bücher und Photographien und rät so herum . . . Einmal taucht er auch das Gesicht

rasch in einen Stoß weicher Spitzenhosen, die da auf dem
Bett liegen — „trat aber doch darauf schnell und verlegen zurück“. Und blättert in Büchern, die ihm fremd sind, und blättert in einem Leben, das ihm so nahe ist, und sieht, wie dieses Damenleben abwärts gegangen ist, und überblickt, wie es weiter gehen wird . . . Und weil man aufhören soll, wenns am besten schmeckt, geht er leise aus dem Zimmer und zieht leise die Tür hinter sich zu.
Wer hat so viel Achtung und Liebe vor fremdem Leben, vor der fremden Fülle, der Wichtigkeit der Andern, den Mikrokosmen der Andern . . . ? Wer ist dieser Hans Bötticher?
Wer? Unser Joachim Ringelnatz.

Peter Panter

Antworten

H. Lopez. Sie wurmt, daß ich in Nummer 43 von „südamerikanischen Räuberstaaten“ gesprochen habe, und Sie bitten mich: „Vermeiden Sie solche Ausdrücke. Es ist nicht Ihre Schuld, daß Sie von diesen Ländern keine Kenntnis haben. Also urteilen Sie auch nicht auf Grund derjenigen Quellen, aus denen die Bezeichnung ‚Räuberstaat’ stammt.“ Ich verstehe, daß ein Südamerikaner gekränkt ist, wenn erwogen wird, ob in seiner Heimat der Fall Fechenbach möglich sei. Die Deutschen haben nichts dagegen, daß er in ihrer Heimat sich sogar ereignet hat.

Wiener. Ihr Landsmann W. Fred hat doch wohl kein typisches Literatenschicksal gehabt. Ende der neunziger Jahre. Ein Primaner, der für die ausländische Presse korrespondiert, muß stehende Figur der soeben gegründeten ‚Fackel’ werden, deren Herausgeber dem altklugen Schottenringgymnasiasten am Schlusse jeder kleinen Polemik zuruft: „Setzen Sie sich !“ So frühe Auszeichnung hätte ihn eigentlich verpflichtet, es weit zu bringen. Er brachte es, Enkel eines rumänischen Petroleummagnaten, bis nach Paris, wo er Brummels Leben zu führen versuchte, und von dort nach Berlin, wo er bei richtiger Einordnung als Literatur- und Kunstkritiker mancher Zeitung durchaus willkomnien gewesen wäre. Aber er litt an Selbstüberschätzung und einem gelinden Verfolgungswahn. Weil er Geld zu verdienen niemals nötig gehabt hätte, bildete er sich ein, daß ihn die Blätter ausnutzen wollten, und forderte in Zeiten, die es schwer hatten, sich für einen Artikel ein Honorar von fünfzig Mark vorzustellen, fünfhundert. Lehnte man ab, so lehnte er ab. Und man lehnte so hartnäckig ab, daß der belesene, geschmackvolle, mühelos schreibende Journalist, der als Zwanziger zu einem gewissen Namen gekommen war, als Dreißiger ganz außer Kurs geriet. Die Folge war, daß er maßlos verbitterte. Diese Verbitterung und die Basedowsche Krankheit machten den Epikuräer, der auf ungeschlachtem und aufgeschwemmtem Körper einen Kinderkopf trug, zum Morphinisten. Der Morphinist verlor über sich die Herrschaft und wurde Spieler. Der Spieler hatte kein Glück. Und wurde nun — was? In der ‚Weltbühne’ sollte einem berliner Schieber, dessen Praktiken öffentliche Interessen gefährdeten, das Handwerk gelegt werden. Eines Tages rief W. Fred bei mir an und bat mich zu sich. Ich besuchte ihn, in einem Haus der vornehmsten Straße des alten Westens. Meine Verwunderung über den Anblick, der sich mir bot, war grenzenlos. Es ergab sich, daß das Palais einem Spielklub gehörte, in dem es hoch herging, in dem es, bei der Herkunft oder dem Reichtum der Mitgliederschaft, am höchsten hergehen konnte. Diese Spieler gewährten meinem alten Kollegen marmorne Wohnung und lampretene Nahrung für die Gegenleistung, daß er seine Beziehungen zu der berliner Presse spielen ließ, um ihnen Unannehmlichkeiten vom Halse zu halten. Diesmal hatte ihn jener Schieber vorgeschickt, dem

ich an den Kragen wollte. Ich wußte nicht, wohin vor Scham für den Kameraden von ehedem. Jetzt lese ich, daß W. Fred im dreiundvierzigsten Jahre gestorben ist. Und bin unmenschlich genug, das als Erlösung eines armen Teufels von einer bemitleidenswert verpfuschten Existenz zu empfinden.

Republikaner. Am Mittag des 26. Oktober erschien im Verlag der Weltbühne der Kriminal-Betriebs-Assistent T., zeigte außer seiner Marke und seinem Begleiter, dem Kriminalwachtmeister M., ein Schriftstück des Polizeipräsidiums Berlin, Abteilung III (deren Hintermann meines Wissens Herr Brunner ist) — Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder und Schriften — und beschlagnahmte die paar Exemplare, die von der Nummer 42 noch übrig waren. Die Maßnahmen dieser Art Behörde sind immer ziemlich sinnlos gewesen. Wenn die ‚Weltbühne' ein Verbrechen begangen hat, so ist weder Strafe noch Schädigung für sie, daß man ihr eine Nummer beschlagnahmt, nachdem längst der Verkauf der nächsten begonnen hat. Die Schergen haben „auf Anordnung der Staatsanwaltschaft I" ihres finstern Amtes gewaltet. Ohne Zweifel ist Zufall, daß grade die Nummer 42, in dem Bericht über den Gotteslästerungsprozeß, einen Staatsanwalt überaus unfreundlich kritisiert. Ohne Zweifel ganz unabhängig davon hat ein Verehrer der Schriftstellerinnen Werner, Heimburg und Marlitt an der ‚Riesendame der Oktoberwiese' geziemenden Anstoß genommen. Ich konnte schon deshalb keinen Anstoß dran nehmen, weil Joachim Ringelnatz, als er mir das Gedicht brachte, unter anderm erzählte, daß er es jeden Abend in einem berliner Cabaret vortrage. Diese Aera der Freiheit gewährt einen Rechtsschutz, daß nächstens erwachseen Menschen sich werden erkundigen müssen, was man ihnen zu schreiben, für erwachsene Menschen zu schreiben erlaubt. Aber zitieren wird man in diesem Land doch wohl dürfen? Nummer 37 enthielt ein Zitat aus ‚Jenseits von Gut und Böse'. Man sollte meinen, daß Nietzsche nicht zu verkennen ist. Dieses Deutsch hats in Deutschland nur ein Mal gegeben. Wer imstande wäre, es zu kopieren, hätte selber den Rang des Umwerters aller Werte, also Anspruch auf nicht geringere Schätzung. Sollte man meinen. Aber das ist ein Irrtum. In einem Winkelblättchen, das angeblich „sozialistisch" ist, ärgert ein anonymer Analphabet sich blau über Nietzsches Mahnung, „die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen", und schiebt sie, indem er die ‚Weltbühne' blöde beschimpft, einem Menschen zu, „der den Namen Nietzsche schändet, indem er ihn als Deckmantel benutzt". In Nummer 41 freu ich mich gebührend darüber. Die Deutsche Tageszeitung liest die ‚Weltbühne' nicht. Man merkt es ihr an. Aber sie liest das Winkelblättchen. Man merkt ihr auch das an. Und am 22. Oktober entnimmt sie diesem die blöden Beschimpfungen meiner Zeitschrift, für dessen Mitarbeiter das Winkelblättchen eine Zwangsjacke als das passende Kleidungsstück bezeichnet hatte, und übertrumpft es, in einem groß aufgemachten Artikel des Titels ‚Die Chutzbe', durch folgende: „Es handelt sich nicht um einen einzelnen Tobsüchtigen, sondern um jene nur allzu häufig in unangenehmste Erscheinung tretende Eigenschaft der Angehörigen der jüdischen Rasse, die durch das Wort unsrer Ueberschrift in ihrer eignen Sprache besonders gekennzeichnet wird . . . Die Juden haben nicht das moralische Recht, sich über noch so scharfen Antisemitismus zu beklagen, solange sie in ihren Reihen, ohne Abschüttelung selbst in ihrer ernsthaftesten Presse, derartige Leute dulden wie diesen agent provocateur der ‚Weltbühne' und seiner gemeingefährlichen Frechheit." Entweder muß es heißen: „Diesen agent provocateur der ‚Weltbühne' und seine gemeingefährliche Frechheit" oder: „Diesen agent provocateur der ‚Weltbühne' und ihre gemeingefährliche Frechheit." Aber daß eine Deutsche Tageszeitung die deutsche Sprache beherrscht, wird Niemand verlangen. In jedem Falle ist lustig genug, daß sie den Mann,

den ihre Heimkrieger von 1914 bis 1918 mißverstanden und darum vielmals zu ihrem Kronzeugen degradiert haben, plötzlich einen agent provocateur der ‚Weltbühne' nennt. Leider währt der Spaß nur von Sonntag morgen bis Montag abend. Das Organ der Kartoffelwucherer wird sofort, wahrscheinlich von Juden, aufgeklärt, und schon am 23. Oktober erscheint, möglichst klein aufgemacht, diese Berichtigung: „Wir haben inzwischen, nach Einsicht in den genauen Text in der ‚Weltbühne', festgestellt, daß in der Tat ein Zitat Nietzsches vorliegt." Aber zur Abschwächung der Blamage wird munter hinzugefügt: „Das Unerträgliche in dem Verhalten der ‚Weltbühne' liegt darin, daß die unter ganz andern Verhältnissen zustande gekommene Aeußerung von-ihr gradezu zum Programm und Kampfruf gegen das Deutschtum unsrer Tage erhoben wird." Das ist dreifach gelogen. Erstens hat die ‚Weltbühne' Nietzsches Aeußerung ohne den winzigsten Kommentar abgedruckt, also gar nicht zum Programm und Kampfruf gegen das Deutschtum erheben können. Zweitens ist niemals ein „Kampfruf gegen das Deutschtum" eine Aeußerung gegen den Antisemitismus, den, umgekehrt, der reinblütige Arier Wilhelm Michel in seiner großartigen, Nietzsches würdigen ‚Streitschrift zur Judenfrage' (erschienen bei Paul Steegemann zu Hannover) einen „Verrat am Deutschtum" nennt. „Man behauptet, echtes Deutschtum zu bewahren, indem man schälig ist wie eine Kellerassel, ordinär wie ein Strizzi, schamlos wie ein Leichenfledderer, betrügerisch wie ein Wechselfälscher. Der Antisemitismus ist nicht bloß eine Sache zwischen Juden und Judenhassern. Er ist in erster Linie eine Sache zwischen Deutschen und einer Horde von Verrätern aller edlen, geistigen, ritterlichen Ueberlieferungen des Deutschtums, die wir als etwas Verehrungswürdiges in uns tragen. Er ist unser Aller Entehrung. Er ist die Schmach, die uns auf Jahrhunderte ans Galgenholz anprangert. Er ist die brennende Schande all Derer, die im Deutschtum ein edles, ausgezeichnetes Werkzeug zur Verwicklung der Menschheit erblicken. Er ist die unverzeihliche Felonie, Urfall der Untreue gegen Volk und Land, er ist die frechste Unternehmung gegen das Deutschtum, die jemals ins Werk gesetzt wurde." So, mannhaft und machtvoll, siebenundvierzig Seiten, die ich am liebsten vollständig wiedergäbe. Und das ist die dritte Lüge der Deutschen Tageszeitung: daß Nietzsches Aeußerung unter ganz andern Verhältnissen zustande gekommen sei. Auf Seite 178 des Zweiten Bandes der Briefe an Mutter und Schwester ist zu lesen: „In der Antisemitischen Korrespondenz (die nur privatim versandt wird, nur an ‚zuverlässige Parteigenossen') steht mein Name fast in jeder Nummer. Zarathustra ‚der göttliche Mensch' hat es den Antisemiten angetan; es gibt eine eigne antisemitische Auslegung davon, die mich sehr hat lachen machen." Ganz andre Verhältnisse? Die von heute sind so, daß Nietzsches Name nicht fast in jeder, sondern in jeder Nummer der Antisemitischen Korrespondenz stehen würde. Die Verhältnisse haben sich höchstens insofern gebessert, als die Deutsche Tageszeitung, die zu Nietzsches Lebzeiten zweimal am Tage schwindelte, fälschte und hetzte, seit diesem Herbst auf halbe Ration gesetzt ist. Die ist allerdings noch immer um hundert Prozent zu reichlich für eine Zeitung, deren Hersteller nichts gelesen haben, und deren Bezieher nicht lesen können.

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika	1 Dollar	Italien	12 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33

Die englischen Wahlen von Joseph Friedfeld

London, Anfang November 1922

Der Saal des Unterhauses macht einen dem Kontinentalen ungewohnten Eindruck. Es ist ein verhältnismäßig kleiner Raum, viereckig und holzgetäfelt, wo rhetorische Gaben nicht zur Geltung kommen, wo Reden für die Galerie und große Gesten unangebracht erscheinen, und wo die Verhandlungen von selbst einen konversationsmäßigen, geschäftlichen Anstrich gewinnen. Die Bänke der Abgeordneten sind nicht amphitheatralisch aufgebaut, und es gibt keine Kette der Parteien von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken. Am Ende des Saales ist der Thronsessel des Speakers, rechts und links von ihm ziehen sich entlang der Wand die Bänke der Abgeordneten. Auf den Sitzen rechts vom Speaker nimmt die Regierungspartei Platz, in der ersten Bankreihe sitzen die Minister, ihre Führer; ihnen gegenüber die Opposition. Auf dem Zweiparteiensystem beruht Englands parlamentarisches Leben. Die Regierungspartei sitzt rechts, ohne Rücksicht darauf, ob es die fortschrittlichere oder die konservativere Gruppe ist. Seit 1783 wechselten Tories und Whigs, die seit 1832 sich Konservative und Liberale nannten, in der Regierung des Landes. Erst der Weltkrieg durchbrach dieses System. Die Liberalen hatten in der Kammer die Mehrheit, seit 1908 von Asquith geführt. 1915 vollzog sich die Vereinigung der Liberalen und der Konservativen unter dem Eindruck des Burgfriedens zu einer Koalition.

Wenn man von den irischen Nationalisten absieht, die im Jahre 1885 ins englische Parlament eingetreten sind (während bis dahin das südliche Irland meist von Liberalen, Ulster damals wie heute von Konservativen vertreten war): dann wurde das Zweiparteiensystem erst durch den Eintritt der Labour-Party in das parlamentarische Leben gestört. Die Arbeiterpartei stellte in Großbritannien zum ersten Mal bei den Wahlen von 1900 ihre Kandidaten auf. Sie bekam damals 62 008 Stimmen. Bei den letzten Wahlen vor dem Kriege im Dezember 1910 gelang es der Labour-Party, 42 Abgeordnete zu entsenden; die Zahl der für sie abgegebenen Stimmen betrug 370 802. Praktisch war ihre Stärke seit den Wahlen von 1906 fast unverändert geblieben. Die Wahlen im Dezember 1918 wurden unter dem Druck der Krfegs- und Siegesstimmung vollzogen. Die Psychose der letzten Jahre wirkte noch nach und wurde durch die extrem chauvinistischen Wahlparolen Lloyd Georges noch verstärkt. Das neue Wahlgesetz hatte die Zahl der Wähler vermehrt und das Wahlrecht, freilich in etwas beschränkter Weise, auch den Frauen erteilt. Es war dies, wie sich zeigte, ein bedenkliches Experiment, denn die Masse und die Frauen erliegen Schlagworten und systematischer Preßcampagne am leichtesten. Die Zahl der Abgeordneten wurde auf 707 erhöht, obwohl der Parlamentssaal nur für etwa 400 Platz bietet. Die hervorragendsten Männer der Arbeiterpartei, insbesondere die Mitglieder der unabhängigen Arbeiterpartei, die während des Krieges mutig den Gedanken der internationalen Solidarität verfochten hatten, wurden nicht wieder gewählt. Dennoch war der Erfolg der Sozialisten bedeutend. Sie stellten 361 Kandidaten auf und bekamen 2 374 385 Stimmen, während die Konser-

vativen nicht ganz 4 Millionen, die Regierungsliberalen 1 445 738 und die liberale Opposition 1 298 806 Stimmen erhielten. Obwohl die Arbeiterpartei daher ein Viertel der Wähler für sich hatte, konnte sie doch nur 63 Abgeordnete ins Parlament entsenden. Die Nachwahlen, die seither gefolgt sind, ergaben ein noch besseres Verhältnis für die Arbeiterpartei. In den Bezirken, wo sie sich an dem Wahlkampf beteiligten, errangen sie 543 079 Stimmen gegenüber 264 820 im Jahre 1918, und die Zahl ihrer Vertreter im Parlament stieg auf 75.

Das Parlament von 1918 schien einen endgültigen Bruch mit dem Zweiparteiensystem zu bedeuten. Die Regierungsmehrheit wurde durch einen Zusammenschluß der konservativen und der liberalen Partei gebildet. Der alte liberale Lloyd George, der „Mann, der den Krieg gewonnen“, hatte den Konservativen in der Koalition eine überwiegende Mehrheit verschafft. Daraus ergab sich notwendigerweise eine Politik des steten Kompromisses, des beständigen Schwankens; was grade in England mit seinen tief eingebürgerten politischen Traditionen auffallend und anstößig war. Von der liberalen Partei hatte sich die Gruppe der sogenannten Unabhängigen Liberalen, die an den alten Parteiprinzipien festhielten, abgespalten, und im Herbst 1921 vollzog sich ein ähnlicher Bruch in der konservativen Partei, deren extrem rechte Mitglieder in die Opposition gegen die Regierung traten. Nur Lloyd Georges politische Schlauheit vermochte immer wieder das Gleichgewicht herzustellen. Er hatte sich im Ministerium meist mit Nullen umgeben, die der Koalition treu ergeben waren und sie oft gegen den Willen der Parteianhänger durchzusetzen wußten.

Aber die Unzufriedenheit im Lande wuchs immer mehr. Den Konservativen war Lloyd Georges Politik zu unstet, zu wenig gradlinig; sie fühlten sich als Majorität und wollten einen der Ihren, dem sie voll vertrauen konnten, an der Spitze. Die Massen des Volkes dagegen waren erbittert durch das Elend, das die Depression des Handels und der Industrie mit sich geführt hatte, und zürnten der Regierung wegen all der Versprechen, die der wortereiche Premiermimster gemacht und dann schmählich oft in ihr Gegenteil verkehrt hatte. Arbeitslosigkeit und die Herabdrückung des Lebensniveaus unter den Vorkriegsstandard, die Zurücknahme der versprochenen Reformen des Erziehungswesens und der Sanierung der unerträglichen Wohnverhältnisse in den Industriezentren verstärkten die Opposition der Arbeiter. Lloyd George spürte die Situation immer unhaltbarer werden. Vielleicht um wieder einmal als der Mann, der den Krieg gewonnen hat, Khakiwahlen durchzuführen, blies er der Türkei gegenüber in die Kriegsposaune. Das Manöver kostete dem Lande 30 Millionen Pfund, die für die Linderung des Proletarierelends nicht aufzubringen waren. Aber der Plan mißlang. Das Parlament ist aufgelöst worden, und eine neue Regierung sieht den Wahlen entgegen.

Die Frage, welches das Kräfteverhältnis der Parteien in den kommenden Parlament sein wird, beschäftigt jetzt England. Das neue Abgeordnetenhaus wird infolge des Wegfalls der irischen Mitglieder 615 Mandate zählen, eine arbeitsfähige Majorität müßte daher über 350 verfügen. Es ist kaum anzunehmen, daß die Konservativen dies erreichen werden. Sie haben 450 Kandidaten aufgestellt. Die Koalitionsliberalen werden sicherlich eine starke Einbuße erfahren. Sie sind weder Fisch noch Fleisch, haben alle liberalen Traditionen ver-

raten haben weder unter den Liberalen noch in den konservativen Kreisen einen starken Anhang und werden kaum einen beträchtlichen Teil ihrer 200 Kandidaten durchbringen. Besser steht es mit den Unabhängigen Liberalen, die in dem gegenwärtigen Hause nur eine verschwindende Minorität bilden, aber in Asquith und Lord Grey geeignete Führer besitzen, während sowohl die Liberalen wie die Konservativen an einem empfindlichen Führermangel leiden.

Mit großer Zuversicht geht die Labour-Party diesmal in den Wahlkampf. Sie wird über 350 Kandidaten aufstellen, und es ist nur eine Frage der Mittel, ob sie nicht noch mehr aufstellt. Die Nachwahlen in diesem und in den vergangenen Jahren haben gezeigt, daß die Stimmung ihnen günstig ist. In manchen Kreisen wird damit gerechnet, daß sie in einer Stärke von 200 und selbst mehr in das neue Parlament einziehen können. Die Arbeiterpartei, dieses in der englischen Politik kaum zwanzig Jahre alte Kind, bereitet sich vor, die Regierung zu übernehmen. Es wäre dies in dem konservativen und traditionsstarren England ein historisches Ereignis. Hier herrscht bis heute der konservative Squire, der Landadlige und der liberale Vertreter der Großindustrie und des Großhandels. Der Sozialismus vermochte nur sehr schwer und sehr spät Wurzel zu fassen. Die eigentlichen sozialistischen Parteien zählen verhältnismäßig wenig Anhänger. Die Labour-Party selbst war eigentlich mehr eine Standes- als eine Parteiorganisation und ist es größtenteils bis heute geblieben. Sie war die Vertreterin der in Gewerkschaften organisierten Arbeiter und wahrt ihre Standesinteressen ohne Perspektiven. Erst im Jahre 1908 nahm die Labour-Party auf der Konferenz in Hull das sozialistische Programm in einer verschwommenen Form an. Doch blieb sie die Ständesorganisation der Landarbeiter. Der Intellektuelle, mochte er noch so extrem-sozialistische Anschauungen haben, war ein radikaler Liberaler, nicht ein Labour-Mann. Erst im Februar 1918 stimmte die Partei einem neuen Statut zu, wonach sie die Interessen aller Schaffenden by hand or by brain ohne Unterschied der Klasse oder der Beschäftigung als ihre Aufgabe anerkannte. Bei den kommenden Wahlen werden zum ersten Mal Intellektuelle und sozial der Bürgerklasse Angehörende als Labour-Kandidaten aufgestellt. Die bisherigen Führer der Partei sind ausschließlich Gewerkschaftssekretäre gewesen, Männer aus dem Arbeitsstande. Jetzt versucht die Partei immer mehr Intellektuelle heranzuziehen. In England wählen auch die Universitäten Abgeordnete; Oxford und Cambridge sind Hochsitze der Reaktion. In der jüngern und fortschrittlichern Universität London wird diesmal H. G. Wells als Arbeiterkandidat auftreten.

In keinem Lande ist die Presse so sehr in den Händen der Großmagnaten wie in England und die sozialistische Presse so arg. Die einzige englische sozialistische Tageszeitung, der Daily Herald, führte ein prekäres Dasein. Vor wenigen Wochen hat die Labour-Party ihn als ihr offizielles Organ übemommen und seine Redaktion Hamilton Fye anvertraut, der aus Lord Northcliffs journalistischer Schule stammt.

Die unabhängige Arbeiterpartei, die im Jahre 1893 als bewußt sozialistische Gruppe gegründet worden war und über ungefähr 30 000 Mitglieder verfügt, ist der aktivste und intellektuellste Teil der Arbeiterpartei. Ihre Stellung im Weltkrieg war rein und gut, ihre Führer wie Wallhead, Ramsay Macdonald und Philipp Snowden, sind

daher auch bei Lloyd Georges Kakhiwahlen 1918 nicht wieder gewählt worden. Aber ähnlich wie die deutschen unabhängigen Sozialisten wird auch die unabhängige Labour-Party immer mehr der mehrheits-sozialistischen Labour-Party zugeführt; da beide zur geeigneten Zeit nicht den Mut hatten, die Führung des Proletariats und der Revolution wirklich an sich zu reißen, müssen sie in diesen Zeiten der Depression notwendig den Weg zur zweiten Internationale zurückgehen. Der Traum der zweieinhalbten Internationale ist verflogen, wie die Trennung der italienischen Sozialisten beweist. Und so ist das Organ der Indepedent Labour Party, der Labour Leader, dessen Namen mit Keir Hardie verbunden ist, zum New Leader geworden und zieht unter der Redaktion H. N. Brailsfords die linke bürgerliche Intelligenz heran.

Unter den Kandidaten, die die Labour Party diesmal aufstellt, werden die meisten Arbeiter sein, die aus den Gewerkschaften hervorgegangen sind; aber es finden sich auch diesmal Advokaten, Priester, ehemals liberale Intellektuelle und ehemalige Offiziere in ihren Reihen. Ein Wahlsieg der Labour Party, der ihnen eine Majorität brächte, ist kaum zu erwarten. Die Labour Party ist noch zu jung und der Sinn des Engländers viel zu konservativ, als daß mit einer solchen Neuerung gerechnet werden könnte. Auch käme es der Arbeiterpartei selbst noch unerwünscht, da sie es schwer hätte, eine Regierung zu bilden. In England, wo in den Mittel- und Hochschulen die Erziehung noch immer den konservativsten und exklusivsten Charakter trägt, wo eher die Kunst des herrschenden Gentlemans als die des Dieners der Wissenschaft gezüchtet wird, ist die Bildung, die zur Leitung der Politik erforderlich ist, noch immer das Privileg einer dünnen Oberschicht. Der Engländer, insbesondere der Süd-Engländer, viel weniger der Schotte und Welsche ist geduldig, äußerst loyal und jeder Neuerung abhold. Dagegen hätte die Arbeiterpartei in England den Vorzug, daß sie durch keine großen Versprechungen gebunden ist, daß die Massen von ihr nicht plötzlich das Himmelreich verlangen und wohldiszipliniert sind. Dazu kommt, daß der Beamtenapparat, der sozial meist der obersten Klasse angehört und sich bisher von jeder Parteipolitik ferngehalten hat, sich als Diener seiner Majestät Regierung fühlt, und daß daher die Sabotage gegen eine Regierung Seiner Majestät, selbst gegen eine Labour-Regierung, nur gering wäre. Weshalb? Weil bisher alle Regierungen in England, ob konservativ oder liberal, der herrschenden Klasse angehört haben.

Es wäre aber denkbar, daß die Arbeiterpartei und die Unabhängigen Liberalen, falls sie zusammen 350 Sitze erzielen, gemeinsam eine Regierung bildeten. Von den Unabhängigen Liberalen sind ähnliche Aufforderungen an die Arbeiterpartei bereits ergangen, die aber bisher abgelehnt hat. Die Partei, die die größte Aussicht auf eine Majorität hat, sind die Konservativen; doch ist zweifelhaft, ob sie sie erringen werden. Die Furcht vor einem Sieg der Arbeiterpartei wird wohl die bürgerlichen Gruppen mit Ausnahme der Unabhängigen Liberalen zu einem gemeinsamen Vorgehen bringen. Das englische parlamentarische Leben scheint endgültig mit dem Zweiparteiensystem gebrochen zu haben. Seine Entwicklung wird sich nun wohl der kontinentalen anpassen, wobei der immer mehr an Einfluß gewinnenden Arbeiterpartei die Aufgabe einer befruchtenden Opposition zufallen wird.

Italien und der Fascismus von L. Lania

Finden Sie es nicht auch merkwürdig, daß sich Italien seit der Vorkriegszeit eigentlich gar nicht verändert hat? Wirtschaftskrise — Teuerung — Fascismus . . . Und doch fühlt man unter der Oberfläche aller Dinge den alten Rhythmus schlagen; das Lebenstempo ist dasselbe geblieben wie in jenen längst entschwundenen Vorkriegszeiten und der italienische Mensch nicht nur im Grunde seines Wesens, sondern auch in allen seinen Aeußerungen so wenig gewandelt, als wären die letzten zehn Jahre spurlos an ihm vorüber gegangen. Venedig — Florenz — Rom — Neapel: es ist, als wär' man erst gestern zum letzten Mal hier gewesen. Ich will nicht Berlin oder Wien oder München zum Vergleich heranziehen — aber nehmen Sie Paris, nehmen Sie London: auf Schritt und Tritt werden Sie dort unbarmherzig daran erinnert, wie alt Sie geworden. Woran mag das nun liegen, daß sich das Land und die Menschen hier so gar nicht verändern?"

Wir lehnten an der steinernen Brüstung des Pincio und blickten über die Kuppel der Peterskirche hinweg, die gegen die dunkelblauen Kulissen des Albanergebirges gestellt in einem feinen Rosa gleichsam von innen durchleuchtet zu erglühen schien, während der Himmel, weit und glasig-durchsichtig, allmähtich kälter und trüber wurde. Einige Schritte von uns entfernt kontrollierte ein schwedisches Ehepaar, sie an eine trächtige Stute, er an einen müden Windhund erinnernd, die Zuverlässigkeit des Baedeker; und sie wurden beinahe lebhaft, als sie mit tiefer Befriedigung feststellen konnten, daß der Plan im Führer tatsächlich „stimmte".

„Woran es nicht liegt, möchte ich Ihnen vorerst sagen. Gewiß nicht an jenen Dingen, die Ihnen zuerst ins Auge gefallen sind — daß wie von jeher die Tauben und Photographen den Markusplatz bevölkern, die Priesterschüler in den violetten, roten, schwarzen und braunen Soutanen in Zweierreihen am Pincio spazieren gehen, die Musikkapelle da drüben die Tannhäuser-Ouverture und den Einzugsmarsch aus ‚Aida' spielt wie vor acht Jahren. Aber daß die Tradition in Italien stärker und lebendiger ist als in jedem andern Lande Europas, das liegt wohl daran, daß Italien ein Ferment hat wie heute kein andrer großkapitalistischer Staat: den Kleinbürger."

*

Es wäre wirklich lohnend, eine Geschichte des italienischen Kleinbürgertums zu schreiben. Vielleicht, daß dann auch jene „Führer", die am Montecitorio in den letzten zwei Jahren Politik machten und trotz allen Mühen das Regierungsschiff nicht aus dem Morast der ewigen politischen Krise flott bekamen, begreifen werden, wo das Hebewerk anzusetzen war. Und manchen, grade den prominenten Führern der Sozialistischen Partei, würde dämmern, daß da etwas nicht stimmt; weil die italienische Volkswirtschaft alle Merkmale der großkapitalistischen besitzt und die industrielle Entwicklung des Landes in den letzten Jahrzehnten dieselben Tendenzen offenbar gemacht hat wie in den andern europäischen Großstaaten, haben sie ganz übersehen, daß dieser Wirtschaftsprozeß in Italien viel weniger tiefgehend war als anderswo. Die Aufsaugung des „zwischen Bourgeoisie und Proletariat haltlos schwankenden Kleinbürgertums", die klare Schei-

dung zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft hat sich in Italien während der letzten Jahrzehnte bedeutend weniger schnell und klar vollzogen als in Deutschland oder Frankreich. Im Norden des Königreichs war der Prozeß noch deutlich zu verfolgen, in Mittelitalien und im Süden hinterließ er viel schwächere Spuren.

*

Der italienische Kleinbürger ist nicht nur politisch bewußt: er ist auch — und das unterscheidet ihn von seinen Klassengenossen in den andern europäischen Staaten — Träger einer revolutionären, republikanischen, echt demokratischen Ideologie, eine ganz ausgeprägte politische Individualität. Und jede Politik in Italien muß Bankrott machen, die nicht versteht, dies Kleinbürgertum, das auch zahlenmäßig gegenüber dem Industrieproletariat und der Großbourgeoisie eine viel größere Rolle spielt als überall sonst, zu ihren Bundesgenossen zu machen. Die Sozialisten haben es nicht verstanden und ein furchtbares débâcle erlebt. Als sie ihre große Schlacht gegen den Militarismus schlugen und nach Kriegsende die revolutionäre Partei par excellence waren, da hatten sie — wie heute der Fascismus — zumindest die Stimmung der Mehrheit des Volkes, sicherlich aber das ganze Kleinbürgertum für sich. Das wollte Taten sehen: entweder die versprochene, gepredigte Revolution oder ein umfassendes, großzügiges Reformprogramm mit unmittelbaren konkreten politischen Zielen. Die Sozialisten konnten sich nicht für das Eine und nicht für das Andre entscheiden. Etwas Unrichtiges tun ist noch immer besser als gar nichts tun. Nirgends gilt dies Wort so wie in Italien. Es erklärt den scheinbaren Widersinn, daß selbst wirklich revolutionäre Arbeitermassen und das gesamte Kleinbürgertum zum Fascismus übergingen.

*

Vor zweieinhalb Monaten schrieb ich: Nun sind die Fascisten die „revolutionäre“ Partei, die unerschrocken den Kampf gegen alle Autorität des staatlichen Apparats und die „Tyrannei der Sozialisten” führt und sich den Teufel um Parlament und König schert. Aber da der Fascismus gleichzeitig, ganz zentralistisch aufgebaut, immer mehr den Typus einer militaristischen Zwangsorganisation — und zwar einer viel straffern und absolutistischern als das Heer — annimmt, beginnt die Rebellion. Der Süden hat den Anfang gemacht ; Rom will sich nicht unterweren; und Mussolinis Marsch gegen „die korrupte Hauptstadt“ wird der Anfang vom Ende sein. Schon zeigt sich auch wieder die alte partikularistische Bewegung gegen den Einheitsstaat.

„Was haben denn wir Calabresen mit den Lombarden oder Toscanern gemeinsam? Weniger als mit den Spaniern oder Marokkanern“, erklärte mir ein Journalist, der jahrzehntelang in der syndikalistischen Bewegung stand und zu den besten politischen Köpfen Italiens zählt „Der italienische Einheitsstaat ist nur eine Fiktion. Haben Sie schon einen Italiener — Arbeiter, Bauern, Fischer, ja auch Beamten — gefunden, der sich als Italiener fühlt, sich auch nur als solchen bezeichnet?“

Nein, ich habe keinen gefunden. Nur Römer, nur Sizilianer, Calabresen, Sabiner. Dagegen belehrte mich ein sozialistischer Vertrauensmann, ein sehr kluger und aufgeweckter Straßenbahnschaffner:

„Was nördlich von Florenz wohnt (das Bollwerk des Fascismus), das gehört gar nicht zu uns. Das ist eine ganz andre Rasse — keine Latiner — nichts wert.”

*

Das habe ich im Juni geschrieben, zu der Zeit, da die fascistische Bewegung mit der militärischen Besetzung Bolognas durch zehntausend „Schwarzhemden“ ihren Höhepunkt erreicht hatte und zum ersten Mal unter den Fahnen des Fascismus Arbeiter — nicht nur Frontkämpfer, nationalistisch verhetzte Bürgersöhnchen und Lumpenproletarier — gegen ihre sozialistischen und kommunistischen Klassengenossen in die Schlacht zogen.

Ich habe also Unrecht behalten, falsch prophezeit?

Man darf in Italien nicht nach den äußern Geschehnissen allein urteilen. Tatsache ist: Massenstimmungen bilden sich und verfliegen in Italien ungeheuer schnell. Und ferner: Der Fascismus hat in dem Augenblick die Macht übernommen, wo er den Höhepunkt seiner Entwicklung eigentlich bereits überschritten hatte. Und endlich: Mussolini hat diesen letzten Sieg beinahe wider seinen Willen erkämpft. Es war das die letzte Karte, die er ausspielen konnte und nicht ausspielen wollte — monatelang nicht. Man weiß eben im Ausland so Vieles nicht: daß der Fascismus nach dem Zustrom der enttäuschten sozialistischen Arbeiter und Landproletarier eine schwere Krise durchzumachen hat, weil diese auch in den „klassenkampflosen“ fascistischen Syndikaten gegen den Willen ihrer Führer den Klassenkampf um den Achtstundentag und höhere Löhne führten; daß sich das Bürgertum, das bis dahin den Fascismus materiell und moralisch unterstützte und ausrüstete, grade in den letzten Wochen merklich von ihm abrückte; daß sich die Gegensätze innerhalb des Fascismus noch im Juli und August mancherorts bis zu blutigen Kämpfen zwischen dem rein nationalistisch-militaristischen und dem (unklar) revolutionär-syndikalistischen Arbeiter- und Kleinbürger-Flügel steigerten, bis knapp vor der großen Parade in Neapel Mussolini von seinem bedeutendsten Geldgeber, der Großindustrie, durch Olivetti, den Sekretär des Industriellenverbandes, ganz formell in Kenntnis gesetzt wurde, weitere Geldzuwendungen könne die Partei nicht mehr erhalten. Die Agrarier erklärten das Selbe. Da mußte Mussolini losschlagen. Die Parteikasse war leer und zu zögern hätte bedeutet, sich selbst aufzugeben.

*

Der italienische Nationalismus: Lokalptriotismus — das Zusammengehörigkeitsgefühl aller aus dem gleichen Städtchen Stammenden. Wie der russische Nationalismus diese beinah mystische Liebe zur russischen Erde ist und der deutsche — Servilismus vor Königsthronen.

Ein Volk von geborenen Schauspielern und schlechten Komödianten. Es ist beinah unglaublich, wie hölzern, temperamentlos und gekünstelt die italienischen Schauspieler — auch die sogenannten guten — auf den Theater-, Variété- und Filmbühnen mit falschem Pathos ihre kitschigen sentimentalen Tragödien spielen. (Die ganz wenigen Ausnahmen bestätigen in diesem Fall tatsächlich die Regel.) Und wiederum . . . eine Szene ist mir besonders im Gedächtnis geblieben:

Im Café Aragno, dem Treffpunkt der römischen Korsobummler, Studenten, Offiziere, Journalisten. In den Tagen, da in San Lorenzo, dem Arbeiterviertel, die große Schlacht zwischen Fascisten und Kommunisten geschlagen wurde. Ein kleiner Trupp Fascisten betritt das Lokal. In der Mitte der Burschen einer, der leicht hinkend, von seinen Freunden unterstützt, an einem Tische Platz nimmt. Ein weißes Tuch, das er malerisch um den Kopf geschlungen hat, soll künden, daß er grade aus der Schlacht gekommen. Der junge Bursch ist einige Minuten Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und spielt seine Rolle des Schwerverwundeten ausgezeichnet. Bis plötzlich ein junges Mädchen am Nachbartisch sich langsam erhebt, mit wankenden Schritten auf den jungen Burschen zutaumelt, mit einem unterdrückten Schrei an seine Brust sinkt. Und der sitzt kerzengrade, ungerührt, stolz, männlich, ein Held. Ich habe auf keiner italienischen Bühne eine so meisterhaft gespielte Szene erlebt.

Vielleicht hilft auch das Mussolinis Erfolg erklären: daß kein politischer Führer in Italien so gut Massenregie zu führen versteht wie er. Die Parade in Neapel war ein grandioses Spektakel.

*

Variété ist die große Liebe der Italiener. Akrobaten, Clowns, Marionetten. Keine Nackttänze, kein Shimmy oder Jazz. (Ich rede nicht von den zwei oder drei Bars in Rom, die nur von Fremden besucht werden.) Und die Sängerinnen und Tänzerinnen auf den Bühnen so dezent gekleidet, daß man sich in die Vorkriegszeit zurückversetzt glaubt. Im Salon Margherita zu Rom trat eine Schleiertänzerin auf — die kam aus Berlin.

*

Den Sinn für die große Geste haben sie nicht verloren. Ihr Nationalheros heißt jetzt Enrico Toti. Kein General, kein Offizier, ein einfacher Soldat, der ein bekannter Sportsmann und preisgekrönter Radfahrer gewesen und, obwohl er vor dem Krieg infolge eines Sturzes mit dem Rade ein Bein verloren hatte, freiwillig mit seinen beiden Krücken ins Feld zog. Im Schützengraben schwer verwundet, schleuderte er den anstürmenden Oesterreichern seine Krücken entgegen und starb. Keine illustrierte Zeitschrift, die nicht diesen letzten Augenblick aus Totis Leben verewigt hätte. Seine letzte Tat hat ihn zum Nationalhelden gemacht. Welch antike Geste ! sagen die Italiener.

*

Dieses Königreich ist eine bessere Republik, als Deutschland vielleicht in zwanzig Jahren sein wird. Auch ein kleines Symptom: Cadorna hat seine Memoiren geschrieben, Sie sind in einer Luxusausgabe von dreihundert Stück erschienen. Unbekannt, ob auch nur diese dreihundert verkauft worden isind. Der König hat erst gar nicht probiert, sich zu erinnern. Er versteht, man muß es ihm lassen, sich im Hintergrund zu halten. Jedenfalls sieht man in den Schaufenstern Roms weniger oft sein Bild als heute noch die Porträts der Hohenzollern in Berlin.

*

Dieses Volk soll nun „nach dem Stahlbad des heiligen Krieges seine politische Wiedergeburt erleben“. D‘Annunzio hat sie gepredigt, und Mussolini macht sie jetzt wahr. Das alte römische Weltreich, die Hegemonie Italiens in Europa muß wieder aufgerichtet werden.

Ausbau der Armee und Flotte, militärische Schulung der Jugend, physische „Ertüchtigung“ der Frau, die Luftstreitkräfte müssen verstärkt, besondere Schulen zur Ausbildung von Piloten gegründet werden. Das einige große — größere Italien . . . ala, ala, alala !

Im Hafen von Anzio geriet ich mit einem Fischer in ein Gespräch.

„Noch einmal rücken wir nicht ein, keiner von uns. Die jungen Herrchen von den Universitäten sollens allein probieren. Was hat uns der Krieg gebracht? Viel besser ist es uns früher gegangen. Ich bin Sozialist. Lauter Dummköpfe, Esel, die Herren von unsrer Regierung. Italien hat nur einen großen Mann — d'Annunzio.“

Ich wage einen Einwand. Erinnere an d'Annunzios Haltung vor dem Kriege, seine Fiume-Expedition — ist er nicht der eigentliche Schöpfer des Fascismus? Und die Sozialisten —

Der Mann schaut mich hocherstaunt an: „Aber — er ist doch unser größter Dichter ! Kennen Sie das — ?“ Und der Fischer rezitiert mir mit glänzenden Augen einen Gesang aus der ‚Città morta’.

*

D‘Annunzio hält sich jetzt — die große Ueberraschung — abseits. Und ein Andrer, der, wie kein Politiker in Italien die feine Witterung für den Erfolg hat, Giolitti, der alte Fuchs, ebenfalls. Beide sind gewitzigt und wissen aus eigner Erfahrung, daß diese allgemelne Volksbegeisterung verflucht kurze Zeit vorhält. Die Italienier sind nämlich trotz ihrem politischen Temperament sehr kühle und gute Rechner und sehen letzten Endes ihren Führern auf die Fäuste und nicht aufs Maul. Mit Proklamationen wirds Mussolini auf die Dauer nicht schaffen. Aber mit Standrecht und Diktatur, mit Horthy- und Kahr-Methoden erst recht nicht. Dann aber — wenn er das große Wunder nicht fertig bringt, Brot und Arbeit und die Ordnung der Finanzen herbeizuzaubern — wird er sich sehr bald trollen müssen und dies fascistische Abenteuer wird aus sein. Es sei denn, der Fascismus entwickelte sich zu etwas ganz anderm, als was er bisher war. Ein festes Programm hat er ja ohnehin nicht, und was Mussolini anlangt, so hat er oft genug bewiesen, daß er wandlungsfähig ist. Ist es übrigens wirklich nur Zufall, daß Mussolini, Marinetti und — manicomiaa (Narrenhaus) mit dem gleichen Buchstaben beginnen?

Die Heldengreise von Heinrich Fischer

Zum 9. November

Verkrümmte Alben, die nach Leben gieren,
Dämonen, greinend um entschwundne Pracht,
so geistern wir durch die Novembernacht
und sitzen wieder in den Hauptquartieren.

„Hundskerle Ihr !“ . . . Und wieder delirieren
wir heiß im Rausche grenzenloser Macht:
Seht, Hunderttausend stehen stramm Habtacht,
wenn zwanzig Paralysen kommandieren !

Der bunte Traum ist aus . . . Wie sind wir alt.
Einst hatte diese Zitterhand Gewalt,
den nahen Tod durch Opfer zu versöhnen —

Bald ist er da und wird mit tiefem Schweigen
uns jedes qualdurchzogne Antlitz zeigen.
Und plötzlich wird Alarm uns wild umdröhnen !

Erotische Filme von Peter Panter

Der Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger
Bilder und Schriften in Züchten
und Herrn Professor Karl Brunner
zum Abschied gewidmet.

Die Wand wurde weiß. Ein an vielen Stellen brüchiges, fahriges
Silberweiß leuchtete zittrig auf. Es begann.

Die Wand wurde weiß. Ein an vielen Stellen brüchiges,
fahriges Silberweiß leuchtete zittrig auf. Es begann.

Aber Alle lachten. Auch ich lachte. Hatten wir etwas Un-
erhörtes, Maßloses erhofft, so balgten sich jetzt auf der Leine-
wand spielend ein Miau-Kätzchen und ein Wauwau-Hündchen.
Vielleicht hatte der Exporteur das vorgeklebt, um die Polizei
zu täuschen — wer weiß. Der Film lief eintönig klappernd,
ohne Musik; das war unheimlich und nicht sehr angenehm.

Aber ganz unvermittelt erschien ein Satyr auf der Bildfläche
und erschreckte in einem Waldgewässer kreischende und plant-
schende Mädchen. Nun, ich war enttäuscht, immerhin . . . Ich
war hierher gekommen, um etwas recht Unanständiges zu sehen,
ein dicker Freund hatte mich mitgenommen; Gott mochte wissen,
woher er es hatte. Sah ich ihn, so senkte sich bewundernder
Neid auf mich herab: er hatte die Fähigkeit, auch diese Dinge —
neben verschiedenen andern — bis auf den Grund auszukosten.

Hoh, aber jetzt gab es: Szene im Harem. Man hatte sich
den Schauplatz der Handlung etwa am Schlesischen Tor vor-
zustellen, denn das Tapetenmuster des ausgeräumten kleinen
Zimmers war ganz so, und auch die Gardinen und der Teppich.
Fatinga tanzt. Das lasterhafte Mädchen entkleidete sich aus
pompöser Wäsche und tanzte; das heißt: sie drehte sich bequem
um sich selbst, und Jeder konnte sie bewundern — und sie
tanzte vor ihrem Sultan, der sich faul und lässig in den Schößen
der andern Haremsmitglieder lümmelte. Er war ein Genießer.
Sie bewedelten ihn mit großen japanischen Papierschirmen, und
vorn auf einem Tisch stand ein Weißbierglas. Die Szene fand
nicht den Beifall des Auditoriums. Ermunternde Zurufe wurden
laut. Man hatte sich den Herrscher wohl etwas agiler ge-
wünscht, aber er blieb ruhig liegen — wozu war er auch Sultan !

Und dann kam ‚Klostergeheimnisse' und ‚Annas Nebenberuf',
und zwei „perverse Schönheiten" wälzten sich auf einem Läufer
herum. Die eine von ihnen war, wie ich feststellen konnte, eine
gewisse Emmy Raschke, die fortwährend lachte, weil es ihr wohl
selbst ein bißchen komisch vorkam. Nun, sie waren Alle enga-
giert, um eiskalt, mit einem Unmaß von Geschäftlichkeit, unter
den scheltenden Zurufen des Photographen, Dinge darzustellen,
die, wenn man den Beschauern glauben wollte, doch wohl an
das Himmlischste grenzten. Sie glaubten Alle, daß Emmy
Raschke für sie und ganz speziell für sie erschaffen war — vor-
gebildet allerdings durch eine Reihe von nunmehr vergangenen
Handlungen ähnlicher Art. Es war nicht ganz klar, was sie
eigentlich von den Frauen wollten, wenn diese mit ihnen ge-
schlafen hatten — sicher war, daß sie allesamt nicht zögerten,
sich als die Gnadenspender des weiblichen Geschlechts anzusehen.

Es folgten nunmehr zwei längere Stücke, und es war nicht zu sagen, wie lasterhaft sie waren. Eine schwüle Sinnlichkeit wehte von den verdorbenen, also üppigen Gestalten herüber, sie gaben sich den unerhörtesten Genüssen hin — und währenddessen bot eine Kellnerstimme gefällig Bier an. Worauf mit Recht aus dem Dunkel ein tiefer Raucherbaß ertönte: „Ach, wer braucht denn hier jetzt Bier !“ Das wurde lebhaft applaudiert, und von nun an beteiligte sich das Publikum intensiver an den Darbietungen: Rufe, ratende Stimmen, Grunzen, Beifall und anfeuernde Aufschreie wurden laut, einer gab vergleichende Privatfreuden zum Besten, viele lärmten und schrieen.

Oben spielten sie: ‚Die Frau des Hauptmanns’. Es war die lebendig gewordene Pornographie. Während der würdige Militär seine Gemahlin mit der Leutnantsfrau betrog, nutzte jene — die Gemahlin — die Zeit nicht schlecht aus, denn der Hauptmann hatte einen Burschen. Sie wurden überrascht, und es setzte Ohrfeigen. Mochte man übrigens sagen, was man wollte: ehrlich war der Film. Ein bißchen merkwürdig schien es allerdings im französischen Soldatenleben zuzugehen: es gab da Situationen, die sich so unheimlich rasch abwickelten, daß man nur wünschen konnte, ein piou-piopu zu sein. Immerhin waren es doch ein paar Momente, wo sich die Spielenden ihrer Rollen mit hingebendem Eifer annahmen. Und selbst der war gespielt.

Im Parkett blieb es gemütlich. Man faßte da die Dinge nicht so gefährlich auf, sah nicht, daß auch Tristan und Isolde hier einen lächerlichen Aspekt darbieten würden, und daß Romeo und Julia, von einem andern Stern, objektiv und nüchtern, also unabhängig betrachtet, eine ulkige und verkrampfte Angelegenheit darstellten.

Nein, davon war im Parkett keine Rede. Wenn sie nicht Skat spielten, so lag das nur daran, daß es zu dunkel war, und im übrigen herrschte eine recht feiste und massive Freude. Das mußte man selbst sagen: immer diese verlogenen Sachen — hier wüßte man doch . . .

Als es dann aus war — so ein trüber Schluß, wo Jeder denkt, es kommt noch was — , da zeigte sich, daß es mit der Sexualität so eine Sache ist. Die Männer standen herum und genierten sich vor einander, indem sie den Mangel an Höherem betonten, und überhaupt. Und dann schoben wir uns durch schmale Gänge in das benachbarte Lokal, und die Musik spielte laut und grell, und da waren Alle so merkwürdig still und erregt. Ich hörte später, der Wirt habe zwanzig Mädchen dorthin bestellt.

Ich weiß es nicht, denn ich bin fortgegangen, und habe mir so gedacht, wie doch die Worte ‚Laster’ und ‚Unzucht’ hohle Bezeichnungen für Dinge sind, die Jeder mit sich selbst abzumachen hat.
„Der Lasterpfuhl“ — du lieber Gott ! Auch dort wird man zu Neujahr Pfannkuchen essen und die Gebräuche halten, wie es der kleine Bürger liebt. Denn das Laster ist kein Gewerbe — und ein Augenzwinkern und ein tiefes Frauenlachen kann einmal lasterhafter sein als das ganze Hafenviertel Port Saids.

Aus drei Ländern

Aus Deutschland: Gerhart Hauptmann. Man muß sich nur Zeit lassen, alt zu werden; sei man Mensch, sei man Dichtung. Zur Vorfeier spielt das Lessing-Theater den ‚Biberpelz'. Läppisch erschiene heut, wer wider ihn geltend machte, womit ihn vor dreißig Jahren auch bessere Köpfe abtun zu können glaubten. Hauptmann kopiere Kleist, wiederhole ein einziges Motiv bis zum Ueberdruß, schwanke zwischen zwei ‚Helden', also zersplittere seinen und unsern Anteil und fände keinen ‚befriedigenden' Abschluß. Der schlimmste Einwand: dies sei ein Exempel des ‚Naturalismus', einer niedern Gattung der Poesie, wert, von Wildenbruchs ‚Heiligem Lachen' verlacht zu werden. Lang, lang ist das her. Gesiegt hat Hauptmanns unheiliges Lachen, sein Naturalismus, der keiner ist, wenn Naturalismus ein Schimpfwort sein soll. Wir sitzen vor der Komödie und fühlen — was? Das heitere Glück, in einem Winkel der Welt die Welt zu schauen, wie sie kein ‚naturalistischer' wohl aber ein naturverwandter, naturdurchtränkter, naturgesegneter Dichter geschaut hat; voll tiefer Andacht und Liebe zur Kreatur geschaut hat. Man nehme den ersten Akt. Familienidyll in der Diebeshöhle. Ein Rationalist wird ironisch sagen: In jener Nacht, wo Leontine ihren Dienst verließ; wo Mutter Wolffen einen Rehbock fing; wo Wulkow ihn sofort erstand; wo Motes kalterpresserisch die Schlingen vorwies; wo Mitteldorf, die hohe Obrigkeit, zur Bergung der zwei Meter trockenen Knüppelholzes leuchtete, um derentwillen Leontine ihren Dienst verlassen hatte — ein bißchen viel geschah in jener Nacht und in derselben Stube ! Das ist nicht Leben, ist nicht Wahrheit, sondern nettes, pointiertes, künstlich abgerundetes Theater. Aber äußere Ereignisse, von denen im Drama ausgegangen wird, brauchen nur möglich zu sein; und möglich ist doch wohl, daß zu den vier Familienmitgliedern an einem besonders bewegten Abend vier fremde Personen stoßen. Das Leben, die Wahrheit, die dichterische Notwendigkeit muß im Blut dieser Menschen liegen; und was das betrifft, so zweifle ich, ob Hauptmann den ‚Biberpelz' je überboten hat. Schärfe eint sich zwingend mit Behaglichkeit. Jedes Wort ist vollkommen natürlich, hat das Tempo und die Farbe einer stadtnahen Landbevölkerung, hat entweder das Phlegma der Dörflichkeit oder die Reschheit einer lärmendern Siedlung oder Unternehmungsgeist im breiten, plumpen Dialekt; und jedes baut — fast wie in der ‚Wildente', dem unübertroffenen Muster dramatischer Oekonomie — unauffällig und zweckmäßig an dem Drama, das die Diebskomödie angeblich nicht ist. Sie ist eins. Einfach darum, weil die Mutter Wolffen mehr als eine dramatische: weil sie eine dramenhaltige Gestalt ist. Wo sie hintritt, wächst gewiß kein Gras, aber Kampflust bis zur Entladung. Ihre Willenskraft verbreitet um sie eine Unruhe, in der die Konflikte gedeihen. Es ist Hauptmanns Meisterschaft, daß zugleich die schwere Ruhe aller wurzelhaften, saftvollen, ganzen Menschen um sie ist, vor der eine züngelnde Moral zuschanden wird. Denn

nicht, weil die Wolffen (von der ich gern den Vornamen wüßte) das Philippchen hätschelt, um ihren toten Jungen weint, die Armen unbestohien läßt und überhaupt Gemüt hat — nicht deshalb bejahen wir sie; sondern, weil sie von herrlicher Unerschrockenheit, eine Menschenkennerin ersten Ranges, eine Lebenskünstlerin, eine Lebenssiegerin, ein Kerl ist. Diese große Gaunerin ist liebenswürdig im Wortsinn. Sie ist unsrer Liebe würdig wie der Erzlügner Falstaff — als ein urgesundes, unverfälschtes, ungebrochenes Stück Natur. Man kritisiert sie so wenig wie einen strotzenden Baum, der unvermeidlicherweise Blattläuse hat. Sie wäre verdorben erst, wenn sie unverdorben wäre. Und nun wird ihr, um das niemals undramatische Zustandsbild vollends zum Drama zu machen, Herr von Wehrhahn entgegenstellt, als ihr verblüffendes Widerspiel: die korrekte Unfähigkeit, die unergründliche Dummheit, die geschäftige Faulheit, die ahnungsloseste Lebensfremdheit und Menschenunkenntnis in Peron — hinfälliges Junkertum gegen steigendes Proletariat. Wehrhahn ist in keinem Zuge Karikatur. Der Verwaltungsbeamte, der nicht die Regel, aber vorhanden und unüberwindlich ist. Der Alleswisser mit unfehlbar falschem Riecher. Der extreme Ausdruck eines Systems, das der Krieg, Gott seis geklagt, nicht beseitigt hat. Im Kriege bin ich ihm so leibhaftig begegnet, als sei er aus Hauptmanns Komödie ausgebrochen. Auch bei Mutter Wolffen in Woltersdorf hab‘ ich manchen Sommer gewohnt. Auch sie ging waschen und zog mit der Kiepe voll Diebesbeute vor grauendem Morgen gen Berlin. Doch dieser Zufallskontrolle bedarf man gar nicht, um zu spüren, daß Hauptmanns Herzensinteresse und strafender Hohn sich an Objekten betätigt, die Niemand auf Treu und Glauben hinzunehmen braucht, deren Existenz sichtbar, greifbar und riechbar ist, weil sie nicht erfunden, sondern gewachsen sind. Kein leerer Wahn, daß es grade und einzig der ‚Biberpelz' war, den Hauptmann fortsetzen, weiterdichten, beenden mußte. Die Figuren, nach allem, sind trächtig von Erlebnissen, die erlebt sein wollen. Ihre Fülle quillt über den Rand. Eine zweite Komödie tat not, um den Ueberschuß aufzufangen.

*

Aus Frankreich: Anatole France. Was mag den anno dazumal veranlaßt haben, aus seinem ‚Crainquebille' ein Drama zu ziehen? Getreuer als Zola selbst hatte er immer dessen Gebot befolgt: „Ein Künstler soll Achtung haben vor seinen geliebten Kindern, seien sie häßlich oder schön; wenn sie mit seinen Zügen zur Welt gekommen sind, hat er kein Recht, sie den Zufällen einer zweiten Geburt auszusetzen.“ Wer in Anatole France hat es dennoch getan? Der Ethiker. Der Schöpfer des ‚Crainquebille' fühlt sich weniger Dichter denn Geisteskämpfer und glaubt, durch die Anschaulichkeit der Bühne mehr zu bewirken als durch das stillere Wort des Buches. Der Anblick eines Leids hat ihn scharfsichtig, mitempfindend und so phantasievoll gemacht, daß ihm der Einzelfall zum allgemeinen Weh sich erweitert. Die Unzulänglichkeit der französischen Rechtspflege hat

dieses eine, bestimmte Leid verschuldet, und ein andres, ähnliches mag täglich unbemerkt und gleich ungerecht zugefügt werden. Während die deutschen Geistesheroen mit geschlossenen Hacken und Lippen jeden geschehenen Juslizmord hinnehmen, wird den französischen schon ein vorgestellter zum Anstoß, die Gewissen zu wecken. (Wer befreit Fechenbach?) Bei einem Straßenauflauf hat Schutzmann 64 aus einem „Rein verschwunden“ des Grünkramhändlers Crainquebille einen „Schweinehund“ gehört und denalten Mann vor Gericht geschleppt Das arme Narrchen kann sich nicht ausdrücken; und die Gefängnisstrafe hat die Entziehung des Hausierscheins zur Folge, Nach den „Vierzehn Tagen“ starren Crainquebilles trübe Augen hilflos und hoffnungslos auf ein unergründliches Rätsel Er räumt sich weg. In der Novelle nämlich. Deren Gewebe, dünn, dürftig, durchsichtig, erhält Wert durch die Stickerei. Mit kleinen, ausgesuchten Mitteln, mit poetischen und psychdlogischen Finessen zeigt Anatole France, wie leicht sich aus armseligem Anlaß die drohendste Existenzfrage ergibt, und wie grausam sie verneint werden kann. Er zeigt es mit einer herzbewegend liebevollen Eindringlichkeit, die ohne Pathos leis durch das kleine Werk wallet und es anmutig von jener Anklageliteratur — des keineswegs unebenen Brieux etwa — absondert, die einen persönlichen Fall zu Angriffen auf die Weltordnung ausbeutet. Was vor diesen Nutzdramatikern — mit denen wir hier noch immer sehr zufrieden sein könnten — ein Lehrer der Weisheit wie Anatole France voraushat, das ist sein Gerechtigkeitsgefühl. Seine Richter sind weder schlecht noch parteiisch — abgesehen von ihrer unwillkürlichen Unterwürfigkeit gegen andre Staatsbeamte, wie den Schutzmann Nummer 64 — , sondern nur abgestumpft und von geringem Unterscheidungsvermögen, und dieser Schutzmann ist kein Unmensch, sondern als Schutzmann befugt, den alten Mann zu verhaften. Das erst ermöglicht, daß der Menschheit ganzer Jammer: das fürchterliche Los der Menschen, blind und taub an einander vorbeirasen und sich gegenseitig zu Tode quälen zu müssen, uns anfaßt. Uns. Die Leser. Im Theater bleiben wir kühl. Denn da quälen sie sich durchaus nicht zu Tode. Da wird Crainquebille sozusagen gerettet. Ueberall sonst hat des Dichters vornehme Kunst sich den Kniffen und Pfiffen schlauer Handwerksleute spröde versagt und damit öfters auf eine unmittelbare Bühnenwirkung verzichtet In diesem einen Punkt nur, wo ers am wenigsten nötig gehabt hätte, hat er dem derben Anspruch der Kulisse geopfert und seine eigne Arbeit verfälscht und verstimmt. Da hätte eine künstlerisch nachspürende Theaterleitung den Dichter gegen sich selbst in Schutz zu nehmen und die ursprüngliche Fassung wiederherzustellen gehabt. Aber ‚Crainquebille’ wurde im Kleinen Schloßparktheater von Steglitz gespielt.

*

Aus Spanien: Rudolf Lothar. Die spanische Regierung wird gebeten, für die Grenzuntersuchung auf Trichinen, Finnen und Rotlauf verschärfte Bestimmungen zu erlassen.

Angebinde von Ferdinand Hardekopf

Ich stell dir hin die blassen Herbstzeitlosen,
Den letzten Schierlingszweig trag ich herbei
Und will, Canaille, wieder mit dir kosen,
Wie im Zigeunerkraut am dritten Mai.

Den Taumel-Lolch, dies nette Giftgetreide,
Den zarten Schwindelhafer rupf ich aus
Und winde dir, infame Augenweide,
Aus Hundstod und aus Wolfsmilch einen Strauß.

Im Fingerhut das reichliche Volumen
Digitalin (mein Herz, du kennst es schon),
Das pflück ich dir und Belladonna-Blumen
Und Bittersüß und dunkelroten Mohn.

Kennst du des Bilsenkrautes böse Gnaden?
Der Beeren Scharlachglanz am Seidelbast?
Und die Betäubung, dreimal fluchbeladen,
Die stachlig die Stramin-Frucht in sich faßt?

So nimm sie hin, die blühenden Narkosen,
Aus Nacht und Haß ein Duft-Arrangement,
Und stell es zwischen deine Puderdosen
Und die Parfumflacons von Houbigant.

Franc, Krone, Rubel von Morus

Der sinkende Franc

Der Dollar ist für jeden guten Deutschen so sehr zum Symbol alles Erstrebenswerten geworden, daß man darüber den Stand der andern ausländischen Werte leicht aus den Augen verliert. Zwar marschieren die drei Hauptdevisen der berliner Börse: der Dollar, das Pfund und der Gulden, einigermaßen im Gleichschritt, das heißt: das englische Pfund um etwa 10 Prozent hinter der Vorkriegsparität. Aber auch schon bei den Spitzendevisen sind Schwankungen vorhanden, wie sie in den letzten Jahrzehnten, vor dem Kriege, seit dem Uebergang der europäischen Staaten zur Goldwährung, unmöglich gewesen wären. Neuerdings ist sogar der pausbäckige holländische Gulden sanft ins Gleiten gekotmmen, und die braven Niederländer machen sich schon um ihre Währung die schwersten Sorgen.

Aber das ist gewissermaßen nur ein Gekräusel an der Oberfläche. Die Springflut beginnt erst, wenn man von den Edelvaluten in das „mittlere Reich" hinabsteigt. Hier herrscht — unter den Blinden ist der Einäugige König — der französische Franc, es folgt der belgische Franc, dann kommen, in respektvoller Entfernung die Lira und schließlich der Parvenu: die Tschechokrone, zu deren Fesselung man jetzt den großen Finanzreformer Raschin wiederberufen hat.

Das Ereignis auf dem Markt der Halbedelvaluten bildet in jüngster Zeit der Sturz des französischen Franc. Der Franc, der Monate hindurch auf etwa 45 Prozent seiner Vorkriegsparität stand, ist in den letzten Wochen um weitere 7 bis 8 Prozent gesunken, so daß er heute

nicht viel mehr als ein Drittel Goldfranc wert ist. Dieser Verschlechterung der französischen Valuta entspricht — wenigstens nach der englischen Budget-Theorie, wonach das Disagio der Währung die automatische Folge eines Etat-Defizits ist — ein Fehlbetrag im ordentlichen Etat von wenigstens 4 Milliarden. Da die Steuerbereitschaft der französischen Großkapitalisten, die das Kabineit Poincaré ebenso beherrschen wie das Kabinett Briand, fast noch geringer ist als die der deutschen, so hat man sich auch jetzt wieder gescheut, wenigstens den ordentlichen Staatshaushalt durch eine gründliche Erfassung der Kriegs- und Reparationsgewinne in Ordnung zu bringen. Der Finanzminister de Lasteyrie will weiter mit kurzfristigen Schatzscheinen die laufenden Ausgaben bestreiten und im übrigen „das Land zu Atem kommen lassen".

Diese innenpolitischen Angelegenheiten Frankreichs sind deshalb für uns so wichtig, weil sie drüben die Grundlage für die Erörterung des Reparationsproblems bilden. Wie immer, so stehen sich auch bei der neuen französischen Finanzkalamität zwei Ansichten gegenüber: die Unentwegten behaupten selbstverständlich, das Defizit im Etat und der Rückgang des Franc seien die Folge davon, daß man aus den Deutschen nicht genügend herausgepreßt habe; die andre Partei verschließt sich nicht der Einsicht, daß zwischen dem Sturz des Franc und der Katastrophe der Mark doch so etwas wie ein innerer Zusammenhang bestehen könnte, und es mehren sich offenbar auch in den maßgeblichen Kreisen die Stimmen Derer, die für einen anständigen gütlichen Vergleich mit Deutschland eintreten.

Bedauerlicherweise ist von einer entsprechenden geistigen Aufhellung in Deutschland nichts zu spüren. Sieht man von den Spiegelfechtereien des Herrn Hergt ab, so muß man leider konstatieren, daß die Animosität der deutschen öffentlichen Meinung gegen Frankreich eher im Wachsen als im Schwinden begriffen ist. Das Gekeife, das die sogenannte demokratische Presse über die Vorschläge des Herrn Barthou in der Reparationskommission erhoben hat, wäre auch dann unendlich töricht gewesen, wenn diese Kritiker — wobei die Vossische Zeitung immer auszunehmen ist — sachlich im Recht wären. Mit faulen Aepfeln ist Herr Poincaré nicht zu fällen, auch wenn sie mit noch so viel Feuilletonistengrazie geworfen werden.

Oesterreichische Finanzreform

An keiner Devisenspekulation war in den letzten Wochen so viel zu verdienen wie an oesterreichischen Kronen. Das Wunder hat sich erfüllt: die wiener Papierfetzen, die mir zum Tapezieren der Wände geeignet schienen, beginnen wieder „Wertobjekt" zu werden. Ihr Kurs hat sich nicht nur gegenüber der Mark verfünffacht, sondern sogar gegenüber dem Dollar ein wenig gehoben. Nach der Tschechokrone, nach der Polenmark, nach den Valuten der nordöstlichen Randstaaten, Rumäniens und Ungarns, die vor zwei Jahren noch alle auf Gedeih und Verderb mit der deutschen Mark verbunden zu sein schienen, hat sich nun auch die oesterreichische Krone von dem deutschen Währungsverfall freigemacht Die Reichsmark sinkt, dank Hermes und Havenstein, allein auf weiter Flur: splendid isolation !

Der Mann, der das oesterreichische Wunder fertig gebracht hat, ist Herr Ignaz Seipel, Platzhalter Seiner Apostolischen Majestät in der

Republik Deutsch-Oesterreich. Wer diesen kühl berechnenden Kleriker, der auch als Bundeskanzler in Prälatenrock einherschreitet, einmal gesehen und gehört hat, kann verstehen, daß der jesuitischen Schläue dieses Mannes gelungen ist, was seinen Vorgängern versagt blieb: einen großen Kredit für den armseligen, unmöglichen Staat zusammenzubringen. Die Hausierfahrt von Prag über Berlin nach Verona, das Ausspielen der eifersüchtigen Nachbarn gegen einander, das devot-überlegene Auftreten ins Genf: all das war ein diplomatisches Kunststück besten römischen Stils. Man mag die Entwicklung der Dinge in Oesterreich vom deutschen und vom republikanischen Standpunkt aus bekämpfen, wie es die wiener Sozialdemokratie tut, man mag sie für unvemieidbar halten, und unterstützen, wie es die deutschtümelnden Großdeutschen tun: man muß anerkennen, daß hier ein jesuitisches Meisterstück vollbracht worden ist.

Der goldene Halbmilliardenkredit, den England; Frankreich, Italien, die Tschechoslowakei und die Neutralen aufbringen wollen, ist gewiß an harte Bedingungen geknüpft. Man verlangt, und mit Recht, daß mit der oesterreichischen Schlamperei erst einmal aufgeräumt wird, ehe man neues Geld hineinsteckt. Die Dimensionen in denen sich der Etat dieses Sechs-Millionen-Ländchens bewegt, erscheinen auch Reichsdeutschen noch einigermaßen phantastisch: die Ausgaben für 1922 betragen fast 10 Billionen, (alias 10 000 Milliarden !), die Einnahmen noch nicht 5 Billionen, sodaß für Kopff und Nase ein Defizit von rund 1 Million Kronen übrig bleibt ! Aehnliche Ausmaße weisen die einzelnen Etatposten auf. Da gibt es ein Eisenbahndefizit von 2 Billionen, ein Post- und Telegraphendefizit von über 400 Millarden Kronen, eine Beihilfe zu den Gehaltszahlungen der Länder — denn dieses Alpenländchen ist ja ein „Bundesstaat" — von 1000 Milliarden und dergleichen mehr.

Diesem Etatmonstrum soll nun energisch zu Leibe gegangen werden, von der Einnahmen- und der Ausgabenseite her. Die Einnahmen sollen in den nächsten zwei Jahren um rund 4 Billionen erhöht und die Ausgaben durch eine Verminderung der staatlichen Betriebe und Beamten verringert werden. Es versteht sich von selbst, daß der schwarzblaue Block, der gegenwärtig Oesterreich regiert, bei der kommenden Finanzreform die Agrarier bevorzugen und die Hauptlasten den sozialistisch verseuchten Städtern aufpacken will. Noch gefährlicher ist der Anschlag der Christlich-Sozialen und Großdeutschen auf das von Dr. Julius Deutsch geschaffene 30 000-Mann-Heer, das die einzige Stütze der Republik ist. Selbstverständlich fehlt in Seipels Reformprogramm auch nicht ein Anschlag auf den Achtstundentag, obwohl ziemlich zweifelhaft ist, ob in der Uebergangszeit alle gewerblichen Arbeiter auch nur 8 Stunden Arbeit am Tage finden werden.

Die oesterreichische Sozialdemokratie hat also schon triftige Gründe, wenn sie jetzt unter Otto Bauers Führung sich mit Händen und Füßen gegen die „Versklavung" Deutsch -Oesterreichs stemmt. Da zur Annahme der genfer Finanz- und Kontrollmaßnahmen wahrscheinlich eine Verfassungsänderung notwendig ist und der schwarzblaue Block über keine qualifizierte Mehrheit im Parlament verfügt, so könnte das ganze Projekt unter Umständen an dem Widerstand der Sozialdemokraten scheitern. Es erweist sich eben in der entscheidenden Stunde — und das sollte der deutschen Sozialdemokratie eine Warnung sein — als höchst nachteilig, daß die Sozialdemokratie aus der Regie-

rung herausbugsiert worden ist und die Rechte es in der Hand hat,
aus dem Reformplan einen Reaktionsplan zu machen.

Der Otto-Wolff-Vertrag

Sechs Monate nach Rapallo scheint endlich der deutsch-russische Handel in Gang zu kommen. Wir sind so ziemlich die Letzten, die in Sowjet-Rußland festen Fuß fassen. Amerika und England hat schon durch seine unvergleichlich größere Kapitalmacht einen beträchtlichen Vorsprung. Frankreich hat durch Herriots Reise das Feld „sturm-reif" machen lassen. Italien selbst hat sich schon wertvolle Konzessionen gesichert. Und nun ist, nach dem nicht sehr ruhmreichen Vorstoß und Rückzug der Firma Krupp, auch ein deutsch-russisches Geschäft von einiger Ausdehnung zum Abschluß gekommen. Der Vertrag der Sowjet-Regierung mit der Otto-Wolff-Gruppe schafft ein gemischtwirtschaftliches Unternehmen nach dem schon aus frühern Verträgen bekannten Typus: eine Aktiengesellschaft, deren Leitung das Privatkapital und die russische Regierung sich teilen, unter Kontrolle des Außenhandelskommissariats und mit beschränktem Gewinn der Privatunternehmer. Der Gesamtkredit, den das Consortium zur Verfügung stellt, ist auf etwa 26 Millionen Goldmark vorgesehen, wovon für Warenkredit 16 Millionen, der Rest der Regierung zur Verfügung gestellt wird.

Andeutungen des russischen Wirtschaftsführers Komarowski in der moskauer ;Handels- und Industriezeitung' weisen darauf hin, daß andre Verträge mit deutschen Firmen in Vorbereitung sind. Zur Finanzierung sucht man nunmehr die Großbanken heranzuziehen, und Komarowski schlägt eine für die Deutschen nicht grade verlockende wechselseitige Beteiligung vor: der russische Staat soll etwa 40 Prozent der Aktien einer soliden deutschen Bank übernehmen, die wiederum sich an einer russischen Bank beteiligt. Vermutlich werden die deutschen Banken nicht überaus begierig sein, Kredite zu gewähren und für neue Gesellschaften Garantien zu übernehmen und obendrein noch den Russen ein großes Aktienpaket zu überlassen. Derartige Vorschläge dürften den von den Russen so beklagten Mangel am Unternehmungsgeist der deutschen Kapitalisten ebensowenig beheben wie der neue Ausweis des russischen Außenhandels, wonach in den ersten 7 Monaten dieses Jahres die Einfuhr 320 Millionen, die Ausfuhr aber nur 32 Millionen Goldrubel betrug. Geschäfte in Rußland sind vorläufig Geschäfte auf lange Sicht. So leicht und sicher wie in Deutschland ist gegenwärtig im Osten kein Geld zu verdienen. Aber es wäre trotzdem bedauerlich, wenn das deutsche Kapital um rascher Konjunkturgewinne willen den Anschluß in Rußland verpaßte.

Aerzte-Elend

Mein Aufsatz über ‚Die Zukunft des Aerztestandes' in Nummer 9 der ‚Weltbühne' ist in Nummer 32 von Richard Lewinsohn befehdet worden. Er hält meine Vorschläge zur Behebung der wirtschaftlichen Not im Aerztestande für undurchführbar, meine Gedankengänge zur Sistierung des fortschreitenden Zerfalles ärztlicher Existenzen für naiv, ohne doch Andres, Besseres an ihre Stelle setzen zu können. Vielleicht gibt meinem Herrn Kritiker die Tatsache zu denken, daß in den berufensten Aerzteorganen seit Wochen und Monaten angesehene Vertreter unsres Standes die gleichen oder ähnliche Ansichten entwickeln, um die anscheinend unaufhaltsame Proletarisierung der deutschen Aerzteschaft zu bremsen Die für die nächste Zeit geplante außerordentliche Erhöhung der Versicherungsgrenze wird mit unfehlbarer Sicherheit das Werk der wirtschaftlichen Niederzwingung einer Berufsklasse vollenden, die für das Gemeinwohl so unendlich viel getan hat und der öffentlichen Wohlfahrt so unsagbar eng liiert ist. Wie trostlos das Schicksal mancher Aerzte schon heut ist, beleuchten grell Zeitungsnotizen wie diejenige, die vor wenigen Tagen den Selbstmord „aus wirtschaftlicher Not" eines 46 jährigen Arztes in einem potsdamer Vorort meldete. Wenn schon Berufsklassen, die „Führer der Menschheit" liefern helfen, wirtschaftlich so elend gestellt sind, daß Nahrungssorgen für das eigne Ich denselben Tod erzwingen, dessen Bekämpfung bei Fremden zu den vornehmsten Obliegenheiten der ärztlichen Persönlichkeit gehört: wie ist dann möglich, daß der Geist, die

Ideenkraft eines solchen Standes die Elastizität behält, um Neues, Großes, Edles zu ersinnen und zum Wohle der menschlichen Gesellschaft zu verarbeiten — eben der Gesellschaft, die undankbar und mitleidslos ihre Helfer dem sichern Untergange überantwortet !

Obwohl also Aerzteschaft und Bürgertum — wie alle arbeitenden und schaffenden Stände — innig auf einander angewiesen sind, versagt das Bürgertum grade jetzt, wo es sich um Sein oder Nichtsein seines Symbionten handelt. Ist da weiter erstaunlich oder überraschend, daß wir Aerzte aus dem fundamentalsten, originärsten Triebe der Selbsterhaltung heraus nunmehr nolens volens versuchen, uns selbst zu helfen? Die leidende Mitwelt bedient sich so gern der Hilfe ihrer ärztlichen Berater; aber der Grundsatz des „manus manum lavat” scheint uns zu sehr ihrem Gedächtnis entfallen zu sein ! Daß die Aerzteschaft also zur Selbsthilfe greifen muß, da die Umwelt sich so interessiert und untätig zeigt, um den Stand für sich und die Gesellschaft lebensfähig zu erhalten, ist wohl unbestreitbar; kommen nur die verschiedenen Wege in Frage, die zu dem erstrebten Ziel zu führen geeignet erscheinen.

Und da entsteht nun die Frage: Wie können Angebot und Nachfrage auf ein Maß gebracht werden, das in einem gesunden Verhältnis beider zu einander steht? (Denn die Gegenleistungen des ratsuchenden Teiles so zu steigern, daß der aktive Partner: die Aerzteschaft selbst unter den gegenwärtigen Zuständen sein wirtschaftliches Gleichgewicht behält, dürfte praktisch undurchführbar sein.) Da es unmöglich ist, willkürlich die Nachfrage zu vergrößern (wie dies hier und da spontan Epidemien verursachen), bleibt nur die Verringerung des Angebots übrig: das kann entweder durch Einschränkung der ärztlichen Zulassungen (in Form des „numerus clausus“) oder durch gleichmäßige Verteilung der Aerzte über Stadt und Land je nach Bevölkerungsdichte (dahin zielte mein Vorschlag ländlicher Verpflichtung der jungen Aerzte), am besten durch beides gleichzeitig erfolgen. Einen dritten Weg sehe ich und wohl auch mein Herr Kritiker nicht; das pure Negieren; ist indes in dieser Zeit höchster Not unangebracht — jetzt ist das ultimum refugium: zu versuchen und zu wagen, was irgend möglich ist. Und weshalb sollen meine „naiven“ Vorschläge denn praktisch undurchführbar sein? Schon oft schien der Mitwelt ein neuer Gedanke im ersten Augenblick unausführbar, ja lächerlich; und eine kurze Zeitspanne genügte,

ihn populär zu machen, seine Ausführbarkeit zu beweisen.
Wagt nur frischweg, Ihr Nachkommen der Cunctator und Aesculap, und Ihr habt das Spiel schon halb gewonnen ! Kümmert euch nicht um den Entrüstungssturm der Unzufriedenen, das spöttische Lächeln der Zweifler, versucht mit Energie die „unerhörte“ Umwälzung, und euer Handeln wird von einem Erfolge gekrönt sein, der euch und den Andern zum gleichen Wohle gereichen wird. Aber zweierlei gehört zum Gelingen: Mut und Ausdauer; kein Fortschritt, keine Neuerung bleibt verschont von dem Gebelfer der am Althergebrachten Klebenden; der Enderfolg will nicht erwogen — er will erkämpft sein !
Hans Oppenheim

Kleine Woche

Im Zug hörte ich zwei Amerikanerinnen ausrechnen, daß das Billett von Bremen nach München sie 25 cents kbste. Wenn sie sich einen Sonderzug geleistet hatten, wäre er nicht teurer gekommen als in U.S.A. die gleiche Strecke dritter Klasse.
Wie nun, wenn unter diesen Fremden, die sich einen guten Tag in Deutschland machen, einmal ein Kerl von Kaliber wäre?
Ich werde seinen Roman schreiben. Der Misere müde, wird der großmütige Deutsch-Amerikaner in Berlin anfragen, wie groß die innere deutsche Schuld ist. 500 Milliarden Papier, wird man ihm rund antworten, und er wird All right sagen. Mit 100 Millionen Dollar ist die Sache zu machen.
Zwar kein Pappenstiel, aber für einen Dollarmilliardär nur der zehnte Teil seines Vermögens. Ich bin mir noch über einige Punkte nicht klar: Wird man ihn in Amerika ins Irrenhaus sperren?
Wie läßt sich vermeiden, daß die Mark steigt, bevor der Mann sie in seinen Besitz gebracht hat? Mit welchen Forderungen wird die Reparationskommission kommen ?

Ich werde mir einen Finanzmann als Mitarbeiter suchen müssen. Angebote an Liliput, Weltbühne, erbeten.

*

In der Redakteursliste einer deutschen Provinzzeitung fand ich einen einfachen Dr. phil., einen Dr. jur., einen Dipl. Nat. Oec, einen Dipl. merc. Das liest sich wie ein Apotherkerzettel. Und ich laufe herum ohne Titel. Wirklich, ich schäme mich.

*

Reuter meldet aus Melbourne, daß die Einfuhr deutscher Bibeln und religiöser Schriften nach Australien jetzt gestattet ist. Mir ist nicht mehr bange. Dem Missionar folgte noch immer der Geschäftsreisende.

*

Lettow-Vorbeck sollte in Schweden sprechen, der deutsche Gesandte hintertrieb, nationalen Zeitungen zufolge, die Einreiseerlaubnis. Die Schweden sind dickköpfig und wollen Lettow-Vorbeck doch haben.
Ich vermute, daß diese Schweden in der deutschen Kolonie zu suchen sind. Auch in Chile und Argentinien luden die Deutschen den Verteidiger Ostafrikas ein. Es fällt mir gar nicht ein, zu leugnen, daß dieser Mann Leistungen von ungewöhnlicher Energie vollbracht hat. Aber just ihn, den Soldaten des alten Regimes, zur Stärkung des Deutschtums herbeizurufen, ist ein solcher Mißgriff, daß man über den Geist der Auslandsdeutschen nur staunen kann.

Wie oft soll man es sagen: Wer national sein will, muß Einen Gedanken allen andern voranstellen: Die Republik Deutschland ist das Vaterland.

Wann wird die Regierung dem Reichstag oder der Reichstag der Regierung den Antrag vorlegen, daß die Farben Deutschlands nicht drinnen schwarzrotgold, draußen aber schwarzweißrot sein sollen? Dem Skandal muß ein Ende gemacht werden.

*

In Rußland ist die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt.

Der russische Bär beginnt sich zu recken. Der Sinn der ganzen, mit ungeheuerm Aufwand an Ideologie unternommenen Umwälzung war: ein neuer Caesarismus.

An Stelle einer alten Kraft setzte sich eine neue. Man kann über die Berechtigung diskutieren. Aber ein Gran Ironie, ein merkliches, sollte nicht fehlen. So viel Leid und Unglück, um ein paar Bourgeois zum Bauch mit der Goldkette zu verhelfen.

*

Neulich, im berliner Russischen Romantischen Theater, vor der schönsten der an diesem Abend getanzten Pantomimen, der kaukasischen mit der Musik Rubinsteins und dem prächtigen Fräulein Krüger, empfand ich: ein Volk, das in seinen Grenzen und damit in seinem Blut so sehr die Klimata, die Rassen, die Zivilisationsstufen mischen kann, hat es leicht, Weltvolk zu sein, es ist von Natur aus Imperium.

Das Exotische muß in ein Volk hinein, die Steppe oder das Meer oder die Schneeberge, die Nomaden, die Zigeuner, Romantik und Leidenschaft.

Ein Reich, um das nicht die Kulisse des Fernen steht, ist kein Reich. Die Sehnsucht nach dem Fernen ist legitim, Farbe muß da sein, erotische Spannung ist unentbehrlich.

Deutschland ist verdammt kleinbürgerlich geworden, meine Begierde und Neugierde kommen nicht mehr auf die Kosten. Ihr könnt mich als Expansionisten verschreien — ich will Aufstieg der Nation, nationale Gemeinschaft, Einigkeit des Ziels und des Glaubens.

*

Wenn man mich fragte, welche von allen Wirkungen als Schriftsteller ich mir wünsche, würde ich antworten: ich wäre zufrieden, den deutschen Nachwuchs dazu zu bringen, daß er den Bürokraten mißachten und verlachen lernt.

Ihr merkt nicht, wie diese Gesellschaft täglich einen breiten Rücken bekommt. Schon seid Ihr ihr wieder ausgeliefert. In Berlin wird man heute bei der Abmeldung gefragt, warum man Berlin verläßt, was man anderswo sucht. Wenn man antwortet: man wolle einen Käsehandel in Cuxhafen beginnen, schaut einen der Beamte mit den Königsaugen des alten Fritz an.

In den Polizeipräsidien wird nächstens neben dem Daumenabdruck die Urinprobe aufbewahrt werden. Zieht man nach Berlin, so ist der Schikane mit Papieren kein Ende. Aber fragt man die Beamten, ob sie auch von den 200 000 Russen verlangen, daß sie ihre Abmeldung aus Kasan und Tiflis beibringen, läuft man Gefahr, angeschnauzt zu werden.

Liliput

Liebe Weltbühne !

Im Kreiskrankenhaus von Dessau bestehen folgende Verpflegungssätze:

III. Klasse

Kreiseingesessene	40 Mark
Auswärtige	50 Mark
Prostituierte	50 Mark.

Antworten

G. R. Also gehören auch Sie zu den Leuten, die den König Ludwig von Bayern beneiden, weil er in der Lage war, sich ganz allein was vorspielen zu lassen? Aber das können Sie doch jetzt in Berlin jeden Abend haben.

Ferdinand Nübell. Als alter Mitarbeiter der ‚Weltbühne' legen Sie Wert darauf, daß nicht nur im ‚Vorwärts', sondern auch hier die folgende Erklärung stehe: „In der Beleidigungsklage des Rechtsanwalts Nübell gegen die verantwortlichen Redakteure des ‚Vorwärts', Genossen Lepère und Dr. Peiser, die am 21. Oktober vor dem Landgericht I zur Verhandlung stand, kam es vor Eintritt in die Verhandlung zu einem Vergleich, indem die zur Verantwortung Gezogenen folgende Erklärung abgaben: ‚Wir wollten den Nebenkläger, Rechtsanwalt Nübell mit den zur Verhandlung stehenden Artikeln, wiedergegeben in der Morgenausgabe vom 28. August 1920, in der Abendausgabe vom 2. September 1920, in der Morgenausgabe vom 14. September 1920 und in der Morgenausgabe vom 17. September 1920, welche im Anschluß an den Prinz-Prozeß veröffentlicht worden sind, nicht beleidigen und nehmen die darin enthaltenen Vorwürfe mit dem Ausdruck des Bedauerns als unbegründet zurück.' "

Dr. Paul Mestitz in Wien. So lautet Ihr Notschrei: „Herr Emil Schering veranstaltet, nachdem ihm gelungen ist, Strindberg unlesbar zu machen, nun auch eine Ausgabe der Werke Sar Peladans in ‚deutscher' Uebersetzung. In dem Roman ‚Die Einweihung des Weibes' heißt es auf Seite 238: ‚Wie lange werden wir die hundert Schritte auf diesem Bürgersteig machen, Nebo?' Ja, weiß Herr Schering nicht, was jeder Oberrealschüler wissen muß, wenn er nicht durchs

Examen fallen will: daß die Redensart ‚faire les cent pas' übersetzt wird mit ‚auf und ab gehen'? Seite 305: ‚. . . damit ich Sie diesen Damen vorstelle . . .' Weiß Herr Schering nicht, daß der Franzose, wenn er von bestimmten Damen oder Herren spricht, nicht ‚les dames', ‚les Messieurs', sondern ‚ces dames', ‚ces messieurs' sagt? Daß dieses ‚Ces' nie mit ‚diese', sondern stets nur mit ‚die' übersetzt werden kann? Herr Schering solte sich wirklich ein französisch-deutsches Wörterbuch anschaffen oder, wenn er eins besitzt, doch ab und zu darin nachschlagen. Und, ganz abgesehen von den Fehlern, der Stil dieser Uebersetzungen ! Es ist endlich gelungen, Herrn Schering das Privileg der ‚Verdeutschung' Strindbergs zu entwinden. Kann man denn nicht auch die übrigen Autoren davor bewahren, von Herrn Schering übersetzt zu werden? Auf körperliche Vergewaltigung, auf Totschlag stehen Strafen. Und es sollte kein Mittel geben, einem Vergewaltiger der Sprache, einem Totschläger des Geistes das Handwerk zu legen?" Nein, es gibt keins, solange das Urheberrecht erlaubt, daß man sich Uebersetzungsrechte kauft.

Ferdinand Spiegel in Darmstadt. Sie schreiben mir zu Nummer 41, daß die Franzosen in Bad Dürkheim die deutschen Straßenschilder nicht entfernt, sondern nur neben ihnen französische angebracht haben, und fügen hinzu: „Irgendwo las ich, daß die Franzosen dem Niederwald-Denkmal gegenüber eine Riesenkaserne gebaut hätten. Auch das stimmt nicht. Dem Denkmal gegenüber stehen scheußliche industrielle Anlagen in einem pathetisch-dekorativen Stil. Die neue Kaserne steht mehr als zehn Minuten flußabwärts, ist zweistöckig im Villenstil gebaut, ein hübsches weißes Haus, an dem nur ein chauvinistisch verhetztes Gemüt Anstoß nehmen kann. Ich für mein Teil habe Anstoß daran genommen, daß man in Gießen unter dem Jubelgebrüll der Zuschauer Goethes ‚Bürgergeneral' als Schülervorstellung gibt." Erziehung zur Demokratie !

J. G. In einer Diele des neuen Westens von Berlin wird nach Griegs Musik zu Aases Tod Shimmy getanzt. Wer sich beschwert, erhält die Antwort: „Das ist das heutige Valuta-Tempo."

Trübetümpler. Sie sollen abermals lachen. Da ist ein Buch erschienen, das heißt: ‚Allvater oder Jehovah' und ist von ‚Einem Verfluchten'. Da steht im Vorwort: „Bezüglich der Rechtschreibung sind im allgemeinen die ‚Regeln' derselben als Grundlage genommen. Dieselben konnten aber dem Verfasser nicht in allen Fällen als vorbildlich erscheinen, da sich unter den sie ausarbeitenden Kommissionsmitgliedern überflüssigerweise auch jüdische Elemente befanden."

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortllch für die Anzelgen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Die deutsch-oesterreichische Militärkonvention

von Heinrich Kanner

Schlußwort an den Grafen Max Montgelas

In Nummer 41 der ‚Weltbühne' nimmt Montgelas eine prinzipielle Wendung vor. Während er in Nummer 35, mit Berufung auf den alten Moltke, behauptet hatte, daß Militärkonventionen eine unbedingt notwendige Ergänzung zu politischen Alliancen seien, habe ich in Nummer 39, mit Berufung auf Bismarck, dargelegt, daß solche Militärkonventionen gradezu schädlich wirken. In Nummer 41 eignet sich nun der militärische Fachmann meine, des „Laien" These ohne weiteres an und vertritt sie nun plötzlich, wie wenn sie von Anfang an die seinige gewesen wäre. Ich glaube, der Vorgang kann keinen aufmerksamen Leser täuschen. Es möge genügen, daß ich ihn, der Kürze halber, hier feststelle, ohne die sich daraus ergebenden Konsequenzen persönlicher und sachlicher Art zu ziehen.

Anders, aber auch nicht besser; verhält sich Montgelas in der zweiten Frage, der Frage der Verbindlichkeit des Conrad-Moltkeschen amtlichen Briefwechsels. Hier übergeht Montgelas einfach alle von mir aus den Dokumenten selbst zitierten, autorativen und deswegen auch unwiderleglichen Beweise mit vollständigem Stillschweigen und sucht sich durch ein argumentum ad hominem zu helfen. Ich hatte gesagt, daß Bismarck und seine Nachfolger ohne Militärkonventionen ausgekommen seien, und hatte unter diesen Nachfolgern als letzten auch Bülow genannt, der tatsächlich neun Jahre lang, eben bis zum Conrad-Moltkeschen Briefwechsel vom Januar 1909, ohne Militärkonvention regierte. Da aber im zehnten Jahr der Reichskanzlerschaft Bülows dieser Briefwechsel abgemacht wurde, folgert Montgelas, daß also auch nach meinem Zugeständnis dieser Briefwechsel keine Militärkonvention war ! Montgelas muß in arger logischer Verzweiflung gewesen sein, als er nach diesem trügerischen Stohhalm griff, nach diesem Strohhalm, der gar kein Strohhalm ist, sondern nur Trug.

Neue Argumente versucht Montgelas nur in der dritten Frage, in der der inhaltlichen Vollständigkeit der Militärkonvention. Montgelas wiederholt seine Behauptung, daß der Conrad-Moltkesche amtliche Briefwechsel zu keiner vollen Einigung geführt habe und unzulänglich sei. Er gibt dafür drei Beweise. Der erste lautet: „Die von Conrad — in dem Briefwechsel — gestellte Frage, ob denn im Hinblick darauf, daß Deutschland nur so außerordentlich schwache Kräfte im Osten belassen könne, die sofortige oesterreichische Offensive — in Galizien — oder nicht vielmehr der Aufmarsch, zu defensiven Zwecken hinter dem San angezeigt sei, wird von Moltke nicht beantwortet."
Das ist nicht richtig. Im Gegenteil: der ganze von Conrad auf Grund einer zwischen den beiden auswärtigen Ministern getroffenen Abmachung eingeleitete Briefwechsel von 1909 dreht sich um diese Frage, ob die deutsche Armee, nach ihrem Feldzugsplan, im Osten stark genug sein wird, um die von Conrad geplante Offensive gegen die Russen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterstützen. Nach

einer eingehenden Erörterung aller in Betracht kommenden Verhältnisse, die etwa 30 Druckseiten des Conradschen Großformats bedeckt, gibt Moltke am Schluß seines letzten amtlichen Briefes der Campagne 1909 Conrad (I. 404) die gewünschte Antwort. Hier ist sie:

„Ein solcher deutscher Angriff mit schwachen Kräften hat allerdings große Schwierigkeiten zu überwinden . . . Dennoch werde ich nicht zögern, den Angriff zu machen, um die gleichzeitige oesterreichische Offensive zu unterstützen. Euer Exzellenz können sich auf diese Zusage, die reiflich überlegt ist, wohl verlassen."

Damit schließt der amtliche Briefwechsel, damit war auch die volle Einigung erzielt. Die Antwort Moltkes ist so einfach und selbst für den Laien so klar, daß der Fachmann Montgelas sie unmöglich nicht verstanden haben kann.

Der zweite Beweis, den Montgelas für das angeblich — im Gegensatz zu Rußland-Frankreich — mangelhafte militärische Einvernehmen der Mittemächte anführt, ist ganz kurios. Er besteht darin, daß Montgelas erzählt, Conrad habe dem deutschen Militärattaché in Wien, Grafen Kageneck, am 22. Juli 1914 auf seine an Conrad gerichtete Frage, wie viele und welche Corps gegen Serbien bestimmt seien, geantwortet: „Darüber darf ich nichts sagen". Auch hier rechnet Montgelas gar zu sehr auf das militärische Unverständnis des ihm gegenüberstehenden „Laien". Selbst die vollendetste Militärkonvention bezieht sich natürlich nur auf die Operationen der verbündeten Heere auf dem gemeinsamen Kriegsschauplatz. Serbien war aber kein gemeinsamer Kriegsschauplatz. Deswegen gingen die dortigen Dispositionen Conrads den deutschen Militärattaché nichts an, er hatte darüber verständigerweise Conrad nicht fragen dürfen, und da er so naseweis war, zu fragen, mußte Conrad ihm wie jedem Andern vom Standpunkt des militärischen Geheimnisses die Antwort verweigern. Er handelte dabei nach berühmten Mustern. Der alte Moltke wollte auch im Jahre 1866 dem italienischen Militärbevollmächtigten General Govone, trotz Allianz, nie etwas über seinen Kriegsplan mitteilen, und der damalige Chef des italienischen Generalstabs und Ministerpräsident La Marmora billigte dieses Verhalten und bemerkt dazu in seinem berühmten Buche (‚Etwas mehr Licht', Seite 299): „Wer die Leitung eines Feldzuges hat, muß seine Pläne nicht nur den Feinden, sondern auch den Freunden so viel als möglich verbergen". Soll ich annehmen, daß Montgelas diese militärische Fibelweisheit nicht kennt?

Einen dritten Beweis findet Montgelas darin, daß der Conrad-Moltkesche Briefwechsel lange nicht so tief auf Einzelheiten eingehe wie die russisch-französische Militärkonvention, die sogar die Kabel für den Verkehr der beiden Generalstäbe unter einander bestimmt. Nun, selbst solche, an sich gewiß bedeutungslose Einzelheiten finden sich auch in der deutsch-oesterreichischen Militärkonvention, wenngleich darin naturgemäß nicht grade von Kabeln gehandelt wird. Aber — um ein Beispiel anzuführen — Conrad und Moltke weisen ihre Grenzkommandeure an, sich mit einander im Ernstfall direkt zu verständigen, und teilen einander zu diesem Zweck die genauen Adressen der Funktionäre mit (Conrad, II, 107 und 109).

Ich habe in meinem ersten Artikel den Conrad-Moltkeschen Briefwechsel als Beweis für den aktiven, oflensiven Kriegswillen der

Mittemächte herangezogen. Montgelas dagegen behauptete den rein defensiven Charakter dieses Briefwechsels: „Es war unbedingte Pflicht," schrieb er, „sich gegen eine Evenualität vorzusehen, die auch der größte Friedensfreund nicht als ausgeschlossen bezeichnen konnte." Den Beweis dafür ist Montgelas schuldig geblieben. Er wird wohl wissen, warum. Weil der Briefwechsel das Gegenteil unwiderleglich beweist. Dem der ganze Briefwechsel geht, wie Moltke in seinem ersten vom 21. Januar 1909 datierten Brief feststellt, von der Annahme aus, daß Oesterreich-Ungarn eines Tages „in Serbien einmarschieren" werde. „Ich glaube," fährt Moltke fort, „daß erst der Einmarsch Oesterreichs in Serbien ein eventuelles aktives Einschreiten Rußlands auslösen könnte" (woraus denn ein Weltkrieg entstehen würde). Also, der Weltkrieg, dessen Vorbereitung dieser Briefwechsel dient, wird nicht durch Rußland, Frankreich oder England, sondern durch Oesterreich ausgelöst. Dazu gibt Moltke auch seine Zustimmung (Conrad, I, 480). Der Einmarsch Oesterreichs in Serbien ist aber eine offensive Handlung Oesterreichs und deswegen wahrlich nicht eine „Eventualität", gegen die sich die Mittemächte vorzusehen gehabt hätten, sondern die Ententemächte. Demgemäß hat auch die Militärkonvention der Mittemächte einen offensiven, die der Ententemächte einen defensiven Charakter gehabt. Der von Moltke und Conrad schon 1909 geplante „Einmarsch" Oesterreichs in Serbien hat tatsächlich allerdings erst im Juli 1914 (Kriegserklärung an Serbien und Bombardement von Belrad) stattgefunden und, wie Moltke und Conrad 1909 ganz richtig voraussahen, den Weltkrieg „ausgelöst". Der Krieg, den Conrad und Moltke schon 1909 prämeditiert hatten, ist 1914 wirklich ausgebrochen. Ihre offensive Militärkonvention, deren Existenz nach den Enthüllungen Conrads nicht mehr bestritten werden kann, beweist ihren aktiven Kriegswillen. Deshalb habe ich sie in meinem ersten Artikel mit Recht „Das Urbild des Weltkriegs" genannt und als solche behandelt.

Montgelas weist neuerdings auf den von ihm aus dem Zusammenhang herausgerissenen Satz aus dem Brief Moltkes vom 14. April 1909 hin: „Ich bin fest überzeugt, daß es gelungen sein würde, den Krieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien zu lokalisieren". Moltke konnte damals nur deshalb von der Lokalisierung des Krieges überzeugt sein, weil Rußland nach der japanischen Niederlage und der Revolution militärisch absolut nicht schlagfertig war. Doch selbst damals war Moltke für den Fall, daß die Lokalisierung nicht gelungen wäre, mit der Führung des Weltkriegs einverstanden. Das beweist der dem zitierten folgende Satz seines Briefes, den Montgelas übergeht, den ich aber in Nummer 29 der ‚Weltbühne' mit dem andern Satz angeführt habe: „Selbst wenn Rußland aktiv geworden wäre und ein europäischer Krieg sich entwickelt hätte, wären die Vorbedingungen für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jetzt besser gewesen, als sie in einigen Jahren voraussichtlich sein werden."

Ueber Moltkes auch noch weiterhin in der Krise des Juli 1914 betätigten Kriegswillen habe ich Montgelas, der ihn leugnete, der Kürze halber auf das diesem Gegenstand gewidmete Kapitel meines Buches ‚Kaiserliche Katastrophenpolitik' verwiesen. Dieses Buch wird aber von Montgelas und allen seinen Gesinnungsgenossen bis weit in das Lager der „Demokraten" hinein totgeschwiegen, weil sie es nicht widerlegen können. Ich habe Montgelas durch diesen Hinweis auf

die Probe gestellt. Sein Schweigen, trotz seinem für die Reinwaschung Moltkes betätigten Eifer, zeigt, daß die Probe gelungen ist.

Der Kürze halber bin ich bisher auf die mir in diesem Zusammenhang sehr nebensächlich erscheinende Frage der Publikation der Kriegsakten nicht eingegangen. Aber einige Worte dazu mögen mir noch zum Schluß gestattet sein. „Die deutschen Archive sind geöffnet“, so schreien es tausend Zungen seit drei Jahren schon in die Welt, und Montgelas spricht es jetzt nach. „Die deutschen Archive sind geöffnet“ — ich habe aber in meinem Buch schon vor einem Jahr nachgewiesen, daß die als „vollständig“ bezeichnete Sammlung der deutschen Dokumente nachweislich mindestens zwei bedenkliche Lücken aufweist, und habe seither in verschiedenen Artikeln auch die Wege aufgezeigt, auf welchen nach ihnen gesucht werden sollte, und dabei die Zustimmung des Sammlers der Dokumente Karl Kautsky gefunden. Aber die Herausgeber der Dokumente, deren einer Montgelas ist, tun nichts dergleichen, und doch heißt es nach wie vor: „Die deutschen Archive sind geöffnet”, alle deutschen Kriegsakten sind rückhaltlos publiziert.

Tausend Kriegsdokumente werden aus den deutschen Archiven veröffentlicht, darunter hunderte bedeutungslose, die nur dem Leser den Ueberblick über den ganzen Wust erschweren. Aber eines der wichtigsten, das wichtigste vielleicht, die deutsch-oesterreichische Militärkonvention, von deren Existenz außer den ganz Eingeweihten Niemand etwas ohnte, wird auch fernerhin geheimgehalten. Da geschieht etwas Unerwartetes, geeignet, die Kreise Derer, die selbst wissen, aber die übrige Welt nichts wissen lassen wollen, zu stören. Einer der Eingeweihten, den das Schicksal inzwischen zum Outsider gemacht hat, schreibt seine Memoiren und druckt darin das verräterische Schriftstück ab. Alle die vielen fachmännischen Federn in Deutschland, die jede militärische Kleinigkeit aus dem Weltkrieg eingehend behandeln, die über die russisch-französische Militärkonvention schon eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben haben, übergehen diese wahrhaft sensationelle militär-politische Enthüllung mit Stillschweigen. Ein Laie greift sie heraus und hängt sie niedriger. Da steigt ein deutscher General aus dem ehemaligen Großen Generalstab von seinem hohen Roß herab und mengt sich unter das Laienvolk, um mit seiner fachmännischen Autorität die fatale deutsch-oesterreichische Militärkonvention, die den aktiven, offensiven Kriegswillen der Mittemächte offenbart, in einen harmlosen, übrigens längst veralteten, rein privaten Gedankenaustausch zweier offenbar nicht genügend beschäftigter Generale umzudeuten und so aus der Welt hinauszuinterpretieren. Das war der wahre Zweck und Sinn der Polemik des Grafen Montgelas. Diese Absicht ist nicht erreicht worden. Die Polemik hat mir vielmehr die erwünschte Gelegenheit gegeben, alle erdenklichen, von Montgelas vorgebrachten Gegenargumente zu widerlegen, die Hieb- und Stichfestigkeit meiner These zu erproben und für jeden unbefangen Urteilenden über allen Zweifel hinaus festzustellen, daß der Conrad-Moltkesche amtliche Briefwechsel eine politisch verbindliche und militärisch bis in die Einzelheiten vollständige Militärkonvention darstellt, die tatsächlich bei Ausbruch des Weltkriegs in unbestrittener Geltung stand.

XVII. Max Warburg

Will man eine Persönlichkeit wie Max Warburg verstehen, so muß man zuvor Hamburg verstehen, die Stadt, die eine der stärksten Kraftzentren Deutschlands ist, die doch aber eigentlich — wirtschaftsorganisatorisch und geschäftstypisch betrachtet, ihrer Gesellschaftsstruktur und Persönlichkeitskultur nach — von jeher nur halb in Deutschland lag. Diese Stadt des Handels, des Hafens, des Freihandels und des Freihafens, die mehr ein Mündungszentrum als ein Quellzentrum der deutschen Wirtschaft war, bildete das große und offene Fenster Deutschlands nach dem Weltmarkt, nach Ausland und Uebersee. Die Fäden nicht nur ihrer Geschäfte, sondern auch ihrer Gesellschaftssitten und Persönlichkeitsbeziehungen spannen sich fast ebenso zahlreich nach England und nach Amerika wie in die deutschen Hinterlande. Der hamburger Reeder und Exportkaufmann, der Importeur und der Kommissionär flitzte vor dem Krieg fast so oft nach London wie nach Berlin, und sein Drahtverkehr mit New York war sicherlich intensiver als der mit den deutschen Hauptstädten des schwerindustriellen Westens. Nicht nur der Zwang zur Elastizität, der dem Handel und besonders dem Außenhandel seine Beschwingtheit vorschreibt, sondern auch die Verflechtung ins internationale Geschäfts- und Kulturnetz waren die Veranlassung, daß in Hamburg die um die Jahrhundertwende typisch gewordenen Organisationsformen des deutschen Binnenlandes fast gar nicht Wurzel fassen konnten. Die Organisationsgesetze des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats und der Deutschen Bank, die Verschachtelungs- und Vertrustungsformen Rathenaus und Thyssens, die ganz Deutschland schon vor dem Kriege und in noch weit engern Maschen nach dem Kriege bis in die feinsten Verästelungen der Leichtindustrie und des Handels hinein mit einer Unzahl von Kartellen, Konventionen, Konzernen und Interessengemeinschaften überspannen — in die Büros der hamburger Geschäftswelt drangen sie nicht ein. Und selbst ein weltumspannendes Riesenunternehmen wie die Hapag suchte von jeher mit einem Mindestmaß von Organisation (in jenem binnenländischen Sinne) und möglichst ganz ohne Kartellverknüpfung auszukommen.

Kein Wunder, daß diese Stadt der großen mit Weltmarktsgeist erfüllten Geschäftshäuser, die auch in. der organisations- und gründungswütigen Inflationszeit eigentlich eine Stadt ohne Konzerne geblieben ist, wirtschaftlich und seelisch aufs schwerste unter Allem litt, was mit Zwangswirtschaft und Planwirtschaft, mit einer Einordnung der individuellen Geschäftsfreiheit in irgendein System bewußt organisierter Gemeinschaftsregelung auch nur lose zusammenhing. Der hamburger Kaufmann ist Herr in seinem Geschäftshaus: es ist ihm unerträglich, daß ein Konkurrent, ein Kartell oder gar der Staat ihm in seine Fenster oder seine Bücher hineinguckt. Er lebt unerschüttert und un-

erschütterlich in dem Glauben, daß sich durch das freie Spiel der Kräfte, in dem jeder Einzelne seine geschäftlichen Interessen mit allen ihm richtig erscheinenden Mitteln, wenn auch mit einer traditionellen Honorigkeit wahrnimmt, ganz von selbst eine Regelung herausbildet, die den Interessen der Gesamtwirtschaft letzten Endes am besten frommt. Auch als Deutschland längst schutzzöllnerisch geworden war, blieb Hamburg mit Leib und Seele der freihändlerischen Manchesterlehre der englischen Inseln zugetan, deren geschäftliches und kulturelles Klima stärker über die Elbmündung hinstrich als die schwere Luft der binnendeutschen Organisationsgebundenheit. Ganz natürlich ! Führte doch diese Organisation, dieses Streben der Produktions- und Handelsverknüpfung durch alle Stadien des Wirtschaftsprozesses, diese „pedantische" Sucht der großen Konzerne, Alles selbst zu tun und „in sich" zu erledigen, automatisch dazu, daß man auch den Ein- und Ausfuhrhandel zu einer besondern Abteilung der eignen Organisation machen und den hamburger Zwischenhandel ausschalten zu können glaubte. Der Gegensatz zwischen Hamburg und dem Binnenlande wurde in demselben Augenblick chronisch, wo die Organisation der Industrie so weit gediehen war, daß sie dazu überging, ihre Rohstoffe selbst einzuführen, ihre Fertigfabrikate selbst zu exportieren. Und als gar die Kriegswirtschaft in diese Außenhandelsfragen mit staatlichen Machtmitteln eingriff, als die Nachkriegswirtschaft aus staatssozialistisch-wirtschaftspolitischen Gründen auf die Preiskontrolle bei der Aus- und Einfuhr nicht verzichten zu können glaubte: da hatte sich die Organisationswütigkeit des Binnenlandes zu Dingen verstiegen, die der hamburgische Geist überhaupt nicht mehr verstand.

In dieser Stadt der großen industriellen Geschäftshäuser und des händlerischen Geistes, der sich durch Organisation, das heißt: durch eine paragraphenmäßige Verbindung der geschäftlichen Interessen nicht gestärkt, sondern gehemmt fühlt, in dieser Stadt, wo man nicht einmal zu der geschlossenen Aktiengesellschaft ein natürliches Verhältnis gewinnen konnte, sondern in der Offenen Handelsgesellschaft die gegebene Form der geschäftlichen Unternehmung erblickte — in dieser Stadt lebt nun Max Warburg, der Bankier. Sein Bankgeschäft, die Firma M. M. Warburg, gehört zu den ältesten der Stadt. Im Jahre 1798 gegründet, wetteifert sie an Tradition mit den ehrwürdigen Häusern Joh. Berenberg Goßler & Co., Schröder Gebrüder & Co. und L. Behrens & Söhne; aber sie, die schon bestand, als Heinrich Heines Oheim Salomon an der Alster die Geschäfte und das Leben eines fürstlichen Bankiers führte, hat in der Neuzeit alle die alten, vom vergangenen Glanze zehrenden Bankhäuser Hamburgs durch Einfühlung in den modernen Wirtschaftsgeist überflügelt. Dieser moderne Wirtschaftsgeist, den Max Warburg so kräftig erfaßte, war aber keineswegs der allgemeine und systemschwere deutsche Wirtschaftsgeist, wie er in Berlin, in Rheinland-Westfalen, im industriellen Sachsen so intensiv gedieh. Hätte Max Warburg, als er die Familienfirma übernahm, sich diesem binnendeutschen Geist verschrieben, so

würde er wahrscheinlich eine große Aktienbank mit universalem Geschäftskreis, mit Depositenkassen, industriellen Verbindungen, kurz: mit weitgreifendem Organisationsradius aus seinem Bankhaus gemacht haben, eine Aktienbank, wie sie damals in Deutschland, und zwar nicht nur in Berlin, sondern auch in der Provinz, in ansehnlicher Zahl sich entwickelten. Auch in Hamburg entstanden ein paar derartige Großbanken auf breiter organisatorischer Grundlage, die mittels eines verzweigten Kanalisationsnetzes die vielen kleinen Ströme der Depositengelder in ihre Bassins zusammenzuführen und zum großen Geldstrom zu vereinigen strebten. Aber auch auf diesem Gebiete zeigte sich wieder die mangelnde Begabung, vielleicht der mangelnde Sinn und Geschmack Hamburgs für jene Art von Organisation, wie sie in den großen Depositenbanken des Hinterlandes sich ausprägte. Die Norddeutsche Bank und die Commerz- und Discontobank, jene beiden großen hamburger Aktienbankgründungen, vermochten sich, trotzdem sie auf dem Boden einer der volks-, geschäfts- und kapitalreichsten Städte Deutschlands erwachsen waren, nicht lange in organisatorischer Selbständigkeit zu erhalten. Die Norddeutsche Bank Max Schinckels wurde eine Filiale der berliner Disconto-Gesellschaft, die Commerz- und Discontobank errichtete ihrerseits eine Zweigniederlassung in Berlin, die sich aber sehr bald zur Hauptniederlassung und zum organisatorischen Zentrum des Gesamtunternehmens entwickelte.

Max Warburg war hamburgischer Individualist genug, um sich auf solche für Hamburg falschen organisatorischen Experimente nicht einzulassen. Wenn er sein Haus modernisieren wollte, so lag ihm nichts daran, Anempfinder oder Nachempfinder des neuen berliner oder Reichsgeistes zu werden, sondern er wollte auf seinem hamburger Boden und für seine hamburger Bedürfnisse etwas Neuzeitliches, Jugendkräftiges, Großzügiges schaffen. Er verzichtete also darauf, einen jener imposanten Bankpaläste mit monumentalen Prunktreppen, großen Empfangshallen und Riesenheeren von bürokratisierten Bankbeamten zu errichten, wie wir sie von den großen Aktienbanken kennen — er blieb in seinem bescheidenen Bankgebäude der Ferdinand-Straße wohnen. Sein Prinzip war nicht, eine Fülle kleiner und mittlerer Geldströme in dieses Haus zu lenken, sondern er konzentrierte sich auf eine beschränkte Zahl großer Geschäfte, bei denen ohne die Belastung durch die spesenfressende Organisation stets etwas Ansehnliches übrig blieb. Gewiß verschmähte Max Warburg auch industrielle Beteiligungsgeschäfte und die damit verbundenen Aufsichtsratsmandate nicht, aber im wesentlichen finanzierte er doch die Auslands- und Ueberseegeschäfte des hamburger Großhandels, gab und vermittelte Rembourskredite, entwickelte das große internationale Geld- und Devisengeschäft durch Anknüpfung inniger Beziehungen zu den englischen und amerikanischen Geldmärkten. Und alles dies tat er schon vor dem Kriege in größerer, freierer Art als die meisten übrigen hamburger Bankhäuser, und in persönlicherer, individuellerer Art als die großen berliner Aktienbanken, von denen besonders die Deutsche Bank, die Dresdner Bank und die Disconto-Gesellschaft

dasselbe Geschäft pflegten. Die Errichtung einer newyorker Schwesterfirma durch Paul M. Warburg, den Bruder und Sozius Max Warburgs, gab diesem überseeischen Geschäft den großen Rahmen und die starke ausländische Stütze, und so war das Haus M. M. Warburg bereits vor dem Kriege eine sehr kräftige und sehr lebendige Potenz im deutschen, ja sogar im internationalen Geldwesen. Nach dem Kriege war Max Warburg dank seiner in Amerika verwurzelten und auf Dollarbasis fundierten Bruderfirma einer der ersten deutschen Bankiers, welche die Verbindungen mit dem Ausland, und zwar mit der reichsten und im Kriege noch viel reicher gewordenen Geldmacht des Auslands wieder aufnehmen konnten. Bei der Kreditfinanzierung der amerikanischen Rohstoffimporte nach Deutschland konnte Warburg auf diese Weise eine führende Rolle spielen, und große Devisenoperationen mit den für Deutschland sich allmählich wieder öffnenden Auslandsmärkten vermehrten die Substanz des Hauses, das auch während des Krieges nicht müßig geblieben war, sondern in dem damals besonders lebhaften Geschäft mit den skandinavischen Ländern große Aktivität entfaltet hatte. Bereits kurze Zeit nach dem Friedensschluß errichtete Max Warburg in Verbindung mit andern deutschen Privatbankiers wie Mendelssohn die Deutsche-Waren-Treuhand-Aktiengesellschaft für die Kontrolle ausländischer Rohstoffe und Veredlungskredite und verwirklichte damit einen Gedanken, der später in der Treuhandgesellschaft für den deutsch-niederländischen Revolving-Kredit seine Wiederholung auf breiter Basis fand.

Aber diese sehr erfolgreiche Bankiertätigkeit ist es eigentlich nicht gewesen, die Max Warburg in Deutschland zu einer der populärsten Erscheinungen auf dem Finanzgebiet gemacht hat, die seinen Ruf über die Stadt Hamburg weit hinausgetragen und ihm sozusagen ein internationales Relief verliehen hat. Das verdankt er vielmehr der Tatsache, daß er fast der einzige deutsche Bankier von führender Bedeutung war, der den Drang in sich fühlte und die Fähigkeit besaß, über die wissenschaftlichen Grundlagen seines Metiers nachzudenken. Der Einzige, der Neigung, und unbelastet durch eine unübersehbare Organisation, die andre Bankmänner zu Sklaven statt zu Herren ihrer Geschäfte macht, auch Zeit hatte, die Probleme der Geldtheorie und der Währung von Grund auf zu studieren und unter Anwendung auf ihre höchst eigenartige Gestaltung in der Kriegs- und Nachkriegszeit zu durchdenken. Die deutschen Währungsverhältnisse vor dem Kriege waren — abgesehen von dem bißchen interessenpolitischen, aber doch schließlich unpraktischen Streit um den Bimetallismus — klar, fest, einfach gewesen; um die ausländischen Währungsanomalien in Argentinien, Rußland, Indien und ihre konstruktiven Heilungen hatte man sich, zu sehr beschäftigt mit dem eignen wirtschaftspolitischen Aufschwung, nur wenig bekümmert. Die deutschen Bankpraktiker waren sozusagen nur auf die geldtechnische Routine geaicht; sie sahen die Währung gewissermaßen nur als eine Funktion, als ein Nebenprodukt der Wirtschaft an; sie waren, als der Krieg ausbrach, grade im Begriff, sich eine großgeschäft-

liche Tradition der Transaktionen, der Fusionen zu erwerben; in Währungsdingen waren sie ohne Tradition und ohne tiefere Einsichten. Max Warburg hingegen, der vor dem Kriege diese Einsichten vielleicht auch nicht gehabt hatte, suchte sie sich, als die deutsche Währung labil zu werden, auf die abschüssige Bahn zu geraten anfing, durch ernstes Studium der wissenschaftlichen Literatur und eigne Denkarbeit zu erwerben. Dieses Streben verschaffte ihm in der deutschen Oeffentlichkeit, besonders aber unter seinen Standesgenossen den Ruf eines Bankierphilosophen. Wo es sich darum handelte, Referate über die großen zeitgemäßen Währungsprobleme zu halten — auf dem Fünften deutschen Bankiertag, auf der erst in diesem Jahre abgehaltenen hamburger Tagung des ‚Reichsverbands der deutschen Industrie': da war Max Warburg der gegebene Sprecher. Bei den Friedensverhandlungen in Versailles und bei spätern wichtigen Reparationsberatungen fielen die Gutachten Max Warburgs entscheidend in die Wagschale. Alles, was er ausführte, war klug durchdacht, klar dargestellt, vielseitig beleuchtet, scharf pointiert; aber es entbehrte doch des souveränen, freien, schöpferischen Zuges, der aus der Darstellung eines komplizierten Problems seine positiv-konstruktive Lösung herauszuschöpfen vermag. Gewiß: die passive Gebundenheit unsres Staates und unsrer Wirtschaft an Revolutionswirtschaft und Friedensvertrag machen eine solche positive Lösung ohne die vorherige Aenderung dieser wirtschaftlichen Bedingungen und Fesselungen sehr problematisch. Aber auch Max Warburg, der den Währungsdingen eigentlich stets mehr als sehr beflissener Schüler denn als überlegener Meister gegenüberstand, konnte sich — wie alle ihrer ganzen Vergangenheit nach mehr in Wirtschaftsdingen als in Gelddingen geschulten deutschen Praktiker und viele Theoretiker — doch zu wenig von der Zwangsvorstellung freimachen, daß unsre Währung nur von der Wirtschaftsseite aus zu kurieren sei, während eine tiefere Einsicht zeigt, daß unsre Wirtschaftsnöte durch die unbeherrschte und von gewissen Inflationsinteressenten gewaltsam verschärfte Unstabilität der Währung außerordentlich übersteigert worden sind. So kam Warburg — der dabei von seiner hamburger Abneigung gegen jegliche Eingriffe und Maßnahmen des Staates in fließende Entwicklungen beeinflußt worden sein mag — mit seiner wissenschaftlichen Zerlegung der Probleme eigentlich doch nur zu demselben negativen Ergebnis wie seine vulgäroekonomischen Kollegen, nach deren Ansicht erst das Staatsbudget, die Zahlungsbilanz (einschließlich der Reparationsbilanz) aktiv gemacht werden müsse, bevor an eine Stabilisierung der Währung herangegangen werden könne. Diese Theorie neigt dazu, alle Leistungen für die Währungsstabilisierung von außen her (oder im Inland höchstens durch Mehrarbeit und Mehrproduktion) zu erwarten. Die neuere Wissenschaft ringt sich hingegen immer mehr zu der Auffassung durch, daß ohne gleichzeitige Stabilisierung von der Geldseite her ein Gleichgewicht im Budget und in der Zahlungsbilanz, ohne eine ernsthafte innere Stabilisierungsentschlossenheit eine Lösung des Reparationsproblems durch Internationale Anleihe und Abtragung der Wiedergutmachungslasten gar nicht zu erreichen ist. Der Hauptunterschied zwi-

schen beiden Auffassungen besteht darin, daß die Anhänger der vorherigen Zahlungsbilanzausgleichung in der Geldstabilisierung eigentlich nur eine automatische und nur durch geldtechnische Maßnahmen zu regulierende Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Stabilisierung erblicken, während ihre Gegner in der Geldstabilisierung einen Hauptschlüssel zur wirtschaftlich-sachlichen, psychologischen und politischen Bezwingung des ganzen Problems erblicken. Eben haben sich die internationalen Währungs- und Bankgrößen für die Geldstabilisierung und gegen Warburg und seine Schule ausgesprochen.

Es wird aufgefallen sein, daß bei den letzten großen Stabilisierungsverhandlungen mit der Reparationskommission und den ausländischen Sachverständigen der Name Max Warburgs niemals genannt worden ist. Der Grund für dieses Tatsache liegt offenbar darin, daß Warburg, seitdem ein gegen ihn gerichteter Attentatsversuch rechtsbolschewistischer Kreise aufgedeckt worden ist, sich ganz aus der deutschen Oeffentlichkeit und — wie es heißt — auch fast ganz aus Deutschland zurückgezogen hat. Die innern Vorgänge, die zu diesem Entschluß geführt haben, sind bisher noch nicht aufgehellt worden. Daß es nur die Sorge um seine persönliche Sicherheit war, die den „Geldphilosophen von Hamburg" zum Verzicht auf jedes öffentliche Hervortreten veranlaßt haben, ist wohl kaum anzunehmen. Vielleicht hat ihn irritiert, daß man ihn, der doch ganz und gar kein „unentwegter" Repräsentant der Erfüllungspolitik war, dessen Verhältnis zum Reparationsproblem grundsätzlich kaum ein andres als Helfferichs war, mit Meuchelmord bedrohte, nur weil er sich herausnahm, als Jude eine maßgebende Rolle in Deutschland spielen zu wollen. Vielleicht hat ihn auch die Haltung mancher hamburger Kreise bei dieser Attentatsaffare verstimmt. So läßt er sich — hoffentlich nur vorübergehend — im Geschäft und in der währungspolitischen Sachverständigentätigkeit durch seinen Sozius Dr. Melchior vertreten, der, wie er, über den Durchschnitt der deutschen Bankpraktiker durch eine denkerische und bis zu einem gewissen Grade wissenschaftliche Stellung zu den Fragen des Geldes erheblich hinausragt, nur daß seine Dialektik eben so straff konzentriert wie die des Seniorpartners breit ausladend ist. In der Sache sind sie sich allerdings ziemlich einig; einig auch darin, daß sie ihre höchst einträgliche Geschäftstätigkeit stets den Bürden und Verantwortlichkeiten eines karg bezahlten und dornenvollen Reichsamtes vorgezogen haben. Max Warburg ist das Finanzministerium meines Wissens nie offiziell angeboten worden; aber wenn ers gewollt hätte, so hätte ers gewiß haben können. Melchior wurde nach dem Ausscheiden Wichard v, Moellendorffs dringend ersucht, auf den sehr einflußreichen Posten des Staatssekretärs in das Reichswirtschaftsministerium zu treten. Aber wie alle deutschen Industrie- und Finanzgrößen mit Ausnahme Walther Rathenaus hat er vorgezogen, vom gesicherten Port unter der Inflationssonne und der Misere des Staates besonders üppig blühender Geschäfte die Arbeit der Regierenden zu kritisieren, statt sie besser zu machen.

Ueber Gerhart Hauptmann von Moritz Heimann

Eben, da ich mich hinsetzen will, um zu Gerhart Hauptmanns sechzigstem Geburtstag etwas zu schreiben — wahrlich, es ist das erste Mal, daß ich bis zuletzt nicht wußte, in welcher Nähe oder Ferne, ob in der Unmittelbarkeit der Stunde oder dem Ueberblick jahrzehntelangen Lebens ich mein Thema, wenn es denn ein Thema ist, nehmen wollte — eben in diesem Augenblick kommt der zwölfte Band seiner Schriften, der auf den ersten Bogen ausgewählte Aufzeichnungen aus seinen Tagebüchern beschert. Ich beginne darin zu lesen — und wie sollte ich nun schreiben können? wie in seiner leibhaftigen Gegenwart über ihn schreiben? Denn es ist in diesen Aufzeichnungen eine leibhaftige Gegenwart, die ich kenne, und deren bezaubernde, verwandelnd bestätigende, rätselhaft klare Gewalt ich unzählige Male erfahren habe. Aber endlich zwinge ich mich doch und mache mir das Buch zu einem Buch. Viele werden es lesen, und manchen wird es ein Licht aufstecken; manche, die mit Shakespeare im Busen und einem Schulsack voll dreitausendjähriger Literatur auf dem Rücken diesen zeitgenossischen Hauptmann, bald mit Glauben, bald mit Zweifel, darauf geprüft haben, ob er denn auch das volle, der Vergangenheit würdige Maß aufweisen könne, manche von diesen werden stutzen und sich fragen: Sollte es nicht einmal besser sein, ergiebiger und tiefer, wenn wir von Hauptmann aus auf jenen Shakespeare zurückschließen lernten, und nicht nur auf Shakespeare, statt immer wieder den umgekehrten Weg zu gehen? Die sich so fragen und es danach versuchen, werden sich eine Methode der edelsten Philologie entdeckt haben.

Doch da ich nun zwar schon beim Buche bin und also schreiben könnte, gibt es ein neues Hindernis. Einer von Hauptmanns Sätzen lautet: „Wenn ein Künstler nicht mehr ist, als seine Lobredner begreifen und aussagen, so ist er nichts.“ Das ist nicht sehr ermutigend für Einen, der lobreden will; aber sehen wir uns den Satz genauer an. Aphorismen sind mit Vorliebe aktiv, und wenn sie ihre Passivität nicht ganz zu verleugnen wagen, so verhüllen sie sie doch; das will sagen: auch der weiseste Mann sagt sein Wort gerne so, daß es die Andern treffe, er selbst aber nicht davon getroffen werde. Wenn der Lobredner eines Künstlers nicht mehr von ihm begreift und aussagt, als der Künstler heraushört, so ist er nichts. Wenn ein Mensch nicht mehr ist, .als jeder andre von ihm begreift und aussagt, so ist er nichts. Und so, durch mancherlei Verwandlung hindurch, wird Hauptmanns Ausspruch zu einer Tautologie. Es gibt einen kritischen Philosophen in unsrer Zeit, der die Miene des Sieges jedes Mal aufsteckt, wenn er einen Gedanken als Tautologie entlarvt hat: wir aber — wir wollen nicht mehr, wir brauchen nicht mehr, niemals, als eine Tautologie; es kommt nur darauf an, daß zwischen Subjekt und Prädikat nicht ein flaches, arithmetisches Gleichheitszeichen, sondern ein farbiger, strömender Bogen stehe.

Und von dieser hohen und schönen Erscheinung sind Hauptmanns tautologische Aussprüche. In seiner persönlichen Unterhaltung gibt es dazu ein verwandtes Element. Oft ohne Akzent, ja gradezu als spräche er etwas Jedermann Geläufiges aus, sagt er ein Wort, vor dem man in eigentümlicher Weise erschrickt. Es ist, als ob von einem Gedanken aller Schutt der Meinungen, der Voreingenommenheit, der Befangenheit abgeräumt sei, und nun gibt ihm das Wort das einzige ihm zu- und angemessene Leben, zu- und angemessen seiner Dauer und seiner Größe; und dieses Wort, ich kann es nicht anders bezeichnen, dieses Wort ist nackt; zuweilen im selben Grade unschuldig und zynisch. Er saß einmal mit Brahm in einem Wirtshaus; und im Verlauf des Gespräches, das um Scham, Schamhaftigkeit und Schamlosigkeit ging, vermaß er sich, wenn der Andre es zahle, hier im Lokal der Kleider abzuwerfen und zwischen den vollbesetzten Tischen frank hindurchzugehen. Als er ein ungläubig spöttisches Schmunzeln empfing, machte er eine so entschlossene Bewegung nach den Knöpfen seiner Weste, daß Brahm erschrocken abwehrte. Ihm also, so müßte man meinen, könnte auch Ironie nicht weit liegen; und indertat, es ist so; nur daß auch Hauptmanns Ironie von einer eignen, man könnte sagen objektiven Art ist. Niemand braucht für ihn zu fürchten: auch der Sturz und Guß der Hymnen, die er jetzt auszuhalten hat, wird ihm nichts antun; wenn er der Feier den Rücken kehrt, wird ein kophtisches Lied auf seinen Lippen sitzen, heilkräftiger als ein Trunk vom Wasser Lethe.

Ich hörte einmal einen Mann sich beklagen: weil er immer präzise spreche, werde er immer mißverstanden ; Hauptmann, wenn er weniger gelassen wäre, dürfte über eine ähnliche Erfahrung unwillig sein. Es ist, als ob wenige Menschen es ertrügen, bloß einfach zu hören, aber tief zu hören, wenn ein andrer spricht. Bekanntlich hat ein so liebender Versteher Hauptmanns wie Schlenther die Sünden der Mutter Wolffen für sühnebedürftig gehalten und ihre Heimsuchung durch Adelheid und Leontine, die beiden Töchter, prophezeit; im ‚Roten Hahn' quittiert darüber ein Gelächter. Ein Andrer, auch ein Biograph, mißversteht das Hirtenlied bis zu dem Grade, daß er vermutet, Lea werde das Nachsehen haben und Laban entscheide zugunsten Rahels; von anderm Mißhören nicht zu sprechen. Während es doch lichtklar ist, daß Laban keineswegs klein beigibt, sondern daß er im Begriffe steht, Jakob zu betrügen, freilich nicht als ein in die Klemme geratener, bürgerlicher Papa, sondern als ein mythischer König und Gottvater, der er ist, und der allen unter seiner Hand ruhenden Kindern, Lea und Rahel und Jakob, ihr Teil zubereitet, im Sinne des Goethischen Verses: Wen Gott betrügt, der ist gut betrogen. Derselbe Beurteiler merkt nicht, daß der Knabe Helios, in jenem von Poesie trächtigen Fragment, ein Mädchen ist; er verfehlt dadurch eine Tür in einen der Säle des Dichters.

Solche auf der Hand liegenden Irrtümer korrigieren sich leicht mit der Zeit von selbst; schwerer wiegt Folgendes: ein Beurteiler, ein Betrachter kommt im Verlaufe seiner Arbeit da-

zu, von einer Replik oder sonstigen Aeußerung einer Hauptmannschen Gestalt die moralische Quintessenz zu ziehen; kaum einen, außer Kerr, habe ich es dabei richtig treffen sehen. (Nicht die Gesamturteile Kerrs mache ich mir zu eigen.) Immer gerät das zusammenfassende Wort um eine Winzigkeit oder um mehr zu streng, zu hart, zu trocken, zu richterisch oder auf andre Weise schief, und grade das wird in solchen Fällen verfehlt, worauf es bei Hauptmann vornehmlich ankommt. Der vierte Akt der ‚Versunkenen Glocke' enthält in seinem Beginn, in der tiefen, deutlichen Szene mit den Zwergen, die Erfahrung des Künstlers bei der Arbeit; vom einzelnen Werkstück wird dort gefordert, daß es „gerecht nach oben und gerecht nach unten sei, es unvollkommenem Ganzen einzufügen".

Dieses „gerecht nach oben und gerecht nach unten", so simpel in seiner Formulierung, ist offenbar von dem Betrachter, der mit einem Anspruch irgendwelcher Art vor das gesamte Werk tritt, das heißt: fast von jedem Betrachter, so schwer zu fassen; nichtsdestoweniger ist es das Prinzip, nach welchen der Dichter sein Werk in Bewegung setzt und in Bewegung hält. Was für eine ständige, nie ermüdende, sich nie überhastende, sich nie erbitternde Umsicht dazu gehört, das nachzufühlen ist unumgänglich, wenn man grade durch die Natürlichkeit des Verlaufes sich nicht über seine Seltenheit will täuschen lassen. Ich finde Hauptmann zuweilen in den ihm abgedrungenen politischen und halbpolitischen Aeußerungen zu Ereignissen des Tages von seinem eignen Gesetz abweichen. Es tut nichts, daß er irrt; denn er irrt als der Dichter nach Hölderlins Wort, „jedem trauend, wie sänge sonst er jedem sein eignes Lied". Dennoch, wiewohl die Politiker nichts von dem Politiker zu lernen haben, von dem Dichter hätten sie etwas zu lernen, das Wichtigste. Der Dichter Hauptmann nämlich weiß, daß es neunundsiebzig Prozent Philister unter den Menschen gibt; die Zahl ist genau, sie entspricht den neunundsiebzig Prozent Stickstoff in der Atmosphäre. Mehr Sauerstoff, und unsre Erde würde zu schnell: weniger, und sie wurde zu träg oxydieren. Was er von der Menschheit weiß, weiß er auch vom einzelnen Menschen; sodaß er das stolze Bekenntnis ablegen darf: „Ich will etwas, das von Klein und Groß ebenso unabhängig ist als von Gut und Böse."

Hierauf beruht es, daß in Hauptmann Dasjenige produktiv wird, was zwar der Kern eines jeden Menschen ist, was aber in den meisten zur Stummheit verurteilt bleibt: das unhistorische Wissen. Und wiewohl auch er naturlich seine Geschichte, seine Verwandlung, seine Verschiebung erlebt hat, so ist es bei ihm schwerer und bedenklicher als sonst, sie pragmatisch nachzuweisen. Sie geht, wie ein Lichtstreifen quer durch das Bild, von seiner Jugend an, und scheint zuweilen von ihren eignen Schatten widersprochen, zuweilen bis zur Grellheit bestätigt zu werden. Ein Christ von Geburt und Heimat; dabei zugleich, wie nach seinem eignen Ausspruch jedes Kind, ein Tröpflein Sonnenlicht, ein Rad, das aus ihm selber läuft, ein wahrer, unbelasteter Anfang, und, das heißt doch: ein Heide — gibt dieses nicht einen Kampf auf Leben und Tod; wie er uns aus vielen

Biographien bekannt ist? Man bedenke, mit welcher ungeheuern Anstrengung als welche ungeheure Last doch noch der Heide Nietzsche sein Christentum abwerfen mußte. Was in Hauptmann vorging, war, wiewohl von unbedingtem, gradem Ernst, doch eigentlich kein Kampf. Nicht feindliche Gedankeninhalte hatte er gegen einander zu stellen, sondern Tatsachen des Lebens, die als solche im Grunde sich weder in das einfache Verhältnis der Feindseligkeit noch ihres Gegenteils verengen lassen. Sein Heidentum war nicht als Revolte in ihn gelegt, und sogar als Eros erscheint es, höchst merkwürdigerweise, erst in seinen späten Jahren. Von Natur aus aber war es Anbetung, im wörtlichen Sinne, der Sonne. Ja, er ist ein Parse gewesen und geblieben; oft mit unmittelbarem Ausdruck, öfter in der Umhüllung des allgemein südlichen Symbols, das als Sehnsucht nach griechischem Himmel, als orientalische, islamische Pracht, als das germanische Licht von Baldurs Stirn ein und das Selbe blieb. Da die Sonne unwiderleglich ist, wie hätte ihm, der das Herz dazu hatte, ihre Anbetung verschränkt werden können? Durch das Christentum gewiß nicht, denn auch dieses bestand für ihn als eine unwiderlegliche Tatsache; freilich nicht durch seine Lehre, nicht durch seine Befehle und Zwänge, sondern weil er es durch leibhaftige Menschen gelebt sah. Dieses, daß das Christentum gelebt, das heißt: mit mehr oder minder Ohnmacht gefühlt und erfüllt und verleugnet wurde, dieses durch und durch zu sehen, ist in wachsendem Maße Hauptmanns Christentum geworden; wobei aber nicht zu vergessen ist, was bei ihm sehen bedeutet: kreatürliche Verwandtschaft und nie beklagte, nie bereute Ferne und Ausschließung. Mit tiefem Recht hat Oskar Loerke in seinem Aufsatz in der Neuen Rundschau es bemerkt, daß des Christen und Christus, Emanuel Quints, „Zugangsmethode zu seiner Christussubstanz von heidnischer Ursprünglichkeit sei“. Das konnte der Dichter nur wagen, wenn ihm selbst das Christentum aus der Sphäre des Bekenntnisses entrückt war, wenn es hierin vor seinem Blick bein Für und Wider gab.

Um freilich eine so große Distanz zu seinem Stoff zu gewinnen, bedurfte es für Hauptmann eines langen Prozesses; die Anfänge des ‚Quint’ liegen fast vierzehn Jahre vor seinem Abschluß. Verwerfungen der Datierung kennen wir ja bei allen Dichtern, und sie finden sich auch bei Hauptmann häufig; zum Beispiel hatte er schon im Jahre 1896 unter seinen Manuscripten auf der Reise nach Lugano ein fertiges Drama „Junglicht“, das erst in der ‚Anna’ zu Ende metamorphisiert erscheint. Dort in Lugano und damals las er mir ein „Leben Jesu“ vor, eine Darstellung, die an der sich selbst verzehrenden kritischen Historie vorbeisah und sich getraute, mit der Divination des Dichters die Wirrnisse der Ueberlieferung so zu ordnen, daß eine einleuchtend identische Gestalt entstünde. Wenn ich mich richtig erinnere, so machte einen wichtigen, vielleicht den wichtigsten Einschnitt der Erzählung die verhängnisvolle, versucherische Schwankung, in welche der Glaube der Jünger den Meister reißt und ihm Absichten und Ansprüche aufzwingt, die nicht die seinen sind; ein

Hauptmotiv auch des ‚Quint'. Ein paar Wochen später, es war in demselben luganeser Frühling, in Capolago am Südende des Sees, begann Hauptmann den Roman; wieder nach ein paar Wochen ging die Wanderung weiter, bis zu dem kleinen Städtchen Mendriso auf dem Wege nach Como. Die Arbeit am ‚Quint' war unterbrochen, Hauptmann schrieb die ‚Versunkene Glocke'; aber im Sommer desselben Jahres las er in Schreiberhau Brahm und mir Szenen eines Dramas „Emanuel Quint" vor. Uns beiden Zuhörern schienen Stoff und Form nicht für einander geboren. Wie dem auch sei, weder in den ersten Kapiteln des Romans noch in den Szenen des Dramas war eine Spur jener eigentümlichen, viel bemerkten Ironie des vollendeten Werks, jene fast lästerliche reservatio mentalis der psychiatrischen Hinweise. Der ‚Quint' war also ursprünglich gewissermaßen auf einen gläubigern Ton angelegt; noch war der junge Kurt Simon des spätern Buches nicht ganz vom Dichter abgespalten. Daß indessen mit dem gläubigern Ton das Werk in die Sackgasse geraten wäre, ist mir im Rückblick unzweifelhaft. Die Gefahr war nicht klein, daß aus dem Gesicht eine Fratze wurde; denn hier war ja der schöpferische Einfall fast so scharf wie ein Epigramm. Das Leben Jesu in unsrer Zeit sich wiederholen lassen, das ist ein Epigramm; und wodurch es Hauptmann möglich wurde, dennoch zum vielschichtigen, von sich selbst getragenen Leben zu gelangen, das stammt nicht nur vom Wachsen seiner Künstlerschaft in Brust und Schultern, sondern auch von seiner menschlichen, immer siegreichern Selbstbefreiung.

Ja, ohne den Zuwachs an innerer Freiheit wäre sogar noch der ursprüngliche Einfall einer imitatio Christi kürzer weggekommen als jetzt Wir haben jetzt nicht nur die vielen Parallelen zum Leben Jesu, und es sind ihrer mehr, als der erste Blick ohnt: ich glaube, zum Beispiel, daß sogar Emanuels Tod in der Einöde bei Hauptmann nicht als eine Abweichung vom Tode Jesu gemeint ist. Wir haben nicht nur von einem durchschauenden Auge, hinter dessen Kraft die theologischen Wissenschaftler im Aschgrauen zurückbleiben, das Gesamtbild einer erwachenden Religion umfaßt zur weitern Parallele vor uns, das Klima einer von Religion schwangern Epoche, Ekstasen, Wundergläubigkeit, Mythenbildung, Projektion des Subjektiven ins Objektive, Ausnutzung, Betrug, Selbstbetrug, unfreiwilligen Schritt über das eigne Ziel hinaus und sonstiges dieser Art. Wir haben jetzt mehr: Quint „erfüllt" in einem gewissen Maße die Vorlage der Evangelien? aber die Evangelien erfüllen ja auch die Vorlage des alten Testaments. Ganz so wie die messianische, die christologische Tendenz der Evangelien sich mehr oder minder behutsam, geschickt oder kühn mit einer immer doch als notwendig empfundenen sachlichen Treue auseinandersetzen und vertragen muß, ganz so wird der ‚Quint' von seinem Verfasser zwischen Scylla und Charybdis durchgesteuert; nur daß die beiden Ungeheuer jetzt von unsrer Zeit sind, Skepsis in Form von Psychiatrie auf der einen Seite und die Gläubigkeit an den Menschen auf der andern. So gibt der ‚Quint' gradezu den Evangelien von dem Lichte zurück, das er von ihnen empfing.

Das Wunderbare und eigentlich Hauptmannische jedoch bleibt noch übrig. Die Psychiatrie hält den Quint in der Schwebe — aber auch Quint jene. Sie will ihn aufheben; er hebt mit nicht minderm Recht sie auf. Der Ring der Skepsis schließt sich, und damit ist sie verwandelt in etwas, worin auch die Gläubigkeit nur ein aufgelöster Teil ist. Die „Lästerung“ wird zur Verklärung.

Ein Gleichgewicht von so hohem Belang herzustellen, ist Hauptmanns eingeborene Tendenz. Man könnte sie in seinen Werken an großen und kleinen Beispielen, sowohl der Komposition als der Charaktere, nachweisen. Sie liegt so offen da, daß die Meisten sie nicht sehen. Sie wird Hauptmann über die Literatur hinaus und in den Rang der exemplarischen Menschen heben.

Denn er hat nicht kristallisiert, sondern organisiert. Wer Gedanken sucht und Leben findet, der würde als sehr unreif erwiesen sein, wenn er sich für enttäuscht hielte. Es gibt kein höheres Lernen als dieses: zu leben, was ein tiefer Mensch denkt; zu denken, was ein tiefer Mensch lebt.

Klagelied eines Einsamen von Theobald Tiger

Nun schütteln wieder Mixer an den Tischen
den blank polierten Nickeltopf mit Eis.
Die Glastür geht. Die Droschkenautos zischen.
Man zahlt für alles den Valutapreis.
Musik steigt auf. Auf plüschbelegten Treppen
läßt sich der Zigarettenmann aus Frankfurt neppen.
Um ein Uhr kommt die grüne Polizei . . .
Und ich bin nicht dabei —

Auf der Estrade steht im Reichstagssaale
ein Vollbartgreis im Gehrock — und er schwitzt.
Ein freier Mann — jedoch das Nationale
hält er steil in die Höh — der Speichel spritzt.
Die Hörerschaft spürt zwischen Schlaf und Wachen:
man muß — zur Volkswohlfahrt — Geschäfte machen.
Und man verteilt die Posten, die noch frei . . .
Und ich bin nicht dabei — !

Liane strahlt. Sie ist nur schwach bekleidet:
die Armbanduhr schmückt glitzernd ihr Gelenk.
Worum sie manche Frau so sehr beneidet,
beut sie den lieben Gästen als Geschenk.
Weiß hebt die Haut sich ab von grünem Rupfen.
Man sieht zwei Herrn ein Kokainchen schnupfen.
Sie tanzt. Ganz leise haucht ein kleiner Schrei . . .
Und ich bin nicht dabei — !

Im Kino huscht die Diva auf der Leinwand.
Ein Riesenauge, glotzt das Publikum.
Die Kohlennot ist für dies Fach kein Einwand.
Laut ist die Stadt und leider haltlos dumm . . .
Da draußen schwankt ein Weidenbusch im Winde.
Ein alter Herr träumt unter einer Linde,
wer heut zum Skat noch einzuladen sei . . .
Und ich bin nicht dabei —
noch nicht dabei !

Luther

Da es anfängt, ist Luther fast zehn, da es aufhört, ist er fast vierzig Jahre. Der Junge schon zeigt einen eignen Willen, den der Mann zum Heil seines Volkes durchgesetzt hat. 1492 ist Papst Alexander der Sechste „das größte Schwein, das je gelebt hat"; 1522 sind die Klöster geöffnet, die Mönche arbeiten, die Priester verheiraten sich, und der Tag geht auf über Deutschland. Innerhalb dieser geräumigen Spanne entfaltet Strindberg Alltagsdasein und Ewigkeitswerk des Reformators. Der Kampf mit dem harten, nächstverwandten Vater stählt den Charakter. Die geistige Entwicklung überstürzt sich nicht. Noch 1505 spricht der Studiosus beider Rechte: „Wir werden gute Freunde sein, wenn Ihr nur Rom in Ruhe laßt." Sechs Jahre später macht sich der Mönch Augustinus dorthin auf und ringt nach Worten, seinen Abscheu zu beschreiben. Abermals sechs Jahre später sind die fünfundneunzig Thesen fällig. Bannbulle. Worms. Reichsacht. Und Die Wartburg als das letzte von den vierzehn Bildern, die Strindberg heruntergemalt hat, halb genial, halb dilettantisch-naiv und jedenfalls unbekümmert um Schillers Lehrsatz, daß „der ganze cardo rei in der Kunst liege, eine poetische Fabel zu erfinden". Die kann es bei einem Verlauf von dreißig Jahren kaum geben, es müßten denn überirdische Mächte ins Spiel gezogen werden. Wie Strindbergs „weltgeschichtliches Drama" dasteht: keuchend, zerrissen, im Dämmerlicht zwischen zwei Epochen, hat es mit ‚Florian Geyer' mehr als ein paar Personen und das Zeitkolorit gemein.

Diese Gemeinsamkeit ist für Strindberg vorteilhafter als der Hauptunterschied. Hauptmann war der Ansicht, daß die Vergangenheit durch eine Vielfalt von mehr oder minder zufälligen und unbedeutenden Einzelzügen wachzurufen sei, daß der Gehalt einer Zeit sich in der Masse verkörpere. Strindberg glaubt, daß dieser Gehalt sich dichterisch stärker in den Persönlichkeiten ausprägen lasse, die über die Zeit hinausragen. Recht hat weder der noch jener. Recht hat, wer atmende Menschen gestaltet, ob sie nun namenlos oder berühmt sind. Strindberg aber macht sichs zu leicht. Er hofft, daß die Aera des Humanismus uns mit ihrer Bedeutsamkeit anwehen werde, wenn er die bekanntesten Humanisten aufbiete. Daß sie vielleicht einander nie begegnet sind, hindert ihn nicht, sie überall zusammenzukoppeln ; brauchte ihn, selbstverständlich, auch nicht zu hindern. Er mußte nur nicht schon für die Firmenschilder Kredit begehren. Wo er fürchtet, daß wir damit doch knausern werden, greift er — und das ist schlimmer — zu einem Zitat, zwingt er den Firmeninhaber, das Geschäft zu repräsentieren. Einer sagt: „Es ist eine Lust zu leben !", also ist er Hutten (bei dem solche Mittel am wenigsten nötig wären, weil grade er ziemlich leibhaftig wird). Dieses Vertrauen auf den Nimbus, auf die Fähigkeit von Jahrhundertnamen, im Hirn des Hörers breite Flächen assoziativer Vorstellungen aufzurollen, geht bis zur Komik vor der Schloßkirche von Wittenberg, wo für den wichtigsten Tag des zweiten Jahrtausends nach Christi Geburt Hutten und Karl-

stadt, Faust und Hans Sachs, Melanchton und Lucas Cranach zusammenströmen. Außer Luthers Eltern und ihm selbst.

Ihn selbst hat Strindberg geschaut und geformt, ihn und seinen Vater; und dafür dürften der kraftmeierischen und der kraftlosen, der farbschwachen und der plakathaften Pinselstriche noch mehr sein. Ein innerlich erhabener Mensch im fast übermenschlichen und umso strahlender siegreichen Kampf mit Gewohnheit, Verrottung, Niedrigkeit und Dunkelmännertum, aber nicht minder mit den Dämonen in seiner Brust: das wäre ein regelrechtes Drama gewesen. Strindberg schenkt sich den Kampf, in den Luther nicht eben schwer zu stellen sein sollte. Er markiert die Etappen des Kampfes. Wir sehen das Ergebnis, niemals oder allzu selten den Verlauf. Aber Strindberg gibt den innerlich erhabenen Menschen. Hieße dieser Sachse aus Eisenträgergeschlecht auch nicht Luther: er wäre doch der Kerl, der in verfaulter Luft nicht atmen könnte; der die Fenster seines Deutschland weit aufreißen müßte; der mit allem Schlauheitsmangel des Genies mühelos mächtiger wäre als die gewandtesten und gewitztesten Römlinge. Strindberg unterschätzt sich. Wie rund ihm dieser nachtwandlerisch sichere Neutöner geraten ist, dieser heldische Trotz- und Kindskopf, dieser bäurische Träumer mit Riesenimpulsen, mit einer fröhlichen Frömmigkeit und einer herrlich mitleidsvollen Härte gegen die schmähliche Welt — wie rund ihm der geraten ist, das merkt der Dichter gar nicht, wenn er sich viel davon erhofft, daß er dem Luther den Faust gesellt. Der ist ihm die Hilfsfigur: der Zauberer, der Alles herbeischafft; der Seher, der Alles wittert; der Prophet, der Alles voraussagt; der Chor, der Alles erklärt; der iiebe Gott, der Alles weiß. Nun, ein Alchymist, den Strindberg am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf zwei recht wacklige Beine stellt, hat am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts leicht verkünden, was Luther an dem und dem weltgeschichtlichen Datum tun wird. Das ist Wildenbruch, der doch sonst vermieden wird. Der Reichstag zu Worms: eine Gelegenheit, Karls des Fünften jungen Kaiserglanz und den Sinnenprunk seiner Kirche weihrauchen und golden wimpeln zu lassen. Strindberg postiert Luther an die Wand des Vorsaals, durch den seine Gebieter zu schreiten haben. Auch hier schallt und hallt das Nein und abermals Nein eines Christenmenschen, der keine weltlichen Gebieter hat. Man glaubt es. Denn immer wieder: Strindberg hat die autokratische Kühnheit, das imperatorische Talent, einen Luther aus dem edelsten Gestein zu schlagen, und die behutsame Hand, ihm bei der Feinarbeit keine seiner Zacken und Spitzen abzubrechen.

Der Dramaturg des Großen Schauspielhauses hat ein paar der unentbehrlichsten abgebrochen. Was blieb, kam in dem Riesenraum nicht immer zur genügenden Geltung. Dem Bilderbuch, an dem jede Galerie ihre Freude haben wird, wurde teils von der Unintimität der Akustik, teils von manchen Schauspielern die Vergeistigung vorenthalten, auf die wir bei Trägern weltgeschichtlicher Namen und bei so deutlich unterstrichenen Denkerallüren ihres Schöpfers doch vielleicht

Anspruch erheben dürfen. Ob Werner Krauß Luthers Taten vollführt hätte? Er stampfte ein bißchen zu gleichförmig primitiv in einem Schauspiel herum, das von der Freiheit des Christenmenschen handelt und dadurch an die schauerliche Tatsache mahnt, daß Fechenbach und Genossen schuldlos der Freiheit beraubt sind.

Der Geist des Hermes von Morus

Vom Sinn und Unsinn der Börse

Von einem allen Börsenberichterstatter erzählt man: er schrieb sich jeden Morgen, ehe er zur Burgstraße ging, die politischen Tagesereignisse auf, und entsprächen die Kurse der politischen Lage, so begann sein Börsenbericht mit den Worten: „Infolge des Umsturzes in . . .“; war aber die Börsentendenz anders, als sie nach den politischen Ereignissen zu erwarten gewesen wäre, so begann, er: „Trotz dem Umsturz in . . .“ Der Reporter behielt also immer Recht und galt daher bald als ein hervoragender Kenner der Börsenpsyche.

An dieses Geschichtchen wird man erinnert, wenn man die Börsenhausse der letzten Wochen überblickt. Günstige Nachrichten — ungünstige Nachrichten: es gilt Alles gleich. Die Tendenz ist da und setzt sich durch. Wer da nur mit rationalem Maßstab messen will, geht unfehlbar irre. Gefühlsmomente, unberechenbare Stimmungen, Temperamentsausbrüche wirken oft stärker als kühle, verstandesmäßige Erwägungen. Die Psyche des Börseaners ähnelt nicht der des Schachspielers, sondern der des Hazardspielers. Und wenn man für die letzten Gedankengänge des Metaphysikers und für die Kalküle der Burgstraßenherren das gleiche Wort „Spekulation“ anwendet, so ist doch nicht nur das Stoffliche, das Thema, sondern auch der Gedankenprozeß bei beiden grundverschieden. Der spekulative Philosoph baut auf schwankendem Boden; aber das Gebäude, das er errichtet, ist von feinster logischer Konstruktion. Der Börsenspekulant klammert sich an irgendeine reale Tatsache; aber schon die erste Hoffnung, die er darauf stützt, ist logisch nicht mehr standfest. Der eine konstruiert im luftleeren Raum; der andre errichtet ein Kartenhaus. Der eine baut auf Sand; der andre baut aus Sand. Beiden gemeinsam ist nur die Funktion, das Handeln-Müssen. Der richtige Börsenspekulant ist, wie der wirkliche Denker, ein Besessener. Und wie die geistige Spekulation letzter Ausdruck einer aufs Jenseitige gerichteten Epoche ist, so ist die Börse das vollkommenste Sinnbild einer nach Besitz, nach Geld jagenden Zeit. Die Funktion bleibt auch dort erhalten, wo der Inhalt, wo das Ziel zum Nichts geworden ist. Als in der Zeit des strengsten Sowjet-Kommunismus die Börsen geschlossen waren, da handelte man in Moskau Lagerscheine, von denen man genau wußte, daß sie keine Ware mehr vertraten, orientalische Noten, die längst verfallen waren, und auch diese chimärenhaften Dinge hatten einen Kurs, fielen gestern und zogen heute an. Man handelte, weil dieser Handel einer gewissen Schicht Lebensbedürfnis ist.

Das ist, wenn man so will, der aesthetische Wert der Börse an dem man als unbeteiligter Zuschauer seine Freude haben mag. Bedauerlich bleibt nur, daß es, streng genommen, unbeteiligte Zuschauer bei diesem unterhaltenden Spiel nicht gibt, Wir alle sind darein verwickelt: Akteure und Zuschauer. Denn letzten Endes muß das Publikum be-

zahlen, was dort gewonnen, was dort verloren wird. Das ist ja das Ungeheuerliche, daß eine verhältnismäßig kleine Zahl von Devisenspekulanten bestimmt, zu welchem Preis der Bürger sein Brot, seinen Anzug, seine Kohle kaufen muß. In der Blütezeit des doktrinären Liberalismus galt die Börse als die herrlichste Institution der modernen Wirtschaft. Hier hatte man ja den idealen „freien Markt“, auf dem Angebot und Nachfrage, ungehindert durch staatliche und zünftlerische Schranken, den Preis bestimmten. Heute wagt auch der eingefleischteste Manchestermann der Börse nicht mehr dieses Prädikat auszustellen. Wohl laufen auf der Börse alle Fäden der Wirtschaft zusammen; aber der Knoten wird geschürzt von einer Menschenkategorie, die weder nach ihrer weltwirtschaftlichen Uebersicht noch nach ihrer volkswirtschaftlichen Bildung, weder nach ihrer Verstandesklarheit noch nach ihrem moralischen Verantwortungsgefühl geeignet ist, im Mittelpunkt des Wirtschaftsgeschehens zu stehen. Es mag zehnmal sein, daß jede Spekulation, die gegen die organische Wirfschaftstendenz gerichtet ist, auf die Dauer zusammenbricht. Einstweilen beherrscht der Spekulant das Feld und bestimmt die Lebenshaltung von Millionen und Abermillionen werktätiger Menschen.

Die Gefahr, die die Börse für das ganze Volk bietet, wird natürlich noch verschärft, wenn — wie es auf den jüngern kontinentalen Börsen und ganz besonders auf den deutschen Börsenplätzen der Fall ist — dem Eindringen des ausgesprochenen Jobbertums Tür und Tor geöffnet sind. Auf der londoner Stock Exchange, wo die Zulassung zum Börsenhandel von schwer zu erlangenden Bürgschaften und hohen Kautionen abhängig gemacht wird, wo es Makler nicht gibt und der Kommissionär, der broker, nicht mit jedem jobber Geschäfte abschließt, wäre der Aufstieg eines Cipruth schwer denkbar. Und noch schwerer ist es, sich vorzustellen, daß englische Börsenhändler Pfundnoten zu jedem Preis in Wallstreet verkaufen, um durch die Kurssenkung in Amerika die heimische Währung weiter abwärts zu treiben. Allein die trüben Wogen, die jetzt in den Sälen der Burgstraße fluten, sind doch nur eines der großen Abwässer, die uns das Schlammbad des Krieges beschert hat,

Zwischen Moabit und Wilhelm-Straße

Herr Doktor Hermes, von dem nun immerhin gerichtsnotorisch feststeht, daß seine Beziehungen zu den Winzern „nicht vereinbar sind mit der Peinlichkeit, mit der der Beamte seine Integrität wahren und selbst den Anschein vermeiden muß“ — Herr Doktor Hermes hat Pech. Alle verstehen ihn falsch: die ‚Freiheit’-Redakteure, die Moabiter Richter, die Deutschen, die Franzosen. Herr Hermes galt allen Denen, die den graden Weg der Erfüllungspolitik für den einzig gangbaren hielten, als Gegner dieser Politik, höchstens aber als Befürworter einer Erfüllungspolitik, wie der Zentrums-Stinnes Peter Klöckner sie auffaßt — und siehe da: als Hermes in Paris über die Garantien eines Moratoriums verhandelte, bot er mehr, als man in Berlin beschlossen hatte, und gewann so überraschend schnell die Zuneigung der Reparationskommission. Und jetzt hat sich abermals das Schauspiel wiederholt. Während die pariser Presse auf Barthous Geheiß gegen Wirth tobte, machte man vor Herrn Hermes artige Reverenzen. Ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein glänzender Unterhändler, kurz ein Mann, mit dem sich reden läßt: so ging es durch die Boulevard-Blätter.

Wer die Verständigung mit Frankreich für das wichtigste politische Ziel hält, dem fällt es schwer, in diesem Augenblick über Herrn Hermes elwas Unfreundliches zu sagen. Gibt es einen bessern Leiter des Reiches als diesen Wundermann, der zugleich Herrn Stinnes und Herrn Poincaré, den ‚Matin' und die ‚Kreuzzeitung' befriedigt? Nur ein so undankbares Volk wie die Deutschen könnte, nach Wilhelm, nun auch diesen Heilsbringer verstoßen.

Aber auch die Vielgewandtheit kann einen Grad erreichen, wo sie anfängt verdächtig zu werden. Herr Hermes zeigt auf allen Photographien jenes stereotype Lächeln, das man seinem Amtsvorgänger, dem armen, ermordeten Erzberger, so verdacht hat. Auch Erzberger hatte die Gabe, zu allen Leuten nett und zuvorkommend zu sein. Aber er war ehrlich und offenherzig, und das hat ihn schließlich das Leben gekostet. Herr Hermes verbindet mit seinem Lächeln eine Schweigsamkeit, hinter der sich manches Gute, aber ebensoviel Uebles verbergen mag. Als vor zwei, drei Jahren das Kabinett wieder einmal umgebildet wurde, brachte der ‚Simplicissimus' eine häusliche Szene aus Biberach, bei der Frau Erzberger ihren Gatten mit den Worten empfängt: „Bischt wieder it Kanzler worde?" Von Herrn ermes, auf den diese Frage vielleicht eher zutreffen würde, findet man in deutschen Witzblättern nichts dergleichen, denn die wesentlichen Witzblätter haben, gottlob, alle den Weg zur Schwerindustrie gefunden. Daher hat auch der Streit um die Moselweine die Phantasie der münchner Umlerner sehr viel weniger angeregt als der Zweikampf Helfferich-Erzberger. Aber die beiden Prozesse haben eine merkwürdige Aehnlichkeit, und der Vergleich fällt nicht zugunsten des Herrn Hermes aus.

Herr Hermes hat in dieser Woche nicht einen, sondern zwei Prozesse verloren. Das Gutachten der ausländischen Sachverständigen ist eine schwere Ohrfeige für die deutsche Regierung, vor allem aber für den verantwortlichen Leiter der deutschen Finanzen. Herr Hermes hat mit dem ihm eignen Lächeln auch diese Ohrfeige eingesteckt und packt, wenn nicht alle Zeichen trügen, bereits die Koffer zum Umzug in das Haus Ottos v. Bismarck.

Wie lange noch wird der Geist des Hermes dieses Land beherrschen?

Doktoren-Industrie

Ueber den amerikanischen Doktor brauchen wir uns nicht mehr lustig zu machen ; der deutsche gibt ihm nicht mehr viel nach, wenigstens nicht der Dr. Ing. h. c. Das demokratische Baden mit seiner Technischen Hochschule in Karlsruhe ist allen andern um etliche Nasenlängen voraus; dann kommen Darmstadt und Freiburg. Die Preußen sind, wie immer, auch hier rückständig. Eigentlich wäre es Sache der charlottenburger Technischen Hochschule gewesen, einen bekannten berliner Sportmodehausbesitzer zum Dr. Ing. zu kreieren. Warum überließ man das den Karlsruhern? Ein Institut für Sportwissenschaften und Sportmoden tät' uns doch bitter not.

Die Universitäten sind übel dran. Die Theologen, Philologen, Juristen, Volkswirte und Mediziner sind allesamt arme Teufel, die sich nicht einmal mit einem Ullstein-Buch, geschweige denn mit einem Institut oder Laboratorium erkenntlich zeigen können. Schließlich bleibt für die Universitäten auf den Randgebieten der Technik und im Handel immer noch etwas übrig (die Parteipolitik miteingerechnet, die man ohnehin als Kuhhandel zu bezeichnen pflegt). Preußen könnte sich auch hier an Baden ein Beispiel nehmen. Die Universität hat sich unter den Regierungsparteien (Zentrum und Sozialdemokraten) je einen Mann ausgesucht und den beiden am gleichen Tage den Doktorhut über die Ohren gestülpt: dem Holzindustriellen Himmelsbach und dem Arbeitsminister Engler. Ob bei dieser Zwillingspromotion ein Holzinstitut herausspringt, weiß ich nicht; daß aber damit ein bedeutender Schritt zur Verbürgerlichung der Sozialdemokratie getan worden ist, steht außer Zweifel. Wie wärs nun, wenn man in Preußen mit Scheidemann und Noske den Anfang machte? Zwei dazugehörige Fabrikanten, die den Ehrendoktor noch nicht haben, werden sich schließlich auftreiben lassen.
Anton Binder

Berlin

Berlin ist das Steinmeer, das ständig von einer leichten Brise aufgewühlt wird.

*

Berlin ist der geizige Reiche, der von der Hand in den Mund lebt; der eingebildete Kranke, der nach seinen Heilmitteln schreit; der Emporkömmling, der nach der Vergangenheit seufzt.

*

Berlin, ist der Vulkan, der noch nie ausgebrochen ist.

*

Berlin ist der Jongleur, der mit hohlen Pfaueneiern spielt, auf einem farblosen Seil steht und beleidigt auf das begeisterte Publicum blickt.

*

Berlin ist das überfüllte Theater, in dem Alle stehen müssen, weil die Direktion vergessen hat, Stühle hinzustellen.

*

Berlin ist das reizende Chanson, dem der Refrain abhandengekommen ist.

*

Berlin ist, die harte Nuß, an der sich Jeder die Zähne kräftigt.

*

Berlin ist der sprühende Selterwasserkopf mit festem Gummiverschluß.

*

Berlin ist der Vampyr mit Papiermachékrallen.

*

Berlin ist das Dornröschen, das von einer undurchdringlichen Hecke aus ungeahnten Möglichkeiten umschlossen ist.

*

Berlins Schönheit ist das Veilchen, das im Verborgnen verblüht.

*

Berlin ist die Dirne, die sich nicht auf die Straße wagt, aus Angst, die Männer könnten sie belästigen.

*

Berlin ist das Feuerwerk im Schneegestöber.

Heinz Pollack

Lucrezia Borgia

Daß Liane Haid — ein sauberes Kocherl auf der Vereinsmaschkera — unmöglich ist und den Film, wo ihr (im sechsten Akt) die Wirkung allein gehören könnte, gradezu verdirbt, die Spielszenen gefährdet, daß ein Regisseur das wissen und sehen mußte, und daß stellenweise mit unnötiger und Tempo verzögernder Weiträumigkeit und mit durch nichts motiviertem Personalaufwand Wirkungen des Prunkfilms schlechtester Sorte angestrebt werden: darüber ist natürlich keinerlei Diskussion möglich. Unleugbar auch, wenngleich bei einer so springlebendigen und jungen Gattung selbstverständlich, daß mancherlei Einzelheiten mißlungen sind. Dennoch — nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da — scheint es mir verkehrt, in Erinnerung an den unleugbaren künstlerischen Mißerfolg der ‚Lady Hamilton' das Werk einfach als obsolete Historie zu verdammen und an der Tatsache vorbeizusehen, daß hier die Entwicklungslinie über den letzten Glanzpunkt der Gattung, das ‚Weib des Pharao', organisch fortgeführt und ganz Neues angestrebt worden ist. Schon daß man die — unzweifelhaft aus geschäftlichen Rücksichten vorgenommene — Abschwächung der Familienverhältnisse der Borgias getadelt hat, war ungerecht: denn was geht uns die Historie an? Nicht minder aber, daß man den organischen Aufbau, die dramatische Konzentration vermißte. Wenn nun Richard Oswald kein Drama wollte? Warum von der Ananasstaude Spalierbirnen verlangen? Warum nach Walter Scott schreien, wenn Einer Dumas Père macht? Was Oswald wollte, war offenkundig: eine Folge von eindringlichen und interessanten Bildern zu schaffen. In bildnerisch schönen, sehr farbigen Vorgängen zu dichten. Das ist ihm gelungen. Unbestreitbar, daß nicht alle Bilder selbständig erfunden sind, daß manches an bildender Kunst und nicht immer an der besten und durchaus nicht immer stilecht inspiriert ist. Aber des Guten, Neuen und Selbständigen ist doch immer noch weit mehr da, als im

vielgerühmten ‚Herzog Ferrante'. Da ist diese Löwenbändigerin, da sind die drei Kumpane, die Szene vor dem Spiegel, Ritte durch Landschaft, die Nacht im Kloster, da ist die ganz außerordentliche und nach dem ganz leeren Fürsten im ‚Indischen Grabmal' überraschend reife und füllige Leistung Conrad Veidts, der treffliche Sforza Dieterles, die Arena und die, wenn auch strategisch nicht ganz logische, doch wunderbar gut erfundene, ungeheuer lebendige und hinreißend malerisch konzipierte Belagerung der Burg. Wo gibts denn so was? Etwas, das so unpedantisch, großzügig und kühn gemacht wäre, so viele neue Aspekte brächte? Stellt ‚Maria Antoinette' daneben . . . Aber nein, weder ‚Marie Antoinette', diesen schlechtillustrierten historischen Leitfaden, noch den Oeldruckgemütsmatsch ‚Es leuchtet meine Liebe' — denn von diesen beiden kann man nur sagen: Jedes Volk hat die Revolutionsfilme, die es verdient.
Roland Schacht

Germanen, Christen und Einstein
Ergebnisse auf der Akademikerzusammenkunft in Leipzig

Die Einstein-Theorie, für welche von jüdischer Seite soviel Propaganda gemacht wurde, kam am 17. Oktober, vormittags, zur Besprechung und wurde manels genügender Beweise mit überwältigender, Mehrheit abgelehnt.
Prof. P-n
Völkischer Beobachter von 21. X. 1922

Kleine Rundschau
Der Jude und Schriftsteller Karl Einstein, bekannt durch seine Relativitätstheorie, wurde in Berlin wegen eines andern von ihm herausgegebenen Buches nach dem Paragraphen 166 (Gotteslästerung) zu sechs Wochen Gefängnis und der Verleger Ernst Rowohlt zu drei Wochen verurteilt. Leider wurde diese Freiheitsstrafe in eine Geldstrafe von 10 000 Mark für Einstein und von 5000 Mark für Rowohlt umgewandelt.
Altöttinger Liebfrauenbote von 22. X. 1922

Ein Unhold
schlimmster Sorte, der auch in Bayern schon sein Unwesen trieb, der frühere Leiter der freien (!) Schulgemeinde Wickersdorf, Dr. Gustav Wynecken, wurde wegen Vergehens gegen Paragraph 174 wie im Vorjahre zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.
Altöttinger Liebfrauenbote von 22. X. 1922

Liebe Weltbühne !
Fritz Feinhals erhielt einmal vom münchner Hoftheater den folgenden Brief, den der Intendant v. Speidel unterzeichnet hatte: „Hochgeehrter Herr Kammersänger ! Sie werden höflichst ersucht, den Tag Ihrer Rückkunft nach München tunlichst bald bekanntzugeben, da die Proben zur Neueinstudierung der Oper ‚Tosca' bereits begonnen haben, in welcher Oper Herr Kammersänger bekanntlich die Rolle Seiner Exzellenz des Herrn Baron v. Scarpia zu singen haben."

Zunftgenosse. Vor sieben Jahren nannte in der Vossischen Zeitung Karl Scheffler es „keinswegs berechtigt, wenn die Tätigkeit des Berichterstatters heute grundsätzlich gering geschätzt wird, wenn sie in demselben Maße unterschätzt wird, wie die Tätigkeit des Kritikers überschätzt wird". Das gab mir den Anstoß, der Vossischen Zeitung ins Gewissen zu reden. „Ihr banausischster und verderblichster Kunstkritiker war das Ideal eines Reporters: Ludwig Pietsch. Heute ist Paul Schlesinger, befähigt, in allen Lebenslagen den ‚wahrhaft gut geschriebenen, den ‚klassischen Bericht' zu liefern, nur deshalb ein unzulänglicher Beleg für Schefflers Behauptung, weil er nebenbei als Musikkritiker von ungewöhnlichen Gaben mitzählt. Umso zulänglicher belegt er, der von der Vossischen Zeitung weder in dieser noch in jener Eigenschaft genügend geschätzt und zur Geltung gebracht wird, meine alte Behauptung, daß die Presse in ihrem eignen Fett erstickt, daß sie eine heillose Verschwendung mit ihrem Menschenmaterial treibt, daß sie die Talente zwar hat, aber nicht erkennt. Sie verwendet den Notizensammler als Kritiker, den Kritiker als Reporter und gar Einen, der beides ist, wie dieser Paul Schlesinger, als Hilfsredakteur für Einbrüche und Beinbrüche mit ausdrücklichem Schreibeverbot und kontraktlich festgelegtem Recht zu augenblicklicher Entlassung in jedem Fall der Zuwiderhandlung." Sie, die Presse: das waren alle großen berliner Zeitungen, bei denen dieser Paul Schlesinger damals bereits reihum war. Wenn man einem der gottähnlichen Chefredakteure gesprächsweise riet, einen Menschen mit solchen Augen, solchem Humor, solcher Unverbrauchtheit nach München, wo er einst einer der Elf Scharfrichter gewesen war, als berliner Korrespondenten zu schicken, so lief man schön an: wie durfte denn die holde freundliche Gewohnheit des Blattes, einen monströsen Schmock dort unten kleben zu haben, angerührt werden ! Und da dergestalt mein Paul Schlesinger von Keinem außer mir, der ihn nicht bezahlen konnte, entdeckt wurde, ließ er nach so vielen unergiebigen Lustren nur noch ein Lustrum vergehen: dann nahm er endlich ernsthaft übel, rollte sich resigniert zusammen und an die Wand, kehrte der Welt ein respektables Hinterteil zu und verblich in Schönheit. Um im Februar 1921 neugeboren und, von sich selber, neubenamst zu werden. Zu Sling hat auch die Vossische Zeitung von Anfang an Ja sagen müssen, weil beim besten Willen nicht zu verkennen war, daß der sich zu einem der größten Labsale unsrer Tagespresse, zu einem kleinen Wohltäter dieser schwergeprüften Menschheit entwickeln würde. Es ist mir ganz gleichgültig, ob er bei S. Fischer einen dicken Roman ediert oder dem Komödienhaus ein dreiaktiges Lustspiel stiftet, von dem noch die dürftigen Rahmenakte ein Quartal deutscher Abendunterhaltungen aufwiegen, indem daß Sprachgewissen, menschliche Sauberkeit und Anmut des Herzens schließlich doch wertvoller sind als die erlernbaren Kniffe der Theatertechnik. Solche Tätigkeit mag, und möge immer mehr, eine Ein-

nahmequelle sein. Sache der Kunst ist weder die Epik noch die Dramatik eines echtbürtigen Journalisten, sondern nichts andres als seine Journalistik. Von dem Mitarbeiter der Vossischen Zeitung verslinge ich jede Zeile. Für seine stille Freude an der Verrücktheit des Lebens, für seine philosophische Einsicht in die Schwächen der Zeitgenossen, für seine heitere Nachdenklichkeit und seinen verantwortungsvollen Scherz hat er sich einen Ausdruck gefunden, dessen Wandlungsfähigkeit den tausend Anlassen zu kürzern oder längern Skizzen entspricht, ohne jedes persönlichen Stempels zu entraten. Sling ist unverwechselbar. Es gibt kein höheres Lob für die Feinheit seiner Mittel, als daß man ihn den Gülstorff unter den Tagschreibern nennt. Wie auf diesen kann man auf Slings komische Schöpfungen nie ohne leise Gerührtheit blicken. Wie diesen muß man ihn lieben. Und wenn man siebenmal im Jahre Gelegenheit hat, einem Schauspieler für seine beglückenden Gestalten zu danken, so ist es nicht zuviel, wenn man alle sieben Jahre einmal einem Schriftsteller gleichen Ranges und ähnlichen Wesens für sein vergnügenspendendes Dasein dankt.

Mitteilung

Neue Erhöhung der Druck- und Papierpreise, der Postgebühren und aller übrigen Unkosten zwingt auch uns zu neuer Preiserhöhung.
Sie ist nur wiederum viel zu gering. Man blicke, um einen Maßstab zu haben, auf diese Preistabelle:

	Straßenbahn	Einzelheft der ‚Weltbühne'
1914	— 10	40 Mark
1922	30 —	50 — Mark

Das Einzelheft der ‚Weltbühne' ist also um 70 Mark zu billig.

Der Preis des Vierteljahresabonnements wird auf 550 Mark erhöht. Es kann, beim Verlag, an jedem Tage begonnen werden und läuft 13 Wochen.
Die Differenz zwischen diesem neuen und dem alten Abonnementspreis von 350 Mark glaubten wir noch Ende September selbst tragen zu können. „Nachforderungen werden keinesfalls erhoben werden" , sagten wir damals den Lesern zu. Das war sehr unvorsichtig, aber immerhin begreiflich, da diese Preisentwicklung doch nicht zu befürchten war.
Jeder, der ohne unsre Zusage nicht Abonnent geblieben oder geworden wäre, wolle jetzt von dem Wert, den das Blatt inzwischen für ihn gewonnen hat, abhängig machen, ob er uns eine Nachzahlung leistet und welche. Alle übrigen Leser ersuchen wir, auf der beiliegenden Zahlkarte oder auf anderm Wege
eine Nachzahlung von 200 Mark zu leisten.

Und zuletzt wiederholen wir die Bitte, der ‚Weltbühne' Auslands-Abonnenten zuzuführen.

*

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika	1 Dollar	Italien	12 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortllch für die Anzelgen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Glaube an Deutschland von Wilhelm Michel

Glaube an Deutschland heißt: Glaube an eine Kraft, nicht an ein Gehäuse oder gar ein Ornament.

Glauben Diejenigen an Deutschland — und das heißt doch wohl: das deutsche Volk — die ihm genau bis November 1918 „Hosianna“ zuriefen und seitdem „Kreuzige es“? Glauben Diejenigen an Deutschland, die am ledernen Buchstaben, am tastbaren Kostüm der Vergangenheit hängen? Für die unser Volk mit dem Selbstmord der Hohenzollern Form, Sinn, Charakter und Lebensmöglichkeit eingebüßt hat? Die sich gebärden, als sei das Volk, dem sie mit vollem Munde die edelsten Geistkräfte, die höchste Tüchtigkeit und eine weltformende Gewalt nachsagten, mit dem Abbröckeln einiger ererbter Zierstücke vom Erdboden getilgt? Wollen wir das nicht lieber nackte, krasse Mißachtung dieses Volkes nennen? Mißachtung, die keine Ahnung von deutschen Kräften hat, Verzweiflung und Kleinmut, die uns nichts weiter zutrauen als eine lächerliche Organisierbarkeit und nicht einmal die Regenerationsfähigkeit eines Gewürms?

Glaube an Deutschland heißt: Glaube an eine lebendige Kraft. Freilich, diese Kraft muß man fühlen, wie man ein Gewicht auf der flachen Hand fühlt. Und das heißt: man muß ihrer teilhaftig sein. Und das heißt: man muß mit Gedanke und Lebensregung dieses Volkes in der Tiefe verkettet sein, Sonderbare „Gläubige“ hat Deutschland, in der Tat; Gläubige, die ihm die Treue halten konnten, solang es nach ihrem Kopfe ging, und die nun, da alle Kräfte gebraucht werden, müßig und verdrossen auf der Arbeitsstätte herumstehen und auf das halbe Dutzend entleerter Throne stieren, ohne Herz und Liebe für die sechzig Millionen lebender und lebenwollender Volksgenossen, eine tote Last und Störung den Werktätigen und den Arbeitern.

Die hohlsten Begriffe noch scheinen diesen Gläubigen wirklicher und mächtiger als das Deutschland, das sie voreinst zu preisen nicht abließen. Was spielen die Abstrakta „Demokratie“ und „Republik“ bei ihnen für eine Rolle ! Aber nicht um eine beliebige oder abstrakte Demokratie handelt es sich für uns, sondern um eine deutsche Demokratie und um unsre Republik; um eine Form aus unserm Geist und Blut, angemessen der Weltstunde und durchflammt von unsrer Geschichte. Ist sie noch nicht da: was helft Ihr sie nicht schaffen? Aber sie haben Angst vor den dürren Schemen, denn jeder muß sich vor Schemen fürchten, der das Wirkliche nicht sehen will.

Einer der Wortführer der Rechten, Oswald Spengler, nennt das Gerede von einer abstrakten und an sich wertvollen Demokratie ein „Geschwätz“ von Doktrinären und Ideologen. Er weiß, daß jede Wirklichkeit ein Stück Leben für sich ist, daß es ebenso viele verschiedene Demokratien und Republiken gibt wie Völker, die diese Formen bauten. Aber nicht links stehen heute die Ideologen, die diese Abstrakta gegen die Wirklichkeiten ins Feld führen. Sie stehen rechts. „Die“ Demokratie —

damit ist das heutige Deutschland für sie erledigt. „Die“ Republik — damit streichen sie ein großes Land, ihr Land, und ein ganzes leidendes, blutendes, kämpfendes und hoffendes Volk aus der Reihe der Lebenden aus. Und behaupteten vor kurzem noch, mit jeder Faser ihres Herzens an dies Land und Volk zu glauben.

Wir brauchen einen andern Nationalismus als den, der immer nur wütend oder hysterisch verängstigt die Oberfläche des nationalen Körpers abtastet. (Wer entlarvt uns endlich den ludendorffischen Kinnbackenkrampf als das, was er ist: als die deutsche Form der Nervenschwäche, als Nationalhysterie?) Wir brauchen den Glauben an unser Leben und unsre Kraft, nicht die feige Anklammerung an eine entleerte Schale. „Goethe“ hat man gesagt und den Feldwebel gemeint „Geist“ hat man gerufen und an die Divisionen gedacht. Vom ewigen „Deutschen Werden“ hat man orakelt und die blödeste Buchstabengläubigkeit gezüchtet. Die Divisionen sind zerschmettert, der Feldwebel sitzt in der Schreibstube, mit dem deutschen Werden ist es Ernst geworden — da hört der Glaube der Mitläufer auf.

Aber der unsre beginnt. Unser Glaube, den ich nicht zögere einen geistigen deutschen Imperialismus zu nennen, und der sich zu dem der Verdrossenen verhält wie der Inhalt zum leeren Gefäß. Wir glauben, weil wir das Geglaubte in uns wissen, und weil wir es sind. Uns ist das Verzweifeln nicht gestattet. Wer den Geist und die Kraft in sich weiß, hat den ewigen Auftrieb in sich und kann ebenso wenig in die Verzweiflung sinken, wie ein Körper dem Wirken der Schwerkraft verfallen kann, der leichter ist als die Luft. Alles Schwache und Dumme, das wir in unserm Volk sehen — und dessen gibt es mehr als genug — kann das Klare und Mächtige nicht widerlegen, das wir in uns wirksam wissen. Die Weltstunde ist dem, was deutsch ist, günstig, weil alle Zeiten des Werdens dem deutschen Wesen geheim verwandt sind. Nicht das ist die Frage: Was glaubst du? Was meinst du?, sondern das: Wohin gehörst du? Wer bist du? In jener Werdezeit vor mehr als hundert Jahren grüßte Hölderlin sein Land mit „neuem Namen“ als „reifeste Frucht der Zeit“ und gradezu als Urania, als „Muse“ des lebendigen und formenden Geschehens. Auch er fand das nicht greifbar vor sich, was er an deutscher Volksgestalt erhoffte. Doch weil die Kraft seines Volkes in ihm war, mußte er ihm vertrauen. Noch „säumt und schweigt“ sein Vaterland. Aber er weiß: in diesem Schweigen „sinnt es ein freudig Werk“. Es sinnt ein „neu Gebild“, das von ihm zeugen soll. Erhebt sich ihm die Frage nach dem Delos und Olympia, das uns Alle formt und vereinigt, so gibt ihm jene wissende Zuversicht, daß diese große Form unerratbar geheim schon im Werden ist, die Kraft der Bescheidung und — der Mitarbeit.

Ist es Ideologie, in diesem Zusammenhang von Gedichten zu reden? Auch die Materie hat ihre Ideologie Die Lieder des Tyrtäus haben die Athener siegen gemacht, die Sänge Homers haben den Olymp erbaut. Aber die Ideologie der Materie, der tote Doktrinarismus des Muskels haben uns in den Abgrund gestürzt.

Nachruf auf Wirth von * * *

Joseph Wirth ist nicht mehr Reichskanzler. Er ist nicht gestürzt oder unfreiwillig aus dem Amt geschieden, sondern einfach gefallen, und zwar ganz plötzlich und unerwartet. Niemand in der Koalition mit der großen Reichstagsmehrheit, auf die er sich stützte, wünschte ihn zu Fall zu bringen. Alle, selbst die noch außerhalb der Koalition stehende Deutsche Volkspartei, streckten ihm, während er schon stolperte, hilfreiche Hände entgegen. Aber es war ihm nicht mehr zu helfen. Er hatte sich leichtsinnig in eine unmögliche Situation begeben und ist dann gewissermaßen über seine eignen Füße gefallen.

Das ist die ganze Geschichte. Wer es nicht glaubt, wer etwa an der kindischen Mär festhält, die Sozialdemokraten hätten den Kanzler gestürzt, der möge nur die Leitartikel des ‚Vorwärts' aus den letzten Tagen dieser Kanzlerperiode lesen und sich daran erinnern, daß Friedrich Stampfer bei Ministerkrisen in seinen Leitartikeln immer Salbe verzapft, mit der der jeweilige Reichskanzler mumifiziert werden soll. Das hat er in den letzten Tagen des Kabinetts Simons-Fehrenbach getan und mit demselben Erfolg bei dem Kabinett Wirth versucht; weil ja doch Publizistik und Fraktion der Sozialdemokraten heute wahrhaft konservativ sind. Daß der ‚Vorwärts' mit der gesamten sozialdemokratischen Partei dann, nachdem Wirth den fahrlässigen Eid auf die Deutsche Volkspartei geschworen, von ihm abrücken mußte, ist für Jeden leicht erklärlich, der die Organisation der Sozialdemokratie kennt und weiß, was eine Verbrüderung mit der Deutschen Volkspartei für die sozialdemokratischen Parteifunktionäre bedeutet hätte. Letzten Endes also der Grund auf seiten der Sozialdemokraten: Selbsterhaltungstrieb.

Man kann nicht grade behaupten, daß Wirths Kanzlerzeit eine Kette von Erfolgen darstellte. Sie hat glanzvoll begonnen mit den Vorschußlorbeeren, wie sie bei uns jedem Staatsmann zuteil werden, der ein wenig weit den Mund öffnet; wie sie Simons seinerzeit auf den Weg gestreut wurden, von dem er als geschlagener Mann zurückkam; wie sie über Rathenau geschüttet wurden, als er das Amt antrat, in dem er seinen Tod fand; wie sie jetzt Herrn Cuno präsentiert werden, bevor er noch sein Kabinett zusammenhat. Niemand von Denen, die den Kanzler Wirth aus nächster Nähe beobachten durften, haben den Eindruck, daß das Schicksal ungerecht mit ihm verfahren, daß sein Sturz tragisch ist. Er ist eher komisch.
Der selige Matthias Erzberger, der ihm seinerzeit in den Sattel geholfen, und dem er dann, gleich seinem Knappen Hemmer, die Hufe seines Pferdes gezeigt hat, würde sicherlich ein ebenso treffendes wie kräftiges Wort zur Charakteristik seines Endes gefunden haben. Wie er auch schon bei seinen Lebzeiten erkannte, daß er mit der Promotion Wirths zum Reichskanzler — auf Erzbergers Anteil an dieser Operation werden die Herren Wirth, Hemmer und Hommerich sich wohl noch recht gut besinnen — einen Fehler gemacht hatte.

Man konnte übrigens an Wirth und seinen Taten und Reden recht gut bemerken, ob er alleinstand, oder ob ein guter Souffleur ihm Gedanken einblies. Zwischen Erzbergers Tode und Rathenaus

Berufung und zwischen Rathenaus Tode und Wirths viel zu spät erfolgtem Fall lagen staubige Straßen, an denen keine Blüten gediehen. Es fehlten Herrn Wirth in diesen Zeiten offenbar „Anregungen“. Denn Wirth ist kein Staatsmann, sondern ein Parlamentarier. Er kann Reden halten und weiß die Fäden innerhalb seiner Partei und bei den Mitläufern so zu spinnen, daß sie ihm weiterhelfen. Einmal im Amt gelandet, versagte er, wo es wirklich darauf ankam, mehr zu tun als zu reden. Regierungshandlungen, die etwa in der Geschichte dieser Uebergangszeit einen dauernden Platz finden könnten, hat er nicht aufzuweiesn, es sei denn das Gesetz zum Schutze der Republik, das der Preßfreiheit ein Ende machte und einen . . . zig-Millionen-Fonds für politische Zwecke auf der flachen Hand des Kanzlers und seines Polizeiministers wachsen ließ, wo er nun langsam verdorrt.

Im übrigen aber hat er wohl geherrscht, aber nicht regiert. Und grade er mußte sich darauf versteifen, nach Rathenaus Tode sein eigner Außenminister zu sein, er, der in der Außenpolitik einen höchst unglücklichen Griff hatte und weder auf dem glatten Boden der internationalen Diplomatie noch in dem Sumpf der Wilhelm-Straße die Wege kannte, auf denen man geht, ohne zu straucheln oder einzusinken. Er hatte für die auswärtige Politik selbst weder Verständnis noch Interesse, sondern beurteilte alle außenpolitischen Ereignisse von der innern Politik aus, das heißt: er bewertete sie nach ihrer Wirkung auf die Stabilisierung nicht etwa der Mark, sondern seines Kabinetts; und wurde in dieser Auffassung sowohl von seinem Staatssekretär wie von dem Pressechef der Reichsregierung aus leicht begreiflichen Gründen immer eifrig bestärkt. Er war, im Gegensatz zu Rathenau, ein innenpolitischer Außenminister. Er hatte kein außenpolitisches Programm, sondern nur das Leitmotiv der sogenannten Erfüllungspolitik, nicht oder doch möglichst wenig zu zahlen, bis dank der Mut- und Willenlosigkeit der deutschen Regierung die Mark immer tiefer sank und damit die Zeit der Erfüllungspolitik erfüllt war.

Im Auswärtigen Amt hat Wirth so gut wie gar keine Spuren hinterlassen, denn die Freunde und Schützlinge, denen er die diplomatische Karriere geebnet hat, wird man wahrscheinlich nun sehr bald wieder kaltstellen (vor allem die von ihm lancierten Attachés, mögen sie früher noch so gute Mathematik-Schüler gewesen sein). Man hat dafür im Auswärtigen Amt verschiedene Methoden und wendet diese recht unbedenklich an. Davon wissen Herr Wiedenfeldt und seine einstigen Mitarbeiter in der Außenhandelsstelle ein Lied zu singen. Ueberhaupt kümmert man sich im Auswärtigen Amt nicht viel um Fremdlinge, wenn sie auch zufällig Reichskanzler sind und sich im Nebenamt als Außenminister versuchen. Man läßt sie meistens ruhig gewähren und sagt sich: Lange dauert die Sache ja doch nicht, dann machen wir wieder reinen Tisch ! Das wird als Nächster Herr Cuno merken, der im Auswärtigen Amt ebenso wenig Bescheid weiß wie Herr Wirth. Es sei denn, er nähme sich einen Außenminister von Fach, der die Berufsdiplomatie und die innere Struktur des Beamtenkörpers genau kennt und es trotzdem über sich gewinnt, so zum Reichskanzler zu halten, daß das Auswärtige Amt für ihn und seine politischen Ziele aufrichtig arbeitet. Sehr viele

solcher Männer beherbergen die drei Häuser in der Wilhelm-Straße nicht, aber einige sollten doch zu finden sein, und wenn Herr Cuno einen glücklichen Griff hat, so mag ihm vielleicht Einiges gelingen.

Für Diejenigen, die Herrn Cuno in seinen frühern Aemtern nahegestanden haben, ist keineswegs sicher, ob er einen so glücklichen Griff hat, ob er Rat sucht und annimmt. Er trägt den Titel eines Geheimen Rates mit Recht, denn er ist sehr geheimrätlich, sehr selbstherrlich, erfüllt von dem Selbstbewußtsein des Mannes, dem das Schicksal die Erbschaft Ballins in den Schoß geworfen hat, von dem man aber heute noch nicht weiß, ob dessen Schuhe ihm richtig gepaßt haben. Wenn übrigens das Zentrum auch im nächsten Kabinett eine dominierende Stellung einnimmt, so wird es Herrn Cuno und seinem Außenminister einen Teil der Entschlüsse abnehmen, denn es regiert immer mit. Vielleicht wird dann Herr Pfeiffer Gesandter in Wien bleiben, vielleicht wird er sogar nach Rom oder Konstantinopel versetzt werden. Der Staatssekretär der Reichskanzlei und der Pressechef der Reichsregierung, die beide im Schatten des Kanzlers wuchsen, werden wahrscheinlich schon irgendeine Rückversicherung aufgenommen haben, mag die Police nun auf ein Präsidium lauten, auf eine Gesandtschaft oder nur auf irgendein Kommissariat an der östlichen oder westlichen Grenze oder bei irgendeiner Delegation, Kommission, oder was es sonst noch für schöne Einrichtungen aus dem Friedensvertrage gibt. Wirth selbst hatte sich für den Fall seines Rücktritts vom Kanzlerposten beim Reichspräsidenten schon lange eine Option auf das Ministerium des Aeußern gesichert. Diese war aber nicht zu realisieren. So wird er vielleicht gegen seinen Willen eine Weile lang wieder die Rolle des Cincinnatus spielen müssen. Selbstverständlich wird er, mit allen Freunden, wiederkommen. Vielleicht ergibt sich auch vorher schon Gelegenheit, auf den Guerilla-Krieg Hermes-Wirth einmal besonders einzugehen.

Der Freie Schriftsteller von Arthur Eloesser

Ich weiß, wie es den Künstlern aller Art, bildenden und darstellenden, wie es den Aerzten und den Anwälten geht — aber ich kann mich nicht um alle kümmern. Ich bin freier Schriftsteller, einer von den letzten, die sich vermessen, von ihrer Feder zu leben, und als Direktor des Schutzverbands deutscher Schriftsteller stehe ich an einer Stelle, der die reichste Erfahrung von selbst zuströmt. In dieser Eigenschaft lade ich alle unsre Minister, Abgeordnete, Gewerkschaftssekretäre, und was sonst sozial denkt, in meine Sprechstunde ein. Um ihnen den hungernden Schriftsteller zu zeigen? Das wäre nicht originell. Den gab es früher auch. Ich zeige ihnen auch den obdachlosen Schriftsteller. Früher fand er ein Sopha bei einem Freunde — das machte sich in naturalistischen Komödien immer sehr lustig — ; aber der Freund hat nun auch kein Sopha mehr. Ich bin nicht wehleidig und lasse mich auch von den jungen Leuten nicht erweichen, die nach dem jugendlichen Verbrechen eines Gedichts oder einer Skizze an alle Türen klopfen: Der Geist steht draußen ! es geht um die Erhaltung unsres geistigen

Lebens ! Ich denke an Leute, die berufen sind, an tapfere Leute, die nicht leicht schlapp werden, an begabte Leute, denen immer noch etwas einfällt, ob sie ihren Artikel nun im Wartesaal des Stettiner oder des Anhalter Bahnhofs schreiben. Die mit einer nächtlichen Razzia zur Polizei gebracht und am Morgen als Obdachlose, bei denen aber sonst Alles in Ordnung ist, höflich entlassen werden. Sie würden wahrscheinlich nicht einmal in meine Sprechstunde kommen, wenn man ihnen die angenommenen Artikel sofort bezahlte. Aber sie müssen auf den Abdruck warten, der ihnen das Honorar bringt, obgleich das Verlagsgesetz das Gegenteil vorschreibt. Und dann haben die Verlage so ihre Gewohnheiten. Manche zahlen am Schluß des Monats, manche erst am Schluß des Quartals und manche gar nicht oder erst nach dringender Nötigung durch den Schutzverband.

Und was zahlen sie? Zur Zeit des Frühindustrialismus wurden manche Gemüter in England erschüttert, als die ersten Sozialethiker dem Bürger nicht ohne Erschütterung vorzurechnen wagten, wieviel Arbeitslohn in dem Hemd stak, das er auf dem Leibe trug. Ich weiß nicht, ob sich die Leute solche Hemden, wie wenn sie blutig wären, damals vom Leibe gerissen haben. Aber ich weiß, liebe Mitbürger: wenn Ihr wüßtet, Ihr würdet alle diese witzigen und phantasievollen Artikel gar nicht mehr lesen mögen, ob sie nun vom Stettiner oder vom Anhalter Bahnhof stammen. Der Schriftsteller, der keine besondere Forderung zu stellen wagt — so frech sind nur wenige — , wird im allgemeinen noch mit dem Fünffachen des Friedenssatzes abgefunden; und der war auch nicht hoch. Die Provinz begnügt sich mit weniger. Eine gut fundierte Badische Landeszeitung zeigte sich sehr entrüstet, als ihr Mitarbeiter die Versetzung des Zeilenhonorars von zwölf Goldpfennigen auf zwanzig Papierpfennige nicht für eine soziale Tat halten wollte. Ihr glaubt gar nicht, was diese Leute für ein Talent zur Entrüstung haben. Ein Köl'sches Tageblatt wurde einfach grob, weil man es bei einem Plagiat ertappt hatte; das sei doch Tradition. Unter einer demokratischen Republik, die auch sozial sein oder werden will, hat die Staatsanwaltschaft die Verfolgung des Plagiats, also des Diebstahls grundsätzlich abgelehnt. Kein Wunder, da die Staatsanwälte mit der Verfolgung des Schriftstellers selbst schon so viel zu tun haben.

Wie ist das Alles möglich? Zunächst durch ein Ueberangebot, da so viele Leute sich einbilden schreiben zu können, die noch nicht einmal wissen, wo man ein Semikolon zu setzen hat. Dann durch den unlautern Wettbewerb der Schriftsteller im Nebenberuf, nicht nur der Dichterlinge mit dem hohlen Ehrgeiz, sondern auch ganz wertvoller Leute mit ihrem verdammten Idealismus. Besonders die Wissenschaftler, die immer traurig sind, wenn sie ein Honorar annehmen müssen, nun gar bei der Papiernot ! Sollte man die Verleger nicht lieber unterstützen? Gewiß: mehrere hundert deutsche Zeitungen sind der Papiernot bereits erlegen; aber ich sage euch, daß sie alle zusammen mit ihrer „Tradition" des mehr oder weniger berechtigten Nach-

drucks noch keine drei freien Schriftsteller mit ernährt haben. Ein altes Journalistensprichwort sagt: Am Honorar ist noch keine Zeitung zugrunde gegangen. Wir Schriftsteller sind nicht schuld daran; unsre Not ist die ältere, und sie gedieh auch auf den fettesten Inseratenplantagen. Schriftstellerhonorare kommen überhaupt nur für Zeitschriften in Betracht, die nicht zum größten Teil von der Redaktion selbst geschrieben werden. Sie berufen sich auf den großen Bruder, den Zeitungsverleger, der die Inserate hat. Der kann das xfache für Papier, das yfache für Druck, das zfache für Gehälter und Spesen aller Art bezahlen, aber gar kein -faches gibt es für den Schriftsteller. Hier fängt das unbedingte Nichtkönnen an. Warum? Weil die armen Ludersch keine Angestellten sind und nicht streiken können. Die ältern, eingeführten Essayisten gewöhnen sich allmählich ab, ihrer Zeitschrift, wie lieb sie ihnen in langer Mitarbeit geworden sein mag, solche Akte der Wohltätigkeit auf Kosten ihrer Familie weiter zu erweisen. Dafür rücken die jüngern ein, deren Reich nicht nur von dieser Welt des Geldlohns ist, und deren Streben — nennen wir es ideal — noch auf das Kapital von Namen und Ruf geht. Wie können sie es schaffen? Vielfach, weil ihre Frauen sich umgestellt haben, indem sie Jumper stricken, indem sie neue Hüte dichten oder Lampenschirme malen. Durch diese kleine Hausindustrie ist es dem Schriftsteller möglich, seinen Verleger mitzuerhalten. Die mit dem Namen wandern ab, beliefern das Ausland, das sich vor unsern Angeboten kaum noch retten kann, und bringen vielleicht einige Dollars oder Gulden heim. Für Deutschland bleibt so viel, wie für die Repräsentation genügt, oder um nicht vergessen zu werden. Auch ein Ausverkauf !

Es gibt noch eine zweite und eine dritte Abwanderung; die zweite ist gut, die dritte ist schlecht. Durchaus zu fördern bleibt die Abwanderung in andre Berufe. Der junge Mensch darf sich heute nicht mehr als Schriftsteller etablieren; er muß sich einen Hauptberuf mit Normalarbeitstag, mit Tarif und Krankenversicherung suchen, und er wird die Muse, falls er dazu die Zärtlichkeit noch aufbringt, abends bei der Lampe empfangen. Eine Zeitlang sind Schriftsteller von den Behörden aufgenommen worden; sie werden jetzt unbarmherzig wieder vor die Tür gesetzt. Im ganzen haben weder Behörden noch private Unternehmungen ihre Pflicht getan. Es ist da ein Mangel an Großherzigkeit, ein besonders deutscher Mangel, wie ich mich immer wieder überzeugen muß. Oder sind die Schriftsteller nicht gefährlich genug? Mit der Unterbringung von stellungslosen Offizieren hat man sich viel sorglicher beschäftigt. Die andre Abwanderung scheint mir gefährlicher, es ist eine innere, es ist die der Qualität. Der Schriftsteller kann sich nicht mehr acht Tage hinsetzen, um für ein paar hundert Mark einen wissenschaftlich genährten, künstlerisch geformten Essay zu liefern. Arbeitslohn ist geronnene Arbeitszeit, wie Karl Marx sagt, oder saurer Schweiß, wie das Volk sagt. Sauer oder geronnen — es kommt wohl auf das Selbe hinaus —: der Schriftsteller wird die Arbeit vorziehen müssen, die ihn am

wenigsten Zeit kostet, die sich am schnellsten umsetzt, die das breitere Publikum findet. Nur Zeit, nur Zeit ! Nicht zum Spazierengehen, wie es Dehmels Proletarier meint. Sondern zur liebevollen, mit ernster Verantwortung ausgetragenen Arbeit. Der geistige Arbeiter ist heute der schlimmste Frevler am Gesetz; er macht eine Schicht von mindestens zwölf Stunden und läßt alle Spulen laufen. Das wird nicht immer Qualitätsarbeit sein, und er wird ziemlich dünn weben müssen, um an Material zu sparen.

Wie ist dem Schriftsteller zu helfen? Zunächst muß die Abwanderung aus einem aussichtslosen und in oekonomischer Hinsicht fast lächerlich gewordenen Beruf gefördert werden. Eingehendere Vorschläge werden wir an die Behörden richten. Ein erprobter Gewerkschaftler wird mir etwas verächtlich die Worte Organisation, Tarif, Streik zurufen. Aber der Schriftsteller ist kein Angestellter, kein Arbeitnehmer eines Betriebes, sondern, formal genommen, leider ein Unternehmer, der mit andern Unternehmern sozusagen frei kontrahiert. Die Versuche einer Tarifgemeinschaft sind bisher an der Mutlosigkeit, an dem Widerstreben der Schriftsteller selbst gescheitert, weil die armen Ludersch — ich kann sie nicht anders nennen — die Geringfügigkeit ihrer Bezüge nicht einzugestehen wagten. Sie genierten sich, wo Andre sich schämen sollten. Tarif ist außerdem Mindesttarif und nicht ungefährlich als Norm in einem Beruf, in dem es auch auf Qualität ankommt. Vorangehen müssen die Begehrten, die Umworbenen, die Prominenten; es ist ihre soziale und kollegiale Pflicht, teurer zu werden, damit sich die Verleger erst einmal an eine angemessene Entlohnung geistiger Arbeit gewöhnen. Der gesuchte Schriftsteller darf sich nicht für bezahlt halten, wenn er das von einigen großstädtischen Zeitungen schon eingeführte Honorar von 300 Mark bekommt; er darf sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn er es einmal auf 400 bringt, und auch noch nicht übersättigt, wenn er mit dem Gewicht seines Namens selbst ein Ehrengalahonorar von 800 oder 1000 Mark herausdrückt. Der Schriftsteller läßt sich von den Inflationsnullen zu leicht imponieren: er muß in Sachwerten und in Naturalien zu denken anfangen. Nicht etwa gleich in Stiefeln, von denen er für ein Friedenshonorar immerhin zwei Paar anschaffen konnte; in solche Ausschweifungen wird er sich nicht verirren. Auch nicht etwa in Butter — unsre Margarine ist ausgezeichnet; davon bringt er seiner Familie erst im guten Fall ein Pfund heim für eine Leistung, die ihn tagelange Arbeit gekostet hat. Das durchschhittliche Einkommen des deutschen Schriftstellers, von seiner Unsicherheit abgesehen, steht tief unter dem eines ungelernten Arbeiters. Wird er da nicht den Mut verlieren, und da es sich kaum noch lohnt, selbst von den lockendsten Einfällen verführt, die Feder schließlich sinken lassen?

Ich habe hier nicht von allen geistigen Arbeitern gesprochen, denen es nicht ganz so schlecht, aber auch nicht viel besser geht, und die sich in einer Zeit, da jede Klasse an sich, und der Sozialismus gar kapitalistisch denkt, von den Stärkern

niedergetreten werden. Ich habe nicht einmal von den Buchautoren sprechen können, die sich heute etwas besser stehen können, wenn — wenn ! — ihr Buch gekauft wird, und wenn — wenn ! — sie einen verständigen Vertrag mit ihrem Verleger gemacht haben. Das Buch ist eine Ware; mit dem steigenden Ladenpreis steigt auch der Anteil des Verfassers; er geht mit dem Verleger zusammen auf den Markt, um sich von derselben Inflation aufblähen zu lassen. Aber der Zeilenschreiber ist ein Bettler — hätte ich beinahe gesagt, wenn wir nicht genau wüßten, daß ein tüchtiger Bettler heute zu einer Tageseinnahme gelangt, die ein tüchtiger Schriftsteller kaum für eine Woche zu erträumen wagt. Also lernt schütteln oder kauft euch ein Holzbein oder eine Tafel: „Gänzlich erblindet“ oder schreibt darauf: Freier Schriftsteller !

Der Staatsanwalt schützt das Bild von Adolf Behne

Kein Indien und keine Insel Pali ist auch nur den hundertsten Teil so aufwühlend neu und fremd wie diese Stadt. Nur immer gehen und die Augen gebrauchen und sich nicht durch Schimpfen um den Sinn des Erlebnisses selbst betrügen.

Von einem Tage zum nächsten wird das Tempo, in den sich unsre Form zu leben verwandelt, schneller. In weiten Außenbezirken der Theorie und langsam setzte die Wandlung ein. Die Leistungen der Wissenschaften haben einen neuen Charakter, sind nicht so sehr Fortsetzung, Erweiterung, Ausbau oder auch Korrektur, sondern Sturz in eine neue, unergründlich tiefe Welt, gewaltige Krisen der Erkenntnis, unendlich gewagte, ja verzweifelt kühne Konstruktionen.

Um Alle zu packen, bedurfte es andrer Mittel. Der Dollar bringt zum Bewußtsein, daß der Glaube an die Stetigkeit der Entwicklung, an die gegenseitige Unabhängigkeit von Raum und Zeit ein Irrtum, eine Fiktion war. Der morgige Tag ist nicht die Fortsetzung des heutigen. Er ist ein neues Leben, mit ganz neuen Bedingungen, ist eine neue Zeit und ein neuer Raum — und es gehört in diesen Zusammenhang, daß immer mehr Menschen ohne Zeitung sind, das heißt: ohne die papierene abonnierte Verbindung mit dem Gestern.

Die Menschen abends in der Stadtbahn in den Außenbezirken sind merkwürdige Gestalten einer modernen Völkerwanderung. Sie haben wohl alle noch eine feste Bleibe — und doch ist es wie ein unaufhaltsamer Aufbruch. Sie kommen aus dem Nichts, sie gehen in das Nichts, lautlos getrieben. In den Kneipen kann man oft alte Artisten sehen, die zwischen Stühlen und Tischen ihre akrobatischen Kunststücke produzieren. Groteske Solidarität der armen Teufel, wenn ein Komiker in einem Vorstadt-Variété das Publikum herzlich bittet, zu klatschen, auch wenn die Nummer nicht gefiel, weil er sonst keine Aussichten habe, wieder engagiert zu werden.

Gibt es Keinen, der dieses Schicksal, die physische und moralische Reduzierung eines Volkes festhält? Keinen außer Zille und Otto Dix (George Grosz ist neben ihnen nicht ernsthaft zu nennen). Das Werk Heinrich Zilles, wenn der aesthetische Zierat, der heute noch alles Wichtige verdeckt, versunken und vergessen ist, wird als

eines der merkwürdigsten der Kunstgeschichte hervortreten. Ich denke auch, an die unheimlichen Proletarierköpfe des Arbeiters Klawon, und wenn ich das Selbstbildnis des Arbeiters Otto Nagel in der Juryfreien betrachte, möchte ich glauben, daß der Proletarier die Augen zu öffnen beginnt.

Die bittere nackte Verelendung ist in vielen Erscheinungen das Bestimmende. In andern Fällen gehen Zwang und Not in eine neue Bewußtseinseinstellung über, sodaß oft schwer zu sagen ist, wo der äußere Zwang aufhört und ein neuer Wille beginnt. Auch der Zirkus macht eine Krisis durch. Bären und Elefanten können nicht mehr gefüttert werden. Die alten circensischen Spiele fallen fort. Aber frappanter als die Einschränkung ist die entschlossene Umstellung auf ein Neues, auf das Sachliche, Unromantische, Technische, ja Konstruktive. Die Gymnastiker arbeiten in Manchest rioppen. Kein einziger Artist des Abends trägt noch das romantische Flitterkostüm — außer dem Clown, der eine Parodie vorführt. Der tollkühne Clou des Programms ist ein Sprung, bei dem der Mensch eigentlich nur noch das Gewicht ist, das über eine präzis konstruierte, technisch raffinierte Bahn fliegt. Der Springer arbeitet im weißen Sweater. Die bunte Farbe flieht nach Magdeburg an der Elbe.

Die Kurse der Volkshochschulen sind überfüllt grade in diesem schwersten Winter — und im Museum, wo ich jahrelang nie einen Kopisten vor einem mittelalterlichen Bilde gesehen habe, sitzen dreiviertel aller Kopisten vor goldgründigen Heiligenbildern der Gotik. Merkwürdige, schwer erklärliche Zusammenhänge, die alle Quantentheorie der geistigen Energien herauszufordern scheinen.

*

Es ist ein bißchen viel verlangt, daß in der alles Kleinste und Größte umfassenden Verwandlung die Kunst unberührt bleiben soll. Die Auffassung des Künstlers als eines ahnungslosen Wesens, das gleichsam auf einem Isolierschemel vor seiner Staffelei sitzt, scheint unausrottbar. Das Bild wird für eine konstante Größe von ewiger Geltung gehalten. Es mag sich ja Dieses und Jenes in der Malerei verändern, aber immer muß doch das Resultat ein Bild sein. Man kann sich nicht vorstellen, daß tiefgehende Wandlungen das Bild selbst in Frage stellen können. Tatsächlich ist das Bild nur eine zeitlich und kulturell bedingte Erscheinungsform der Kunst — und heute in seiner Existenzform bedroht.

Der Prozeß der Aufhebung des Bildes läßt sich ausgezeichnet verfolgen in der Russischen Ausstellung der Galerie Lutz. Daß man an die Schlußwand Kandinskys Bilder gehängt hat, ist wohl ein Zugeständnis an (irrtümliche) deutsche Vorstellungen von moderner russischer Kunst. Keineswegs ist das abstrakte Bild Kandinskys das letzte Wort der russischen Malerei. Die Führung liegt nicht bei Kandinsky noch weniger bei Chagall, der ein sehr schwaches Bild zeigt — sie liegt bei den Konstruktivisten, den vortrefflich vertretenen Maléwitsch, Rodzenko, Lissitzki, den Tatlin, Altmann, Gabo. Es handelt sich nicht mehr darum, ob das Bild des Suprematisten ein besseres Bild oder schöneres Bild sei als das Bild des Impressionisten, sondern es handelt sich darum, ob das Bild überhaupt noch das uns gegebene, das für uns fruchtbare Arbeitsfeld sein kann. Das

Bild selbst macht eine Krisis durch — nicht, weil ein paar Maler sich das ausdachten, sondern weil der Mensch in seiner geistigen Struktur Veränderungen erfahren hat, die ihm das Bild entfremdeten. Das Bild ist eine aesthetische Angelegenheit; was aber die radikalen Künstler in allen Ländern wollen, das ist die unmittelbare Gestaltung der Wirklichkeit selbst (die Russen nennen es Produktionskunst), und diesem neuen großen Ziel, dem sich der deutsche „Kunstfreund" hartnäckig verschließt — die deutschen Konstruktivisten hat noch kein Salon gezeigt — , gab Sowjet-Rußland zuerst Möglichkeiten und freie Bahn. Diese kühnste und an produktiver künstlerischer Arbeit — und unter welchen Verhältnissen ! — reichste Ausstellung, die Berlin seit langem gesehen hat, ist eine offizielle Ausstellung des „Volkskommissariats für Kunst und Wisenschaft in Moskau". In seinem Auftrag stellte sie der Maler Sterenberg zusammen, dessen Faktur-Kontraste übrigens zu den interessantesten Arbeiten gehören. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß auch nur in hundert Jahren eine offizielle deutsche Ausstellung sich so rückhaltlos zur Kunst, zur Zeit und zum Lebendigen bekennt. „Wir hoffen", schreibt Sterenberg im Katalog, „daß unsre westlichen Kameraden, die wir gern in Moskau und Petrograd sehen möchten, nicht lange auf sich warten lassen." Ich kann mir denken, was man — falls überhaupt — nach Rußland schicken wird, um die künstlerische Arbeit Deutschlands zu repräsentieren. Es wird um mindestens zehn Jahre hinter der Zeit zurückbleiben.

Auch Otto Dix, der in der Juryfreien am stärksten interessiert, arbeitet an der Aufhebung des Bildes. Auch er sieht die aesthetische Angelegenheit „Bild" als erledigt an. Er benutzt also das Bild in einem bewußt außer-aesthetischen („kitschigen") Sinne zur unmittelbaren, desillusionierenden Wirkung auf den Menschen. Er malt seine Bilder so, daß er gewiß sein kann, von Allen gesehen zu werden, das heißt: gegenständlich, deutlich, scharf — und inhaltlich aktuell. Das Bild als künstlerisches Experiment sieht ja außer dem Sammler, dem Kenner und dem Kritiker kein Mensch an. Die Konstruktivisten also verlassen es, um durch die Gestaltung der Wirklichkeit (Wohnung, Haus, Stadt und so weiter) eine neue Ebene der allgemeinen Wirkung zu finden. Otto Dix verläßt es, um das antiquiert problemlose Bild, das dem Niveau des Publikums entspricht, das unberührt blieb von künstlerischer Aufklärung, um das liebe Bild des Publikums als Waffe gegen den Zeitgenossen zu verwenden. Es kommt ihm darauf an, den Menschen mit einer alle Aesthetik und Distanz überrennenden Eindringlichkeit zu zeigen, wer sie sind, wie sie leben, wie sie aussehen. Und das erreicht er mit einer ganz erstaunlichen Härte, Kälte und Direktheit. Es ist etwas von der unheimlichen Wucht eines Konrad Witz oder Multscher in seinen Bildern, die, seltsam genug, der trocken pedantischen Akribie eines Richard Müller doch irgendetwas verdanken. Ich füge hinzu, daß Georg Scholz-Grötzingen und Rudolf Schlichter Aehnliches erstreben, und daß zur „intellektuellen Bühne" Friedrich Siegmunds und zu seinem „Krüppel" Verbindungen sind.
Der Staatsanwalt, als er eine der stärksten Arbeiten von Dix (und zudem einiges harmlose Zuckerwerk) beschlagnahmte, fungierte durchaus als aesthetische Person. Es schützte mit der Autorität das

arme, von allen Seiten bedrohte „Bild“, aber er fiel, wie das seine
Pflicht ist, als moralische Person einem Menschen in den Arm, der
starken sittlichen Tendenzen folgt.

Was soll man gegen den Herrn Staatsanwalt unternehmen?

Man hänge hier für alle Ausstellungen das beste Bild immer an
diesen Platz und bezeichne ihn durch ein Schild: „Dem Herrn Staats-
anwalt zum pflichtgemäßen Einschreiten empfohlen.“

Fontane und Jhering

Der Empfänger des folgenden Briefes, der hier zum ersten Male
veröffentlicht wird, ist der Chemiker Victor Meyer (1848 — 1897),
zuletzt Professor an der Universität Heidelberg. Er hatte in Karls-
bad im September 1893 die Bekanntschaft des Dichters gemacht,
dessen schönster Roman, ‚Effi Briest’, damals noch nicht zum Ab-
schluß gelangt war, und hatte einen starken Eindruck von dessen
Persönlichkeit gewonnen. Fontane war im Jahre zuvor durch eine
Krankheit an den Rand des Grabes geführt worden. Aber seine
gute Natur hatte sich durchgerungen; Victor Meyer konnte von ihm
schreiben: „Er ist ein reizender alter Mann von 73 Jahren, sehr
rüstig und vergnügt und vom einem wahrhaft kindlichen Gemüt.”
Fontane erhielt von Meyer in der Folge sein Buch ‚Aus Natur
und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen’, das 1892 erschie-
nen und Rudolf Jhering zugeeignet war. Darauf bezieht sich
dieser Brief.
Guido Leser

Berlin, 26. Sept. 93.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Geheimerath,

Ihr Abreisetag muß nahe sein, trotzdem adressire ich diese Zeilen
nach Karlsbad in der Hoffnung, daß dieselben Sie dort noch finden.

Seien Sie schönstens bedankt für das Buch, auf dessen Lektüre
ich mich sehr freue.

Ich habe nur erst hineingekuckt, in die Zueignung an Jhering und
in den Essay, der von der Umwälzung in der Atomlehre spricht.

Wie jeder, der sich ein klein bischen auf Stil versteht, bin ich
ein Jhering-Schwärmer; ich lernte ihn vor etwa 15 Jahren auf einem
höchst interessanten Diner bei Lindau kennen (Odo Russell, Bayard,
Taylor, Auerbach und viele andre „von nicht schlechten Eltern“);
ich brachte ihn nach Haus; er war sehr klug, aber nicht sehr liebens-
würdig, in Gutem und Nicht-Gutem ein glänzender Repräsentant seines
doch eigentlich die Welt beherrschenden Friso-Saxon-Stammes. Sie
können sich denken, wie mich dies nun alles interessirt ! Der Schluß
des genannten Essay erinnert mich an eine Rede vom Siemens, in der
er geistvoll ausführte: „ich halte es für möglich, daß die Wissenschaft
die Hungersnoth abschafft, weil alles gemacht werden kann.“

Heute — auf Verabredung — will ich mir in den Reichshallen
die stumme Tragödie ansehn, die dort pantomimisch aufgeführt wird;
morgen lese ich Ihr Buch.

In vorzüglicher Ergebenheit und unter besten Empfehlungen an
Ihre Damen, Ihr

Th. Fontane.

Liliom und Macbeth

Ganz am Schluß einer Bilderreihe steht die zarte, ergreifende, seelenkennerische Wendung, daß es Schläge gibt, die gar nicht wehtun. Das fühlt und spricht, nach einem Leben ohne Glück und voller Plage, Julie, das Mädchen aus dem Volk Franz Molnars. Sie betet an die Macht der Liebe, die sich, für sie, in Liliom offenbart, und die wir nicht zu teilen brauchen, um sie zu verstehen. Dumpfe Existenzen. Kleine Existenzen, in kleine Daseinsnöte verstrickt. Unschlechte Kerne in borstigen Schalen. Stets vor den Attacken ihres Herzens auf der Flucht in sichere Wortkargheit, die sich von der schillernden, sprühenden, unversieglichen Plauderbegabung ihrer jüngern Geschwister aus Molnars Salonkomödien wohltuend unterscheidet. Deshalb hielte man diese Wortkargheit gern für ebenso poetisch wie ihr Vater, den vor vielen Jahren der Mißerfolg seines Erstlings dazu bestimmt habe, durch die entschlossene Kastrierung seines Dichtertums und die entsagungsvolle Mästung seines Machertums sich zu bereichern und uns zu bestrafen. Dieselbe Legende geht von Sardou; Künstler können vielleicht die Kunst kommandieren, aber kaum die Unkunst. Um diese Vorstadt-Legende bei Kräften zu erhalten, hätte Ungarns wort- und witzreichster Feuilletonist diese ‚Vorstadt-Legende' niemals spielen lassen dürfen.

Nicht, als ob etwa ‚Liliom' ein beliebiger Schmarren wäre. Stadtwäldchen-Ausschnitte, Rummelplätze, Ringelspiele, Sonnenuntergänge, Bahndämme, Sommerwohnungen — und vor diesen Prospekten, zwischen diesen Kulissen, bei diesen Beleuchtungseffekten die einfachen Sitten und Unsitten eines verwegenen Menschenschlags, dem das Messer so locker sitzt, daß er es nötigenfalls auch gegen sich selber kehrt. Eine behaglich ausgeführte Buntheit. Eine volkstümliche Drastik, zu der Sentimentalität kein Widerspruch, sondern eine Ergänzung ist. Ein leicht papriziertes Gemengsel aus Zola, Anzengruber und Hauptmann, aus L'Assommoir, den Schalanters und jenem Hannele, das Liliom die Himmelfahrt vorgemacht und vor ihm nur voraus hat, daß es aus der zärtlichen Phantasie eines Dichters stammt, der nicht auch anders konnte. Molnar versucht es über den Wolken mit einem harmlosen Gespött, dem schadet, daß man nicht merkt, auf wen es eigentlich zielt. Auf die Himmlischen oder die Irdischen? Jenes hatte dem Theater ein Verbot erwirkt; und was die armen Leute betrifft, so war ja eben ein Reiz des Stückes: daß sie überhaupt nicht für irgendeine Betrachtungsweise zurechtgerückt waren; daß sie zwar nicht atmeten wie die Geschöpfe wahrer Dichter, aber von Molnars gutem Willen zu literarischer Sauberkeit und damit allein von einem Schimmer dichterischer Stimmung überflogen schienen. So bleibt diese eingesprengte Spöttelei ganz spielerisch; und dafür ist entweder der Gegenstand nicht unbedeutend oder des Autors Grazie nicht verführerisch genug.

Aus diesem Jenseits von bekringelter Pappe wird Liliom nach vierzehn Jahren und einem Tag wieder auf die Erde gelassen. Der Vorwand ist, daß der optimistische liebe Gott feststellen will, ob der Bursch sich gebessert hat. Der Zweck ist, daß Molnar jene hübsche, feine, menschliche Schlußpointe anbringen will, die den sieben Bildern nachträglich eine Art Illustrationswert gibt. Die Macht der Liebe, die illustriert werden soll, ist tatsächlich so groß, die treue Julie hat Lilioms Schläge bei Lebzeiten so wenig gespürt, daß sogar ihre Tochter, die der ungebesserte Vater schlägt, das nur sieht und schallen hört, aber nicht spürt. Da dies offenkundig eine Pointe ist, schadets nicht, daß der Schlag kaum recht motiviert wird. Es hieße überhaupt den transzendentalen wie den naturalistisch brutalen und spaßhaften Molnar zu feierlich nehmen, wenn man überall nach der Menschenmöglichkeit fragte. Daß ein jüdischer Kassierer zwei Raubmörder in Schach hält, ist schon Theater; daß er aber in dieser Situation sie und sich mit der Ironie seiner Rasse zum besten hat, ist schlechtes Theater. Dem freilich steht ringsherum so viel gutes, schlaues und auch unalltägliches Theater gegenüber, daß ein mutiger Rotstift, der gegen Molnars typisch jugendlichen Hang zur Vollständigkeit vorgegangen wäre, aus ‚Liliom' vielleicht ein Zugstück für das Theater am Kurfürstendamm hätte machen können.

*

Im Theater am Schiller-Platz wiederum war der Rotstift zu mutig gewesen. Zu manchen Zeiten mag man in ‚Macbeth' nichts dankbarer genießen als die harte Folgerichtigkeit einer umfassenden Kenntnis vom Menschen, die ungehemmte Betätigung einer wollüstigen Seelenanatomie, die Mann und Weib gesondert, aber auch vereint nach außen kehrt, die mit der Seziernadel bloßzulegen versteht, wie eins fürs andre empfindlich, durchscheinend, verantwortlich, wie eins die Tat von des andern Gedanken und nach ihrer Verübung sein schlechtes, schwaches, krankes Gewissen wird: ein Kompendium der Psychologie, das Dostojewski nicht überboten hat. Maleraugen mögen das Werk nicht so sehen — nicht seine Adern und Nerven und ihre wieder und wieder gegabelten Verzweigungen, sondern seine Umriß-, Farben- und Stimmungswerte: Heide, Nebel, Wolken, Blitze, Blut, Finsternis und Furchtbarkeit, die Melancholie dieser Landschaft, den Höhlen- und Höllenspuk unmenschlicher Seherinnen, die stöhnende Machtgier eines zusammengeschmiedeten Paars und die unaufhaltsame Talfahrt eines zerrütteten Riesenkerls, deren Tempo August Wilhelm Schlegel so vorgekommen ist, als ob der Zeiger vom Zifferblatt der Uhr genommen sei und nur die Handlungen dahinrollten und wie ein Strom uns fortrissen. Diese jagende Bewegung ist unsrer Gegenwart nicht fremd, die, nach solchem Kriege, keine Wahl hat, was sie von der Dichtung am stärksten auf sich wirken lassen soll. Was sonst als ihre heroischen Maße ! Die Ueberlebensgröße ihrer Gestalten, die Grauenhaftigkeit eines Einbruchs in friedliche Hürden, den schweigenden Schmerz verwaister Fürstensöhne,

die tiefe Anständigkeit ihres Straf- und Rachezuges, die Musik von Schlachten, die zu schnell entschieden werden, als daß ihr Erzklang zu mißtönigem Jammergeschrei werden könnte. Wenn es je zweifelhaft war — wie ‚Macbeth' heute gespielt werden muß, ist nicht zweifelhaft: eben heroisch, hochgebirgig in jedem Sinne, phantastisch gezackt, funkelnd und sausend, weißglühend und starr, ohne daß Shakespeares Menschenweichheit erstarren darf. Als ein Stück Mythos, zu dessen Bewältigung die stolzeste Regiekunst auf eine ebenbürtige Schauspielkunst angewiesen bleibt.

Im Staatstheater hat der Regisseur Leopold Jeßner von seinen Schülern den oder jenen, der aber auch andrer Leuts Schüler ist, an ‚Macbeth' herummanipulieren lassen und für das höchst gewagte Experiment mit schönem Opfermut seinen ehrlichen, wie er glaubt: genügend gefestigten Namen hergegeben. Sein eignes Interesse an der Sache war so gering, daß er den jungen Eklektiker nicht einmal gehindert hat, der Tragödie ihren lichten, den Albdruck mit Geniefingern fortwischenden, aus der blutigen Welt in die unblutige einen weiten Ausblick öffnenden Schluß wegzuhacken — nachdem zuvor schon die Heidevisionen, die später grauenvolle Wirklichkeit werden (und meines bescheidenen Erachtens nicht zu entbehren sind), alle drei hatten dran glauben müssen. Was soll man von einer Aufführung sagen, die einem nichts, rein gar nichts gesagt hat? Hätte Jeßner sich selber bemüht, so hätte er entweder mit oder ohne Treppe gearbeitet, nicht aber auf Rudimenten der Treppe eine halb naturalistische, halb stilisierende Inszenierung mit eilenden Wolken, Seglern der Lüfte, im Hintergrund aufgebaut. Er hätte gewußt, daß die Hexen nicht dazu da sind, Stimm- und Sprechkunststücke zu weimern, sondern die Prophezeiungen, deren Erfüllung die Handlung des Dramas ist, in erster Linie klar und einprägsam zu Gehör zu bringen. Er hätte nicht den lebendigen Banquo ohne jeden Grund aus dem magischen Kreis der Bühne heraus zu einer Ansprache an das Publikum zwischen die Falten des Vorhangs gestoßen, den toten dagegen wieder leibhaftig unter die Bankettierer gemengt. Er hätte nicht nötig gehabt, immerzu den Blasbalg zu handhaben, weil sein Atem Glut genug gehabt hätte. Er hätte nicht die fünf Akte in eine konturenverdeckende Nacht getaucht, sondern diese ab und zu desto wirksamer von der rätsellosen Tagesbeleuchtung abgehoben — wofern er nicht fähig war, die schwarzen Farben der Nacht von der tiefsten Dämmerung bis zur Pechfinsternis abwechslungsreich zu tönen. Aber wozu viele Worte, da ja doch mit keinem Aufgebot bis zu einem Lob zu gelangen ist: er hätte nicht mit einer herzbeklemmenden, nervenpeitschenden, markerschütternden Vorzeitballade von ungeschwächter Sinnbildlichkeit mordsmäßig gelangweilt.

Selbstverständlich war auch den Schauspielern anzumerken, daß Jeßner seinen Intendantengeschäften obgelegen und sich erst nach der Generalprobe entsagungsvoll bereit erklärt hatte, seinen jungen Eklektiker zu decken. ‚Richard den Dritten' hatte eine Faust zusammen-

geschlossen: hier krampfte sich eine kraftlose Hand. Man kam immer wieder hereingestürzt: aber nicht aus Shakespeares Landschaft, sondern aus der Seitenkulisse aufs Stichwort. Organ war besser vertreten als Physiognomie Bis auf Kraußnecks meisterlich milden Duncan blieb Jeder und Jede hinter dem Eindruck zurück, den man bei Hülsen oder Bernauer oder gar Reinhardt erhalten hatte. Ueberraschend unpersönlich, überraschend nach der Elisabeth: Gerda Müller. Diese Lady hat eine jungmädchenhafte, spielerisch eitle Freude an der Aussicht auf eine Karriere, die ihr ihre Freundinnen neiden werden. Von Dämonie, von echter wie freilich, zum Glück, von falscher, nicht eine Spur. Man ärgert sich über nichts; aber alle berühmten Wirkungen können nicht umhin, in dieser belanglosen Bürgerlichkeit zu verpuffen. Bei Kortner spürte man wenigstens seine eigne Aufgewühltheit. Nur übertrug sie sich leider nicht. Seinen Macbeth zu charakterisieren müßt' ich verzagen, der ich seine Besonderheit nicht erkannt habe. Vielleicht ermattete man, weil man nicht ein Mal den ganzen Abend ein Gesicht richtig zu sehen bekam. An dem naiven Irrtum, daß die schwere Nächtigkeit eines dramatischen Gedichts durch nie erhellte aegyptische Dusterkeit zu treffen sei — auch daran ist der ‚Macbeth' des Staatstheaters gescheitert.

Wiener Theater von Alfred Polgar

‚Stella' im Redoutensaal. Stella: Frau Thimig. Ein Genie der Empfindsamkeit. Diktatur des Herzens. Alles an diesem volksliedhaft rührenden, innigen Geschöpf ist Gemüt. Träne und Lächeln, Gang, Geste, Blick, alles Symptome einer schönen Seele. Ob glückhafter, ob schlimmer Wind über sie weht: es gibt immer Musik. Und ihre Saiten tönen . . . nur Liebe im Erklingen.

Fernando: Herr Dieterle. So denkt man sich den Schillschen Offizier . . . mit einem Zusatz Werther. Er liebt die edlen Attitüden und das schmetternde Waldhorn-Solo (mit tragischen Gixern). Im Schmerz hat die Stimme etwas Gröhlendes, Dumpf-Brummiges und wird dann unverständlich. Aber vielleicht ist das so nur in diesem ton-feindlichen Saal.

In der , Stella' verrät sich der feine, difficile, Achteltöne hörende Reinhardt. Kein leerer Augenblick, kein Knoten im Geflecht, nichts Ueber-, nichts Undeutliches. Das Ganze voll warmer, farbiger, frei strömender Lebendigkeit, die vom Regisseur als Schöpfer einen Begriff gibt.

*

‚Des Esels Schatten' ist ein lehrhaft-heiter-moralisch-sinnig-behagliches Lustspiel von Ludwig Fulda. In Versen, die sich ganz à propos reimen, wird das Thema wie zwischen glatten Mühlsteinen zu allerlei Klug-, Sinn- und Witzkorn zerrieben. Man kann stundenlang zuhören, oder man kann auch nicht zuhören. Es wird gegeißelt, es fallen Streiflichter, das Zoon politikon, als welches der Mensch ist, enthüllt sich als rechtes poli-

tisches Viech, die lachende Philosophie und die ihr attachierte Schönheit schreiten strahlend über den planen Plan, Geld, Liebe, Eigensucht, Parteifanatismus werden entlarvt als bestimmende Faktoren im törichten Weltgetriebe, und ein großes Urbehagen am Auf-der-Welt-sein schwebt rosenwolkig über der komödischen Landschaft. Ludwig Fulda ist ein Stücke-Schreiber, der, die Wahrheit zu sprechen, Keinem weh, aber der großen Zuschauermenge durchaus wohl tut. Es wäre Lüge wider die Zeit und ihr Bedürfnis, ihn und seine Geschicklichkeiten von der Bühne zu verbannen.

Im Burg-Theater werden die drei Akte (Regie: Treßler) gefällig und mit kindlicher Freude am Rüpelspaß heruntergespielt.

Bernard Shaws ironisches Aerzte-Stück hat auch im Burg-Theater den Zuhörern Freude gemacht. Ist auch der Sprit dieser frozzelnden Auseinandersetzung mit der Medizin schon ein wenig verraucht und führt die Konsequenz, mit der die Figuren ihre Lächerlichkeit plakatieren, hart ans Alberne, so mindert das doch nicht die Erquickung, die Shaws Unpathos dem Hörer schafft. Er ist ein Meister in der Kunst, Süßliches und Bitteres so zu mischen, daß die Mischung wie Essenz des Lebens schmeckt. Im ‚Arzt am Scheideweg' hat er ja sogar das Bitterste, den Tod, komödisch zu überzuckern verstanden.

Das Burg-Theater hat das komische Aerzte-Quintett — sie treten auf wie Excentric-Medicin-Brothers — fein abgetönt. Meisterlich Thimig (der Vater) als alter Arzt, der die Finten und Ohnmächte des Metiers sehr genau kennt, eine Figur, von aller Weisheit durchwärmt, die das Wissen ums Nichtswissen schenkt. Treßler ist der amoralische, junge Schönheits-Anbeter, verfallen der Kunst, der Tuberkulose, den Aerzten. Seiner Frechheit fehlt das Liebenswürdige. Ganz unglaubwürdig, daß Einer mit solch aufdringlicher Gaminerie Männer fängt. Erst in der Sterbeszene kam des Schauspielers hohe Qualität zur Geltung.

Um Mark und Arbeitszeit von Morus

Die Stabilisierungsnöte

Es scheint das unentrinnbare Schicksal deutscher Politik zu sein, daß das Nötige immer zu spät kommt. Wäre die Stabilisierungsnote, die das Kabinett Wirth einen Tag vor seinem seligen Ende nach Paris sandte, vor drei Wochen, bei der Ankunft der Reparationskommission, in Berlin vorgelegt worden, so hätte sie ihre Wirkung kaum verfehlt. Aber nachdem die Renitenz der deutschen Regierung während der berliner Verhandlung in Frankreich begreiflichen Unwillen erregt hatte, war es den Nationalisten am Quai d'Orsay leicht, das schlecht Stilisierte als Böswilligkeit und das Ganze als einen neuen Bluff hinzustellen. Und in England hatte man, drei Tage vor den Wahlen, wahrhaftig keine Zeit, sich mit dem Gold der Reichsbank und deutschen Anleihen zu beschäftigen. So war der Erfolg der Note: Verärgerung diesseits, Gleichgültigkeit jenseits des Kanals, und der Dollar kann einstweilen ungestört seinen Stand ungefähr behaupten.

Um das Malheur vollständig zu machen, ging das Kabinett, das den Stabilisierungsplan unterschrieben hatte, in die Brüche, ehe die Unterschriften trocken geworden waren. Es nützt natürlich nichts, wenn die bisherige Regierung offiziell verkünden läßt, daß alle Parteien von Heim und Stresemann bis Crispien das Dokument gutgeheißen hätten und alle künftigen Regierungen es folglich anerkennen müßten. Es nützt umso weniger, wenn gleichzeitig die Deutsche Allgemeine Zeitung des Herrn Stinnes die Stabilisierungsnote in der unflägsten Weise beschimpft und die Deutsche Volkspartei sich weigert, den Assyrerkönig zu desavouieren. Es nützt umso weniger, wenn die Deutsche Bergwerks-Zeitung, das offiziöse Blatt der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie, die Vorkämpfer der Stabilisierung als „ ‚aktive' Währungsdilettanten" und „Währungspfuscher" verhöhnt. Und es wirkt grotesk, wenn obendrein die Stinnes-Presse den Eindruck zu erwecken versucht, als ob man in England und Frankreich ein Kabinett der deutschen Schwerindustrie ersehnt. Nein, mit solchen Tischgenossen will weder der Großindustrielle Bonar Law noch der Großindustrielle Loucheur sich zusammensetzen, und selbst der Wiederaufbau-Kontrahent des Herrn Stinnes, der Marquis de Lubersac, ist im ‚Eclair' neuerdings sehr energisch von seinem deutschen Partner abgerückt.

Das Solidaritätsgefühl des internationalen Unternehmertums ist zwar viel stärker und greifbarer als das fiktive internationale Klassenbewußtsein der Arbeiterschaft. Aber die politischen Kaufleute des Auslandes kennen doch noch einen Punkt, wo der Rücken aufhört, einen anständigen Namen zu haben, während die deutschen Geschäftspolitiker vor keiner Blöße zurückschrecken. Es ist bewunderungswürdig, wie unsre Großindustriellen neuerdings mitten im wütendsten Geschimpfe auf die Reparationen zartfühlend hervorheben, daß wir selbstverständlich bereit sind, Nordfrankreich wieder aufzubauen — seitdem dieser Wiederaufbau Herrn Stinnes allein 300 Goldmillionen einbringt. Politik ist wahrscheinlich in allen Ländern und in allen Parteien nur die Fortsetzung des Geschäfts mit andern Mitteln. Aber in der Handhabung der politischen Mittel zeigt sich, ob Jemand ein königlicher Kaufmann oder nur ein Jobber größten Stils ist.

Die Verlängerung der Arbeitszeit

Die Rede, die Hugo Stinnes auf Drängen seiner Freunde im Reichswirtschaftsrat hielt, und die zum Totenglöckchen des Kabinetts Wirth wurde, ist, so ungelenk und gedankenarm sie ist — die gröbsten Schlacken sind erst nachträglich für die Veröffentlichung beseitigt worden — doch wirtschaftstheoretisch von Bedeutung. Sie zeigt, wohin man kommt, wenn man sich bei der Beurteilung des Währungsproblems einseitig auf die „Zahlungsbilanztheorie" versteift.

Bei allen Diskussionen über die Stabilisierungsfrage stehen sich, wie hier wiederholt angedeutet wurde, zwei Ansichten gegenüber. Die eine, vornehmlich in England vertretene, geht aus von der klassischen englischen Geldlehre, wie sie am reinsten vor hundert Jahren Ricardo entwickelt hat. Danach ist die Gesamtmenge des Geldes gleich der Gesamtmenge der Waren. Je mehr Geld vorhanden ist, umso weniger Ware bekommt man für die Geldeinheit, das heißt: umso höher steigen die Warenpreise. Daher ist das erste Erforder-

nis der Geldstabilisierung: Stillegung der Notenpresse. Das ist aber nur möglich, wenn der Staat seine Ausgaben durch Einnahmen deckt und nicht zur Deckung eines Defizits im Staatshaushalt neues Papiergeld drucken muß. Die Stabilisierung der Mark wäre also nach dieser „Inflationstheorie“ oder genauer: nach ihrer gröbsten Form, der Quantitätstheorie, in dem Augenblick erreicht, wo der Etat balanziert und die Notenpresse stillsteht. Die Theorie ist in neuerer Zeit vielfach verfeinert und ausgebaut worden. Man hat die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes in Rechnung gesteilt, und zwar die des Giralgeldes und die des zirkulierenden Geldes und dergleichen mehr. Der Kern bleibt aber derselbe wie bei der klassischen Quantitätslehre.

Daß der Kernpunkt der Inflationstheorie richtig ist, hat die große Inflationsperiode der Kriegs- und Nachkriegszeit bewiesen. Ueberall, wo eine große Vermehrung des Papiergeldes stattgefunden hat — es gibt übrigens auch eine „Goldinflation”, wie jetzt in Amerika, wo durch den Zuwachs an Gold die Preise hochgehalten werden — , ist eine Entwertung des Geldes, das heißt: eine erhebliche Warenteuerung eingetreten. Aber die Inflationstheorie reicht nicht aus, um die Valutaschwankungen hinlänglich zu erklären.

Diesem Zweck soll die „Zahlungsbilanztheorie“ dienen, die an merkantilistische Gedankengänge anknüpft und sich in Deutschland neuerdings großer Beliebtheit erfreut. Danach ist die Quelle alles Uebels die passive Zahlungsbilanz des Landes, das bedeutet: ein stärkeres Abströmen als Einströmen von Gold über die Landesgrenzen. Das Defizit im Staatshaushalt ist nach dieser Anschauung erst etwas Sekundäres: das Primäre ist das Defizit der gesamten Volkswirtschaft. Das Defizit im Etat kann nicht früher beseitigt werden, und die Ausgabe von neuem Papiergeld kann nicht früher aufhören, als bis das wirtschaftende Volk in seiner Gesamtheit nicht das wieder einbringt, was es verausgabt. Daher ist, wofern nicht andre Hilfsquellen: Einkünfte von Auslandsguthaben und ähnliches zur Verfügung stehen, eine Steigerung der Produktion für den Export, eine aktive Handelsbilanz erforderlich, um die Zahlungsbilanz wenigstens ins Gleichgewicht zu bringen.

Es gibt aber schließlich auch eine andre Möglichkeit, die Stinnes wohlweislich übersehen hat. Es gibt nämlich eine staatliche Defizitwirtschaft bei aktiver Zahlungsbilanz der Volkswirtschaft. Dieser Fall tritt dann ein, wenn der Staat zu schwach ist, um zur Deckung seiner Ausgaben genügend Steuern von der zahlungskräftigen, aber zahlungsunwilligen Privatwirtschaft einzuziehen Auch dann muß er über kurz oder lang zur Notenpresse seine Zuflucht nehmen, und die von der Inflationstheorie aufgedeckten nachteiligen Wirkungen treten ein. Alle Produktionssteigerung gereicht also nur dann der Stabilisierung der Mark zum Vorteil, wenn der Produktionsüberschuß auch wirklich dem Staate zugutekommt. Welche Garantien die Industrie gibt, daß im Falle einer Verlängerung der Arbeitszeit nicht nur das Unternehmertum, sondern auch der Staat etwas dabei profitiert, hat Herr Stinnes leider nicht verraten. Bevor aber die Unternehmer solche Garantien zugestanden haben, wäre es ein unbilliges Verlangen, von den Arbeitern täglich ein oder gar zwei Stunden Mehrarbeit zu fordern.

Die guten Droguen von Ferdinand Hardekopf

Ein Mädchen singt, im cabaret d'art, dieses Lied:

Mich langweilt die erotische Gymnastik,
Sie turnt am ewig selben Apparat,
Sie wiederholt die ewig selbe Plastik,
Wie nur der primitivste Akrobat !
Nach raffinierteren Genüssen lechz' ich
Als einem noch so smarten Bräutigam:
Die Liebe bringt ja nur auf neunundsechzig,
Im besten Fall, ihr Sensationsprogramm !
Ach, dieses Reglement der Küsse
ist so pedantisch und so dumm !
Ich kenne hübschere Genüsse:
Ich pieke mich mit Morphium !

Wie gern hol ich die kleine Silberspritze,
Die treuste Freundin, aus dem Sammt-Etui
Und stoße mir die Zaubernadelspitze
Mit süßem Schmerz in die Anatomie !
Ich nehme längst die allerstärksten Dosen
Und fälsch das unwahrscheinlichste Rezept:
Betäubt von meinen parfumierten Hosen
Mixt es der pharmazeutische Adept !
Mich degoutieren alle Küsse,
Die ganze Liebe ist so dumm !
Ich kenne hübschere Genüsse:
Ich pieke mich mit Morphium !

Ich bet sie an, die gnadenreichen Droguen,
Die uns der Erdenhässlichkeit entziehn,
Noch nie hat meinen Sehnsuchtstraum belogen
Das weiße Märchenpulver Cocaïn !
Ich schnaube es behutsam in die Nase,
Damit ich noch den letzten Hauch genieß,
Und meiner Nerven künstliche Ekstase
Entführt mich in das schönste Paradies !
Wie lächerlich sind alle Küsse,
Die ganze Liebe ist ein Spleen,
Ich kenne hübschere Genüsse:
Ich nehme Coco-Cocaïn !

Doch wenn dereinst der vielgeliebten Gifte
Effekt sich nicht mehr überbieten läßt,
Dann sollen Schminke, Puder, Augenstifte
Mich frech verzieren für das letzte Fest !
Dann soll mich Mandelblütenduft umfangen —
O Cyankali, Mörder, nimm mich hin,
Extrakt des Teufels, stille mein Verlangen,
Weil ich der Liebestränke müde bin !
Wie lächerlich sind alle Küsse,
Die ganze Lust-Maschinerie !
Doch gibts berauschende Genüsse
In Satans Zauber-Droguerie !

Hannover und Bayern

Von den vier Auch-Sozialisten scheint Winnig nun endgültig in der Versenkung verschwunden zu sein; Lensch und August Müller haben ein warmes Nest bei der Schwerindustrie gefunden; nur Noske ziert noch ein Amt der deutschen Republik. Daß man den Wegbereiter des Herrn Kapp nach Hannover an die Leine legte, schien das Klügste zu sein, was man tun konnte. Denn in Berlin war dieser Korporal eine ständige Gefahr. Aber wie man sieht, reicht auch ein Oberpräsidentenposten aus, um Unheil anzustiften. Dem preußischen Kasernenhofton unsres Gustav ist in einem Jahre gelungen, die längst entschlafene Welfenbewegung wieder flott zu machen. Nachdem die Deutsch-Hannoveraner schon bei den Provinzialwahlen einen großen Erfolg errungen hatten, sind sie jetzt zum Sturmangriff übergegangen und haben die Volksabstimmung für Abtrennung Niedersachsens von Preußen beantragt. Daß die Partei Windthorsts die nötige Drei-Fünftel-Majorität aufbringen wird, um im Volksentscheid zu siegen, ist kaum anzunehmen; daß sie ein Drittel aller Wähler zum Volksbegehren zusammentrommeln wird, sehr wahrscheinlich. Auf alle Fälle macht sie von einem guten Recht Gebrauch, das der Artikel 18 der Weimarer Verfassung, ein Ueberbleibsel aus Hugo Preußens klugen und kühnem Verfassungsentwurf, jedem Landesteil zugesteht. Aber schon rumoren alle guten Preußen, von Heydebrand bis Heine, man solle die Welfenwahl dadurch sabotieren, daß man der Neuformung Hannovers kein „überwiegendes Reichsinteresse“ zuerkennt und eine qualifizierte Mehrheit im Reichstag fordert, die nicht zu erreichen sein wird. Denn dieser Reichstag, der die Wahl des Reichspräsidenten verhinderte und damit Eberts sichern Sieg zu einer moralischen Niederlage zu wenden verstand, wird doch nicht zugeben, daß während seiner Legislaturperiode das Volk spricht. Lieber eine kleine Verfassungsbiegung, als ein Tüttelchen seiner Omniimpotenz aufgeben ! Deutsche Demokratie . . .

*

Daß nach Mussolinis Siege die Luft in der bayrischen Ordnungszelle noch um einiges drückender werden würde, war vorauszusehen. Die Wetterberichte laufen freilich spärlich ein und malen lieber blau als grau, was man nach der Haltung, die die soge-

nannte Reichsregierung und das sogenannte geistige Deutschland zu dem Fechenbach-Prozeß eingenommen haben, wohl verstehen kann. Denn für diese Republik auf zehn Jahre ins Zuchthaus zu wandern, wäre, weiß Gott zu viel des Idealismus. Nach dem Bericht aber, den münchner Journalisten der ‚Liga Junge Republik' erstatteten, ist die Atmosphäre dort unten bereits so schwül, daß man jeden Tag die Explosion erwarten kann. Der Faszismus, der in München ‚Nationalsozialistische Arbeiterpartei' heißt, blüht, wächst und gedeiht unter dem Schutze der Obrigkeit. Die Geheimorganisationen haben ihren Stammtisch in der Cornelius-Straße, ihre Zentrale aber im münchner Polizeipräsidium; nur ist jetzt nicht mehr der Polizeipräsident Pöhner, sondern der Polizeisekretär Glaser der Schutzpatron der Bewegung. Angehörige der grünen Polizei sind Mitglieder der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei, hinter der die Organisation Consul und die Orka, die Organisation Kanzler stehen. Die Orgesch, das Heer Escherichs, hat abgewirtschaftet, weil sein Führer nicht für sofortiges Losschlagen eintritt. Immerhin dürften die 400 000 Gewehre, über die sie verfügte, wohl nicht alle abgeliefert sein, und Escherich bleibt dank seiner engen Verbindung mit Heim und Kahr eine Macht und eine Gefahr. Als Anführer der Hakenkreuzler fungiert Herr Hitler, ein Demagoge mittlern Kalibers, aber ihr Großmeister bleibt Er, der Herrlichste von Allen, Erich Ludendorff, und im Hintergrunde wartet bereits der Thronprätendent Rupprecht, der einstweilen in Berchtesgaden Hof hält. In der Wilhelm-Straße weiß man selbstverständlich von alledem nichts. Oder sollte man doch wenigstens vorsichtig genug sein, die Autos für eine zweite Flucht nach Stuttgart bereit zu halten? Deutsche Republik ...
Ernst Merkel

Das Phantom

Zur Feier von Hauptmanns sechzigstem Geburtstag wollte also auch (laut Alfred Abels Vorspruch) „der" Film — ich weiß nicht, ob mit dabei sein oder gratulieren. Wie machte er das? Seine berufensten Vertreter setzten sich zusammen und sagten — was? Wir haben hier einen Film, dessen finanzieller Erfolg höchst unsicher ist, den wir aber für eine künstlerische Tat und Notwendigkeit halten — wir nehmen, der Kunst zuliebe, dem Jubilar zu Ehren, das Risiko auf uns und führen diesen Film auf? Das wäre, selbst wenn die Einschätzung geirrt hätte, eine würdige Feier geworden. Was tat man? Man nahm einen von Hauptmann bearbeiteten Rohstoff und verfilmte ihn. Man gab also dem Jubilar zu verstehen: Deine Bearbeitung, hochverehrter Greis, ist nichts, dein Kunstwerk gilt nichts — jetzt werden wir die Sache mal anfassen. (Alles zu deinen Ehren !) Ich bin nicht unbedingt für Pietät. Ich habe weder gegen Shakespeare-, noch gegen Schiller-Verfilmungen was einzuwenden. Auch nichts gegen Hauptmann-Verfilmungen, wenn man glaubt, den Stoff besser, zeitgemäßer, meinetwegen auch publikumsgemäßer formen zu können. Das liegt im Fluß jeder lebendigen Kunstentwicklung. Nur ein Kompliment — nein, ein Kompliment ist es grade nicht. Und eine Ehrung erst recht nicht. Sich zu einem Dichter bekennen heißt: sich zu seiner Kunst bekennen. Macht man aus dieser Kunst eine andre, so bekennt man sich eben zu der andern.

Schlimmer als diese Taktlosigkeit ist aber dieser Film selbst. Er verfährt ganz so, wie wir als Tertianer den Troianischen Krieg dramatisierten. Die Beschreibungen ließen wir aus, die Verse setzten wir in handgreifliche Prosa um, und die Schlachten schlugen wir. Gesang um Gesang. Und amüsierten uns königlich. Inzwischen sind wir erwachsen, haben gelernt, erlebt,

was Kunst ist, sind nach wie vor bereit, die Notwendigkeit und Eiferwärme solch kindlicher Spiele willig anzuerkennen, aber amüsieren uns nicht mehr, die uns gleichaltrige Thea wie Harbou und den gleichaltrigen F. W. Murnau mit Quartanermützen auf den Köpfen und kurzen Hosen daherkommen zu sehen.
Da wird, in sklavischer Abhängigkeit vom Text, Seite um Seite, Kapitel um Kapitel nicht dar-, sondern nachgestellt. Statt mimischer Entwicklung panoptikumshafte Genreszenen, statt großzügiger Phantasiedurchblutung kleinliches Trippeln in Vorgängen, textüberladen, aufgeputzt mit allerdings guten, wenn auch hier und da ein wenig schematischen Trickphotographien, statt Kaiserschen Tempos hingezogene Larmoyanz und Feierlichkeit, statt Schlagkraft Umständlichkeit. Dennoch hätte ein Künstler, dem eine so große Anzahl ausgezeichneter Kräfte zur Verfügung standen, aus ihnen auch etwas machen können. Aber grade ein Künstler ist der Regisseur Murnau nicht. Wir werden viele seinesgleichen sehen.
Roland Schacht

Kleine Woche

Unter andern Dingen, die sich in Not befinden, ist auch das Schrifttum. Es muß sehr in Not sein, denn man liest das Wort jetzt so viel wie den Namen G. Hauptmann. Wobei der Unterschied besteht, daß man nach dem 15. November damit rechnen darf, der gefeierte Name werde bis zum nächsten Werk seines Trägers aus den Zeitungsspalten ins Privatleben zurücktreten, daß dagegen das Schrifttum sich immer breiter macht.

Versteht sich, das Wort Schrifttum. Ich gehöre auch dazu, da ich annehme, daß mit Schrifttum die Literatur gemeint ist. Wenn aber die Literatur gemeint ist, warum sagt man dann Schrifttum? Weiß der Teufel, wer dieses Wort zuerst aufgebracht hat. Die Literatur ist dadurch nicht besser geworden, und nicht ihre Lage.

Ihr seid lächerlich. Jedermann weiß, was die deutsche Literatur ist, und Jedermann wird das Ding, wenn er von ihm sprechen will, deutsche Literatur nennen. Was soll das, zwei Worte zu bil den, von denen man das eine nie praktisch benutzen kann? Auf allen Briefbogen steht Fernsprecher Nummer soundsoviel; aber nie wird Herr Meier seinem Fräulein sagen: Fernsprechen Sie. Also. Und in Hamburg stahl nicht der Herr Drahtvorsteher Bücher, sondern der Herr Telegraphendirektor, weswegen der Fall ebenso erschütternd ist.

Die Sprachreinigung hat keinen Sinn, wenn man nur ein deutsches Substantiv, aber kein deutsches Adjektiv oder Verbum bilden kann, und umgekehrt. Literaturgeschichte wäre Schrifttumsgeschichte, und ein literarischer Erfolg gar ein schrifttümlicher? Wie blöde, nicht wahr?

*

Wenn Ihr Zöpfe abschneiden wollt, dann kann ich euch einen in Jena zeigen, wahrscheinlich hängt er auch anderswo. In Jena redete der Rektor der Universität den Dekan des medizinischen Fakultät mit „Euer Spektabilität“ an. Seine Spektabilität hatte Seiner Magnifizenz die Forderung der Studenten vorgetragen, daß die ersten vier Bänke für „rassereine Germanen“ zu reservieren seien. Mir scheint, da sind noch fünfundzwanzig Zöpfe abzuschneiden, und alle faustdick.

*

Ich stand in einem Obstlädchen dritten Ranges, als ein Mann aus dem nächsten Osten eintrat und der Inhaberin den Vorschlag machte, sie solle ihm eine Ecke vermieten. „Nur ein Tisch und ein Stuhl“, sagte er und bot 2500 Mark monatlich. Wozu? „Werdet Ihr hungern im Winter und werdet Ihr kommen zu verkaufen Gold und Wert-

sachen.“ Als die Obsthändlerin mißtrauisch blieb, malte er aus: nur ein Tisch und darauf eine Wage und ein Fläschchen mit Aetzsäure, um zu prüfen das Gold. Dann kam ihm die Erleuchtung: „Und die armen Frauen werden für das Geld, das ich geben werde, hier Aepfel und Rüben kaufen.“

Ein kleiner Haifisch, der ein großer werden will, Wappentier im Schild der Zeit. Wer ist an der Gaunerei schuld? Die Reichsbank und die Reichsanstalten, die für ein Goldstück nur fünfzig Prozent des Wertes zahlen. Der jüdische oder christliche Schieber braucht nur sechzig oder siebzig Prozent zu bieten, um das Geschäft zu machen. Die unehrlichen Praktiken des Staates erklären die seiner Bürger.

*

Der Handelslehrer einer städtischen Schule erzählte mir, wie er vereidigt wurde. Der Direktor erklärte ihm, er müsse sich verpflichten, nichts gegen den Bestand der Republik zu unternehmen. Aber, wohlgemerkt, betonte er: Das gilt nur für den Dienst; als Privatmann sind Sie frei. Auf Deutsch: als Privatmann können Sie gegen die Republik genau so viel konspirieren wie ich selbst. Deutschnationaler Jesuitismus oder der praktische Vorbehalt.

*

Je hitziger sie ihr Deutschtum erzwingen wollen, desto armseliger werden die Symbole, in denen sie es finden. Ein Buchhändler bestellte ein Buch, dessen Anzeige er gelesen hatte, nur unter der Bedingung, daß es in „deutscher“ Schrift, lies: Fraktur gedruckt sei. Antiqua ist ihm ein Greuel. Die Banknoten werden ebenfalls in dem Maße abscheulicher, wie sie sich das deutsche Gewand anlegen. Man sehe sich einen der Wagen der Paketpost an. Auf den erbsengelben Grund ist ins Leere hinein das Wort Reichspost gemalt. Bei der Antiqua hängen alle Buchstaben an einer gedachten obern Linie oder stehen auf einer gedachten untern, haben also Halt und Haltung. Eine Schrift ist eine Balkenverschrägung, ein gefügtes und geschlossenes System. Betrachtet euch daraufhin einmal das taumlige, mikrige Wort Reichspost.

Zwischen dem Siegeszug der Fraktur und dem des deutschen Geistes besteht ein Zusammenhang. Ich erfinde Folgendes nicht: ein Postbeamter gab einer Ausländerin ein Telegramm zurück, weil es in „lateinischen“ Buchstaben geschrieben sei: er könne nur deutsche Schrift lesen.

*

In der sächsischen Provinz sind jetzt die Haferlschuhe aus den bayrischen Bergen Mode geworden. Da sie teuer sind, und da sie etwas Neues sind, werden sie offenbar für besonders chic oder meinetwegen Schick gehalten. Ich sah eine Dame mit seidenen Strümpfen, Pelzmantel, großem Hut in Haferlschuhen. Alles ist möglich 6 Grad östlich von Greenwich.

Liliput

Antworten

Cabaretbesucher. Nein: meine Mitarbeiter Ignaz Wrobel und Theobald Tiger sind an der ‚Roten Nachtigall' nicht beteiligt.

Volksfreund. Ich erhalte den folgenden Brief: „In diesen Wochen wird, wie Sie der Presse entnommen haben werden, ein in jedem Sinne über das Ziel hinausschießender und nach Motiven wie Folgerungen in dieser Weise völlig ungerechtfertigter Kampf gegen das deutsche Likörgewerbe geführt, der eine große deutsche Industrie, in der ein beträchtlicher Teil des Volksvermögens investiert ist, an ihren Wurzeln zu treffen droht. Es liegt im Interesse dieses Gewerbes, sich gegen derartige Uebergriffe zu wehren und — bei aller Betonung des Alkoholmißbrauches — vom volkswirtschaftlichen, gesundheitlichen und psychologischen Standpunkte für eine vernunftgemäße Verwendung des Alkohols, des Likörs zu werben, um so in erster Linie die Zeitungsleser auf die wirkliche Sachlage aufmerksam zu machen und alle irgendwie tendenziösen Entstellungen zu vermeiden. Wäre es Ihnen möglich, in den Ihnen nahestehenden Blättern aller Art und Richtung ein Feuilleton darüber, dessen Form und Fassung Ihnen völlig überlassen bleibt, unterzubringen? Der Gegenstand kann unter Zuhilfenahme statistischen Materials, das ich Ihnen gern zur Verfügung stelle, entweder populärwissenschaftlich behandelt werden, der Gedanke läßt sich zur Skizze, Humoreske, zum Gedicht, zum Aphorismus auswerten und gestalten — jedes schriftstellerische und stilistische Mittel ist dazu geeignet, sobald der Sinn und Zweck klar und deutlich zutage tritt. Sobald sich in einer solchen Arbeit, die mir in zwei Belegexemplaren zu übermitteln wäre, ein Hinweis auf das urdeutsche Produkt der seit 1742 in Stettin bestehenden Likörfirma Ferdinand Rückforth unter ausdrücklicher Namensnennung und Charakterisierung derselben findet, bin ich bereit, Ihnen diese Arbeit, abgesehen von dem Honorar, das Sie von dem betreffenden Blatte erhalten, nach dem Weimarer Tarif, Klasse I, zu honorieren, wenn Sie es in dieser Zeit nicht vorziehen, eine wertvolle Kostprobe dieses edlen Erzeugnisses als Anerkennung der Firma für geleistete Dienste entgegenzunehmen." Ich ziehe vor — denn was sind heut Papiermark ! Doch wenn ich judizieren soll, verlang ich auch das Maul recht voll und bitte dringend, es nicht bei Einer Kostprobe dieses edlen Erzeugnisses bewenden zu lassen.

Verlag ‚Die Fackel' in Wien. Du schreibst mir: „In Nummer 41 der ‚Weltbühne' ist ein Artikel ‚Das ist klassisch !' enthalten, in welchem der folgende Absatz steht: ‚Karl Kraus, den Friedell natürlich zitiert, hat ja schon früher in einem Sonderheft der «Fackel» diese Aussprüche gesammelt und mit einem wundervollen Vorwort versehen: «Nestroy und die Nachwelt». Da steht zu lesen, welch ein «Fetzen Shakespeare» dieser Mensch gewesen ist, wie besonders in der fulminanten Sprachtechnik Wedekind an ihn grenzt, und was er für eine Art Witz gehabt hat. Ein «geölter Blitz» — das Wort paßt hierher: denn es ist Urkraft, mit allen Mitteln eines modernen Gehirns gelenkt.' Wir ersuchen Sie, festzustellen, daß jene Sammlung von Nestroy-Sätzen nicht in einem Sonderheft, sondern in Nummer 349/350 der Fackel erschienen ist, und daß in dem Aufsatz ‚Nestroy und die Nachwelt' das Wort über Nestroy als einen ‚Fetzen von Shakespeare', welches nicht von dem Verfasser des Aufsatzes, sondern von Meynert stammt und schon früher in der Fackel zitiert war, nicht enthalten ist. Da die oben angeführte Stelle auch den Eindruck bewirken könnte, daß das Wort ‚geölter Blitz' in dem Aufsatz ‚Nestroy und die Nachwelt' vorkomme, so ersuchen wir, festzustellen, daß auch dies nicht der Fall ist." Gern geschehen. Aber Berichtigung wider Berichtigung. In der ‚Fackel' von November 1922, die soeben — Heil und Dank ! — erschienen ist, werden „die Denkwürdigkeiten des Kontreadmirals Per-

sius“ erwähnt. Ich ersuche, in der nächsten Nummer der ‚Fackel‘ festzustellen, daß Persius, mit dessen „Denkwürdigkeiten“, dem Zusammenhang zufolge, sein ‚Seekrieg’ (aus dem Verlag der Weltbühne) gemeint ist, niemals Kontreadmiral war, sondern seinen Abschied als Kapitän zur See genommen hat. Hoffentlich erscheint die nächste Nummer der ‚Fackel bald. Die siebenfache Nummer 601—607 macht gewaltigen Appetit auf mehr. Man würde über fast anderthalbhundert Seiten hin lachen, wenn nicht der Anlaß zu diesen Meisterstücken der Satire so namenlos traurig wäre. In der letzten und längsten, dem ‚Kralikstag’, heißt es: „ . . . Tagaus tagein gingen da [auf der wiener Kärtnerstraße der Achtzigerjahre] zwei Prostituierte selbander, deren einer Riesenmaß weit über Menschliches hinauswuchs, die ein Koloß war in allen Dimensionen über und über behangen mit Putz und Geschmeide, und die ‚das Sperrschiff’ genannt wurde; während die andre von ebenso unwahrscheinlicher Winzigkeit und Dürre, lemurenhaft, kaum einen Meter über den Strich sich erhebend, ‚das Kriecherl’ hieß. Wie die Mücke neben dem leibhaftigen Elephanten, sonst nur im Sprichwort vorgestellt, die Verkörperung — soweit von solcher hier die Rede sein konnte — des Begriffs, den der Wiener in das Wort jz'niacht’ kleidet, zog es neben jenem Ungetüm dahin, wandelten sie ihren Lebenswandel . . . Später, als mich längst schon die Prostitution des Geisteslebens abgelenkt hatte, stand das Sinnbild mir mit einer Deutlichkeit vor Augen, die selbst den unmittelbaren Eindruck noch übertraf — ich erkannte, daß es die ‚Neue Freie Presse’ und die ‚Reichspost’ war ...“ Man setze für ‚Reichspost’ die Namen unsrer „christlichen, nationalen, vaterländischen oder sonstwie durch Bodenständigkeit selbst zum gemeinen Weltverkehr untauglichen“ Zeitungen: Reichsbote, Deutsche Zeitung, Deutsche Tageszeitung, die sich vom Uebel nur durch den Mangel an allem unterscheiden, was sie befähigen könnte, sich ihm gleichzustellen“, und versäume als Freund der ‚Weltbühne’ nicht, die vierundzwanzig Seiten zu lesen, die Karl Kraus über den Unterschied zwischen dieser judenreinen und der andern Presse schreibt. Die ‚Fackel’ ist in Deutschland kaum zu haben. Man bestelle sie in Wien III, Hintere Zollamtsstraße 3.

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne’

Amerika	1 Dollar	Italien	2 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortllch für die Anzelgen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Nach den englischen Wahlen von Joseph Friedfeld

London, Ende November 1922

Die englischen Wahlen haben die führende Rolle der Konservativen in der englischen Politik bestätigt. Die geringe politische Aufklärung des Volkes, die in England, trotz mancher entgegenstehender Anschauung des Auslandes, ebenso zu finden ist wie anderswo, und das allen Neuerungen abholde Gemüt der Bewohner Süd- und Mittel-Englands haben an diesem Ergebnis schon vorher nicht zweifeln lassen. Aber überraschend war zweierlei: die Auflösung der Partei Lloyd Georges und der Erfolg der Arbeiterpartei.

Der einst mächtige Premier, dessen persönlicher Ehrgeiz ihn jede einst von ihm verkündete Idee verraten ließ, sieht sich ohne Partei. Seine Gruppe hat die schwerste Niederlage erlitten. Es ist wohl das kläglichste Schauspiel, einen unzweifelhaft hochtalentierten Menschen, den Machttrieb und die Abhängigkeit des Politikers verdorben haben, prinzipienlos um die Gunst des Publikums werben zu sehen; Lloyd Georges Reden während der Wahlcampagne waren das Traurigste an Tiefstand, wozu ein Mensch von einer Höhe herabsinken kann. Nicht ein Gedanke war darin. Er wußte nicht, ob er sich nach rechts würde anschließen können oder nach links, wollte daher nirgends Anstoß erregen und versuchte mit billigen Witzen über ernste Probleme hinwegzutäuschen. Daß der Mitschuldige seiner letzten Jahre, Winston Churchill, dieser Jingo unseligen Angedenkens, wenigstens für kurze Zeit verschwindet, ist eines der guten Ergebnisse dieses Wahlkampfes.

Aber neben diesem Negativum steht ein Positivum: der Erfolg der Arbeiterpartei. Nicht darin, daß sie über 140 Mann stark ins neue Parlament einzieht und 70 neue Sitze errungen hat, liegt die wahre Bedeutung. Die liegt vielmehr in der unvergleichlichen qualitativen Erstarkung, die die Arbeiterpartei erhalten hat, und in dem Verlöschen des Kriegsgeistes, den Lloyd George bei den letzten Wahlen künstlich hochzupeitschen wußte, und dessen Rauschgift langsam seine Wirkung über weite Kreise Englands verliert. Einer der Führer der Arbeiterpartei, Arthur Henderson, ist vorläufig nicht wiedergewählt; der Verlust dieses gemütlichen alten Trade-Union-Beamten bedeutet für den revolutionären Geist der Arbeiterpartei nur sehr wenig. Dagegen sind die wichtigsten Vertreter der Independent Labour Party-Intelligenz, die sich durch ihren reinen Sozialismus und durch ihre streng pazifistische Haltung während des Krieges der entfesselten Wut und Verleumdungscampagne der englischen Presse ausgesetzt hatte, neugewählt worden. Wie während des Krieges im englischen Parlament einige Sozialisten und Quäker den Kampf für Gewissensfreiheit und gegen den Kriegsgötzen mit einer in andern Ländern unmöglichen Offenheit geführt haben, so wäre es in Frankreich und nun gar im republikanischen Deutschland unmöglich, daß solche unerschrockenen An-

kläger ihres eignen Landes wie E. D. Morel, der Gründer der Union of Democratic Control, ins Parlament gewählt werden. E. D. Morel hat dabei noch das Verdienst gehabt, in Dundee über Churchill zu siegen. Bei den Khakiwahlen von 1918 hat Lloyd George verstanden, den Chauvinismus der Massen so aufzustacheln, daß Männer wie Philip Snowden, George Lansbury, Fred Jowett, J. Ramsay Macdonald und Wallhead nicht gewählt wurden. Er hatte damals eine eigne chauvinistische Arbeiterpartei unter seiner Aegide begründet, die Nationaldemokratische Partei, die 10 Sitze erhielt. Heute, nach vier Jahren, ist sie vom Erdboden verschwunden. Dafür kommen neben jenen alten Vorkämpfern des Sozialismus diesmal jüngere, intellektuelle Kräfte, zum Teil aus alten politischen Familien, die früher im Lager der Liberal-Radikalen standen, und denen der Krieg die Augen geöffnet hat, als Sozialisten in das Parlament. Es sind dies vor allen Arthur Ponsonby, C. G. Trevelyan, Charles Roden-Buxton, Noel Buxton und H. B. Lees Smith. Man kann ruhig behaupten, daß in diesem Parlament die Arbeiterpartei eine völlig andre Rolle spielen wird als im vorigen. Solche Namen hat zur Zeit keine der übrigen Parteien aufzuweisen. Die Labour Party dürfte heut an die Bildung einer Regierung mit ihren eignen Kräften denken. Auch daß zum ersten Mal ein offizieller Kommunist, der außerhalb der Arbeiterpartei steht, in Schottland gewählt wurde, und daß Phillips Price, der bekanntlich außerordentlich starke bolschewistische Neigungen hat, und dessen Frau eine Deutsche ist, einst Sekretärin Karl Liebknechts, nur mit 51 Stimmen gegen einen Konservativen unterlegen ist, verdient erwähnt zu werden. Bedauerlich ist nur, daß Bertrand Russell, der einer alten aristokratischen Familie entstammende Gelehrte, dank seiner Haltung während des Krieges einer der bestgehaßten Männer Englands, in einem hoffnungslos bourgeoisen Wahlkreise aufgestellt war.

Der Erfolg der Sozialisten ist umso bemerkenswerter, als es in England fast keine Presse gibt, die diese Prihzipien vertritt, und die großen, auch von den Arbeitern gelesenen Blätter vor den Wahlen sich in den unsinnigsten Schmähungen und Verleumdungen der Arbeiterpartei und ihres Programmes gefallen hatten. Aber es ist in diesen ernsten Tagen, da stündlich über Europa durch die unheilvollen Kräfte des Nationalismus und Kapitalismus Katastrophen von unerhörter Tragik kommen können, von besonderer Wichtigkeit, daß im englischen Parlament unerschrockene Männer und Meister des Wortes die Prinzipien internationaler Solidarität und der Freiheit des Menschen vertreten werden. Die neue Tory-Regierung braut — stiller und klüger als Lloyd George, aber umso gefährlicher — allerlei Unheil zusammen. Lord Curzon, der gemeinsam mit Churchill einen weißen General nach dem andern nach Rußland gesandt und den Orient als Tummelplatz des britischen Kapitalismus betrachtet hatte, sucht mit Frankreich einen Handel abzuschließen, der am Rhein ebenso giftige Blüten tragen wird wie an den Dardanellen. Die Tory-Regierung in England, Mussolini in Italien, Poincaré in Frankreich, die steigende reaktionäre Woge

in Deutschland und der bis an die Zähne gerüstete Raubstaaten-
nationalismus in Mitteleuropa und auf dem Balkan: all das ist
eine siegreiche Allianz von erdrückendem Uebergewicht. Ob
und wieweit in diesem Höllenchaos die Stimme der Männer, die
in England während des Krieges als „conscientious objectors“
so mutig gefochten haben, hörbar sein wird, ist noch ungewiß.
Aber es ist sicher, daß ein großer Teil unsrer Hoffnung für die
Zukunft und unsres Mutes in der Gegenwart auf ihnen beruht.

Die Auslands-Missionen in Berlin von einem Deutschen

Es ist im allgemeinen nicht üblich, Auslandsmissionen im Inland zu
kritisieren. Von diesem Brauch soll hier nicht abgewichen wer-
den. Aber gewisse unter unsern Mitbürgern, beamtete und un-
beamtete, scheint es doch an der Zeit daran zu erinnern, daß auch
détresse oblige, daß es sich nicht ziemt, daß es nicht der Würde unsres
unglücklichen Landes entspricht, ständig an Festlichkeiten teilzuneh-
men, deren Kosten tatsächlich in der Hauptsache aus unserm Elend
bestritten werden.

In dem Vorkriegs-Berlin erfuhren von dem Leben der Auslands-
missionen nur exklusive Kreise des Hofes, der Diplomatie, der Aristo-
kratie, der Garde. Zudem spielte sich dieses Leben in herkömmlichen
Formen ab: die Ambassaden der Großmächte und eine oder die andre
Gesandtschaft gaben ihren Ball und Rout. Die Mark war 1 Schil-
ling, der holländische Gulden 1,70 Mark, der Schweizer Franken
80 Pfennige — man verkehrte nicht allein politisch und gesellschaft-
lich, sondern auch monetarisch auf dem Niveau vollster Parität.

Heute? Eine sehr große Zahl neuer Missionen sind hinzuge-
kommen, und nicht nur die russischen Randstaaten, die oesterreichi-
schen Nachfolgestaaten haben sich neu konstituiert — nein: auch
exotische Länder, deren Missionen früher ein verschwiegenes, ganz
bescheidenes Dasein fristeten, treten jetzt, valutastark, stolz und selbst-
bewußt, im neuen, ach, so fragwürdigen Berlin in die Schranken.
Wenn es lange genug dauert, werden noch die Fürstentümer Monaco
und Liechtenstein und die Negerrepublik Liberia ihre diplomatische
Vertretung hersenden, und es werden sich sicherlich Snobs finden, die
deren Feste verschönen.

Wenn man bedenkt, daß ein Jahresgehalt von 1000 englischen
Pfund, von 10 000 holländischen Gulden, von 2500 Dollars für etwa
20 bis 30 Millionen deutsche Papiermark kauft, so wird man ohne
weiteres begreifen, daß man mit diplomatischem Valuta-Einkommen alle
Schätze Deutschlands erwerben, daß man sich dafür herrliche Gold-
fuchsgespanne anschaffen, täglich Prunkfeste, Gelage, Maskeraden, Bälle,
Redouten veranstalten und doch noch mächtig thesaurieren kann.

Aber auch sehr viele Missionschefs mittelstarker, mittelgroßer,
ja kleiner Staaten von Europa, Amerika und Asien können mit un-
geheuern Millioneneinkommen in Berlin wohnen, können im aller-
größten — ihnen meistens ganz und gar nicht gewohnten Stil —
repräsentieren, können mit reichlicher Dienerschaft, mit Stadt- und
Touren-Autos ein Leben voller Wonne führen, ihren Damen kostbare
Perlen und beinah noch kostbarere Pelze an- und umlegen, kurz: sich
hier in einem irdischen Paradiese fühlen.

Mögen die Herrschaften unter sich ihre Feste feiern, wertvollste Sachwerte billigst einhandeln, wie Gott in Frankreich leben: das ist Sache ihres Landes und schließlich des Geschmacks. Nur sollen doch Deutsche sich hüten, dies Alles in unbegreiflichem Snobismus durch ihre Teilnahme zu sanktionieren. In dieser Wochenschrift ist jeder Gedanke an chauvinistischen Nationalismus ein für alle Mal verpönt, ist immer für ein einiges Europa, für Völkerversöhnung, für Friede und Eintracht gewirkt worden.

Aber es ist ein Maß in den Dingen. So unbedingt wir dafür eintreten, daß der geschäftliche Verkehr mit dem Ausland sich in vollster Offenheit, in allerverbindlichsten, höflichsten Formen vollzieht, so sehr muß uns abstoßen, daß man — während unsre Intelligenz Hungers stirbt, unser Mittelstand physisch und moralisch zugrunde geht — aus unserm Münzelend sich mästet.

Kein Mensch, der auf sich hält, wird schwelgerische Feste bei deutschen Kriegs- und Nachkriegsgewinnlern mitmachen, wird überhaupt zu großer Geselligkeit in dieser Zeit Neigung haben. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß mit den Vertretern des Auslands die amtlich und geschäftlich Berufenen sich hin und wieder zu privater Geselligkeit in kleinem Kreise vereinigen: aber diese Geselligkeit ist entweder mit würdiger Einfachheit zu erwidern oder abzulehnen. Alles Andre ist vom Uebel; mögen diplomaticusliche Holzböcke aus der diplomatischen Geselligkeit noch so viele Zeilen schinden.

Unsre „nationale“ Presse, die oft mit so elementarem Mißgeschick an falscher Stelle hereintapst, sollte in ihren eignen Kreisen darüber wachen, daß auf diesem Gebiet von deutscher Seite würdige Reserve geübt wird. Reichspräsident aber und Reichskanzler sollten die beamteten Organe in geeigneter Art darauf hinweisen, daß es für sie heute nur die eine Richtlinie gibt: unbedingte Zurückhaltung von allen Veranstaltungen des Luxus und der Ueppigkeit.

Wir sind arm und wollen und dürfen am wenigsten bei Denen schmarotzen, deren Glanz seine Existenz von unsrer Misere hat.

Der Zug nach Rechts **von Otto Flake**

In den französischen Zeitungen liest man jetzt, daß ein Senator das politische Parlament, als nicht ausreichend, durch ein Wirtschaftsparlament ergänzt sehen will, und daß auch in Frankreich die Jugend entweder nationalistisch oder kommunistisch sei.

Ganz wie in Italien, ganz wie bei uns, ganz wie morgen überall. Die Parole geht gegen die Demokratie, aber schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus: Die Parole geht auf Aktivität.

Halten wir den Kopf klar. Das Liebäugeln mit den alten Formen ist nichts als die Erinnerung an eine Zeit, in der es Sinn und Ordnung gab, Leute da waren, die befahlen, und andre, die sich unterordneten — eben weil man einen Sinn und eine Idee und ein Ziel sah.

Ich studiere seit langem den deutschen Nationalismus mit Interesse. Und habe an dieser Stelle kein Hehl daraus gemacht, daß man — ungeachtet aller seiner Plumpheiten — bei ihm

das finden konnte, was die Demokraten und die Regierungssozialisten schuldig blieben: Willen.

Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter: der Nationalismus war, vital gesehn, offenbar für breite Massen das Mittel, nach dem äußern Zusammenbruch nicht auch innerlich zusammenzubrechen. Er war eine Erscheinungsform der Selbstbehauptung.

Wem es nicht gefällt, der kann mich einen neuen Reaktionär nennen, die Clichés sagen nichts aus. Ich stelle fest, und Niemand kann es bestreiten: Vier Jahre hindurch weigerten die Deutschen sich so sehr, die neue Zeit mit einem Schuldbekenntnis zu beginnen und die Vergangenheit zu verfluchen, daß sich damit abfinden muß, wer es bedauert.

Die Bejahung der Republik entsteht bei uns, sofern sie entsteht, nicht aus dem Haß gegen die Monarchie. Den von vorn herein überzeugten Republikanern bleibt also nichts übrig, als in einem gewissen Grad — ich sage: in einem gewissen Grad — Frieden mit der Wahrheit zu schließen, daß statt eines Wechsels im günstigsten Fall eine langsame Entwicklung vorliegt.

Und ich meine, wir sollten klug sein. Die Republik ist da, die Monarchie hat, Bayern ausgenommen, keine Aussicht. Vier Jahre sind vergangen, es ist Zeit, Einzelheiten der Gegnerschaft zu vergessen und zufrieden zu sein, falls Eines erreicht wird: der gemeinsame Wille zum Land.

Das schließt eine ernsthafte und wiederum in gewissen Grad entgegenkommende Beschäftigung mit dem Nationalismus ein. Kürzer gesagt: eine Revision des Verhältnisses zum nationalen Bewußtsein. Dieses regeneriert, und das heißt, daß es nicht gewillt ist, sich schon jetzt durch den Internationalismus ablösen zu lassen.

Wenn man klare Vorstellungen von diesem hat, ist eine Synthese möglich. Internationalismus besaß nur für zwei Gruppen einen Sinn: erstens für Diejenigen, die den verschwommenen Begriff Pazifismus von vorn herein durch den allein brauchbaren der „zwischenstaatlichen Regelung“ ersetzten; zweitens für Sozialisten, die an den religiösen Charakter ihrer Doktrin glaubten, das heißt: daran, daß Sozialismus nicht nur eine Interessenvertretung sei, sondern auch eine derartig hinreißende Gesinnung erzeugen könne, daß in ihr die Begriffe Vaterland und Volk Werte zweiten Ranges würden.

Was den letzten Punkt betrifft, so wollen wir uns ebenfalls der Vorsicht befleißigen. Immer wird der Mensch sich ganz großen, universellen Ideen zuwenden, in denen Duldung und Gerechtigkeit total werden. Aber mit dem Satz: „Der Sozialist hat kein Vaterland“ öffnet sich der Weg nicht, sondern verschließt sich.

Kein Zweifel, daß der Völkerbund die Nationen, statt sie aufzulösen, nur umfaßt. Kein Zweifel, daß die Doktrin des Sozialismus ihre Ohnmacht dieser Erkenntnis gegenüber erwiesen hat. Nach hundert Jahren sozialistischer Organisation kann man ein Urteil fällen: Der Sozialismus hat es über das Materielle nicht hinausgebracht; er ist die selbstverständliche und notwendige und wünschenswerte Organisation zur Er-

kämpfung und Bewahrung der Interessen des arbeitenden Volkes, aber eine geistig-seelische Einheit hat er nicht erzwungen.

Der Kommunist wird sagen: eben darum müsse man Sozialismus als Kommunismus verstehn, der Sozialismus dürfe sich nicht darauf beschränken, Regulativ zu sein, sondern er müsse die Macht an sich reißen und sein Weltbild diktieren. Da ich weder an die Möglichkeit noch an die Wünschenswürdigkeit der Diktatur glaube, übergehe ich diesen Einwand, ich bin kein Kommunist.

Sobald man nicht Kommunist ist, sieht man sich darauf angewiesen, den Nationalismus in Rechnung zu stellen und sich mit ihm zu verständigen, will sagen: darüber zu wachen, daß erstens die Kräfte dieser Bewegung der höhern Idee des gemeinsamen Landes in kontrolliertem Quantum zugeführt werden, und zweitens, daß man das Nebeneinander von Nationen in ein Zugleich überführen kann.

Es gärt unter den jungen Leuten. Aber wir haben immer verlangt, daß es gäre, unser Haß gegen die Feigheit der Demokraten und den stumpfen Trottel Bürgertum war wohlberechtigt. Es gärt also unter den jungen Leuten, und sie sind Faszisten. Ruhig gesehn, bedeutet das nur, daß sie Aktivisten sind. Es ist nichts dagegen einzuwenden.

Wir sind ihrer Meinung, daß es mit der Regierung so nicht weiter geht. Aber es geht auch mit der deutschen Uneinigkeit, der deutschen Gehässigkeit, dem deutschen Schimpfen und dem deutschen Intrigantentum nicht so weiter.

Die blamablen und unsagbar peinlichen Versuche, unter dem Reichskanzler Cuno ein Kabinett zu bilden, sind der vollzogene und perfekte Selbstmord des Parteiwesens. Der Demokratie im Schulsinn, nicht der Demokratie als Idee.

Denn was treibt die Faszisten auch bei uns? Der Wille, mitzubestimmen und Gedanken, die man beisteuern möchte und für richtig hält, wirklich beizusteuern und als richtig durchzusetzen. Genau das aber ist Demokratie. Anteilnahme und Gemeinsamkeit; Mitreden und Eingreifen.

Nie kann moderner Faszismus mit Diktatur einer Kaste enden. Sein Sinn kann nur sein: die nachwachsenden, aus der Tiefe der Volkserregung drängenden Energien zu sammeln und nutzbar zu machen. Ich habe im Sinn dieses Sinnes nichts gegen den Faszismus. Die Kastraten im Parlament versagen. Man vergesse aber nicht, für ebenso wichtig und gefährlich die Beamten, Industriekapitäne und Bankregenten zu halten.

Und man hüte sich vor dem schlimmsten Fehler: der Ausschaltung der Politiker und der Unterwerfung unter die Wirtschaftler. Es ist ganz etwas Andres nötig. Nämlich Ergänzung und Vollständigkeit. Nicht die Demokratie ist der Feind, sondern die zu enge und schablonenhafte Demokratie.

Man muß den Parlamentarismus umgestalten. Die Methode, mit irgendwelchem viel zu allgemeinen und idealistisch frisierten Programm an die Wähler heranzugehn, ist schlecht. Man zerreißt die Wähler, man reißt sie aus ihrer Sphäre, in

der sie etwas verstehn. Jeder versteht nur das, was er ist, nämlich ausübt.

Man muß zu berufsständischen Wahlen kommen. Jeder gehört irgendwohin, der Arzt, der Jurist, der Schriftsteller. Jeder ist da ideell, wo er ganz real ist. Er soll real wählen. Eine Gesellschaft ist eine Hierarchie von Ständen. Es ist ein Parlament nötig, das eine Hierarchie zum Ausdruck bringt. Hierarchie ist natürlich, der heutige Wähler ist ganz unnatürlich.

Eine neue Ständeordnung kommt herauf, eine mit Demokratie durchtränkte. Einzelheiten gehören nicht hierher, ich will nur eine Idee zur Diskussion stellen. Unter Ständen verstehe ich nicht ein Klassensystem mit Vorrechten, sondern die Gliederung des Volkskörpers, der gedanklich durchgearbeitet werden muß: die Ergebnisse dieser Durcharbeitung sind zu projizieren in politische Vertretungen.
Stand heißt nichts als: der Punkt im Leben, auf dem Einer steht. Die Fabrik wählt, das Büro wählt, das Syndikat wählt, und die national-wirtschaftliche Versammlung führt die Geschäfte. Heute bin ich als Wähler ein Einzelner, also gar nichts, ein Mann, der dumm wie die Kuh am Scheunentor vor einem Plakat steht, auf dem Schwätzer schwätzen. Wenn etwas unser Land retten kann, ist es sein Wille, von den Schwätzern befreit zu werden.

Cunos Gastspiel-Ensemble von ***

Das selige Kabinett Wirfh ist ob der Verschiedenartigkeit des politischen Glaubensbekenntnisses seiner Mitglieder gelegentlich „Joseph mit dem bunten Rock“ genannt worden. Im Grunde genommen war es aber doch ganz schön schwarz und rot abgestimmt, abgesehen von den paar harmlosen Demokraten, die als weiße Unschuldslämmer dazwischen herumtrippelten und so die alten Reichsfarben vervollständigten.

Was sich dagegen Herr Cuno zusammengestellt hat, mutet doch reichlich farbenfreudig an: Deutsche Volkspartei vorherrschend, mit lebhaftem bayrischen Einschlag, besonders verkörpert im Staatssekretär der Reichskanzlei, Dr. Hamm, der einen starken Tätigkeitsdrang in sich verspürt und, trotzdem er nicht Minister ist, dem Kabinett seinen Stempel aufzudrücken beabsichtigt. Dazu der nicht grade siegreich, aber doch mit heilen Gliedern aus allen Kämpfen hervorgegangene Dr. Hermes, nominell noch zur Zentrumspartei gehörig, dort nicht sehr beliebt und immer schön mit einem Auge zu der Deutschen Volkspartei hinüberschielend. Dazu der Reichsverkehrsminister Groener, der zwar einen zweideutigen Spitznamen hat, sich aber über Mangel an Vertrauen in Arbeiterkreisen nicht beklagen kann. Dazu der politisch trotz seiner Aktenaffaire bei allen Freunden der Freiheit aus der Umsturz- und Uebergangszeit wohl akkreditierte Dr. Albert, einst Staatssekretär der Reichskanzlei. Dazu als unvermeidliche demokratische Beigabe in allen nachweimarischen Kabinetten der langjährige Zivil-Reichswehrminister Dr. Geßler. Und endlich wieder einmal ein richtiger Berufsdiplomat im Außenministerium: Herr von Rosenberg.

Wie Herr Cuno dieses Ensemble auf Einen Ton stimmen, wie er aus ihm eine geschlossene Front nach außen und nach innen machen

will, die in kritischen Momenten standhält, ist vorläufig noch sein Geheimnis. Er wirds umso schwerer haben, als die sogenannte „nationale Opposition" sich ihm gegenüber verdächtig wohlwollend verhält, während die Demokraten, mit der Zahl ihrer Sitze im Kabinett höchst unzufrieden, laut und vernehmlich grollen und die Sozialdemokratie bereits offenen Kampf angesagt hat. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß im Kabinett einige Männer sitzen, denen man auf Grund früherer Erfolge etwas zutrauen kann, und die daher auch diesem Kabinett einen gewissen Kredit sichern. Es ist, zum Beispiel, kaum anzunehmen, daß ein Mann wie Albert seine Anwaltspraxis so ohne weiteres aufgegeben hätte, nur um einmal Minister zu spielen. Da er 1918 auf Seiten der Freiheitsfreunde zu finden war und seitdem keine Zeichen erheblicher Sinnesänderung von sich gegeben hat, so muß er wohl Vertrauen, zu Cuno haben. Er hat wenigstens früher nicht zu den Strebern gehört, und in seinem Hause haben sich während des Kapp-Putschs die Führer der Massen gesammelt, an deren Widerstand dieses klägliche Unternehmen letzten Endes gescheitert ist. Dazu war damals fast eben so viel Mut nötig wie heute zum Eintritt in Cunos Gastspiel-Ensemble. Allerdings hat Albert sich ein Portefeuille ausgesucht, das nicht grade sehr viel Explosivstoff birgt. Lieber hätte man ihn im Ministerium des Innern gesehen oder auf seinem alten Platz im Staatssekretariat der Reichskanzlei.

Der Reichstagsabgeordnete Heinze, einst Vizekanzler im unvergeßlichen Ministerium Simons-Fehrenbach, hat sein altes Fachministerium wieder übernommen, Hermes sein Finanzministerium behalten, während das gefährlichste von allen Ministerien der preußische Landtagsabgeordnete Oeser übernommen hat: das Reichsministerium des Innern alias Polizeiministerium. Nach den Meldungen über Teuerungskrawalle und Plünderungen bald in dieser, bald in jener Gegend des Reiches ist auch hierzu einiger Mut erforderlich, denn man kann sich ungefähr vorstellen, welche Dimensionen die Wellen von Unruhen, die offenbar wieder einmal über ganz Deutschland hingehen, in diesem entbehrungsreichen Winter annehmen werden.

Sind die Aussichten für guten Eindruck und dauernde Erfolge in der innern Politik bei der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und der recht klapprigen Mehrheit im Parlament nicht grade roslg, so ist der Aspekt der äußern Politik von beklemmender Düsterkeit. Immer wenn Kanzler und Kabinette zu lange am Amte kleben, bleiben unheilvolle, zum mindesten unbequeme Erbschaften für den Nachfolger. Hinterließ Bethmann dem Seinigen eine nicht ganz eindeutige Friedensresolution, so hinterläßt das Kabinett Wirth das letzte Glied einer langen Kette von langen Noten, die an Deutlichkeit auch nicht eben Musterstücke sind. Wie wird sich damit der neue Außenminister abfinden? In der Behandlung von Personen und Dingen gilt Herr von Rosenberg als sehr geschickt. Es ist aber kein Geheimnis, daß er frühere Aufforderungen, in das Kabinett Wirth einzutreten, abgelehnt hat, weil ihm dessen „Erfüllungspolitik" zu weit ging. Woraus zu schließen wäre, daß er, wenn er schon die letzte Note des Kabinetts Wirth sich noch zu eigen macht, doch nicht darüber hinausgehen würde. Vielleicht ist die Gegenseite damit zufrieden. Darin aber hätte das Kabinett Wirth eigentlich auch im Amt bleiben können. Denn außenpolitische Erfolge sind doch für eine deutsche Regierung heute entscheidend, da sie auf die innen-

politische Wirtschaft wirken müssen. Für den Augenblick möchte man also hoffen, daß das Kabinett Cuno-Rosenberg-Hermes in letzter Minute noch irgendeine neue Programmnummer in den Reparationsstreit einschiebt, die weder das politische Gewissen Rosenbergs noch die finanziell denkenden und fühlenden Seelen der volksparteilichen Kabinettsmitglieder zu sehr belastet. Die erste Belastungsprobe ist schlimm ausgefallen. Sie kostete einen Minister. Freilich ist der Verlust dieses Ministers ein Gewinn für das Kabinett Cuno. Man hätte ihn aber lieber nicht erst hineinnehmen sollen. Außerdem wird dieser Mann mit den separatistischen Neigungen durch seine vierundzwanzigstündige Ministerlaufbahn nicht grade zum Evangelium der Reichsidee bekehrt worden sein.

Nachdem der Opposition so leicht geworden ist, den ersten Minister abzuschießen, legt sie bereits auf den zweiten an: auf Hermes, der Müller-Bonn empfohlen habe. Ob wahr oder nicht: um Hermes zu Fall zu bringen, muß man stärkeres Geschütz auffahren und den Standort der Batterie besser verschleiern. Vielleicht wird auch, was ein ebenso großer Gewinn wäre wie der Verlust von Müller-Bonn, als Nächster Becker-Hessen aufs Korn genommen, der am reinsten kapitalistisch Denkende, Redende und Handelnde aller Kapitalvertreter in der Regierung. Man versteht nicht recht, wie Cuno, der allgemein für einen klugen Mann erklärt wird, sich mit solchem Ballast schleppen konnte.

Der Fall Müller-Bonn hat in der Reichskanzlei ziemlich beschämend gewirkt.So etwas hatte man nicht beabsichtigt. Vielmehr schien grade dieses Kabinett eine gewisse Gewähr für eine vornehme und sachliche Personalpolitik zu bieten. Man würde ja auch aufatmen, wenn dem Drängen um die Staatskrippe endlich Einhalt getan würde, wenn über Neueinstellungen und Berufungen nach strengern Grundsätzen entschieden würde, als dies unter dem Kabinett Wirth der Fall war. Dieses Kapitel wird gelegentlich besonders zu erörtern sein.

Eine Ernennung steht noch aus: die des Pressechefs der Reichsregierung, des Mannes, der, ohne Minister zu sein, überall dabei ist, gewissermaßen überall sein mildes Licht leuchten läßt wie die unechte Perle im güldenen Reif. Oskar Müller ist gleichzeitig mit seinem Chef, dem Kanzler, aus dem Amte geschieden und wird nun bis zu seiner spätern Verwendung Dispositionsgehalt beziehen. Ebenso Herr Hemmer und verschiedene Andre. Keine billige Sache für das Reich. Wer wird nun kommen? Herr Dr. Hamm hat die Absicht, sich auf diesem Gebiet zu versuchen und die Sache gewissermaßen nebenamtlich zu machen. Aber es wird auch der Name eines zur Zeit in Hamburg tätigen demokratischen Journalisten genannt, der, wie Oskar Müller, früher einmal der Frankfurter Zeitung angehört hat. Das spräche für ihn. Nur weiß man nicht, wie er sich, wenn er seiner Vergangenheit treu bleibt, mit der Mehrheit des bunten Kabinetts abfinden wird. Denn der Pressechef der Reichsregierung muß d'accord mit dem Kabinett sein, da er ja doch gewissermaßen der Sprechminister außerhalb des Reichstages ist. Und wenn das richtige Echo kommen soll, so muß der richtige Ton angeschlagen werden.

Für das ganze Theater ist bezeichnend, daß Herr Oeser sich vorsichtigerweise nur für vier Monate Urlaub genommen hat, um dem Kabinett in dieser Zeit seine Dienste zu widmen.

König Richard der Zweite

Den Ewigkeitswert erhält Shakespeares Drama da, wo seine Aktualität für uns aufhört. Sieht man wie einen Sternschuß dieses Königs Ruhm vom Firmament zur niedern Erde fallen, so erinnert uns noch die Fassungslosigkeit vor so jähem Fall und die Fallhöhe selbst an das Ereignis von 1918 — dann aber gibt es keine Aehnlichkeit mehr; dann bleibt ein Regent von Gottes Gnaden an der niedern Erde oder den Niederlanden kleben, während einer von Shakespeares Gnaden bis in jenes Segment der Tragödie gelangt, das dem Passionsspiel benachbart ist. Die Schuld wird sich ihrer und des Fatums bewußt, aus dem sie entstanden ist, hat entstehen müssen, und dem Ernst ihrer Sühne tun Anwandlungen von Trotz, der auf bessere Zeiten pocht, keinen Abbruch. Im Deutschen Theater war es ein verdeutlichender Einfall des Regisseurs Berthold Viertel, daß er den entthronten Herrscher bei den Worten: „Habt Ihr mich überliefert meinem Kreuz . . .“ die Arme unter einemKreuz ausbreiten ließ. Religiöse Weihe soll von der Läuterung am Schluß eines Menschenweges ausgehen, dessen Musik mit den einzelnen Etappen ihren Klang wechselt, aber immer überirdisch schön ist. In keinem der Trauerspiele ist Shakespeares Lyrik, die nie undramatisch wird, ähnlich reich. Von der Flöte bis zur Drommete, bis zur Posaune des jüngsten Gerichts verfügt sie über alle Instrumente. Sie singt das ebenso ergreifende wie befeuernde Lied, das Schicksalslied, das Beethoven-Lied von der Ueberlegenheit der Bolingbrokes über die Richarde, der Eroberer über die Erben, der Täter über die Träumer — und von der Nichtigkeit dieser Ueberlegenheit, die zwar Glück zerstören, aber glücklich weder machen noch werden kann. Man steigt immer nur um einen Preis, der von armseligster Diesseitswährung ist, und den unterliegend zu sparen das einträglichere Geschäft in der Edelvaluta einer andern Welt zu sein pflegt. Dies die Moral von der Geschicht‘, da auch ein Meisterwerk der absoluten Poesie gewöhnlich eine Moral hat.

Das so beschaffene poetische Meisterwerk war schon ein stolzer Besitz der Bühne, bevor zu erwarten stand, daß sein Inhalt jemals zeitgemäß werden würde. Schon früher kümmerte man sich den Teufel um Lancaster und Plantagenet, sondern sah in der historischen Hülle nichts als die Menschen, die Shakespeares Odem für die Jahrhunderte belebt hat. Kein Zweifel, daß ein Kunstversteher von Viertels Rang nicht kurzsichtiger ist als unsereiner. Umso verwunderlicher, daß er die Herzogin von York samt ihrem beispielhaften Ausbruch von Mutterliebe gestrichen hat. Diesem Regisseur liegt die Weichheit nicht ganz so gut wie die Härte. Er baut stechende spitze Winkel auch dort, wo eine Rundung wohltuend wäre. Er will den kriegerischen Gegensatz zu Richards des Zweiten Schönlingstum scharf und schneidend herausarbeiten. Er hetzt und hämmert seine Helfer zu lauter kleinen Viertels, ohne daß doch ein Ganzes wird. Es ist heute bereits alte Schule, daß die Leute, wie aus der Pistole geschossen, mit

mechanisch gekrampften Gebärden auf einander zustürzen. Viertel hat derlei nicht mehr nötig. Er schlägt das richtige Tempo an und hälts durch. Er weiß, was das Wort gilt, und modelliert es; nur manchmal vergreift er sich in der Tonstärke. Ihm ist klar, daß man Shakespeare nicht einfach genug spielen kann. Seine Gefahr ist höchstens, daß ihm aus der Einfachheit Kargheit wird. Freilich nützt ihm keine noch so löbliche Intention, der die Schauspieler nicht gewachsen sind. Unverkennbar, daß ein Usurpator wie Bolingbroke, trotzdem er, Gegenspieler zu Richard dem Zweiten, ein Mann der eisernen Faust sein soll, als nun einmal von Shakespeare stammend in vielen bunten Facetten schillert. Leider nicht, wenn ihn Heinrich George, sonst keineswegs immer primitiv, so verkörpert: rothaarig, dumpf, laut, stramm, militärisch gehackt kommandierend. Aber die Hauptperson Ist imstande, Alles zur Nebensache zu machen.

Zwischen Matkowskys und Kainzens Richard war etwa ein Unterschied, wie ihn, Schiller zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung gemacht hat. Matkowsky glaubte ekstatisch an Richard und sein Gottesgnadentum: Kainz durchschaute ihn und kritisierte seinen Gottähnlichkeitsdünkel. Matkowsky litt seine Leiden: Kainz genoß sie. Matkowsky war ein Unband, eine lachende Wildheit, ein Uebermaß, das nach Naturgesetzen handelte und viel zu spät zur Selbstbesinnung gelangte: Kainz hatte diese Einsicht von Anfang an und wäre vielleicht nicht imstande gewesen, seinem Volke die Rolle eines eingesetzten Königs vorzuführen, hätte nicht einen noch höhern Grad als das Gefühl seiner Unzulänglichkeit seine Verachtung der Menschen gehabt, die beschwindelt werden wollen, also beschwindelt werden sollen. Matkowsky — seht, sein Auge, so leuchtend wie des Adlers, schießt hervor gewaltige Majestät ! Kainzens Richard hatte ein geistreiches Gesicht mit spöttisch herabgezogenen Mundwinkeln, mit durchdringend fragenden und erkennenden Augen und mit schlaffen Wangen, die zwar der Schauspieler Kainz unter allen Umständen schminken mußte, die aber, im ersten Teil, auch König Richard für seine Engländer geschminkt hatte. Daß dieser König die Herzöge von Hereford und Norfolk am Zweikampf hindert und aus eigner Machtvollkommenheit verbannt, geschah bei Matkowsky aus Uebermut: sein Urteil war das Gottesurteil selber; geschah bei Kainz einfach aus Gelangweiltheit: er will so schnell wie möglich zu vergnüglicheren Dingen — denn er weiß ja nicht, daß er die Gosford-Aue nur verläßt, um einem andern Todeskampfe beizuwohnen. Matkowsky höre ich noch mit dem ganzen Aufgebot seiner prachtvollen Mittel in das Zimmer des sterbenden Gaunt tollen. Kainz vermaß sich auf den ersten Blick nicht annähernd so freventlich: er stand ziemlich regungslos da; aber in seinem verkniffenen Ton war eine Bosheit, die schärfer traf als alles Ungestüm. Nach Matkowskys Auffassung von Richard dem Zweiten war psychologisch unanfechtbar, daß auf den himmelstürmenden König ein elegischer Gefangener folgte, wie für Kainz natürlich war, die leicht-

sinnige Blasiertheit und den unbekümmerten Hohn mit einer tief-
sinnigen Ironie und einer abwehrenden Lebensbitterkeit zu ver-
tauschen. Der Gefangennahme aber geht Richards Landung an der
Küste von Wales und die Begrüßung der heimatlichen Erde vor-
auf, und das war einer von den Momenten, wo Matkowsky durch
den ungehemmten Ueberschwang ungebrochener Empfindungen die
Bretter in Tränen ertränken konnte, während Kainzens schwatz-
freudiger König sich nur an dem Klang der schönen Worte be-
rauschte, die ihm bei dieser für eine Schaustellung so günstigen Ge-
legenheit einfielen; Ging uns Richards Schicksal deshalb weniger
nahe? Wars nicht eher umgekehrt? Kainzens König erlebte, kraft
seiner Nerven und seines Gehirns, die entscheidenden Wechselfälle
des Daseins mit einer ganz andern Bewußtheit, mit einer viel um-
fassendern und eindringlichern Beurteilung aller Konsequenzen, mit
einem unvergleichlich fruchtbarern Verständnis für die Kehrseite der
Dinge als Matkowskys Enthusiast, der seine Zukunft höchstens ohnte.
Matkowsky malte hier eine pompöse Dumpfheit: Kainz gab eine kalte
Klarheit, die uns darum nicht kalt zu lassen brauchte. Die Thron-
entsagung war für Beide am bezeichnendsten. Richards Antwort auf
die Frage, ob er auf den Thron verzichte, lautet: Ja, nein — nein,
ja ! Es war Kainzens Antwort, der sich im letzten Augenblick noch
einmal den Umfang des Verlustes zu Gemüte führte. Von Mat-
kowsky möchte man weit eher ein verzweifeltes: Ja, ja ! oder ein
machtvoll-trotziges; Nein, nein ! erwarten. Dann gingen Beide sterben,
und es war nach ihrem Leben leicht vorauszusagen, wie. Mat-
kowsky war erschüttert, daß es nun mit ihm zu Ende, und im Furioso
seines Schmerzes brach sein Schwächlingstum durch alle trügerischen
Hüllen. Er hinterließ die Welt nicht ärmer. Um Kainz wars
schade, weil er sich im Unglück höchst weise und höchst königlich
bewährte. „Auf, auf, mein Geist, den hohen Sitz zu erben, indes
mein Fleisch hier niedersinkt, zu sterben.“ Mit einem letzten Wort:
bei Matkowsky hatte das Fleisch in dieser Welt köstlich gelebt; bei
Kainz war man sicher, daß sein erstaunlicher Geist in jener Welt
weiterleben werde.

Für Moissi hätte gleich der erste charakterisierende Satz, daß
„dieses wilde, wüste Brausen nicht dauern“ könne, beseitigt werden
müssen. Dauern? Es hatte ja doch niemals begonnen. Wie im Schlaf-
rock saß auf dem Thron ein müder, spielerischer, weibischer Aesthet,
für den eigens Shakespeare das Bild von dem nimmersatten Geier der
Eitelkeit geprägt haben mochte. Es will was heißen, daß selbst Wil-
helms des Zweiten Erinnerungen keine so heftige Attacke gegen den
Monarchismus reiten wie diese Darstellung Richards des Zweiten. Der
sterbende Gaunt wird nicht von einem vermessenen Selbstherrscher
aller Briten freventlich herausgefordert, sondern von einem Fatzken
albern angeulkt. „Die Augen sind voll Tränen“? Nicht einmal die
Augen, geschweige denn das Herz. (Ein Tenor entfaltet, unbekümmert
um das Werk und um die Partner, ein paar Stunden seine Stimme, die

er selbst noch schöner, viel, viel schöner findet als der Hörer. Er ist von keinem Vokal herunterzukriegen. Und nun gar die Diphtonge ! Mit diesem Tremolo sind zehn Cavatinen von Puccini zu bestreiten. Schon Donizetti verlangt mehr Kraft. Aber der Fall ist für Scherze zu traurig. Dem jungen oder dem alten Moissi hätte Richard der Zweite wie angemessen gepaßt. Der Wandervirtuose geht auf Solisteneffekte, nicht auf Menschengestaltung, nicht auf eine Gesamtwirkung aus. Ihm ist es, hat man den Eindruck, um den Beifall eines Ausländerpublikums, das dem Schauspiel die Oper vorzieht, weils den Text nicht versteht , und dem man deshalb gut tut, die Melodie förmlich in die Ohren zu schmieren. Schauspieler von solchen Erfolgen, Erfolgen solcher Art und solchen Betrages, sind ja bedauerlicherweise nicht zu beraten. Sonst wäre man verpflichtet, diesem Moissi zu sagen, daß er auf schlechtem Wege ist.

Bataille und Dymow von Alfred Polgar

!m Deutschen Volkstheater wird ein Stück von Henri Bataille gespielt. Es heißt im Original ‚Tendresse', was der deutsche Bearbeiter nicht ohne Berechtigung mit „Zärtlichkeit" übersetzt. Held der dreiaktigen ‚Zärtlichkeit' ist ein angejahrter Akademiker, Theater-Dichter von Beruf. Nach den Proben, die man von seiner Dialog-Kunst zu hören bekommt, scheint er ein recht talentloser Schüler Henri Batailles und verdient das schwere dramatische Schicksal, das der Meister ihm bereitet. An des grauen Akademikers rechter Seite lebt eine rosige Frau. Sie befindet sich im Zwiespalt. Ihre Seele gehört dem edlen Gatten, ihr Nervensystem aber kann nicht Nein sagen, wenn unedlere Anfechtungen es bedrängen. Für den Gemahl geht sie ins Feuer, für den Liebhaber ins Bett. Der Akademiker kommt dahinter. Um Gewißheit zu haben, läßt er eine von ihm erwitterte Zusammenkunft der Frau mit ihrem Nerventröster von zwei hinterm Vorhang versteckten Stenographinnen (die armen, unschuldigen Mädchen so zu korrumpieren !) protokollarisch aufnehmen. Und dieses Protokoll liest er dann der Gattin als Szene seines neuen Werkes vor. Man wird begreifen, daß sie nicht viel andres tun kann, als zusammenzubrechen. Das Gleiche tut auch der Akademiker. Die in flagranti stenographierte Frau wankt aus dem Hause. Ich auch. Im dritten Aufzug, wie man mir erzählt, betritt sie es, zwei Jahre später, wieder; und der letzte Aktschluß dämmert über ein sexuell abgeklärtes Paar.

Das Stück ist unwahrscheinlich. Fassungslos starrt der Zuschauer in die papierne Weitläufigkeit dieses Deklamatoriums und versteht den Regisseur nicht, der für so was die Nerven und die Geduld hatte.

Die dramatische Besonderheit bekam der Abend von der schauspielerischen Seite her. Frau Mizzi Günther, in tausend Operettenschlachten mit Ruhm bedeckt, setzte hier zum ersten Mal den Fuß auf Theaterboden, auf dem nicht getanzt und, von Herrn Beregi mit seinem Hang zur schmelzenden Kantilene abgesehen, auch relativ wenig gesungen wird. Die Debütantin

zeigte vollendete Sicherheit und schüttete Sentimentales wie Munteres ganz leicht aus der Routine. Eine gewisse Scharfkantigkeit der Rede wird sich abschleifen lassen und das Restchen Mizzi im Spiel bald von der Marie absorbiert sein.

Das Deutsche Volkstheater fügte sich mühelos in den Rahmen der beliebten Diva.

*

'Nju' (von Ossip Dymow. Gastspiel Herr und Frau Moissi im Raimund-Theater.)

Eine Reihe von Szenen, in denen das Schicksal der kleinen Nju, die ihr Herz an einen Dichter verlor, sachte zum traurigen Ende geleitet wird (und noch ein Stückchen darüber hinaus).

Der „Dichter" ist eine Figur wie aus Glas: hübsch, kalt, hart, klingend. Er ist jung, aber er könnte auch ein paar hundert Jahre alt sein. Er hat so viel Distanz zu Menschen und Dingen ! Sein Hirn ist poliert wie seine Fingernagel. Er ist unverletzbar, konserviert im eignen Spiritus. Leid zerstört ihn nicht; es ist ihm nur eine schärfere Essenz in der Seelenküche, die er führt, der Feinschmecker. An diesen melancholisch glitzernden Burschen verliert sich die arme Nju, Als er locker läßt, fällt ihr Gefühl, von der eignen Schwere hinabgezogen, ins Nichts. Sie entschwindet wie ein Sternchen, das untertaucht in Morgendämmerung. Ist nicht mehr da und doch da.

Um den Gatten dunstet gesunde Brutwärme; Kinderchen und häusliche Zufriedenheit gedeihen in ihr, Sehnsucht welkt, Nju behandelt ihn mit infantiler, mit keuscher Grausamkeit.

Die Wesenszüge dieser drei Menschen hat Dymow zu einer „alltäglichen Geschichte" ineinandergeschlungen. Eine Geschichte voll leiser Drastik, voll Spott, Wehmut, Bitternis und Mitleid. Ein Dramchen in pointillistischer Art. Hingetupft, leicht und duftig. Der feinste Reiz dieser Szenen ist: ihr Knospenhaftes, ihr verheißungsvoll Geschlossenes. Eine Skizze ohne die Enttäuschungen der Reife und Fertigkeit.
Frau Moissi ist die Nju. Ihr schauspielerisches Wesen mag wohl um Einiges zu fest sein für solch zartes, gebrechliches Figürchen.

Dem Dichter gibt Moissi die verführerische süß-schwermütige Oberfläche. Der Eindruck, daß ihn das Theaterspielen erheblich langweile, war wiederum zwingend. Als stünde auf dem Zettel, neben dem: als Gast, „par bonté" oder „aus besonderer Gefälligkeit". Aber noch ein andres wurde diesmal klar, in der Szene zwischen Moissi und dem Gatten. Da zeigte er eine so liebenswerte Gewandtheit, sich aus der Affaire zu ziehen, so graziöse Unverfrorenheit, so niederträchtige Ueberlegenheit über das Pathetische, da fand er einen biedern Ton, der so ganz potenzierte Verschlagenheit und treuherzige Insolenz war, daß Jedermann spürte: hier sind Schätze zu heben für das Lustspiel, für das freche Konversationsstück, für die Komödie Oscar Wildes, Porto-Riches, Becques. Moissis Kunst hat höchst würdig das Kreuz getragen. In hoc signo hat sie sich ausgesiegt. Nun brauchte sie, scheint es, geistigen Klima-Wechsel. Il sole, madre, il sole !

Ballade vom ertrunkenen Mädchen von Bert Brecht

Als sie ertrunken war und hinunterschwamm
von den Bächen in die größeren Flüsse,
schien der Opal des Himmels sehr wundersam,
als ob er die Leiche begütigen müsse.

Tang und Algen hielten sich an ihr ein,
sodaß sie langsam viel schwerer ward,
kühl die Fische schwammen an ihrem Bein:
Pflanzen und Tiere beschwerten noch ihre letzte Fahrt.

Sieh, und der Himmel ward abends dunkel wie Rauch.
Und hielt nachts mit den Sternen das Licht in Schwebe.
Aber früh ward er hell, daß es auch
noch für sie Morgen und Abend gebe.

Als ihr bleicher Leib im Wasser verfaulet war,
geschah es (sehr langsam), daß Gott sie allmählich vergaß,
erst ihr Gesicht, dann die Hände und ganz zuletzt erst ihr Haar.
Dann ward sie Aas in Flüssen mit vielem Aas.

Schiffe, Preise, Banken von Morus

Amerika und England

Die Wahlen in England und Amerika sind vorüber. Aber während im Unterhaus die bisherige konservative Regierung auch weiterhin über eine ausreichende Mehrheit verfügen wird, haben die amerikanischen Neuwahlen der Partei Hardings eine schwere Niederlage gebracht. Um ein Haar, und der republikanische Präsident hätte, ebenso wie sein Vorgänger Wilson, die letzten zwei Jahre seiner Amtszeit gegen eine oppositionelle Kongreßmehrheit regieren müssen. Die republikanischen Machthaber werden sich jetzt, wo das Volk gegen sie gesprochen hat, umsomehr beeilen müssen, ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen und die protektionistische Wirtschaftspolitik auf möglichst lange Zeit hinaus festzulegen

Ein Vorstoß in dieser Richtung ist das Projekt, 30 Millionen Dollar zur Gründung einer neuen Dampfschiffahrtsgesellschaft durch den United States Shipping Board zur Verfügung zu stellen. Diese staatliche Schiffahrtsstelle — halb Wirtschaftsunternehmen, halb Kontrollbehörde — ist ein Ueberrest der Kriegszeit, wo in Amerika ebenso wie in andern Ländern die gesamte Handelsflotte in Staatsbesitz übergegangen war. Und während die amerikanischen Staats- und Finanzmänner von Europa die Auflösung unrentabler Staatsbetriebe verlangen, halten sie selbst den Shipping Board aufrecht, obwohl er große Zuschüsse erfordert. Der Grund hierfür ist, daß man mit Hilfe dieser Zentralstelle gewaltsam die amerikanische Schiffahrt zur Vormachtstellung bringen will. Die Kampffront ist ganz offensichtlich gegen England gerichtet. Während die Handelsflotte der Vereinigten Staaten vor dem Kriege nur dem zehnten Teil der englischen Tonnage gleichkam, ist sie heute, gleich der amerikanischen Kriegsflotte, fast ebenso groß wie die englische.

Zu dieser amerikanischen Expansionspolitik gehören auch die Verträge der United American Line und der United States Mail

Steampship Co. mit der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd, Verträge, die man bei uns gern als Zeichen besonderer amerikanischer Sympathien für Deutschland auffaßt. Gewiß waren diese Abkommen, namentlich der Harriman-Hapag-Vertrag vom Frühjahr 1920, für Deutschland notwendig und förderlich. Die deutsche Handelsflotte, das respektable Werk zweier Generationen, war von unsern Tirpitzen zugrunde gerichtet, und die 16 Milliarden Mark, die das Reich für den Wiederaufbau zur Verfügung stellte — bei dieser Gelegenheit „entdeckte“ Ballin den liebenswürdigen, verständnisvollen Referenten für Schiffahrtssangelegenheiten im Reichsschatzamt Herrn Geheimrat Cuno, und aus demselben kühlen Grunde wurde damals vom Generaldirektor des Lloyd Heineken Cunos Kollege Stimming entdeckt — also diese 16 Milliarden des Reichs hätten selbstverständlich nicht ausgereicht, um die deutsche Schiffahrt gegenüber der alten englischen und der neuen amerikanischen Konkurrenz auch nur einigermaßen in die Höhe zu bringen. Aber man darf darüber nicht vergessen, daß der vielgerühmte Harriman-Vertrag alles andre als eine amerikanische Liebesgabe war und nicht einmal, was weit unbedenklicher wäre, ein reines privatwirtschaftliches Abkommen, sondern ein bewußter Vorstoß Amerikas gegen England.

Amerikas plötzlich und künstlich hochgetriebene Schiffahrt hat einstweilen gegenüber dem ältern Frachtführer England einen wesentlichen Nachteil: sie arbeitet teurer; und daher war ihr eine enge Verbindung mit dem untervalutarischen, billigen Deutschland, mit dem alteingefahrenen Apparat der Hapag doppelt wertvoll. Zu welchen Mitteln im übrigen Amerika greift, um die englische Konkurrenz niederzuboxen, zeigt eine Affäre, die jetzt in England viel Staub aufgewirbelt hat. Dem amerikanischen Konsul in Newcastle wurde der Vorwurf gemacht, daß er Paßvisa nach Amerika nur ausstellte, wenn die Reisenden sich verpflichteten, zur Ueberfahrt amerikanische Linien zu benutzen. Aus der nachfolgenden Untersuchung ging der noble Konsul so rein hervor, daß man es vorzog, das amerikanische Konsulat in Newcastle — aufzulösen.

England empfindet den Anschlag gegen seine Flotte umso schwerer, als jetzt eben das internationale Geschäft und damit der Internationale Verkehr sich wieder zu heben beginnt. Ueberwunden ist freilich die Weltkrise noch lange nicht. Noch sind in England 1⅓ Millionen Arbeiter arbeitslos, und Woche für Woche erhalten die Unverheirateten von ihnen 16 sh., die Verheirateten 1 Pfund Sterling Unterstützung. Die Arbeitslosigkeit hat also England in den letzten beiden Jahren etwa ebensoviel gekostet wie Deutschland die Reparationen. Die Schwere der englischen Wirtschaftskrisis spiegelt sich am krassesten in einer Statistik der Konkurse wieder, die kürzlich veröffentlicht worden ist. Danach betrug die Zahl der Konkurse im Jahre 1919 noch nicht 1000, im Jahre 1920 2000 und im Jahre 1921 fast 5000. Die Verbindlichkeiten der zusammengebrochenen Firmen beliefen sich auf 22 Millionen Pfund Sterling, und rund 15 Millionen haben die Gläubiger dabei verloren.

Die wirtschaftliche Not des englischen Volkes hat politisch einen gehörigen Ruck nach links bewirkt. Der Sieg des Großindustriellen-Kabinetts Bonar Law stellt sich als Scheinsieg heraus, wenn man nicht nach der Zahl der errungenen Mandate, sondern der abgegebenen Stimmen geht. Die Labour Party, die Partei der Gewerkschaften, hat

zwar von den 615 Parlamentssitzen der neuen Kammer nur 138 erobert, aber von nicht ganz 14 Millionen Stimmen 4¼ Millionen auf sich vereinigt. Und hätte England nicht das verflixte, auf ein reines Zweiparteiensystem zugeschnittene Wahlrecht, sondernt ein Proporzsystem, so hätte die Labour Party nur 50 Sitze und nicht, wie jetzt, über 200 Sitze weniger als die Konservativen. Die englischen Torys sind aber nicht wie die deutschen Junker und die Stinnes-Leute politische Va-Banque-Spieler, sondern sie tragen rechtzeitig der Volksstimmung Rechnung und werden sich auch in der Wirtschaftspolitik, in der Reparationsfrage sowohl wie in der Schutzzollpolitik, nicht zu weit von dem Wege entfernen dürfen, den die Linke fordert.

Dollar und Preise

In Deutschland haben wir nun den Bürgerblock, die Hungernden werden noch etwas mehr hungern, und die Gesunden werden sich weiter gesund machen. Der Dollar fiel zwar nach dem Ausbruch der Wirth-Krise von 9000 auf 6000, aber das Verdächtige dieses Devisensturzes war, daß er, gegen alle Traditionen, von Berlin ausging und New York nur zögernd und widerwillig der berliner Bewegung folgte. Der Dollar lag in der letzten Woche wiederholt um 3 — 400 Mark fester als in der Burgstraße, und da doch nicht anzunehmen ist, daß die Regierung der Deutschen Volkspartei den berliner Börseanern so große Furcht einjagt, kann man sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß hier von sehr kapitalkräftiger Seite ein Druck auf die fremden Devisen ausgeübt worden ist. Von den dringenden Devisenkäufen der Industrie und des Großhandels, die bis dahin die Hauptursache der Aufwärtsbewegung gewesen sein sollten, war es auf ein Mal still geworden. Man wollte offenbar dem Standes- und Gesinnungsgenossen Cuno nicht das Auftrittslied verderben.

Aber während beim Anstieg des Dollars Produzenten und Handel im schnellen Heraufzeichnen der Preise wetteiferten, scheinen die ehrenwerten Leute den Rückgang des Dollars ganz zu übersehen. Das so heftig verfochtene Prinzip der Wiederbeschaffungspreise ist plötzlich vergessen, und die Verbände und Einzelunternehmer berufen sich jetzt auf die Herstellungskosten. Keiner ist in der Lage, auch nur einen Deut von den bisherigen Preisen abzulassen: sie haben sich alle, alle grade eingedeckt, als der Dollar über 9000 stand. Die Kohlensyndikate führen, ohne von der Besserung der Mark Notiz zu nehmen, die neuen Preiserhöhungen durch, und der Deutsche Stahlbund hat das merkwürdige Mißgeschick, daß in dem Augenblick, wo die Devisen fallen, „eine Reihe von verteuernden Faktoren“ eingetreten sind, „die die Verbilligung infolge des Rückganges der Devisen vollständig aufzehrten“, so daß auch die Stahlpreise nicht herabgesetzt werden könnten. Solange die Urproduzenten aber nicht die Preise abbauen, können es die Weiterverarbeiter und der Handel auch nicht. Der Kleinhandel, der sonst zuerst unter einem Preisumschwung zu leiden hat, kann diesmal umso länger die Preise hochhalten, als die Weihnachtszeit die Gefahr eines Käuferstreiks nicht aufkommen läßt. Die Industrie wird natürlich von den Agrariern noch ehrlich gemacht. Brot- und Milchpreise steigen weiter, auch wenn die Großhandelspreise für ausländisches Getreide und Vieh gefallen sind. Die Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel hat im letzten Monat eine ungewöhnliche Steigerung der Löhne zur Folge gehabt — der berliner Einzelhandel er-

höht im November die Oktobergehälter um über 80 Prozent, die Beamten erhalten von der zweiten Novemberhälfte an 48 Prozent mehr, die Erhöhungen der Arbeiterlöhne schwanken zwischen 50 und 100 Prozent. So sehr man den einzelnen, gewiß nicht zu üppig entlohnten Arbeitnehmern diese Einkommensaufbesserung wünschen mag, ist es volkswirtschaftlich bedauerlich, daß eben jetzt, wo die Preise von Rechts wegen sinkent müßten, die „zusätzliche Kaufkraft" die Nachfrage vermehrt und damit preissteigernd wirkt. So besteht die Gefahr, daß diese, vielleicht nur kurze, Periode der Markbesserung die Preisgestaltung unberührt läßt.

Banken-Inflation

Unter den Schilderungen, die die ausländische Presse in reichlichem Maße von Berlin entwirft, nehmen die Bankbauten unter den Linden und in der Behren-Straße stets einen hervorragenden Platz ein. Man kann es den Fremden nicht verdenken, wenn ihnen beim Anblick dieser Pracht- und Monstrebauten leise Zweifel an der deutschen Not kommen. Die Banken sind ja der Spiegel der modernen Wirtschaft. Liegt die Produktion und der Absatz darnieder, so geht es auch, wie man jetzt in England sieht, den Banken schlecht. Rauchen die Schornsteine, so blühen auch die Banken. Aber dieser natürliche Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Finanzinstituten, zwischen den Produktionsfaktoren Rohstoff und Arbeit auf der einen und Kapital auf der andern Seite scheint doch nur für normale Verhältnisse zu gelten.

In der deutschen Verfallswirtschaft der Nachkriegszeit ist die Blüte des Bankgeschäfts nicht ein Zeichen der Produktivität, sondern der Unproduktivität. Die Banken gedeihen nicht, weil das Geld besonders schnell zirkuliert, sondern sie quellen auf, weil es zu langsam zirkuliert, weil zu viel hin und her gehandelt wild, weil es zu viel Leute gibt, die von der Geldzirkulation und nicht von der Produktion leben. Die tausende und zehntausende von Bankangestellten, die hunderte von Bankgeschäften und Depositenkassen, die heute mehr da sind als vor dem Kriege, scheinen äußerst nützliche Glieder der Volkswirtschaft. Tatsächlich sind sie nur ein lebendiger Beweis dafür, wieviel schwerfälliger und kostspieliger der gesamte Wirtschaftsapparat geworden ist als früher. Die Vergrößerung des Bankgeschäfts mag vom privatwirtschaftlichen Standpunkt, das heißt: für die Bank selbst ein Gewinn sein — für die Volkswirtschaft ist sie ein Verlust.

Kein volkswirtschaftlich denkender Mensch kann sich nach den Erfahrungen des Krieges die Auffassung der ältern Sozialisten zu eigen machen, die den Handel für zwecklos und ausschaltbar ansahen. Der Handel hat in der modernen Verkehrswirtschaft so gut seine Funktion wie Produktion und Transportwesen. Aber der Handel darf nicht Selbstzweck sein, er muß stets auf ein Minimum reduziert werden. Wie der Transportweg der beste ist, der die wenigsten Umschlagstellen enthält, so ist auch die Wirtschaft die ertragreichste, in der zwischen Produzenten und Konsumenten möglichst wenig Stationen eingebaut sind. Das mögen sich auch die Herren der Behren-Straße vor Augen halten, die über die Unproduktivität der Staatswirtschaft sich nicht genug empören können, aber deren Neubauten das sinnfälligste Zeichen für die Unproduktivität der heutigen Privatwirtschaft sind.

Fechenbach-Protest

Es wurde allmählich Zeit, daß man sich in Preußen zu einer „Aktion“ für Fechenbach entschloß. In Bayern natürlich rührt sich nichts. Höchstens an den Stammtischen, wo man mit Hochprozentigem anstößt, danach aufstößt und schließlich „Vivant sequentes“ ausstößt.

Berlin hinwiederum liegt einige Kilometer davon entfernt, und da die Hitlers diese Strecke selbst mit Lastautomobilen und Sonder-Luxus-Schlafwagen nicht so schnell bewältigen können, war eine Protestversammlung zu riskieren. Allerdings, bei den miserablen Zeiten und wegen der Witterung, und Hochbahnstreik war auch noch, das Rauchen war ebenfalls nicht gestattet, und die Garderobe war vorher abzugeben — also der Herrenhaus-Saal wies bezeichnende Lücken auf. Man hat ja schließlich andre Sorgen.

Eine Bürgerkrone diesem Justizrat Max Bernstein. Fährt, ein Greis im Silberhaar, von München nach Berlin, hält hier eine Rede gegen das Fechenbach-Urteil und kehrt dann wieder seelenruhig nach München zurück. Wieviele würden das heute noch wagen? Nun denn: es wurde geredet und geflucht, man machte erregte und ironische Zwischenrufe, man ballte die Faust, man verlas Resolutionen, man protestelte.

Aber im Ernst: dieses Fechenbach-Urteil ist eines der spärlich gewordenen Ereignisse in Deutschland, bei denen man noch pathetisch werden muß, bei denen Pflicht jedes anständigen Menschen ist, für die anständige Sache sich einzusetzen, selbst wenn er von vorn herein überzeugt ist, daß es nichts helfen wird.

Bernstein erklärte, daß man weder den Richtern noch dem Staatsanwalt bösen Willen in die Schuhe schieben dürfte, und daß sie nicht bewußt ungerecht gewesen seien. Aus ihrer Erziehung, aus ihrer ganzen „Mentalität“ heraus hätten sie so geurteilt. Anders geartete Menschen könnten sich eben nicht in diese fremde Psyche hineinversetzen. Sehr objektiv. Aber das ist es ja eben ! Das ist es ja, warum es in diesem Lande so verzweifelt aussieht: weil sich hier zwei Psychen, zwei „Mentalitaten”, zwei Erziehungen gegenüberstehen, von denen die eine, die häßliche, gemeine, degenerierte, abgetakelte, auf der andern, der sittlichen, mit Nagelstiefeln herumtrampelt. Sollen wir Deutschen mit unserm dreimal verdammten Objektivitätsdusel (der nichts weiter ist als ein Mangel an Persönlichkeitswillen) denn

wirklich alles Entsetzliche entschuldigen, was sich seit Jahren begibt? Der Herr Staatsanwalt im Fechenbach-Prozeß konnte nicht anders? Wirklich nicht? Aber er konnte doch der Verteidigung vier Verhandlungstage hindurch die inkrimierten Zeitungsartikel der Angeklagten nicht vorlegen. Er konnte nicht? Nein, er wollte nicht ! Und daß der Untersuchunsrichter gleichzeitig der Vorsitzende war, das konnte nicht anders sein? Und daß der famose bayrische Justizminister später im Landtag bedauernd behauptete, die Verteidiger hätten mit der Forderung einer Verlesung der inkrimierten Artikel nur die Taktik verfolgt, die Anklage in lauter kleine Teilchen zu zerlegen, um leichteres Spiel zu haben, und daß allen Anwesenden, im besondern den Verteidigern, strengstens befohlen wurde, über einen großen Teil der Verhandlungen ewiges Stillschweigen zu bewahren, andernfalls sie ein Jahr ins Gefängnis spazieren würden — all Das konnte nicht anders sein? Ach, wir armen objektiven Narren !

Das Urteil des bayrischen Volksgerichtes ist unwiderruflich. Ein Wiederaumahmeverfahren ist ausgeschlossen. Das Urteil bedeckt einige hundert Schreibmaschinenseiten. Es beginnt bei Adam und Eva, verbreitet sich über das Wesen des Journalismus, kommt auf die Politik Deutschlands, Frankreichs, Englands und Rußlands zu sprechen, legt die politischen Richtlinien dieser vier Länder zueinander in apodiktischen Paragraphen fest, widmet dem intimsten Privatleben der Angeklagten (Briefe an die Braut) einige Erwähnung und zieht dann das bekannte Resümee. Schaudert euch?

Haftentlassung Fechenbachs, Revision des Urteils, Abschaffung des Volksgerichts? Eher geht ein Kamel durch die Ordnungszelle. Woran Ihr zu arbeiten habt, aber nicht nur heute und morgen, ist: mit allen Kräten jene „Mentalität“, jene Psyche, jene Erziehung zu vernichten, die sich jetzt noch so wohlig breit macht und mit stolzer Brust beispielsweise verfügt, daß München „die deutscheste Stadt“ sei. Deutsche, wenn euch das München von heute nicht eine Beleidigung und eine Demütigung eures Deutschtums ist, dann kapituliert. Wenn aber nicht, wenn Ihr an Fechenbach denkt und an Toller und zu gleicher Zeit an Lindström und Hitler, und wenn euch dann die Wut packt und der feste Wille, anständige Menschen zu sein und der Anständigkeit den Weg durch einen gräßlichen Sumpf zu bereiten: so handelt danach.

Und dann seid bedankt, Deutsche. Denn nur dann habt Ihr das Recht, euch so zu nennen.
Hermann Penzer

Stinnes als Verleger

Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung’ die einst in bessern Tagen zu einem Weltnachrichtenorgan vom Range der ‚Times’ werden sollte, bereitet Herrn Stinnes keine rechte Freude mehr. Zu spät sieht er ein, daß er sich in der Wahl seines Vertrauensmannes fürs Pressewesen geirrt hat. Man kann von Tirpitz in alle Geheimnisse der Flottenvereinsmache eingeweiht sein und muß doch nichts vom Zeitungsleben verstehen. Stinnes hat den Fregattenkapitän Humann als Verlagsdirektor so lange wie möglich zu halten versucht: nun will er ihn in ehrenvoller Weise kaltstellen, nämlich den weiland Kommandanten der Yacht Loreley in Konstantinopel zum Leiter der Schiffahrtsabteilung seines Konzerns machen. Auch der Chefredakteur Paul Lensch, der schwerindustrielle Sozialdemokrat, genießt bei seinen Brotherren keine besondere Sympathie. Ihm ist gelungen, die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung’ auf einen Ton zu stimmen, wie er in großen Blättern bisher nicht üblich war. Dabei zeigt sich, daß dem Professor der Nationaloekonomie die Kenntnis der politischen Zusammenhänge und der weite Ueberblick

fehlen. Die Folge? Daß Herr Lensch sich bisher vergebens bemüht hat, einen festen Kontrakt mit dem Verlag der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' abzuschließen. Wenn Stinnes ja wohl auch kapitalkräftig genug ist, um ein so kostspieliges Experiment wie die Fesselung Lenschs an sein Blatt zu wagen, so schmerzt ihn doch, von Humann und seinen Hintermännern falsch beraten worden zu sein. Denn dieser Fehlschlag hat nicht nur den Geldbeutel des Assyrierkönigs, sondern auch seinen Ruf als Politiker beeinträchtigt. Mit Zeitungen zu spielen, ist ein gefährliches Ding. Geld allein nutzt da ebensowenig wie die Schneidigkeit von Reichsmarineamt und Oberster Heeresleitung. Also wer kauft die D.A.Z.? Sie ist zur Zeit politisch und wirtschaftlich unwirksam und wird den Käufer noch eine Weile hohe Zuschüsse kosten. Aber schließlich sind schon andre Objekte lebensfähig geworden, und die Reichshauptstadt hat Raum für ein Weltblatt.
Botho Elfers

Mary Pickford

Wann endlich werden wir in Deutschland nicht nur uralte, unbedeutende und mittelmäßige amerikanische Filme zu sehen kriegen, sondern gute, oder, wie die Branche sagt, „erstklassige"? Bisher haben wir nur Chaplin, Fatty und vielleicht Viola Dana in guten, wenn auch nicht in ihren besten Leistungen gesehen. Rio Jim, Fairbanks, Hayakawa waren nur mit ganz unzulänglichen, für ihre Verhältnisse schlechten Filmen vertreten. Nazimowa, Rey und viele Andre sind uns überhaupt noch nicht vorgestellt.

Auch Mary Pickford wird der Kino-Gemeinde am Neppski-Prospekt in einem ihrer allerältestenFilme präsentiert, der schon vor Jahr und Tag in noch nördlichern Gegenden Berlins unter dem schönen Titel: ‚Mein lieber süßer Onkel Langbein' zu sehen war. Jetzt heißt er: ‚Das Waisenkind'. Er ist (an den Moden deutlich zu kontrollieren) reichlich zehn Jahre alt und gehört keineswegs zu Mary Pickfords bessern Leistungen. Trotzdem ist er unendlich viel erfreulicher als irgendein deutscher Film der letzten Wochen.

Inhalt: Das Findelkind, in üblem Waisenhaus großgeprügelt, heiratet, elegante Dame geworden, seinen unbekannten Wohltäter. Diese banale Geschichte wird denkbar banal und albern erzählt. Aber banal und albern ist immer noch besser als pathetisch und verlogen. Diese Sorte von amerikanischem Kitsch ist von einer entwaffnenden Kindlichkeit, die dem deutschen Kitsch leider gänzlich fehlt. Und selbst die dickste Sentimentalität wird fast immer durch einen däftigen Schuß Humor vermenschlicht.

Mary ist zuerst eine zwölfjährige Waisenhausgöhre. Diese ausgewachsene reizende kleine Dame von, aber mindestens, dreißig Jahren, sieht inmitten der übrigen fünfzig Waisenkinder keine Spur anders aus als die andern; genau so mies, genau so unansehnlich, eine vollkommene Proletariergöhre. Ohne die leiseste Spur Koketterie, unter gänzlichem Verzicht auf all ihre Hübschheit und Eleganz. Nur ihre schönen Augen sind im schmutzigen Kindergesicht schon dieselben wie in dem der eleganten jungen Braut. Det Scheenste aber sind die Beenekens. Mit denen macht sie Alles, wozu ihre Kolleginnen mit sämtlichen Augen, Zähnen und Kastagnetten zu klappern pflegen. Eine Liebesszene? Bloß mit die Beine !

Der heiratsbereite Onkel Wohltäter zieht sie auf den Schoß. Sie sinkt, sich sträubend, zu inm in den Sessel. Und nun sieht man bis zum Schluß nichts als die Rückenlehne des Sessels und ihre dahinter hervorragenden Beine. Und an diesen Beinen kann man ganz genau ablesen, was hinter der Lehne, im Sessel passiert. Erst strampeln sie voll kriegerischer Entrüstung. Plötzlich sind sie ganz still, und nur der eine Fuß biegt sich in seliger Verzückung einwärts. Dann sind sie ein paar Sekunden ganz, ganz still. Und endlich beginnen sie ein leises, sanftes, in sich vergnügtes Gebammel. Die Verlobung ist da — der Film ist aus. Ist das nicht eine reizende Art, einen Film zu beenden?

Aber der Wahrheit die Ehre ! So reizend Mary Pickford ist: in diesem Film hat sie Kollegen und Kolleginnen, die sie weit übertreffen. Die Waisenhauskinder ! Nicht die mit ihr gleichaltrigen. Denen ist sie gewachsen. Aber die ganz kleinen ! Da ist ein süßer kleiner, kokett-melancholischer Hemdenmatz, der Freddy heißt, und ein o-beiniger Purzel, der so klein ist, daß er überhaupt noch keinen Namen hat. Und die beiden legen, ganz alleine, ein paar Szenen hin — der eine ganz bewußt, ganz schauspielerische Leistung; der andre ohne eine Ahnung zu haben, daß er gefilmt wird — und es gibt auf der ganzen Welt nicht einen Kino-Schauspieler, der aus diesen Szenen nicht enorm viel lernen könnte.

Und dann sind da sechs oder sieben Babys, die die Flasche kriegen — zwei kleine Chinesen oder Javaner oder sowas sind darunter — , und da kann sich dann allerdings die ganze erwachsene Konkurrenz beerdigen lassen.

Woraus wieder einmal zu ersehen ist — aber das habe ich nun nachgrade oft genug gesagt.
Hans Siemsen

Liebe Weltbühne !

Vor einiger Zeit gastierte in Hamburg der ‚Blaue Vogel'.
Kurz darauf eröffneten einige unternehmungslustige Leutchen, zwar mit Geld, aber ohne Idee, ein garantiert literarisches Cabaret. Dazu erklärte E. Z., der witzigste deutsche Theaterdirektor: „Der Blaue Vogel in Scheringscher Uebersetzung."

Antworten

Waterkantler. Dein ‚Hamburger Correspondent' dessen Niveau nicht einmal eine berliner Zeitung jemals erreichen wird, schreibt: „In der bolschewistischen ‚Weltbühne' . . ." Wie ein journalistischer Söldling der Deutschen Volkspartei beschaffen ist: das glaubte ich ergründet zu haben. Aber ein Blatt wie die ‚Weltbühne' sogar öffentlich bolschewistisch zu nennen: das ist ein so guter Witz, daß man dafür dem ‚Hamburger Correspondenten' alle Geistlosigkeiten, die er seit 192 Jahren verübt hat, verzeihen kann.

Gesellschaftskritiker. „Niemals", lese ich irgendwo, „hat es wohl ein schöneres Wangenrot gegeben als das von mir angefertigte." Sollte der liebe Gott persönlich? Aber es ist ein Kosmetischer Salon, ein Schönheitsbureau, das da spricht. „. . . als das von mir angefertigte. Selbst dem schärfsten Auge ist es nicht möglich, mein Wangenrot zu erkennen. Es ist auch gleichzeitig für die Lippen verwendbar und wird in den höchsten Damenkreisen angewendet." Da habt Ihr Alles — Alles habt Ihr da: den Talmiglanz, die Universalität und die höchsten Kreise.

Hans Siemsen. Ich stelle auf Ihren Wunsch fest, daß auch Sie an der ‚Roten Nachtigall' nicht beteiligt sind.

Carl Meinhard. Sie sind einer der beiden berliner Theaterdirektoren, die Mut haben, nämlich den Mut, der einem Mann Ihrer Zunft unter Umständen teuer zu stehen kommen kann, den Mut: der Kritik die Wahrheit zu sagen, mit der sie selbst so verschwenderisch umgeht. Aber Sie werden unsre Freude an dieser selten gewordenen Zivilcourage beträchtlich vermindern, wenn sie aus der Gegenwart, deren Zustand weiß Gott dazu herausfordert, ihn wahrheitsgemäß zu schildern, in die Vergangenheit blicken, die ein bewegliches Temperament wie Sie längst vergessen hat, sodaß Sie von ihr ein Bild entwerfen, welches ein Zerrbild wird. Sie gedenken, im B. T., Ihres Meisters Otto Brahm, der vor zehn Jahren gestorben ist, und Ihr glühender Enthusiasmus reißt Sie zu diesen drei Sätzen hin: „Er starb als künstlerisch Geachteter . . . Es gehörte in den letzten Jahren zum guten Ton, Brahm als völlig erledigt anzusehen . . . Daß er nicht nur körperlich vorzeitig gebrochen starb, daß er die fragwürdige Genugtuung eines verspäteten Wiedererkennens nicht erleben sollte, ist noch tragischer für uns als für Otto Brahm selbst." Wenn das stimmt — wieso es dann für uns noch tragischer wäre als für Otto Brahm selbst, das begreif ich zwar nicht. Aber was Sie da, lieber Carl Meinhard — selbstverständlich im allerbesten Glauben — verüben, ist eine derartig krasse theaterhistorische Fälschung, daß Sie sich schon gefallen lassen müssen, berichtigt zu werden. Meine Legitimation werden Sie nicht anzweifeln. Denn Keiner hat Otto Brahms Schwächen schärfer bekämpft als ich. Und ich habe zu seinem fünfzigsten Geburtstag geschrieben: „Ich möchte heute die göttliche Idee Otto Brahm auszudrücken versuchen, und das geschieht dadurch, daß ich sage, was in seinem Wesen schön, an seinem Wollen rein, von seinem Können groß ist. Die Idee Otto Brahm ist: ein schlichtester Wahrheitsfreund. In dieser Zusammensetzung sind alle drei Bestandteile gleich wichtig: die Schlichtheit, die Wahrheitsliebe, die Freundestreue . . . Er weiß, was er will, was er soll, was er darf, was er kann . . . Er hat als Theaterdirektor viel weniger für die deutsche Literatur als für die deutsche Schauspielkunst getan. Aber was er für die Schauspielkunst getan hat, ist unvergänglich . . . Das Ensemble ist, für die Arbeiten seiner paar Hausdichter und für Ibsen, noch heute das beste der Welt und erschüttert selbst in kleinern Dichtungen durch seine Seelen- und Nervenkunst tiefer als irgendein andres Ensemble in den stärksten Dramen der Klassiker. Im Ineinanderwirken aller Kräfte liegt der Zauber. Aus der Stim-

mung des räumlichen und gesellschaftlichen Milieus wachsen Menschen und Vorgänge heraus. Durch fugendichte Geschlossenheit, durch straffe Abrundung in der Darstellung wird das Bühnenbild vollendet. Unter Abrundung ist nicht etwa Glättung zu verstehen, sondern die erschöpfend congeniale Wiedergabe der Eigenart des Werkes. Selbst die kleinen Leute, denen die Fähigkeit fehlt, für sich hervorzuragen, haben von den großen Mustern Einfachheit und Natürlichkeit gelernt und helfen an ihrer Stelle das Ganze stützen." So ich vor beinah achtzehn Jahren. Von diesem fünfzigsten Geburtstag im Februar 1905 bis zum Todestag im November 1912 hat Otto Brahm Hymnen über sich gelesen wie niemals ein deutscher Theatermann. Es gehörte in seinen letzten Jahren zum guten Ton; ihn als völlig erledigt anzusehen? Es gehörte zum guten Ton, in Krämpfen der Verzückung von ihm zu reden. Woran man ihn schließlich gewöhnt hatte, geht am bezeichnendsten vielleicht daraus hervor, daß er einen Gratulanten wie mich nicht anders nannte als seinen „Feind Jacobsohn". Die gebührende Schätzung wurde zu einer Ueberschätzung, die ihm nach seinem schweren Anfängen durchaus zu gönnen war — aus der aber heute Unterschätzung, ja, künstlerische Aechtung zu machen wirklich nur einem hemmungslos sprudelnden Phantasten wie Ihnen, lieber Carl Meinhard, möglich ist.

Reisende. Meidet Bayern !

Gutgläubiger. „Gesichtspunkte für die Gefechtsausbildung der Infanterie in der Verteidigung und im Angriff. Auf Grund der Kriegserfahrungen von Hauptmann Waldemar Pfeiffer." Das wird wohl für Soldaten sein, denken Sie. Der Waschzettel aber besagt: „Das Buch wird von jedem Interessenten wie Reichswehr-, Sipo- und Schupo-Offizier gern gekauft." Denn der Polizei-Offizier in Deutschland muß seine Leute zum Gefecht ausbilden. Zum Gefecht gegen das Publikum.

Götzenanbeter. Ja, das ist eben zweierlei: Madame Legros und Emile Zola bewundern — , und zu handeln wie sie. Dabei verlangt man von Ihrem Heinrich Mann nicht einmal, daß er handle. Er sollte nur schreiben. Aber es schreibt sich leichter zu Gunsten toter Franzosen, deren Ruhm unumstritten ist, als zu Gunsten lebendiger Deutscher, die schuldlos im Zuchthaus sitzen. Geht mir mit euern Götzen.

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika	1 Dollar	Italien	12 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortllch für die Anzelgen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Des Kaisers Flucht nach Holland

von Karl Friedrich Nowak

Spa. Villa des Generalfeldmarschalls. Die Frage des Aufenthaltes, den Kaiser Wilhelm nehmen sollte, wurde erwogen. Es galt seine persönliche Sicherheit. Aus der Villa Fraineuse, die einsam lag, sollte der Kaiser zunächst in den Hofzug übersiedeln. (Admiral von Hintze sprach davon. Ueber das Sturmbataillon Rohr, die Feldgarde des kaiserlichen Hauptquartiers, über seine Zuverlässigkeit waren schwankende Gerüchte um Umlauf. Bei den Funkern waren — dies wußte auch der Erste Generalquartiermeister — Unregelmäßigkeiten bereits geschehen. Aber General Groener lehnte es ab, irgendein Urteil über das Sturmbataillon zu fällen oder überhaupt über eine Nachricht oder ein Gerücht, das aus dem Orte des Hauptquartiers stammte. Denn der Kommandant des kaiserlichen Hauptquartiers, bei dem die Kenntnis seines Machtkreises, der Vorgänge darin und der Verantwortung ausschließlich sein mußte, war Generaloberst von Plessen. Die Nachricht, daß 10 000 Matrosen anrückten, erklärte der Generalquartiermeister für unsinnig.

„Ich mache nur noch aufmerksam:
Wenn der Kaiser abgedankt hat, so kann er reisen, wohin er will.
Wenn er nicht abgedankt hat, darf er das Heer nicht verlassen.
Nicht abdanken und das Heer verlassen, ist eine Unmöglichkeit.“

Er wollte sich an dem Thema nicht weiter beteiligen. Er wollte kein Wort mehr sagen. Sein Gefühl war, daß er ins Leere sprach. Daß Niemand ihn, Niemand seinen Standpunkt begriff.

Der Generalfeldmarschall erklärte bedrückt:

„Im äußersten Notfall kommt ein Uebertritt nach Holland in Frage. Keinesfalls in die Schweiz,“

Admiral von Hintze zeigte große Unruhe:

„Wenn der Kaiser reisen will, so muß der Beschluß frühzeitig gefaßt werden, damit man noch früh genug; die holländische Regierung über das Auswärtige Amt verständigen kann.”

Die Beratung wurde aufgehoben. Endgültiges beschloß man nicht. Generalfeldmarschall und General Groener fuhren in die Kaiservilla. Schweren Herzens wiederholte im Wagen der Marschall: „Im äußersten Notfall kommt ein Uebertritt nach Holland in Frage.”

*

Im Salon der Villa Fraineuse besprachen sich in der fünften Nachmittagsstunde Kaiser, Marschall und Admiral. Generaladjutanten und Flügeladjutanten, Admiral Scheer und General Groener wurden gerufen. Kaiser Wilhelm verabschiedete sich. Nicht in feierlicher Form, fast nebenher im Gesprächston. Der Oberbefehl sei dem Generalfeldmarschall übertragen. Händedruck für Admiral und General.

Dann noch zum ersten Generalquartiermeister:

„Mit Ihnen habe ich, nachdem ich den Oberbefehl niedergelegt habe, nichts mehr zu tun, Sie sind württembergischer General.“

Der Kaiser sprach ohne ausgesprochene Haltung. Größte innere Unruhe strahlte dennoch von ihm aus. Er beherrschte sie.

Marschall und General kehrten in ihre Büros zurück.

Am Vorabend zwischen 6 und 7 Uhr nahmen der Admiral von Hintze und Freiherr von Grünau alle nötigen Verbindungen auf, um die Reise des Kaisers zu sichern. Der Gesandte von Lancken wurde in Brüssel, der deutsche Konsul Moraht in Maastricht, der deutsche Gesandte im Haag wurde gesucht.

*

Der Kaiser war in Gellschaft der Generale von Plessen und Marschall zurückgeblieben, nachdem der Feldmarschall und General Groener gegangen waren. Gegen acht Uhr verließ er selbst mit dem Generaloberst die Villa, um den Hofzug aufzusuchen, wo die Abendtafel war. Aber der Kaiser erschien allein: der Generaloberst war noch einmal zur „Obersten Heeresleitung“ gefahren.

Dort hatte der Erste Generalquartiermeister die Abteilungschefs und Generalstabsoffiziere zur Beratung über die Lage versammelt:

„Es ist in Frage gekommen — eine Abreise nach Holland. Ein Entschluß ist noch nicht gefaßt.“

Der anwesende Flügeladjutant des Kaisers widersprach:

„Der Entschluß ist soeben gefaßt worden.“

Bei dem Feldmarschall und bei General Groener erschien unmittelbar darauf der Generaloberst von Plessen. Er verabschiedete sich, da der Kaiser reisen wolle. Im Hofzug setzte man sich eben zu Tisch. Der General von Gontard neigte sich zu Freiherrn von Grünau. Er flüsterte:

„Wir reisen nicht.“

Freiherr von Grünau wurde um 8 Uhr 45 Minuten ans Telephon gerufen. Vom Kasino des Generalstabes sprach der Admiral von Hintze. Er räte in seinem eignen und auch im Namen des Feldmarschalls, daß es bei der Abreise bleibe. Auch wegen der Kaiserin.

Der Freiherr brachte die Meldung dem Kaiser zurück. Vorgeneigt, den Andern unhörbar, berichtete er leise. Am Tische nickte der Kaiser nur kurz.

„Also gut, dann fahren wir morgen.“

Freiherr von Grünau trat zurück. Die Reisedispositionen vom Nachmittag, mit dem Admiral von Hintze, mit den Hofchargen, mit dem Chef des Automobilparks besprochen, traten wieder in Kraft Der Freiherr begann, die überflüssigen und geheimen Dokumente zu verbrennen.

Im Kasino traf um 9 Uhr 45 Minuten die Meldung vom Hoflager ein:

„Der Kaiser reist nicht.“

Trains und Bagagen zogen, von der Front her, in Unordnung, mit roten Fahnen vorbei an Spa. Aber noch war Ruhe im Hauptquartier.

*

Morgens um 5 Uhr rollte aus dem Bahnhof in Spa der kaiserliche Zug. Langsam glitt er einer kleinen, vorbestimmten Haltestelle zu, dicht an der Stadt, und hielt. Kaiser und Gefolge schritten durch das Dunkel einer nahen Straßenkreuzung zu. Kleine Handlaternen leuchteten. An der Kreuzung vier Autos.

Kaiser und Gefolge stiegen ein, der Kaiser mit dem Generalobersten von Plessen und seine beiden Flügeladjutanten in den zweiten Wagen. Die Autos fuhren in der Richtung auf Verviers davon.

Man kam in Eysden an. Später traf der Hofzug ein, der von rückwärts in den holländischen Bahnhof geschoben wurde. Die Lokomotive wurde abgekoppelt. Sie sollte in Deutschland bleiben.

Der holländische Grenzposten war erreicht. Vor dem Backsteinhaus der Wache mußten Kaiser und Gefolge warten. Der Kommandant von Maastricht, den die Wache aufrief, traf nach einer Dreiviertelstunde im Auto ein. Der holländische Gesandtschaftsattaché aus Brüssel kam mit ihm.

Kaiser und Gefolge begaben sich zum Hofzug. Sie wanderten fünfzehn Minuten zu Fuß. Der Hofzug rollte. Menschenmengen auf den nächsten Bahnhöfen. Johlen, Pfeifen und Schreien.

Der Hofzug rollte nach Amerongen. Seine Vorhänge waren heruntergelassen.

Ein Stück aus dem neuen Buche Karl Friedrich Nowaks, das nach dem ‚Sturz der Mittelmächte' das ‚Chaos' behandelt, so heißt und im Verlag für Kulturpolitik zu München erscheint.

Wirtschaftsführer von Frank Faßland

XVIII.
Wilhelm Cuno

Als Albert Ballin, der schon in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch sich selbst nicht mehr recht die Kraft und die Lust zum Wiederaufbau seiner Hamburg-Amerika-Linie zutraute, nach Männern Umschau hielt, in deren Hände er das schwere Werk legen, oder auf deren Arme er sich doch dabei stützen könnte: da blieben seine Augen besonders auf zwei Persönlichkeiten haften. Merkwürdigerweise waren das zwei Männer, die nicht im Schiffahrtsgewerbe, in den Reedereikontoren und im Getriebe des Hafenlebens aufgewachsen waren wie er selbst, ja die sogar bis in die Reife ihrer Mannesjahre dem praktischen Wirtschaftsleben ganz ferngestanden hatten. Der eine — der Rangordnung nach (wie sie Ballin sah) der zweite — Bernhard Huldermann, kam von der Zeitung her. Aber er war eigentlich nicht das, was man einen geborenen Journalisten, einen fixen, hellen, gewandten und betulichen Allerweltskerl nennt. Eher herb und verschlossen war dieser Huldermann, karg und knapp in der Rede, und die Hamburger beklagten sich nicht selten, daß es äußerst schwer sei, mit ihm warm zu werden. Aber sachlich, treu und zuverlässig war er, und von einer hohen Fähigkeit der Einfühlung in große Gedankengänge und in die Seele schöpferischer Menschen, die sie erdacht hatten. Ballin, dessen Vertrauter und Vertrauensmann in wichtigen wirtschaftlichen und politischen Dingen Huldermann war wie kein Andrer, schätzte ihn wohl im wesentlichen richtig ein, als einen guten zuverlässigen Arm im geistigen, nicht subalternen Sinne, aber doch nicht als einen Führergeist, der an die Spitze eines großen weltenweiten Wirtschaftsorganismus wie der Hamburg-Amerika-Linie gehörte.

Einen solchen selbständigen Führergeist sah Ballin in dem andern seiner beiden bevorzugten Mitarbeiter: in Wilhelm Cuno,

den er als zuständigen Geheimrat bei den Verhandlungen mit dem damaligen Reichsschatzamt über das Wiederaufbaugesetz für die deutsche Handelsflotte kennen und schätzen gelernt hatte. Ballin, der ja selbst ein genialer Verhandler war (wenn auch natürlich viel mehr als das), der im Verhandeln sich zur sachlichen und psychologischen Konstruktion emporhob, der es verstand, durch Verhandlungen sich Menschen und Dinge so zu modeln, wie er sie brauchte, fand hier einen Beamten, der ganz frei von Bürokratismus war, der, so tief er auch in der Sache stand, doch geistig frei genug war, sich in entscheidenden Augenblicken über die Sache zu erheben. Dem großen Reeder, der von Beamtennaturen sonst nicht grade viel hielt, weil er wußte, daß sie sich fast immer in Enge und Unfreiheit verloren, imponierte die geschmeidige Klugheit des jugendlichen Geheimrats, der sich ihm, dem überlegenen Meister der großen internationalen Schifffahrtspools, am Verhandlungstisch während heißer Schlachten gewachsen gezeigt hatte. Und da er sich seine Leute holte, wo er sie fand, da ihm Vorbildung und Routine nichts oder doch etwas leicht Erlernbares, Begabung und Sinn für das Wesentliche alles waren, so zögerte er nicht lange. Ebenso wie er ein Dutzend Jahre früher den als brauchbar erkannten Journalisten an seine Seite gerufen hatte, ebenso berief er jetzt den tüchtigen Geheimrat in das Direktorium seiner Gesellschaft, zweifellos aber nicht aus den Gründen, die schon seit ein paar Jahrzehnten viele industrielle Gesellschaften veranlaßt hatten, einflußreiche und gutangeschriebene Staatsbeamte in ihre Verwaltungen hinüberzuziehen. Jene wollten sich durch solche Berufungen nicht so sehr die persönlichen Kräfte wie die guten Verbindungen der engagierten Beamten sichern, sie meinten, es werde ihnen im Verkehr mit den maßgebenden Behörden die Wege ebnen, wenn sie einen Eingeweihten und Einflußreichen gewannen, der die Türen genau kannte und die Personen, die vor den Türen die Schlüssel und hinter den Türen die Feder führten.

An solche Dinge hat Ballin sicherlich zuallerletzt gedacht, als er Cuno in die Hamburg-Amerika-Linie zog. Er wollte die Kraft des Mannes, wollte seinen Kopf. Und trotzdem er in Cuno, nachdem dieser ein paar Monate neben ihm im Bureau gearbeitet hatte, den gegebenen Nachfolger für sich sah, konnte er doch, da er ja (ein weißer Rabe unter den Wirtschaftsgrößen) den Staat nicht weniger liebte als seine Hamburg-Amerika-Linie, im Gespräch mit politischen Freunden darauf hinweisen, daß hier eine diplomatische Begabung neuer und moderner Art heranwachse, die sich der Staat einmal verschreiben könnte und sollte, wenn die alte zünftige Diplomatie abgewirtschaftet hätte und nicht mehr weiter wüßte. Vorläufig aber hatte sich nicht der Staat einen erfolgreichen Kaufmann, sondern der kaufmännische Unternehmer einen fähigen Staatsbeamten verschrieben. Und als Heineken, der Nachfolger Wiegands in der Generaldirektion des Norddeutschen Lloyd sein Amt niederlegte, glaubte man in Bremen, es der hamburgischen Konkurrenz gleichtun zu müssen, und sicherte sich in C I. Stimming den andern Geheimrat, der neben Cuno im Reichsschatzministerium die Frage der Wiederaufbauentschädigungen bearbeitet hatte. Innerer Zusammen-

hang oder zufällige Duplizität der Ereignisse? Wollten die Bremer für kommende schwierige Verhandlungen einen ebenso einflußreichen, ebenso routinierten „Staatsmann“ wie die Hamburger gewinnen, oder hatte die von praktischen Kaufleuten so viel gescholtene Bürokratie da auf ein Mal zwei kaufmännische Genies ausgebrütet, die den Vorrang vor allen autochtonen Praktikern der Wasserkante verdienten?

Cuno — um wieder zu ihm zurückzukehren — arbeitete nur ein knappes Jahr neben dem Meister: dann brach die Katastrophe über das deutsche Volk herein, die auch zur Katastrophe des armen Ballin wurde. Der Aufsichtsrat der Hamburg-Amerika-Linie trat zusammen und erfüllte den Willen des Verstorbenen, nicht nur aus Pietät, sondern weil er sich selbst davon überzeugt hatte, daß Cuno unter den Direktoren der Hapag derjenige war, der das Maß für den Posten des Führers hatte. Wilhelm Cuno, damals zweiundvierzigjährig, trat an die Spitze des Weltunternehmens, dem nun noch der Rest der ehemals so mächtigen Welthandelsflotte und Seegeltung durch den Schiffsablieferungszwang des Versailler Friedens genommen wurde. Was war übrig geblieben? Ein stolzes Firmenschild ohne Substanz, eine große Organisation ohne Materie, ein wohlgeschultes Heer von Beamten und Seeleuten ohne Beschäftigung. Die ersten Monate brachten eine traurige, aber nicht leichte Arbeit: Demobilmachung und Abbau. Der Menschenapparat wurde dem verkleinerten, ach so sehr verkleinerten Geschäftsradius angepaßt. Es galt die Richtigen auszuscheiden, die Richtigen zu halten, den Etat zu entlasten und doch die Möglichkeiten der Wiederherstellung nicht zu gefährden. Aber nicht lange beschränkte sich die Hamburg-Amerika-Linie auf diesen unvermeidlichen Liquidations- und Restrinktionsprozeß. Die alten Schiffe waren fort, aber der alte Geist regte sich wieder, er regte sich jugendstark in dem neuen Mann.

Cuno reiste als erster von allen deutschen Schiffahrtsdirektoren, fast als erster von allen deutschen Kaufleuten nach Amerika (kein kleines Wagnis für die damalige Zeit, in der die Kriegsstimmung drüben noch nachwirkte und jeder Deutsche mit kaum verhehlter Unfreundlichkeit betrachtet wurde). Er sondierte vorsichtig das Terrain, ohne seiner und seiner Gesellschaft Würde auch nur das Geringste zu vergeben, er spähte nach Möglichkeiten aus und packte die beste, nicht die erste, die sich ihm bot, beim Schopfe. Und brachte den Harriman-Vertrag nach Hause, der — so kurze Zeit nach Abschluß des Krieges — in Deutschland mit Verwunderung, im feindlichen Ausland, und nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in Amerika, mit bissigem Aerger betrachtet wurde. Cuno hatte mit scharfem Blick die Konstellation erkannt. In Deutschland hatte man die Organisation, die seemännische und schiffswirtschaftliche Erfahrung, aber keine Schiffe. In Amerika hatte man endlich durch den Krieg Schiffe bekommen (Schiffe, die auf amerikanischen Werften gebaut, und deutsche Schiffe, die in amerikanischen Häfen beschlagnahmt worden waren), aber es fehlte drüben die Erfahrung auf dem Gebiete der Linienschiffahrt, es fehlte das Personal, es fehlte die eingearbeitete Organisation. Cuno und der junge

Harriman, dieser nicht nur der Sohn seines Vaters, sondern selbst ein heller, unternehmender und vorurteilsloser Kopf, fanden sich zu einem Vertrage, der anfangs nicht nur in Amerika, sondern merkwürdigerweise auch in Deutschland neben überwiegender Zustimmung nationalistischem Widerspruch begegnete. Die Schiffahrtsorganisation der deutschen Gesellschaft sei an das amerikanische Kapital ausgeliefert, so hieß es in einer gewissen deutschen Presse, die der Hapag vorbehaltene Beteiligung von fünfzig Prozent an dem gemeinsamen Liniendienst sei nur eine auf Täuschung berechnete Formalität — denn wo seien die Schiffe, mit denen die Hamburg- Amerika-Linie diesen fünfzigprozentigen Anteil an den Fahrten wirklich effektuieren könne? Nun, diese Schiffe waren zu der Zeit, wo der Vertrag abgeschlossen wurde, nicht vorhanden; aber sie sind inzwischen gebaut worden. Daß dieser Bau in so verhältnismäßig kurzer Zeit schnelle Fortschritte machte, daß die Hamburg- Amerika-Linie heute bereits wieder über eine eigne Flotte von 36 Seedampfern mit einer Gesamttonnage von 150 000 to verfügt und auf allen wichtigen Routen eigne Schiffe laufen lassen kann, daß für diesen neuen Schiffahrtspark nicht ein unwirtschaftlich luxuriöser Paradetyp, sondern zunächst nur schlichte, zweckmäßige, den wirklichen Bedürfnissen und Verhältnissen Deutschlands angepaßte, im Betrieb sehr oekonomische Mischtypen zwischen Personen- und Frachtschiff gewählt wurden: das alles war nicht zuletzt das Verdienst Wilhelm Cunos. Die wenigen Jahre, die seit dem Abschluß des Harriman-Vertrages verflossen sind, haben auch bereits den vollgültigen Beweis dafür geliefert, daß die Hamburg-Amerika-Linie keineswegs dem amerikanischen Kapital ausgeliefert worden ist. So viele finanzielle und wirtschaftliche Vorteile die Hapag auch aus dem Gemeinschaftsvertrag ziehen konnte: ihre Selbständigkeit und ihr deutscher Charakter sind ihr bewahrt geblieben.
Und das gleichgeordnete, fruchtbare und gradezu herzliche Zusammenarbeiten mit den Amerikanern tritt umso vorteilhafter in Erscheinung, wenn man es in Vergleich stellt zu viel weniger befriedigenden Verträgen, die andre Schiffahrtsgesellschaften mit amerikanischen Interessenten abgeschlossen haben. Diese Vertrags- und Wiederaufbautätigkeit, die Cuno in seinen hamburger Jahren entfaltet hat, ist als positive Leistung nicht gering zu bewerten, und wenn auch ein gewisses lokalpatriotisches Hamburgertum hier und da an Cunos Leistung und an seinem Wesen mit der Feststellung herummäkelte, „er sei doch bei alledem kein Ballin“, so hat man in Hamburg jetzt, wo man ihn hergeben mußte, recht wohl das Gefühl, daß man keinen schlechten Mann verloren hat.

Wirklich verloren, für immer oder auch nur für lange Zeit?
Diese Frage werden die nächsten Monate, vielleicht schon die nächsten Wochen beantworten. Cuno selbst hat, als er die Berufung zum Reichskanzleramt annahm, gewiß nicht den Hintergedanken gehabt, daß seine Kanzlerschaft nur eine Episode sein werde und sein solle, daß er seine hamburger Stellung nur mit kurzem Urlaub verlasse, um nach Absolvierung eines widerwillig unternommenen politischen Rettungsversuches möglichst schnell wieder auf seinen viel angenehmern, leichtern und einträg-

lichern Privatposten zurückzukehren. Nachdem er sich einmal zur Uebernahme der ihm angetragenen dornigen Aufgabe entschlossen hatte, war es ihm sicherlich tiefer Ernst mit dem Versuch, seine ganze Kraft an die Lösung dieser Aufgabe zu setzen. Die Frage, ob er starker und geschmeidiger Staatsmann genug ist, um die vielleicht schwerste Aufgabe, die jemals einem deutschen Staatsmann gestellt worden ist, zu bezwingen — diese Frage läßt sich aus seinen (nicht in allen Punkten ganz glücklichen) Anfängen kaum beantworten. Sie bliebe wahrscheinlich auch unbeantwortet, wenn er schon nach wenigen Wochen an der unglückseligen Konstellation und an dem kleinlichen Zwist der Parteien oder an widrigen außenpolitischen Hemmungen scheitern sollte. Jeder politische homo novus bedarf einer gewissen Anlaufs- und Schonzeit, bis er sich in die Geschäfte einarbeitet, an das schwierige politische Milieu gewöhnt, bis er das technische Drum und Dran so sicher in die Fingerspitzen bekommt, daß er den Kopf ganz frei hat für das Wesentliche und sachlich Wichtige. Aber die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland erlauben leider solche Atempause für die Installierung eines leitenden Staatsmannes nicht, und so kann es leicht kommen, daß der Reichskanzler Cuno bereits über irgendeinen Strohhalm stolpert, bevor er noch Zeit findet, seine volle Kraft für die Wegräumung der Balken einzusetzen, die auf dem Wege der deutschen Entwicklung liegen. Eine starke erobernde Instinktnatur, die sich mit ein paar festen und glücklichen Griffen ins Zentrum der Begebenheiten und ins Zentrum des allgemeinen Vertrauens schwingen kann, ist der neue Mann ja offenbar nicht — er ist ein Mann des Ausgleichs, ein kluger, anpassungsfähiger Verhandler und Organisator, der Nützliches zu wirken vermag, wenn er eine tragfähige Grundlage unter den Füßen hat. Aber für den Politiker Cuno kommt es grade darauf an, sich diese tragfähige Grundlage erst selbst zu schaffen, und das ist mit einem Kabinett, wie er es gebildet hat, wie er es bilden mußte, ohne Zweifel recht schwierig. Er kann sich nicht auf Vertrauen stützen, sondern muß Mißtrauen überwinden, und dies ist immerhin bedauerlich, denn der Mann ist jedenfalls viel besser als das Kabinett, das seinen Namen trägt.

Besser im Intellekt und auch besser in der Gesinnung, Das hat er schon damals bekundet, als er nach dem Kapp-Putsch aus der Deutschen Volkspartei austrat, da ihm deren Verhalten in Hamburg während der Putschtage nicht ganz einwandfrei erschienen war. Er hat es auch jetzt wieder bekundet, da er dem an ihn als führenden Wirtschafter gerichteten Rufe trotz schweren persönlichen Einbußen Folge leistete und die Büchse auch dann nicht ins Korn warf, als ihn nicht nur wichtige Parteien, sondern auch seine privatwirtschaftlichen Kollegen (mehr Interessenten als er) im Stiche ließen in einem Augenblick, wo es nach dem vielen fruchtlosen und leichtfertigen Kritisieren für sie galt, sich zur Verantwortung zu bekennen. Dieser Cuno ist auch keineswegs, wie ihm die Kommunisten bei seinem ersten Auftreten im Reichstage zuriefen, ein „Aufsichtsrat der Stinnes-Gesellschaft“. Im Gegenteil: er ist bereits in seiner privatwirtschaftlichen Tätigkeit mehrfach dem großen Inflationskönig,

dessen angeblich aufbauende, in Wirklichkeit aber zersetzende Tätigkeit er am eignen Leibe zu spüren bekam, mit resoluter Energie entgegengetreten. Zum Beispiel: als er den Mühlheimer, da dieser von seiner hamburger Seeschiffahrts- und Ueberseehandelsgesellschaft aus verdächtig nach der Herrschaft über die Hamburg-Amerika-Linie schielte, ohne viel Federlesens aus dem Aufsichtsrat der Hapag hinauswarf. Die Stimmung zwischen Beiden ist seit der Zeit, wie es heißt, noch immer recht kühl. Wenn Cuno sich zu dem Programm der Stabilisierung bekannt hat, so ist es ihm zweifellos damit überzeugter Ernst. Und den klaren, aber gewissen Geldentwertungsspekulanten nicht sehr angenehm in die Ohren klingenden Worten seiner Einführungsrede, daß Keinem aus säumiger Steuerzahlung ein Vorteil erwachsen dürfe, daß die Steuerkraft des deutschen Volkes aufs Aeußerste angespannt werden müsse, und daß Devisenspekulation ohne wirtschaftliches Bedürfnis ein verabscheuungswürdiges Verbrechen am deutschen Volke sei, scheint er die Tat folgen lassen zu wollen. Denn unbeschadet der Mitwirkung des für die Entwertung der Zwangsanleihe hauptsächlich verantwortlichen Becker-Hessen in seinem Kabinett soll seine erste Handlung auf steuerpolitischem Gebiete darin bestehen, daß die Zwangsanleihe trotz aller Geldentwertung in voller Höhe der ursprünglich geforderten Goldmilliarde eingezogen wird. Hoffen wir, daß diesem Mann die Tatkraft erwächst, die Buchstaben des Programms, das er übernommen hat, mit dem Geist der Verwirklichung zu durchdringen, die zur Mitarbeit Willigen um sich zu versammeln, den Widerstand der Unwilligen zu brechen und aus seinem jetzigen Notkabinett eine Regierung zu bilden, die seiner und des deutschen Volkes würdig ist.

Donald Wedekind von Ferdinand Hardekopf

Wenn Donald Wedekind noch lebte, wäre er einundfünfzig Jahre alt. Er war ein Bruder des Erdgeist-Dichters, hat in der Schweiz, in Italien, Frankreich, Deutschland, Amerika gelebt und sich am 5. Juni 1908 erschossen, zu Wien, im Alter von siebenunddreißig Jahren. Es gibt von ihm eine Anzahl kleiner Bücher, betitelt ‚Bébé Rose', ‚Das rote Röckchen' und so; sie enthalten Novellen von schwermütig-leichtfertiger Tonart, die idyllisch-frivolen Anekdoten eines modemen Boccaccio. Nach Erledigung dieser Galanterien schrieb Donald Wedekind sein Hauptwerk, den Roman ‚Ultra montes', an dessen Weiterleben ihm gelegen war, und auf den ich deshalb zurückweisen möchte.

Dieses Buch, von dreihundert Seiten, ist ein Weltanschauungs- und Experimentalroman. Es wurzelt in lieblichster Erde und entwickelt sich zur Utopie. Es trägt seine Beobachtungen und Forderungen ausführlich vor, höflich, leise, manchmal etwas ironisch, niemals auffällig. Der Roman ist sehr gut arrangiert, mit vorausahnender Regie und kühler Sicherheit aller Vorbereitungen. Damit das Experiment gelinge, mußten die auftretenden Personen psychisch isoliert werden. Dem dient ihr gemeinsamer Aufenthalt auf dem Schlosse Wildegg, einem weitläufigen Renaissancebau inmitten der Wälder des eidgenössi-

schen Kantons Aargau. Auf diesem Schlosse hat der Autor (eben-
so wie Frank Wedekind) seine Kindheit verbracht; jetzt etabliert
er dort eine deutsch-schweizerische Patrizierfamilie, der er, mit
großer chemischer Gewandtheit, Nordisches und Südliches bei-
fügt: ein skandinavisches Ehepaar und einen Jüngling aus Mai-
land. Danru läßt er die affinités électives, die Wahlverwandt-
schaften, wirken. In Frage kommen politische, religiöse und
sexuelle Anziehungen. Hier ergeben sich lange Gespräche, bei
denen Baron Thorsten Silferström das didaktische Wort führt.
Ihm hat der Autor seine eignen Ansichten überlassen, und diese
Ansichten sind durchaus autoritär. Donald Wedekinds, eines
weltmännischen Zigeuners, Liebe gehörte dem orthodoxen
Katholizismus. Die Rückkehr nach Rom und, fast im Sinne
Rousseaus, die Rückkehr zur Natur: das verschmilzt diesem
Romancier zu einer einzigen, innigen Illusion . . .

All seine Zärtlichkeit aber hat er auf die fünfzehnjährige
Maria gehäuft, des Schloßherrn anmutiges Töchterlein. Diesem
Kinde will er nicht nur die konfessionellen Nöte, auch die
sexuellen ganz leicht machen und vermählt es deshalb, kaum ist
das gesetzliche Alter erreicht, dem hübschen Giovannino, der
auch fast noch ein Knabe ist. Diese Ehe ist programmatisch.
Das ganz junge „Elitepaar von Menschen“ wird „ein Geschlecht
gründen, wie es dem Weltzustande hundert Jahre voraus ist.
Wir stehen vor einer Amalgamierung der Völker . . .“ Der
Roman endet mit dem Bericht über ein Wunder, das vollbracht
wird von einem Bildnis der Jungfrau Maria.

‚Ultra montes’ ist im Jahre 1903 bei Costenoble zu Jena
erschienen.

Zwei Tage vor seinem Tode hat Donald Wedekind mir den
folgenden Brief geschrieben:

Wien, am 3. Juni 1908.
Hotel Palace, Mariahilferstraße 99-

Mein lieber Ferdinand Hardekopf !

Ich habe Sie heute testamentarisch zum Rechtsnachfolger in
meinen sämmtlichen Autorrechten ernannt. Diesbezügliche Meldung
wird Ihnen mit ziemlicher Sicherheit von Wiener amtlicher Seite zu-
gehen. Hier nur noch wenige Worte zur Erklärung.

Ein Hauptgrund, warum ich Sie als Verweser und als Rechts-
nachfolger meiner litt. Arbeiten wünsche, ist Folgendes:
Ich habe alle Ursache anzunehmen, daß meine nächste Verwandt-
schaft nach meinem allfälligen Dahinscheiden mein Andenken in der
Oeffentlichkeit so schnell wie möglich zu löschen suchen wird.
Dazu würde ihr eine Erbfolge, wie sie ihr ohne testamentarische
Verfügung zufiele, die beste Handhabe bieten. Diesen Schluß muß
ich aus dem Antagonismus ziehen, in dem ich seit Jahren in
ethischer und confessioneller Beziehung zu meiner Familie stehe,
und der sich jetzt, da ich augenblicklich Hilfe brauche, in einer
vollständigen, bürgerlich wohlberechneten Nichtberücksichtigung
meiner äußeren Lage dokumentiert. Bemerken Sie es wohl, mein
lieber Hardekopf, dieses ganz menschliche Verhalten einer kleinen
Gruppe von Leuten, die es mit viel Aufgabe von sittlichen und reli-
giösen Besitztümern wieder zu etwas bringen mußte, berühre ich

ohne jedwelchen Groll gegen die Persönlichkeiten. Aber ich möchte andererseits auch nicht, daß über mein Ableben hinaus die Früchte vernichtet werden, die meine Werke bringen können und bringen werden, weil sie zufällig einem kleinbürgerlich nur auf ein gewisses Wohlbehagen spekulierenden Künstlerensemble nicht in das Programm passen. Dabei ist als am gefährlichsten unbedingt mein litt. Bruder Frank einzuschätzen, der, vielleicht noch nicht einmal bewußt, aber geschäftlich-instinktiv, mit meinem Andenken einen Cult treiben würde, der mir, von seiner Seite gewidmet, die Ruhe im Grabe rauben würde.

Also, mein lieber Hardekopf und Freund, ich denke, jetzt verstehen Sie mich. Nicht erwarte ich von Ihnen, daß Sie auch nur die leiseste Hand rühren zu einer schnelleren Propagierung meiner Werke, sondern nur, daß Sie unsere Verleger beaufsichtigen und natürlich von Ihrem materiellen Rechte, das Ihnen durch die Verfügung zukommt, nach bestem Dafürhalten Gebrauch machen.

Nochmals, mein höchst eigennütziger Zweck ist bei meinem Verhalten der, zu verhindern, daß natürlich Berufene nicht in unberufener Weise das Werk verderben, das ich aufzurichten mir Mühe gegeben habe, damit mein Andenken so erhalten bleibe, wie ich es im Sinne meines Romans wünschte.

Seien Sie gegrüßt von Ihrem, allweil getreuen

Donald Wedekind.

Child, Bosel, Rabbethge von Morus

Erdöl-Politik

Die Monroe-Doktrinäre von Washington haben, allen guten Grundsätzen zum Trotz, den amerikanischen Botschafter in Rom nach Lausanne geschickt, um für das Reich Rockefellers Eroberungen zu machen, und Mr. Child hat in der geheimnisvollen, kargen, gewichtigen Art, wie die amerikanischen Delegierten neuerdings in Europa auftreten, erklärt, daß das vor zwei Jahren in San Remo abgeschlossene Petroleum- Abkommen zwischen England und Frankreich „nicht mit den Grundsätzen der wirtschaftlichen Gleichberechtigung übereinstimme“. In San Remo war zwischen dem französischen Senator Beranger und dem englischen Vertreter Sir John Cadman vereinbart worden, daß die beiden englischen Gruppen, die Shell Combine und die Anglo-Persian Oil Co., zusammen mit 60 Prozent, die französische Gruppe und die amerikanlsche Standard Oil Co. mit je 20 Prozent an den mesopotamischen Feldern beteiligt werden sollten. Die Frage ist inzwischen durch die Wiedererstarkung Rußlands und der Türkei erheblich kompliziert worden. Das englische Völkerbundsmandat über Mesopotamien, gegen das bisher nur Amerika intrigierte, wird nun auch von der Angora-Regierung angefochten, und England scheint bereit, den Petroleumbezirk von Mossul politisch den Türken zurückzugeben, wenn den englischen Interessenten die Petroleum-Konzessionen garantiert werden.

Auch in Lausanne zeigt sich wieder, daß man den großen Kampf zwischen der englischen und der amerikanischen Petroleumgruppe nicht bis zu Ende austragen will, und daß namentlich England bestrebt ist, zu einem gutlichen Ausgleich, womöglich gar zu einer trustartigen Verbindung mit der Standard Oil Co. zu gelangen. Im Juli dieses

Jahres ist bereits im Haag, auf der politisch so unergiebigen Ruß-
land-Konferenz, zwischen Deterding, dem Generaldirektor der zur
Shell Combine gehörigen holländischen Royal Dutch, dem englischen
Finanzmagnaten Samuel von der Shell Co. und dem Generaldirektor
der Standard Oil Bedford eine Verständigung über die russischen
Quellen von Baku und Grosny angebahnt worden, und wenn jetzt
die mesopotamische Petroleumfrage friedlich geregelt würde, so wäre
wieder ein Schritt zum Welttrust getan.

Daß der Kampf um das Erdöl viel mehr noch als die frühern
Kämpfe um Kohle, Gold und Plantagen politisches Gepräge annehmen, ,
ist in der merkwürdigen geographischen Tatsache begründet, daß die
wichtigsten Petroleumfelder in kleinen, politisch schwachen Staa-
ten liegen, während die Kohle natürlicher Besitz der Groß-
mächte ist. Daher gingen schon vor dem Kriege die Streitigkeiten
zwischen England und Rußland über Persien, die 1907 zu einem ge-
wissen Abschluß führten. Daher die fortwährenden Kämpfe zwischen
den Vereinigten Staaten und Mexiko, das 1916 alle Schätze unter der
Erde als Staatsbesitz erklärt hat, und das innerlich nicht zur Ruhe
kommt, weil das amerikanische Petroleum-Kapital die revolutionären
Bewegungen finanziert. Es ist weniger ein Kampf um die Gegen-
wart — denn noch stellen die Vereinigten Staaten 64 Prozent
der Weltproduktion, während in Mexiko nur 23 Prozent, in Persien
und den englischen Kolonien zusammen sogar nur 3 und in Ruß-
land nur 4 Prozent erzeugt wird — als ein Kampf um die Zukunft,
um die Oelreserven. Als Leuchtöl hat Petroleum seine Bedeutung
verloren; aber daß es in Zukunft der wichtigste Brennstoff sein wird,
kann kaum noch zweifelhaft sein. Von den vier großen Konsumgebieten
der Kohle: den Schiffen, der Eisenbahn, der Industrie und dem Haus-
brand ist das erste bereits an das Erdöl verloren gegangen. Amerika
hat seine ganze Flotte, England 90 Prozent seiner Schiffe mit Oel-
feuerung versehen — auf den deutschen Werften liegen seit Kriegs-
ende ständig englische Schiffe zum Umbau auf Oelheizung. Aber
auch in der Lokomotivfeuerung beginnt sich das Oel durchzusetzen.
Als Benzin und als Gasöl beherrscht es den schienenlosen Verkehr,
und das russische Schweröl dringt immer mehr in die Industrie ein.

Aber das Alles darf nicht dazu führen, die „Erdölpolitik“ zu
überschätzen. Daß hinter allen Konferenzen der letzten Jahre nichts
andres stehe als der Kampf um das Petroleum, des zum Beweise holt
man die alten Ladenhüter hervor: den Ausspruch Briands: „Weltpolitik
ist Petroleumpolitik“ und das Wort Berangers: „Petroleumherrschaft ist
Weltherrschaft“. Und wenn man England eins auswischen will, so
muß Winston Churchill herhalten, der 1913 als Marineminister er-
klärte, die Hauptsache sei, die Versorgung der englischen Flotte mit
Petroleum ganz sicher zu stellen. Die „Hauptsache“ der Weltpolitik ist
weder das Petroleum noch die Kohle, und wenn schon die materiali-
stische Geschichtsauffassung als Ganzes zu eng ist, um den Gang des
Weltgeschehens zu erklären, so ist es erst recht die Projizierung auf
ein einzelnes materielles Gut. Niemand, der politische Zusammen-
hänge verstehen will, darf die Bedeutung der Wirtschaftsmächte ge-
ring ansetzen. Aber neben Rothschild und Rockefeller existieren noch
Rom und die Ruhmgier eitler Generale und der dumpfe Drang einer
unaufhaltsamen Masse.

Umschwung in Oesterreich

Am 18. November hat der oesterreichische Bundeskanzler dem Völkerbund mitgeteilt, daß nunmehr die Notenpresse stillgelegt werde. Damit ist gewissermaßen die Inflationsperiode in Oesterreich offiziell beendet. Am selben Tage legte die Oesterreichische Bank einen außerordentlichen Ausweis vor, um noch einmal ihre Sünden zu bekennen. Der Notenumlauf betrug 3 Billionen 161 Milliarden Kronen, die selbst nach der heutigen Parität noch etwa 43 Millionen Dollar repräsentieren, das heißt: ebensoviel, wie das gesamte deutsche Papiergeld wert ist. Auf den Kopf der Bevölkerung war also in Oesterreich unter Zugrundelegung des Goldwertes zehnmal so viel Geld fabriziert worden wie bei uns.

Weiß Gott, eine Bravourleistung ! Aber dafür soll jetzt umso energischer Schluß gemacht werden. Der erste Bankausweis seit dem Tage der Wandlung zeigt in der Tat eine Verringerung des Papiergeldes um 28 Milliarden. Auch sonst wird der Sanierungsplan, nachdem die Sozialdemokraten eingelenkt haben, programmäßig durchgeführt. Die neue Notenbank soll eröffnet werden, sobald die Hälfte der Aktien eingezahlt ist. Die Subskription hat am 4. Dezember begonnen. Gleichzeitig soll die Zeichnung auf die innere Goldanleihe einsetzen, die in Höhe von 6 Millionen Dollar aufgelegt wird. Der Zinsfuß von 8 Prozent ist zwar nicht allzu verlockend, wo in Wien Geld kaum unter 50 Prozent zu haben ist. Aber allerlei kleine Vorteile bei der Einzahlung, bei der Steuer, beim Bezuge von Notenbankaktien und ähnliches sollen die Anleihe schmackhaft machen. Als Deckung dienen die Brutto-Einnahmen aus Zöllen und dem Tabakmonopol. Die Laufzeit soll nur 6 Monate betragen und die Rückzahlung erfolgen, sobald das erste Geld von der Entente einkommt. Die Absicht der Völkerbundsmächte ist klar: Oesterreich kann sich nicht allein helfen, aber es soll den guten Willen zeigen, und deshalb soll es den Anfang machen — ein Prinzip, das die vernünftigen Menschen im Ausland und bei uns auch für Deutschland angewandt wissen wollen.

Oesterreich, das verspottete, bemitleidete, unmögliche Oesterreich scheint nun doch noch eher zur Gesundung zu kommen als Deutschland. Es war uns auf der Valuta-Rutschbahn immer um einige Meter voraus, und wie wir bisher den ganzen Leidensweg der Inflationswirtschaft, von Passion zu Passion, an den wiener Zuständen studieren konnten, bevor wir selbst ihn gehen mußten, so zeigt uns nun Wien, welche Folgen die Umkehr hat. Langsam beginnt die Deflationskrisis. Das ganz auf fortwährende Inflation eingestellte Wirtschaftsleben stockt, und was wacklig war, fliegt bei dem Rückprall aufs Pflaster. Die Arbeitslosigkeit nimmt zu — man zählt schon an die 50 000 Erwerbslose in Wien — , die Löhne werden, vorerst um 6 bis 8 Prozent, abgebaut, aber der Preisabbau folgt nur zögernd, und so ist Wien heute die teuerste Stadt Europas. Die Fremden ziehen fort, nachdem der „Ausverkauf Oesterreichs“ beendet ist, und damit werden wiederum Tausende brotlos. Denn dieses Ländchen lebte ja von seiner eignen Auspowerung.

Trotzdem sieht das wiener Volk, daß es auf wärts geht, und hält Ruhe. Umso wilder gebärdet sich die Gemeinde vom Schottenring und ihr Leopoldstädter Troß, die von dem Verfall sich gemästet haben, und deren Geschäft jetzt vorbei ist. Auf der Börse hat man noch

schnell versucht, einen „Dreh“ zu machen. Nachdem man jahrelang nur à la hausse spekuliert hatte, wurden jetzt umfangreiche Termingeschäfte à la baisse abgeschlossen, und die „Kontremine’, wie in Wien die Baissepartei tituliert wird, setzte einen Kurssturz in Gang, um die Zwischengewinne einzustreichen. Ein paar Tage lang fielen die Kurse auch nach Wunsch, bis die Banken intervenierten und die Baissiers das Feld räumten.

Ob freilich auf die Dauer gelingen wird, die jetzigen Kurse zu halten, ist zweifelhaft. Die Spekulation zieht sich denn auch in Scharen vom wiener Markt zurück und verlegt ihre Tätigkeit nach Berlin, wo für den Schieber noch Milch und Honig, fleußt. Gewiß ist von den Gerüchten, die in den letzten Wochen über die wiener Invasion kursierten, manches übertrieben. Eben erst hat der preußische Innenminister Severing seinen „Parteigenossen“ August Müller tüchtig bloßgestellt, der zwar für deutsche Kapitalisten sich die Finger wund schreibt, aber seine „sozialistische“ Gesinnung dadurch bekundet, daß er über ausländische Kapitalisten wie über Camillo Castiglioni Moritaten in Umlauf setzt. Immerhin steht fest, daß wiener Spekulanten nicht nur in der Burgstraße, sondern auch auf dem berliner Immobilienmarkt den Spaniern, Holländern und Serben, die für ein paar tausend Goldmark ganze Straßenzüge aufkaufen, eifrig Konkurrenz machen. Im ganzen, aber ist es der Schwarm der Kleinen, der jetzt bei uns im Trüben fischen will. Den wiener Großspekulanten bietet sich auch drüben noch ein ausreichendes Feld. Camillo Castiglioni, den „oesterreichischen Stinnes“ wird man überhaupt kaum mehr zu den eigentlichen Konjunktur-Parvenus rechnen können. Der triester Rabbinersohn ist zwar nicht, wie Hugo Stinnes, schon ein Millionenerbe dritter Generation; aber er gehörte doch schon vor dem Kriege zu den führenden Industriellen. Den Typus des oesterreichischen Inflations-Gewinnlers stellt Herr Bosel dar, der neunundzwanzigjährige Bankgewaltige und Zeitungsgründer, der durch politische Geschäftemacherei bald als k. k. Heeresagent, bald für die Christlich-Sozialen, bald für die Sozialdemokraten sich in acht Jahren vom Manufakturwarencommis zu einem der reichsten Männer Oesterreichs emporgeschlängelt hat. Aber schließlich: wie sagt der alte Meier Amschel Rothschild zu seiner Frau, die den diebischen Straßenjungen ausschelten will? „Geh doch, wir haben Alle klein angefangen.“

Um das Ernährungsministerium

Herr Cuno hatte sich für die Wirtschafts- und Finanzangelegenheiten einen merkwürdigen Vierklee gepflückt: als Finanzminister den nicht immer ganz peinlichen Herrn Hermes; als Wirtschaftsminister den Scharfmacher der Volkspartei, Herrn Becker, der gleich Cuno die längste Zeit seines Lebens in monarchistischen Ministerialbüros zugebracht hat und als „bewährter Wirtschaftsmann“ noch sehr jungen Datums ist; als Schatzminister den Dr. Albert, der während des Krieges als Stimmungsmacher in Amerika operierte und erstens die Stimmung nicht, wie üblich, mit Barzahlungen unter vier Augen, sondern mit Schecks machte, zweitens die Schecks in seiner Aktenmappe herumtrug und drittens die Aktenmappe mit den Schecks liegen ließ — also gute Gewähr dafür gibt, daß unter seiner Amtsführung nicht weniger „Affären Augustin“ passieren werden als unter seinem Vorgänger Bauer; und als Ernährungsminister dem Separatisten Müller.

Ueber die Vergangenheit des Herrn Müller-Bonn hat man sich im Parlament und in der Presse erstaunlich ereifert. Wozu doch eigentlich kein Grund vorlag. Denn ehe der Name Müller-Bonn auftauchte, wurde als Minister-Kandidat der regensburger Bauerndoktor Heim genannt, von dem doch feststeht, daß er nicht nur extremer Separatist war, sondern noch ist. Und ferner nannte man neben Cuno als Reichskanzlerkandidaten den schwarzblauen kölner Oberbürgermeister Adenauer, der zwar klug genug ist, sich von den Dorten-Leuten fernzuhalten, der aber doch, höflich gesagt, seine engere Heimat mindestens ebenso liebt wie seine weitere. Und gegen keinen dieser Kandidaten hat man rechtzeitig protestiert. Also weshalb die Aufregung?

Die Nachfolge des 36-Stunden-Ministers scheint Herrn Cuno besondere Schwierigkeiten gemacht zu haben. Man hatte weder den Mut zu Herrn Hein noch zu dem anfangs genannten Herrn Rabbethge. Herr E. Rabbethge aus Klein-Wanzleben in Sachsen führt als Kandidat für das Ernährungsministerium ein merkwürdiges Wappen im Schilde: Dr. phil. h. c., Kommerzienrat und Oberamtmann. Leidlicher Demokrat. Dazu Agrartheoretiker seltsamer Art. Er gehört zu den wenigen Volkswirten, die gegenwärtig an die Ueberlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebs über den Kleinbetrieb glauben. Der Einzige, der diese These konsequent vertritt, ist Karl Kautsky. Aber auch innerhalb der Sozialdemokratie hat sich doch Davids Auffassung von der Ueberlegenheit des kleinbürgerlichen Betriebes durchgesetzt, und namentlich der Irühere preußische Landwirtschaftsminister Braun hat sich sehr energisch für das ländliche Siedlungswesen eingesetzt. Rabbethge ist ein scharfer Gegner des von den sozialistischen Volksbeauftragten präformierten, von der Nationalversammlung beschlossenen Reichssiedlungsgesetzes, das die Großgrundbesitzer zur Hergabe von Siedlungsland verpflichtet. Er behauptet, daß gegenwärtig der Großgrundbesitz mit seinen 4,3 Millionen Hektar und 3 Millionen Bearbeitern 20 Millionen Großstädter miternährt, während der Klein- und Mittelbesitz mit 17,5 Millionen Hektar und 17 Millionen Bearbeitern nur sich selbst und 20 Millionen Mittel- und Kleinstädter versorgt, daß also ein Hektar beim Großbetrieb für 5 Personen, beim Kleinbetrieb nur für 2 Personen Nahrung liefert. Den Hauptgrund der Unterlegenheit des Kleinbetriebs bildet, nach Rabbethge, die schlechtere Ausnutzung des Zugviehs, das in Stärkewert mehr als das Anderthalbfache des menschlichen Nahrungsbedarfes beansprucht. Je weniger Maschinen, je mehr Spannvieh, umso mehr geht von der Ernte als Viehfutter verloren. Daher stellt Rabbethge die Forderung auf, die Abspaltung vom Großgrundbesitz einzustellen und nicht mehr Ackerstellen, das heißt: Bauernhöfe, sondern nur noch Wohnstellen mit Gartenland zur Selbstausnutzung zu errichten.

So angreifbar Rabbethges Thesen im einzelnen sein mögen, so zeigen doch seine Publikationen einen gedankenreichen, lebendigen Geist, der den Agrarproblemen unvoreingenommen auf den Grund geht In dem „Kabinett der Persönlichkeiten" wäre er vielleicht die einzige Persönlichkeit gewesen. Aber Herr Cuno glaubte, nach Koch, Scholz und Dominicus das deutsche Volk wieder einmal mit einem „hervorragenden Kommunalpolitiker" beglücken zu müssen, und berief Herrn Dr. Luther aus Essen, der wegen seiner reaktionären Gesinnung bei der berliner Bürgermeisterwahl durchgefallen war. Zum höhern Ruhme der Deutschen Volkspartei.

Der Schauspielerstreik

Gespräch zwischen Theaterdirektor, Schauspieler und Kritiker

Direktor (ins Zimmer tretend): Ich möchte Sie informieren . . .

Schauspieler (ins Zimmer stürzend): Ich möchte Sie auch informieren . . .

Kritiker (Stühle anbietend): Erlauben Sie, daß zuerst ich Sie informiere. Die ganze Woche hindurch sind Mannen aus beiden Lagern einzeln bei mir gewesen. Ich freue mich, daß ich jetzt zwei feindliche Brüder auf ein Mal hier habe und ihnen zugleich die Leviten lesen kann. Nicht ausgeschlossen, daß Jeder von Ihnen die Situation des Andern richtiger beurteilt als ich — aber wie verhängnisvoll verkennt Ihr die allgemeine Situation ! In einem Lande, das um 50 Goldmilliarden ärmer geworden ist, das 5 Millionen Einwohner verloren hat, und das um 40 Prozent weniger produziert — in einem solchen Lande bildet Ihr Theaterleute euch ein, daß Ihr, Ihr allein an Geltung, Zahl und Einkommen nicht einzubüßen braucht.

Schauspieler: Aber keineswegs. Wir sind ganz und gar nicht unbescheiden. Wir fordern nur so viel, wie heute der Durchschnittsbürger hat. Wir fordern das Existenzminimum, das nach dem Index errechnet ist . . .

Direktor: . . . auf dem Papier errechnet ist, und für das wir außerstande sind Deckung zu schaffen.

Schauspieler: Oho ! — die Theater sind voll.

Kritiker: Merkwürdig, daß ich, der ich die Premieren meide, seit September fast immer in leere Theater geraten bin. Sogar sonntags habe ich unter einigen Dutzend Besuchern gesessen, von denen die meisten mir Freiberger schienen. Ihr bleibt eben immer Kinder. Ihr nennt eure Organisation von Künstlern Gewerkschaft, habt euch an Handarbeitergewerkschaften angeschlossen und wollt nicht dahinter kommen, daß auch Ihr dem primitiven Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen seid. Der Zeitgenosse, der Verstand hat, wird seinen Unterhalt selten mit dem Vertrieb einer Ware zu bestreiten versuchen, die nicht „gefragt“ ist. Ihr aber, in eurer ergreifenden Naivität, erklärt mündlich und schriftlich: „Wir wünschen nichts weiter, als an den Erhöhungen der Billettpreise so weit zu partizipieren, daß wir von unserm Einkommen leben können.“ Du lieber Himmel . . . Der Metalldreher muß nicht wissen, wieviel die Aktiengesellschaft, in deren Fabrik er schuftet, tatsächlich verdient. Ihr müßt Bescheid wissen. Ihr seht ja die lumpigen paar Zuschauer vor euch — oder habt Ihr Vergrößerungs-, Vervielfältigungslinsen in euern Augen? Würde wohl eine neue Preiserhöhung, durch die theoretisch eure Mehrforderung zu erfüllen wäre, praktisch die Wirkung haben, daß die genügenden Gelder in die Theaterkassen flössen?

Direktor: Aber nicht doch . . . Woher denn sollen sie fließen? Früher, ja früher — da leisteten sich ganze Geschwader von Berlinern ein- bis zweimal die Woche mit Weib und Kind eine

Droschke ins Theater und hinterher ein Bier- oder Weinlokal. Dieser sorglose Mittelstand war der Kern des alten Theaterpublikums. Von dem haben Brahm und Reinhardt gelebt. Der erlaubte ihnen, in Ruhe an ihrem Werk zu bauen. Und der ist heute von der Teuerung so ausgesogen, daß er sich sehr überlegt, mir die Freibilletts, mit denen ich stopfen möchte, abzunehmen, weil Hin- und Rückfahrt, Garderobe und Programm zu viel kosten.

Schauspieler: Dafür habt Ihr die neuen Reichen und die Ausländer.

Direktor: Das Gro9 der Ausländer spricht und versteht nicht Deutsch und bevorzugt musikalische Aufführungen.

Kritiker: Und die neuen Reichen . . . Die neuen Reichen, die nach 70 hochkamen, wie nach jedem Kriege, waren nach 90 so weit, aus Snobismus die wertvollste Kunst zu bezahlen, die meistens die unauffälligste ist. Sie hielten sich ihren Ibsen und ihren Hauptmann. In den siebziger und achtziger Jahren aber suchte ihre frische Gier sich die derbste Kost. Wenn sie Kunstwerke mitverschlangen, so taten sies um der stofflichen Reize willen. Wir sind heute mitten drin in den Gründerjahren. Wir haben unsre Strousbergs — wie schade, daß wir nicht auch schon unsern Offenbach haben ! Vorläufig haben wir immerhin unsern James Klein, der in der Komischen Oper mit seiner Revue allabendlich eine Million scheffelt und davon pünktlich jeden nächsten Morgen fünfzehn Prozent an die Streikkasse des Verbands der Berliner Bühnenleiter abliefert. Diese Sorte Häuser wird der Wandel der Zeiten niemals berühren. Aber diejenigen Theater, die unsereinem schließlich am wichtigsten sind: nämlich deren Spielplan die dramatische Weltliteratur von der Antike bis heute umfaßt — was wird aus denen?

Direktor: Und dabei sind am Anfang dieser Saison noch neue Theater eröffnet worden ! Uns Allen war klar, wie schwer dieser Winter werden würde. Aber das hinderte ein hochlöbliches Polizeipräsidium nicht, Etablissements zu konzessionieren, für die keinerlei Bedürfnis vorhanden ist, und die den existenzberechtigten Instituten die Lebensfähigkeit schmälern, ohne davon selbst lebensfähig zu werden. Es ist ein Zustand, wie er unsinniger nicht zu denken ist.

Kritiker: Kein Wunder: an diesen Stellen sitzen nach wie vor die Beamten Wilhelms des Zweiten, dessen Regime aus Expansionswut systematisch Bedürfnisse erfand, nur um sie zu erfüllen.

Schauspieler: Schön . . . Aber meine Bedürfnisse habe ich nicht erfunden. Hunger tut weh. Was soll geschehen? Unter den Direktoren gibt es Papiermarkmilliardäre. Einzelne haben Villen. Viele haben ein Auto, einer hat zwei. Und unsre Einkünfte reichen kaum für die Straßenbahn.
Kritiker: Ihr vergeßt dabei, daß diese Herrschaften ihren Reichtum nicht aus ihren Theatern haben. Sie haben ihn von der Börse und vermehren ihn täglich ungeheuer. Es sind Erscheinungen, die ohne Zweifel Zierden der Textil- oder Lederbranche geworden

wären. Sie sind weit davon entfernt, ihr erjobbertes Geld mit euch zu teilen. Aber dieses Geld verleiht ihnen eine Macht, die es falsch war zu unterschätzen. Wenn Ihr weiterstreikt, so schließen sie ihre Bude, steigen in ihren Tourenwagen und fahren nach Oberhof, Baden-Baden, Meran, Abbazia. Wie berechtigt also immer eure Forderungen sein mögen . . .

Direktor: Aber diese Forderungen sind nicht berechtigt !
Auf dem Wege hierher begegnete mir ein Kollege der Operette. Er schrie auf mich ein: „Ist das denn schon jemals dagewesen ! Wie kommen diese Leute zu diesen Ansprüchen ! Ueber die Gagen — Gott, da wäre zu reden, wenigstens, während man volle Häuser hat. Aber jede Woche ein freier Abend? Da hab' ich bei mir einen Kerl, der seit 256 Tagen probenfrei ist. 256 mal hat er sich für den zweiten Akt einen Frack schief angezogen, ist auf eine Choristin losgegangen, hat sich ungeschickt verbeugt, ihr die Hand geküßt und mit einer Talentlosigkeit ohnegleichen geäußert: ‚Gnädige sehen entzückend aus.' Und davon muß er jede Woche sich 'n Tag erholen ! Ist das erhört?"
Ich habe genau so gelacht wie Sie. Aber im Ernst: diese Schematisierung und Mechanisierung ist der Ruin des Theaters. Es geht, es geht, es geht auf die Dauer nicht, daß die Schauspieler selber verlangen, wie die Maurer behandelt zu werden. Unser Gewerbe ist ohne die schärfste Individualisierung nicht zu betreiben. Was da ist, muß nach andern Prinzipien verteilt werden als in der Industrie.
Kritiker: Halt: was da ist ! Der Kram ist da, und die Elle ist da. Aber mir scheinen beide Parteien nicht zu bemerken, daß die Elle heut länger ist als der Kram. Es ist töricht, mit ihr Dimensionen messen zu wollen, die Deutschland in keiner Beziehung mehr aufzuweisen hat. Preußen hat sich bekanntlich großgehungert: auch Deutschland wird sich wieder großhungern müssen. Wie darf es sich da Portionen zumuten, die seinen Magen sprengen ! Euer unvernünftiger Vielfraß Theater schränke sich ein. Genügt für Zotenschwänke, die man zuletzt in einem Halbdutzend berliner Theatern gespielt hat, nicht am Ende ein Vierteldutzend? Oder sind wirklich Zotenschwänke ein minder entbehrliches Bildungsmittel als der Zoologische Garten, den man im Herbst geschlossen hat?

Schauspieler: Und wir? Was soll aus uns werden?

Kritiker: Da siehe Du zu ! Was wird aus den überzähligen Journalisten, Malern, Dozenten, Aerzten? Wenn von 2300 berliner Anwälten 682 kein Jahreseinkommen von 18 000 Mark erreichen, so haben sie die Wahl, zu verhungern oder den aussichtslosen Beruf zu wechseln; und treffen, notgedrungen, von Fall zu Fall ihre Wahl. Wer und was keinem Bedürfnis mehr dient, begehre nicht, um seiner selbst willen, um seiner schönen Augen, seiner schönen Stimme, seiner schönen Beine willen, von einem jammervoll verelendeten Volke mitdurchgefüttert zu werden. Die zweiundzwanzig deutschen Fürsten konnten sich ungezählte Gaukler halten: die vielen „Länder" dieses besiegten Deutschland müssen sie überaus sorgfältig zählen.

Direktor: Und ich? Was soll aus mir werden? Ich habe ein Repertoire gepflegt, während man um mich herum Schlager zu ergattern gesucht hat. Ich habe ein Ensemble besoldet, während man um mich herum für den Schlager vier, fünf, sechs Prominente zusammengemietet hat. Ich habe junge Autoren gefördert, während man um mich herum die verschimmeltesten Scharteken von Fulda und Sudermann ausgegraben hat. Und mein Lohn wird sein, daß ich unter die Autoreifen der glücklichern Kollegen gerate. Wär ich beizeiten so schlau gewesen wie sie !

Kritiker: Wenn Sie um Lohn gearbeitet haben, so schelten Sie nicht den Merkantilismus der Schauspieler. Wenn Sie gestern anders gekonnt hätten, so werden Sie morgen auch anders können. Dann ist mir um Sie wahrhaftig nicht bange. Aber jetzt geht es um die ganze berliner und damit um die deutsche Theaterkunst. Als ich ihr hier, in Nummer 38, eine Galgenfrist bis Weihnachten stellte, da schalt man mich einen ekligen Miesmacher. Die Katastrophe ist allzu pünktlich eingetreten. Denn darüber seid euch klar: es ist nicht eine — es ist ‚die' Katastrophe. Möglich, daß dieser Streik mit einem Kompromiß endet: so wird die Ruhe nicht lange dauern. Möglich, daß er mit dem Sieg Ihrer oder Ihrer Partei endet: so wird es ein Pyrrhussieg sein.

Direktor und Schauspieler: Und nirgends Rettung?

Kritiker: Keinesfalls ist eine, daß Ihr flennt, anklagt, streikt und bestreikt werdet, daß Ihr mit und gegen einander an den Symptomen herumpfuscht und den Grund des Uebels überhaupt nicht bemerkt. Ihr starrt auf eure Leiden und isoliert sie, statt sie in den großen Zusammenhang einzuordnen. Wie soll das einzelne Glied eines Organismus gesund sein, der durch und durch krank ist ! Da Ihr zögert, mir zu glauben — vielleicht glaubt Ihr Nietzschen. Hört aufmerksam zu: „Schon um zu begreifen, inwiefern die Stellung unsrer Künste zum Leben ein Symbol der Entartung dieses Lebens ist, inwiefern unsre Theater für Die, welche sie bauen und besuchen, eine Schmach sind, muß man völlig umlernen und das Gewohnte und Alltägliche einmal als etwas sehr Ungewöhnliches und Verwickeltes ansehen können. Seltsame Trübung des Urteils, schtecht verhehlte Sucht nach Ergötzlichkeit, nach Unterhaltung um jeden Preis, gelehrtenhafte Rücksichten, Wichtigtun und Schauspielerei mit dem Ernst der Kunst von Seiten der Ausführenden, brutale Gier nach Geldgewinn von Seiten der Unternehmenden, Hohlheit und Gedankenlosigkeit einer Gesellschaft, welche an das Volk nur so weit denkt, als es ihr nützt oder gefährlich ist, und Theater und Konzerte besucht, ohne je dabei an Pflichten erinnert zu werden — dies Alles zusammen bildet die dumpfe und verderbliche Luft unsrer heutigen Kunstzustände." Das war 1875. Nach 1918 ists tausendmal schlimmer.

Schauspieler (verzweifelt): Aber irgendwo und irgendwann muß man doch anfangen, um „unsre heutigen Kunstzustände" zu bessern !

Kritiker: Beisammen sind wir: fanget an ! Für uns liegt am nächsten, mit dem Theater anzufangen. Ihr behauptet ja, einen Kulturkampf, nicht einen schäbigen Lohnkampf zu führen. Also entschließt euch zuerst, radikaler zu denken und zu handeln. Da wir bei Nietzsche sind: Was fällt, das soll man auch noch stoßen. Zertrümmert, auf daß Platz entstehe, ganz neu aufzubauen. Während des Streiks, der schon deswegen keine Stoßkraft haben wird, weil die Geschlossenheit fehlt, sind plötzlich 10 berliner Theater ausverkauft, während bisher 35 halb leer waren. Das heißt: von den berliner Theatern sind mehr als die Hälfte in jeglicher Hinsicht überflüssig. Zieht zunächst daraus die Konsequenzen. Helft eine Auslese treffen, die verbürgt, daß ein Gesundungsprozeß einsetzt. Diesem zugute wird die Tatsache kommen, daß der Filmindustrie allmählich die Mittel schwinden, dem Theater die belebenden Elemente wegzulocken und es so künstlerisch und geschäftlich zugleich zu schwächen. Die Schauspieler, die seit Jahren das Theater benutzt haben, um ihren Marktwert für den Film zu erhöhen, die die grundlegende Probenarbeit geschädigt, die Zucht untergraben, den Geist der Hingabe an eine Sache zerstört haben — sie werden dazu zurückkehren, das Theater als das Hauptfeld ihrer Betätigung zu betrachten. Es wird langsam wieder, wie vor dreißig und zwanzig Jahren, eine Wechselwirkung eintreten zwischen denjenigen Arbeitnehmern und denjenigen Arbeitgebern des Theaters, die berufen und auserwählt sind. Glüht auf beiden Seiten das heilige Feuer heiß genug, so werden zwischen beiden Oriflammen Alle, die an einander und an dem Substinzrest des öffentlichen Vermögens für Gebilde der Kunst schmarotzen wollen, aufgezehrt werden.

Schauspieler (auf springend): An mein Herz !

Direktor (das Köppchen wiegend): Ein schöner Traum . . .

Kritiker: Die Kunstgeschichte ist nichts als die Verwirklichung schöner Träume. Es kommt nur darauf an, was für Persönlichkeiten träumen. Seid die rechten Persönlichkeiten. Erweist euch würdig des historischen Augenblicks. Das Theater spiegelt seine Epoche — aber es gestaltet sie auch. Gebt ein Beispiel. Bringt Opfer. Hungert für eure Ideale -— Ihr und Ihr. Wenn Ihr Künstler sein wollt, so verschmäht den Zivilversorgungsschein. Ergreift die Fahne, schwingt sie, stürzt in die Schlacht. Vertraut auf den Sieg. Und Ihr werdet siegen !

Spiel der Sinne von Alfred Polgar

In der abgelaufenen Woche erlebte Wien, dem auch gar nichts erspart bleibt, das dreidimensionale Auftreten Reinhold Schünzels. Das Ereignis vollzog sich auf der Renaissance-Bühne. Herr Schünzel kommt vom Film. Er scheint sehr bekannt und sehr beliebt zu sein, denn als er am Premierenabend die Bühne betrat, Großaufnahme, ging ein herzliches Raunen durch die Zuschauerreihen, wie es nur Lieblinge zu umraunen

pflegt. Ich habe Herrn Schünzel in dem Film ‚Der Roman eines Dienstmädchens' gesehen, wo er einen ziemlich gemeinen Kerl von Kellner macht, einen linden Schubiak. Die Pfiffigkeit und Nonchalance, mit der er da seinen Vorteil suchte und fand, entbehrte nicht der Grazie. Von so leichten, heitern Talenten kann er in dem Drama ‚Spiel der Sinne' — in welchem Spiel auch der Schwach-Sinn nicht unerheblich mittut — keinen Gebrauch machen. Denn hier ist er Jack Morel, Privatsekretär des rücksichtslosen alten Verdieners und Ausnutzers Edward Griffith, dessen junge Frau mit Gerald Stanford ein Verhältnis hat, was jenem Jack Morel zu Ohren und Augen kommt und von ihm zu sexuellen Erpressungen an Frau Griffith benützt wird, deren Stieftochter Ruth sie dem Alten denunziert, was zur Folge hat, daß im fünften Bild alle Teilnehmer des dramatischen Unternehmens, mit Ausnahme Ruths, bei dem in einen rostbraunen Nachtanzug der Firma Ernst Fischer, VI., Schmalzhofgasse 22, gekleideten Stanford versammelt sind und die Spannung ins Unerträgliche wächst, wer wen erschießen wird. Es ist Frau Griffith, die Jack Morel erschießt. Ein ziemlich überraschender Einlauf, den der Totalisator — bei spannenden Theaterstücken sollte er in Betrieb sein — gewiß mit einer fetten Quote honoriert hätte. In solcher Rolle also konnte Herr Schünzel mit Lustspiel-Liebenswürdigkeiten nicht viel anfangen. Er gab daher reichlich stummes Spiel — Nicht-Sprechen ist ja sozusagen die Muttersprache seiner Kunst — , etwas Dämonie durch die Nase und war überhaupt sehr verhalten. Selbst auf Gipfelpunkten der Leidenschaft, man konnte das aus seinen Mienen lesen, verkniff er sich die großen Ausbrüche. Nur die Augen sendeten heißen Strahl, der Frau Griffith versengte.
Wie ganz anders sein Gegenspieler, Herr Forest ! Im Cabaret hörte ich kürzlich einen Berliner sagen: „Mir kann Keener !", worauf der wienerische Partner erwiderte: „Mich können Alle !". Das ist wirklich eine sehr präzise Fassung zweier lokaler Einstellungen auf die Welt. Sie kam auch in dem Duo Schünzel-Forest zur Geltung. Herr Forest mühte sich pflichtgetreu, die Ulkstimmung, in die ihn das Spiel der Sinne versetzte, zu überknurren. Aber sie war stärker als er. Vorschrift der Rolle und inneres Gelächter des Schauspielers über sie mischten sich zu einer erquicklichen finstern Fidelität. Unvergeßlich Forests Erscheinen im Schlußbild als rächender Gatte: so zürnend und entschlossen tritt der Taxameter-Fiaker ein, der dem Klienten in die Wohnung nachgegangen ist, Ergänzung des Fahrlohns fordernd. Noch bin ich mit den Sensationen des Abends nicht fertig. Es ist noch von Frau Berta Gast zu berichten, des argen Griffith Weib. Sie ist schön, und taktvoll bemüht, das optische Vergnügen an ihr durch vorgemachtes Theater nicht mehr als unbedingt nötig zu stören. Was sonst Wesentliches über den ereignisvollen Abend zu berichten, sagt der Theaterzettel. Ich entnehme ihm, daß das Négligé aus dem Atelier Martha Zelinka stammt, das Pelzcape aus der Kürschnerei Rudoffsky & Co., die Tasche von Nissel & Sikora, und das Stück aus der Maison Ludwig Hirschfeld.

Ergänzung zu Eloesser

Eloesser hat in Nummer 47 die Notlage des deutschen Schriftstellers von der ernsten Seite beleuchtet.Gut, gut, aber wenn man ihn so liest, diesen Schwanengesang auf einen aussterbenden Stand, dann möchte man fast glauben, es gebe das, den Schriftsteller als Stand, und ein unabsehbares Unglück trete ein, wenn er verschwinde — ein fast so unabsehbares, wie wenn der ehrenwerte Stand der Zeitungsbesitzer oder der Theaterdirektoren von der Bühne abträte.

Wo faß ich das verzwickte Problem nur an? Vielleicht am Anfang, beim Nachwuchs. Und da erscheint es mir ausgezeichnet, wenn die schon erwähnte Not der Zeit es fertig bekäme, fünftausend junge Leute davon abzuhalten, daß sie — verführt durch den bequemen Ausweg, mit einem Zeitungsartikel ein Taschengeld für die Zigaretten zu verdienen — sich etablieren: als freie Schriftsteller.

Schrecklich, was da im Land herumsitzt und herumläuft und Bücherbesprechungen, Skizzen, Humoresken schreibt. Kinder, das sind noch keine Schriftsteller, das sind Verschleißer von Kleinzeug, Sentimentalitäten, Wichtigtuereien, Ueberflüssigkeiten.

Ach, ich will gar nicht liederlich ein Paradox zum Besten geben, sondern meine es ganz ernsthaft: Ein Gutes hat die Zeit, sie drückt die Leutchen vom fünften und sechsten Rang an die Wand und setzt ihnen so lange zu, bis sie statt der Feder ein vernünftiges Handwerk ergreifen.

Fort mit den Blättchen und fort mit Denen, die sie füllen, den Plauschern und Schmierern, die glauben, sie dienten einer sozialen Aufgabe, wenn sie den Familien was zum Lesen liefern.

Der Schriftsteller fängt erst an, wo die Feuilletonlieferanten aufhören. Schriftsteller? Das ist ein Manm, der Ideen verwaltet, dem Geist dient, das öffentliche Gewissen verwaltet, undsoweiter. Die Not der Zeit wird Manchem, auf den jene Merkmale des Berufenen passen, den Weg versperren. Schade, aber er muß sehn, wie er den Zugang erzwingt.

Schadet es etwas, wenn er von Zwanzig bis Dreißig oder gar bis Vierzig praktisch arbeitet und erst spät zum Schreiben kommt? Es schadet gar nichts. Es ist im Gegenteil wünschenswert. Als ich Fünfundzwanzig war, schmiß ich das Examen hin und wurde Schriftsteller, es war schwer genug. Heute würde ich mit Fünfundzwanzig das Examen machen und nach zehn Jahren wahrschein-

lich doch zu schriftstellern beginnen: materiell geschützt durch
den Beruf und diesen erst aufgebend, wenn ich sicher wäre,
mein Brot als Autor zu verdienen.

So soll es wieder werden. Es ist vorzüglich, Arzt oder Jurist
oder Lehrer oder Redakteur gewesen zu sein, bevor man Schrift-
steller wird. Man muß ein Milieu wenigstens kennen, die realen, wirt-
schaftlichen, zuständlichen Faktoren kennen, dann kann man schreiben.

Die ganz Großen, die mit Fünfundzwanzig nicht fähig sind, sich
einzuordnen und um den Preis von Hunger und Feindschaft doch
ihren trotzigen Weg gehn, lasse ich aus. Das sind Einzelfälle, und
vor dem Kriege war es für sie nicht leichter als heute.

Bleiben die nicht mehr ganz Jungen, Diejenigen, die schon ein-
geführt waren und jetzt, wie Eloesser sagt, froh sind, wenn sie
statt Butter wenigstens Margarine kaufen können. Und hier ist ein
Problem und eine Tragik. Schlimm, wenn Einer nur auf
freie Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften angewiesen ist, es
nützt ihm nichts, wenn man ihm den Rat gibt, der für den Nach-
wuchs gut ist: einen bürgerlichen Beruf zu suchen. Also beschränke
ich mich darauf, zu fragen: Was erwartet Ihr davon, daß Ihr eure
Krise an die Oeffentlichkeit bringt? Jedenfalls nicht viel.

Und es ist sogar erlaubt, zu sagen: Wichtiger als eure persön-
liche Lage, die Ihr nur persönlich kurieren könnt, ist, das Grund-
sätzliche zu erkennen: daß es mit der gemütlichen und wie oft
schlappen Manier, Schriftsteller zu werden, vorüber ist. Wie sagte
Papa Darwin? Der Kampf ums Dasein bewirkt eine Auslese. Und
wir fügen gern hinzu: Einige von Denen, die auch zu den Tüchtig-
sten hatten gehören können, kommen dabei unter die Räder, aber
im allgemeinen wird das Angebot eingeschränkt, und es ist gut so.

Otto Flake

Vom ausgezeichneten Juristen

II. Heimatstolz

In Kopenhagen werden in zahllosen volkstümlichen Lokalen
besonders billige Fisch- oder Fleischpasteten verkauft. Der
Däne sagt dazu „Fars“: Farce.

Vor zwei Monaten treffe ich da unsern Geheimrat am Kongens
Nytorv.
Er vertritt, scheints, jetzt Deutschland in der Diplomatie
oder sonst einem ihm möglichst unbekannten Beruf. Jovial und
mit epischer Breite erzählt er seine kleinen Reiseabenteuer,
Sprachmißverständnisse und ähnliche diplomatische Zwischen-
fälle. Einen jener Pastetenkeller hat er irrtümlich für eine Pilsener
Bierstube gehalten und ist hineingegangen. Man denke . . .

„Apropos”, fragt mich der ausgezeichnete Jurist, „was bedeutet
eigentlich dies ‚Fars’ “

„Das bedeutet Farce, Herr Geheimrat, das bekannte Volksgericht !“

Lange und prüfend durchforscht mich sein Juristenauge — dann
schnappt er ein: „Bitte, lassen Sie diese Anzüglichkeiten. Ich bin Bayer.“

Paul Wachtel

Antworten

Kurt Ehrlich Verlag in Berlin. Du hast, da die Jagd der Staatsanwaltschaft nach Büchern der Unterhaltungsliteratur in Stuttgart neuerdings wieder recht lebhaft gewdrden ist, an alle stuttgarter Blätter das folgende Inserat gesandt: „Soeben erschien ein hochaktuelles Buch: ‚Moralin, Geschichten aus dem Mucker-Dasein' von Delectamus. Es ist äußerst amüsant zu lesen, wie die Mucker, die sich heute mehr als nötig breit machen, unter die Lupe genommen werden." Der Schwäbische Merkur hat Dir die Sendung zurückgegeben mit den Worten: „Wir bedauern, den Anzeigenauftrag nicht zur Ausführung bringen zu können, da unser Leserkreis an dem Inhalt der Anzeige Anstoß nehmen würde." Das ist die Presse, die beansprucht, daß ihre Not uns das Herz abstoße. Ich empfehle dem Schwäbischen Merkur für seine letzte Nummer, die hoffentlich bald erscheint, jenen Abschiedsgruß, durch den ein junger oxforder Redakteur in der Geschichte der Presse berühmt geworden ist. „Wir haben es nie unterlassen, einzutreten für Das, was uns recht erschien, wenn wir überzeugt waren, daß die öffentliche Meinung hinter uns stand. Wir haben immer gegen Unrecht protestiert, wenn wir sahen, daß es unbeliebt war. Wir haben immer die Wahrheit gesagt, wenn wir die Tatsachen wußten, aber wir sind nie vor der Unwahrheit zurückgeschreckt, wenn wir überzeugt waren, daß diese mehr Glauben finden würde. Wir haben uns nie die Mühe gegeben, unsern Lesern etwas zu beweisen, wenn wir überzeugt waren, auf ihren Glauben an unsre Beziehungen rechnen zu können, und wir haben nie Dankbarkeit erwartet, wenn persönliche Eitelkeit einen sicherern Weg zu unserm Glück und Erfolge bildete."

Waterkantler. Deine Hamburger Nachrichten veröffentlichen in ihrer Nummer 553, die das Datum des 27. November trägt, eine Zuschrift von deutsch-amerikanischer Seite aus Berlin, des Inhalts, daß die Berichterstattung in Deutschland über die Propagandareise Clemenceaus „offensichtlich auf eine bewußte Irreführung der deutschen Meinung hinausläuft. Dem deutschen Publikum werden nur die wenigen Stimmen, die sich in Gegensatz zu Clemenceau stellen, mitgeteilt, während der deutschen Oeffentlichkeit die begeisterten Empfänge und die weite Zustimmung, die der Tiger in den verschiedensten amerikanischen Städten erhalten hat, verschwiegen werden. Das deutsche Volk soll anscheinend nichts davon wissen, daß diese groß angelegte französische Propagandareise ihren Zweck voll erreicht hat. Es könnte ja sonst das Volk mit unsrer ‚glänzenden' auswärtigen Vertretung unzufrieden werden." Nehmen wir an, daß die Zuschrift vom 26. November stammt, so entsteht die Frage: Woher weiß er? Clemenceau ist bis dahin nicht in den „verschiedensten" Städten, sondern nur in New York und Boston gewesen. Der Bericht wird, bei dem Mangel an deutschen Korrespondenten in Amerika, englischen Blättern entstammen. Amerikanische Zeitungen kann der Schreiber noch nicht gelesen haben. Die tatsächlichen Aeußerungen amerikanischer Senatoren, die wichtiger sein dürften als alle Empfänge und offiziellen Feierlichkeiten, sind immerhin nicht aus der Welt zu schaffen. Einen kühlen Empfang geben sogar französische Zeitungen zu. Und „groß angelegt" ist die Reise? Die französische Regierung hat sich, wenigstens offiziell, durchaus passiv verhalten. All diesen Unsinn übernimmt also ein führendes Blatt der Weltstadt Hamburg kritiklos zu keinem andern Zweck als dem: der Republik und ihrer Vertretung eins auszuwischen. Gesetzt, eine derartig falsche und tendenziöse Notiz stünde im ‚Vorwärts': was würden die Hamburger Nachrichten, das „Bismarck-Blatt", dazu sagen?

Sommergenosse. Bei der Verhaftung des Kapitänleutnants Ehrhardt fällt mir ein, daß auch ich beinah einmal das Vergnügen gehabt hätte, Ihren Freund kennen zu lernen. Als der Kapp-Putsch zu Ende ging, das Telephon bereits wieder funktionierte, aber die Zweite Marine-brigade noch am Zoologischen Garten saß: da rief mich ein Ober-leutnant an, dessen Namen ich nicht verstand, vielleicht nicht ver-stehen sollte. Er wünsche, in einer wichtigen Angelegenheit mich so-fort zu sprechen. Eine Stunde später saß er, in Zivil, bei mir. Zu-fällig war kurz vorher der Stabsoffizier erschienen, der damals das Alte Heer in der ‚Weltbühne' schilderte. Der Oberleutnant freute sich, die Bekanntschaft dieses Oberstleutnants zu machen, und erzählte, daß grade die erstaunliche Objektivität dieser Serie ihn bestimmt habe, an mich die Frage zu richten, ob ich nicht zwischen Ehrhardt, dem General v. Seeckt und den Führern der beiden sozialdemokratischen Parteien eine Einigung zustandebringen wolle, auf Grund deren den Meuterern freier Abzug gewährt würde. Es klang, als ob er im Einverständnis mit Ehrhardt käme. Ich lehnte jede derartige Ver-mittlung ab, da ja spätestens in zwei Tagen diese Leute auf alle Fälle erledigt sein würden. Nun, das sei möglich; immerhin würde ver-mutlich eine Zusammenkunft, eine Aussprache zwischen den feind-lichen Parteien zur Reinigung des Atmosphäre beitragen. Ich er-widerte, daß sich die Atmosphäre schon von selbst reinigen werde, daß ich bereit sei, mich persönlich informieren, mich nötigenfalls auch zu Rate ziehen zu lassen, daß ich aber durchaus von mir weisen müsse, Erscheinungen, denen dies törichte Verbrechen vom dreizehnten März mit seinen furchtbaren Folgen zur Last liege, irgendwelche Er-leichterung im andern Lager verschaffen zu helfen. Der Oberleut-nant, ein sympathisch kluger Mann von den besten Manieren, empfahl sich höflich. Er hoffe, daß trotzdem . . . und daß er sich morgen wiederum werde melden können. Und ward nicht mehr gesehen.

Da die Druckpreise wieder um 90% erhöht worden sind, muß die Einzelnummer der ‚Weltbühne' von heute an 100 Mark kosten.

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika	1 Dollar	Italien	12 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortllch für die Anzelgen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Der deutsche Michel von einem Deutschen

„Deutscher Michel" — die Bezeichnung entstand in den Zeiten schwerer Enttäuschungen nach dem Wiener Kongreß; sie enthält herben Tadel, soll auf die politische Unreife, Trägheit und Uninteressiertheit des deutschen Volkes hinweisen. Sie war kein humorvoller Spottname wie John Bull oder Bruder Jonathan, sondern drückt geringschätziges Mitleid weitblickender Deutscher mit ihrer Nation aus, die sich von Fürsten und Führern aus Indolenz täuschen und betrugen läßt. Der deutsche Michel hat so als Gegenpart den Briten der magna charta, der Cromwell-Zeit und aller bürgerlichen Freiheit; den Amerikaner der Unabhängigkeitsbewegung; den Franzosen von 1789.

Die Spätromantik mit ihrem — bis dahin in der Welt unbekannten — völkisch-nationalen Einschlag bog das Wort um: es begann, schwerfällige Gutmütigkeit zu bezeichnen. Langsam wurde der biedere, fromme, ehrliche Deutsche in Gegensatz gebracht zum perfiden, englischen Krämer, zum windigen, tückischen, unsittlichen Franzosen. Die vaterländische Gesinnung hörte auf, naiv zu sein; sie bekam in Deutschland — nicht sowohl politisch wie ethisch — unwillkürlich etwas Aggressives, Provokatorisches.

Das blieb ungefährlich und wenig beachtet bis zu den ungeahnten Erfolgen Bismarcks und seiner Machtpolitik. Die Kriege waren in der deutschen Ueberzeugung gewonnen durch die bessere Sache, die höhere sittliche Reinheit, die größere Intelligenz und Tüchtigkeit des Volkes. Dynastie, Armee, Regierung, Bürger — alles war fortan weit besser als anderswo. Eine bis ins Mark verlogene Geschichtsschreibung unterstützte diese Anschauung, deren letzte Wurzeln im Luthertum nach 1525 und in der spekulativen Philosophie, vor allem in Hegel, lagen. Bismarck erkannte diese Gefahr; ihm war die traurige Schwäche des jetzt so gewaltigen Preußenstaats aus der Zeit vor ihm völlig klar. Sein zwölftes Kapitel im ersten Bande der Gedanken und Erinnerungen: ‚Rückblicke auf die preußische Politik' ist beschämend eindeutig. Solange er nach 1870 vermochte, hat er gezügelt, gemäßigt.

Die deutschen Intellektuellen besitzen nicht den common sense der englischen philosophischen Positivisten und Historiker; sie hatten keinen Rousseau und namentlich keinen Voltaire. Nie sind ihre Großen, wie jene, tief ins Volk gedrungen. Wie Kraniche sind sie — die Lessing, Herder, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche — über die Häupter ihres Volkes dahingezogen. Den vom spätern Luthertum, von Hegel und hinterher von dem für deutsche Hirne so fürchterlich verhängnisvollen Marx durchpflügten Boden haben sie kaum tiefer befruchtet. Unter dem unerhört unseligen dreißigjährigen Regime eines Wilhelm II. mußten somit alle schlechten Instinkte dieses reichbegabten und wertvollen Volkes gleichsam automatisch entfesselt und aufgepeitscht werden.

So kam der Krieg, so mußte er kommen; auch ohne die bodenlosen Unfähigkeiten und Frivolitäten der berliner und wiener Machthaber vom Sommer 1914 wäre er einmal ausgebrochen. In den maßgebenden deutschen Schichten hatten sich die Gehirne seit fünfzig Jahren von denen der übrigen Kulturwelt in entscheidenden Fragen differenziert und fortentwickelt Dynastisch-militärisch-kirchlich-bürokratische Einflüsse hatten gewisse Grundlagen der Ethik und des Intellekts verschoben; Sensibilität und Reagibilität des Charakters hatten merklich gelitten; der Blick suchte und schien das Weltall zu umfassen, blieb aber tatsächlich in egozentrischer Enge stecken. Tiefe seelische Gegensätze und Spannungen zur westlichen Menschheit waren schon vor dem Kriege latent in bestimmten deutschen Schichten.

Daß ein grauenhafter, das Volk in tiefer Ahnungslosigkeit treffender Sturz wie der von 1918 starke nationale Instinkte weckt, ist nicht nur begreiflich, sondern berechtigt, auch wenn man der blutjungen nationalen Weltströmung ein verhältnismäßig kurzes Leben voraussagt. Wer tief fällt, Einzelner und Volk, sucht sich an vergangener Kraft, an entschwundener Größe zu erheben; aus einer anerkennenswerten, vielleicht edlen Regung heraus will er zunächst keine von den alten Erinnerungen preisgeben. Das kann aus lauterer Quelle stammen, ebenso leicht aber aus tadelnswerter Verblendung, aus Eitelkeit und Hochmut, oft genug aus Eigennutz, weil mit dem Alten das soziale und oekonomische Fundament brach. Seit es eine Menschheitsgeschichte gibt, seit dem Sündenfall, der Gigantomachie und dem Trojanischen Krieg haben immer die Gestürzten ins eigne Herz blicken, nach eignem Fehl suchen müssen. Wer unbelehrbar nur den fremden Frevel sieht, den strafen die Götter. Unbelehrbar war das Judenvolk; es hat mit seinem Untergang als Nation seine ungeheure Schuld gebüßt.

Alle großen Völker der Erde sind durch den Krieg berührt, alle europäischen durch ihn tief korrumpiert. Ueberall haben die verheerenden Wirkungen eines solchen, durch Menschen-Raserei hervorgerufenen, Umsturzes die apokalyptischen Reiter entfesselt, überall zeigt sich die menschliche Bestie wieder einmal unverhüllt. Alles Das aber entbindet das deutsche Volk, als das in diesem Wahnsinnskampf unterlegene, nun und nimmermehr von der Pflicht ernster Selbsteinkehr, demütiger Selbstprüfung, schmerzlich-kritischer Selbstzucht. Kein Gott wird es retten, wenn es nicht abschüttelt die trügerischen, den Kern der Dinge schlau vermeidenden Lehren von verlogenen Kanzeln, die tückischen, tausendfach wiederholten Unwahrheiten armseliger „Intellektueller“, die sich schämen, ihre groben Irrtümer und Lügen einzugestehen, und die das Bild rechtfertigen, das Lessing, Schopenhauer, Nietzsche, Lagarde mit so vernichtendem Griffel von ihnen gezeichnet haben.

Die ganze Welt will Geschäfte machen, gewiß, und überall führen die Geschäftsmänner das Wort, wie früher die Diplomaten, Fürsten, Kardinäle. Aber glaube doch um des Himmels Willen nicht, armes, unglückliches, deutsches Volk, daß, die zu dir mit Geschäften kommen, mit und ohne Valuta, und den

deutschen Gegen-Geschäftemachern zum Munde reden — daß sie alle miteinander imstande sind, dir dein Ansehen in der Welt und deine frühere Geltung wiederzuverschaffen, wenn du selbst es nicht tust. Freilich nicht mit dem Schwert in der Hand, denn dann wäre sofort die Kulturwelt aufs neue wider dich, sondern auf dem Wege der Einkehr und Besinnung, der Loyalität und Rechtlichkeit.

Die Franzosen aber müssen für ihr Teil endlich einsehen, daß ihnen im deutschen Volk ein auch psychisch schwer erschütterter Organismus gegenübersteht, dem ein edler und kluger Mensch selbst dann nicht mit Härte begegnet, wenn er ihn dazu zu reizen scheint. Alle Sanktionen werden schwerlich ein andres Ziel erreichen als das europäische Chaos. Versucht es doch einmal mit Güte, Franzosen. Befreit euch von dem alttestamentarischen „Auge um Auge“ und betätigt die Lehre Jesu ! Ihr werdet, glaubt nur, damit schließlich auch die bessern Geschäfte machen — wenn es denn ohne Geschäft nicht mehr geht auf diesem Planeten.

Hinter verschlossenen Türen von Ernst Popper

Die politische Auseinandersetzung über den deutsch-französischen Interessengegensatz, dessen Ausgleich in den letzten drei Jahren auf ungezählten Konferenzen vergeblich versucht worden ist, beginnt in ihr Entscheidungsstadium zu treten. Auf beiden Seiten hat die Nervosität einen Höhepunkt erreicht, der kaum zu überbieten ist, und immer stärker stellt sich die Unmöglichkeit heraus, jene Politik der halben Mittel fortzusetzen, die bisher bemüht war, durch bewußte Ueberforderungen auf der einen und unerfüllbare Scheinkonzessionen auf der andern Seite ihre wahren Ziele zu verschleiern. Am Quai d'Orsay hat man sich auch beeilt, aus der veränderten Sachlage die politischen Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Methoden, die die verantwortlichen französischen Staatslenker neuerdings mit unverkennbarer Entschlossenheit Deutschland gegenüber in Anwendung bringen, werden daher von einem schwülstigen Pressechor als Ausflüsse eines brutalen Machtimperialismus bezeichnet. Bis zu einem gewissen Grade mag diese Charakterisierung auch zutreffen. Aber das politische System, dem sie gilt, ist trotzdem aufrichtiger und ehrlicher als jenes feige Versteckspiel, das man sonst von einer winkelzügigen Nachkriegsdiplomatie gewohnt war, und das auch hierzulande nur selten verschmäht wird. Jetzt wird wenigstens offen ausgesprochen, was das wahre Objekt des augenblicklich sehr ungleichen Machtkampfes ist: es geht um den Besitz der stärksten Wirtschaftskraftquelle, über die das kontinentale Europa verfügt, um die Herrschaft über die Ruhrkohle.

Unzweifelhaft muß der Verlust des Ruhrgebiets die schwerste Erschütterung des deutschen Wirtschaftsorganismus zur Folge haben. Wenn das Herz, das den Pulsschlag der Wirtschaft reguliert, aufhört, mit zuverlässigster Gleichmäßigkeit zu funktionieren, wenn es gar von Krämpfen befallen oder gezwungen wird, einen Teil des Blutstroms in andre Bahnen zu lenken, dann erlahmen auch die andern Wirtschaftsglieder und versagen ermattend den Dienst.

Diese Gefahr ist vorhanden, und es besteht leider nur sehr geringe Hoffnung, daß sie gänzlich vermieden werden könnte. Vielleicht hätte eine vorausschauende Politik den Versuch unternehmen können, diese längst drohende Gefahr abzuwehren. Das ist nicht oder doch nur sehr mangelhaft geschehen. Hier liegt ein nicht wieder gut zu machendes Versäumnis vor, das dringend der Aufklärung bedarf.

Vor allem eine Hauptfrage: Wer ist für ein Verschulden dieser Art verantwortlich zu machen? Wer sich an die Form dieser Frage klammert, wird um die Antwort nicht veriegen sein. Aber jene formale Verantwortlichkeit, die Reichskanzler und Regierung tragen, reicht nicht aus, um von ihren Trägern zu fordern, daß sie für Aktionen einstehen, die außerhalb ihres eignen Macht- und Pflicht-Bereiches von offiziell Unverantwortlichen geleitet werden. Es zeugt für die politische Instinktlosigkeit der breiten Schichten des erwerbenden Bürgertums, daß sie reale Machtverteilung stets verkannt haben. Vor dem Kriege haben sie die Wirksamkeit der politischen Kräfte unterschätzt und ihre Leitung einer unfähigen Clique überlassen, die dilettantisch das größte Unheil angerichtet hat. Heute haften ihre Blicke hypnotisiert an den noch unvollkommenen Einrichtungen einer jugendlichen Demokratie und übersehen, daß sich erst hinter dem komplizierten Regierungs- und Parlamentsapparat dem profanen Auge unsichtbar die eigentlichen Entscheidungen vollziehen. Unbelehrbar wie vor dem Kriege bemühen sie sich nicht, den wahren Sachverhalt zu erforschen: daß von den Privatinteressen einiger Industriegroßkonzerne das Schicksal des deutschen Volkes diktiert wird.

Nirgends drängt sich einem dieser Eindruck stärker und unmittelbarer auf als in der größten Hauptstadt der deutschen Industrie: in Essen. Hier, mitten im bedrohten Ruhrgebiet, macht man einen Schnellkursus über deutsche Politik durch, der lehrreicher ist als zwanzig berliner Leitartikel. Was man erfährt, ist allerdings wenig erfreulich. Eines geht aber aus allen Mitteilungen, die einem in den industriellen Hauptbüros mit einer gewissen Offenheit gemacht werden, ziemlich klar hervor: Unabhängig von dem, was in Berlin angestrebt wird, laufen aus Essen ins Ausland besondere Fäden, mit denen das zerstörte Gewebe der internationalen Wirtschaftsbeziehungen wiederhergestellt werden soll. Weitgehende Vereinbarungen sind zwischen den großen westdeutschen und französischen Industriekonzernen im Werden begriffen, um jene natürlichen Beziehungen, die vor dem Kriege Ruhrkohle und lothringisches Erz zusammenführten, wieder zu ermöglichen. Mit einem Wort: was hier angestrebt wird, ist ein anscheinend höchst verdienstliches Werk, um das sich die Regierungen bisher vergeblich bemüht haben — es ist nichts andres als der wirtschaftliche Wiederaufbau.

Fragt sich nur, welcher Preis dafür gezahlt werden soll, und wem seine Vorteile zugute kommen sollen. Und hier liegt das große Bedenken, vor dem nur unbedenkliche Generaldirektoren nicht zurückschrecken. Das Zustandekommen einer so weitgehenden Zusammenarbeit auf lange Sicht ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur möglich, wenn sie sich unter schärfster französischer Kontrolle vollzieht, der auch die Möglichkeit gegeben wird, alle jene Maßnahmen zur Durchführung zu bringen, die ihr im eignen Interesse notwendig erscheinen. Damit rückt aber die Besetzung des Ruhr-

gebiets und seine wirtschaftliche Abschnürung vom übrigen Deutschland in greifbare Nähe. Und es ist kein Zufall, daß die offizielle französische Politik sich in den letzten Wochen diese Forderung in verstärktem Maße zu eigen gemacht hat.

Daß die Besetzung kommt, daran zweifelt im Ruhrgebiet Niemand mehr. Die Arbeiterschaft beobachtet mit dumpfem Groll eine Entwicklung, die sie nicht verhindern kann. Für sie bedeutet die Besetzung keinen Gewinn, sondern nur drückende Fremdherrschaft. Dagegen ergeben sich für die Industrie neben gesicherten Rohstoffbezügen die Gewinnchancen aus einer Weltpreiskalkulation, nach der auch an das durch eine Zollgrenze abgetrennte Rumpfdeutschland geliefert werden könnte. Die katastrophalen Folgen einer Ruhrbesetzung für dieses, das von den lebenswichtigen Ruhrkohlen abgeschnitten und bei ihrem Bezug von der Gnade französischer Kontrollorgane abhängig wäre, bleiben bei diesen Berechnungen selbstverständlich außer Betracht. Und dieser Skrupellosigkeit machen sich die gleichen Kreise, die gleichen Persönlichkeiten schuldig, die die geschwollenen nationalen Phrasen bis zum Ueberdruß ständig im Munde führen, die sich aber in der Stunde der höchsten nationalen Not gegen die Nation entscheiden.

Inzwischen tagt der Reichstag, berät die Regierung unter sich und mit den Parteien; inzwischen werden Noten ausgetauscht und von der Presse kommentiert ; inzwischen werden lärmende Protestversammlungen gegen Ententeforderungen abgehalten. Wer klug ist, achtet nicht darauf. Er weiß, daß trotz diesem Rummel die eigentliche Entscheidung anderswo getroffen wird, und daß hinter den verschlossenen Türen der Industriekontore sich Ereignisse abspielen, die für das Schicksal Deutschlands von weit größerer Bedeutung sind.

Ueber Alfred Polgar von Moritz Heimann

Ein echter Polgar — ‚Gestern und heute' (bei Rudolf Kaemmerer in Dresden) — , will sagen, einer, den man nicht in die Versuchung kommt Peter Polgar zu nennen; ein guter, das ist einer, der keinen stilistischen Aufwand treibt und sich überflüssige Druckser nicht erlaubt, mahnt mit der Mahnung der letzten Rose Hebbels: So weit im Leben, ist zu nah am Tod. Vollkommen desillusioniert zu sein wie er, und dennoch die Frische jeglichen Genusses zu bewahren; unaufhaltsam kritisch und dabei ohne Aktivität zu bleiben; und aus Desillusion und Kritik gar noch für die Frau Welt einen Schmuck zu schmieden, dazu gehört eine geistige Ueberlegenheit, von der ich zuweilen nicht verstehe, daß Ehrgeiz sie nicht über ihre Grenzen lockt — und zerstört. Zerstört? vielleicht auch entlarvt. „Dichte“, möchte ich ihm zurufen, „dichte einen umfangreichen Roman, damit ich dich sehe.“ Er aber, noch weiser, als ich ihn wollte, läßt sich nicht sehen und bleibt, was er ist: ein Lyriker, ein Musiker, Einer, den man hört.

Und er tut recht daran. Nur weil er keinen längern Fleiß an eine Erscheinung vor seinen Sinnen, an ein Urteil in seinem Verstand, an eine Bewegung in seinem Gemüt setzen will, keinen

längern, als er vertragen kann, ohne ungeduldig und unwillig zu werden und sich dafür zu rächen, nur deshalb rundet sich ihm das Gebilde von selbst. Physiker und, wenn sie es von ihnen gelernt haben, Kinder wissen Seifenblasen herzustellen, die nicht leicht zerplatzen, sondern wohl eine halbe Stunde dauern können, eine äonenlange Zeit für Seifenblasen. Und überdies, wenn man all die kleinen Sachen in dem gar nicht umfangreichen Band gelesen hat, so ist unversehens doch eine große Sache daraus geworden; wahrhaftig ein Roman; ein Roman über Wien; über Wien, insofern es ein Exemplar Menschensiedlung ist wie jede andre; über Wien nach dem Kriege, insofern zwar kein Elend und keine Not den Trost über die Beendigung der menschenmordenden Jahre verkümmern, aber schließlich doch jede Zeit für die andre steht. Alles ist drin in dem Roman, Landschaften und Dialoge, Blumen und Bäume und Bettlerinnen, Tiere, Literaten, Generäle, der Großwucherer und der Arbeiter, das Theater, der Alltag und die Ferienzeit, und neben allem der Dichter selbst, Polgar, mit dem Blick drüberhin, mit der Hand, welche weiß, daß sie nicht zu fest fassen kann, zu fest fassen darf. Von Lichtenberg hat bekanntlich Goethe gesagt, wo er einen Witz mache, da liege ein Problem. Das Wort gilt auch für Polgar, und manchmal gleicht sein Witz einer Wünschelrute, die auf etwas noch Tieferes ausschlägt als auf ein Problem: auf die Quelle aller Tränen dieser Erde, aller Widersprüche der menschlichen Ohnmacht. Eine alte, zerschrumpelte Frau fällt vor Hunger in den Straßenschmutz. Sie ist eine Schwindlerin, sie fällt Tag für Tag irgendwo hin, um das Mitleid zu schröpfen. „Aber“, so sagt dieser blasierte Wiener Polgar, „ich denke, wer, um ein paar Kronen zu erraffen, sich am hellichten Tag in den Straßendreck legt, hat die paar Kronen verdient.“ Und er kommentiert: „Die Alte würde auch lieber Beethoven tanzen oder Modeberichte schreiben . . . Andre Weiber verdienen Geld, indem sie Aerger, Aufsehen, Geilheit, Langeweile erregen.“ Das ist so wahr wie Jean Paul, wie Dostojewski; wären wir glücklicher, wir würden darüber weinen.

Zuweilen allerdings kehrt Polgar den Goethischen Satz um, und wo ein Problem liegt, macht er einen Witz. Er spricht zum Beispiel mit nachgeahmtem Schulbuchernst von den fleischfressenden Pflanzen, die besondre Organe zum Festhalten, Aussaugen und Verdauen der Insekten besitzen, da sie keine Organe haben, ihre Nahrung aus der Luft und der Erde zu nehmen: „Wie erhaben-weise hat die Schöpfung dieses Manko der fleischfressenden Pflanzen bedacht und ihnen andre Lebensmöglichkeiten gesichert ! Schön. Aber das Manko ist ja auch Wille und Werk der Schöpfung. Also das Ganze eine Spielerei; ein Virtuosenstückchen.“ Dies ist eine Quiproquo. Es tut, als ob es der Natur die Zähne bleckte, und bleckt sie doch nur gegen eine ihrer kümmerlichen Auslegungen. Es macht eine Personifikation, das heißt: einen Götzen, wo keiner ist, und prügelt ihn; eine Gebärde, die ich nicht für so tapfer halte wie sie sich selbst, wo immer sie mir begegnet. Auch bei Polgar nicht.

Soll man kurze Skizzen, deren Ironie sich von vorn herein freimütig eingesteht, so ernst nehmen, daß man auch gegen sie polemisiert? Diese, ja. Und deshalb verhehle ich nicht, daß in Polgars Buch eine Seite mir sogar bis auf den Grund schlecht erschienen ist. Es sind Aphorismen über die Freundschaft, und sie sind entstellt duch ein fahles, flaues Grinsen. „Jemandem Freund sein, heißt: ihm als Krücke für sein lahmes Selbstbewußtsein dienen . . . die meisten Freundschaften sind degenerierte Gleichgültigkeit." Wer Delobelle mit Rittner verwechselte und über die Schauspielkunst schriebe, würde sich nicht schlimmer verfehlen. Wer derlei tut, macht uns zu dem Verdachte unruhig, als verwechselte er doch auch die Welt, über die er uns eben noch tiefe, scheinbar durch und durch gewußte Worte zu sagen hatte, mit etwas anderm; als verwechselte er, betrogener Betrüger, jegliches Ding mit seinem Gespenst; und als sei ihm behaglich, wenn nur seine Sätze vollkommen gediehen, an der Unvollkommenheit dessen, was ihm zu schreiben gibt. Das aber hieße zu viel Resignation, auch für den Meister der Resignation; grade für ihn.

In jedem ungebührlichen Anspruch, und der soeben erhobene ist einer, liegt eine Ungerechtigkeit; sie zu korrigieren, diene eine allgemeine Erwägung. Um über Polgar zu schreiben, müßte man eigentlich — einen Polgar schreiben. Es ist dieses eine unterschiedene literarische Form, so gut wie eine Novelle oder ein Sonett. Nur leider, wir aus Norddeutschland werden es nie zu was Ordentlichem darin bringen, durch welche Anerkennung, wie man billigerweise glauben muß, ich mein persönliches Unvermögen nicht gedeckt wissen will; und wenn wir es doch versuchen, laufen wir womöglich Gefahr, etwas Schlimmeres zu machen als eine Stümperei, nämlich eine Imitation; Imitation, die noch im besten Falle grade dort endet, wo das Unnachahmbare beginnt. Vielleicht studiert sich das malgré lui Unsterbliche des Oesterreichertums nirgend besser als in diesen sogenannten kleinen Formen. Es gibt unter den Stücken Polgars etliche, die man mit dem feinsten Mahltuch beuteln darf, und es bleibt keine Kleie zurück; so kein Wort zu viel und, was sich von selbst versteht, keins zu wenig, Absicht und Form genau auf einander passend, sind sie gelungen; — und dennoch behalten sie dabei ihre Art Bequemlichkeit und Lässigkeit und haben es weder eilig noch dringlich. Schreibt ein Norddeutscher von an sich gleichem Rang ein Stück entsprechender norddeutscher Form, so sehen und hören wir eine Faust oder einen Zeigefinger auf die Tischplatte fallen, und eine Stimme ruft: Das muß anders werden, und zwar vom nächsten Montag an. Läßt dieser selbe Norddeutsche einen eben noch berührungsnahen und vertrauten Menschen etwas auf berlinisch sagen, sogleich gibt es einen Schnitt, eine Trennung und Distanz, und aus diesen stammt dann, was an Humor gewonnen wird. Bei Polgar, noch in den von Hohn und Haß inspirierten Stücken, braucht nur die wienerische Mundart aufzuklingen, und die Grenze verwischt sich; die Trennung tut, als ob sie zuheilen wolle; die Entfernung schrumpft ein. Verfolgen wir indessen

die Linie weiter, so geht sie, gleich gewissen alten Schriftarten, bustrephedon, wie man mit Rindern pflügt, jede nächste Zeile umgekehrt als die vorhergehende; aus dem berlinischen „ Adieu, Sie“ ist Wohlwollen, aus dem wienerischen „Willkommen, Bruderherz“ Spott und Aerger herauszuhören. In einem außerordentlich schönen Vortrag über Oesterreich, den Hofmannsthal uns während des Krieges hielt, hat er nachgewiesen, daß in Oesterreich auf allen Gebieten des Lebens die Unterschiede, die sozialen, nationalen, die der Bildung, kurz: alle bedeutenden Klüfte, die durch ein Volk gerissen sind, zwar nicht minder tief gehen als wo anders, aber mehr als wo anders, insbesondere mehr als im „Reich“, durch einen gemeinsamen Zug von Volkstümlichkeit für den jeweiligen, augenblicklichen Verkehr zu überbrücken seien. Auch Ironie und Satire können sich diesem Gesetz nicht ganz entziehen, und selbst wenn sie weit davon entfernt sind, sich zugunsten einer heimlichen Liebe zum Wienertum zu desavouieren — dieses Wienertum mit klarem Haß von sich auszuschließen, hindert sie ihr volkstümliches, ihr Zugehörigkeitsgefühl. Man weiß nicht recht: spielen sie, indem sie sich beißen, oder beißen sie sich, indem sie spielen? Noch jeden Wiener habe ich, wenn er mündlich erzählte, glänzend gefunden, wie bei uns nur das Volk erzählt; noch bei jedem Menschen, der glänzend erzählt, hatte ich den Zweifel, ob er nicht auch mich, wenn er wieder olla potrida kochte, ohne weiteres in den Kessel tun würde. Aber ich habe Freunde in Wien, denen ich vertraue.

Verteidigung des Schiebers von Roland Schacht

Guten Tag. Gestatten Sie: Schieber. Vorname tut nichts zur Sache, Sie unterscheiden ja doch nicht zwischen uns, obwohl Sie sich sonst so gern als Individlualist fühlen und, selbst wenn Sie sich für Sozialismus einsetzen, es aus individuellen Erlebnissen und Ressentiments heraus tun. Sie sind schon pikiert? Warten Sie: es kommt noch ganz anders.

Uebrigens bin ich nicht hier, um Sie vor den Kopf zu stoßen. Im Gegenteil: es kränkt mich, daß Sie und Ihre Kreise nichts von mir wissen wollen. „Schieber !“ sagen Sie und sehen hochmütig über mich hinweg. Nun, verehrter Herr, ich will Ihnen mal klarmachen, daß diese Hochnäsigkeit ganz, aber auch ganz und gar unangebracht ist. Zunächst: Was ist überhaupt ein Schieber? Einer, der sich auf ungesetzlichem Wege bereichert? Schön. Wo sind sie, Ihre Gesetze? Wer hat sie gemacht? Die überwältigende Mehrheit, das ganze Volk, das „geschlossen“ hinter jedem Gesetz, jeder Verordnung gegen das Schiebertum steht? Sagen Sie ! Ja, Verehrtester, wie kommen Sie zu dieser Annahme? Wie ist denn das möglich, daß gegen diese überwältigende Mehrheit, gegen dieses „gesch !ossene Volk“ die paar Schieber aufkommen?

Ich will Ihnen sagen, wie das möglich ist. Es ist einfach nicht wahr, daß hinter Ihren Gesetzen eine Mehrheit steht. Ihre Gesetze werden von einer ganz kleinen Minderheit gemacht, deren Mitglieder nur deshalb von der Durchführbarkeit ihrer papiernen Vorschriften überzeugt sind (wenn sie Vorschriften nicht überhaupt erlassen, ut

aliquid fieri videatur), weil sie weder in die Praxis der zu regelnden Angelegenheit noch in die menschliche Natur die geringste Einsicht haben. Denken Sie an den Krieg. Da war der Freihandel mit Fleisch verboten. Ich hatte einen blühenden Handel mit Schinken. Herrliche Ware ! (Ich habe nie Jemand übers Ohr gehauen. Reelle Ware ist die beste Reklame.) Ich habe nie, hören Sie: nie einen Menschen gesehen, der sich infolge des Verbots geweigert hätte, meine Schinken zu kaufen. Natürlich habe ich mich nur an zahlungsfähige Leute gewandt. Mit Mittellosen ist kein Handel möglich. Was Sachen kosten, das kosten sie. Verkaufen Sie Ihre Sachen unter Preis? Ihre Bücher, Ihre Artikel? Aber es gab sehr viele Zahlungsfähige. Wenn es so wenige gewesen wären — wie hätten die Zahlungsunfähigen sich das gefallen lassen ! Nie hat mir einer gesagt, daß ich was Verbotenes täte. Im Gegenteil: ich war eine gesuchte Persönlichkeit. „Mein Schieber" sagten die Leute liebevoll von mir. Ohne mich wären noch viel mehr verhungert. Ich war der Heiland der Kinder, der Hort der Schwachen, die Sonne der Rekonvaleszenten, der Trost der Abgearbeiteten. Ohne mich zu haben, kriegte man keine Dienstboten. Ich habe nie gemerkt, daß diese Kinder des Volkes mich schief angesehen hätten. Aber glauben Sie nicht, daß ich mein Geld ohne Arbeit und Sorge verdiente. Bei mir kam nichts um. Bei mir verdarben nicht ganze Magazine, wurden nicht ganze Warenlieferungen unbrauchbar, wie bei den Behörden, die statt unser die Lebensmittelverteilung in die Hand zu nehmen sich anmaßten. Und damit man den Unterschied nicht so spüre, wurde bekanntlich ein ganzes Heer von Beamten engagiert, nur um unsern Betrieb zu stören. Das machte, verflucht noch mal, Arbeit. (Ein Glück übrigens, daß so viel Militäranwärter darunter waren: die hatten das Nehmen bei den Soldaten gelernt.) Kein Minister wußte so gut bei den Behörden Bescheid wie ich, keiner — ein Diplomat ist an mir verloren gegangen. Ohne Arbeit? Ich habe gearbeitet. Und Gott segnete meine Arbeit.

Jetzt handle ich mit Schuhwerk. Durch rechtzeitigen Einkauf, was Uebelwollende Hamstern, Wohlwollende Voraussicht nennen — was würden Sie sagen, wenn die Aktiengesellschaft, von der Sie zwei bis zehn Aktien haben, verkrachte, weil sie nicht rechtzeitig Devisen und Rohstoffe eingekauft hätte — , also ich bin in der Lage, meine Stiefel unter der Hand ein paar hundert Mark billiger zu verkaufen als üblich. Meinen Sie, auch nur Einer wird mich anzeigen? Im Gegenteil: einen Run auf meinen Stiefel wird es geben. Reden Sie nicht von Geschlossenheit des Volkes.

Also mit der Ungesetzlichkeit ist es nichts. Die steht auf dem Papier. Niemand zieht daraus die Konsequenzen. Außer Denen natürlich, die extra dafür bezahlt werden. Aber wenn die uns ausrotten, sind sie ja selbst überflüssig. Wer sägt den Ast ab, auf dem er sitzt? Und was können Sie gegen die Masse machen, die wir in Nahrung setzen und die von unsrer Mühe profitiert ! Sozialisieren Sie meine Fabrik und die Kerls streiken, dann gibts überhaupt keine Stiefel. Oder sie fordern Löhne, daß die Stiefel erst recht unerschwinglich werden. Stimmts nicht?

Aber, sagen Sie: Der Schieber bereichert sich auf Kosten der Allgemeinheit. Mein Lieber, das tut doch Jeder ! Wenn Sie gute Artikel schreiben, nehmen Sie den rührenden armen Schluckern, die nur

schlecht schreiben können, den Verdienst weg. Sie wollen mir einen „angemessenen" Verdienst lassen. Was heißt angemessen? Wer mißt an? Alle, die weniger verdienen. Sind die Dummen und Unfähigen nicht überall in der Mehrzahl? Das sind Erfahrungssachen. Die Meisten, die ich gesehen habe, waren dümmer als ich. Sind Ihre Erfahrungen anders — wohl Ihnen ! Aber das sind Weltanschauungsfragen. Oder mißt „der Staat" an? Sie sehen ja an der Leistung der Beamten, was bei solchen Anmessungen herauskommt.

Nun sagen Sie: Aber der Schieber ist ungebildet. Ja, ich war nur auf der Volksschule. Warum haben die Gebildeten, die vorher das Heft in der Hand hatten, die Volksschule denn nicht besser gemacht? Wenn ich sehe, was für Dämelsäcke die meisten Gebildeten sind, wie sie sich von ihren Zeitungen, ihren Abgeordneten, ihren Beamten an der Nase herumführen lassen — meinen Sie, daß ich sie beneide? Mir macht Keiner was vor. Ich versteh meinen Kram, gründlich, und wenn ich gefragt werde, sage ich meine Meinung. Das Uebrige geht mich nichts an. Die Gelehrten? Die sind sich ja selbst nicht einig. Denken Sie mal, was die Volkswirtschaftler, große Tiere, während des Krieges für Unsinn geredet haben. Geistige Tätigkeit? Wir können nicht alle geistig tätig sein. Und handeln Sie mit Ihrer geistigen Tätigkeit nicht? Und überhaupt: Wer kauft denn Ihre Luxusausgaben, Ihre Bildermappen, wer geht in Ihre Konzerte und Theater? Ausschließlich wir Schieber. Haben wir keine geistigen Interessen? Wovon würden Ihre Gebildeten, die den Krieg und seine miserable Führung zugelassen haben, heute leben, wenn wir ihnen nicht ihre Sachen abkauften? Wir sind ein volkswirtschaftlicher Segen. Wir sind die neuen Männer, die die verknöcherten Routiniers, die Leute mit den abgewirtschafteten Traditionen ersetzen. Die Lebensnahen mit der raschen Entschlußkraft, den eisernen Nerven. Wir sind die kommenden Führer der Nation. Wir wissen, was wir wollen, wir stehen zu unsern Taten. Wir schwärmen nicht für Wilhelm Tell und stehen stramm vor Wilhelm dem Zweiten; wir sind keine Antisemiten und kaufen bei Wertheim; wir haben nicht eine Ueberzeugung auf der Reichstagstribüne und eine Taktik, Minister zu werden, in der Tasche. Wir sind Kinder des Volkes, die emporkommen. Wir sind die wahren Revolutionäre. Schieber? Wir sind Deutschlands Zukunft.

Spiegel von Iselin Cox

Du schläfst.
Still kann ich deinem Atem lauschen,
Ich hör die Zeit vorüberrauschen
Und weiß es nicht, will ich euch halten,
O unaufhaltbare Gestalten?
Will meine Sehnsucht mit euch ziehn —
Zu Gott, zum Licht — wohin — wohin?

Berauscht bin ich von diesem Rauschen,
Berauscht muß ich dem Klange lauschen,
Gespiegelt in des Klanges Welle
Seh ich mich selbst: Klang — Licht — und Quelle.

Hidalla und Hannele

An dem Abend, wo die Schauspieler in den Streik traten, den sie verlieren mußten — ohne daß er für ihre Brotherren zu gewinnen war, denn all das kann nur Frist den siechen Tagen sein — , an diesem Abend gab das Staatstheater: ‚Hanneles Himmelfahrt'. Wenn vor drei Jahrzehnten der Intendant eines Kaisers, von dem Verständnis grade für Hauptmann nicht zu befürchten war, die unerklärliche Verwegenheit hatte, im Jahr der ‚Weber' das kleinere Armeleutstück neben die ‚Quitzows' zu stellen: dann ist doppelt bedauerlich, daß die republikanische Theaterleitung so wenig literarische Unternehmungslust zeigt. Keiner hindert einen, Columbus zu sein, und man ist Schliemann. „Eine schwache Süßigkeit": das ist der Tenor der Widmung zu diesem ‚Traumstück', dem nach so vielen Inszenierungen neue Nuancen kaum noch abzugewinnen sind. Ein dramatischer Märchentraum, der für ein Märchen zu kompliziert, für einen Traum nicht phantasievoll genug und ein Drama schon gar nicht ist — von dem war eigentlich anzunehmen, daß die Zeit ihn langsam auffressen werde. Aber die Süßigkeit, siehe da, ist durchaus nicht so schwach, wie der bescheidene Dichter sie eingeschätzt hatte, und ist, vor allem, nicht Süßlichkeit geworden. Ein Vorteil für die Regie; die nicht nötig gehabt hätte, Marschalks Musik, seit jeher ein Muster unvordringlicher, dienender, stimmender Schauspielmusik, ergänzen zu lassen. Ein Nachteil für die Regie, daß Karl Kraus dieses Werk besonders gern vorliest, und daß bei ihm wirklich aus dem Kindergehirn gedacht, gedichtet, geträumt wird. Selbst in der schönsten Aufführung haben die Traumgestalten eine massive Eigenexistenz, die das Schwergewicht zu ihren Gunsten verschiebt. Bei Karl Kraus schwebt die Dichtung im Gleichmaß ihrer statischen und dynamischen Verhältnisse, ihrer ethnologischen und psychologischen Daseinsbedingungen. Immerhin: unten den Aufführungen behauptet sich Fehlings neben der besten; und das war Rittners. Zwei Mängel: daß statt einer sanft auseinander- und zusammengleitenden Gardine mehrmals der kiobig-starre Hauptvorhang benutzt wird; und daß das Hannele berlinisch, unkindlich, routiniert ist. Aber weder akustisch noch optisch wird mit falschem Expressionismus gearbeitet. Kein weiß-goldener, sondern ein blau-roter Himmel. Die drei Engel in einer schwebenden Muschel. Der rechte Wechsel zwischen Helligkeit und Dunkelheit. Unaufdringlich der Zusammenhang der Armenhausstube mit dem nächtlich tönenden Dorf. Unverhohlener Naturalismus der Dörfler. Ein Bilderbuch-Schneider. Nirgends Snobismus. Lina Lossen als Schwester Martha ! Carl Ebert ein so wundervoll menschlicher Lehrer Gottwald, daß die Steigerung ins Heilandtum schließlich zu entbehren ist. Auch Hauptmanns Werk selbst übt ja keine religiöse Macht; oder vielleicht nur auf mich nicht. Aber der feste Wille des Dichters, solche Macht zu üben, blitzt doch in viele Winkel seiner Dichtung einen Abglanz von „den Zinnen der ewigen Stadt".

*

An dem Abend, wo die Schauspieler aus dem Streik traten, den sie verloren hatten — ohne daß ihre Brotherren ihn gewonnen haben, weil er in jedem Fall die erste Oelung des kranken Theaters gewesen sein wird — , an diesem Abend gab das Staatstheater: ‚Hidalia'. Aus der Periode der angstvollen Selbstbemitleidung Wedekinds. Dieser Moral-reformator ficht mit starken Worten, aber ohne klare oder gar neue Gedanken für — ja, wofür? Er trauert um die verlorene Schöne: das merkt man und fühlt seine Trauer mit. Nur hat er wenig an ihre Stelle zu setzen. Man müßte ein schlechtes Ohr für den Ursprung von dich-terischen Wehklagen haben, um nicht inne zu werden, daß Wedekind über nichts so wehklagt wie über seine leeren Hände. Seine Dramen bekommen dadurch allein den Stempel von Geistigkeit, daß er selbst ihren Mangel an erlösender Geistigkeit insgeheim so schmerzlich empfindet. In ‚Hidalla', zum Beispiel, eröffnet er den Freiheitskampf der Menschheit für den Feudalismus der Liebe. Einfacher ausgedrückt: er ist der Meinung, daß die Unberührtheit des jungen Weibes zu hoch eingeschätzt wird; daß die Zeit nicht fern ist, wo man sich das nicht mehr gefallen lassen wird. Aber sollte Wedekind wirklich nicht ge-wußt haben, daß — von Friedrich Schlegel und George Sand nicht zu reden — um 1890 herum die gute Laura Marholm als ihre Aufgabe ansah, auf dieselbe Weise und zum selben Ziel ihre Schwestern zu entflammen? Damals sprach man von der Sünde, die nie vergeben wird: von Evas Sünde gegen ihr Geschlecht. Dergleichen um 1900 herum zu wiederholen, war nicht eben ein Heldenstück. Es um 1920 herum mitanzuhören, wäre ziemlich langweilig, wenn sich nicht, was Wedekind für Pech und Schwefel hielt, mit der Zeit als Kolophonium erwiesen hätte, das die Kulissenblitze für ein überraschend amüsantes Theaterstück liefert. Der Theatraliker Wedekind, der sich seiner wahren Begabung schämte und lieber ein tiefer Problematiker und verkannter Prophet sein wollte, reißt hier durch seine Verve mit. Karl-heinz Martin ist eben noch der Gefahr entwichen, der Feierlichkeit zu-liebe auf die robusten Effekte zu verzichten. Er strebt sie nicht an, aber er erreicht sie, indem er die Schauspieler von dem Explosivstoff befreit, den er kalt in sich trägt. Alles geht mächtig schnell, also gehts, da nichts leer läuft, mächtig wirksam. Der Rahmen ist weißgrau, Het-mans Welt schwarz, die Gegenwelt schreiend bunt. Fast jedem Akt wird im letzten Augenblick eine Regiepointe aufgesetzt. Keine einzige schlechte Leistung. Legals Launhart prangt in sämtlichen Farben und Tönen schmieriger smartness. Seine Schwester Gerda Müller, mit eckigen Schultern und mager herabhängenden Armen, und Johanna Hofer als die beneidet schöne Fanny Kettler sind hochgepeitschte Fana-tikerinnen im Dienste des Regisseurs und des Dämons Hetman. Kort-ner sieht zunächst aus, wie Kortner aussähe, wenn er häßlich wäre. Aber sobald er in Bewegung gerät, sprüht ihm die Glut seiner ver-meintlichen Sendung aus Mund und Augen und veredelt auch das Ge-sicht. Dann besteht er neben Wedekind, der aus Hetman seine Lebens-tragik erschütternd herausächzte.

Ein deutsches Volkslied von Peter Panter

„Das Volk ist dof, aber gerissen."

In deutschen Landen ist augenblicklich ein Lied im Schwange, das den vollendetsten Ausdruck der Volksseele enthält, den man sich denken kann — ja, mehr: das so recht zeigt, in welcher Zeit wir leben, wie diese Zeit beschaffen ist, und wie wir uns zu ihr zu stellen haben. Während der leichtfertige Welsche sein Liedchen vor sich hinträllert, steht es uns an, mit sorgsamer, deutscher Gründlichkeit dieses neue Volkslied zu untersuchen und ihm textkritisch beizukommen. Die Worte, die wir philologisch zu durchleuchten haben, lauten:

Wir versaufen unser Oma sein klein Häuschen —
sein klein Häuschen — sein klein Häuschen —
und die erste und die zweite Hypothek !

Bevor wir uns an die Untersuchung machen, sei zunächst gesagt, daß das kindliche Wort „Oma" so viel bedeutet wie „Omama", und dieses wieder heißt „Großmutter". Das Lied will also besagen: „Wir, die Sänger, sind fest entschlossen, das Hab und Gut unsrer verehrten Großmutter, insbesondere ihre Immobilien, zu Gelde zu machen und die so gewonnene Summe in spirituösen Getränken anzulegen." Wie dies — ? Das kleine Lied enthält klipp und klar die augenblickliche volkswirtschaftliche Lage: Wir leben von der Substanz. So, wie der Rentner nicht mehr von seinen Zinsen existieren kann, sondern gezwungen ist, sein Kapital anzugreifen — so auch hier. Man beachte, mit welcher Feinheit die beiden Generationen einander gegenübergestellt sind: die alte Generation der Großmutter, die noch ein Häuschen hat, erworben von den emsig verdienten Spargroschen — und die zweite und dritte Generation, die das Familienvermögen keck angreifen und den sauern Schweiß der Voreltern durch die Gurgel jagen ! Mit welch minutiöser Sorgfalt ist die kleine Idylle ausgetuscht; diese eine Andeutung genügt — und wir sehen das behaglich kleinbürgerliche Leben der Großmama vor uns: freundlich sitzt die gute alte Frau im Abendsonnenschein auf ihrem Bänkchen vor ihrem Häuschen und gedenkt all ihrer jungen Enkelkinder, die froh ihre Knie umspielen . . .

Das ist lange her, Großmutter sank ins Grab, und die gröhlende Corona der Enkel lohnt es ihr mit diesem Gesang: „Wir versaufen unser Oma ihr klein Häuschen . . . " Ist dies ein Volkslied — ? Es ist seine reinste Form. Man darf freilich nicht an früher denken. Früher sang wohl der Wanderbursch sein fröhlich Liedchen von den grünen Linden und den blauäugigen Mägdelein — weil das sein Herz bewegte. Nun, auch dieses Lied singt von dem, was unser Herz bewegt: von den Hypotheken. Hatte früher Walther von der Vogelweide sein „Tandaradei' durch die Lüfte tönen lassen und den Handel den Pfeffersäcken überlassen, so ist es heute an den Kaufleuten, „Tandaradei !" zu blasen, und die Liederdichter befassen sich mit den Hypotheken. Wenn auch freilich in naiver Weise. Denn es ist dem Liedersänger entgangen, daß die Hypothek selbst ja eine Schuld ist, die man unmöglich vertrinken kann — meint er

doch wahrscheinlich die für die eingetragene Hypothek als Darlehn gegebene Summe, die der Schuldner in leichtfertiger Weise verbraucht So singt das Volk. Hier spricht die Seele deines Volkes. Hier ist es ganz. Es soll uns nicht wunder nehmen, wenn nächstens in einem schlichten Volkslied das Wort „Teuerungszulage“ oder „Weihnachtsgratifikation“ vorkommt — denn dies allein ist heute echte, unverlogene Lyrik.

Dichter umspannen die Welt in brüderlicher Liebe, Poeten sehen Gott in jedem Grashälmchen — das ehrliche Volk aber gibt seinen Gefühlen unverhohlen Ausdruck. Noch lebt es von den Gütern der Alten. Langsam trägt es Sommerüberzieher, Sofas, Ueberzeugungen und Religionen auf — neue schafft es zurzeit nicht an. Was dann geschieht, wenn die alle dahin sind, darüber sagt das Lied nichts. Vorläufig sind sie noch da — und so lange sie noch da sind, lebt das Volk von der Substanz.

Und versäuft der Oma sein klein Häuschen.

Der vierte Börsensaal von Morus

Dezemberfest

Alle Spieler sind abergläubisch. Auch die an der Börse. Manch einer ist heilfroh, daß der Gedenktag des vorjährigen Dies ater, des Schwarzen Donnerstags, vorüber ist, ohne daß es einen Rückschlag gab. In der Tat war der Dezemberanfang eine Woche voller Wonne. Die Kurse kletterten, als sei es abgemachte Sache, daß nach dem ersten Januar kein Papier mehr unter 10 000 stehen dürfe. Die unsinnigsten Steigerungen kamen vor. Obligationen, die von den Schuldnern zu pari wieder eingelöst werden können, wurden auf ein Vielfaches des Nennwerts getrieben. Gesellschaften, denen der Wind durch die Backen bläst wie einem Schwindsuchtskandidaten, werden begehrt, als hinge von ihren Aktien die Seligkeit ab. Die Unterbewertung, die auf dem Effektenmarkt zweifellos bis in den August hinein bestand, ist in eine ebenso sinnlose wie gefährliche Ueberschätzung umgeschlagen. Der Aktien-Index hat sich in den letzten vier Wochen mehr als verdoppelt. Auslandskäufe geben den Anreiz; aber sie geben nicht den Ausschlag. Die Publikumsspekulation zeigt sich ausdauernder als die Berufsspekulanten, die schon zum Teil ihre Herbstgewinne realisiert und sich dafür wertbeständigere Ware zugelegt haben.

Der Dezemberanfang hat auch äußerlich der Börse einen Festtag gebracht. Nicht einen von jenen unangenehmen jüdisch-katholischen Feiertagen, an denen der Mensch innere Einkehr hält: sich von seinem Seelsorger Mut zusprechen läßt und daheim die letzten Abschlüsse nachrechnet, sondern einen richtigen Börsenfesttag, mit Frack und Honorationen. Der Präsident der Berliner Handelskammer Franz von Mendelssohn hat am 6. huius mit einer geschmeidigen Rede den neuen Börsensaal eröffnet. Das Geschiebe wird fortan also nicht durch drei, sondern durch vier Säle gehen.

Die interessanten Zahlen, die Herr v. Mendelssohn in seiner Weiherede mitteilte, bestätigen und ergänzen, was hier kürzlich über die Inflation des Handels im allgemeinen und der Banken im besondern gesagt wurde. Die Zahl der Börsenbesucher ist von 3 bis

4000 vor dem Kriege auf über 6000 gestiegen, und entsprechend hat sich der Apparat vergrößert, den die Börseaner außerhalb des Hauses beanspruchen. Nicht festzustellen ist leider die Zahl Derer, die sich heute überhaupt am Effekten- und Devisenmarkt beteiligen. Sie dürfte sich gegenüber der Vorkriegszeit um ein Vielfaches vermehrt haben und wird gewiß sechsstellig, vielleicht siebenstellig sein. Der allgemeinen Inflation ist, wenn auch nicht in gleichem Maße, die Verwässerung des Aktienkapitals gefolgt. Während vor dem Kriege jährlich die Einführung neuer Wertpapiere an der berliner Börse über 2 Milliarden Mark betrug, sind in den ersten neun Monaten dieses Jahres bereits Wertpapiere im Nennwert von 16½ Milliarden Mark in der Burgstraße neu eingeführt worden. Aber auch hier stellen die Ziffern der letzten Monate alles Frühere in den Schatten. Im November haben, nach der Statistik der Frankfurter Zeitung, 468 Gesellschaften neue Aktien in Höhe von 11 Milliarden Mark ausgegeben gegen 265 Gesellschaften und 3,8 Milliarden Kapital im Oktober, und dazu sind noch 3 Milliarden (gegen 2,3 Milliarden im Vormonat) festverzinsliche Wertpapiere ausgegeben worden. Ein erheblicher Teil dieser neuen Emissionen sucht selbstverständlich an der größten deutschen Fondsbörse ihren Markt. Die neuen Papiere aber wirken wieder, als „Freibilletts" oder mit günstigem Bezugsrecht ausgestattet, stimulierend auf die Kaufwut. So nimmt das Spiel einstweilen seinen Fortgang. Aber wer weiß, ob nicht bald Die recht behalten, die schon vor Wochen prophezeit haben, daß die Beerdigung von der neuen Halle aus stattfindet !

Steuerrevision

Das erste Lebenszeichen der neuen Regierung war, wenn man von den völlig inhaltlosen Reden des Reichskanzlers Cuno absieht, die Erklärung des Finanzministers Hermes über die Neuregelung der Steuereinziehung. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß die Verkündigung des neuen „Programms", wenn man dieses hochtrabende Wort auf die bescheidenen Pläne des Kabinetts Cuno anwenden darf, weniger aus innen- als außenpolitischen Erwägungen erfolgt ist. Das Riesendefizit des Reichsetats von 844 Milliarden Mark hat im Ausland viel mehr Aufsehen erregt als bei uns. Man hat sich ja in Deutschland allgemach an neun- und zehnstellige Ziffern gewöhnt und ist immer bereit, Alles mit den Reparationslasten zu entschuldigen und zu bemänteln. Wie während des Krieges Militär- und Zivilbehörden jede Ungehörigkeit und jede Schlamperei mit der billigen Phrase: „Cest la guerrel" decken durften, so ist heute der Regierung und den nebenregierenden Wirtschaftsverbänden jede Maßnahme und jede Unterlassungssünde erlaubt, wenn sie die „Schuld" nur geschickt auf den Vertrag von Versailles schieben.

Aber die amtlichen Finanzsachverständigen der ausländischen Regierungen, die durchaus nicht so vertrottelt und heuchlerisch sind, wie unsre p. p. Presse sie hinzustellen beliebt, haben längst erkannt, daß die deutsche Staatswirtschaft und damit die deutsche Währung vor allem deshalb mehr und mehr verfällt, weil das Reich sich von seinen Steuerzahlern immer heftiger übers Ohr hauen läßt. Herr Hermes hat in der großen Etatsrede, die er am 7. Dezember im Haushaltsausschuß des Reichstages hielt, wie es geheiligter Tra-

dition entspricht, einen ganzen Regen von Millionen- und Milliarden-
ziffern auf die ahnungslosen Abgeordneten niedergehen lassen und
hat, um seinen Ausführungen den Anstrich besonderer Gründlichkeit
zu geben, die Papiermilliarden ellenweis in Goldmark umgerechnet.
Aber die interessantesten Zahlen hat er leider, in einer irreführenden
Klimax, in Papiermark stehen lassen. Er teilte mit, daß in den ersten
drei Monaten dieses Etatsjahres insgesamt 48 Milliarden Mark
Steuern und Abgaben eingekommen sind, im Juli 21, im August 31
und im September 32 Milliarden, im zweiten Rechnungsquartal also
84 Milliarden Mark und im Oktober allein 50 Milliarden. Hält man
dem aber die Geldentwertung, die äußere und die innere, gegenüber,
die seit Juli eingetreten ist, so verwandeln sich diese „Mehreinnahmen“
in ein gehöriges Minus. Der Goldwert der Papiermark ist seit
Rathenaus Ermordung, also etwa seit Ende des ersten Rechnungs-
quartals auf den fünfundzwanzigsten bis dreißigsten Teil gesunken,
der Binnenwert, das heißt: die Kaufkraft der Papiermark auf ein
Achtel bis ein Zehntel. Die Papiermarkeinnahmen sind aber bis Ok-
tober nur um das Dreifache, im November vielleicht auf das Vier-
bis Fünffache des Juni-Ertrags gestiegen, in Goldmark — und die Regie-
rung muß vielfach in Goldmark Zahlungen leisten — demnach auf den
sechsten Teil gesunken und selbst in „Löhnungsmark“, im Vergleich
zu den notwendigen Gehaltssteigerungen, auf die Hälfte. Das Miß-
verhältnis wird aber noch viel eklatanter, wenn man berücksichtigt,
daß die Mehreinnahmen der letzten Monate zum ganz überwiegenden
Teil aus dem zehnprozentigen Lohn- und Gehaltsabzug stammen.
Die „Selbsteinschätzer” — und unter ihnen befinden sich grade jene
Schichten, die die Geldentwertung durch nominelles Mehreinkommen
vollkommen ausgeglichen oder sogar überkompensiert haben — die
Selbsteinschätzer haben also in den letzten Monaten nur einen mini-
malen Bruchteil dessen an den Staat abgeliefert, was sie noch vor
einem halben Jahr an Steuern abgegeben haben.

Herr Hermes, der ja als bisheriger Reichsfinanzminister die
Hauptverantwortung für diese Mißstände trägt, hat endlich sich
oder seine Ministerkollegen dazu bekehrt, daß mit dem bis-
herigen System der nachträglichen Steuereinziehung gebrochen und
versucht werden muß, die Steuern wirklich proportional dem Ein-
kommen, von dem sie gezahlt werden sollen, einzutreiben. Die gegen-
wärtig angewandte Methode, daß sogleich ein Vorschuß in Höhe der
letzten Steuerveranlagung zu zahlen ist, erscheint gradezu lächer-
lich wenn man sich vergegenwärtigt, daß infolge der Geldentwertung
auch das kärglichste Einkommen heute wenigstens zehnmal so hoch
ist, als es vor einem Jahre war. Aber auch die neuen Regierungs-
vorschläge, wonach zugleich mit der Steuererklärung der deklarierte
Betrag eingezahlt werden soll, werden unbefriedigende Ergebnisse
bringen. Denn da die Steuererklärung das vergangene Steuerjahr
erfaßt, würde auch der Wert des sofort mit der Deklarierung einge-
zahlten Geldes, bei fortschreitender Markentwertung, immer noch
wesentlich geringer sein als der monatlich oder wöchentlich vor-
genommene Steuerabzug des Lohn- und Gehaltsempfängers gleichen
Einkommens. Es bleibt, wenn man wirklich dem Staate geben will,
was des Staates ist, gar nichts andres übrig, als auch von dem freien
Deklaranten wenigstens Vierteljahresbilanzen zu verlangen oder, wenn

sich das nicht durchführen läßt, nicht den Entwertungsfaktor der Mark am Ende des Jahres, sondern nur den des Jahresdurchschnitts für die Steuerveranlagung zugrunde zu legen. Jede verspätete Zahlung müßte nicht, wie Hermes es vorsieht, monatlich mit einem festen Zuschlag von 10 Prozent, sondern mit einem Zuschlag, der der vollen Geldentwertung entspricht, belegt werden.

Das Erstaunlichste und Erfreulichste dieser Steuerrevision ist die Ankündigung, daß endlich die Zwangsanleihe so zur Einzahlung gelangt, wie sie ursprünglich geplant worden ist: nämlich als Goldmarksteuer. Daß es bisher nicht dazu gekommen ist, bleibt vornehmlich das Verdienst des Herrn Becker-Hessen, mit dem jetzt Hermes im trauten Verein am Ministertisch sitzt. Würde Hermes, und wäre es auch nur aus persönlichen Prestigegründen, den Kampf gegen diesen unheilvollen Mann so rigoros führen, wie er Wirth bekämpft hat — er könnte am deutschen Volk wieder gut machen, was er an ihm gesündigt hat.

Schweiz und W.T.B.

Das schweizer Volk hat am 3. Dezember über einen Initiativantrag der Sozialisten und Kommunisten entschieden, der eine große Vermögensabgabe nach den Plänen des wiener Soziologen Goldscheid, zum Ziel hatte. Tatsächlich sollte und konnte das Ganze nicht mehr als eine sozialistische Propaganda-Veranstaltung und Kontrollversammlung sein. Denn im günstigsten Falle hätte sich ein Drittel der Stimmberechtigten für die Vermögensabgabe entschieden. Bei der Volksabstimmung haben aber die Sozialisten eine schwere Niederlage erlitten. Sie konnten nur 100 000, die Gegner der Vermögensabgabe über 700 000 Stimmen aufbringen. Das Hauptargument, mit dem die Sozialisten die kleinen Leute zu gewinnen glaubten: daß aus den Einkünften der Vermögensabgabe die Sozialversicherung und eine großzügige Altersfürsorge finanziert werden solle, verfing nicht, nachdem die Bürgerlichen erklärt hatten, sie würden die Mittel für die Sozialreform auf andre Weise aufbringen. Ob sie es durchführen werden, ob es ohne eine Radikalkur gelingen wird, die schweizer Staatswirtschaft, die gehörig verfahren ist, wieder in Ordnung zu bringen und die Folgen der Wirtschaftskrise, die auf der Schweiz ebenso lastet wie auf allen andern hochvalutarischen Ländern, einigermaßen zu beheben, bleibt fraglich. Aber das ist schließlich eine Privatangelegenheit der Schweizer. Einstweilen sind die Bürgersleute und Bauern stolz, daß sie die „rote Gefahr“, vor der man in der Schweiz von jeher einen Heidenrespekt hatte, glücklich abgewendet haben und loben, soweit sie das während eines Setzerstreiks können, sich und ihre Heldentat gebührend in ihrer Presse.

Bis dahin ist das, wie gesagt, eine interne schweizer Angelegenheit, in die wir uns nicht hineinmischen wollen. Aber das Merkwürdige ist, wie in Deutschland ein derartiger Vorgang serviert wird. Die großen Zeitungsverleger haben allenfalls noch Geld, ein fünftes Stockwerk zu bauen, in das sie vor lauter Not flüchten können; aber sie haben bekanntlich kein Geld mehr, sich im Ausland eigne Korrespondenten zu halten. Deshalb besorgen W.T.B. und ähnliche Institute für sie die Auslandskenntnis. Und dann passiert Folgendes. Ein Vertreter des W.T.B. schreibt — ich nehme das zu seinen Gun-

sten an — aus irgendeinem schweizer Käseblättchen den zwerchfallerschütternden Satz ab, daß durch die Ablehnung der Vermögensabgabe die gute alte eidgenössische Demokratie gerettet sei, und die größten berliner Blätter beeilen sich, diese Offenbarung ihren Lesern wörtlich und kommentarlos mitzuteilen. Und nun weiß jeder brave Bürger, der ja noch vom Kriege her gewöhnt ist, in W.T.B.-Telegrammen etwas Höheres oder doch von oben Kommendes zu sehen, daß Vermögensabgaben sich nicht mit wahrer Demokratie vertragen. Und das Mittagessen schmeckt noch mal so gut.

Wann aber wird die deutsche Presse endlich dazu übergehen, das Bleichrödersche W.T.B., dessen Redakteure öffentlich im Schmuck des Hakenkreuzes paradieren, kaltzustellen und nach dem Vorbild der amerikanischen Zeitungen ihr eignes Depeschenbüro zu errichten?

Prolog zu einer Cabaret-Vorstellung von Ferdinand Hardekopf

Ihr Dam'n und Herrn ! Ihr habt viel kostbare Erfahrungen im Blute,
Ihr seid in die verwirrendsten Parfums verliebt,
Und Ihr goutiert die vorbereitende Minute,
Bevor sich die Gardine auseinanderschiebt.
Fast reizt euch die Erwartung mehr als die Erfüllung,
Die Spannung tut den süssen Nervenspitzen wohl —
List und Magie verzögern die Enthüllung —
Ihr schnuppert: ist das Moschus? Sandelholz? Carbol?

Ihr Dam'n und Herrn ! Wenn eurer sehr verhüllten Lampe
Privater Schein auf tausend böse Nächte fiel:
Wir hier im grellen Licht, wir Ramponierten an der Rampe,
Wir sind in der Gespensterjagd zuerst am Ziel !
Wir blühen auf im Wirbelwechsel der Gefühle,
Vom Himmel bis zur Hölle gehts rapid,
Und diesem Chaos der verzehrt-verzerrten Stile
Entknöspelt sich, im Treibhausbeet, das giftgetränkte Lied. —
Ein holdes Mädchen singt von seinem unbewußten Triebe,
Ein überreiztes Weib hat alle Lust schon hinter sich,
Es fühlt nur Abscheu vor der sogenannten Liebe
Und ist entnervter als die Larve auf dem Strich. —
Doch hütet euch, die knisternde Verführung,
Der Keim-Verderbnis schleckend zu genießen —:
Wir kippen euch in brüske soziale Rührung:
Trainiert die Tränen, daß sie rhythmisch fließen !
Denn jetzt wird, pantomimisch und phantastisch,
Das Abenteuer, die Initrigue, die Canaille plastisch !

Doch, hört, welch milde Engelstöne
Entführen euch dem Masken-Bacchanale?
Sie rufen die verdammtesten der Erdensöhne,
Und sie verzaubern, bannend, diesen Raum zur Kathedrale ! —
Und wieder schleicht, im Pandämonium der Visionen,
Groteskes sich mephistophelisch in die Gnadenmelodie —
O, wir beherrschen das Aroma vieler Zonen,
Ja, sacrebleu, wir parodieren noch die Parodie !
Wir zeigen euch des vielgeliebten Kitsches Pose
Und freun uns dieser grinsenden Apotheose !

Ihr Dam'n und Herrn ! Seid Ihr zur paradoxen Fahrt bereit?
Die Vorstellung beginnt ! Es ist schon allerhöchste Zeit !

Tempo

Wagner sagt einmal, das spezifisch deutsche Tempo sei das Andante. Damit hat er auch vollkommen recht; man braucht sich nur in Berlin, der bekanntlich jagenden und hetzenden Großstadt, das Tempo aller sich fortbewegenden Menschen oder Dinge anzusehen, Automobile ausgenommen (bei denen die schnellere Fortbewegung aber nur daher stammt, daß sie für den Chauffeur bequemer ist als die langsame). Andante heißt zwar eigentlich: gehend; aber ebenso wie die meisten deutschen Kapellmeister so bezeichmete Stücke verschleppen, geht man bei uns nicht, sondern schleicht — in wörtlichem und übertragenen Sinne. Beim Besuch eines Warenhauses kann man die schönsten Studien über die ganz unnötige Bummelei nicht etwa nur der Frauen machen ; beim Einsteigen in die Elektrische oder die Untergrundbahn ist jedes Mal das Selbe zu beobachten: die „Langstieligkeit", wie man in Sachsen sagt, die aufreizende Langsamkeit in Entschluß und Bewegungen, die sich dabei noch selbstgefällig breitmacht und erst recht den Weg versperrt oder zum mindesten einem permanent vor den Füßen herumläuft.

Das mag übertrieben klingen; es ist aber, einige löbliche Ausnahmen zugegeben, vollkommen wahr; und natürlich nur ein Ausdruck der deutschen Art. Im Verkehrswesen äußert es sich allerdings nur störend für Menschen mit etwas mehr Tempo im Leibe; aber leider tritt es außer im Verkehrswesen auch in wichtigern Dingen zutage, zum Beispiel: bei der politischen Betätigung. Wir wundern uns — um nichts andres zu sagen — über manche Dinge in der deutschen, doch einer Revolution ihr Dasein verdankenden Republik. Nach meiner Meinung kann man sich über gar nichts wundern, wenn man an die Tempo- und Temperamentsäußerungen der aktiven Revolutionäre zurückdenkt. Ihre wunderbaren Züge durch die Straßen ! Ordner (beinahe hätt' ich gesagt: Festordner) begleiteten sie, „deren Anordnungen unbedingt Folge zu leisten war". Deshalb mußten diese Ordner auch alle hundert bis zweihundert Schritte die schönen Rufe: „Hoch" und „Nieder" kommandieren (was wirklich kein Witz, sondern buchstäbliche Wahrheit ist) — alleine konnten die braven Revolutionäre mit ihren Seehundsbärten und treuen Gilkaaugen (damals gabs das noch) sich noch nicht äu-

ßern. Ihre melodischen und, da ja kommandiert und dirigiert, sehr taktfesten Rufe verhielten sich zum ‚Ca ira' ebenso wie ihre würdevollen Bewegungen zur Carmagnole; so verhält sich eben die ganze deutsche Revolution zur französischen, und mit beider Errungenschaften ist es das Selbe. Grund: das deutsche Tempo.

Vielleicht haben wir in der deutschen Republik erst dann die Möglichkeit, uns weniger zu wundern, wenn das Spießertum — zu dem ein großer Teil der Arbeiter- und Handwerkerschaft zählt — gelernt haben wird, etwas schneller in die Elektrische zu steigen. Aber ich fürchte, das hat noch lange Zeit.
Anton Mayer

Bayrischer Unrat

Aus München kommt frohe Mär. Wie die Münchner Medizinische Wochenschrift meldet, ist in Bayern einer größern Zahl Aerzte der Titel „Sanitätsrat" und „Geheimer Sanitätsrat" verliehen worden. Artikel 109, Absatz 3 der Weimarer Vefassung lautet: „Titel dürfen nur verliehen werden, wenn sie ein Amt oder einen Beruf bezeichnen; akademische Grade sind hierdurch nicht betroffen." Der Geheime Sanitätsrat ist weder ein Amt noch ein Beruf und nicht einmal ein akademischer Grad. Er ist nur ein Zeichen der Arterienverkalkung. Es ist bisher nicht bekannt geworden, daß der bayrische Minister, der den Erlaß unterschrieben und in so offenkundager Weise die von ihm beschworene Reichsverfassung verletzt hat, vor dem Staatsgerichtshof angeklagt worden ist, oder daß man gegen ihn auch nur ein Disziplinarverfahren eröffnet hat. Verhöhnung der Republik vor den leipziger Staatsgerichtshof zu bringen, wäre freilich lächerlich, nachdem dieser Gerichtshof zum Schutz der Republik entschieden hat, daß Zeitungsverbote nur von der Landesregierung des Erscheinungsorts erlassen werden dürfen. Miesbach den Miesbachern ! Dulde, gedulde dich fein ! Ueber ein Stündelein wird König Rupprecht den bayrischen Aerzten wieder den Hofratstitel verleihen.
Richard Lewinsohn

Der eigentliche Busoni

Wir haben nicht zu klagen, daß zu wenig gedichtet, komponiert, geschrieben, gedruckt wird. Wer auf sich hält, in dieser Zeit kleiner, um ihre Größe besorgter Menschen, der strebt, in Gesamtausgaben und in Bibliotheken fortzuleben: was sich immerhin leichter erreicht, als durch sozusagen mündliche Fortpflanzung im Gedächtnis der Menschheit zu be-

stehen. Es müßte heute Einer schon ein Sokrates, Christus oder Mohammed sein, um auf papierene Sicherung seiner Unsterblichkeit zu verzichten. Ferruccio Busoni verzichtet nicht. Daß aber sein Bestes nicht ist, was in seinen gesammelten Werken, literarischen und musikalischen, vielleicht die Persönlichkeit überleben wird, sondern der als Künstler spontan wirkende Mensch Busoni, Lehrer, Führer einer Musikergeneration, der produktive, Menschen nach seinem Bilde formende Erzieher: Erkenntnis dieser Tatsache verschafft uns überzeugend-eindringlich Gisella Selden-Goth, die ein gutes, sehr ernst zu nehmendes Buch über den von ihr innig verehrten Meister geschrieben hat. (Es ist in der Reihe der ,Neuen Musikbücher' bei E. P. Tal & Co. erschienen.)

Nein, auch Busoni schwört auf bleibenden Wert nur des Papier Gewordenen, will nichts davon wissen, daß Wirken wichtiger sei als Schaffen; und auch die getreue Jüngerin möchte das wissentlich nicht wollen. Den eigentlichen Busoni sucht sie gewissenhaft genau da, wo Busoni selbst ihn zu sehen wünscht: im Komponisten Busoni, dem Bringer der „Jungen Klassizität". Wie sie über den denkt, wissen die Leser der ,Weltbühne'. Daß ich anders denke, mindert nicht den Wert der klugen, künstlerpsychologisch fesselnden, musiktechnisch gründlichen Ausführungen, die dem Klavier-, Orchester-, Opern-, Faust-Komponisten, doch auch dem Klavierspieler, dem Forscher und Bearbeiter, dem Aesthetiker, dem Pädagogen gewidmet sind. Ein Bild der imponierend universellen, blendend reichen, starken Musikerpersönlichkeit ist uns hier gegeben, ein Bild, mit einem dankbar bewundernden, einem kritisch gescheiten Auge gesehen, ein Bild, das Charakter und Farbe hat. Dies sehr persönliche, aus dem Persönlichkeitserlebnis entstandene Buch wiegt Manches auf, was Busonis Musik uns schuldig bleibt; wir fühlen das Unrecht. dessen an ihm und an sich die Welt schuldig ist, wenn sie je versäumte, die Gegenwart dieses seltenen Zeitgenossen wahrzunehmen.
Klaus Pringsheim

Aus großer Zeit

„Wir begründen einen ,Nationalbund deutscher Kritiker'.
Mit dem Beitritt zu diesem Bund verpflichtet sich der Schriftsteller ehrenwörtlich, künftighin keine Uebersetzung literarischer Erzeugnisse der uns feindlichen Nationen, also der Engländer, Franzosen und Russen, keinen ihrer Romane, keines ihrer Gedichtbücher, keines ihrer Theaterstücke mehr kritisch zu besprechen. Der Bund wird sich auflösen, wenn die Literatur unsrer Feinde sich durch die Aenderung ihrer Haltung würdig gezeigt hat, wieder von der deutschen Kulturnation beachtet zu werden."

Die Prager Dichterschule

Vom Tragischen zum Pragischen ist bei ihnen nur ein Schritt.

*

Auch wenn sie sich mit Großem beschäftigen, kommen sie von der Kleinseite.

*

Sie wären auch dann keine Dichter geworden, wenn sie nicht lesen gelernt hätten.
Max Reis

Liebe Weltbühne !

Kriegswinter 1915—16. Osten. Stabsquartier des Fürsten von S.-L. Geburtstagsfeier des Fürsten, zu der auch sein Adjutant, der Erzähler dieser Geschichte, ein bürgerlicher Offizier, geladen ist. Gäste: Verschiedene Fürstlichkeiten und drei Hohenzollernprinzen. Nach dem offiziellen Teil des Abends sagt einer der Hohenzollernprinzen zu dem bürgerlichen Offizier: „Na, wie fühlen denn Sie armes bürgerliches Schwein sich in unsrer Gesellschaft?" Antwort: „Wie eine Oase in der Wüste."

Reulose Reime für herzlose Heime

Aus dem Gottstrafe Engllschen flbersetzt von E. Schlffer-Williams

Gestern ging mein Revolver entzwei —
ich wußt garnicht, daß er geladen sei
und hab nur ein bißchen am Hahn gezogen:
gleich ist meine Frau in die Luft geflogen.
Natürlich tuts mir leid, sowas ist wirklich nicht nett —
aber, zum Donnerwetter, warum war sie so fett !

Tante Paula ist den Sommer auf dem Lande geblieben.
Ich hab ihr drum gestern eine Karte geschrieben.
Sie starb und ließ es mich telegraphisch erfahren.
(Grad fünf Minuten zu spät, um die Marke zu sparen.)

Willi schmiß seine Großmutter in den Tümpel.
Er wollte mal sehn, ob es schwimmt, das alte Gerümpel.
„Willi“, rief Mutter, „was hast du getan?“
„Unsinn,“ sagt Vater, „laß das Kind seinen Spaß ha'n.“

Vafer hört die Kinder schrein,
drum wirft er sie in den Fluß hinein.
Läßt sich auch beim Ertränken des Dritten nicht stören:
denn Kinder soll man nur sehn, aber nicht hören.

Onkel, dessen reger Geist
sich im Erfinden von Flugmaschinen weist,
ist aus einer Riesenhöhe heut nacht
auf unsern Garten heruntergekracht.
Fliegen ist kein schöner Sport:
Onkel verdarb den Tennis-Court.

Willi, nach 'nem großen Zank,
nagelt Baby auf die Bank.
Mutter, der fast die Sinne wichen:
„Willi, Liebling ! Es ist frisch gestrichen !“

„Mutter, was für ekliges Zeugs liegt denn da?
Sieht ja aus wie Marmelade.“
„Still, still, mein Kind ! 's ist der arme Papa.
Ueberfahren. Es ist wirklich zu schade.“

Den schroffen Abhang hinab wirft ruhig und still
Nurse ihre Babies, einmal Drillinge, einmal Zwill.
Ihr sportliches Herz wird bei dem Gedanken erweicht:
wer wohl zuerst von ihnen den Boden erreicht.

Georg Elgard in Berlin-Halensee, Bornstedter Straße 2. Sie schreiben mir: „Ich bin, im Anschluß an die Ausführungen Eloessers und Flakes in der ‚Weltbühne' bereit, in Not befindlichen geistigen Arbeitern (Schriftstellern, Rechtsanwälten, Aerzten, Schauspielern) unentgeltlich Stenographie-Unterricht zu erteilen. An wirklich brauchbaren, vor allem an gebildeten Stenographen herrscht in Handel und Industrie, auch bei Behörden empfindlicher Mangel; trotz oder vermutlich grade wegen der hohen Unterrichteten-Zahlen, die die Stenographie-Statistiken alljährlich mitteilen. Die Erreichung tüchtiger und gut honorierter stenographischer Leistungen setzt allerdings, wie Sie als alter Stenograph bestätigen werden, Intelligenz, stilistische und stenographische Begabung und ernsthafteste technische und geistige Uebung voraus." Ich bestätige. Aber wie kinderleicht diese Bedingungen zu erfüllen sind, geht vielleicht daraus hervor, daß ich mir mit zwölf Jahren nicht Ein Stenographie-System, sondern gleich drei aus Lehrbüchern zum Selbstunterricht beigebracht und mit dreizehn Jahren als Stenograph wie als Stenographie-Lehrer eine Menge Geld verdient habe.

Kurt Ehrlich Verlag. In Nummer 49 ist zur Freude der Einwohner festgestellt worden, daß der Schwäbische Merkur Dir die Aufnahme eines Inserats von ‚Moralin' abgelehnt hat, da sein „Leserkreis an dem Inhalt Anstoß nehmen würde". Es sollten ‚Geschichten aus dem Mucker-Dasein' angezeigt werden, und das Blatt wird seine Pappenheimer ja wohl kennen. Oder sollte die Kenntnis doch nicht genügend gefestigt sein? Jedenfalls schreibt Dir derselbe Schwäbische Merkur einige Tage nach seiner entschlossenen Ablehnung: „Wir

finden die auf beiliegendem Satzbild aufgeklebte Anzeige ‚Moralin' in einer andern hiesigen Tageszeitung und wundern uns darüber sehr, daß Sie bei der Vergebung des Auftrags grade die Zeitung übergehen, die in den literaturfreundlichen Kreisen die größte Verbreitung hat. Ist Ihnen denn nicht bekannt, daß der ‚Schwäbische Merkur' bei Industriellen, Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Rechtsanwälten, Architekten, Technikern, Ingenieuren und Beamten und Angestellten in gehobenen Stellungen vorwiegend gehalten wird? Er ist die älteste große Tageszeitung Südwestdeutschlands und wird infolge seiner ausgedehnten Verbreitung von Industrie- und Handesfirmen und ganz besonders von den verehrlichen Verlagen in verstärktem Maße zu Anzeigen aller Art herangezogen." Und so weiter. „Ach, das ist himmlisch", singt Basilio, der auch ein Mucker ist. Auf seinesgleichen ist jede Rücksicht geboten, weil Zeitungsabonnements die Eigenschaft haben, abbestellt werden zu können ! Aber wenn die Konkurrenz sich nicht bedenkt, das Publikum derselben Stadt so kühn herauszufordern, dann wird dem Schwäbischen Merkur bewußt, von wem er seinen Namen hat, und daß das Dienstmädchen in der Hand besser ist als die Tochter des Hauses auf dem Dache, nämlich die sichere Einnahme aus einem Inserat nicht der Möglichkeit geopfert werden darf, ein paar Leser vor den Hohlkopf zu stoßen und zu verlieren.

Rechtsfreund. ‚Politische Prozesse' heißt eine Serie, die Robert Breuer im Verlag für Sozialwissenschaft zu Berlin erscheinen läßt. Heft II behandelt den ‚Fall Fechenbach vor dem Münchner Volksgericht'. Auf 67 Seiten gibt Fechenbachs Verteidiger Dr. Max Hirschberg „eine Darstellung nach dem Akten". Lesen Sie sie, und beantworten Sie sich selbst die Frage, in welchem zivilisierten Lande der Erde eine derartige Justizschande noch einmal möglich wäre. Erst jetzt hat man das volle Recht, zu erklären, daß dagegen der Fall Dreyfus ein Kinderspiel ist. Aber während der maßlos verworfene Erbfeind nicht eher ruhte, als bis er die Schmach von sich abgewaschen hatte, wird das Volk, an dessen Wesen die Welt genesen soll, nur zum allerkleinsten Teil sie überhaupt jemals fühlen.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung Karl Block bei.

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika	1 Dollar	Italien	12 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396.

Schlechte Zeiten von Upton Sinclair

Stellen wir uns eine kleine Insel vor, die von sechs Menschen bewohnt wird. Der eine fischt, der andre jagt, der dritte pflückt Kokusnüsse, der vierte züchtet Ziegen, um Felle für die Bekleidung zu beschaffen; undsoweiter. Diese Menschen bringen durch ihre Arbeit Alles hervor, was sie zum Leben brauchen, und tauschen ihre Produkte unter einander. Die Insel ist produktiv, und jeder der Männer ist frei und tauscht seine Produkte unter den gleichen Bedingungen. Auf dieser Basis entfaltet die Industrie der Insel sich immer mehr, ohne daß peinliche Zwischenfälle einträten. Freilich ist möglich, daß es auch hier zur Ueberproduktion kommt; doch wird deren Ergebnis nicht Hunger und Not sein. Hat der Fischer an einem Tage besonderes Glück, so wird er etliche Tage rasten, von seinem Fischvorrat und den dafür eingetauschten Produkten leben. Der Bequemlichkeit halber werde ich förderhin diese glückliche Insel als eine „freie" Gemeinschaft bezeichnen; dies bedeutet, daß jedes Mitglied der Gesellschaft zu den gleichen Bedingungungen den Zutritt zu den Quellen des Reichtums hat, daß jeder das Produkt seiner Arbert besitzt, Niemand für das Recht zu arbeiten einen Tribut entrichten muß und seine Waren tauschen kann, ohne einen Tribut zu zahlen.

Setzen wir aber den Fall, daß einer der Männer dieser Insel besonders stark und streitlustig ist; er nimmt eine Keule, schlägt die andern fünf nieder, zwingt sie, ein Dokument zu unterschreiben, demzufolge er der Direktor der Inselgesellschaft wird, der Hauptaktionär der Ziegenzuchtgesellschaft, der Besitzer der Fischereikonzession und des Kokusnushaines; förderhin dürfen Waren nicht gegen Waren, sondern nur gegen Geld eingetauscht werden; er ist der Bankier und ist auch die Regierung, die allein das Recht hat, Geld zu prägen. In dieser neuen Gesellschaft werden nun fünf Männer anstatt sechs die wirklich produktive Arbeit leisten, und diese fünf werden nicht mehr den vollen Wert ihrer Arbeit bekommen. Der Fischer wird weiter fischen, doch gehört nun das Produkt seiner Arbeit nicht mehr ihm, er wird einen Teil davon als „Lohn" und der Geschäftsmann den Rest erhalten. Hat der Fischer jetzt einen glücklichen Tag, so wird wohl in der Fischindustrie Wohlstand herrschen, aber der Fischer selbst wird nichts davon haben, wird nur seinen Lohn empfangen, wird nicht mehr etliche Tage rasten können, sondern etliche Tage arbeitslos sein. Das gilt auch für den Ziegenzüchter. Er wird das ganze Jahr hindurch arbeiten müssen, weil die Ziegen einer täglichen Pflege bedürfen, aber er wird nur grade genug Lohn erhalten, um sein Leben fristen zu können; die überschüssigen Felle und die überschüssige Milch fallen dem Besitzer dieser nicht mehr glücklichen Insel zu. Vielleicht wird dieser Besitzer eines Tages dahinterkommen, daß der Mann, der die Kokusnüsse pflückt, eigentlich ganz gut auch die Ziegen hüten und warten

könnte, und dadurch wird der Ziegenzüchter arbeitslos, wird zu einem Vagabunden. Da alles Eßbare auf der Insel dem Besitzer gehört, so muß der einstige Ziegenzüchter zum Verbrecher werden, woraufhin der Besitzer den Pflücker der Kokusnüsse mit einem Knüppel bewaffnet und zum Polizisten macht oder mit dem Fischer und dem Jäger eine Miliz aufstellt, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Diese beiden werden ihm gerne dienen, denn dank der großen Produktivität der Insel sind sie oft arbeitslos und könnten ohne die Großmut des Geschäftsmannes nicht ihren Lebensunterhalt verdienen.

Wenn nun aber der Pflücker der Kokusnüsse eine Maschine erfände, mit der man in einer Woche eines Jahresvorrat von Kokusnüssen pflücken kann, und der Fischer erfände eine Methode, dank der man in einigen Minuten ein Boot mit Fischen zu füllen vermag, so würde aus diesen Erfindungen der Geschäftsmann vielleicht so reich werden, daß er nach Paris zöge, seine Arbeiter nicht mehr sähe, ja nicht einmal ihre Namen wüßte. Unter solchen Bedingungen würden Ueberproduktion und Arbeitslosigkeit auf der Insel zunehmen, auch würde der Geschäftsmann seinen Lohnsklaven immer widerwärtiger und hassenswerter erscheinen, sodaß eine immer größere Polizeimacht aufgestellt werden müßte. Möglicherweise würde sich auch die Notwendigkeit einer Propaganda-Abteilung erweisen, damit die Polizei loyal bliebe, und ein Geheimdienst wäre vonnöten, damit die Agitation nicht auch in die Schulen eindränge.

Die fünf Inselbewohner, die alle Scheunen und Schuppen der Insel gefüllt haben, werden nun auf die Straße gesetzt, und wenn sie fragten, weshalb, so würde ihnen mitgeteilt werden, dies geschähe, weil sie zu viel Nahrungsmittel produziert haben. Das mag lächerlich und grotesk klingen, doch wird es augenblicklich 5 000 000 Amerikanern gesagt. Die Konfektionsarbeiter laufen in Fetzen herum, und man teilt ihnen mit, dies komme daher, weil sie zu viel Kleidungsstücke produziert haben. Es gibt Arbeiter aus Schuhfabriken, denen die zerrissenen Sohlen von den Stiefeln fallen, und man sagt ihnen, dies komme daher, weil sie zu viele Schuhe produziert haben, Es gibt Zimmerleute, die kein Heim haben; man sagt ihnen, es herrsche eine große Wohnungsnot, unglücklicherweise jedoch rentiere es sich augenblicklich nicht, zu bauen. Dies klingt wie eine Parodie der Wirklichkeit; dennoch ist es die Tatsache, die jetzt den Geist von 5 000 000 Amerikaner am meisten beschäftigt. Kein Wunder, wenn sie mit der gegenwärtigen Ordnung unzufrieden sind.

Und dabei ist die Lösung dieses geheimnisvollen Vorgangs so einfach, daß es unmöglich sein wird, sie noch lange dem Verständnis der 5 000 000 Arbeitslosen zu entziehen. Die fünf Männer auf der Insel hungern, weil ein Mann die ganze Insel besitzt und die andern nichts besitzen. Wäre die Insel Gemeingut, so würde jeder der fünf Männer einen Anteil an den Vorräten in Scheunen und Schuppen haben und brauchte nicht zu hungern. Besäßen die 100 000 000 Amerikaner die Produktions-

mittel Amerikas, so würde die Krise der Arbeitslosigkeit in
Nichts zerschmelzen, wie ein böser Traum. Die Landarbeiter,
die der Schuhe bedürften, würden diese Schuhe gegen Nahrungs-
mittel bei den hungernden Arbeitern der Schuhfabrikanten ein-
tauschen, und diese Arbeiter hätten wieder eine Beschäftigung.
Landarbeiter und Arbeiter der Schuhfabrik bedürften der Klei-
dungsstücke, deshalb würden die Konfektionsarbeiter wieder
Arbeit finden, und so ginge es mit allem. Und es gibt nur Ein
Mittel, das diese Umwälzung herbeiführen kann: die soziale
Revolution.
Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen

Elenden-Weihnacht

Chanson, nach Aristide Bruants ‚Reveillon des Gueux'
von Ferdinand Hardekopf

Bald schlägt die feierliche Stunde,
Herniedersteigt des Höchsten Sohn,
Die Weihnacht ruft mit Glockenmunde
Das Bettelpack an Gottes Thron.
Da nahen sie aus weiter Ferne,
Die Elenden, und folgen fromm
Durch Nacht und Schnee dem hellen Sterne,
Der einst zu Bethlehem erglomm.
O kommt, o kommt !
O kommt herbei, ihr müden Herzen,
Verzehrt von Peinigung und Spott,
Es opfert sich für eure Schmerzen
Ein Gott !
Er stirbt am Kreuz für euch
Und lädt euch todgeweihte Seelen
In sein verklärtes Strahlenreich,
O kommt aus den Höhlen,
O kommt, weils euch frommt,
Ihr Lumpen, kommt !

Die Aermsten waren auserkoren,
Die Hirten auf dem dunklen Feld,
Zur frohen Botschaft, daß geboren
Ein Heiland ward in diese Welt,
Ein Heiland aller, die zerschunden
Von Haß und Angst und Not und Qual,
Ein Heiland für die Vagabunden,
Fürs Hurenhaus und Hospital.
O kommt, o kommt !.
O kommt herbei, ihr müden Herzen,
Verzehrt von Peinigung und Spott,
Es opfert sich für eure Schmerzen
Ein Gott !
Er stirbt am Kreuz für euch
Und lädt euch todgeweihte Seelen
In sein verklärtes Strahlenreich,
O kommt aus den Höhlen,
O kommt, weils euch frommt,
Ihr Lumpen, kommt !

Prozeß Harden von Kurt Tucholsky

Holzapfel: Man hält Euch Wer für den allerstupidesten
und fähigsten Menschen, um Konstabler bei unsrer Wache zu sein;
darum sollt Ihr die Laterne halten. So lautet Eure Vorschrift: Ihr
sollt alle Vagebunten irritieren; Ihr seid dazu da, daß Ihr allen
und jeden zuruft; „Halt ! in des Prinzen Namen !"
Zweite Wache: Aber wenn nun Einer nicht halten will?
Holzapfel: Nun seht Ihr, da kümmert Euch nicht um ihn,
laßt ihn laufen, ruft sogleich die übrige Wache zusammen und
dankt Gott, daß Ihr den Schelm los seid.
Viel Lärm um Nichts

Erster Mörder: Mein König, wir sind Männer.
Macbeth: Ja, im Verzeichnis läuft Ihr mit als Männer !
Macbeth

Das muß man gesehen haben. Da muß man hineingetreten sein.
Diese Schmach muß man drei Tage an sich haben vorüber-
ziehen lassen: dieses Land, diese Mörder, diese Justiz.

*

Der deutsche politische Mord der letzten vier Jahre ist sche-
matisch und straff organisiert. Die Broschüre: ‚Wie werde ich
in acht Tagen ein perfekter nationaler Mörder?' sollte nicht auf
sich warten lassen. Alles steht von vorn herein fest: Anstiftung
durch unbekannte Geldgeber, die Tat (stets von hinten), schludrige
Untersuchung, faule Ausreden, ein paar Phrasen, jämmerliches
Kneifertum, milde Strafen, Strafaufschub, Vergünstigungen —
„Weitermachen !"

Am dritten Juli 1922 wurde Maximilian Harden auf offner
Straße von einem frühern Oberleutnant angefallen und mit einem
eisernen Gegenstand bearbeitet. Er erhielt acht Schläge auf den
Kopf. Der Oberleutnant entfloh, sein Komplice, der Schmiere
gestanden hatte, wurde verhaftet. Harden schwebte vierzehn
Tage in Lebensgefahr. Er ist heute einundsechzig Jahre alt.

Die Voruntersuchung stellte — in fünf Monaten — , nur fest,
daß ein deutschvölkischer Mann in Oldenburg, der sich Buch-
händler nannte, die Beiden zum Mord angestiftet hatte. Das be-
zeugte der Briefwechsel, worin alle Beteiligten dauernd von „Er-
ledigen" und „Beseitigen" sprachen. Briefe, in denen nicht von
Geld die Rede ist ? existieren nicht.

Eine Welt stinkt auf.

Hinter der Schranke stehen zwei Mann (der Ausdruck „Men-
schen" wäre übertrieben): ein sexuell verbogener Wandervogel
mit Schillerkragen, hehren Ueberzeugungen und ungewaschenen
Füßen — und ein Hütejunge für eine Kuhherde mittlern Grades.
Der Hütejunge sagte, er hätte die ‚Zukunft' gelesen und wäre mit
ihren Ausführungen nicht immer zufrieden gewesen; der Wan-
dervogel will sein kassubisch-slawisch-friesisch-wendisch-germa-
nisches Blut rein erhalten und möchte nicht in die Grenadier-
Straße einheiraten. Infolgedessen mußte Harden ermordet werden.

Grenz chartert zwei Mann: den Oberleutnant Ankermann
und den kleinen Weichardt Warum grade diesen? Weichardt

habe in einer Versammlung der ernsten Bibelforscher gegen „kommunistische Sturmtrupps großen Mut und völkisches Gebaren“ gezeigt; der Andre kam wohl mehr aus finanziellen Rücksichten. Das Spiel beginnt.

Die beiden Mörder fahren nach Berlin. Sie wohnen zunächst in einem Absteigequartier und verjuchheien den Vorschuß auf die Seligkeit ihres Opfers. „Außer mit weiblichen Personen“, so wird eingestanden, verkehren sie in Berlin mit Niemand. Die Kosten für den stattgehabten Verkehr bestreitet Grenz. Woher der das Geld hat, ist nicht klar. Ist auch schließlich gleichgiltig. Ob es wirklich aus dem münchner Verbrecherkeller kommt, oder ob er die Scheine aus völkischen Kassen zusammengekratzt hat, um sich bei seinen Mannen einen Namen zu machen, so leuchtend wie der von Luther, Ludendorff, Bismarck oder Techow — das steht nicht fest. Ein von ihm rekonstruierter Brief, den er aus München erhalten haben will, zeigt allerdings die fatal echte Stelle: „Einige deutsch-blütige Herren haben sich zu dieser Aufgabe zusammengefunden und sind bereit, Opfer zu bringen; sie selbst sind leider zu alt, um selber daran teilnehmen zu können . . .“ Auch Grenz war unabkömmlich: er wurde in Oldenburg zu wichtigern Aufgaben benötigt — sonst hätte er sich wohl das Geld selbst verdient, von dem er jetzt nur die Prozente nimmt. Genug: er schickt. Nicht ohne dauernd zu mahnen, nun aber endlich einmal an die Bouletten zu gehen. Die Terminologie seiner und ihrer Briefe ist eine anmutige Mischung von mittelalterlicher Feme und modernem Konfektionsgeschäft. „Und wollen Sie den Ihnen aufgetragenen Mord freundlichst bis zum achtzehnten dieses promptest effektuieren.“

Aber zunächst effektuieren sie gar nicht. Herr Oberleutnant Ankermann borgen die berliner Huren an, ohne ihnen die Mark, die jene dem deutschen Volk aus den Knochen gesogen haben, wiederzugeben — der seltene Fall eines doppelten Ludentums. Denn seine Auftraggeber neppt er ähnlich — er nimmt ihr Geld, liefert aber nichts. Der kleine Weichardt immer mit.

Herr Oberleutnant Ankermann wird allgemein als „Vorgesetzter“ bezeichnet. Kein Deutscher ohne einen solchen. Offenbar ein tüchtiger Herr. Weil er einmal verheiratet war, bekommt er von Grenz, wahrscheinlich als Kinderzulage, eine höhere Löhnung als Weichardt. Suum cuique. Inzwischen bummeln die Beiden durch Berlin.

Sie wohnen in einem Zimmer. Sie saufen in einer Bar. Sie leben zum Schluß aus einem Koffer. Aber Weichardt wußte nichts von einem Mordplan. Der Chef vons Ganze war Ankermann. So steht es wahrscheinlich in den „Richtlinien für deutschnationale Mörder und solche, die es werden wollen“ — und so wird es auch gehandhabt. „Ich habe immer Wert darauf gelegt, nicht zu wissen, worum es sich handelt“, sagt der kleine Weichardt. „Was mag das wohl sein?“ sagte die Jungfrau — da bekam sie ein Kind. Und mittlerweile geht das Geld zur Neige.

Anzüge werden versetzt, der erste Koffer ist schon bei Peten. Jetzt oder nie ! Beide beobachten tagelang Hardens Haus, Hardens Spaziergänge. Beide gehen stets gemeinschaftlich in den

Grunewald und wieder zurück. Beide gehen schließlich am dritten Juli in die offene Feldschlacht (von hinten). Beide mit Totschläger und Messer.

Ankermann führt acht Schläge auf den Wehrlosen. Besinnt sich dann auf die Kriegsartikel („Mut in allen Dienstobliegenheiten") und kneift aus. Weichardt wird in unmittelbarer Nähe des Tatorts aufgegriffen. Gesteht fast Alles, was er weiß. Verrät sofort Ankermann und Grenz. Sitzt in Untersuchungshaft und bohrt gedankenvoll in der deutsch-nationalen Nase.

„Sind das die Früchte seiner tadellosen Erziehung?" fragt der Verteidiger. Sie sind es.

Denn diese Pädagogik, die heute in weiten Kreisen des deutschen Bürgertums betrieben wird, erzieht den jungen Menschen zur Verachtung des Geistes, zur Sturheit und Stumpfheit, zum tobenden Haß auf Alles, was den nationalistischen Bezirksverein und den Fußballklub überragt. Gegner Hardens? Aber diese Jammerkapaune, die da drei Tage lang so ungeschickt logen, daß sich Balken und Protokolle bogen, wissen ja nicht, wo Gott wohnt. Sie haben nicht einmal eine Ahnung von den geistigen Problemen. die dieser Politiker sein Leben lang behandelt hat — geschweige denn von seiner Stellungnahme zu ihnen. Für sie genügte: „Es lag Auftrag vor".

Grenz hatte es mit der Rasse-Reinheit. Bei ihm wurden Nacktphotographien beschlagnahmt, die so scheußlich gewesen sein sollen, daß der Abgeordnete Nuschke im Preußischen Landtag gesagt hat: „Meine Herren, Sie sehen doch, daß diese Rasse durch Juden nur veredelt werden kann !" Soweit Wotan mit dem Hängebauch.

Was den kleinen Weichardt angeht, so hatte er erst im März dieses Jahres zwei Jahre Gefängnis wegen fahrlässiger Tötung bekommen; er hatte mit seinem Revolver hantiert und ein Kind getötet. („Ich habe Alles getan, um es wiedergutzumachen. Ich habe die Beerdigungskosten bezahlt !") Er erhielt natürlich eine Bewährungsfrist. Aber nun kam etwas Ueberraschendes zutage. Ich glaubte erst, nicht recht gehört zu haben — aber der Verteidiger bestätigte es in seinem Plaidoyer: Weichardt wollte sich mit der Mordtat bei seiner Familie rehabilitieren ! Er wollte seinem lieben Vater eine Freude machen ! ! „Hier, Pappi, bringe ich dir zu Weihnachten den toten Maximilian Harden ! Na, wie bin ich?" „Brav, mein Sohn, brav !" Familienleben im Hause Weichardt.

Für die Mordgesellen traten drei Leumundszeugen an. Diese Germanen hätte man photographieren sollen. (Aber, Gott behüte, nicht so wie Grenz.) Modelle für Raemakers. Der ehemalige Schuldirektor Weichardts sagte aus, daß das gutartige Kind während der Schulzeit niemals auf Spatzen und deutsche Schriftsteller geschossen habe. Der aufgeweckte Knabe hat also den Auftrag für die „nationale Sache" nur angenommen, weil er — seffaständlich — dachte, es handle sich um Gefangenenbefreiung oder um Waffenschiebungen, Arbeiten, an denen kein national denkender Mann von heutzutage vorbeigehen sollte.

So standen sie vom zwölften bis zum vierzehnten Dezember vor dem Schwurgericht des Landgerichts III zu Berlin. Solch eine Verhandlung hat die Welt noch nicht gesehen.

Verteidigt wurden die Angeklagten von zwei Rechtsanwälten und dem Vorsitzenden. Der Mann ist Jude. In seinem Unterbewußtsein schlummerte der Wunsch nach „Objektiviät“, diese grauenhafte Angst vor der „Parteilichkeit“. Dieser Herr Rippner war weder in repräsentativer noch in menschlicher Hinsicht den Anforderungen dieser klaren und einfachen Verhandlung gewachsen. Er versagte nicht nur. Er verdarb Alles.

Die Atmosphäre im Saal war die eines freundlichen Fünf-Uhr-Tees. Die Angeklagten machten auch nach den fünfzehn Stunden des dritten Tages keineswegs einen ermüdeten Eindruck — sie hatten auch gar keine Veranlassung dazu. Man hatte mit ihnen geplaudert; und nett geplaudert. Keine Vorhaltungen, keine Bedrängungen, kein böses Wort — nichts. In den ersten drei Stunden war nur von Geld die Rede. Später ging man zu andern fesselnden Dingen über; ob die La-Plata-Zeitung nationalistisch sei oder nicht; wie Herr Thimme zu Herrn Harden stehe; ob nicht Herr Harden ein Schädling des deutschen Volkes sei . . . Von Mord wurde weniger gesprochen. Der Vorsitzende hatte in seinen heftigsten Momenten etwas von einem Oberlehrer, der einem Jungen nachweisen will, daß er eine Fensterscheibe kaputt geschlagen habe. Ich weiß nicht, ob Herr Rippner eine Tochter hat. Wenn er aber eine hat, dann gönne ich ihm nicht, daß er als Nebenkläger einer Verhandlung beiwohnen muß, in der gegen den Vergewaltiger seiner Tochter verhandelt wird, und in der ein solcher Vorsitzender, wie er einer ist, paradiert. Am Ende des zweiten Verhandlungstages sagte Herr Rippner: „Wie ich höre, ist der Gesundheitszustand des Herrn Weichardt nicht ganz zufriedenstellend — wir wollen doch vertagen !“ Auf dem Korridor stand das Opfer des Mordanfalls, ein einundsechzigjähriger Mann, der Stunden und Stunden im Gerichtsgebäude zugebracht hatte.

Einen Situationsplan des Tatorts hatten sie. Einen Verhandlungsplan hatten sie nicht. Ich habe so etwas von Prozeß überhaupt noch nicht erlebt.

Zugegeben, daß die Voruntersuchung auf derselben Höhe stand. Aber was dieser Vorsitzende aus dem kümmerlichen Untersuchungsmaterial machte, unterbot doch deren Niveau noch tief. Die Angst vor den Revisionsgründen ist freilich traditionell. Aber dies hier war schmachvoll zu sehen.

Der Vorsitzende hat nicht erkundet, auf welcher geistigen Stufe die Angeklagten standen, um festzustellen, was sie eigentlich von Harden wußten. Der Vorsitzende hat nicht gefragt, auf welchem Postamt Grenz das mysteriöse Schreiben in Frankfurt abgeholt habe, um so vielleicht herauszubekommen, ob er geblufft worden sei. Der Vorsitzende hat bescheiden die Behauptung hingenommen, Grenz sei nur nach München gefahren, „um die Alpen zu sehen“. Der Vorsitzende hat nicht aufgeklärt, welche Rolle Weichardt eigentlich am Tatort gespielt hat. Der Vorsitzende hat eine Bardame nach den Zechen der beiden Mör-

der gefragt. Bevor sie antworten konnte, fiel er ein: „Das wissen Sie wohl nicht mehr?“ „Nein, das weiß ich nicht mehr !“ flüsterte sie. Es war nicht die einzige Ausrede, die er zur gefälligen Benutzung herüberreichte. Der Vorsitzende hat nicht die primitivsten Fragen gestellt: wann die merkwürdigen Ratenzahlungen eingelaufen seien, wie das Geld im einzelnen verwandt worden sei — nichts, nichts, nichts.

Erheblich schien ihm, daß der Angeklagte Weichardt einen Brief bekommen hatte, in dem etwas von einem kranken Familienmitglied stand. Nicht erheblich die Frage, ob denn die Angeklagten nicht in allen Zeitungen gelesen hätten, daß Harden seine Amerikareise längst aufgegeben hatte. Erheblich war die Verlesung einer längern Kriegsstammrolle Weichardts — nicht erheblich war und abgelehnt wurde die Frage, wie denn die Mörder den behaupteten „Denkzettel“ austeilen wollten: Harden konnte ja gar nicht wissen, daß dieser Ueberfall eine Warnung wegen der Reise bedeuten sollte. Erheblich waren die Fehler. Nicht erheblich der Vorsitzende. Man gebe ihm seine Ehescheidungskammer. Zu einem Schwurgerichtsvorsitzenden langt es nicht.

Soweit dieser deutsche Richter.

Der Staatsanwalt war nicht vorhanden. An seiner Stelle saß ein älterer Herr, der mit leiser Stimme und freundlichen Allüren hier und da sehr vorsichtig in die Verhandlung eingriff. Einmal, stockend: „Die Mordtaten, wie ich sie nenne ...“

In keinem andern Saal des Hauses, darunter, nebenan, ringsherum — in keinem Saal wird solche Behandlung Angeklagter je erlebt. Ich halte es für löblich, Angeklagte nicht wie die Rekruten zu behandeln und ihnen — wie es sich von selbst versteht — die Anrede „Herr“ zu belassen. Für Moabit ist dieser Brauch etwas ungewöhnlich. Man muß so ein Stück Elend von Proletarier in jenen unzähligen anonymen Prozessen sehen, in denen keine Presse zugegen ist, um die sich kein Mensch kümmert, in deren Verhandlungssälen sich nur ein paar Kriminalstudenten anwärmen — man muß sehen, wie sich da die Katerschnurrbärte sträuben, mit welch apodiktischer Gewißheit die Urteile heruntersausen, wie da Vorsitzender und Staatsanwalt in schöner Gemeinsamkeit auf ihren Opfern herumhacken. „So, Sie wissen nicht mehr, wo Sie in der Nacht jewesen sind? Na, da will ich mal Ihrem Jedächtnis 'n bißchen aufhelfen !“ Davon war bei diesem Gericht nichts zu spüren.

Angst? Es wäre Keinem zu verdenken.

Aber es war wohl nicht einmal Angst. (Es sei denn jene im Unterbewußtsein des Vorsitzenden schlummernde.)

Hier mag eine Bemerkung eingeschaltet werden. Ich weiß, daß solche Aufschreie in Deutschland nur selten zu einer Besserung führen. Die Folge mag wohl die sein, daß Herr Rippner mit hochrotem Kopf und der ‚Weltbühne’ zu seinem Landgerichtspräsidenten läuft und in einer längern Konferenz erwägt, ob hier nicht etwas zu „machen“ sei. Klagt weniger ! Reformiert mehr.

Der Angeklagte Harden . . . Der Nebenkläger Harden konnte sich hier besser wehren als damals auf der Straße, sonst wäre er zum Angeklagten herabgesunken. Dieser stille Vorwurf, daß er

noch am Leben sei, diese Frechheit, ein Opfer zu „beleuchten“, wo es sich um eine bezahlte Mordtat politischer Tröpfe handelte, diese vollkommene Vernachlässigung der Interessen des Nebenklägers und damit der Gerechtigkeit — das war mein Moabit, das Haus der Lieder ! Nichts wurde herausgearbeitet, nichts klargestellt, nichts für die Geschworenen sauber präpariert.

In diesem juristischen Tohuwabohu stand Harden am dritten Tage auf. In diesem Wirbel einer Justiz, die vor lauter Paragraphen das Recht nicht sieht; in diesem Verfahren, in dem ein Opfer nicht genügend Mitleid erweckte, weil es nicht — wie bei den Kriegsmusterungen mit dem Kopf unter dem Arm ankam; in diesem Prozeß, der bewies, wie nötig (und wie schimpflich) das Gesetz zum Schutz der Republik gewesen ist, jenes klarste Mißtrauensvotum gegen die deutschen Richter; in diesem Irrgarten des Rechts, in dem vom ersten ermittelnden Landgendarmen bis herunter zum Staatsanwalt Alle, Alle mit dem Herzen auf der Seite solcher Mörder stehen — in diesem Gewirr von Unrechtsfragen stand Harden auf. Und hieit die stärkste Rede, die wohl jemals in Moabit gehalten worden ist.

Es sprach unser letzter Europäer von Ruf. Es sprach ein Mann, mit dem noch einmal eine verklungene Welt aufstand, der Repräsentant einer fast verschollenen Epoche, einer, der noch an Recht, an fair play, an Sitte und Anstand auch im Kampf der Meinungen glaubte. „Ich habe den Kaiser immer bekämpft, vom ersten Tage an — aber getötet wurde doch unter seiner Regierung nicht.“ Er wuchs weit über sich hinaus. Ueber die Köpfe dieser Kleinbürger hinweg, die da um ihn herumsaßen, sprach Einer, der die Sprache der Welt, nicht die Sprache dieses Deutschland redete. Er sprach davon, wie eine Nation zu seiner Lebensarbeit idiotisch lallend den Refrain „Isidor !“ anstimmte. (Und dabei hieß er niemals Isidor, sondern früher einmal Felix.) Er sprach von dem unverjährbaren Delikt seines Judentums und von der unverjährbaren Dummheit eines Regimes. Er focht Schläger, schwere Säbel und zwei Floretthiebe, die eine der unangenehmsten Erscheinungen im Saal pfeifend trafen. Lächelnd zog er zurück. Eine Courtoisie . . .? Ein Stoß ins Herz. Er forderte die Geschworenen auf, wenigstens offen für Freisprechung zu stimmen, wenn sie der Meinung wären, daß man unbequeme Geistige — und besonders Juden — totschlagen dürfe. Er sprach von der Mordhetze in den nationalen Zeitungen, von dem Unglück, das der Parvenu in Doorn angerichtet hatte — er redete aus einem heißen Herzen und aus einem kalten Verstand.

Und mit Erstaunen und mit Grauen hörtens die Ritter und Edelfrauen. Da saß die alte Scheuerfrau von der Deutschen Tageszeitung, einer von jener Gattung Journalisten, die alle Prämissen zu einer Mordhetze (auch in den Tagen dieses Prozesses !) aufkritzeln, aber den Mord „durchaus verurteilen“, zu vorsichtig, die letzte Conclusio: Töte ihn ! zu rufen. Es ist erwiesen, daß grade solche Glossen und Aufsätzchen, die strafrechtlich nicht zu fassen sind, diese Mordtaten hervorgerufen haben. Deutsche Männer.

Harden sprach. Wer ein Herz im Leibe hatte, war aufs tiefste erschüttert.

Aber wenn du mit Engelszungen redetest . . . An den Brillengläsern dieser Geschworenen prallte Alles ab: Geschichte, Europäertum, Vernunft und Suggestion, Verstand und die Stimme des Herzens. Eindruck im Ausland? „Wat heißt hier Ausland !“ Das muß man gesehen haben.

Da saßen sie. Da saßen jene Zwölf, die das deutsche Volk in einer solchen Sache repräsentierten. Da saßen die erkürten Zwölf, die bei den drei Siebungen — von denen die wenigsten Laien etwas wissen — unten herausgefallen waren: der muffigste Mittelstand, die Untertanen, die kleinen Gewerbetreibenden, die Besitzer, die Steuerzahler. Ich kenne keinen Geistigen, der jemals Geschworener war. Wie die Zuchthäusler sind wir ausgeschaltet. Unbarmherzig wird Alles ferngehalten, was einigermaßen nach eignem freien Urteil schmeckt. Das ist kein Volksgericht.

Man muß diesen Mittelstand kennen, der zur Polizei läuft und flennt, wenn ihm nur eine Spiegelscheibe eingehauen wird. Ein Mordversuch? Der Kerl lebt ja. Bezahlte Mordgesellen? Der Mensch hat ja Artikel geschrieben. Schwere Kopfverletzungen? Isidor ! Isidor !

Gewiß: aus dieser miserabel geleiteten Verhandlung konnten die Geschworenen nicht viel entnehmen. Gewiß: man belehrte sie eine Stunde lang umständlich über theoretische Rechtsfragen, deren Abschrift sie während der Belehrung nicht in Händen hatten. Es ist ausgeschlossen, daß sie, die Laien, Das verstanden haben, was man ihnen in der Rechtsbelehrung gesagt hat. Gewiß: nach deutschem Recht befinden sie sich nicht während der ganzen Verhandlung in Klausur — drei Tage lang lief ein deutschnationaler Umhängebart umher und bearteitete die Geschworenen in den Pausen; sicherlich nicht strafbar, sicherlich sehr illoyal. Gewiß: sie beantworten die Fragen fast ohne Kenntnis der rechtlichen Folgen ihrer Beantwortung. Sie fallen unfehlbar in die Fangnetze der Paragraphen und verzappeln darin. Sodaß also dieselben Richter, zu deren Kontrolle diese sogenannten Volksgerichte eingesetzt sind, ihre Kontrolleure bestimmen, ausschalten, ernennen und sie in jeder Weise beeinflussen können. Volksgericht? Eine Farce.

Die Angeklagten haben das letzte Wort. Ich hebe die Feder, um Weichardts Aussagen zu notieren. Ich lasse sie mutlos wieder sinken: es ist entwaffnend. Der Hütejunge stammelt einiges: er habe nicht gewußt, wer Harden eigentlich sei, und dann: „Ich nehme die Tat mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück !“ Das kann man nicht erfinden.

Grenz „steht zu seiner Sache“. Dieser Provinzhorizont ! Diese dürftige Phraseologie ! Es geht um einen Mordversuch, und Grenz sagt aus, er habe noch nie ein deutsches Mädchen verführt. Es geht um einen Mordversuch gegen einen politisch Andersdenkenden, und Grenz sagt: „Fünfzig Prozent des deutschen Volkes stehen hinter mir !“ Das ist richtig. So verlumpt, so amoralisch, so verkommen ist ein Teil dieser Nation. Er kennt sie. Reue? Noch zuletzt, noch nach diesen Tagen, sagt er: „Harden-Witkowski“. Und spricht: „Die Geschworenen werden wissen, was sie dem deutschen Volke schuldig sind !“

Sie wußten es. Sie verneinten alle gefährlichen Schuldfragen, sprachen Weichardt mildernde Umstände zu und verknackten den Andern nur wegen Anstiftung zu einer gefährlichen Körperverletzung. Es lagen vor: mündliche und schriftliche Geständnisse Beider, in denen die Worte „Erledigen“, „Beseitigen“ und „Töten“ klar und deutlich enthalten sind. Zusammen: ein paar Jahr Gefängnis. Der Angeklagte Harden kann gehen.

* * *

Und nun muß Das gesagt werden, was mir in der ganzen Verhandlung die Seele abgedrückt hat:

Das ist keine schlechte Justiz. Das ist keine mangelhafte Justiz. Das ist überhaupt keine Justiz.

Dieser Artikel erscheint gleichzeitig im Ausland. Und vor dem Ausland und für die Verständigen im Ausland sage ich:

Es gibt in Deutschland noch eine Reihe Männer, die sich solcher Deutscher, die sich solcher Justiz schämen. Die andrer Meinung sind als jene Zwölf, unter denen sich bestenfalls ein paar Verständige befunden haben, und die; doch in ihrer Gesamtheit dem Unrecht zum Sieg verholfen haben — ein wahres Abbild des deutschen Volkes, wie es sich in den Augen des Auslands spiegelt. Es gibt in Deutschland noch Männer, die in unsäglicher Verachtung diesen Praktiken zusehen, wie man Mörder wiederum auf uns losläßt und den deutschen Namen in der Welt schändet. Es gibt hier Männer, die glauben, daß die gutmütig schwabbelnden Demokraten nichts erreichen werden mit ihrer scheinbaren Objektivität, die Hasenfurcht heißt. Es gibt noch eine Reihe Männer, die jedes Vertrauen zur deutschen Strafjustiz in politischen Prozessen verloren haben, und für die diese Sprüche nichts mehr bedeuten. Ich habe Harden vor der Verhandlung geraten, nicht hinzugehen, weil ich Moabit kenne. Ich bedaure, daß er seine Zeit, seine Kraft und seinen Geist an diese Männer, an diese Tage, an diesen Saal gewandt hat Sie sind es nicht wert gewesen.

Aber in der Welt schwält der Spruch. Balkan und Südamerika werden sich einen Vergleich mit diesem Deutschland verbitten, wo selbst die 180 Mann starke Fraktion der Sozialdemokraten nichts ausrichten kann. Von dem moralischen Freispruch der Liebknecht-Mörder, über Eisner, Erzberger, Landauer und die Behandlung der Toller und Mühsam bis zu Fechenbach, der für die Verbreitung bekannter Tatsachen elf Jahre Zuchthaus erhielt: eine Kette der Schmach. Schon sind die Einpeitscher für die „Große Koalition“ am Werke. Und über allem thront dieser Präsident, der seine Ueberzeugung in dem Augenblick hinter sich warf, als er in die Lage gekommen war, sie zu verwirklichen.

Der Urteilsspruch ist klar. Er bedeutet: „Weitermachen !“
Er ist ein Anreiz für den nächsten, wie der ähnliche Spruch gegen den Mordbuben Hirschfeld, der Erzberger anfiel, ein solcher Anreiz gewesen ist.

Reißt dieser Justiz die falsche Binde herunter ! Wir haben keine Justiz mehr.

Il y avait des juges à Berlin.

Filmkrise von Roland Schacht

Man muß nun wählen zwischen Dumping und Eigenproduktion. Entweder: man paßt sich ganz dem Bedarf der Ausfuhrländer an. Das kann natürlich nicht mehr als den üblichen „Ersatz" ergeben, der auf dem Gebiet des Kunstgewerbes die deutsche Erzeugung für Jahrzehnte in Verruf gebracht hat, und über den vom Standpunkt der Kunst nichts mehr zu sagen ist, der aber vielleicht, vorläufig, geschäftlich ertragreich ist. Oder: man macht, ohne irgendwelche Rücksichten auf den vielberufenen „Geschmack", der meist der Ungeschmack einer Film-„Interessenten"-Clique ist, so gute bodenständige Filme, daß die ganze Welt sich darum reißt. Das geht nicht? ‚Caligari' sowohl wie ‚Dubarry' sind ohne Rücksicht aufs Ausland gemacht und werden im Dollarland Schlager. Die Welt will Abwechslung überall. Es geht finanziell nicht? Baut euer blödes Getue mit „Eile", Verwaltungsapparat und Repräsentation ab, und der Film rentiert sich noch immer im Inland. Aber wählen müßt Ihr. Man kann hundertmal zugeben, daß der ‚Traum' eine süßliche Rückständigkeit ist — das macht ihn in Deutschland konkurrenzunfähig, aber den deutschen Film nicht besser. Und wenn Ihrs so weiter treibt, seid Ihr in zwei Jahren pleite.

Ihr versteift euch auf eure „Geschäftspraxis"? Ihr müßtet das besser verstehen? Aber sagt mir doch: welche „Geschäftsleute" haben, zum Beispiel, Robert Reinert, der schon seit ‚Nerven' hätte erledigt sein müssen, Geld für die Züs-Bünzliade von den ‚Sterbenden Völkern' gegeben? Leuten, die nichts gelernt haben, nichts können und auch nichts lernen wollen, zur Produzierung von Dingen, die kein Mensch haben will, viel, ich will nicht behaupten: sauer verdientes, aber immerhin noch nicht völlig entwertetes Geld zu geben — damit erwerbt Ihr das Recht, euch „Geschäftsleute" zu nennen? Merkwürdig.

Fangt wieder ganz von vorne an, meine Freunde. Kommt aus den Wolken hervor, stellt euch auf die Erde. Werdet sachlich. Wenn Ihr — in ‚Aeolus' — eine Flugaufnahme von der Zugspitze macht, so laßt die herzigen Dackel und die Backfischromantik von der „blutig rot" untergehenden Sonne weg, macht das Technische anschaulich ohne die gleichgültigen Flughelden oder ordnet die Landschaftsbilder so, daß ein künstlerisches Etwas herauskommt. Und wenn Ihr den Film in einer durch Ouvertürenkrimskrams anspruchsvoll eingeleiteten Premiere laufen laßt, sorgt wenigstens dafür, daß er nicht verregnet sei. Seid nicht schäbig, wenn Ihr große Theater habt und schmeißt eure Kapellmeister raus, wenn sie pfuschen wie eine Biermusik im Bumscafé. Und sagt niemals, wenn Ihr einen Film macht: „Das wirkt". „Das wirkt": das ist das Leitwort des Dilettanten. Der Ausbläser. „Das wirkt" ist der Vorwand der Faulen, die einen Film nicht entwickeln können. „Das wirkt" ist im Film „Merz-Malerei", mit Zusammenfegseln, aber ohne die künstlerischen Grundsätze ihres Erfinders.

Warum ‚Tiefland'? Der Stoff ist keineswegs so originell, daß es grade ‚Tiefland' sein mußte, Aber ‚Tiefland' — das zog. Folge: man war durch Rücksicht auf die Oper behindert und leistete nicht, was der Film braucht. Bohnen? Der zog. Aber Bohnen, der grandiose Menschendarsteller des Musikdramas, ist ein sehr mäßiger Filmspieler. Er kostete viel und ruinierte die Wirkung durch seine Starlangweiligkeit. Lil Dagover? Sie hat eine ganze Masse hinzugelernt, aber spielt

fast ausschließlich Theater, nicht Film. Einziger Lichtblick: die Grüning. Aber die hat nur eine Nebenrolle. Wer schreibt einen Film für sie? Licho bemüht sich, Filmszenen zu machen, aber rutscht nun ständig in den Kitschsumpf des Textbuches aus. Alles nur, weil man anfing: „'Tiefland'? Das wirkt !"
'Der blinde Passagier' spielt in Amerika. Warum? Dollargeschäfte. Aber ich glaube: ein konkretes Deutschland ist auch dem Amerikaner lieber als ein hypothetisches, vage nachgeäfftes Amerika. Und selbst wenn nicht: wo ist dieser Film besser als gute Amerikaner? Er ist an vielen Stellen schlechter. Das Kernstück ist der alte Lustspielstoff vom bezähmten Weiberfeind. Es dauert zwei Akte, bis es anfängt, und die viel zu schwerfällig entwickelte Ausgangssituation, die irreführend auf eine Verwechslungskomödie schließen läßt, verschiebt die Proportionen und ermüdet mit abgerissenen und zu Tode gehetzten Mätzchen. („Das wirkt !") Ein großer Teil der Handlung spielt im D-Zug. Das muß maßgebend sein für das Tempo. Die Nebenhandlung der Verfolger drängt viel zu massiv vor, statt nur angedeutet nebenher zu laufen. Einfälle werden breit getreten,. die ganz fix als flüchtige Lichter vorüberflitzen müßten. Minutenlang dieser gräßlich fletschende Negerbengel (während man das Ausland und grade Amerika glauben machen will, ganz Deutschland winde sich unter der schwarzen Schmach). Und dann wird photographiert statt gespielt. Ossi schmollend, Ossi am Klavier, Ossi in x Kostümen. Alles Knoten statt einer Schnur. Nein, meine Lieben, diese „Wirkungen" wirken eben nicht. Lernt Sachlichkeit. Stellt Euch einheitlich ein. Jagt nicht zwei Hasen auf ein Mal. Und dann laßt uns weiter mit einander reden.

Moralisches Theater von Alfred Polgar

In vier Akten beklagt es ein neuerer deutscher Dichter aufs bitterste, daß arglose junge Mädchen der Prostitution zugeführt werden. Sein Stück zeigt, mit naturalistischer Treue und ausführlicher Ekelhaftigkeit, wie's zugeht dabei. Erster Akt: Armeleutstube, Kinderverwahrlosung. Zweiter: Madame und Zutreiberin überliefern die Vierzehnjährige dem Verführer. Dritter: Die Arme wird durch Seelenpein und Drohung dahin gebracht, beim Metier zu bleiben. Vierter: Sie ergibt sich dem Freudenhaus, ist gerichtet, ist verloren. Als Anwalt des Opfers tritt ein Poet auf, Zimmerherr in jener Armeleutstube. Er kann aber nichts bessern, obzwar er mit Schreien der Anklage und Empörung, mit Haarausraufen und Händeringen keineswegs spart. Zum Schluß sagt ihm die triumphierende Madame: „Mach' an Roman aus der G'schicht. Oder a Trageedi, wanns d'wüllst, oder a Kameedi !" Matthias (in schmerzlichstem Selbsthohn): „Ich werd' es tun !"

So entstand 'Kleine Sklavin', eine Tragikomödie von Dietzenschmidt. Das Stück ist einfach, gradlinig, exakt. Leider bei aller Kraßheit von einer finstern Langweiligkeit, die den Schrei der Empörung aus Zuschauers Busen, während er Zuschauers Schlund passiert, in Gähnen wandelt. Jeder Gute wird Gram und Abscheu des Verfassers über ein Geschehen wie das von

ihm in Theaterstückform rapportierte teilen. Die Ebene des Sprech-Propaganda-Films verläßt das Drama aber nur in den szenischen Bemerkungen. Dort lebt sich der Verfasser dichterisch aus, schmilzt hin in Lyrismen schwelgerischen Mitleids und entschädigt sich durch poetische Wendungen für den nüchternen, gemeinen Ton, den die Sache erforderte. Zum Beispiel ordnet er an: „Durch die halbgeöffneten Vorhänge läuft der gesänftete Schein ins Zimmer herein und legt sich lachend lange auf den weichen Teppich hin", oder: „Ueber den tiefschwarzen Strümpfen, die den Augen weich sind wie warmer Samt, zittern die Spitzen der Höschen." Und so ist zu hoffen, daß kein Besucher der Kleinen Sklavin, dessen Blicken der warme Samt der tiefschwarzen Strümpfe weich gewesen ist, zögern wird, der „Bereitschaft" beizutreten, jenem ausgezeichneten wiener Verein, der sich armer Kinder annimmt, ihrer Hilflosigkeit hilft und verhindert, daß sie jämmerliche Tragikomödien zur Folge habe.

Die Leitung der ‚Kammerspiele' ließ sich solche Gelegenheit, gegen das Laster zu frondieren, nicht entgehen, wenn sie es hierbei auch über sich bringen mußte — so schwer es ihr ankam ! — die Zuschauerschaft einen vollen Blick in den Lasterbetrieb tun zu lassen. Das Bordellbild, letzter Akt, glühte in Lebensfarben, und in der Vertührungsszene lernte man die sublimsten Techniken eines geschulten Kinderverzahrers kennen. Herr Lovric spielte ihn. Sehr fein, wie er die arme Kleine mit dem süßen Schleim seiner Zärtlichkeit umspeichelte, bis sie nur noch Ja sagen konnte. Die arme Kleine war Hilde Wagener, eine reizende Schauspielerin, zart und herb, ausdrucksvoll in jeder flüchtigsten Gebärde, Miene und Bewegung rührende Chiffren für die Qual der Kreatur, die nicht weiß, wie ihr geschieht. Frau Fraederich, Madame, überquellend von Echtheit. Die Kupplerin als Naturkraft. In der Wölbung solchen Busens verhallt die Stimme der Tugend echolos.

Im Ganzen also (wenn die Materie so zu sagen erlaubt) eine sehr anständige Aufführung. Die Premiere war von Wettern des Skandals gesegnet.

Beiträge zu Hardekopfs Literaturgeschichte

Ferdinand Hardekopf: Literaturgeschichte mit allem Chamfort der Neuzeit.
Otto Ernst: Flachmann als Erzieher.
Lavater: Physio-Gnom.
Die ostjüdische Literatur: Perez jissroel.
Adolf Bartels: Der Vollbartels.
Die psychoanalytische Jugend: Repollutionäre.
Ferdinand Raimund: Albenkönig und Menschenfreund.
Hanns Heinz Ewers: Luciferkel.
Wilhelm Busch: Der unfromme Hellene.
Sudermanns Gesammelte Werke: Kotzebuecher.

Königin Christine

Oder: Erdgeist. Oder: Die Büchse der Pandora. Beide Wendungen gebraucht Strindberg an einer einzigen Stelle seines halbhistorischen Dramas, als wollte er ausdrücklich auf dessen Verwandtschaft mit Wedekinds Doppeltragödie hinweisen. Lulu, das rein triebhafte Kind; dlese herkunftlose, ganz charakterbare Inkarnation der Sinnlichkeit; Naturkraft, Elementarerscheinung, Verkörperung einer Zwangsgewalt, die all unser Leben durchtobt — was unterscheidet Christinen auf den ersten Blick von ihr? Was wir aus der Geschichte von ihr wissen, und was sie am Schluß des Dramas als das Ziel verkündet, das sie angestrebt habe: diese rohe Nation zu bilden und ihr Interesse noch für andres als Krieg zu erwecken. Im Verlauf des Dramas ist freilich nur zu sehen, was sie zum Schaden des Landes begeht und unterläßt. Die Rechnungen stimmen nicht; das Eigentum der Krone wird verschleudert ; ein Ballettabend darf dreißigtausend Kronen kosten; die Armee existiert allenfalls auf dem Papier; die Flotte verfault; die Reichsstände werden wie ein Gemeinderat behandelt; der Reichsrat rekrutiert sich aus Unteroffizieren — und das Königsschloß ist ein Hurenhaus. Wenigstens vor Beginn des Stückes. Da ist Christine wirklich Lulu. Da liebt sie Alle, weil sie Keinen liebt. Ihre größte Lust ist: immer wieder frei zu werden, um jede Spielart von Masculinum kennen zu lernen und jede so weit, wie es ihr gefällt.
Den Freund, den sie sich erhält, weil sie sich ihm versagt; den Liebhaber, den sie anbeißt und wegwirft; den Geliebten, dem sie das Herzblut austrinkt; den Hypnotiseur, der ihren Willen lähmt; den Sklaven, der sie halb zur Beglückerin, halb zur Sadistin macht; den Mann schließlich, durch den sie Mensch und Tragödienheldin wird. Am Anfang des ersten Akts schießt Christine wie ein Habicht auf Klaus Tott nieder und fängt ihn sich ein — am Ende des vierten Akts, wo ihre Vergangenheit lebendig wird, stößt er sie als Dirne von sich.
Ihre Tragik: daß sie es grade da nicht mehr, grade dank Klaus Tott nicht mehr ist.

Es soll ihre Tragik sein. Die Absicht des Dramas ist stark.
Wenn es nicht tief genug dringt, wenn man die Tragik nicht mitempfindet, so liegt das hauptsächlich daran, daß für die entscheidende Rolle, die Klaus Tott in Christinens Leben spielt, sein Format nicht ausreicht. Von ihm weiß man so wenig, daß er das Recht hat, sich beim unverhofften Einblick in Christinens Leben als gräßlichen Philister zu entpuppen. Aber von ihr weiß man zuviel, aus der Geschichte und aus Strindbergs Werk, als daß man ihren Schmerz über seinen Abfall begriffe. Mögen immerhin ihm die Augen über sie aufgehen: dann müssen sie ja erst recht ihr über ihn aufgehen, weil sie ihm aus solchem Anlaß aufgegangen sind. Die Entwicklung stimmt nicht zur Voraussetzung. Christine, die aus hundert fast unvereinbar scheinenden Zügen bereits eine überzeugende Einheit geworden war, wird durch einen einzigen Zug zerstört, weil Strindberg durch ihn nicht ihr Bild abrunden, sondern einen Beweis führen will: daß ein Weib durch

keine Aufgabe, durch keine Idee, durch keine Krone zum Menschen wird, sondern nur durch Liebe. Nach drei lebensvollen Akten hat man von diesem vierten leblosen Aikt ungefähr den Eindruck, als ob einem Körper, dem zur Totalität noch der Kopf fehlt, eine klug abgefaßte und schon gedruckte Beschreibung sämtlicher Gliedmaßen auf den blutigen Halswirbel gelegt würde.

Wie schade ! Denn diese ersten drei Akte zu hören, ist ein geistiger Genuß. Da ist dramatischer Dialog. Da wird nicht an der historischen Bedeutung der Figuren schmarotzt: ihre Seelen, nicht ihre Namen machen uns warm, solang sie uns warm machen. Da wird nicht eine Silbe mehr gesagt, als für die Aufdeckung der Vergangenheit und für die Fortführung der Handlung nötig ist, und doch wird auf diese Weise nicht allein die Handlung entwickelt und die Vergangenheit erhellt, sondern auch Welt und Umwelt und Atmosphäre geschaffen und übermittelt. Das Geheimnis ist eben, daß die Gesetzmäßigkeit einer Kunstform wahrhaft erfüllen schon ihren unentbehrlichen Ueberschuß geben heißt. Wenn in diesem musterhaft knappen Dialog Hart auf Hart trifft, so wissen wir, daß Nordländer sprechen, daß ihre Liebe von kalter und umso jäherer Entschlossenheit ist, und daß diese Liebe von einem Dichter gestaltet wird, der sie erlitten hat und mutig ihre große Flamme und jedes kleinste Strählchen eingesteht. Aber vor der Zeit erhebt sich ein rauher Wind, Flamme und Strählchen erlöschen, und Dialektik versucht vergeblich, sie wieder anzufachen.

Barnowsky hat sich durch seine Haltung im Schauspielerstreik von seinen Genossen unterschieden; eine Ehre für ihn, daß er aus der Gemeinschaft der Robert, Rotter und Saltenburg entfernt werden soll. Sein Lessing-Theater hebt sich mit dieser Aufführung hoch über den Durchschnittsbetrieb der berliner Theater von heute. (Wenn das Haus, trotzdem oder deshalb, am zweiten Abend schon leer war, so beweist dies, daß eine neue Methode gesucht werden muß, um der Bühnenkunst, der Kunstbühne aufzuhelfen; und darüber wird hier nächstens eine Debatte eröffnet werden.) César Klein hat mit geringem Aufwand die Dekorationen dem Text angepaßt, und der Regisseur Fritz Wendhausen hat zwar an keinem seiner Männer so viel Freude erlebt wie an Theodor Loos, aber ohne Mätzchen einen wohltuend gediegenen Gesamteindruck hergestellt. Die junge, ahnungslos verschwenderische, berauschte und berauschende Königin ist Elisabeth Bergner. Sie hat die Kindlichkeit, Unschuld, Sorglosigkeit, und sie hat Zähne, Klauen und Fänge, Schärfe, Härte und Schneidigkeit. Sie hat das Alles nichtt nebeneinander, sondern mit einer wunderbaren, einer berückenden Fülle schwebender, flimmemder, flirrender Töne in- und durcheinander. Megäre und Mädelchen. Sie wird plötzlich heiser, daß man selbst einen rauhen Hals bekommt. Sie hat Kraft und Temperament. Sie hat Mut und Humor. Sie hat, wie Strindberg, die Flamme; und ihre erlischt nicht zu früh. Sie ist so künstlerisch stark und rein und so frei von falscher Dämonie, daß beinah zu einem Rätsel wird, wie sie in der Stadt der Orska bestehen kann.

System Klante von Morus

Atavismus

Ein kleiner, elender Schacher, ders einmal erwischt hat, steht, nach anderthalbjähriger Untersuchungshaft, vor den Akzisen, weil er 60 000 Spieler übers Ohr gehauen hat. Mit der letzten Energie eines Todeskandidaten wehrt er sich gegen den Vorwurf, daß er betrogen hat, daß er betrügen wollte. Er hatte ja „sein System“ (man setzt auf den Gaul, der trotz Schwerstgewicht zweiter geworden ist — oder so): er mußte gewinnen. Ein Ludendorff der Frankfurter Allee: Wir müssen siegen, weil wir siegen wollen ! Das klappt ein paar Monate lang. Die versprochene Dividende — 100 Prozent in 2 Monaten — wird aus den neuen Spielgeldern pünktlich ausgezahlt. Dann gerät der Betrieb ins Stocken. Der Steuererheber kommt und fordert, was Klante im Siegestaumel vergessen hat zu entrichten. Da bricht die Front zusammen. „Sie ist von hinten erdolcht worden“, schreit der kleine Ludendorff, während die Klantianer sich um ihn scharen wie ein Mann. Es hilft nichts. Deutschnationale Hazadeure dürfen zwar in Deutschland ungestraft eine Regierung verjagen, aber ihre Mitspieler betrügen dürfen sie nicht. Fiat iustitia.

Was ist geschehen? Ein Kaufmann verspricht, aus seinem Geschäft monatlich 50 Prozent Zinsen herauszuwirtschaften, und kanns nicht leisten? Ein jämmerlicher Kaufmann ! Ein jämmerliches Geschäft ! Zeigt mir den Jobber, zeigt mir den „reellen“ Händler, der das nicht fertig bringt. Oder gar den Bankier ! Wer seinen Umsatz, seinen Gewinn, sein Einkommen in vier Wochen nicht verdoppelt, ist erledigt. So weit sind wir nun. Aber dazu bedarf es keiner Wettbank, keines ausgeklügelten Systems. Man läßt die Ware liegen und erhält nach einem Monat das Zwei- und Dreifache. Wollt Ihr Beweise? Das Statistische Reichsamt liefert sie Jedem. Inlandsprodukte sind im November vom 499 fachen des Vorkriegspreises aufs 953 fache gestiegen, Einfuhrwaren vom 903 fachen aufs 2141 fache, Metalle vom 686 fachen aufs 1706 fache, Kohle und Eisen vom 396 fachen aufs 971 fache. Habt Ihr Glück, könnt Ihr euch noch die Lagerkosten sparen. In einem alten, wohlrenommierten berliner Bankhause läuft Anfang September ein Defraudant mit 10 Millionen Devisen davon. Aber der Dieb wittert die Hausse und vergräbt die Scheine, fein säuberlich. Nach zwei Monaten wird er gefaßt, die Papiere werden ausgegraben, und das Bankhaus, das seine Verbindlichkeilen durch Exekution längst los ist, hat an der Unterschlagung 40 Millionen verdient.

System Klante? Derlei Mätzchen brauchen wir nicht mehr. Der Verfall der deutschen Mark sorgt dafür, daß jeder Besitz, zahlenmäßig, ins Riesenhafte wächst, daß jeder Pracher heute Millionär ist, daß Jeder, der pumpt, verliert, und Jeder, der mit Leihgeld arbeitet, gewinnt. Max Klante hat nur ein Jahr zu früh sein Geschäft begonnen; vielleicht hatte er auch damals schon das Rennen gemacht, wenn er nur sein Kaffeehaus bewirtschaftet und nicht auf die schwersten Pferde gesetzt hatte. In einer Zeit, wo das Fundament der Wirtschaft: die Währung ins Rutschen gekommen ist, bedarf es keiner Extra-Schiebung, um vorwärts zu kommen. Wer im Strom steht, wird mitgeschoben.

Deshalb erscheint es, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, unendlich lächerlich, wenn jetzt so feierlich und mit solch einem Aufwand an juridischer Spitzfindigkeit untersucht wird, ob der Mann, der in zwei Monaten das Geld seiner Einleger verdoppeln wollte, ist „im Sinne der Paragraphen“ betrogen hat oder nicht. Die Verhandlung beweist nur, wie tief das deutsche Wirtschaftsleben, wie tief es allein im letzten Jahre gesunken ist.

Und sie beweist zweitens die völlige Unfähigkeit unsrer Gesetzgebung und unsrer Rechtsprechung, des gegenwärtigen Wirtschaftstreibens auch nur einigermaßen Herr zu werden. Das Reichsgericht hält mit einer nicht zu überbietenden Weltfremdheit an Wertmaßstäben fest, die im Jahre 1900 einmal sehr stabil gewesen sind, die es aber heute nicht mehr gibt. Wenn man liest, mit welcher Unbekümmertheit die Herren der roten Robe die Entwertung des Geldes ignorieren, so muß man wirklich annehmen, es habe sich in Leipzig an der Pleiße noch nicht herumgesprochen, daß man für ein goldenes Zwanzigmarkstück 30 000 Papiermark erhält. Daß der komplizierte Apparat unsrer Gesetzgebung mit der Geldentwertung nicht Schritt halten kann, ist begreiflich. Aber grade in solchen Zeiten des Ueber- und Niedergangs, wo die Gesetzesmaschine versagt, ist Aufgabe des freien Richtertums, die Fehler und Lücken der Gesetzgebung zu korrigieren und auszufüllen. Die englischen Richter haben diese höchste Aufgabe des Richteramts, geschult freilich an der jahrhundertealten Uebung des common law, auch in den letzten Jahren musterhaft gelöst. Der deutsche Richter, der nie wagen durfte, etwas andres zu sagen, als was im Buche steht, hat auch jetzt, wo es not tut, nicht den Mut, sich vom Paragraphen freizumachen und nach Gerechtigkeit, nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, in freier Würdigung der wirklichen Verhältnisse seinen Urteilsspruch zu fällen. Wer vor dem Kriege Gold hergegeben hat, muß heute den zwölfhundertsten Teil vollgültig zurücknehmen, und keine Goldklausel schützt vor der staatlich sanktionierten Enteignung des Gläubigers durch den Schuldner.

Aber vielleicht liegt eben da der Hase im Pfeffer. Der Staat als der größte Goldmarkschuldner wagt nicht einzugestehen, daß er die Anleihen, die er vor dem Kriege und im Kriege mit gutem Gelde aufgenommen hat, heut mit entwerteten Papierfetzen verzinst und einlöst und anders garnicht verzinsen und einlösen könnte. In der üblichen Terminologie gesprochen: Das Reich wagt nicht, den Staatsbankrott einzugestehen, den es tatsächlich längst gemacht hat, und der deutsche Richter, staatserhaltend, wie er nun einmal ist, beschönigt und bemäntelt diesen Zustand und vergrößert mit der Fiktion einer Rechtssicherheit, die längst keine mehr ist, die Wirtschaftsunsicherheit ins Grenzenlose. Wann kommt der Staatsmann, wann kommt der Gesetzgeber, wann kommt der „hohe Senat“, der uns aus diesem „System Klante“ befreit?

Selbsthilfe

Da der Staat versagt, greift der ruhige Bürger zur Wehr. Ein Stand nach dem andern erkennt, daß er bei der fortschreitenden Geldentwertung rettungslos verloren ist, wenn er sich nicht aus eigner Kraft und eigner Vollmacht einen festen Wertmesser schafft. Produzent und Kaufmann entdeckten es zuerst. Die Großen verlangen Goldpreise, ohne freilich ihren Angestellten Goldlöhne und auf den Bahnen Gold-

tarife zu bezahlen. Die Kleinen, denen das Gesetz einseitig-ungerechte Zügel anlegt, suchen sich durch fleißiges und regelmäßiges Umzeichnen — Sonntag ist der Tag des Herrn, montags steigen die Preise — auf der „Höhe“ zu halten. Auf dem Lande kehrt man zur rohesten Naturalwirtschaft zurück, da das Geld seine Funktion als Wertmesser eingebüßt hat. Schuhe werden gegen Butter, Eier gegen Spaten getauscht. Die kleinen Städte machen es den Landleuten nach. Die Beratung kostet ein Pfund Butter, diktieren Provinz-Aerzte. Brot wird das Maß aller Dinge. Die kleinen Agrarstaaten, Oldenburg, Mecklenburg, legen Roggen- statt Gold-Anleihen auf. Die Preußische Seehandlung ahmt, in Verbindung mit den Großbanken, das Rezept des anschlägigen oldenburgischen Ministerpräsidenten Tantzen nach, da das Projekt wertbeständiger Reichsschatzscheine am Widerstand der Industrie, die um ihren Devisenbesitz bangt, scheitert.

Allmählich sieht auch der Arbeitnehmer, daß alle Papiermillionen nichts helfen, wenn das Papier nichts mehr gilt. Der Arbeiter zieht als Erster die Konsequenz, verlangt, dank seiner starken Organisation, Lohnaufbesserung entsprechend der Preissteigerung. Und erhält sie, erhält sie einmal, zweimal. Aber dann knöpft der (goldpreisfordernde) Arbeitergeber seine Taschen zu, und da er der Stärkere ist, behält er recht. Nur Ein Arbeitgeber zieht den Kürzern: der schwache deutsche Staat. Den Arbeitern wagt auch er zu widerstehen, nachdem die Schrecken der ersten Streiks überwunden sind. Aber gegen die Beamtenschaft gibt es keinen Widerstand mehr. Was nicht allzu verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß ja nicht nur die Obersekretäre, die in den Beamtenorganisationen das Wort führen, sondern auch die Ministerialräte, die die Partei des Arbeitgebers vertreten, von jeder Gehaltsaufbesserung Vorteil haben. Und zwar steigen, seit der famosen Besoldungsordnung vom Juli 21 ihre Gehälter im gleichen Tempo wie die der untern und mittlern Beamten, während in allen andern Berufen, nicht zuletzt bei den Arbeitern, der Vorsprung der Qualitätsleistung vor der des „ungelernten Mannes“ fast völlig zusammengeschrumpft ist. Der höhere Beamte erhält zwar nicht mehr das 5— 7fache, aber doch noch das 3— 4fache des ungelernten Arbeiters, während der gelernte Arbeiter, der vor dem Kriege das 1½fache des ungelernten bekam, heute nur noch 5—10 Prozent mehr erhält.

So kommt es denn auch, daß das Reich — und automatisch erhöhen sich die Bezüge der Staats- und Kommunalbeamten — auch für Dezember wieder sehr stattliche Teuerungszuschläge, 65 % mehr, als das Novembergehalt beträgt, bewilligt hat. Diese Zuschläge mögen nach irgendeinem Index tadellos errechnet sein: sie gehen aber über die tatsächliche Teuerung der letzten Wochen ebenso hinaus wie über die Finanzkraft des Reiches.

Umso sonderbarer berührt es, daß das Reich für die wirklichen Kriegsopfer, nicht für die sehr ausreichend pensionierten Offiziere, aber für die kriegsbeschädigten Mannschaften kein Geld übrig hat. Wir verlangen nicht nach dem Vorbild des „pazifistischen“ Amerika eine Milliardenentschädigung für alle Kriegsteilnehmer, die nur als Anreiz für künftige Kriegsbegeisterung wirken kann. Aber wir verlangen eine angemessene, mit der Geldentwertung Schritt haltende Entschädigung der Kriegskrüppel. Und es ist eine Kulturschande,

daß, beispielsweise, ein Mann, der zu 20 Prozent arbeitsunfähig erklärt ist, im November dieses Jahres als „Rente“ 54 Papiermark erhielt. Es wird hohe Zeit, daß das Reich das Indexprinzip endlich auch für diese Ohnmächtigen zur Geltung bringt.

Arbeit verboten !

Unser Bedarf an Schiebern und an Nichtstuern ist auch ohne fremde Hilfe gedeckt. Auf diesem Gebiet sind wir ja, Gottlob, Selbstversorger. Es wäre daher nur zu begrüßen, wenn man den wirklich lästigen Ausländern, das heißt: den Herrschaften, die hier in der Grenadier-Straße und am Kurfürstendamm die Preise steigern helfen, ohne produktive Arbeit zu leisten, die Tür weist.

Aber eine andre Frage ist, wie die Ausländer behandelt werden sollen, die hier, zum Teil seit Jahren, werktätig schaffen. Deutschland hatte vor dem Krieg einen jährlichen Import von 6—700 000 ausländischen Landarbeitern und einen Stamm von etwa 300 000 ausländischen Industriearbeitern, die für unsre Wirtschaft schlechthin unentbehrlich waren. Die Zahl der „Sachsengänger“, der landwirtschaftlichen Saisonarbeiter, ist heute etwas geringer, die der fremden Industriearbeiter kaum kleiner als 1914. Die Landarbeiter unterstehen seit langem einem Legitimations- und Kontrollsystem, dessen Güte dadurch gewährleistet ist, daß die oberste Kontrolle in der Hand einer „Arbeiterzentrale“ liegt, an deren Spitze der frühere Sekretär des Adelsclubs, Herr Baron v. d. Bussche-Kessel steht, und deren Aufsichtsratsvorsitzender bis zum Tage des Kapp-Putsches Herr Generallandschaftsdirektor Kapp in eigner Person war.

Dieses freudvolle Kontrollsystem bester wilhelminischer Prägung beabsichtigt man nunmehr — selbstverständlich einzig zu Gunsten der deutschen Arbeiter ! — auch auf die Industrie auszudehnen. Der Treiber der ganzen Angelegenheit ist ein Regierungsrat Stephan, der bislang Adjutant des harmlosen Präsidenten Syrup von der Reichsarbeitsverwaltung, dem frühern Reichsamt für Arbeitsvermittlung, gewesen ist und nunmehr seine Forsche im Reichsarbeitsministerium betätigt. Wenn es nach den Plänen dieses schneidigen Herrn geht, haben wir zu gewärtigen, daß in nächster Zeit hunderttausende ausländischer Arbeiter, die in der deutschen Wirtschaft ihren Platz ausfüllen, plötzlich „illegitim“ werden; und da nicht gelingen wird, diese Massen, die zum Teil seit Jahren in Deutschland leben, über die Grenze zurückzutransportieren, so können wir uns auf einen erfreulichen Zuwachs an Schiebern, Bettlern und Dieben gefaßt machen. Denn nach der Logik unsrer Behörden ist in diesem gastfreien Lande dem Ausländer das Parasitentum in jeglicher Gestalt erlaubt. Nur die reguläre, ehrliche Arbeit ist ihm verboten.

Der Zensor von Erich Weinert

Ein Zensor mit moralischem Gemüt,
nicht wissend, was noch keusch, was schon gemein ist,
ist unbrauchbar weil er nur Reines sieht,
wie ja dem Reinen eben Alles rein ist.
Daraus erhellt, was von der Gabe
des Zensors man zu halten habe:
Er muß im Grund ein größres Schwein
als alle Zensurierten sein.

Adel, Tanz und Strafjustiz

War da in Dresden eine kleine Tänzerin, helle, wie Tänzerinnen im Allgemeinen und sächsische im Besondern nu emol sind. Die hatte irgendwann und irgendwo gehört, daß das Deutsche Reich im Allgemeinen und das Königreich Sachsen im Besondern gar keine Reiche mehr sind, sondern arme Freistaaten; und daß in einem richtigen Freistaat auch Tänzerinnen die ihnen zustehende Freiheit genießen können. Vielleicht hatte sie gar noch am Tage der Verfassungsfeier das weimarer Dokument studiert; kurzum: plötzlich erschien sie, „obwohl bürgerlicher Herkunft“, auf den Brettern, die die Tanzwelt bedeuten, in dem Programme das 50 Papiermark — freibleibend — kostet, an den Anschlagsäulen, in Lichtbildreklamen stolz als „Baronin de Déano“. Daran nahm die königlich-freistaatlich-sächsische Polizei in einem Moment, wo sie grade nichts Dringenderes zu tun hatte, Anstoß und erließ gegen die Baronin de Déano ein Strafmandat auf Grund des § 360 des alten Strafgesetzbuches, der in bunter Folge verbietet: Veröffentlichung von Festungsrissen; heimliche Aufsammlung von Schießbedarf; unerlaubte Auswanderung eines beurlaubten Reservisten oder Wehrmanns der Land- oder Seewehr; Abbildung von Kaiserlichen oder Landes-Wappen; unbefugtes Tragen einer Uniform, Amtskleidung, eines Ordens oder Ehrenzeichens; Annahme von Titeln, Würden oder gar Adelsprädikaten; Erregung ruhestörenden Lärms und andern groben Unfug. La baronesse de Déano aber, keß, wie Baronessen „bürgerlicher Herkunft” in Sachsen anscheinend sind, setzte sich, das Dokument von Weimar unter dem Arm, auf ihre Hintertanzbeine und forderte gerichtliche Entscheidung. Das Schöffengericht sprach sie frei, da erstens „ausländische Adelsbezeichnungen des inländischen Strafschutzes überhaupt entbehren“ und überdies „auch deutsche Adelsbezeichnungen nach § 109 Absatz 3 der neuen Reichsverfassung ihrer frühern Bedeutung als öffentlichrechtliche Standesbezeichnungen entkleidet worden und nur ein Teil des Familiennamena geblieben“ seien. Das paßte aber dem Freistaatsanwalt „denn doch“ nicht. Er legte Berufung ein; die Strafkammer stellte sich nach erneuter Verhandlung gleichfalls auf Seiten der Donna Déano. Aber der Anwalt des Freistaats Sachsen gab keine Ruhe, focht das offensichtliche Fehlurteil mit der Revision an und siehe da: das Oberlandesgericht Dresden ver-

stand mehr von Adel, Tanz und Verfassung. Es verknackte die Baronesse, daß ihr Hören, Sehen, Tanzen und alter Adel des Leibes und der Seele verging. Die Begründung dieser, für weiteste Volkskreise lebenswichtigen Entscheidung aber lautet also:

> „Die dem § 360 Abs. 8 St.G.B. zugrunde liegende Norm verbietet die Anmaßung von Adelsprädikaten wesentlich zum Schutze der Allgemeinheit gegen die Gefahr, die dadurch entsteht, daß erfahrungsgemäß Persönlichkeiten, die den Anschein höherer gesellschaftlicher Geltung erwecken wollen, sehr häufig Adelsprädikate sich beilegen, um Betrügereien und andre Straftaten vorzubereiten oder auszuführen. Die Vorschriften bezwecken also weniger den Schutz der rechtmäßigen Träger als den Kampf gegen unlautere Elemente, welche die im Volk zur Zeit und voraussichtlich noch lange fortbestehende Wertung solcher Auszeichnungen ausbeuten.
>
> Dieser Zweck der Strafvorschrift trifft gleichmäßig zu für inländische und ausländische Adelsprädikate. Es verbietet sich daher eine Unterscheidung, die in dieser Hinsicht das Gesetz selbst nicht macht, und für die ein besonderer innerer Grund nicht spricht.
>
> Die hervorgehobene Strafbestimmung schützt also nicht den Adel als Stand. Die Adelsbezeichnungen, deren unerlaubte, unlautere Führung aus allgemeinen Gründen der öffentlichen Sicherheit unterbunden werden soll, bestehen nach Art. 109 Abs. 3 R.Verf. fort, wennschon derjenige, der bisher den Adel berechtigtermaßen als Standesvorrecht geführt hat, ihn von jetzt nur als Teil des Namens führen darf. Die Begründung auch des neuen St.G.B.-Entwurfs von 1919 zu § 424, der in Abs. 2 ausdrücklich an der Strafbarkeit des unbefugten Führens des Adels festhält, bestätigt dies. An dem Gegenstande des Schutzes hat sich mithin seit Erlaß der neuen R.-Verf. nichts geändert, gleichviel, ob nach deren Art. 109 Abs. 3 noch von einem Adelsstande gesprochen werden kann oder nicht. Der Strafandrohung in § 360 Ziffer 8 St.G.B. verbleibt daher ihre Rechtswirksamkeit gegen die unbefugte Annahme von Adelsbezeichnungen. Den Künstlern ist gewohnheitsrechtlich nachgelassen, bei Ausübung ihres Berufes einen Künstlernamen zu führen. Eingriffe in die Rechte des Adels gestattete aber das Gewohnheitsrecht nicht und konnte sich hierauf nicht erstrecken, da bis

zum Erlaß der R.Verf. von 1919 jedenfalls Standesvorrechte des Adds entgegenstanden. Ob hierin auf Grund von Art. 109 R.Verf. ein Wandel sich zu vollziehen vermag, steht dahin. Jedenfalls ist für die kurze Zeit seit Inkrafttreten der R.Verf. die Bildung eines neuen Gewohnheitsrechtes, das für Beilegung adeliger Künstlernamen die Wege ebnete, nicht nachweisbar.“

„Ob sich ein Wandel zu vollziehen vermag“ — das ist hier die Frage ! Lieber Adel, bang dich nicht zu sehr; Ihr Tanzbaronessen, freut euch nicht zu früh — er vermag nicht: der Wandel; sie vermag nicht: die Verfassung; es vermag nicht: das Gericht.

Hugo Grotius

Jenseits der Phrase

Auch die genügend scharfe Augen haben, um den Irrsinn unsrer Zeit in seiner gespenstisch-unwirklichen Wirklichkeit zu sehen, auch die Wenigen, die berufen wären, den Kampf gegen die der Hölle entronnenen Geister der Gegenwart aufzunehmen — sie retten sich fast alle im letzten Augenblick durch die Flucht zur Phrase vor ihrer schwersten Aufgabe: vor der klaren Erkenntnis und dem offenen Eingeständnis, daß ihr Kampf so jeder Größe, jeder Tragik bar ist, und diese Zeit so grausig-lächerlich, die Gegner so nichtig und schäbig sind, daß den Dingen auf den Grund schauen beinah bedeuten müßte: an sich, an seinem ganzen Werke zu verzweifeln.

Wo sind die Künstler, die diese bedingungslose Unerbittlichkeit gegen sich selbst haben, diesen vollkommenen Verzicht auf jede „Idealisierung“, die sogenannte (und doch stets nur äußerliche) „künstlerische Rechtfertigung“ ihres Werkes?

George Grosz ist ein solcher Künstler. Nein: er ist dieser Künstler.

Hundert Zeichnungen enthält die neue (im Malik-Verlag zu Berlin-Halensee erscheinende) Sammelmappe des Künstlers: ‚Ecce homo !’ Hundert Zeichnungen, in deren jeder wie in einem Brennglas unsre ganze Gegenwart eingefangen ist. Hier hat sich Grosz nicht damit begnügt, uns das Gesicht der herrschenden Klasse zu zeigen: hier reißt er dem Bürger die letzten Hüllen mitleidlos vom Leib, hetzt ihn durch alle Niederungen und Kloaken seines Lebens, spürt ihn auf seinen geheimsten Wegen zum Bordell und zur Kneipe auf und brennt ihm mit der ätzenden Lauge grimmigsten Hohns das faule Fleisch von den Knochen.

Und dies das Erstaunlichste: Wie differenziert, wie — objektiv ist Grosz in der Auswahl und der Zeichnung dieses Typus „Bürger“. Da ist kein einziges Blatt, wo er der — so verständlichen — Lockung unterlegen wäre, zu symbolisieren, zu verdeutlichen. Da sieht man erst, welch reiner und vollkommener Künstler Grosz ist. Und was für ein Könner !

Ich habe diese Mappe mit von Blatt zu Blatt steigendem Grauen durchblättert; aber als ich sie aus den Händen legte, war es nicht Haß und nicht einmal Entsetzen, was mich erfüllte, nur unendliche Trauer und bitterster Ekel.

In der modernen Literatur wird jetzt eifrig die Doktorfrage behandelt, ob unsre Welt durch Liebe oder durch Haß erlöst werden soll. Durch die Wahrheit ! Sagt Grosz. So bin ich denn überzeugt, daß der Staatsanwalt nicht verfehlen wird, unverzüglich das gebotene sittliche Aergernis zu nehmen und Grosz vor den Richter zu zitieren.

*

Wenn ich in diesem Zusammenhang auf ein schmales Bändchen hinweise, das mir in den letzten Tagen von ungefähr in die Hände kam, so deshalb, weil ich in der Dichtung des jungen Lyrikers Bruno Schönlank (‚Großstadt. Chorwerk. E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.) eine sympathische Anspruchs-

losigkeit und den Verzicht auf jede Geste gefunden habe, zu der dieses Thema die —isten verschiedenster Farbe so oft vorführt. Einer, der nicht ballen und nicht stammeln muß, um zu ergreifen, und dessen Einfachheit nicht gesuchte Primitivität, sondern natürliche Ursprünglichkeit ist. So erscheinen mir denn auch die in den Mittelpunkt der Dichtung gestellten Revolutionshymnen nicht als das Wesentliche.
Packend die Schlichtheit der Verse, in denen der Dichter den Alltag der Großstadt, Tagesanbruch, die fiebernde Arbeit und den lauten Verkehr an uns vorbeiziehen läßt. Dieser junge Lyriker ist kein aesthetisierender Romantiker, kein blasser Träumer, sondern ein blutvoller Gegenwartsmensch, sehr robust, sehr klar und ein aufrechter Kämpfer. Wir haben nicht Viele von dieser Art. L. Lania

Zu dieser Münchner Fremdenpolizei

Aber in was mischt sich denn „eure verdammte Inquisition?“
„Um Gottes willen, sprechen Sie nicht so, Senior Jakob ! Wenn man Sie hörte, waren Sie verloren !“
„Nun denn: wonach kann denn Ihre heilige Inquisition neugierig sein?“
„Nach allem will sie sehen: ob Sie an Fastentagen Fleisch essen; ob die Frauen allein schlafen oder rmit Männern, und wenn letzteres der Fall ist, ob die Zusammenschlafenden rechtmäßige Ehepaare sind; wenn Sie sich nicht durch Zeugnisse ausweisen können, werden sie ins Gefängnis gebracht. Die heilige Inquisition wacht in unserm Lande beständig über unser Seelenheil.“ Casanova

Hab Sonne . . .

Nach Cäsar Flaischlen

Hab‘ Sonne im Herzen,
obs stürmt oder schneit,
ob der Himmel voll Wolken,
die Erde voll Streit,
obs hagelt, obs regnet,
ob du wimmerst im Fieber,
ob dir Unheil begegnet,
ob du schlemmst oder hungerst,
ob du Schaute, ob Schieber,
ob du darbst oder hungerst,
von der Steuer geschröpft wirst,
von Banditen geköpft wirst,
von der Grippe geplagt bist:
es besteht kein Grund,
daß du jemals verzagt bist:
ob Rebläuse dich jagen,
ob Furunkel dich peinigen,
ob du Schmerzen hast im Magen,
ob Verwandte dich steinigen,
ja selbst, wenn dir, die Lebenszeit zu kerzen,
die dicksten Ziegelsteine auf die Platte schterzen:
Hab’ egal Sonne im Herzen ! Hans Reimann

Liebe Weltbühne !

Jacobs hat eine Reinmachefrau, die sich bei ihm über die schrecklich schlechten Zeiten mit dieser Begründung beklagt: „An allem ist nur der Dollahr schuld — aber was der nun eigentlich ist: das weiß ich nicht.“

Antworten

Kunstfreund. Du liest in deiner Zeitung: „Der Vorsitzende des Trabrenn-Vereins Mariendorf und Stellvertretende Vorsitzende der Obersten Behörde für Traberzucht und -Rennen sowie der Trabrenn-Gesellschaft Berlin-Westend und des Altonaer Renn-Club, wird heute 50 Jahre alt. Es mag zwar nicht die rechte Zeit sein, um Feste zu feiern, aber dieser, allem Prunk und jeder Lobhudelei abgeneigte Mann, dem so viele Ehrenämter aufgebürdet wurden, besitzt selbst genug Humor und Stoizismus, um sich auch in die Rolle des Jubilars zu finden. Klarer und weitsehender Blick, zwingende Logik, mit wahrer Menschlichkeit gepaarte Energie, durch eigne Interessen nie getrübte Sachlichkeit und Unparteilichkeit — das sind Eigenschaften, die dem Jubilar in jahrzehntelanger Amtsausübung jenes allgemeine Vertrauen erworben haben, das nötig war, um das vom Sturm hin und her geworfene Schiff des Trabersports in den rettenden Hafen zu lotsen. Seine glühende Passion für die Traberei, seine unübertroffene Sachkenntnis sind es, die dem vor mehr als 20 Jahren in keinem Umfang begründeten ‚Stall Klausner' (jetzt ‚Gestüt Damsbrück') zu seinem Aufblühen, zu acht Derbysiegen und unzähligen Erfolgen in andern klassischen Rennen verholfen haben." Ueberschrift: Bruno Cassirer. Bei solchen Verdiensten des Geburtstagskindes ist zwar gewiß nicht wichtig, ausdrücklich festzustellen, daß es vor mehr als zwanzig Jahren auch einen Kunstverlag in kleinem Umfang gegründet und ihn mit klarem und weitsehendem Blick sowie mit unübertroffener Sachkenntnis vom Kutschbock seines Gig in den rettenden Hafen gelotst hat. Aber wenn „ihm heute die Ovationen der deutschen Traberwelt, die ihm Alles verdankt, in reichstem Maße zuströmen", so wollen wir uns nicht nehmen lassen, ebenfalls in den Ruf auszubrechen: „Möge der große Könner Bruno Cassirer uns noch viele Jahre zu Nutz und Frommen erhalten bleiben !"

Fremder Politiker. In einem berliner Cabaret erzählt Paul Morgan, wie er in Genua mit Tschitscherin zu Mittag gespeist habe, und wie ihm von einem Untergebenen Tschitscherins seine Uhr gestohlen worden sei. Pointe: Als Tschitscherin davon erfuhr, gab er Morgan seine Uhr auf dem gleichen Wege zurück. Angehörige der berliner Sowjet-Vertretung, die das Cabaret besuchten, erhoben bei der Direktion Einspruch und drohten mit diplomatischen Verwicklungen. Wenigstens berichtet das ‚Rul' am dreizehnten Dezember. „Diplomatische Verwicklungen": das ist selbstverständlich ein Unsinn. Aber Paul Morgan, der gern Witze über die „himmelschreiende" Unfähigkeit unsrer Diplomaten macht, sollte immerhin die Reform der deutschen Außenpolitik bei sich selber beginnen.

Franzosenfresser. So aber spricht in der ‚Glocke' Hermann Wendel: „Als die deutschen Truppen im Spätherbst 1918 aus Nordfrankreich hinausgedrängt wurden, waren 54 000 Kilometer Straßen und Wege und 2280 Kilometer Eisenbahn gründlich zerstört, lagen 290 000 Wohnhäuser in Schutt und Asche, wiesen 420 000 andre Behausungen mehr oder minder schwere Beschädigungen auf, waren 3500 Industriewerke und Fabriken vernichtet. Der sogenannte strategische Rückzug des Jahres 1917 ließ einen viele Stunden breiten Gürtel fruchtbaren und bebauten Landes als vollkommene Wüste hinter sich; mit einer schauerlichen Systematik war jeder einzelne Obstbaum an der Wurzel abgehackt worden, und noch im Oktober 1918, als längst die berüchtigte ‚militärische Notwendigkeit' entfallen war, wurden in den Departemenls du Nord und Pas de Calais in den Bergwerken alle Gruben ersäuft, alle Essen gesprengt, alle Maschinen zerlegt. Solche Ziffern und Tatsachen, die sich leider fast beliebig vermehren lassen, jeder Betrachtung über französische Reparationspolitik voranzustellen, sollte durch Reichsgesetz die deutsche Presse verpflichtet sein, denn nur wer sich diese Seiten aus Ludendorffs Ruhmesbuch vor Augen hält, versteht, warum das so gutmütige und friedliebende Volk der Franzosen in seiner Mehrheit der keineswegs gutmütigen und friedliebenden Politik Poincarés noch immer bedingungslos Gefolgschaft leistet. Dieses Verständnis aber ist vonnöten, wenn nicht die Wirkung der pariser Methoden die Stimmung des deutschen Volkes auch in seinen breiten Massen aufs unheilvollste vergiften soll." Wann wird ein solches Reichsgesetz erlassen?

Kriminalstudent. Am 12. August 1922 schrieb Harden in der ‚Zukunft': „Wer Einstein, Förster, Harden . . . mit Verleumderjauche angespritzt, mit Revolver oder Eisenstange hinterrücks überfallen oder gar nur öffentlich zu Ermordung dieser Leute aufgefordert hat, kommt vor ein kleinbürgerliches Schwurgericht, vor eine Strafkammer mit Monarchistenmehrheit: und darf (wenn nicht auf Freispruch, so doch) allermindestens auf Zuerkennung ‚völkischen Ehrennotwehrrechtes', also erheblich mildernder Umstände, rechnen." O, sein prophetisches Gemüt !

Reisende. Meidet Bayern !

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika	1 Dollar	Italien	12 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortllch für die Anzelgen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Tragische Opposition von Otto Flake

Merkwürdig, welchen Kultus man in der bürgerlichen Provinzpresse mit Goethes Aphorismus von dem rein negativen Wert der Opposition treibt. Man bezieht sich jeden Samstag auf ihn, und er ist schon fünfhundert Sonntagspredigten zugrunde gelegt worden.

Aber negativ ist Opposition nur, wenn sie nicht wirkt — wenn Der, an den sie sich wendet, taub und stumm bleibt. Opposition ist nicht negativ, sie wird nur bei gewissen Völkern verurteilt, negativ zu bleiben. Das ist ein Unterschied. Von dem die Deutschen nichts merken.

Ich weiß noch immer nicht, ob sie böswillig oder einfach unzugänglich sind. Unzugänglich, das ist ein höfliches Wort für Das, was man gewöhnlich dumm nennt. Ich werde es nie ergründen, aber ich weiß, daß ich wenigstens an der Unmöglichkeit, versöhnlich zu wirken, also Opposition ins Positive zu wenden, ermüde.

Ich lebe gegenwärtig in Bayern, lese die bayrischen Zeitungen, höre bei den bayrischen Menschen herum und beginne die Achseln zu zucken. Es ist grade die Zeit, da das Reich die Fensterscheiben bezahlt, die die Bayern, in Passau und Ingolstadt, einwarfen.

Verehrter Herr Reichskanzler und werte Mitminister, wenn Sie glauben, die Lösung, die Sie für diese schwierige Angelegenheit fanden, bringe Ihnen südlich des Mains den geringsten Dank ein, so irren Sie sich.

Die Volksseele, die hierzulande nun jahraus, jahrein so anhaltend kocht, daß die Frage nach Dellen, die die Abkühlung verhindern, nahe liegt, die Volksseele ist empört über die Konzession. Man ist bereits enttäuscht, denn man hatte nach all den Bemühungen, für Herrn Cuno eine „gute Presse" zu schaffen, es als selbstverständlich angesehn, daß jetzt endlich die Zeit der glatten Ablehnungen, Weigerungen, Zurückweisungen beginnen werde.

Die Bayern sind um die Probe aufs Exempel gekommen. Ihre nach Westen verwundbarste Stelle, die Pfalz, ist von Berlin gedeckt worden. Man wird erleben, was das genutzt hat. Die einzige echte und notwendige Schlußfolgerung: daß jedes Kabinett, ob es Fehrenbach oder Wirth oder Cuno oder Helfferich heiße, in der gleichen Weise auf ultimative Forderungen der Entente antworten muß — diese Schlußfolgerung ist in keinem bayrischen Hirn gezogen worden, weil jene Küchenregisseure sich hüten, sie ihren Lesern vorzusetzen.

Was erklärte Herr von Knilling? Passau und Ingolstadt sind im Recht gewesen. Das sind sie beileibe nicht gewesen. Verständlich war die Erregung, gewiß, aber sie mit der Regierungsautorität zu decken, das geht zu weit. Für Herrn von Knilling liegt München eben näher als Berlin.

Den Dank für den berliner Liebesdienst gaben die Bayern prompt: Der Verfassungsausschuß des Landtags nahm die Vorlage an, durch die Bayern nun zu einem eignen Staatspräsidenten kommen wird. Man wird sich keine Illusion über den Sinn und die Tragweite dieser Neuerung machen. Der Staatspräsident ist der Schrittmacher des Königs.

Die Propagandastelle der Regierung hat ein harmloses Mäntelchen zugeschnitten, und die Zeitungen haben es der Sache bereits umgehängt: Der Staatspräsident soll ein Gegengewicht gegen die Parteiendiktatur, also gewissermaßen eine Sicherung gegen den krassen Parlamentarismus sein. Man erwartet eine größere Stabilität — man erwarte die Stabilisierung der Reaktion.

Darf man fragen, ob Bayern eingeladen ist, sich an der Zahlung jener Goldmillion zu beteiligen? Es wird kaum eine Rechnung erhalten. Herr Cuno wird wie in allen wesentlichen Fragen so auch in dieser die Pfade seines Vorgängers gehen. Der alte Reichskanzler ignorierte die offene Revolte gegen das Gesetz zum Schutz der Republik, der neue fährt fort, Bayern wie ein rohes Ei zu behandeln.

Er wird auch ignorieren, daß am 18. Januar die Universität München eine Feier zur Erinnerung an die Kaiserkrönung in Versailles begeht, Sie ist schon angesetzt und der Festredner schon bestimmt.
Er wird, wenn er dann noch Kanzler sein sollte, ebenso ignorieren, daß Bayern für den nächsten Sommer plant, die norddeutschen „Gäste“ aus seinen Sommerfrischen auszuschließen, das heißt: für den innern deutschen Verkehr Grenzsperre und Paßzwang einzuführen. Ich berichte, was ich von wohlunterrichteten Leuten gehört habe; Tatsache ist jedenfalls, daß dieses Gerücht ganz offen umgeht.

Mögen sie machen, was sie wollen, man wird des Hasses, der Dumpfheit, der subjektiven oder objektiven Verlogenheit müde. Ich komme auf mein Thema zurück. Von Zeit zu Zeit liest man Artikel von irgendwelchen Menschen, die erregt zur Feder greifen und mahnen, der Kampf gegen die Böswilligkeit oder Borniertheit dürfe nicht aufgegeben, die Gewissen müßten aufgerüttelt werden.

Das ist also jene Opposition, von der ich sprach; die Opposition, die noch an ihre Fruchtbarkeit glaubt und nicht ins Negative gedrängt werden möchte. Man schrieb selbst so, man schreibt immer wieder selbst so. Aber acht Tage Bayern, acht Tage Lektüre der München-Augsburger Abendzeitung, des Bayrischen Couriers, der Münchner Neusten Nachrichten, und wie sie alle heißen, und dann, dann glaubt man nicht mehr.

Wenn es möglich ist, daß nach allen Leiden, die Deutsche einander schaffen, nach der offiziellen Festsetzung eines Nationaltages, nach der Krise, die der Ermordung Rathenaus folgte, die Universität München frech und schamlos den Tag des alten Regimes begeht und die Zeitungen das abdrucken, wie man den Mondaufgang abdruckt, dann ist jeder Versuch, zusammenzukommen und das Gemeinsame, den Willen zum Land, voranzustellen, aussichtslos.

Dann wird Opposition dazu verurteilt, nur Nein zu sagen, nur zu hassen, nur ausgeschlossen zu sein. Dann wird sie tragisch. Man kann doch nicht ewig so naiv bleiben, daß man überhaupt etwas getan zu haben glaubt, wenn man zu einer Protestversammlung in Sachen Fechenbach aufruft.

Wie kann man mit dem Gegner verhandeln, der den guten Willen verweigert und so sehr nicht nur der Noblesse ermangelt, sondern auch diesen Mangel gespreizt zur Schau trägt, daß er nicht begreift, es sei nun genug der Rache an Mühsam und Toller und den Andern?

Das Reich? Das Reich ist eine Fiktion, der die Bayern vorläufig noch erlauben, Glauben bei Dem zu suchen, der an sie glauben mag. Das Reich ist so scheu vor bayrischen Grobheiten, daß es nicht wagt, bei den bayrischen Postanstalten die Sonntagsbestellung einzuführen, obwohl die bayrische Post längst Reichsangelegenheit geworden ist.

Neben den eignen Sonntag tritt nun der eigne Präsident, Herr Ebert bestimmt einen Kollegen. „ Hübsch das, etwa so, wie wenn Mister Harding einen Kollegen in Missouri bekäme. Der Kollege wird dem großen Mann in Berlin, immer versichern, daß er treu zum Reich halte, aber ich kann euch das neue Versteckspiel genau voraussagen: In allen kritischen Affären werden die bayrischen Parteien den Staatspräsidenten und der Staatspräsident sein Parlament vorschieben, kurz: es ist ein Organ der Obstruktion mehr eingefügt.

In Bayern nennt man das: Bamberg contra Weimar, und in Berlin beachte man, bitte, welche Rolle in den bayrischen Kommentaren zu der Neuerung der Umstand spielt, daß der Präsident an der Isar nun befähigt sei, Bayern „stärker nach außen“ zu vertreten. Außen — lies: das Reich.

Nüchtern und resigniert stellen wir fest: Es wird nie eine deutsche Einheit geben. Jeder geistige Mensch in Deutschland, der sich als Ideenverwalter fühlt, wird stets die Einheit des Reiches verlangen. Sie ist, neben und vor dem zu fordernden echten Völkerbund, die höchste Idee. Und die Deutschen schwingen sich nicht zu ihr auf.

Damit geben sie ihrem Schicksal die spezifische Form: durch ihre Uneinigkeit sind sie verurteilt, Dreiviertelsmenschen zu sein. Ich bitte euch: Deklamiert nicht über Situationen, sondern: seht Situationen.

Dritter Haager Weltfriedenskongreß

von Otto Lehmann-Rußbüldt

Wir stolperten an einem Denkmal vorüber. Wilhelm? Nanu? Hat er es außer der Ankündigung des Standesbeamten, daß „Seine Majestät der Kaiser und König . . .“, hier schon zu einem Denkmal gebracht? Ach nein: es war Wilhelm der Schweigsame, der sein Silberzeug versetzte und selbst in offener Feldschlacht voranging, um sein Land von spanischer Blutherrschaft zu befreien. Unser Wilhelm ist aber in diesem schönen Lande nicht allein ein lebendiges Denkmal, sondern der beste Aktivposten für das zarte

Pflänzlein der deutschen Republik, denn nur ihm ist bei der pudeltreuen Natur der Deutschen zu danken, daß Deutschland eine Republik geworden ist und die letzten Monarchisten geheilt werden. Gott erhalte ihn deshalb !

*

Im Riesensaal des Zoologischen Gartens im Haag sind 600 Delegierte aller Länder zum Weltfriedenskongreß der Amsterdamer Gewerkschafts-Internationale versammelt: Gewerkschaftler, Politiker der 2., 2½. und 3. Internationale, Pazifisten aller Schattierungen. Die Königliche Residenzkapelle spielt stehend die Internationale zur Eröffnung eines Konzerts. Man halte sich dagegen, wie im republikanischen Berlin die Staatliche Hochschule für Musik den wüstesten monarchistischen Demonstrationen gastlich die Pforten öffnet.

*

Der Engländer Thomas als Vorsitzender des Kongresses erzählt, daß der Haag ominös sei als Weltfriedensgeburtsstadt. Immer wenn dort ein Friedenskongreß stattgefunden habe, sei ein neuer schwerer Krieg ausgebrochen. Aber diesmal seien nicht, wie 1899 und 1907, die Regierungen zusammengekommen, sondern die Vertreter der größten Organisation der Völker. 24 Millionen organisierter Arbeiter hätten schon April 1922 in Rom erklärt: Krieg wird mit allgemeinem Generalstreik beantwortet ! Das soll jetzt im Haag bekräftigt und systematisch vorbereitet werden.

Diesen Prophetenton schlugen viele der Redner an, Aber eine Divergenz tritt bald zutage. Die kommunistischen Vertreter höhnen: Ihr könnt den Generalstreik doch nicht so einsetzen lassen, wie Ihr hier versprecht, weil Ihr zu sehr verflochten seid mit der bürgerlichen Welt. Die bürgerlichen Pazifisten auf der andern Seite haben zwar die Einladung nach dem Haag auf dem Boden des römischen Generalstreikbeschlusses angenommen, aber sie scheuen sich, das ††† Wort Generalstreik auszusprechen, so wie man sich scheut, in Damengesellschaft ein unanständiges Wort über den Tisch zu sagen. Der Hieb der Kommunisten, daß die Gewerkschaftler in Lebensgemeinschaft mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung stünden, sitzt immer. Aber die Gegenhiebe, die reichlich aus Deutschland, Rußland, England und Frankreich auf die Kommunisten herniedersausen, sitzen ebenso gut, denn diese können nichts erwidern, wenn ihnen zugerufen wird: Ihr selbst züchtet ja, trotzdem Ihr die politische Macht habt, in Rußland Militarismus und Kapitalismus. Da hob sich — nach meiner Empfindung wie der majestätische Tuba-Akkord der Eroica, die die Residenzkapelle nebst wunderbar vorgetragenen Liedern des Volkschors ‚De Stem des Volks' den Delegierten bot — am letzten Tage eine kurze Rede über all dem widerstreitenden Hin und Her empor. Edo Fimmens frühere programmatische Rede, wohldurchdacht, aber abgelesen, wirkte akademisch wie alles Abgelesene. Aber am letzten Tage stand er da, der Sekretär des I.G.B., eine mächtige Friesengestalt, wie einer von den Dreihundert der Bauern- und Fischerrepublik, die in der Schlacht bei Hemmingstedt 15 000 Ritter in den Sumpf gestampft haben. Fimmen sagte: Wenn die Kommunisten uns höhnen, so haben sie nicht so unrecht. Der Generalstreik ist eine ernste und schwere Sache. Wir wissen es. Aber ich wiederhole: Eher als daß die Arbeiterschaft

noch einmal gemeinsam mit der Bourgeoisie Krieg gegen einander führt, steigt sie in die Straße hinab zum gemeinsamen Kampfe gegen die Bourgeoisie. Wenn sie noch einmal die Waffen erheben muß, so wird es nie wieder gegen einander geschehen, sondern nur im Kampfe dagegen, daß sie noch einmal in einen Krieg gehetzt werden soll !

Diese Worte der letzten Rede Fimmens hat der ‚Vorwärts' seinen Lesern nicht berichtet ! ! Offenbar möchte auch er nicht wie einige bürgerliche Pazifisten in feiner Damengesellschaft anstößige Worte aussprechen.

*

Das aktuelle politische Problem ! Franzosen und Belgier brachten eine ausführliche Resolution „zur Lage" ein — also von wegen Ruhrgebietsbesetzung. Mit dröhnendem Pathos riefen Jouhaux, Grumbach, de Brouckère, Dumoulin immer wieder: „Hände weg !" Wir wollen uns langatmige Betrachtungen zu der etwas langatmigen Resolution ersparen. Soweit in der Weltgeschichte Worte Taten bedeutet haben, waren diese Worte immer kurz. Ob man über einen sehr breiten Graben in verzweifelter Lage springen kann, wird nicht dadurch entschieden, daß man sich vor dem Graben ansammelt und mit Herzen, Mund und Händen darüber diskutiert, ob man hinüber kommt, sondern indem man zur rechten Zeit einen Anlauf mit den Beinen nimmt. Wenn man sich nachher naß oder trocken wiedersieht, weiß man, ob es gelang. Der Generalstreik als ultima ratio der Völker gegen die Kanonen, die ultima ratio der Könige, hat einmal schon, September 1920, seine Generalprobe gut bestanden, als er den Angriff der Entente gegen Rußland verhinderte. Aber die Dinge liegen heut anders. Der Einmarsch ins Ruhrrevier würde nur dann den Kriegfall bedeuten, wenn Deutschland militärisch potent wäre. Außerdem ist in Rechnung zu stellen, daß die französischen Gewerkschaften zu ohnmächtig sind. Die politische Weltachse ist und bleibt vorläufig die englische Arbeiterschaft. Wie dem im Ganzen auch sein mag, so viel ist sicher: Diese Watte, diese ultima ratio der Völker, ist unwiderstehlich, aber sie ist auch ebenso kostbar wie der Zauberspeer des Gottes Indra, der, einmal geschleudert, zwar jedes Ziel erreicht, dann aber für immer und unwiederbringlich verloren zu den Göttern wieder emporsteigt.

*

Die Pazifisten auf dem Kongreß. Im allgemeinen also scheuten sie die herzhaften Worte. Aber in den niedergesetzten Kommissionen leisteten sie durch ihre eingehendere Kenntnis der völkerrechtlichen Probleme gute Arbeit, so Lafontaine, Graf Kessler, Otlet. Helenen Stöcker gebührt das Verdienst, in der sogenannten Gewerkschaftsresolution — die gesamten Resolutionen umfassen eine Broschüre — den Grundsatz des Generalstreiks festgehalten zu haben, selbst gegen wacklige Gewerkschaftler, die sich durch den an sich berechtigten Gedanken der Notwehr im Verteidigungskriege auf das Glatteis diplomatischer Verführungskünste locken lassen. Im letzten Grunde ist Pazifismus als Doktrin etwas unendlich Langweiliges. Den besten Pazifismus propagierten holländische und 50 deutsche Vertreter der Arbeiterjugend, die am ersten Abend Tänze und Gesänge vorführten. Zwei holländische Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, denen ein ebenso frischer Junge mit der Laute zur Seite stand, und die mit

glockenreiner Stimme Volkslieder sangen, verzauberten dadurch Alles, Alles zur Friedlichkeit. Sollten einmal aus dem trüben, zähflüssigen Meer von Blut und Eiter dieser furchtbaren Jahre die Vereinigten Staaten von Europa geboren werden, so sollte man als Repräsentant dieses Völkerbundes Europas nicht einen würdigen Greis, sondern ein Kinderpaar hinstellen. Da die Repräsentanten doch nicht regieren, so ist besser, daß es erst gar nicht danach aussieht, und die Völker würden in solcher Repräsentation durch ein Kinderpaar immer verkörpert Das erblicken, was sie vor neuen Verrücktheiten bewahren kann: eine neue daseinsfrohe Jugend.

Sylvester von Theobald Tiger

So viel Tage zerronnen,
so viel Monate fliehn;
stets etwas Neues begonnen,
dörrt es unter der Sonnen . . .
  Hexenkessel Berlin !

Ich, der Kalendermacher,
blick nachdenklich zurück.
Mal ein Hieb auf den Schacher,
mal auf den Richter ein Lacher —
  Aber wo blieb das Glück?

Schau, sie sind kaum zu belehren.
Denken nur merkantil.
Halten den Dollar in Ehren,
können ihn nicht entbehren —:
  Liebliches Börsenspiel.

Mädchen — euch halten die Schieber !
Denn sie sind obenauf.
Geist — ? Es ist euch viel lieber
Lack und Erfolg und Biber —
  Das ist der Welten Lauf.

Nur mit dem Armband bekleidet
wandelt Melpomene.
Börsenfaun, er entscheidet,
woran die Loge sich weidet —:
kugeliges Decolleté.

Wie verbring ich Sylvester?
Gib mir dein blondes Haar.
Fasse die Arme mir fester,
gib dich, du liebliche Schwester —
  woll aus deinen Händen
  Nacht und Entzücken mir spenden
  und ein besseres, anderes Jahr !

Beim Großherzog von Baden von Theodor Herzl

Aus dem Zweiten Band der Tagebücher des Zionistenführers,
die im Jüdischen Verlag zu Berlin erscheinen. Nachdruck verboten.

13. April 1900, im Coupé zwischen Karlsruhe und Paris
Wieder war ich in Karlsruhe beim guten Großherzog. Meine heutige Unterredung mit ihm war politisch die weitaus interessanteste von allen, die ich im Laufe der Jahre mit ihm gehabt, wie sie puncto Ergebnis die bedeutungsloseste, ja gradezu eine Absage von deutscher Seite war.

Auch diese Antichambre, ihre Lakaien, ihren diensttuenden General v. Müller und ihre historischen Familienbilder kenne ich nun schon, sodaß ich weniger bewegt als je im roten Salon wartete. Da hat sich nichts verändert, seit ich zum ersten und letzten Male hier war. Vor allem Leblosen hat sich erfreulicherweise der gute Großherzog nicht geändert, der mir Punkt elf Uhr aus der Tür seines Schreibzimmers entgegenschritt und mich mit langem Händedruck bewillkommte.

Wir blieben diesmal im roten Salon, dessen Damastmöbel, wie ich mich nicht enthalten konnte innerlich zu bemerken, ein bißchen verschlissen geworden sind.

Ich eröffnete das Gefecht mit einer Darlegung der Sachlage ungefähr wie in meinem Briefe vom 5. März.

Ich war ganz überrascht gewesen, als der gute Großherzog mir bei meinem Kommen ausdrücklich für meinen Brief „vom 5. März“ gedankt hatte. Zufällig hatte ich am Morgen im Hotel, um mich auf die Unterredung vorzubereiten, besagten Brief vom 5. März nachgelesen, sodaß ich wußte, wovon er sprach. Ich fügte unter den Konsiderationen, die mir den jetzigen Moment für eine Aktion in Konstantinopel geeignet erscheinen ließen, auch die Pariser Ausstellung und die daraus folgende Friedensliebe Frankreichs an.

Ich hatte in gedrängter Kürze das Situationsbild entworfen, worauf der Großherzog das Wort nahm.

Die Sache sei nämlich anders. Grade der südafrikanische Krieg sei in seinem jetzigen Zustande eine Gefahr für Deutschland, ja für den Weltfrieden. Es könne der Augenblick kommen, wo England einsähe, daß es mit den Buren nicht fertig werden könne. Dann werde man sich vielleicht nach einem Vorwand umsehen, um Transvaal zu verlassen, weil „wichtigere Interessen auf dem Spiel stünden“.

England sei jetzt wahrscheinlich schon lüstern nach einer Diversion in der Richtung, wo seine Macht noch ungeschwächt und überlegen sei. Mit Rußland werde es sich hüten anzubinden; auch Frank--reich sei ihm zu stark zur See. Hingegen würde es sich vielleicht nicht ungern auf Deutschland werfen, das zur See jetzt noch verteidigungsunfähig sei und doch durch seinen großartig wachsenden Handel eine bedeutende Angriffsfläche liefere.

Während dieser Ausführungen hatte ich einen starken Eindruck. Es sprach Jemand aus dem Munde des Großherzogs, und zwar war es die deutsche Politik selbst. Die Güte, insbesondere die Güte, es mir mitzuteilen, war die des Großherzogs, aber die Daten, die Stimmungsberichte aus allen Kabinetten und das Raisonnement, das sie

in starken Argumenten zusammenfaßte, war offenbar das Werk deutscher Botschafter und Bülows.

Deutschland weiche jetzt überhaupt Komplikationen aus, sagte der Großherzog, und vermeide Alles, was England Anlaß zum gesuchten Stänkern geben könnte. Darum habe man den Botschafter Radolin in Petersburg, von dessen Abberufung das Gerücht ging, ausgezeichnet, nur damit er bleiben könne. Darum ersetze man den kranken Londoner Botschafter nicht durch einen neuen; darum bleibe der greise Münster in Paris, nur um quieta non movere.

Deutschland fühlt sich durch die südafrikanischen Niederlagen Englands merkwürdigerweise bedroht. Diese Konsequenz hätte ich nie aus der Situation gezogen. Aus den Reden des Großherzogs ersah ich es mit Genauigkeit. Ich fühlte auch heraus, daß „mein Brief vom 5. März“ Gegenstand der Untersuchungen und Arbeiten der deutschen Diplomatie gewesen war. Daraus schließe ich weiter, daß Eulenburg mich nicht zufällig zum Luncheon mit Friedjung und Frei eingeladen habe. Vielleicht wurden die beiden andern Juden nur dazugeladen, damit ich darin nach der langen Pause nichts Allzubesonderes erblicke.

Ich muß nun gestehen, daß die großherzogliche und deutsche Argumentation etwas für sich hat.

Die surface zur See Deutschlands ist enorm und ihre Verteidigungsfähigkeit, wie der Großherzog sagt, verschwindend gering. „Wir wären nicht imstande, uns einer Blockade zu erwehren. Bis unsre Flotte fertig ist, vergehen 15 Jahre. Unser Handel aber und unsre Industrie dehnen sich täglich aus, in einer Weise, die ebenso erfreulich wie beunruhigend ist.“

Er führte nun eine Reihe hochinteressanter Daten an, aus denen sein staatsmännischer Ernst, seine gute treue Landesväterlichkeit hervorging.

Die Industrie sauge der Landwirtschaft die Kräfte weg. Bel einem Hafenbau -- ich habe vergessen, wo — verwende man nur italienische Arbeiter. Neulich seien 3000 Italiener über Luzern ins Land gekommen. Auch im Heere mache sich die Leutenot fühlbar. Brauchbare Unteroffiziere wollen nicht bleiben. „Geben Sie mir drei Mark im Tage,“ sagt so einer, „dann bleibe ich.“ Hier in Karlsruhe gebe es eine Patronenhülsenfabrik, in der die Arbeiterinnen fünf bis acht Mark im Tage verdienen. Also überall der glücklichste Aufschwung, dabei eine gleichgebliebene Bescheidenheit in der Lebenshaltung — aber auf dieses Gedeihen blicken die Nachbarn scheel.

In England bestehe ohnehin eine große Unzufriedenheit mit den deutschen Industrie- und Welthandelsfortschritten. Die wären froh, wenn sie uns eins am Zeuge flicken könnten. Frankreich und Rußland könnte das nur encouragieren. Und wenn unsre Industrie, unser Seehandel und Seeschiffahrt zugrunde gingen, könnte das den Engländern grade recht sein.

Diese Seekriegsgefahr mit ihren Miöglichkeiten von wirtschaftlichem Ruin und dem Brotloswerden so vieler Menschen wäre eine der größten Sorgen der deutschen Regierung. Trotz der deutschen Landmacht sei man einer so großen Gefahr ausgesetzt, und die einzige Kombination, die vielleicht eine gewisse Sicherheit verspräche, wäre vielleicht Amerika.

Jedenfalls sei aber die größte Behutsamkeit geboten, und man dürfe sich nicht der Eventualität aussetzen, daß England ein deutsches

Protektorat in Palästina zum Vorwande nehme, um sich von Süd-
afrika „dieser wichtigen Frage“ zuzuwenden.

Ein Lichtblick in dieser Situation sei aber der bevorstehende Be-
such des Kaiser Franz Joseph in Berlin.

„Ich habe mit Ihnen schon bei frühern Gelegenheiten über die
oesterreichische Politik gesprochen, und mein Urteil war, wie Sie
sich vielleicht erinnern werden, nicht immer günstig. Umso mehr freue
ich mich, Ihnen sagen zu können, daß jetzt eine Wendung zum Bessern
eingetreten ist. Kaiser Franz Joseph, dem ich ja persönlich die
größten Sympathien entgegenbringe, hat nicht immer die glückliche
Politik gemacht. Wir freuen uns nun sehr damit, daß er auf den
richtigen Weg einlenkt.

Der Besuch des Kaisers hat natürlich nicht, wie man gesagt hat,
nur privaten Charakter, vielmehr ist es ein politischer Besuch. Der
Dreibund, der schon in die Brüche gegangen war, wird neu gekräftigt
wiedererstehen. Schon meldet auch Italien seinen Besuch zur Voll-
jährigkeit des Kronprinzen an.

Ich denke, Kaiser Franz Joseph wird von seiner Reise befriedigt
sein. Er wird gestärkt zurückkehren, was er wohl brauchen kann.

Bei aller persönlichen Vorliebe für Kaiser Franz Joseph muß
ich doch sagen, daß wir von dem Bündnis mit ihm nicht viel hatten.

Wir wollen aber durchaus Oesterreich in seinem jetzigen Be-
stand unterstützen. Damit ist aber auch gesagt, daß wir gewisse Be-
strebungen, welche eine Angliederung der deutschen Unzufriedenen
Oesterreichs an Deutschland bezwecken, keineswegs ermuntern. Wir
weisen diesen Gedanken zurück.

Um nun zu Ihrer Sache zurückzukehren: während wir jetzt nicht
imstande sind, Sie in Konstantinopel zu empfehlen, ist Oesterreich
das ganz wohl imstande. Nach seiner Rückkehr von Berlin wird die
Empfehlung des oesterreichischen Kaisers stärker ins Gewicht fallen,
als es etwa früher oder noch jetzt der Fall gewesen wäre. Die beiden
Kaiser von Mitteleuropa bedeuten nun doch sehr viel mehr.“

Ich hatte ihm meine Beziehung zu Koerber erwähnt, und daß
ich glaubte, durch ihn die Empfehlung an den Sultan erhalten zu
können. Nur meinte ich, daß die auswärtige Politik Oesterreichs unter katholischem Einfluß stehe; und die Kurie dürfte dem zionisti-
schen Plan nicht günstig sein. Allerdings hätte ich auch nach dieser
Richtung hin Fäden gesponnen. Ich erwähnte die Briefe aus Rom, die
mir Baron Gleichen-Rußwurm (Schillers Enkel) über seine gelegent-
lichen Gespräche mit Kirchenfürsten über die zionistische Frage ge-
schrieben. Auch hatte ich erwähnt, daß ich in der Umgebung des
Sultans Anhänger unsrer Sache geworben habe.

„Ich kann Eurer Königlichen Hoheit nichts geheimhalten. Es ist
N . . . Bey.“

Worauf der Großherzog die Hand aufs Herz legte und sagte:
„Sie können meiner Verschwiegenheit gewiß sein.“

Nur Deutschland wolle sich unter keinen Umständen exponieren,
und vom deutschen Botschafter könne nichts unternommen werden.

Ich solle mich durch Oesterreich beim Sultan empfehlen lassen.
Rußland habe seit der Bagdadbahn-Affaire bei der Türkei Oberwasser
erlangt. Man habe dem Sultan begreiflich zu machen gewußt, daß
es besser sei, sich nicht auf den einen Freund (Deutschland) zu ver-

lassen, der für sich solche Konzessionen beanspruche. Jetzt sei der russische Einfluß in Konstantinopel übermächtig.

„Wann gehen Sie nach Konstantinopel?“ fragte er endlich.

„Ich weiß noch nicht, Königliche Hoheit ! Zuerst gehe ich nach London. Ich will versuchen, Lord Salisbury zu sprechen, falls ihm die südafrikanischen Sorgen noch den Kopf für andres frei lassen. Vielleicht kann ich ihn für den Zionismus interessieren. Der reinzionistische Gedanke, ohne deutsches Protektorat, zählt viele Freunde in England. Namentlich in der Kirche; und diese hat sicher gesellschaftlichen, vielleicht auch politischen Einfluß.“

Er nickte bejahend.

„Wenn es mir gelänge, Lord Salisbury zu gewinnen, würde dann eher eine Intervention Deutschlands für uns stattfinden können? Da ja nur dieser Einspruch Sorge zu erregen scheint?“

„Dann“, sagte der Großherzog, „würde es sich auch noch darum handeln, den Grafen Bülow davon zu überzeugen“

„Der Graf Bülow ist leider ein Gegner des Zionismus“, sagte ich.

„Er ist nur vorsichtig“, sagte der Großherzog, „und er muß es ja auch sein.“

„Wie aber, wenn ich Lord Salisbury bestimmen könnte, nach Berlin sagen zu lassen, oder gar zu schreiben, daß er nichts gegen unsern Plan habe, würde dann nicht in der Haltung Deutschlands zu unsern Gunsten eine Modifikation eintreten?“

„Ja, das wäre vielleicht etwas andres.“

„Ich will mir erlauben, darüber zu berichten, falls etwas Nennenswertes in London erzielt werden kann. Ueberhaupt möchte ich trotz des jetzigen ungünstigen Standes um die Erlaubnis bitten, Eure Königliche Hoheit davon zu unterrichten, wenn wir einen Schritt vorwärts oder rückwärts machen.“

„Hoffentlich nie rückwärts ! Es freut mich, zu, sehen, mit welcher Ausdauer Sie Ihr großes Werk verfolgen.“

„Muß ich, Königliche Hoheit, wenn ich etwas erreichen will. Hoffentlich werden wir es erleben !“

„Sie werden es erleben, ich nicht !“ sagte der Großherzog lächelnd. „Ich bewundere Sie, wie Sie trotz Ihrer Gegner aushalten. Namentlich unter Ihren Glaubensgenossen haben Sie Gegner. Hier bin ich Ihr einziger Anhänger. Ich habe auch schon wiederholt Ihren Glaubensgenossen hier versichert, daß wir von unsern Juden hier keinen wegwünschen, daß auch keiner gehen soll und wird. Ich habe viele Bekannte unter Ihren Glaubensgenossen, die ich schätze.“

Dann verabschiedete er mich sehr herzlich, nach einer Unterredung, die fünf Viertelstunden gedauert hatte.

Steif erwiderte der General v. Müller im Vorzimmer meine gemessene Verbeugung, und nur eine Gruppe jüngerer Offiziere in Gala, die so lange hatten warten müssen, blickte mit etwas Staunen und Respekt auf den fremden Juden, der so lange beim Landesvater gewesen war. Ich durchschritt die Gruppe ohne Gruß, weil ich ihre Art kenne und nicht Gelegenheit geben wollte, meinen Gruß als jüdische Unterwürfigkeit auffassen zu lassen. Viel Zeit hatte ich allerdings zu diesem Raisonnement nicht: nur so viel, als man braucht, um den Vorsaal (ich glaube, es ist der, in dem mir einst die Fahnen imponierten) schlanken Fußes zu durchschreiten.

Die Presse stirbt von Richard Lewinsohn

Die Presse stirbt. Aber es ist kein Sterben in Schönheit. Sie siecht dahin, und die üblen Gerüche des Krankenbettes gehen von ihr aus. Drei Aerzte bemühen sich um sie: die deutsche Regierung; das Ausland; die Großindustrie. Die Presse kann wählen, von welcher Seite sie sich korrumpieren läßt. Es soll aber auch Blätter geben, die von allen drei Seiten Geld nehmen. Das sind die wahrhaft unabhängigen Zeitungen.

*

Der Kampf, den Deutschland mit Frankreich, mit Polen, Litauen, Dänemark, im Saargebiet, in Oberschlesien, im Memelland, in Schleswig um die „Seele" der Presse führt, ist nicht ohne Vorbild in der vaterländischen Geschichte. Er erinnert an die Zeit der schlimmsten Preßkorruption, die nach 1848 in Deutschland anhub. Damals unterhielt — wie ich den bisher unveröffentlichten Akten der Preußischen Central-Stelle für Presse-Angelegenheiten entnehme — die oesterreichische Regierung eine großzügig ausgestattete, weitverzweigte Organisation zur Bearbeitung der süddeutschen Presse, und um der wiener Konkurrenz die Wage zu halten, errichtete die Preußische Preßzentrale eine Filiale in Frankfurt am Main unter Leitung des eifrigen Assessors Zitelmann und unter Oberleitung des preußischen Gesandten beim Frankfurter Bundestag Otto v. Bismarck. Und nun begann ein Kampf um die öffentliche Meinung, der zu den lustigsten und zugleich beschämendsten Erscheinungen der Reaktionszeit gehört. Oesterreich hatte die ältern Kaufrechte und die größern Sympathien. Aber allmählich kam es doch so weit, daß jede der beiden Parteien in jedem Residenzstädtchen wenigstens ein Blatt aushielt.

Preußen zahlte auch damals erstaunlich schlecht, und um jede hundert Taler, die so ein hungriger Schmierfink in Mannheim oder Stuttgart bekam — es waren auch sehr berühmte Schmierfinken darunter, wie der Goethe- und Judenfresser Wolfgang Menzel — , wurden ganze Aktenbände geschrieben. Diese Eigenschaft, seine Reptile dürftig zu füttern, hat Preußen-Deutschland beibehalten. Ich bin überzeugt, daß die Journalisten, die bei den Abstimmungs-Campagnen besonders „erfo !greich" abschnitten, nicht mehr heimgebracht haben, als ein kleiner Margarineschieber an einem Vormittag verdient.

Daher bleibt denn auch bei dem Ausverkauf der deutschen Presse die Großindustrie mit Leichtigkeit Sieger. Zwar zahlt auch sie weit unter dem Weltmarktpreis für Preßkorruption. Es spricht sehr gegen die deutschen Journalisten, daß sie die Gesinnung, die sie bis dato vorgegeben haben zu besitzen, so billig verkaufen. Hätten sie wirklich Ehrgefühl im Leibe, so würden sie sich wenigstens die Stinnesierung angemessen bezahlen lassen. Aber der Gesinnungswechsel einer ganzen Redaktion kostet hierzulande weniger als eine Tonne Weißblech. Die Industrie hat die Schreiberlöhne, nach einer kurzen Uebergangszeit, weit unter den frühern Stand herabgedrückt. Das Gros der Stinnes- und Hugenberg-Herolde arbeitet, zwölf Stunden am Tage, für den Sold der Beamtenklasse VI A (Betriebsassistenten, Oberheilgehilfen, ältere Packmeister).

Erster Anfang in Deutschland: die Gründung der ‚Post' durch Strousberg. Anfang vom Ende: der Ankauf der Deutschen Allgemeinen Zeitung durch Hugo Stinnes. Hinter dem Rücken der Redaktion selbstverständlich. Von dem Blatt der Erzberger-Regierung hatten drei Männer den Mut auszutreten: der Verlagsdirektor Stollberg, der dann Stegerwalds ‚Deutschen' herausgab; Oskar Müller, der bald darauf Reichspressechef wurde; Otto Jöhlinger, der ins Finanzministerium ging. Die andern Mannen erkannten über Nacht, daß die Privatisierung der Eisenbahnen doch das Richtige sei. (Warum übrigens druckt Stinnes, der seinen Dampfer ‚Carl Legien' nennt und zum Chefredakteur Paul Lensch beruft, nicht auf den Kopf seines Blattes den Namen des Begrüders der ‚Norddeutschen Allgemeinen': Wilhelm Liebknecht? Hei, würden dann die Arbeiter das Blatt verschlingen !)

Immerhin kann man der deutschen Schwerindustrie die Großzügigkeit nicht absprechen. Sie hat viele Stufen der Korrumpierung kühn übersprungen. In Oesterreich schmiert man Journalisten. In Frankreich pachten die Bankhäuser den Handelsteil seitenweise. In Deutschland kauft man gleich ganze Zeitungen, Nachrichtenbüros, Verlage auf.

Auch in England unterhält das Kapital die Presse. Aber Landadel und Chocoladenfabrikanten leisten sich die Aushaltung einer Zeitung als Sport, wie man sich Yachten und Rennpferde hält. In Deutschland ist die stinnesierte Zeitung ein Teil des Unternehmens, letztes Glied der vertikalen Konzentration. Vom Holz bis zur Zeitung — von der Kohle bis zur Propagandamaschine. Von der Maas bis an die Memel — von der Rhein-Elbe-Union bis zum ‚Kladderadatsch'. (Merkwürdig übrigens, wie oft man jetzt die Namen Strousberg und Stinnes in einem Atemzuge nennen hört . . .)

*

England hat dreihundert Zeitungen. Deutschland hatte dreitausend. Dreißig wäre grade die rechte Zahl, wenn —

Wenn die dreißig besten übrig blieben. Aber es werden die dreißig biegsamsten übrig bleiben, die dreißig schmutzigsten, verlogensten. Darwin behält recht, nicht Nietzsche. Im Kampf ums Dasein siegen die Anpassungsfähigsten, nicht die Stärksten. Die Saurier verenden — die Erdwürmer vegetieren weiter.

*

Die Presse ergibt sich, aber sie stirbt nicht.

Zuversicht von Erich Mühsam

Das Leid, das mich bewegt
Um aller Menschheit Leid,
Das hat mir auferlegt
Ein ätzend Nessuskleid.
Das brennt den Körper wund.
Doch ob die Haut zerreißt —
Die Seele bleibt gesund,
Und stärker wird der Geist.
Ihr kennt Gewalt und Zwang.
Ich kenne meine Pflicht.
Wer bessere Waffen schwang —:
Die Zukunft hält Gericht.

Theater-Not von Berthold Viertel

Lieber Herr Jacobsohn, Ihre Beurteilung des Streiks der Schauspieler (in Nummer 49 der ,Weltbühne' erscheint mir so summarisch, daß ich sie umso persönlicher beantworten will. Mil „ich" anfangen und mit „ich" aufhören, weil einer sich auf die eigne Erfahrung beschränkt, ist schließlich die sachlichste Methode („Ausatmen nur, was eingeatmet war"); während Sie, Herr Jacobsohn, über den Streik der Schauspieler aus der Vogelperspektive eines Andern, nicht eines Theaterliebhabers, sondern irgendeines Volkswirtschaftlers, der Sie gar nicht sind, geurteilt haben. So weise ich zu nächst das Argument zurück, daß es Universitätsprofessoren und Rechtsanwälten noch schlechter geht als den Schauspielern. Ich kann nicht entscheiden, was wichtiger ist: die Schauspieler vor den Untergang zu retten oder die Universitätsprofessoren. Meine Sorge gilt den Schauspielern, weil ich Regisseur bin. Und Sie, Herr Jacobsohn, verdanken eine gewaltige Summe des Erlebens der Schauspielerei. Wenn Sie heute eine Bilanz Ihrer Jahre zögen, welch eine Zahl des Genusses und des Erkennens müßten Sie hinmalen in die Rubrik „Schausptielerei" — welch ein Verhältnis, auf Sie bezogen, zur ganzen übrigen Welt würden Sie da herausrechnen ! Nun kann man Ihnen gewiß nicht nachsagen, daß Sie Ihre Dankesschuld nicht abgetragen haben. Im Gegenteil: ich glaube, daß der Hauptantrieb Ihres Schreibens die Dankbarkeit ist, und sogar eine gradezu kindliche Dankbarkeit. Wenn Sie Matkowsky danken (und Sie schaffen sich oft willkürlich die Gelegenheit, es zu tun), dann werden Sie zum Dichter. Aber Sie sind in den letzten Jahren theatermüde geworden. Das Phaenomen „Schauspieler" interessiert Sie nur noch in seinen üppigsten Verkörperungen. Je länger, je öfter ziehen Sie vor, zu schweigen, statt zu tadeln. Sogar Ihre immer allgemeiner werdende Duldsamkeit ist ein Zeichen von geschwächter innerer Beteiligung. Ihre Begeisterung über einen heftigen, wenn auch einseitigen Vorstoß der Sprechkunst in den letzten Jahren war ein Aufflammen. Sie haben noch gestern eine neue Epoche begrüßt, sogar mit Fanatismus, und heute wieder alle Hofinung verloren. In einer Zeit der Verarmung und der Gewissensangst erscheinen Ihnen die weckenden ebenso wie die spiegelnden Künste der Bühne überflüssig; und von allen grauenvollen Verkommenheiten der Werte, Dinge und Menschen die Depravation des Theaters bei weitem die läßlichste. Sie wollen sich nicht einmal mehr die Mühe nehmen, wohlgezielt zu stoßen, was hier zu Boden, und also in den allgemeinen Dreck der Zeit fällt. Deshalb haben Sie dem Streik der Schauspieler gegenüber so wenig Partei genommen, haben den ganzen Aufwand als zwecklos vertan mit einem skeptischen Lächeln, das grade Ihnen nicht gut gelingt, abgelehnt — und nicht gefühlt, daß sich hier mit den Zuckungen einer Agonie die Wehen einer Geburt vermengten, daß ein letzter, vorletzter Versuch, zu retten im Untergange, sich, wenn auch nur mit Symptomen, jedem Mitfühlenden angekündigt hat.

Im Gegensatz zu Ihnen habe ich niemals des Naturereignis der Schauspielerei an sich vergöttern dürfen ohne Gewissensbiß, wie starke Impulse mich auch oft zu solchem Kultus hingetrieben haben. Ich behaupte sogar, daß wir mit der Entwicklung des Individualismus,

mit der Anarchie der Reize jedes Maß verloren, um die Schauspielerei in den Rang der künstlerischen Werte sicher einordnen zu können, so daß Lob und Tadel immer zugleich zu viel und zu wenig sagen. Nicht zuletzt an seiner Maßlosigkeit geht das Theater zugrunde. Mit Erschütterung und mit Grauen erlebe ich, was heute die großen schauspielerischen Individualitäten erleiden. Entwurzelt, dem Ensemble entrissen, irren sie unstet von Theatergeschäft zu Theatergeschäft, um an dem ungesundesten Raubbau, der mit ihren gestalterischen Anlagen getrieben wird, mit großem Geldgewinn beteiligt, als Spekulationsobjekt vor dem unerzogensten Publikum ausgeschlachtet zu werden. Oder ich sehe die schauspielerische Urkraft von Riesenrolle zu Riesenrolle taumeln, kaum je eine empfangend und austragend, sie mit den notdürftigsten Vorbereitungen halbroh hineinschlingend und aus sich herauswürgend, dafür notdürftigst entlohnt von Direktoren, die dem Spieltrieb und dem Ehrgeiz Blut- und Nervenopfer abpressen und ihre eigne zerschundene und zerbeulte Existenz freilich zur Entschuldigung für die Verwüstung des Ganzen anführen dürfen. Ich sehe, wie solche Stars ihre schauspielerischen Exzesse auf einer Hetzjagd erledigen, die sie oft an einem Tage durch mehrere Filmateliers schleudert, vom Automobil in die Garderobe, von der Kantine auf die Bühne, vom Alkohol in den Scheinwerfer: und die Frage, wie viele halbe Stunden diese unglücklichen Lieblinge Berlins zuhause, in einem ruhigen Zimmer, mit ihrer Frau oder mit sich allein verbringen mögen, hat mich oft bange gemacht. Dieses Ungeheuer und Scheusal, das heutige Berlin, verschlingt allabendlich auf der Leinwand und auf den Brettern soundsoviele (immer dieselben) Vitalitäten, die zu diesem Zweck zu Schwerathleten des Effekts aufgefüttert und aufgepeitscht werden müssen, gleichviel mit welchen Reizmitteln welche kernzerstörenden Wucherungen des Gestaltungstriebs hier erzeugt werden. Ich habe einem Traum gehabt, den Traum von Berlin: da saß auf einem ungeheuern Platze abendlich die Menschheit versammelt, und auf den flachen Dächern von Wolkenkratzern, die, wo eins zum andern übersprang, Abgründe offenließen, gingen mit verbundenen Augen riesige Pferde. So oft eines der Pferde abstürzte, johlte das Publikum. Ein Schimmel, sanftester Riese, weises und mildes Geschöpf, sauste dicht vor mir aufs Pflaster nieder, zerbarst und ergoß auf die gierige Menschheit sein Inneres: es war Milch und Blut. So träumt die Angst, und sie weiß am hellen Tage: daß, mit allen noch übrigen Gütern und Werten, auch das Theater einer Gesellschaft ausgeliefert ist, die sich in der Verzweiflung einer formlosen Genußgier austoben muß, weil sie jeden innern Grund und Boden verloren hat. Aber das entschuldigt nicht die Hehler und Helfer der Verwüstung, und von den Direktoren müssen nachgrade als die tauglichsten jene gelten, die am krassesten nur Manager und Vergnügungsspekulanten sind. Die George-Grosz-Gesichter und die schrecklichen Hände entsprechen ihren Auftraggebern, sie sind gezeichnet und auf tausend Schritt erkennbar. Hüte sich Jeder, der eine Kunst oder auch nur ein Können zu verkaufen hat, daß er nicht solche Umwelt mit täuschenden Hüllen versorge; daß er nicht Vampyre mit süßem Blut belebe und neu gestärkt, gieriger als je auf eine haltlose Menschheit loslasse ! Deshalb sind heute die ärgsten Direktoren jene geworden, die mit Intentionen,

mit dem Anschein eines bessern Willens täuschen, ohne die äußere und
die innere Möglichkeit, dem Chaos auch nur einen Inselstreifen rein-
licher Sprache und Gestalt abzugewinnen. Es geschieht Jedem recht,
der in ihren Diensten, von der Kunst mit Ohnmacht geschlagen, die
Richtung verliert, auf der er aus der Kindheit herangekommen war !
Man muß in einem solchen Betriebe, der Hölle auf Erden, zu
arbeiten versucht haben, um zu erfahren: daß es eine Unordnung gibt,
die, von oben und unten wachsend, Alles zerrüttet, Alles verdirbt,
Talent und Charakter, Jugend und Reife; eine Unlust, unterbrochen
von Wechselfiebern fruchtloser Betätigung; ein rastloses Tempo, das
jeden Augenblick gespenstisch in Stagnation zerrinnt; eine Zerstreut-
heit des Befehlens und ein Hohngelächter des Gehorchens; freche
Ueberhebung des geringsten Teils und uferlose Verlogenheit des Gan-
zen; Zynismus die Lust und Verzweiflung der Wille ! In solchem
Milieu hilft nur, wenn einer sein Leben liebt, die schleunigste Flucht,
und sollte man flehentlich um die nackte Freiheit betteln müssen. Grade
wenn man weiß, wieviel Anständigkeit der menschlichen Gesinnung
und wieviel guter Wille in diesem Unwesen mitverdorben wird, ist
man geneigt, weniger auch den unfähigsten Direktor anzuklagen
als die Schauspielerschaft, die der Lust des Zerstörtwerdens zu geringe
Widerstände entgegensetzt und oft genug der Zuchtlosigkeit wie
eines Opiats zu fröhnen scheint. Je hoffnungsloser man sich entfernt
sieht man von dem, was der feine Mensch und zuverlässige Führer
Führer Ludwig Körner unlängst in einer Versammlung als das Ideal
aufgestellt hat, im Bilde der Gartenzucht, der brüderlichen Betreuung,
der sorgsamen Pflege und stetigen Entwicklung natürlicher Anlagen:
umso rücksichtsloser möchte man, da es sich um Menschen und nicht
um Pflanzen handelt, eine ganze Generation von Theaterleuten aus-
sterben machen, um jenseits dieser chaotischen Menge, die ja ohnedies
bald auch das Handwerkliche verlernt haben wird, eine gesündere Zu-
kunft herankommen zu sehen.

*

Es mag Gestalter geben, die grade im Chaos ihren besten Roh-
stoff, ihre höchste Spannung erreichen. Vielleicht wuchern gewisse
Begabungen hier besonders üppig — obwohl ich glaube, daß am Ende
die Trust-Polypen am üppigsten gewuchert haben werden ! Das Ent-
setzliche ist, daß im heutigen Theater die Unterschiede längst flie-
ßende, ja zusammenfließende geworden sind — daß, wie in der Ge-
sellschaft, hier kaum noch ein Fußbreit festen Bodens von der trü-
ben, beizenden Flut unangewühlt und unangefressen bleiben konnte.
Auch jene Betrachter, deren Auge auf die paar literarischen Premieren
(mehr Versuche als Versuchungen) geheftet bleibt, werden, wenn sie
nur die Theaterzettel und ihre Verwilderung ins Barnumhafte studie-
ren, bald heraushaben, wie sich diese ganze Niederung, unsres
öffentlichen Genusses unaufhaltsam zur Wasserpantomime senkt.
Wahnsinnige Vergeblichkeit, hier den reinen Willen oder das ideale
Werk oder die edlere Persönlichkeit zur Wirkung zu bringen — oder,
wo solche Wirkung gelang, die Menschen und Dinge, von denen sie
ausging, auch nur über Tage hinaus rein und ideell zu erhalten.
Zwar sind im letzten Augenblick, wie immer, neue, vom
wirtschaftlich-gesellschaftlichen Entwicklungsströme zunächst eini-

germaßen abgedämmte Institutionen entstanden — Staatstheater, Volksbühne — , nach Art der Arche Noah in der Sintflut; aber nur bei lückenlosester Dichtung, bei zielhaftester Führung werden sie hinübergelangen. Und weil, wie die menschliche Hoffnung, die Kunst niemals endet, ist mitten in der wüstesten Sprachverwirrung, mitten in der Zersetzung, Abbröckelung, Vermengung aller Formen der charaktervolle Ansatz einer mit verzweifelter Energie zusammengerafften Dramatik erschienen, rhythmisch gehämmert und von geschärftester Diktion, gerettete Idee und bis zum Erstarren geschlossener Umriß — eine männlichere, stoisch behauptete Theaterkunst, die gegenüber dem anarchisch-formlos-üppigen Zergehen des individualistischen Mimentums gradezu dogmatisch, abstrakt und karg bis zur Reizlosigkeit anmuten mochte. Ein äußerstes Eben-Noch machte die Verzerrung dieser Gebilde aus. Man wird erst später das Verdienst solchen Formwillens erkennen, daß er, das Drama auf die Urtheatralik zurückreißend, eine Art Damm oder Wehr aufzurichten versuchte. Wie jede Not sich ihr Organ bildet, kam nach Reinhardt der neue Typus des Regisseurs, ausgerüstet, um aus dem Untergang einen Uebergang zu machen. Reinhardt selbst, der Allkomödiant, hatte alle Möglichkeiten des Theaters seiner Zeit in sich und hat sie alle auf komödiantisch ausgedrückt — damit hat er manches vorweggenommen und vieles mit verschuldet. Aus tiefer Notwendigkeit ist der Regisseur nach Reinhardt nicht zuletzt Dramaturg — ja, dieser Begriff wurde erst wieder zu rettenden Ehren gebracht. Und sofort versuchte auch die Kritik, über den — Reize verdichtenden — Impressionismus ins Gesetzgeberische, Normative zu gelangen. Aber dieser so heftige und seines Sieges so übersichere Vorstoß scheint schon wieder in Aussichtslosigkeit erlahmt — und die Regisseure wird man bald daran erkennen, daß eine unwiderstehliche Zentrifugalkraft sie aus den Theatern, aus den Ensembles schleudert. Ja, auch der seiner strengen Aufgaben der Bildung und der Zucht zuletzt so bewußt gewordene Regisseur droht ins Starhafte zu entarten und dem Gesetz der anarchischen Zerstücklung nachzugeben.

Ueber solche Symptome ist man, trotz allem Personenkult, beinahe ohne Frage zur Tages-Unordnung übergegangen. Und erst der Streik hat für einige Stunden aufhorchen gemacht. Der Streik der Schauspieler, weil es „geistige Arbeiter“, nein, Schauspieler waren, welche die ultima ratio des klassenkämpfenden Proletariats anzuwenden nicht umhin konnten. Das Publikum interessierte sich, obwohl und grade weil der Streik für solche als ein unziemliches (Künstler !) und ein untaugliches (Luxusware, Unterhaltungssklaven !) Mittel gilt; obwohl und grade weil das Publikum Alles für Komödie hält, was Schauspieler treiben, sogar den Hunger ! Es erregte Wohlwollen, daß diesmal auch die Stars und Lieblinge in der gemeinen Reihe mitmachten, und daß sie — trotzdem sie als vielfach am Theatergewinn Beteiligte, als Halb-Direktoren und Drittel-Unternehmer, den größten Schaden und den geringsten Nutzen davontragen mußten — standhielten. Man fühlte wohl auch allgemein, daß beim Theater mehr und Andres als nur die Löhne mit der Fieberkurve der Zeit nicht mitkommen konnte: eine schwunghafte Schauspielerversammlung ließ „ideelle Forderungen“ wie Leuchtraketen steigen; ein Direktor-Romanschriftsteller, mit den Wirkungen auf die breiteste Ebene der Bourgeoisie berufsmäßig

vertraut, schrie „Bolschewismus !"; einige Vollblutschauspieler, in der Bötzow-Brauerei Schiller spielend, zeigten, in mitreißender Freiwilligkeit, die naive Spielfreude, welche sie wieder aufbringen könnten, wenn sie erst vom Betriebe befreit wären, und lieferten so die Vor-Skizze der Theatertruppen, in die sich die Schauspielerschaft auflösen würde, wenn die öffentlichen Theaterhäuser und die konzessionierten Kunsttempel krachen gingen. Vorüber, ach, vorüber ! Berlin braucht jeden Tag andre Tote. Die Schauspieler haben den Streik nicht gewonnen, die Direktoren haben ihn nicht verloren. Der Schaden ist für die Schauspieler (in Gegenwart und nächster Zukunft) der weit größere, und so haben sie auch nicht um den größern Spott zu sorgen. Zuletzt um den Spott über ihre „ideellen Forderungen", welche sie unverbraucht wieder nachhause tragen durften.

*

Aber der Streik, den die Genossenschaft, die Gewerkschaft der Schauspieler, vielleicht fehlerhafter Weise, beschlossen hatte, ging doch um die Löhne, um rein Materielles? Gewiß. So gewiß, wie sich in allen materiellen Dingen des heutigen Theaters das ganze Chaos, die ganze Krankheit spiegelt. Daß von hier aus, vom Allertatsächlichsten her das ganze große Kulturelend des Theaters aufgerollt werden kann und muß, haben beide Parteien sehr wohl gefühlt: die Schauspieler, indem sie über die Lohnregelung hinaus ideelle Forderungen unterbringen wollten; die Direktoren, indem sie ihre Verhandlungs- und Vergleichsbereitschaft davon abhängig machen wollten, daß die ideellen Forderungen zurückgestellt wurden und es in alle Zukunft blieben. Aber gab es denn zwei Parteien? Auf der einen Seite war das ganze produktive Theater, mit den Schauspielern Regisseure, zum ersten Mal als tendenziöse Gruppe zusammengeschlossen, ferner die lebendig interessierte Kritik, obgleich sie nicht mitstreikte, und bestimmt auch die junge Dramatik, wenn man sie zu Hilfe gerufen hätte — auf der andern Seite dreißig Unternehmer, die in der Mehrzahl als Künstler oder auch nur Kunstsachverständige gar nicht oder nicht ernsthaft in Betracht kommen. Die Direktorengruppe erhielt diesmal ihre besondere Physiognomie durch die allzu drastischen Theater-Spekulanten und über Nacht herangewachsenen Trustherren. Die paar nervösen Erben und unsicher gewordenen Verwalter einer schon vor dem Kriege sich zersetzenden Tradition (die heute nur noch mitkommen, indem sie in überstürzter Eile die schönen Reste Stück für Stück losschlagen) mochten grade während dieser Prüfungszeit gefühlt haben, daß es ihnen kaum mehr lange möglich sein wird, sich den umfassenden Armen des großen Trustpolypen zu entziehen. Man konnte vom andern Ufer her gewahren, wie der Eine, Ritterlichkeit im Busen (als ob er aus freiwilliger Solidarität handelte) sich kopfüber in das Ungeheuer stürzte, während der Andre, klaren Kopfes, angestrengte Fluchtmanöver machte. Müssen nicht über Herrn Barnowsky seine Kollegen rasen, weil er offenkundig werden ließ, was sie diesmal zur Not noch unterdrückten, nämlich einen sehr peinlichen Niveauunterschied: und daß innerhalb des Direktorenverbandes eine reinlichere Scheidung verflucht notwendig, aber wohl auch verflucht unmöglich gewesen wäre? Gleichzeitig mit dem Versuch des Verbandes der Bühnenleiter, den Einzelnen, in dem die bessere Tradition sich

aufgebäumt hat, zu achten und auszutilgen, kündigt sich vernehmlich der Plan an, nach Abstoßung der zwei, drei „gemeinnützigen" Institute alle Privattheater in einen Trust zu verschlingen. Vielleicht muß es dazu erst kommen; und vielleicht muß außerdem der Film alle noch lebendigen bildnerischen Reste des Theaters in sich aufgenommen und verwertet haben: ehe rein und keusch ein Außerhalb, ein opferbereites und kampfzähes Fürsichselber des Sprechdramas sich an- und durchsetzen kann. So wahr es Victor Barnowsky über alle Solidaritätsschmerzen hoch hinaus hebt, daß er einbekannt hat, die Krankheit zu kennen und um die besondere Mitverantwortlichkeit der Direktoren (wenn auch in Zukunft Direktor von dirigieren kommen soll) zu wissen; und daß er die unvermeidliche Suggestionsfrage nach der geistigen Legitimation unsrer Ensemble-Besitzer zunächst mit einem wohlgeratenen wirtschaftlich-menschlichen Axiom beantwortet hat: „Ich kann nur mit Schauspielern arbeiten, denen es gut geht": so entsetzlich genau weiß der andre, ihm entgegengesetzte, neuere Typ der Direktoren, was er heute will und soll ! Und es ist jetzt an der Genossenschaft, klar zu erkennen, welche Physiognomie die Organisation dner Unternehmer heute angenommen hat; mit welcher wirtschaftlichen und geistigen Kaste sich die Schauspielerschaft hier zwangsläufig verbunden hat; und ob der Tarifvertrag mit seinen Besserungen es wert ist, so verbunden zu bleiben. Es ist an einem neuen Theatergesetz, schützend und vorbeugend in die weitere Entwicklung einzugreifen. Und es ist an der Genossenschaft, sich der großen Krisis, welche sie jetzt begriffen haben dürfte, durch Verjüngung, Vergeistigung und eine umfassende Durchbildung ihren sachlichen Methoden anzupassen, anstatt die von der Zeit gebrannte Jugend in die unfruchtbare Opposition zu drängen.

*

Lieber Herr Jacobsohn ! Haben Sie das Alles geahnt, gefühlt, vielleicht sogar gesagt?

Sie waren unparteiisch !

Christa, die Tante von Alfred Polgar

Christa, die Tante, ist eine gewendete komische Figur. Wenn man die sogenannten „komischen Figuren" wendet (alle sparsamen Dichter kennen das Verfahren), daß das Futter nach außen kommt, erscheinen sie tragisch. Bei diesem Anlaß wäre zu bemerken: Der Mensch ist überhaupt eine komische Figur, und der, der es nicht sein will, die komischste. Anderseits: Alle Heiterkeit der Welt rührt her von ihrer Traurigkeit, wie sie selbst geboren ward aus der Finsternis.

Rolf Lauckner, Verfasser des zarten Schauspiels ‚Christa, die Tante', rettet den Typ der alten Jungfer aus Gelächter-Not. Er hat das Mitleid, das Verstehen, die Gabe der Fürsprach'. Und die Träne, lacrimam poetae, welche ist wie ein Tropfen Salböl. Er spricht in gütigsten Worten von der Einsamkeit der alten Jungfer, von der nagenden Sehnsucht ihres Herzens und Schoßes, von nichtgenutzter Jugend, die, ganz unmerklich, in die Zeit versickert, von der Frau im erotischen Ruhestand ohne

Ruhebedürfnis, von der Frau, die alt ist und jeder seelischen Alterspension entbehrt. Es bleibt ihr nur das dürre Gnadenbrot der Schwermut und Resignation.

Christa, die Tante, ist ein Beispiel. Ein Schicksalsmuster. Ein Beitrag zur Biologie des überreifen Fräuleins; mit handkolorierten Bildern. darstellend seine Leiden, Anfechtungen und Ueberwindungen. (Unter einem Drama verstehe ich was andres.)

Laucknerss Text zu den Illustrationen ist eindringlich und wirksam. Er spricht in schön geschnittenen Lettern. Manchmal befleißigt sich der Dialog jener weitläufigen Kürze und zeitraubenden Gedrungenheit, die als diagnostische Merkmale für Expressionismus bekannt sind. (Aber der erfahrene Arzt fällt auf Versuche, durch Asthma Vollblütigkeit vorzutäuschen, nicht hinein.) Erreicht die Empfindung gewisse Höhegrade, so schmilzt Tante Christas Prosa in den Aggregatzustand des Verses über.

Wäre dem Stück nichts nachzurühmen, als daß hier einmal von dem Ur-Einsam-Sein der Frau, das mit ihr geboren, die Frage ist . . . . schon dadurch bekäme es Wert und Geltung. Es ist ganz und gar von Gefühl durchwärmt, eine Wärme, die auch den schematischen Gesichtern des Spiels die Wange rötet. Die leidvolle menschliche Position der Hauptfigur wird durch ironische Zeichnung üblen, dumpfen Familienglücks um sie kräftig erhöht, das Purgatorio, in dem sie rein (oder eigentlich: leer) gebrannt wird, entbehrt nicht etlichen dichterischen Feuerzaubers.

Zur innern Anteilnahme kommt der Betrachter nicht, weil Christa, die Tante, doch ein gar zu exemplarisches Wesen ist. Nach beendetem Spiel kommt sie wohl in die Vitrine zurück, woher sie der Dichter, aus dem Museum menschlicher Not, entliehen hat.

Eine schöne Aufführung im Raimund-Theater. Herr Kersten, Jüngling in Pubertätskrisen, von natürlichster Ueberschüssigkeit und Undisziplin in Ton und Geste, Herr Schmieder die hinreißend widerliche Type eines akademischen Tugendbürgers, Frau Hetsey sein echtbürtiges Weib. Fräulein Karolys Christa hatte nichts Saures, Rührseliges, Lächerliches. Man glaubte ihr Leid und Ergebung, die schweren Nöte des Klimakteriums und den sanften Heiligenschein der Dulderin.

Im Raimund-Theater ist jetzt leider Alles Traumspiel. Wenn der Doktor Beer nicht „ins Unwirkliche rücken“ kann, macht ihm das Theater, scheint es, keinen Spaß. ‚Christa, die Tante’ hat ein Bilderbuch zur Umrahmung bekommen, auf dessen melancholisch verschimmeltem Einbanddeckel zu lesen: „Es war einmal.“ Früher machten die Dekorationen Stimmung, jetzt macht die Stimmung Dekorationen. Das Seelische wird Leinwand, und auf der Kulisse klebt schon das halbe Innenleben der Heldin. Während das Bilderbuch umgeblättert wird, spielt die Musik schwermütigen Beethoven. Es geht sehr feierlich, peu à peu verhallend und verfinsternd zu, und Keinen würde es wundern, wenn Indras Tochter erschiene, sprechend: Es ist schade um das Theater !

Trommeln in der Nacht

Familie Heinicke aus Sudermanns Anfängen nennt sich bei dem Dichter Bert Brecht drei Jahrzehnte später Familie Balicke, hat mit Geschoßkörben eine Vorderhauswohnung samt Grammophon redlich erarbeitet, hat ihre Sprechweise gleichfalls der Zeit angepaßt und möchte das einzige Kind an den Kriegsgewinnler Fritz Murk verschieben; ohne zu ahnen, daß es von dem schon im dritten Monat ist. Annas Herz hängt zwar noch ein bißchen an dem spurlos verschollenen, längst für tot gehaltenen Artilleristen Andreas Kragler — aber wenn wir Toten erwachen, entdecken wir, daß unsre Bräute Verlobung feiern. Würgende Verdutztheit des Heimkehrers, die sich in der Picadilly-Bar zu Disputen, Lärm und Tätlichkeiten erlöst. Kellner und Huren nehmen des Kriegers Partei gegen die Kriegsschmarotzer und folgen ihm — während die Doppelbraut immer an ihm vorbeiirrt — auf dem „Walkürenritt“ zu Spartakus in die Vorstädte und zu ihresgleichen um ein paar Windungen tiefer in „eine kleine Schnapsdestille“. „Wat heeßt hier Aujuste? Ick heiße Karl. Auch dieses versoffene Lumpenpack scheint dem Frontsoldaten besser als die gedunsene Bourgeoisie. Auch diese Nachtasylisten entzündet er stammelnd, schamhaft von den Erlebnissen der Gefangenschaft stammelnd, für die neue Sklavenerhebung. Auch dieser fünfte Stand zieht hinter ihm her zum Kampf um das Zeitungsviertel. Aber plötzlich treffen sie auf die Doppelbraut. Und da dämmert dem Anführer, daß ein weißes, breites, weiches Bett eine reellere Sache ist als Ideen, Schlagwörter, Konstruktionen, Programme. Und er hält ein, legt behutsam den Arm um die schwangere Anna und macht mit ihr Kehrt.

Dazu herunter blickt fünf Akte ein blutroter Mond. Dazu wirbeln aus dem Titel obligatorisch die Trommeln in der Nacht. Dazu erklingt Begleitmusik teils der Mordwerkzeuge, teils der Elemente, die beide das Gebild der Menschenhand hassen. Welten werden einander entgegengestellt und gemischt. Reinheit begegnet der Schäbigkeit und verstummt, statt tönende Reden zu schwingen. Der Ausruf: Oh Mensch ! findet sich nicht einmal zwischen den Zeilen. Ein Journalist, von dem man zuerst befürchtet, daß er den Chor, den Kommentator, den Raisonneur abgeben werde, verliert sich anspruchslos als hilfreicher Freund in der Menge. Ein Revolutionsstück ohne politische Tendenz, sogar ohne die Tendenz seiner Tendenzlosigkeit, ohne Akzentuierung jener „Moral“ am Schlusse: daß die Politik den Charakter oder doch wenigstens die Liebesbeziehungen verdirbt. Ein berlinisches Lokalstück, das sich leisten darf, von einem Bayern zu stammen. Ein naturalistisches Stück, das sich unmerklich höher und höher über den Erdboden hebt. Ein Volksstück, das von der Ballade den Kunstgriff übernommen hat, Tatsachen aneinanderzureihen, so schlicht und scheinbar zweckfrei wie möglich, also nicht mit ihnen auf Rührung auszugehen, sondern jedem Betrachter zu überlassen, ob er schmelzen will oder nicht.

Aber warum gehöre ich, der ich alle diese Tugenden erkenne
und mit dem Verstande anerkenne, zu Denen, die keinen Augenblick
schmelzen? Vielleicht weil das Drama oder doch seine Aufführung
um vier Jahre zu spät kommt: weil die Zeitereignisse, die es Bert
Brecht entrissen haben, uns heute nicht annähernd mehr so brennen
wie damals ihn. Vielleicht, weil zwischen 1918 und 1922 eine An-
zahl schwächerer Arbeiten uns für dieselben Wirkungen selbst einer
stärkern Faust abgestumpft haben; weil eine Art Vorläufer, der sein
Manuscript so lange zurückhält, bis seine Nachzügler sämtlich dran-
gewesen sind, durch eigne Schuld nicht mehr allzu sehr überrascht.
Vielleicht, weil ‚Trommeln in der Nacht' mit einer Begeisterung ange-
kündigt worden sind, die meine Erwartungen überspannt hat. Viel-
leicht, weil Andreas Kraglers Bruder Wozzeck noch viel wortkarger
ist als er und den Beweis liefert, daß man auch zu redselig lallen, daß
einem das Wort im Munde auch zu gemächlich ersterben kann. Viel-
leicht, weil der geistige und künstlerische Verlust nicht eben groß
wäre, wenn sich der fünfte Akt an den dritten anschlösse, und wenn
die paar Eingebungen des dritten und vierten Aktes ohne das lastende
Beiwerk nach hinten oder nach vorn verteilt würden. Vielleicht, weil
man gegen die Wolkigkeit eines Autors, der sich als ein harter Ge-
stalter auf Anhieb bewahrt hat, zwiefach empfindlich ist. Vielleicht,
weil sogar der legitimste Krach nicht zu früh einsetzen darf oder
artistisch abgewandelt und gesteigert werden muß, um nicht zu er-
müden. Vielleicht, zuguterletzt, schmolz ich nicht, weil Regie und
Darstellung mir nicht heiß machten.

Bert Brecht erlaubt ausdrücklich dem Regisseur, den dritten Akt,
„wenn er nicht fliegend und musikalisch wirkt und das Tempo be-
schwingt", auszulassen. Otto Falckenberg traute sich offenbar die
Fähigkeit zu, diese Bedingung zu erfüllen. Das war ein Irrtum, da
der Sinn der Anweisung ja doch wohl der ist, daß nicht von Anfang
an auf ein Prestissimo ohn Atempause ausgegangen wird. Es fehlte,
immer wieder, die Ruhe mitten im Sturm, bei der einem das Herz
ein bißchen stillsteht. Dieses Dichters Besonderheit ist die allmäh-
liche Aetherisierung eines blutvollen Naturalismus. Im Deutschen
Theater war Brecht zuerst ein Naturalist und zuletzt ein Expressionist
und grade niemals beides ineinander. Freilich: was soll man mit
einer Anna beginnen, die erstarrte Cabarettallüren auf die Bühne
überträgt ! An Blandinen Ebinger erlahmte manchmal auch Alexan-
der Granach, des zum Zeichen er regelmäßig lauter schrie, als er bei
seiner Eindringlichkeit nötig hat. Um die Hauptpersonen herum be-
wältigten das Problem, wie Bert Brecht zu spielen ist, am besten,
der Reihe nach: Werner Hollmann als Schieber mit Zügen von naiver
Wedekindlichkeit und frechem Sudermannstum; Heinrich George als
erdhafter Schnapswirt von flimmernder Phantastik; Margarethe Kup-
fer als Dirne sowohl von der Straße wie aus dem Märchenbuch. Und
am allerbesten: Paul Graetz als der Journalist, in der Maske Alwill
Raeders und mit einer Leisheit, die er gut tun würde sich zu erhalten.

Bluff von Morus

Ursache

Der deutschen Hurrah-Presse ist diesmal der Text verdorben worden. Man war nun schon daran gewöhnt, alle paar Wochen dieselbe Walze aufzulegen: Aus Washington wird gekabelt, daß Amerika zu einer Anleihe bereit sei, wenn Frankreich sich verpflichte, Deutschland nichts zuleide zu tun — Poincaré antwortet mit einer Brandrede — und Amerika steht blütenweiß als der Retter da, den Bösewichte am edlen Werke hindern. Aber nun verlief die Chose etwas anders. Herr Poincaré erklärte zum Aerger aller deutschen Vorkriegs- und Nachkriegsnationalisten, daß Frankreich nicht daran denke, ins Ruhrgebiet zu marschieren, und die berliner Lundisten mußten den Leitartikel, den sie schon auf der Feder hatten, umschreiben. Peinlich, sehr peinlich ! Immerhin blieb der schwache Trost, daß Poincaré nur auf Druck von englischer und amerikanischer Seite sich dazu entschlossen habe, und daß die Franzosen im Grunde ihrer schwarzen Seele dieselben Ungeheuer blieben, die sie stets waren. Inzwischen nahm drüben Alles den gewöhnten Lauf. Die amerikanischen Zeitungen meldeten jede eine andre Belanglosigkeit, und die deutschen stellten Alles in Fettdruck hübsch unter einander und wählten dazu die Ueberschrift, die den größten Straßenabsatz versprach. Morgan wird — Morgan wird nicht — Morgan wird — ein liebliches Ratespiel. Bis der große Pierpont durch seinen Direktor Thomas Lamont verkünden ließ, daß eine Anleihe für Deutschland unmöglich sei, weil gegenwärtig das amerikanische Publikum nicht daran denken würde, Schatzanweisungen zu kaufen, und Morgan und die Seinen „dem investierenden Publikum Zeichnungen auf eine solche Anleihe augenblicklich nicht empfehlen" könnten. Das alte Lied also. Aber dann kam das Neue, das sich nicht wegdisputieren läßt, auch wenn man es noch so klein druckt und mit redaktionellen Fragezeichen versieht: Amerika fordert nicht nur Herabsetzung der Reparationen, sondern fordert zugleich einen deutschen Stabilisierungsplan, „der die Verwaltung der Zölle einschließt". Und Herr Lamont schloß nicht seine Rede, ohne Frankreich der aufrichtigen Sympathien Amerikas zu versichern. Nach der Abfuhr, die Herrn Clemenceau in New York zuteil geworden sein soll, hätte man annehmen dürfen, daß solche Worte nicht mehr über die Lippen eines Amerikaners kommen können. Aber es stellt sich eben heraus, daß die Franzosenfeindlichkeit und Deutschfreundlichkeit des heutigen Amerika nur in der Phantasie deutscher Zeitungsschreiber bestehen, und daß von alledem in Wirklichkeit nicht die Rede ist. Amerika war allenfalls im Frühjahr, als die Industrie noch darnieder lag und die Banken nicht wußten, wo sie mit dem überflüssigen Gelde hinsollten, bereit, eine Anleihe für Deutschland aufzulegen. Heute, wo die Krise drüben überwunden ist und das Geschäft floriert wie seit Jahren nicht mehr, verspürt man noch weniger Lust, den Wiederaufbau Europas zu finanzieren. Genug, daß man geholfen hat, Europa zu zerstören.

Es ist auch ein Irrtum, der durch immerwährende Wiederholung nicht Wahrheit wird, daß Amerika auf Europa „angewiesen" ist. Nein, der tiefere Grund der Nichtbeteiligung am europäischen Wie-

deraufbau ist eben der, daß Amerika, nachdem es aus einem Schuldner- ein Gläubigerland geworden ist, Europa nicht braucht, daß es in den besten Zeiten nur 5 % seiner Produktion nach Europa abgesetzt hat. Das ist der Boden, auf dem der Bluff von Washington und der Bluff von Wallstreet gedeihen können.

Wirkung

Wieder hat man sich von Wallstreet bluffen lassen. Die Hoffnung der Hungrigen, daß die Kurve der Mark nun endlich aufwärts gehen werde, hat sich nicht erfüllt. Es blieb bei einer schüchternen, schmalen Zacke. Aber das kurze Blitzlicht hat auch den Nachtblinden gezeigt, wohin der Weg führt, den die deutsche Wirtschaft im letzten Jahre eingeschlagen hat. Ein Rückgang des Dollars um 30 Prozent hat genügt, um die gesamte deutsche Exportproduktion über den Weltmarktpreis zu bringen und damit für den Augenblick lahmzulegen. Das wäre an sich noch keine Gefahr, wenn die Produzenten und Händler willens und imstande wären, die Preise ebenso rasch abzubauen, wie sie sie bei steigendem Dollar heraufgesetzt haben. Aber unsre Wirtschaft, deren ganzer Mechanismus auf unablässige Inflation eingestellt ist, ist einfach nicht fähig, sich von heut auf morgen auf die entgegengesetzte Tendenz einzustellen. Es ist einigermaßen müßig, sich darüber Gedanken zu machen, ob bei den maßgeblichen Instanzen böser Wille oder Unvermögen, Schuld oder Torheit vorliegt. Tatsache ist, daß die großen deutschen Wirtschaftsorganisationen, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, völlig, aber auch völlig versagt haben.

Es ist grotesk, wenn die Großhandelspreise in der Woche, wo der Dollar um 11 Prozent seines Wertes fiel, nur um 1,8 Prozent zurückgingen. Die deutschen Syndikate haben mit bewunderungswürdiger Energie „durchgehalten“. Einzig der Stahlbund, der sich bis dahin durch ununterbrochene Preissteigerungen weit über den Weltmarktpreis hinaus rühmlichst ausgezeichnet hatte, fühlte sich bewogen, seine Produkte um 8 Prozent herabzusetzen. Die meisten Kartelle der Montan-Industrie setzen ihr Spiel munter fort.
So haben die Kaltwalzwerke, die die Erzeugnisse des Stahlbundes weiter verarbeiten, in den letzten sechs Wochen, seitdem der Dollar nicht mehr gestiegen, sondern eher zurückgegangen ist, ihre Preise um 150 Prozent erhöht und sind damit auf dem 4000fachen Preis der Vorkriegszeit angelangt. Die Textilfabrikanten, die schon sehr frühzeitig sich dem Weltmarktpreis angepaßt hatten, haben in letzter Zeit dem Widerstand des Handels nachgegeben und sich einige Beschränkung auferlegen müssen. Die gröbsten Ausschreitungen weist der Holzmarkt auf, wo die Patrioten in Erwartung großer Holzlieferungen an die Entente die Preise nun glücklich auf das 16 000 fache hinaufgetrieben haben, sodaß wir gezwungen sind, „billigeres“ amerikanisches Schnittholz zu importieren.

Die Folge dieser wahnwitzigen Preispolitik ist, daß in fast allen Zweigen der Exportindustrie Absatzstockungen eingetreten sind. Aus Angst vor drohender Arbeitslosigkeit haben eben die Arbeitnehmer in trautem Einvernehmen mit den Unternehmern im Wirtschaftspolitischen Ausschuß des Reichswirtschaftsrats einstimmig beantragt, die Ausfuhrabgabe der Exportindustrie, die seit August dieses Jahres 30 bis 60 Prozent beträgt, herabzusetzen. Sie hätten

besser getan, dafür zu sorgen, daß der Vergewaltigung der Konsumenten durch die Kartelle ein Riegel vorgeschoben wird. Aber es zeigt sich auch hier wieder, wie schon im Reichskohlenrat, im Reichskalirat und überall dort, wo die Arbeitnehmer eines Produktionszweiges an der Preisfestsetzung beteiligt sind, daß sie jeder Preissteigerung, jeder noch so rabiaten Unternehmerpolitik willfährig zustimmen, wenn ihnen nur höhere Löhne versprochen werden. Daß es sich dabei in der Regel nur um höhere Nominallöhne handelt, die durch die folgende Preissteigerung aller Waren — höhere Kalipreise verteuern das Brot, höhere Kohlenpreise alle andern Produkte — sehr schnell ausgeglichen oder überkompensiert werden, haben sie offenbar noch immer nicht eingesehen. Anders wäre es auch unverständlich, daß jetzt, bei leidlichem Stillstand der Mark, die Lohnschraube in unverantwortlicher Weise angezogen wird und damit den Unternehmern Grund und, öfter noch, ein Vorwand gegeben wird, die Preise weiter hochzutreiben.

Die unverantwortlichste Haltung nimmt bei diesem Spiel die Regierung ein. Nicht genug, daß sie tatenlos der Ausbeutungspolitik der Kartelle zusieht, daß sie mit der (relativen) Ueberbezahlung der Beamten den andern Arbeitnehmern ein schlechtes Beispiel gibt, leistet sie auch durch ihre Tarifpolitik der Inflationswirtschaft Vorschub. Es ist lächerlich, bei jeder Erhöhung des Briefportos oder der Personentarife darüber zu räsonnieren, wie „teuer“ Post und Eisenbahn heutzutage sind und gleichzeitig Rentabilität der Reichsbetriebe zu verlangen. Wieviel „normalerweise“ eine Eisenbahnfahrt heute kosten müßte, würde uns Herr Stinnes lehren, wenn ihm gelänge, die Bahnen in seine Gewalt zu bekommen. Aber es ist ein Bürokratismus schlechtester Sorte, wenn in dem Augenblick, wo endlich der äußere Anlaß zur Geldentwertung fehlt, Herr Groener — hei lewet noch ! — mit einer 70 prozentigen Erhöhung der Gütertarife aufwartet. Gewiß wird diese exorbitante Steigerung, die durch die Schönheitspflästerchen der 15 und 17 prozentigen Ermäßigung für Stückgut und Lebensmittel nicht schmackhafter wird, von langer Hand vorbereitet sein, aber es sollte sich doch auch in militärisch geleiteten Amtsstuben binnen einigen Wochen feststellen lassen, ob der Dollar gestiegen oder gefallen ist.

Den Gipfelpunkt einer unvernünftigen Preispolitik hat aber die Regierung bei der Neuregelung des Umlagegetreides erreicht. Der Umlagepreis für das erste Sechstel war niedrig und mit Rücksicht auf die Geldentwertung der letzten Monate zu niedrig bemessen — das ist ohne weiteres zuzugeben. Aber eine Erhöhung dieses Preises auf das Sechsfache, auf mehr als zwei Drittel des freien Marktpreises ist durch nichts gerechtfertigt. Denn der freie Marktpreis für deutsches Getreide, das seit langem fast auf dem Weltmarktpreis steht, ist ein glatter Wucherpreis. Der Landwirt hat noch nicht ein Drittel seiner Gestehungskosten zu Weltmarktpreisen zu bezahlen. Wenn es aber nicht möglich ist, anders als zu 65 Prozent des Weltmarktpreises das nötigste Getreide zur Sicherstellung der Volksernährung von dem Landwirt herauszubekommen, dann sollte man das System der Zwangswirtschaft lieber ganz fallen lassen und das Geld, das die Verwaltung der öffentlichen Brotbewirtschaftung verschlingt, direkt den bedürftigen Volksschichten zuführen.

Kleine Woche

Wir haben nun glücklich den ersten Platz der Republik, in Frankfurt. Aber es ist nur ein Republikplatz geworden, aus — „sprachlichen Gründen“. Das hat mir eingeleuchtet, als ich es in der Zeitung las; aus sprachlichen Gründen vermied man das, was die Sprache verlangte. Man hätte sagen müssen: Grund — ein Philologe, ein Hi . . Hi . . . Hirn.

*

Im Kaufhaus des Westens, zu Berlin, in der Bücherabteilung, steht ein großer Tisch. Auf dem Tisch sind ein paar Dutzend Exemplare eines Buches aufgestapelt. In dem Stapel steckt ein Karton, auf dem Karton schwebt die Kaiserkrone über dem W II. Das ist die Propaganda, die ein Warenhaus mit Kundschaft aus allen Lagern für die Memoiren seines Kaisers macht

*

Sooft ich eine Schachtel Zigaretten öffne, finde ich darin ein Zettelchen mit der Mitteilung, daß die Arbeiterin E 3 b für diese zwanzig Papyros verantwortlich ist, und daß ich, wenn das Produkt ihrer Finger mir nicht schmecken sollte, vertrauensvoll das Zettelchen an die Fabrik , schicken kann.

Ich habe auf der Kreuzeckhütte die Erbswurstsuppe zurückgeschickt, weil eine Haarnadel der Sennerin darin war, aber wegen eines Haares, das mal in den Tabak kommt, wenn die Arbeiterin sich die Haare zurückstreicht, werde ich nicht einen Briefbogen für 50 Mark, einen Umschlag für 40 und eine Marke für 25 nehmen, um E 3 b bei ihrem Brotgeber zu denunzieren.

Wenn man näher hinsieht, findet man, daß die Adresse der Fabrik fehlt. Man müßte erst den Verkäufer fragen. Welchen Sinn also hat die ganze geheimnisvolle Aktion? Den einer Courtoisie des Fabrikanten gegenüber dem Kunden.

Die Courtoisie kostet Geld, und sie ist von spezifisch moderner Komik. Denn jeder Käufer würde gern auf sie verzichten, und der Fabrikant weiß es, macht aber doch mit, warum? Weil der Konkurrent die Sache mitmacht.

*

Eine andre Komik, die diesem Jahrhundert eigentümlich ist, betrifft die Sentimentalität, die Städter und Bauer für den Fall verabreden, daß der Städter zum Bauer ins Gebirge fährt. Alsbald wird die Potemkiniade der Treuherzigkeit gespielt.

Die Bauernburschen mimen die gute alte Zeit ohne Fehl und

Arg, und der Städter zieht sich die ortsüblichen Wadenstrümpfe und seine Frau das grüne Mieder an, um die Sache anzusehn. Jeder weiß vom Andern, daß er der gescherteste Gauner und gierigste Beutelschneider ist, und gegenseitig wünschen sie sich zum Teufel. Aber begegnen können sie sich nur auf dem Boden Auerbachs.

Es ist der Boden jener Lustspiele, die für Deutschland charakteristisch sind. Drei Theaterdirektoren, zwei Dichterkompagnons und ein Photograph der ‚Dame' oder ‚Eleganten Welt' treffen sich in einem ebenfalls treuherzigen Holzhäuschen und legen die letzte Hand an das, was durch Schmalzgehalt ein Schlager wird.

Inzwischen gehn die Bauernburschen ihrer Saisonbeschäftigung als Don Juan mit Natur nach. Sie haben von den Arabern, die in Kairo auf alleinreisende Engländerinnen warten, nichts gehört, aber gleiche Nachfrage erzeugt gleiches Angebot.

Man zeigte mir einen Burschen, der von einer Holländerin hundert Gulden für seine letzte Nacht im Kurort erhielt. Die Angelegenheit endete mit einer Familienschlägerei. Die Familie wollte, er solle den Nachbaracker hinzukaufen, der Bursche zog es vor, den Lohn für seine Tüchtigkeit zu verjubeln. Er geht seither wie ein Hahn herum, der Hühner sucht. Da er begriffen hat, worauf es ankommt, stellt er sich auf Rodelplätzen zur Verfügung, greift energisch um die Taille und schlägt Spaziergänge in der Dämmerung vor. Hat er angeknüpft, so holt er in der Pension ab, und als ihm hier erklärt wurde, die Mutter seines jüngsten Flirts werde mitkommen, fürchtete er sich gar nicht: „Das geht in einem hin."

*

Ich habe einen Witz gehört, ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen. In der Eisenbahn sitzt eine ältere Dame mit einem Kind auf dem Schoß. „Ihr Enkel?" fragt man sie. „Nein", antwortet sie bissig. „Oh, Ihr Sohnchen?" lenkt man ein. „Nein, mein Mann", zischt sie, „Steinach hat ihn verpatzt."

Liliput

Klante vor Gericht

Genau ein Stockwerk unter dem Harden-Prozeß stand Max Klante vor einem hohen Gerichtshof, um sich über 30 Millionen auszuweisen, die nicht ihm, sondern einigen tausend berliner Bürgern und Bürgerinnen gehören.
Ein schmächtiges Körperchen, von bösem Husten gefährlich hin- und hergeschüttelt, und darauf ein erstaunlicher Künstlerkopf mit einer Stirne, die die Hälfte des Gesichts einnimmt. Doch der Künstlerkopf täuscht. Er spricht undeutlich, sich überhastend und falsch. Alles wenig imponierend. Doch vergißt man sehr schnell seine mangelhafte Orthographie, denn aus allen Worten klingt ein leidenschaftliches Pathos, das einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Ich bin sicher, daß dieser Klante, wäre er gebildet, nie auf seine simple Pferdeidee gekommen wäre, sondern vielleicht versucht hätte, sich aus reinstem Idealismus auf das Börsenspiel oder noch kompliziertere Dinge zu werfen. Aber er war der Mann aus dem Volke: das brachte ihm Triumph und brach ihm später das Genick.
Er paßte fabelhaft auf und war sein eigner Verteidiger. Vor sich eine Unzahl von Papieren und Geschäftsbüchern, in denen er immerfort blätterte. Wie er aber einen hohen Gerichtshof zu behandeln hatte, das wußte er durchaus nicht. Es war urkomisch, wie er immer wieder ganz reglementwidrig den Vorsitzenden in einer schönen Satzperiode unterbrach, um mit seinem unbeirrbaren Fanatismus eine längere Rede vom Stapel zu lassen. Besonders peinlich war, daß er die Titel der Richter absolut nicht auseinanderhalten konnte. Wenn er mit seinen Verteidigern etwas zu bereden hatte, schrie er so laut, daß der ganze Saal es hören

konnte. Kurzum: er benahm sich durchaus individuell.

Von seiner Idee war er nicht abzubringen. Er wollte nur das Beste, sein System war unfehlbar: aber die Angriffe in der Presse, das Uebelwollen der Behörden, der passive Widerstand der gro-, ßen Banken — das Alles hatte sein Unternehmen unterwühlt. „Denken Sie,“ erklärte er mit entzückender Offenheit, „wenn selbst Geheimräte meine Kunden waren und studierte Leute sich um einen Vertreterposten rissen, so muß doch meine Sache richtig gewesen sein — sonst wären die Gebildeten nicht zu mir gelaufen.“

Der Knalleffekt des ganzen Prozesses war aber doch die Teilnahmslosigkeit des ganzen Publikums. Man hatte geglaubt, daß die Bänke zusammenkrachen würden. Keine Spur. Ein paar Dutzend Leute, wohl alles seine Gläubiger, saßen da und lachten über die Reden ihres ehemaligen Gottes. Klante hatte natürlich keinen Blick für das undankbare Gesindel. Vor sechzehn Monaten noch war er von ihnen mit Lorbeer geschmückt aus dem Zirkus getragen worden.

Wie er immer wieder den Kopf schüttelte, weil Richter und Auditorium ihn nicht begriffen ! Ganz gekränkt setzte er sich dann in seine Ecke. Und dieser Mensch hatte einst Millionen, drei Autos, einen Rennstall, ein Café, eine Villa, mehrere Geliebte — , mit einem Wort: das besessen, was man sich heutzutage unter Wohlergehen vorstellt.

Armer Klante, Du bist doch nur ein Subjekt mit untauglichen Mitteln. Du bist nicht zum Gott geschaffen, sondern zum Märtyrer einer minderwertigen Idee, die Du arm und frierend auf den Straßen den Leuten hättest zuflüstern müssen. Daß Du die Menschen glücklich machen wolltest, glaub’ ich Dir gern. Aber das haben selbst andre Leute als Du nicht fertig bekommen,

Heinz Pollack

Der falsche Dimitry

Reklame verpflichtet. Wenn nicht den Autor, zum mindesten die Kritik. Ein bescheidenes Filmuleinchen, das sich bestrebt, aber mißraten ist, darf liebevoll überschwiegen werden; ein Reklamemastvieh muß angebohrt werden, selbst wenn es dabei platzt. Und weder der zunächst schwer in Fluß kommende, dann aber — durch den interessanten Iwan Alfred Abels, gute Aufnahmen und Einzelbilder wie die Schloßterrasse, vor allem aber die ganz neu gestalteten Angstträume, photographische Meisterwerke — stark wirkende erste Akt noch die technisch vortreffliche Zusammendrängung der Schen-

kenszenen im dritten Akt noch einzelne Szenenbilder wie der Nonnenhof vermögen darüber hinwegzutäuschen, daß dieser Film ein Fehlschlag ist, nicht nur, weil neben dem Guten auch Mißlungenes steht: die leicht schwülstigen Texte, große Breiten, die opernhaften Aktschlüsse und Aufgeplustertes wie die Fackeltreppe, nicht nur, weil die hier ganz leer theatralische Straub enttäuscht und Kloepfer aus dem Emporkömmling dem Effekt zuliebe einen unglaubhaften Trottel macht, sondern vor allem, weil das Ganze falsch konzipiert ist. Wer durch bereits vorhandene Dichtungen bekannte Stoffe behandelt, muß Neues zu sagen haben und kann nicht einfach schulbubenmäßig „frei nach der Historie" die ganze uns sachlich durchaus vertraute und keineswegs besonders interessierende Kette von sterbenden Herrschern, Krönungen, Kindermorden, Fluchten, Kämpfen, wieder Krönungen und Kämpfen abexerzieren. Der Prolog, mit dem Paul Hartmann in einem plundrigen und illusionsraubenden bunten Bademantel das erwartungsgespannte Publikum anschnauzte, verspricht, was der Film nicht hält: Menschliches uns menschlich nahe zu bringen (nur in einer Szene — Marfa Godunow — geschieht das, aber grade diese ist darstellerisch ganz blaß geblieben). Nun, darüber käme man hinweg. Aber eine Folge selbst noch so schöner, lebendig geschauter Bilder bedarf auf die Dauer der innern Einheit. Hier ist keine. Ist Dimitry der Held oder Godunow? Bald der eine, bald der andre, und das geht nicht. Entweder es ist das Drama des betrogenen Betrügers, dann sind die ersten beiden Akte viel zu breit, oder es ist das der innern Legitimität, dann ist die Dimitry-Vorgeschichte überflüssig. In beiden Fällen: was soll Iwan? Auch Marfa hätte Hauptfigur sein können oder Bitjagowski.

Aber beide tauchen nur auf, wenn und solange sie gebraucht warden, und nehmen dazu wieder als Nebenfiguren zu viel Raum ein. Infolge dieser ungenügenden Klärung der Konzeption werden dann Szenen als Längen empfunden, die wohl zu der einen, nicht aber zu den drei andern Handlungen gehören. Der Kindermord ist ein Motiv, das, knapp gestaltet, Godunow charakterisiert. Für die Dimitry-Handlung ist er afe bloße Voraussetzung überflüssig, kein Zuschauer interessiert sich danach noch für den Prätendenten, der, da er die Entführung als Achtjähriger erlebt, wissen muß, daß sein „Recht" auf schwachen Füßen steht. Für die Marfa-Handlung ist die Behandlung wieder nicht pathetisch genug.
Und so geht es aller Ecken und Enden. Die Flucht mit der Tänzerin bleibt überladende Episode, Godunows Fähigkeiten müssen auf Treu und Glauben hingenommen werden, ebenso wie die Treulosigkeit seines Heeres und der Gegensatz zwischen Polen und Russen. Durchweg wird nur Einzelnes bald breit, bald skizzenhaft ausgemalt und nur Einzelheiten bildlich, aber keine Vorgänge und Motive gestaltet. Ich fürchte sehr, daß dieser Stoff, über dessen Gestaltung zwei große deutsche Dichter sich aufs Sterbebett legten, auch, für eine Weile wenigstens, der Gattung des Historienfilms den Garaus bereiten wird.

Roland Schacht

Karl Valentin

Ja, es gibt hinter dem München, dessen trübes Bild von den antisemitischen Radaubrüdern und dem Angstgezeter verschlafener Spießer bestimmt wird, ein andres, heitereres, menschenklügeres München.

Und es kommt vor, daß seine Stimme noch heute gehört werden kann.

Da ist Karl Valentin, der Münchens Boden noch nie verlassen hat, der bisher in kleinen Kneipen seine große Kunst gezeigt hat, und der seit einiger Zeit nächtens in den Kammerspielen mit eignen Stegreifspielen auftritt.

Ich entsinne mich keines lebendigen Beispiels, um hier vergleichsweise anzudeuten, in welche Richtung Karl Valentins komische Möglichkeiten gehen.
Nur so viel: Seine Komik ist lautlos, ist schweigend, sie lebt von den Pausen zwischen den Worten, von dem hilflosen Erstaunen vor den Hemmnissen der Begriffe und der Sätze. Karl Valentin verstummt vor den nicht zu enträtselnden Schwierigkeiten der Materie und ihres Betriebs.

Da will er, zum Beispiel, auf einem Instrument spielen: aber da macht ihm schon der Notenständer mit seinen tückischen Schrauben minutenlange Pein; oder er will da etwas sagen, etwas von sich erzählen: aber da zeigt sich, daß die Worte — wie

komisch, wie tragisch ! — vieldeutig sind, und daß man ihn nicht recht versteht. Und in solchen Augenblicken ist Valentins lange, spindeldürre Gestalt ein einziges in sein Schicksal ergebenes Verstummen.

In dem Stegreifspiel ‚Großfeuer', das er zur Zeit in den Kammerspiden losläßt, spielt er einen Feuerwehrmann, der zu spät auf dem Brandplatz erscheint: Er stellt sich auf eine Bank und blickt nur in die Flammen. Er tut nichts weiter. Er blickt nur in die Flammen. Das tragikomische Mißverhältnis zwischen dem Feuerwehrhelm auf dem langen, schmalen Körper und dem schicksalhaft ergebenen Blick in die Flammen — ich weiß mich seit langem keines ähnlich starken mimischen Erlebnisses zu erinnern.

Karl Valentins große komische Kunst wurzelt — so abseits sie auch von der Heerstraße der knieschlagenden, jodelnden und bizepsbetonten bayrischen Volkssänger liegen mag — doch ganz tief in wesentlichen Zügen der bayrischen Volksart; sie ist aus jener pfiffig-leisen Weltresignationheraus geboren, deren oesterreichische Spielart die lebendigsten Gestalten Anzengrubers bestimmt, und deren Spuren im Gesicht des heutigen lauten und „offiziellen" Bayern bis zur Unkenntlichkeit verschüttet sind.

Eugen Gürster

Gesang des bayrischen Indianers

Reicht mir Wampumgurt und Flinte
Und ein Dutzend Handgranaten !
Nimmermehr verspritz ich Tinte,
Denn es lüstet mich nach Taten.

Reicht mir Bumerang und Messer,
Hakenschurz und Platzpatronen !
Folgt mir, wackre Nebbichfresser,
Dorthin, wo die Preußen wohnen.

Tod den mauschelnden Coyoten !
Lyncht den Sündenpfuhl Berlin !
Und skalpiert zumal die Roten !
Manitou wird mit euch ziehn.

Ruck — den Bajuvarsch gelüftet !
Die Gelegenheit ist da.
Wie das lieblich nordwärts duftet !
Ha ! Hurrah ! Victoria !

Sieg — dank unsrer Stunkkanone !
Seht die Freudentränen fleußen !
Hoch Prinz Rupprecht, hoch die Krone !
Laßt uns auf die Preußen scheußen !

Hans Reimann

Antworten

Dunkelmann. Sie werden sich freuen, daß man mir den folgenden „Beschluß" zugestellt hat: „In Sachen gegen Siegfried Jacobsohn wird die Beschwerde des Verteidigers gegen den Beschluß des Amtsgerichts Charlottenburg vom 25. Oktober 1922 auf Kosten des Beschwerdeführers gemäß § 505 St.P.O. zurückgewiesen, da das Gedicht ‚Die Riesendame der Oktoberwiese' in Nummer 42 der Schaubühne von 1922 unzüchtig ist und deshalb die Beschlagnahme dieser Nummer der Schaubühne zu Recht angeordnet ist. (§§ 184 Ziff. 1, 40 St.G.Bs, §§ 94, 95, 98, 102 Strafprozeßordnung.) Berlin, den 11. Dezember 1922. Landgericht III, Strafkammer 5. gez. Ehrecke, Schmalbruch, Dr. Heine. Ausgefertigt Berlin, den 13. Dezember 1922. Woop, Kanzleisekretär als Gerichtsschreiber." Ich empfehle Joachim Ringelnatz, der seit Monaten dieses unendlich harmlose Gedicht überall in Deutschland unbehelligt vorträgt, von jetzt an den „Beschluß" vorauf- oder hinterherzuschicken. Dann können Sie ihn ja auch deshalb dem Staatsanwalt denunzieren.

Neugieriger. Hans Reimann läßt seine sämtlichen Parodien unter Mitwirkung seines Freundes Jan Altenburg und mit Bildern von Olaf Gulbransson nach Weihnachten im Verlag Kurt Wolff zu München erscheinen. Titel: ‚Von Karl May bis Max Pallenberg in 60 Minuten'.

Rechtsfreund. So aber spricht Friedrich Wilhelm Foerster: „Die unbedingte Notwendigkeit der baldigen Revision des Fechenbach-Prozesses beschäftigt weite Kreise in Deutschland und im Ausland, man empfindet diese Art von Aburteilung überall als einen Skandal sondergleichen. Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' geben sich neuerdings gar keine Mühe mehr, das Rechtsprinzip in jener Justiz zu verteidigen, sondern finden es ganz in der Ordnung, daß ein Volk in Not sich unbequemer Wahrheitsager auf dem Wege der Justiz entledigt. Diese Kurzsichtigen mögen nur aus den Exekutionen in Athen die Warnung entnehmen, daß sich auch in Deutschland die Machtverhältnisse einmal umkehren könnten, und daß dann die nun eingeführten Methoden einer rechtlosen Justiz, eines Mißbrauchs der Gerichte zur Rache an politischen Gegnern sich blutig gegen Diejenigen wenden könnten, die sich jetzt durch diese Praktiken gesichert wähnen. Schon wegen solcher Perspektiven ist es niemals klug, im Kampfe großer politischer Gegensätze die Rechtsbeugung als Kampfmittel gegen den politischen Widersacher zu mißbrauchen. Vielmehr ist es nicht nur allein weise, sondern auch allem klug, daß eine herrschende Partei in politischen Prozessen gegen ihre Gegner weitgehend mildernde Umstände heranzieht, um sich selbst gegen die Gefahr der unbewußten Rechtsbeugung unbedingt sicher zu stellen." Der hat gut reden. Was in einem Blatt steht, das ‚Die Menschheit' heißt, wird niemals an das Ohr, geschweige denn in Hirn und Herz der bayrischen Machthaber von heute dringen.

Reisende. Meidet Bayern ! In einer vornehmen münchner Bürgerfamilie haben die Töchter ihr Hausaltärchen. Während der Flucht der Rathenau-Mörder ließen die jungen Damen bei Tag und bei Nacht die Kerzen brennen, um die Rettung der Helden aus den Händen der Judenschergen zu erflehen. Wie hart prüft Gott seine Treuen !

Zeitungsleser. Dein Deutsches Allgemeines Weltblatt weiß in Nummer 549 zu berichten: „Im ‚Oeuvre' schreibt heute der bekannte Senator de Jouvenel . . ." Der „bekannte" sagt man bekanntlich immer von Einem, der nicht bekannt ist. Deinem Weltblatt scheint also tatsächlich nicht bekannt zu, sein, daß im ‚Oeuvre' Robert de Jouvenel schreibt, der nicht Senator ist und in ganz anderm Sinne schreibt als sein Vetter Henri, der allerdings Senator und der nicht ganz unbekannte Chefredakteur des ‚Matin' ist. Als ob man mich mit . . . Aber ebenso wenig wie in der Welt weiß Dein Weltblatt in Deutschland Bescheid, sonst würde es nicht behaupten, daß Herr von Haniel „preußischer" Gesandter in München geworden ist. Wenn in allen Betrieben des Allumfassers Stinnes so zuverlässig gearbeitet wird, dann wird auch die Aufhebung des Achtstundentags nicht helfen.

Cabaretbesucher. Die Selbstkontrolle, die ich das vorige Mal dem Humoristen des ‚Größenwahn' Paul Morgan bei seinen politischen Scherzen empfohlen habe, würde ihm auch in künstlerischen Dingen nicht schaden. So hat er in einer Art Conférence („von der Schmuse geküßt", wie er zu sagen pflegt), kürzlich geäußert: „Wir spielen dann den Einakter ‚Liebestrank'. Nicht von Wedekind, aber auch eine Schweinerei." Wedekind, Herrn Morgans heute leider toter Kollege, hatte vor zwei Jahrzehnten den Größenwahn, das deutsche Cabaret unterhaltend und sauber machen zu wollen. Seine Chansons sind von keiner berliner ‚Kleinkunstbühne' herab zu hören. An ihre Stelle ist überal ! ein zeitgemäßer Humor getreten, von dem man nur sagen kann, daß er zweifellos nicht von Wedekind ist, aber eine Schweinerei.

Mitteilung

Die ‚Weltbühne' muß vom 1. Januar an
1800 Mark vierteljährlich
150 Mark im Einzelverkauf
kosten. Die Post nimmt Bestellungen auch für Monats-Abonnements zum Preise von 600 Mark entgegen.

Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika	1 Dollar	Italien	12 Lire
China	1 Dollar	Rumänien	12 Lire
Japan	1 Dollar	Schweiz	5 Schweizer Franken
England	5 Schilling	Spanien	5 Schweizer Franken
Frankreich	10 Francs	Skandinavien	5 Kronen
Holland	2½ Gulden	Tschechoslowakei	15 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Karo-Reklame G.m.b.H., Berlin W35, Potsdamer Str. 123b III, Lützow 4931, Nollendorf 3396. Verantwortllch für die Anzelgen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.